

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfundsechzigster Band.

Oktober 1888 bis März 1889.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1889.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Dreiunddreissigster Jahrgang. Fünfundsechzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

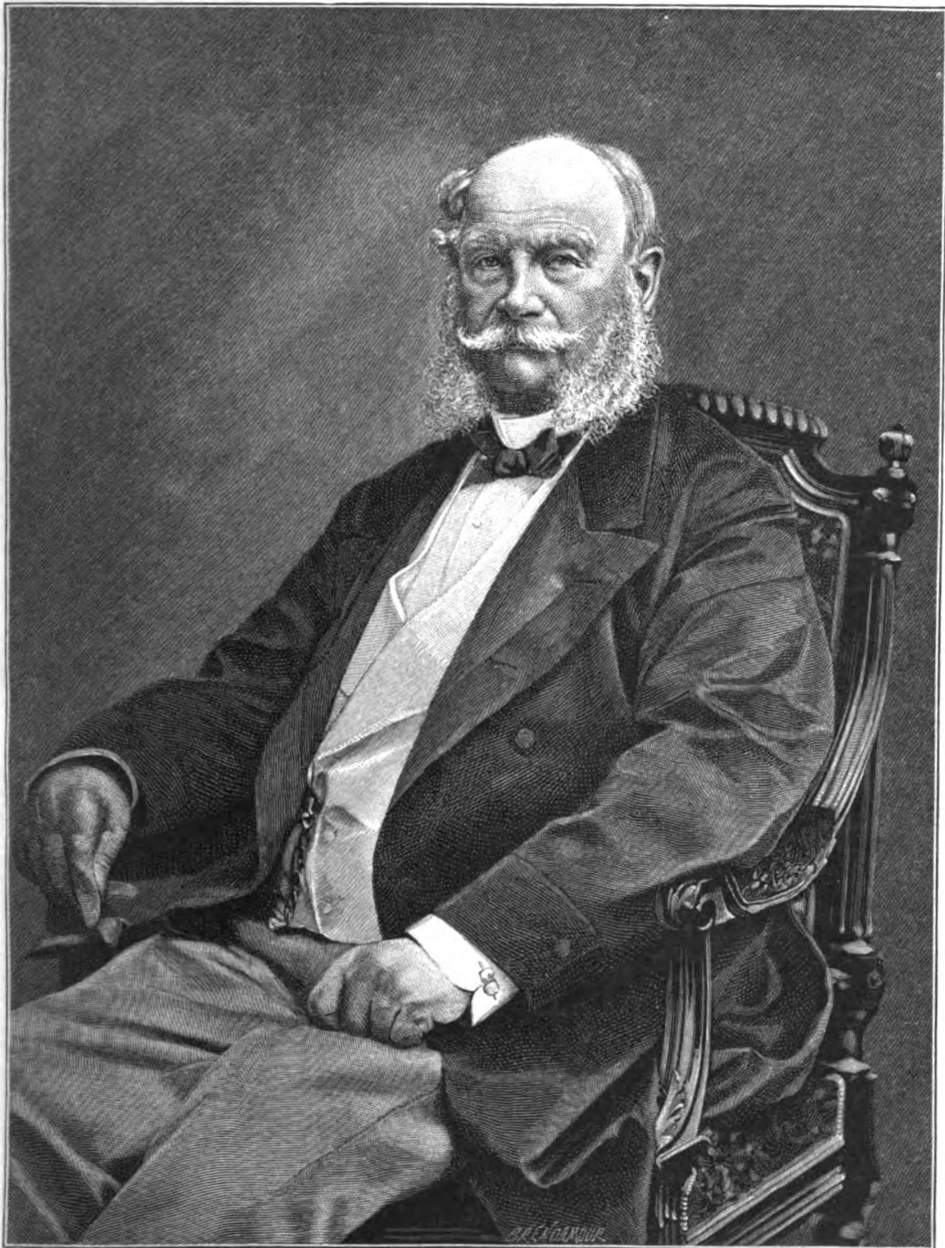
fünfundsechzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt
des fünfundsechzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum fünfundsechzigsten Bande.



Ill. D. Monatshefte. Oktober 1888.

Kaiser Wilhelm, neunundsiebzig Jahre alt.

Nach der Naturaufnahme in Baden-Baden am 22. Oktober 1876 von W. Braun.



Die schöne Helena.

Roman
von
Alexander Baron v. Roberts.

I.

Ein häßlicher Märzabend, wie durchtränkt von der feucht-schweren Tauluft; die Wege außerhalb des Glacis bodenlos vom grauen Schneeschlamm. Die ohnedies stark verblaßte deutsche Trikolore der Köbesburg hing heute ohne eine Spur der Festfreudigkeit, die zu verkünden sie berufen ist, als ein schlaffer und nasser Fetzen an ihrer Stange.

Die Köbesburg war der Tummelplatz der Füsiliere; freilich sah das in Köln und Umgegend berühmte Tanzlokal von Jakob (auf Kölnisch „Köbes") Blatz nichts weniger als eine Burg und der kleine rundliche Wirt mit seinem bartlosen Mädchengesicht und der hellen Fistelstimme nichts weniger als ein Burgherr aus. Eine Holzbaracke, wie sie eben nicht solider im Bereich des strengen Festungsrayons gestattet war, einstöckig, prosaisch platt und jeder Romantik entbehrend, mitten in die Gemüsefelder des Festungsgeländes hingesetzt, mit einem flachen Teerdach und Fenstern, die auf einem Abbruch ersteigert schienen. Die leichte Holzkonstruktion verlieh den Trompetenstößen der Tanzmusik eine ungeheure, weithin bis zu den Wällen der Festung gellende Resonnanz; und heute besonders schien das wimmelnd volle Lokal unter dem stampfenden Gewoge der tanzwütigen Paare zu zittern und zu schwanken.

Die ganze Garnison freute sich der wiedergewonnenen Tanzfreiheit, denn die drakonische Lokalsperre der Kommandantur hatte wochenlang schwer auf allen tanzlustigen Gemütern gelastet. Seit lange bestand eine Feindschaft zwischen den dritten rheinischen Füsilieren und den elften Kürassieren; es war der natürliche Widerstreit der schweren Reiterei und des windigen Fußvolks; doch von Weihnachten an loderte der offene Kampf, es waren Gefechte und Schlachten geliefert worden, und Blut war geflossen. Im Lazarett wurden Wunden geflickt, und „Papa Müller" in der Schnurgasse, der dem Arrest-

lokal vorstand, rühmte sich, das gangbarste „Hotel“ in ganz Köln zu besitzen — er müßte sogar Gäste abweisen! Es gab stundenlange Appells, wo die Pallasche und Faschinenmesser nach Blut untersucht wurden, und Verhöre vom Morgen bis in die Nacht — das Papier drohte aufzuschlagen, so viel verkritzelten die Auditeure an Akten. Schließlich waren die Truppenteile an den Sonntagen konsigniert und der Bann über eine Anzahl von Tanzlokalen verhängt worden, die sich als die gefährlichsten Kampfplätze erwiesen hatten.

Und die Ursache des gottlosen Krieges? Où est la femme? Natürlich ein Frauenzimmer, eine Köchin, die moderne Travestie jener schönen Helena, deren kokettem Frätzchen zu Gefallen sich die Blüte der Griechen und Trojaner zehn Jahre lang dahingemordet. —

Eine Trompetenfanfare verkündete soeben die Damenpolka. Die ersten paar Takte blieb die weite, vorhin mit krausen Wasserringeln besprenkelte Diele noch leer und die Musik schallte hohl, mit dröhnendem Wiederhall von den sonoren hölzernen Wänden. Doch auf den Estraden der Langseiten, wo man in Gruppen oder Paaren an den Tischen beim Wein saß, surrte die Aufregung. Keine der Damen wollte zuerst einen Herrn auffordern; jetzt erhob sich eine, mit eckiger Genickverbeugung ihren Tänzer vom Platze einladend; gleich ward es an den anderen Tischen lebendig; ein platzend pralles Ding, hochrot echauffiert, in giftgrünem Tarlatan, wagte sich linkisch trippelnd über die leere Fläche. Und nun stürzte alles los, bald zitterten die Wände von dem Hüpfen der tanzenden Paare, und die beiden Kronleuchter von Petroleumlampen schnellten leise im Takte auf und nieder über dem Gewoge der Köpfe.

„Nun, Len' — riskierst du nit ens einen?“ fragte die Frau Sergeant Blaumüller, eine massivgebaute, starkknochige Person, das breite Gesicht leicht mit Pockennarben gezeichnet, was sie jedoch nicht entstellte.

Die Angeredete war ein hübsches Mädchen mit pikantem Brünettengesicht, das ein üppiges Gewirr fast schwarzer Haare bekrönte; sie war der herrlichen Büste zu Gefallen in knappen, hellfarbigen Kattun gekleidet, eine gewisse selbstbewußte Einfachheit, die sie gegen die mit Fähnchen und schreiendem Firlefanz aufgedonnerten Toiletten der anderen Tänzerinnen auffallen machte.

Die Plätze vor den Gläsern waren leer; die Herren hatten sich beim Schmettern der Fanfare geflüchtet, jeder wohl in einer Art zimperlicher Scheu, von der Lena, deren Laune sie kannten, bei der Damenpolka ausgelassen zu werden. Nur Sergeant Blaumüller selbst saß da, gründlich festgemauert an der Schmalseite des Tisches, den Kopf, dessen Blondhaar leicht zerwühlt und dessen Schnurrbart zerzaust war, auf die eine Faust gestemmt, während die andere Hand das Glas umfaßt hielt; aus seinen verschwommenen, weinschwülen Augen blinzelte er wohlgefällig das Profil der Lena an, das mit verlorenem Ausdruck dem Gewühl des Saales zugewandt war.

„Ich paß!“ warf diese ihrer Freundin zur Antwort hin.

„Na, ich paß auch!“ knurrte der Sergeant in die Faust hinein, und er hob das Glas und stürzte den dunkelgelben Inhalt mit einer überraschend schnellen Schüttbewegung hinab. Dann öffnete er laut prustend die Krampen des engen Tressenkragens.

Seine Frau hob die Rechtecke ihrer breiten Schultern — eine stumme Entschuldigung: er ist heute abermals nahe dem Anschluß! Was ist dagegen zu machen?

„Schad!“ sagte das Mädchen herumfahrend, „hätt gern mit Ihnen den Polka getanzt, Herr Sergeant!“ Schelmisch strahlte sie ihn mit ihren großen Augen an.

Blaumüller rückte mit der Schulter gegen den feisten Rücken seines Weibes — „Die Ehekrüppel passen — he, Alte?“ lallte er.

Frau Blaumüller gab ihm mit ihrer

breiten, roten Hand, welche die ehemalige Köchin verriet, einen täppischen Schlag. Aber die Polka ist schon zur Hälfte ausgespielt und keine Zeit zu verlieren! „Wird's bald, Len'? Ist dir doch nicht Ernst mit dem Passen? Bist wieder apart? Ist dir wieder keiner gut genug? Hättest gern 'ne Graf?"

Ja, die Lena macht wieder die Aparte! Nicht genug, daß sich ihretwegen die zwei Regimenter die Köpfe blutig gehauen — nicht allein, daß sie es mit den Kürassieren verdorben, bei denen sie zwei Jahre lang die Ballkönigin gespielt und eine ganze Schar von Anbetern aufs Blut gequält! Aber bei den Füsilieren könnte ihr das Wetter einmal umschlagen, die sind nicht so geduldig wie die Deutzer Mehlsäcke.

„Len', guck nur mal, was sie lauern auf dich! Guck nur den Blinkmann, den schwarzen Teufel — na, und der Hubert ist dir doch hoffentlich gut genug! Ich weiß, daß du ihn heiraten thätst — das wär dir eine Partie!"

Die Blaumüller kann das Kuppeln immer noch nicht lassen! Heiraten — heiraten — der alte Refrain! Als wenn eine Kommißheirat nicht das Elend bedeutete? Als wenn sie nicht selbst bis zum Hals in solchem Elend säße? Trotzdem: heiraten!

Mit demselben Refrain verfolgte sie die Lena schon vor Jahren, da diese als Stubenmädchen bei den Pifferaths eintrat (Fritz Pifferath, Droguist in der Eulogiusgasse zu Köln, später Rentier zu Deutz), wo sie, die Sett, selbst als Köchin diente, in der That aber mit ihrer resoluten Art das Haus beherrschte, denn die Pifferaths waren zwei winzige, erbärmliche Leutchen, „die man einfach in die Tasche steckt!" wie die Sett der Lena bei deren Diensteintritt erläuterte.

„Lena, du hast doch schon einen?" fragte die Tyrannin mit ihrer, zwischen dem vielen Kupfer und Blech der Küchenausstattung laut dröhnenden Altstimme.

Das Lenchen, damals ein herziges, liebes Ding, das erst kurz vorher aus seiner dörflichen Heimat nach der glänzenden rheinischen Hauptstadt versetzt worden war, zuckte verdutzt die Schultern.

„Soll ich dir einen verschaffen? Einen netten Kerl, einen Freund von meinem — einen Sergeant?"

„Ich mag keinen!" sagte das Lenchen.

„Wa—s?" Die Sett war ganz empört: „Dumm Dingen!" rief sie und drehte jener den Rücken zu. Und heute hatte sie noch immer dieselbe Partie für das Mädchen bereit! Aber das ist nicht gescheiter geworden trotz seinen dreiundzwanzig Jahren, wo es doch zum Unterkriechen Zeit zu werden anfing.

Der Lena war es indes nicht Ernst mit dem Passen. Die Musik prickelte ihr im Blut, ihre Augen funkelten immer begehrlicher unter den Schatten der Wimpern, und gar die Füße wollten ihr keine Ruhe lassen, die hatten ihren eigenen Willen.

Zuletzt erhob sie sich. Frau Blaumüller rief: „Aha, den Hubert, hörst du!"

Doch das Mädchen war schon durch das Gewühl davongeschlüpft.

In der breiten Thüröffnung zum Büffettzimmer hatten sich die Tänzer zusammengedrängt, mit ihrer Zurückhaltung fast nach Mädchenart kokettierend — man will von seiner Dame gesucht werden! Wen wird die Lena wählen? Sie schritt auf den Haufen der Harrenden zu, deren Blicke an ihr vorbeiglitten, als wenn sie sie nicht sähen. Desto gespannter folgte ihr der Blick der Blaumüller. Na, natürlich nimmt sie den Hubert! — da steht er ja! Er sieht wirklich staats aus mit seiner Brust voll Orden — und proper und blank, daß es eine Lust ist! — ein Dienstfuchser, und die anderen bei der Compagnie können ihn nicht leiden — aber ein solider Kerl, der nicht trinkt — jedenfalls eine Partie! was? Die Lena schwenkt ab? verschmäht den Hubert? und wen nimmt sie? das Fünkchen!

„Dacht ich's doch!" rief die Sett, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß ihr Mann aus seinem Rauschdämmer auffuhr.

Das Mädchen hatte kurz vor der Gruppe gestutzt, eine Linksbewegung gemacht und war auf eine Säule zugeschritten, an der ein überaus flotter und hübscher Unteroffizier in glänzender eigener Uniform, nachlässig, in selbstgefälliger Haltung, das eine Bein über das andere geworfen, hingelehnt stand und mit einer auffallend zarten Hand, an der ein großer Siegelring prangte, die Spitze des dunkelblonden Schnurrbärtchens gegen das eine verschmitzt zwinkernde Auge zwirbelte.

„Fünkchen, du tanzt mit mir?"

Er fuhr überrascht empor, wenigstens that er so — o, er hatte das Mädchen gewiß nicht gesehen! Und er vermochte den Ausdruck der Freude, der über sein bräunliches Gesicht glitt, nicht ganz zu unterdrücken — so unklug das ist, einer wie der Lena gegenüber!

„Komm, Fünkchen," hauchte sie hastig hin, und da lag sie auch schon in seinem Arm zum Tanz zurecht.

Wie stürmisch ihr Atem flutete während des Tanzens! Er glaubte das Funkeln ihrer Augen zu spüren, ohne daß er sie ansah. Welche Lust, mit dem schönen Mädchen Brust an Brust durch den Saal dahin zu wirbeln! Wie sie sich wohlig hingegeben in seinem Arme wiegte! — man merkte es auch ihr an, daß nicht nur allein die Freude des Tanzes sie so erregte. Auch ließen sie den Tanz über nicht mehr voneinander; natürlich die Polka mit allen Schikanen, links herum, und die schwierigsten Figuren. Es war weitaus das ansehnlichste und gewandteste Paar, durch eine gewisse elegante Grazie der Bewegungen aus der gröberen Art der anderen herausgehoben — eine Augenweide, die beiden tanzen zu sehen. Doch gab es zu viel scheele Blicke, die ihn ihr und sie ihm nicht gönnten.

Die Frau Sergeant war immer noch außer sich. „Sie ist verrückt!" sprühte sie vor Eifer. „Hängt sich an den Lotterbub! An den windigen Schreiber! Keine Spur von einer Partie!"

Freilich ist das Fünkchen, wie der Bataillonsschreiber Funk seines lebhaften und lustigen Wesens wegen genannt wurde, ihr Landsmann. Sie sind beide aus Poll am Rhein zu Hause, beides Kinder von Stadtleuten, die ein widriges Schicksal in den Dorfwinkel verweht.

Den Funks, einem ehemals angesehenen Mühlheimer Kaufmannshaus, war es schlecht gegangen und sie hatten sich nach Poll geflüchtet, wo sie eine baufällige Villa in einem verwilderten Garten mit der Aussicht auf den Rhein bewohnten; hier wenigstens unter den Kohlköpfen hatten sie keine Kritik zu fürchten!

Lenas Mutter war die Frau eines Musikus von den Bonner Husaren, der vom Kriege Anno 1866 nicht heimgekehrt war, obgleich er weder als tot, noch verwundet, noch gefangen, noch vermißt geführt wurde; es hieß, er läge zu Prag in den Banden einer Soubrette, deren Tingeltangellieder er auf dem Klavier begleitete. Frau Sibilla Berg hatte die Schande dieser Witwenschaft nach Poll geflüchtet, wo sie sich und ihr Lenchen von Näharbeit kümmerlich ernährte.

Die beiden Kinder hatten die Schule zusammen besucht, sie waren unzertrennliche Spielgefährten gewesen, eine Kette von allerhand Thorheiten und Streichen knüpfte ihre Erinnerungen aneinander. Damals war er schon das mutwillige Fünkchen, zu dem das Sprühteufelchen von einem Lenchen vortrefflich paßte. Nach Jahren führte sie der Zufall der Gasse hier in Köln wieder zusammen. Das Lenchen war nach Köln in Dienst gegangen, da seine Sprühteufelnatur es bei der Nähmaschine daheim nicht länger ausgehalten; das Fünkchen hatte sich nach allerlei Versuchen, die seine verzweifelten Eltern mit dem Thunichtgut angestellt, in die Uniform stecken lassen; er diente auf Avancement, wegen seiner gewandten Handschrift erhielt er später die Bestallung als Bataillonsschreiber, in der er sich ein allwissendes und protegierendes Air zu geben wußte. Was sollte Besseres aus ihm werden?

Die Freude des Wiedersehens stellte sofort die frühere Kameradschaft wieder

her. Sie gingen eine gute Weile zusammen, doch in aller Harmlosigkeit, der Landsmannschaft und der alten Duzbrüderschaft zu Gefallen — bis der zarte Bund plötzlich einen Knick bekam, vermutlich weil das Fünkchen versucht hatte, mit einem allzukühnen Griff die Freundschaft in Liebe umzuwandeln. Holla! Dafür ist die Lena noch heute nicht zu haben! Das Schicksal ihrer Mutter steht ihr fort und fort wie ein Brandmal vor Augen. „Hüt dich vor dem Militär!“ Das ist noch heute der Angstruf, der aus all deren Briefen tönt. O, sie selbst fürchtet das zweierlei Tuch nicht — sie liebt es im Gegenteil — das liegt im Blut — aber sie läßt sich nicht davon bethören! Im Gegenteil, hat sie nicht jahrelang das ganze Kürassierregiment zum besten gehalten, die ernsten Freier wie die naschsüchtigen Tagesschmetterlinge? Nun spielt sie die Füsiliere gegen die Kürassiere aus — ein Regiment gegen das andere! Auch das Fünkchen soll sich nur nichts einbilden! Daß sie es jetzt abermals mit ihm hält, das ist doch nichts als Berechnung, Politik, Trotz und Trumpf für die anderen.

Der Tanz war zu Ende. Lena kehrte nicht zu den Blaumüllers zurück, wo sich unterdes die anderen Unteroffiziere wieder eingefunden. Vertraulich auf den Arm des Schreibers gelehnt, stolzierte sie mit diesem laut scherzend an den Tischen vorüber, deren Gäste mit hingeworfenen Bemerkungen kritisierend; und das Blinken der weißen Zähnchen in dem vom Tanz erglühenden Gesicht, und das erregte Funkeln ihrer dunkelbraunen Augen erhöhten nur noch ihre temperamentvolle Schönheit.

Dann sah man beide recht auffällig, dem ganzen Lokal zur Achtung, an einem leergewordenen Tische sitzen, wo der Schreiber eine Flasche besseren mit farbiger Etikette und goldener Kapsel springen ließ. Diese Schreiber sind stets die Flottesten! Sie stießen herzhaft miteinander an, daß es gellte, jetzt erhob die Lena sich mit dem Glas und trank über die Köpfe der Nebentische der ferner sitzenden Blaumüller zu. „Prosit allzusammen!“ rief sie. Es klang so triumphierend; nun, noch im Stehen setzte sie das Glas an die vollen Lippen und ließ den Wein hinabgleiten, den Kopf weit zurückgebogen, daß man die fast gierige Schluckbewegung ihres wundervollen Halses sah.

Alles lugte nach den beiden hin — wie lustig sie zusammen plauderten, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, Aug in Auge gebohrt. Sie hatten sich so viel zu erzählen, denn die Tanzsperre hatte sie viele Wochen auseinander gehalten. Gewiß gehörten sie heute mehr denn je zueinander! War er nicht der Paris, der sie, die Helena, den Kürassieren entführt und somit den Anstoß zu dem erbitterten Garnisonkampf gegeben?

In lachendem Übermut gedachten sie jener Entführung. Es war am zweiten Weihnachtsfeiertag. Das Fünkchen hatte sich in das Lokal der Kürassiere vor dem Mühlheimer Thor zu Deutz gewagt; das war nichts so Auffälliges für diesen Tanzboden-Don-Juan, auch wollte er einmal wieder nach seiner Landsmännin sehen, die ihm, seit sie mit den Pifferaths nach Deutz gezogen und die Herzenskönigin der Kürassiere geworden, ganz aus dem Gesicht entschwunden. Er mußte gerade zur rechten Zeit erschienen sein. Die Lena war von einem ihrer weißröckigen Verehrer, den sie etwas zu stark gepeinigt, während des Tanzes brüskiert worden. Er sah sie auf sich zukommen, mit aufgeworfenem Kopf, hochrot vor Erregung und mit flammenden Augen.

„Fünkchen,“ zischelte sie, ohne weiteren Gutentag, „jetzt tanz gleich mit mir! Bis zum Umfallen, hörst du!“

Ihre Stimme zitterte von Haß und Zorn, und während des Tanzens fühlte er das stürmische Pochen ihres Herzens.

Sie hatte also hier bei den Kürassieren den Boden unter sich wanken gefühlt. Steht es so? Wohlan, sie nimmt die Herausforderung an! Das Komplott war bald vereinbart. Höhnisch stolzierten die beiden in der Pause durch den Saal, und

beim nächsten Tanz, einem Galopp, sah man den Füsilier mit ihr, die er fest umschlungen hielt, ein paarmal die Saalseiten entlang schießen — plötzlich raste das Paar durch die ganze Länge zur Thür hinaus. Und weg! Nicht mehr gesehen!

Mit dem Federfuchser! Dem Grünschnabel von einem Füsilier! Von diesem geraubt — den Kürassieren entführt! Zuerst war man starr vor Empörung. Dann platzte die volle Wut über diese Beleidigung der Kürassierehre in dem Ruf nach Rache aus:

„Donnerkeil nochmal — dem Rabau haut man einfach den Deez ein! Und wenn das ganze Füsilierregiment vor die Plempe muß!“

Es war die Kriegserklärung, und der Krieg begann. Zuerst einige Rempeleien in den Kneipen, dann ward blank gezogen, und es begann Blut zu fließen. Die famose Schlacht, die auf der Köln-Deutzer Rheinbrücke zwischen den beiden feindlichen Parteien geliefert wurde, und wo von den Weiß- wie von den Blauröcken einige ins Wasser flogen, bis der Brückenmeister den Kampf einfach dadurch zerschnitt, daß er mitten zwischen den Streitenden ein Brückenglied ausfahren ließ, bezeichnete den Höhepunkt des Krieges.

Die Len' wußte sich ob dieser Wirkung ihrer Flucht vor freudiger Aufregung nicht zu lassen. Sie ward von dem, was in der Garnison vorging, von den Konsignierungen, Untersuchungen, Befehlen und Verboten durch den Schatz des Stubenmädchens bei Pifferaths, des Drückchens, einen feistbäckigen Pionier, auf dem Laufenden erhalten. Dieser brachte ihr auch eines Abends den „Kleinen Beobachter“, wo der Fall im „Lokalen“ verarbeitet war; sie hatte den Passus auswendig gelernt, nun wiederholte sie ihn wörtlich ihrem Galan:

„Wie wir hören, ist die Veranlassung zu dem schrecklichen Krieg natürlich das ewig Weibliche gewesen. Wir haben die ‚schöne Helena‘, welche die Kampfesfackel in unsere sonst so friedliche Garnison geschleudert, an einem Küchenherd der guten Nachbarstadt Deutz zu suchen. Wart! (sie besann sich kurz). Nicht allein, daß der Reiz ihrer Erscheinung (mit erhöhter Stimme) mit ihrem berühmten griechischen Vorbild wetteifern soll — nein, auch mit ihrem Taufnamen, der zufällig Helena lautet, scheint sie für ihre historische Rolle präde—stilliert.“

„—iniert“ verbesserte Fünkchen.

„illiert oder iniert! Is egal! Respekt vor der schönen Helena! sag ich dir, Fünkchen!“ Und sie hob die Hand zur rechten Schläfe und salutierte militärisch mit einer drolligen Verbeugung. „Weißt du auch, daß die Kürassier' geschworen haben, mich hier bei euch holen zu kommen?“

„Sie sollen nur kommen! Meinetwegen heut!“ rief der Schreiber übermütig, wie begeistert.

„Ich möcht wissen, ob du Courag' hast, Fünkchen!“

„Wart doch erst ab!“ warf er achselzuckend hin, fast beleidigt, „ich möcht, daß sie kämen!“

Sie biß sich mit den Zähnchen die Unterlippe und es war fast unheimlich, wie ihr die Augen sprühten in dem Gedanken an eine bevorstehende Schlachtscene unter den Sandhasen und Mehlsäcken.

* *
*

Die Lena hatte recht gehabt — plötzlich waren die Kürassiere da. Es war gegen zehn Uhr, während des Contre, den die schneidige Stimme des Bataillonsschreibers, die Musik übertönend, kommandierte. Eben schoben die Visavis der Längsseiten in schwankenden Bogenlinien aufeinander zu, da erschienen sie in der Thür, acht Mann hoch, jedenfalls nur die Avantgarde, aber die Auswahl, das Massigste und Wuchtigste an Nacken, Schultern und Fäusten, darunter die berühmteste Säule des Regiments, ein rothaariger Posaunenengel, und diese Säule schwankte bedenklich. Man trug die hohen Reiterstiefel mit den ungeschickten Pfund-

sporen — o, man ist gewiß nicht zum Tanzen erschienen.

Zuerst allgemeine Überraschung. Das grelle Weiß der Kürassieruniformen wirkte wie ein ungeheurer heller Fleck in diesem, nur vom blauen Waffenrock beherrschten Lokal. Der Contre kam ins Wanken.

„Schän de Damm!“ (chaîne des dames) schrie wütend die Stimme des Schreibers. Er wollte sich nichts merken lassen, daß er beim Anblick des weißen Fleckes gestutzt. Die Len' nickte ihm freudig zu, ihre Augen flammten auf wie im Triumph: Aha, sie kommen! — Meinetwegen sind sie da! Sie wollen mich holen! Nun gilt es den Eisbären zu zeigen, daß man ohne sie auskommt!

„Anavang!“ (en avant) ruft sie dem Schreiber zu, mit einer Gebärde, die sie beim Karneval gelernt: die beiden erhobenen flachen Hände schnell übereinander gestrichen, eine Aufforderung zur Ausgelassenheit.

Der ist stets bereit: — „Anavang!“ und er schickt sich an, eine seiner effektvollsten Tanzkapriolen zum besten zu geben. Sie fügt sich mit ihrem geschmeidigen Körper sofort in das Spiel, ein Drehen und Winden und Wirbeln und Tollen, daß die anderen fast schwindlig werden.

Eine Ahnung sagt ihr, daß es nicht mehr viel Sonntage gäbe, an denen sie sich so „satt tanzen“ könnte wie an diesem.

„Anavang also!“

Den „Klumpen“ Kürassiere betrachtete sie als Luft, und sie fuhr mit ihren Blicken und ihrem Lachen mitten hindurch. Der Klumpen hockte jetzt an einem Tisch im Büffettzimmer und vollführte ein gewaltiges Trommeln mit Gläsern und Fäusten nach Wein und Bier, davon man im Nu erstaunliche Quantitäten durch die Kehlen schüttete.

Höhnisch herausfordernd flogen die Blicke der Kürassiere nach dem Saal hinüber: die Knirpse haben Manschetten vor ihnen! sie wagen nicht zu mucksen!

In der That hielten die Füsiliere noch an sich: das Lokal ist für jedermann frei — man kann die Kerle nicht ohne weiteres herauswerfen! Aber innerlich kochte ihnen die Wut über die Frechheit dieses Überfalls. Ein Krakeel wird sich schon finden!

Endlich war dieser da. Irgend eine Rempelei. Vom Tanzsaal aus hörte man lauten Wortwechsel, ein Stuhl schlug um, ein Glas klirrte zur Erde, ein gewaltiges westfälisches „Gott verdamm mich!“ mit verschiedenen „Donnerkiels!“ fuhr in das Stimmengewirr. Die Paare hielten im Tanze inne und eilten, des Skandals begierig, in die Thür. Der Lena hüpfte das Herz vor Freude: heida! ihretwegen giebt es etwas!

Ein Rudel Blauröcke hielt den Tisch mit der weißen Couleur umzingelt. Dort ragte schwankend die Säule des Posaunenengels; seine Zunge lallte, und mit heftigen Gebärden griff er um sich, während sein roter Kopf gleich einer Abendglut über den Köpfen leuchtete.

Begierig, die Lippen über den zusammengebissenen Zähnen aufgekräuselt, horchte die Lena, und das Gesprüh ihrer Blicke schien die Parteien zu reizen, daß sie endlich aus den unnötigen Worten zur That ausfallen möchten.

Jetzt traktierte man sich mit scharfen Anzüglichkeiten, den Gegensatz des Fuß- und Reiterdienstes betreffend; jetzt wurden die gangbarsten Ehrentitel wie „Mehlsäcke“ und „Sandhasen“ ausgewechselt — zwei furchtbare Beleidigungen.

„Kiß — kiß — kiß!“ machte jemand hinter der Len', wie man zwei wütige Hunde zum Beißen hetzt. Es war ein noch ganz grünes Ding von einem Ladenmädchen, mit einem Straßenjungengesicht.

Jetzt war von Mus und Frikassee und ähnlichen Gerichten die Rede — man wollte die Füsiliere zu Kompott verhauen, wenn sie sich noch einmal drüben in Deutz mausig machten.

Es war die deutlichste Kriegserklärung. Hurra — nun sind sie aneinander! Welch ein Schauspiel, die Riesen und Knirpse handgemein zu sehen! Ein paar Frauenzimmer juchzten vor Schreck und flüchteten sich in den Saal.

Es gab nur ein kurzes Gemenge mit viel Lärm und Flüchen. Auf einmal wankte die Säule mit dem rotglühenden Kapitäl, und nun schlug sie hin, unter den Horizont der umdrängenden Blauröcke hinab. Ein Geklirr von zerschellendem Glas begleitete den Fall.

„Ruh — Ruh—ä—ä—ä!" krähte jemand — die Karikatur einer näselnden Lieutenantsstimme.

Es war die Wirtshauspatrouille, ein Unteroffizier Windisch von der fünften Compagnie, im Dienstanzug mit Patrontasche, ein bartloses schmächtiges Kerlchen, wohl soeben der Unteroffizierschule entsprungen, aber ein gewaltiger Streber, der seinen Dienst aufs schärfste nahm und begierig nach jeder Gelegenheit griff, um seine neugebackene Autorität spielen zu lassen.

Zuerst achtete man nicht auf ihn, dann wurden ein paar höhnische Stimmen laut.

„Ruh—ä! Pä—trull—ä!" krähte der Unteroffizier abermals, und er hielt vor dem streitenden Haufen, den schmalen Brustkasten herausgereckt, den Daumen der weiß behandschuhten Rechten nachlässig zwischen den dritten und vierten Knopf geklemmt, die Linke am Griff des Faschinenmessers. Mit den hellen, habichtsscharfen Augen visierte er einen Punkt in dem Haufen, irgend einen Uniformsknopf, keines der Gesichter, als wenn es solche nicht gäbe. Nur noch ein Mucksen, und es kommt ihm nicht darauf an, einfach das ganze Lokal zu arretieren!

„Haut — haut ihm — den De— De— Deetz ein!" brüllte es hohl vom Boden herauf.

„Pscht! Pscht!"

Die anderen zeigten noch Raison und fuhren beschwichtigend dazwischen: er ist ein Vorgesetzter im Dienst, und eine Widersetzlichkeit gegen einen solchen kann einen spielend zur Festung bringen! Das Kerlchen da macht keinen Spaß!

„Sie werden das Lokal verlassen!" befahl dieses gemessen, in den Kreis tretend, der sich vor ihm geöffnet, gegen einen der Kürassiere gewendet; natürlich war es gar nicht einmal der Störenfried.

„Oh, Herr Unteroffizier!" flehte die Fistelstimme von Herrn Köbes. „Se amüsieren sich! Se duhn sich nix!" So splendide Gäste will man ihm ausweisen?

„Sie werden das Lokal verlassen!" wiederholte der kleine Wüterich mit eisigster Ruhe, den Daumen immer noch zwischen die Knöpfe gehakt.

„Ho! ho!" schallte es aus dem Kreise der Eisbären.

„Sie gestatten doch, Herr Patrouille, daß wir — Gott verdamm mich! — unseren Wein austrinken?" meinte einer mit einem ironisch laut klingenden Zusammenschlagen der Hacken.

Das bartlose Kerlchen zuckte nur kurz die Schulter und visierte jetzt mit einem feinen, nichts Gutes bedeutenden Blinzeln den gewissen Punkt. Dann machte es Kehrt und wandte sich mit wohlgesetzten Schritten, deren Wichtigkeit etwas durch das Singen der Stiefel verdorben wurde, dem Saale zu, wo es sich in Positur setzte, um die Befolgung seines Befehles abzuwarten.

O der ungeheuren Blamage! Die Füsiliere verbieten ihnen das Lokal!

Nun, sind sie, die Kürassiere, denn nicht zur Herausforderung erschienen? Die Avantgarde hat ihren Zweck erreicht, wohlan, nun kann das draußen harrende Gros zum Gefecht übergehen!

Der eine der Kürassiere steckte zwei gespreizte Finger in den Mund und ließ einen flötenartig hohlen Pfiff durch das Lokal gellen. Wie in einer Oper die Chöre und Statisten auf das Signal des Regisseurs aus allen Coulissen stürzen, so war in wenigen Minuten das Lokal von Weißröcken überschwemmt. Zu allen Öffnungen schienen sie hereinzudringen, es war fast wie eine Zauberei.

Sporenklirrend, mit den ungeschlachten Pallaschen aufstapfend, trotz des Verbotes, Waffen in ein Tanzlokal einzuführen, breiteten sie sich aus, ohne ein Wort oder einen Gruß, nur das breite Grinsen ihrer höhnenden Mienen, nur die stumme Wucht ihrer langsam vorschiebenden Massen, die durch neu hereinquellende Massen immer

noch verstärkt wurden. Es war die weiße Farbe, welche die blaue gleichsam aufzusaugen im Begriff war.

Es sollte ja ohne Blutvergießen abgehen! Nichts weiter, als daß den rheinischen Jungens einmal gründlich der Übermut gelegt werde! Man fegt sie aus ihrem eigenen Lokal — einen größeren Tort kann man ihnen nicht anthun! Und das im Angesicht der Frauenzimmer!

Zuerst waren die Füsiliere verblüfft von der Überraschung; sie sahen sich diesen Massen gegenüber wehrlos. Die Weiber hatten sich nach dem anderen Ende des Saales geflüchtet; noch nahm man den Überfall als einen Scherz, und die Füsiliere mußten sich allerlei Sticheleien von ihren eigenen Damen gefallen lassen. Hat man jetzt nicht an Tänzern die schwere Auswahl? Und welche Farbe man haben will!

Plötzlich intonierte das Orchester von der im bläulichen Staubdunst fast verschwindenden Musikbühne einen Walzer. Alles lachte, Weiß- wie Blauröcke; an ein Tanzen war zwar in dem Gedräng unmöglich zu denken, aber man konnte sich ja nun beim Takt der Musik die Köpfe einhauen! Einige Füsiliere versuchten es mit ihren Tänzerinnen, die Weißröcke gaben um keinen Fußtritt Platz her. Da kam es an einer Stelle zur Rempelei — gleich flogen scharfe Worte — man ward handgemein. Sofort brach der Brand an anderen Stellen des Saales aus. Die Füsiliere begannen sich ernstlich zur Wehr zu setzen. Die Faschinenmesser, die im Vorsaal hingen, waren ihnen abgeschnitten; gut, was ein rechter Füsilier ist, dessen Tapferkeit ist nicht an ein elendes Kappesmesser gebunden! Wozu sind denn Gläser und Flaschen da als zum Dreinhauen? Wachsen den Stühlen die Beine zu einem anderen Zwecke?

Und man begann eine Barrikade zu bauen, um dem weiteren Vordringen des Feindes Einhalt zu thun. Tische wurden zusammengerückt und Fässer herangerollt, zum Entsetzen des armen Herrn Köbes bemächtigte man sich der Gläser und Flaschenvorräte. Hinter der Barrikade ward die Weiblichkeit in Sicherheit gebracht; einige zeterten und hielten sich die Augen, um nichts von dem Gewühl zu sehen; die Sett stand da, nach ihrer Art die derben Fäuste in die Seiten gestemmt, mit einem Commandeurblick das Kampffeld überschauend.

„Schad', daß mein Mann seinen Anschluß hat!“ meinte sie. „Guck nur, Lena, was dein Fünkchen für ein Maul führt — ich mein', er sollt sich nit zu viel herausnehmen! — jetzt hauen sie sich! Klatsch — klatsch —“

„Kiß — kiß!“ hetzte das blutjunge Ladenmädchen hinter ihnen.

Der Lena war es, als fühlte sie sich wachsen vor freudigem Übermut — ihretwegen der ungeheure Jux! Sie meinte, sie müßte mit ihren Blicken die Kämpfenden anfeuern — einmal wollte sie selbst vorstürzen in das Getümmel hinein, doch noch hielt die Sett sie zurück: „Bist du verrückt! Genug daß sie deinen Schreiber verhauen! Wo ist er denn?“

Sie hatten das Fünkchen aus den Augen verloren. Der Kampf loderte in wüstem Durcheinander über den ganzen Saal — gewaltiger Lärm von Flüchen und Drohungen — umschlagende Stühle und Klirren von Gläsern — Weiberstimmen kreischten, jetzt rasselten Waffen, dazwischen der Jammer des armen Herrn Köbes über sein zerschlagenes Geschirr und die in Stücke fliegenden Fensterscheiben.

Plötzlich taucht aus dem Getöse der Ruf nach der „schönen Helena“! Es muß doch alles einen Zweck haben — warum ist nicht schon längst diese Parole ausgegeben? Und das sinnlose Wüten und Zerschlagen scheint zu stutzen bei dem Ruf.

„Die Len'! Die schöne Len'! Wo ist sie? Heraus mit ihr!“

Man jagt das Mädchen den Lotterbuben einfach ab! Das ist genug des Triumphes für heut!

„Her damit! Wo ist sie?“

Und gleich einer anderen Lawine wälzt sich das Geschrei nach der „schönen Helena“ durch den Saal.

Der Lena pochte das Herz zum Zerspringen. So muß es kommen! Heut ist ihr höchster Ehrentag! Zwei Regimenter, die sich ihren Besitz streitig machen! Aber sie soll der Gewalt weichen? Sie soll sich von den täppischen Eisbären, die sie schlecht behandelt, wegschleppen lassen? Wider ihren Willen? Holla, laßt sie nur kommen! Und unwillkürlich wuchtete sie ihre zuckenden Fäuste; ihre Zähne funkelten zwischen den aufgeworfenen Lippen, als wollten sie sagen: Wir sind auch noch da — zum Beißen, wenn nichts anderes hilft!

„Das Beste wär, sich davon zu machen!" meinte die Sett. Wohin? „Das Lokal ist umzingelt!" hieß es. „Keine Maus kann heraus!"

Schon wälzt sich die Lawine näher gegen die Barrikade hin. Den Kürassieren und ihrer Übermacht muß der Sieg bleiben!

„Die schöne Len' heraus! Her mit ihr!" — brüllend, schreiend, plärrend, fluchend, lachend, in allen Tonarten.

Plötzlich fühlte sich die Heldin dieses Kampfes am Arm gefaßt: „Kommen Sie, Fräulein — machen Sie schnell! Ich bring Sie heil heraus!" drängte jemand.

Nicht sofort erinnerte sie sich des Gesichtes. Aha, der langweilig-höfliche Sergeant Hubert, dem sie all die Zeit über von der Blaumüller verkuppelt werden sollte?

Zuerst wollte sie einfach ablehnen — ei, sie bleibt! Die Len' und durchbrennen! Dann durchzuckte sie ein plötzliches Gelüsten, ihnen, ihnen allen abermals ein Schnippchen zu schlagen.

„Kommen Sie schnell, Fräulein, ehe Sie erwischt werden!"

Flüchten — und die haben all das Nachsehen! Ein neuer, ein ganz wundervoller Spaß! Sie besann sich nicht lang. „Anavang!" —

Die Flucht war nicht so einfach. Die beiden mußten sich winden und durchzwängen — überall ein Chaos von Menschen und Geräten, auch gab es zu klettern und zu springen. Sergeant Hubert bahnte ihr mit einem fast komisch wirkenden Eifer den Weg durch all die Hindernisse. Zuletzt noch die schwierige und gefährliche Eskalade eines hohen Fensters, wo ihr Retter sie von der anderen Seite auffing, da sie mit juchzendem Lachen, wieder mit ihrer Parole „Anavang!", in seine vorsichtig ausgebreiteten Arme sprang. Aber ein Sergeant Hubert ist zu solid, um die hübsche Situation auszunutzen! Gleich setzte er sie mit einer galanten Verbeugung auf die Erde nieder. Fast that es ihr leid, daß die Flucht so schnell das freie Feld erreicht hatte. Sie liebt dergleichen Abenteuer!

Im eisigen, fast grundlosen Schneeschlamm eines Ackerfeldes arbeiteten sie sich mit großer Mühe weiter, sie immer noch kichernd (auch das ist amüsant! Es ist alles amüsant!), er sie stützend und führend, bis sie endlich den festen Grund der Chaussee unter ihren Sohlen fühlten.

Dort hielt der Sergeant, rückte Faschinenmesser und Mütze ordnungsmäßig zurecht und nahm eine pedantisch steife Positur an, die Hand an dem Mützenschirm. Die Sett hatte recht, es war eine überaus stattliche Figur, auch das Gesicht kräftig hübsch, wie sie beim fahlen Schein unterschied, doch ein rechtes Kommißgesicht mit eckig geschnittenen Bartkoteletten und scharf dienstmäßig nach vorn über die Schläfe gestrichenem Haar.

„Ich hatte die Ehre, mein Fräulein, Ihnen vor zwei Jahren bei der Hochzeit von Sergeant Blaumüller vorgestellt zu werden —" sagte er — „mein Name ist Hubert!"

Ei, sie kennt ihn ja doch! Die feierliche Vorstellung nach all den krausen Abenteuern hier auf dem freien und dunklen Feld machte einen überwältigend drolligen Eindruck auf sie. Hellauf mußte sie lachen.

„Meinen Sie denn, ich hätt weder Augen noch Ohren noch Gedächtnis, Sergeant?" rief sie übermütig. „Nur eins hab ich nicht — ein Herz! Wohl zu merken!"

Dieses hübsche Geständnis war wohl

wert, daß man es mit einem neuen Lachen hinwirbelte, in das dumpfe, von klirren dem Glas untermischte Getös hinein, das unheimlich von der Köbesburg herüberschallte.

* *
*

Es war neun Uhr. Melancholisch tönten von der Deutzer Kürassierkaserne die langgezogenen Noten der Retraite in Lenas Küche herüber. Eine Musterküche, über und über leuchtend von blankem Metall und weiß gescheuertem Holzwerk. Der Kochherd mit seinen messingenen Beschlägen schien zu strahlen von einem inneren Ehrgeiz, es an Sauberkeit der Maschine eines Rhein-Salondampfers gleich zu thun. Frau Fritz Pifferath beneidete ihre Köchin um diesen Aufenthalt, und sie konnte nicht genug die weiße buchene Tischfläche bewundern, die ein Musterstück der Scheuerkunst darstellte. Die Lena behauptete, hierfür ein ganz besonderes Recept zu besitzen, das sie ängstlich geheim hielt. Dies Recept pflegte sich an den Samstag-Abenden in Gestalt des kleinen, feisten, mobilen Pioniers einzustellen, des Drückchens Schatz. Er hieß Drick mit Vornamen; allein schon des Namens wegen paßte er zu dem ebenso rundlichen, feisten und mobilen Hausmädchen, und die Lena übte über das Paar eine tantenartig gönnerische Protektion. Drick war seines Zeichens Schiffer, was auch die feinen goldenen Ringe an seinen rotbraunen Ohren andeuteten; er verstand sich auf das Scheuern und Wasserplantschen wie einer, und er ruhte nicht, bis er die Tischfläche blank hatte, „wie den Mühlheimer Exerzierplatz am Sonntag“.

Eine Seltsamkeit dieser Küche war die Überfülle von porzellanenen und lackierten Büchsen und Dosen, die auf Gestellen die Wände entlang gereiht standen. Als Herr Fritz Pifferath sein Droguengeschäft in der Eulogiusgasse verkaufte, um sich auf der Deutzer Rheinseite zur Ruhe zu setzen, vermochte er sich nicht von seinen geliebten Büchsen und Dosen zu trennen, und so kam es, daß sich die alltäglichen Küchenbedürfnisse, wie Mehl, Gries und Graupen, unter den gelehrten lateinischen Etiketten unterbringen lassen mußten. Herrn Fritz Pifferath, ein winziges, wie eingetrocknetes Männchen mit raschelnden Bewegungen, ergriff es jedesmal mit einer Art Wehmut, wenn er die Küche betrat.

Die Lena saß am Küchentisch und strickte beim Schein der Petroleumlampe. Es war so einsam. Die Pifferaths, die mit den Hühnern zu Bett gingen, schliefen längst. Das Drückchen war zu einer Besorgung aus, nur ein Vorwand, um ihren Drick zu treffen. Man konnte auf die beiden lustigen Vöglein fast eifersüchtig werden! Unter der glänzend schwarzen Herdplatte knisterte hier und da eine erwachende Kohle, einförmig ging das Ticktack der kleinen Küchenuhr, und von draußen hallten die Töne der Retraite.

Früher erklang ihr das abendliche Signal in solch schmetternder Ausgelassenheit wie ein Gruß, den ihr die Gesamtheit der gepanzerten Verehrer darbrachte. Vorüber! — Seit dem letzten Sonntag hat sie ihre Rolle als Ballkönigin und Herzensbethörerin ausgespielt! Sie weiß das — in den Trümmern der Köbesburg versank ihr Stern!

Nicht weil das Fünkchen schwer verletzt im Lazarett liegt! nein, ein Gefühl sagt ihr: Lena, nun ist's genug mit Tanzen und Springen und von einem Ast zum andern Hüpfen!

Sie hatte erst am folgenden Tage nach der Erstürmung der Köbesburg von der Verwundung des Fünkchen gehört. Drick brachte ihr die Nachricht am Abend in die Küche. Er war als Ordonnanz zur Paroleausgabe auf dem Neumarkt gewesen und wußte alles aus erster Quelle.

„Sie stehen all Kopf!“ rief der fidele Pionier, als er in die Küche trat. Und er berichtete von der Aufregung der Herren Vorgesetzten. — „Die Feldwebel haben sich lahm geschrieben an dem Parolebefehl! Ich bin noch ganz blau angelaufen von dem Gerüffels — nicht, Drückchen?“

Er wollte den beiden Mädchen ein recht

anschauliches Bild geben. „Jetzt bist du ein Oberst, Drückchen — lach nit! Mit der Hand salutiert, sag ich dir! — Du, Lena, bist der andere Oberst — ich bin Seine Excellenz!“

„Ach, laß doch die Dummerei!“ wehrte Lena.

„Stillgestanden! Auch noch mucksen! Das fehlt noch grad!“

„Psch! Du weckst mir die braven Kinderchen auf!“ sagte die Lena; natürlich meinte sie damit ihre winzige Herrschaft.

Drick schob die Hand mit einer theatralisch wichtigen Schwungbewegung zwischen die Knöpfe des Waffenrocks und ruckte den Kopf in die Höhe. „Ich bin also Seine Excellenz. Meine Herren, ich muß mir sehr wundern (mit wuchtigen Taktbewegungen des anderen Armes). Sie, Herr Oberst, haben keinen Zug im Regiment! Ihr Regiment, Herr Oberst, ist gänzlich verlodbert. Ich werde eine exemplarisch Bestrafung — was, Sie lachen noch, Herr Oberst — ich laß Sie sofort einspunnen!“

Das Drückchen konnte sich nicht mehr halten vor Lachen — Seine Excellenz brachte also sofort die Strafe einer energischen Umarmung und eines exemplarischen Kusses bei dem widerspenstigen Oberst in Vollzug.

„Genug mit dem Karneval!“ rief die Lena ungeduldig. „Was giebt es Neues?“

Drick wußte sofort, auf wen sie mit diesem unbestimmten Neutrum zielte. Es ward ihm schwer, die gute Laune in eine ernstere Miene umzustellen.

„Na, er liegt, das weißt du doch, Lena?“

„Wer?“

„Na, man meint, du wolltest dich verstellen. Na er, das Fünkchen! Er hat was Tüchtiges weggekriegt. Er liegt im Lazarett — ich dacht, du wüßtest es?“

Drückchen that einen kurzen Überraschungsschrei, Lena verfärbte sich ein wenig.

„Sie sagen, er hätt für viele Wochen zu liegen... Du kannst dich bei ihm bedanken, Len'!“

„Seine Schuldigkeit!“ warf sie über die Schulter weg in erzwungen schnippischem Ton den beiden hin. Sie hatte ihnen den Rücken zugewandt und fand plötzlich im Schranke zu kramen. Die beiden brauchten nicht zu merken, wie die Nachricht sie gepackt!

An einem der nächsten Tage begab sich Drick auf Lenas Drängen ins Lazarett, um sich nach dem Fünkchen zu erkundigen. Es ging ihm nicht sehr gut — aber keine Gefahr!

Das arme Fünkchen! Der Unfall ging ihr sehr zu Herzen. Was sie nur thun könnte, um ihm das zu vergelten? Ah, aber auch das muß von jetzt ab aufhören! Der trübe Schein der Küchenlampe und die Einförmigkeit des Strickens riefen allerlei Bilder der Vergangenheit in ihr wach. Sie sah sich als Kind auf einem Schemelchen sitzen, zu Füßen ihres Mütterleins, dessen blasses verhärmtes Antlitz, von dunklen, glatt angestrichenen Haarbanden umrahmt, sich gegen die Helle des kleinen bäuerischen Dachstubenfensters zeichnete. Und das Mütterlein nähte — nähte Tage, Monate, Jahre hindurch. Das Haus verließ die stille Frau nur selten — die Sonne und die Gasse und die Gesichter der Menschen zischelten ihr höhnisch von der Schande ihres Witwentums. War denn hier innen in dem niederen Stübchen mit den schrägen Dachbalken nicht Sonnenschein genug, um sie die lächerliche Häßlichkeit ihres Schicksals vergessen zu machen? Welch ein erquickender Augentrost war das Lenchen! — nur daß ihr die Sprühteufelnatur des kleinen schwarzlockigen, funkeläugigen Dinges immer mehr Sorge machte. Aber man muß es sich austollen lassen — wer weiß, was ihm später beschieden ist! Und so tollte das Lenchen sich aus, und das Fünkchen half ihm herzhaft dabei.

Dann sah sie sich neben der Mutter an dem quadratischen Fensterchen sitzen, vor sich die schnarrende Nähmaschine, und die schnarrte und rasselte ihr unendlich eintöniges Tempo Tage, Monate, Jahre hindurch. Was? Ihre blühende Jugend

soll sie freudlos in diesem entsetzlichen Einerlei vertrauern? Ei, sie will auch mit dem Schnäbelchen an den roten Kirschen picken wie die anderen! Im Winter, wenn die Obstbäume entlaubt waren, konnte sie vom Fenster aus den Rhein fließen sehen, jetzt grün, dann grau, dann lehmig gelb, dann von drängenden, sich überschiebenden weißen Eisschollen bedeckt. Und ihre Sehnsucht schoß mit hinunter stromab, wo die Städte mit ihren Domen und palastartigen Hotels sich im Wasser spiegelten und die Straßen voll fröhlichen Lebens wimmelten. Man erfährt von anderen, die nach Köln und Düsseldorf und Bonn gegangen waren und dort ihr Glück gemacht hatten. Auch ihr Spielkamerad, das Fünkchen, ist längst in die Weite. Sogar war er seinen Eltern, die den Thunichtgut in eine geistliche Anstalt von bekannter Strenge zur Kur gethan, aus den Augen entwischt und trieb sich auf eigene Faust umher. Ei, sie will auch fort!

Einmal nahm sie der Onkel Steuermann, ihrer Mutter Bruder, der von Zeit zu Zeit in Poll vorsprach, mit auf seinen Schlepper. Es war ein knorriger Mann mit einem braunrot verwitterten Gesicht, die Wangen und die kugelige Nase von feinem blauem Geäder bedeckt, das Kinn von einem grauen Kranzbart umrahmt. Er sagte selten etwas und kaute dafür um so eifriger an seinem Prim. Kam also und nahm das Lenchen mit aufs Schiff, einen „Mathias Stinnes", wo er den ersten Steuermannsposten versah. Der Schlepper war diesmal festlich beflaggt und bewimpelt. Weswegen? Nun, in Köln ziehen die Truppen vom Feldzug heim.

Bald rauschte der mächtige Dampfer, Onkel Balthes oben auf der Steuerbrücke, mit weit ausholenden Armen das Rad regierend, durch die geöffnete Kölner Rheinbrücke. Das Lenchen war ganz verblüfft vor Staunen. Dort im Sonnenschein lag das vieltürmige Köln in majestätischem Oval über den weiten Spiegelglanz des Wassers gebreitet. Und der Dom ragte, jede Vorstellung ihrer Phantasie übersteigend, wie ein Feenwerk in den Himmel, um so zauberhafter, da das steinerne Wunderwerk damals von dem kunstvollen Baugerüst wie mit einem feinen durchsichtigen Schleier umsponnen war. Sie hielt den Atem an und machte groß erstaunte Augen — nur sehen und lauschen! An Türmen und Häusern flatterten Fahnen, die Luft war von wogendem Glockenklang erfüllt, und aus den engen Gassen tönte schmetternde Militärmusik in das Rauschen und Keuchen des Dampfers hinein. An der Barriere der ausgefahrenen Brücke hielt ein Trupp Reiter in der grellen Sonne, etwas ungemein Glänzendes und Prächtiges. Was ist das? Kein Wort als Frage, nur ein stummes Hinnicken. „Dat sin de Kurassier!" gab der Schiffsjunge neben ihr Bescheid. In der Kirche zu Poll war ein heiliger Georg zu Pferde, eben erst neu angestrichen und vergoldet; sie meinte, dort hielte ein ganzer Trupp von solchen Heiligen.

Wochenlang lag ihr die Beklemmung des Staunens über die Wunderstadt Köln auf der Seele. Endlich platzte es heraus: „Mutter, ich will fort — ich geh nach Köln —"

„Später —" setzte sie schnell hinzu.

Wie die gute Frau erschrak! „Herr du mein ..." Wer hat dem Kind so ein Ungeheuer in den Kopf gesetzt?

„Du nit! Du darfst nit hin, Len'!" Das „du" so seltsam betont.

„Warum grad ich nit, Mutter?" fragte das Lenchen erstaunt.

Die gute Frau zögerte. „Bist zu schad!" flüsterte jene, und ihre blassen Wangen färbten sich — „bist zu hübsch!" verbesserte sie sich.

Zu hübsch ... ist sie das? Als wenn sie sich plötzlich mit ihrer Schönheit auch ihrer Kraft bewußt würde. Gerade muß sie dann nach Köln! Was soll ihre Schönheit hier in Poll? Etwa an der Nähmaschine verwelken? Und „zu schad"? Sie sann darüber nach. So bringt Schönheit Gefahr? Wie in einem Schreck hielt sie sich die Augen — ist ihre Mutter auch



schön gewesen? Man sieht es ihr noch heute an — freilich eine andere Art von Schönheit, sanfter und zerbrechlicher als die ihre.

Sie hatte in einem Geschichtenbuch von einem Weib gelesen, die mit ihrer Schönheit die Männer zu ihren Füßen zwang, um ihnen dann in höhnendem Triumph den Rücken zu wenden. Wenn Schönheit eine Gefahr ist, so kann sie auch eine Macht werden! Es war das erste Erwachen des Dämons in ihr, eine Ahnung, daß sie noch berufen wäre, die schmähliche Witwenschaft ihrer Mutter und die Kümmernis ihrer eigenen Jugend zu rächen.

Von da ab war es ihr oft, als müßte sie hier in der Enge ersticken; das Blut wallte ihr zuweilen so angstvoll zu Kopf, während doch ihre Wangen zu blassen begannen gleich denen der Mutter. Sie kann das Nähen und Sitzen nicht vertragen! wisperte die Weisheit der Nachbarinnen. Sie muß fort! Schaffen, rennen, treppauf, treppab, hin und her — ein Dienst würde ihr gut thun.

Zuletzt ward es so schlimm mit ihrer Gesundheit, daß der Arzt gefragt werden mußte. Der gab ein Recept, das hieß: „Fort! In Dienst!“ — Ganz das, was die Nachbarinnen geraten.

„Heilige Mutter Gottes...“ Die arme Sibilla sah schon ihr Kleinod da draußen im Wust des Lebens verkommen und verderben.

„Es ist ja nicht für lang,“ tröstete sie das Lenchen, „und du kommst nach, Mutter!“

Die wird unterdessen für das Heil ihres Kindes beten. Zuletzt lachte das herzige Kind sie aus ob ihrer Angst: „Mutter, ich fürcht mich nit!“ Und ihre Augen blitzten wie eine Herausforderung.

„Hüt dich vor dem Militär,“ flüsterte die Mutter, das Haupt an der Schulter des Kindes verbergend. —

In Köln fing das Lenchen ganz klein an. Zuerst als Kindermädchen bei sieben Ausbunden von Ungezogenheit, wo sie sich mit Fäusten ihrer Haut zu wehren hatte; dann in einem Restaurant als Küchenmagd, wo es vollauf zu essen, aber nichts zu schlafen gab: um ein Uhr ins Bett, um vier Uhr wieder heraus; dann bei einem Millionär als Stubenmädchen, eine verblüffende Pracht der Ausstattung, alles voll Gold, aber nicht satt zu essen. Sie war von ihren Illusionen ziemlich ernüchtert, und die Fata Morgana von dem glänzenden Köln schrumpfte ihr allmählich zu einer häßlichen, engen, mit Plackerei und Demütigung erfüllten Wirklichkeit zusammen.

Da geriet sie an die Pifferaths in der Eulogiusgasse, wo die starkknochige Sett ihre unerhörte Tyrannei übte. Wie ängstlich und gedrückt trippelten die armen Leutchen in ihrem eigenen Hause umher! Wahrhaftig, sie hatten Angst vor der Sett, ihrer Köchin! Frau Pifferath wagte nicht einmal die Küche zu betreten; heimlich, hinter Setts Rücken ballte die zimperliche kleine Dame die Fäustchen gegen die unerhörte Tyrannei; immer winziger schmiegte sie sich in die ungeheure Rundung des Lehnsessels, das schmale Gesichtchen auf die Filetarbeit gesenkt, während Herr Pifferath eifrig und energisch in Laden und Magazin umherraschelte — aber sofort knickte auch er mutlos zusammen, wenn er das Machtgebiet der Sett betrat.

Zuweilen winkte Frau Pifferath das Lenchen herbei und flüsterte, sehr vorsichtig nach der Küche deutend: „Len', laß dir nichts vorreden von der! Die ist eine Läuferin — alle Sonntag Nacht auf dem Tanzplatz — o!“

Und eine Gebärde des leisen Schauders. Ja, sie nahm sogar Lenas Hand und streichelte die: „Weißt du, Len', laß dich nicht mit dem Militär ein, die taugen alle nichts!“

Es klang so gut und treu, als ob ihr Mütterchen sie ermahnte.

Nach einem halben Jahr machte die Sett Hochzeit. Sie selbst hatte das nicht so schnell erwartet, aber die Pifferaths hatten sich entschlossen, ein Tüchtiges für die Ehe beizusteuern, als wenn sie sich damit von der Tyrannei loskaufen wollten. Ja, sie rüsteten sogar die Hochzeit

in ihrem Hause, und Herr Pifferath ließ ein paar Flaschen Champagner springen, vor Freude über die Erlösung.

Nun trat die Len' an Setts Stelle, während das Drückchen als Stubenmädchen eingestellt wurde. Die Pifferaths begannen aufzuleben, er raschelte nun wieder in der Privatwohnung umher, und es war, als füllte sie mit ihrem Persönchen nun wieder etwas mehr von dem weitumarmenden Rund des Lehnsessels aus. Doch sie waren beide einmal dazu bestimmt, in die Tasche gesteckt zu werden. Die Lena fand nach einiger Zeit, daß die beiden braven Leutchen dort, z. B. in ihrer eigenen Tasche, am besten aufgehoben wären. O, sie hatte von der Sett gelernt! Freilich unter der neuen Tyrannei, die das Lenchen auszuüben begann, duckten die Leutchen sich mit wohligem Behagen, so sehr war diese Tyrannei mit allerlei Aufmerksamkeiten verzuckert. Und allezeit helle Augen, und allezeit zum Singen bereit wie ein Vöglein. Insgeheim jammerten die Alten nach ihrem eigenen Töchterchen, das ihnen der Tod aus gleicher Vögleinfröhlichkeit jäh herausgerissen; es waren ihnen noch zwei Söhne geblieben, die beide über dem Meer in Ländern mit großen, seltsam bunten Freimarken ansässig waren.

Eines Sonntag-Nachmittags stand die Lena in der Hausthür, sauber und adrett wie immer, ihre weiße Latzenschürze schien zu leuchten in dem Dämmer der engen Gasse mit ihrem schwarzen, stets feuchten Basaltpflaster.

Es war ein herrlicher Maientag, die Schornsteine droben ragten wie vergoldet im Sonnenschein; mit ausgelassenem Schwui—i! schossen die Schwalben über den Streifen tiefblauen Himmels hin, den die winkeligen Dächer einrahmten.

Die Luft hing so voll Sehnsucht.

Kam die Gasse herab ein Füsilier geschlendert, einer von den richtigen rheinischen Jungens, gesund und frisch und flott; seine Stiefel knarrten so unternehmend. Er blieb bei dem Friseur gegenüber, der eben in der Thür stand und den er kennen mußte, halten, um sich Feuer für seine Cigarre zu erbitten. Die paar Blicke, die der Lena wider ihren Willen nach hinüber ausglitten, sagten ihr, daß von ihr die Rede sei. Das war sie schon gewohnt. Jetzt, aus dem Rauch der neuentzündeten Cigarre, der das kecke Gesicht umqualmte, nickte der Füsilier übermütig nach dem hübschen Ding hinüber. Dann flüsterten jene beiden zusammen. Plötzlich that der Füsilier verwundert, und gleich darauf kam er über die Straße, gerade auf das Lenchen zu.

Sie hatte nicht mehr Zeit, ihm die Hausthür vor der Nase zuzuschlagen, so überrascht war sie. Nun prallte sie zurück, da er sie anredete — wie unverschämt die Soldaten sind!

Aber er sehr artig, sehr förmlich, die Cigarre aus dem Mund genommen, und galant mit der behandschuhten Hand an der Mütze, die leicht schief saß, salutierend:

„Mein Fräulein, verzeihen Sie, habe ich die Ehre, mit Fräulein Berg aus Poll ...?"

„Was geht das Sie ..."

Doch sie rief es nicht ganz aus. Was, soll sie auf eine höfliche Frage nicht höflich Antwort stehen? Und der Klang dieser Stimme ...

„Mein Name ist Bruno Funk aus Poll ..."

Die Hacken zusammen, die flache Hand abermals am Mützenschirm, stand er da, und seine listig strahlenden grauen Augen weideten sich an der Überraschung des Mädchens.

„Jömmich — et Fünkchen!" rief sie laut.

Gleich übergoß eine Purpurröte ihr Gesicht; sie hob die weiße Schürze und preßte sie verlegen gegen die Augen; gleich ließ sie dieselbe wieder fallen.

„Is et möglich — Herr Funk ..."

„Fünkchen," verbesserte er.

Ei, er ist doch ausgewachsen und trägt eine Uniform! Aus dem Fünkchen ist ein tüchtiger Funken geworden.

Die Freude des Wiedersehens war doch groß auf beiden Seiten. Die Heimat, die süße Heimat! Und die Erinnerung an

die goldene Kinderzeit schlang sich wie ein unsichtbares Band um beide. Es gab so viel zu erzählen, und sie plapperten sich auf eine Stunde fest, immer wieder dazwischen das bedeutsam stumme Erstaunen: welch ein Bild von einem Mädchen aus dem Sprühteufelchen erblüht! welch ein schmucker Soldat sich aus dem wüsten Fünkchen entwickelt!

Fast zu freudig erzählte die Lena ihrer Herrin von dem hübschen Begegnis. Die drohte ihr mit dem dünnen Fingerchen, das an dem Ende mit Nadelstichen gezeichnet war: „Len', muß es denn ein Militär sein? Seid ihr denn all vernarrt in das zweierlei Tuch?"

Wieder ward Lena glührot: O, keine Red davon! Was die Madam denkt! Nur ein Landsmann — weiter nichts, man freut sich doch, einen zu treffen! Der da zählt ja so gut wie nicht zum Militär — für sie!

Der Landsmann stellte sich von da ab öfter ein. Zufällig passierte er an den Sonntag-Nachmittagen die Gasse, zufällig stand sie an der Hausthür. Es war auch nicht von Bedeutung, daß er sie einlud, ein oder das andere Mal mit ihm auszugehen, um ihr Köln zu zeigen. Das Gefühl der gemeinsamen Heimat schien jeden verfänglichen Gedanken wie eine Entweihung von sich zu weisen. So besuchten sie zusammen den Zoologischen Garten und die Flora, promenierten am Abend auf der Kölner Rheinbrücke und fuhren mit dem Schiffchen nach Mülheim, sogar mit der Eisenbahn nach Brühl. Wie zwei gute Freunde, ja wie Bruder und Schwester; natürlich nannten sie sich „du".

Nur nicht nach Poll, da hätten sie sich nicht zusammen zeigen dürfen! Und der Gedanke daran, daß sie sich für Poll verstecken müßten, lag wie ein Schatten über all der hübschen Harmlosigkeit.

Plötzlich erhielt die Harmlosigkeit einen kleinen Riß. Sie waren zusammen den steilen Korkzieher von einer Wendeltreppe, der zu der Höhe des Domes führt, hinaufgestiegen; die engen Steinwände wiederhallten von ihren fröhlichen Stimmen, und mit einem „Ah!" des Erstaunens traten sie auf den Altan hinaus. Tief da unten durch den steinernen Wald der Fialen und riesenhaften Wimperge sahen sie das heilige Köln mit seinen Türmen und Dächerwellen, vom Rauch der Schornsteine überdunstet, liegen. Lena stützte die Arme auf die Balustrade; er stand ihr zur Seite, und wie von einem Magnet angezogen, vermochte sein Auge sich nicht von dem Anblick ihres Köpfchens loszureißen. Welch ein niedliches, rosafarbenes Muschelchen von einem Ohr! Wie gerade jetzt im Profil der erstaunte Blick ihrer Augen unter den merkwürdig langen Wimpern so reizvoll war! Und das feine zuckende Näschen — und das vom Steigen erregte Fluten ihres Atems aus dem brennenden Rot der frischen Lippen.

„Len'," flüsterte er, dichter an sie heranschiebend, „weißt du, Len', bist mir aber appetitlich wie — wie — wie —" Er fand nicht den Vergleich, schnalzte dafür mit der Zunge.

Sie schnellte zur Seite: „Was soll das?!"

Und jetzt gerade, hier oben, wo sie am wenigsten auf solches gefaßt war! In ihrer Rechten zuckte es — es soll ihr nicht auf die Derbheit einer Ohrfeige ankommen! Ach nein, er ist doch ihr Landsmann, er wird es nicht wagen, zudringlich zu werden!

„Was hast du?" fuhr sie ihn mit blitzenden Augen an. „Betracht dir doch die Aussicht, an mir is nix zu gucken!"

„Die Aussicht is schön, sehr schön —" sagte er, mit einer listigen Kopfneigung hinabblinzelnd — „aber ich gäb — ich gäb — ich nein, wenn sie hundertmal schöner wär — ein Blick von dir ..."

„Wer? Was meinst du?" rief sie, erschreckt gegen die Steinwand zurückweichend. Ist man denn hier oben nicht mal sicher vor einer Liebeserklärung?

Ein Zorn faßte sie. „Sag, Fünkchen, du bis geck!" rief sie laut, daß es zwischen den Wänden hallte. „Weißt du was? — laß mich mit deinen Dummereien

in Ruh, sonst ist es aus mit uns zwei beiden!"

Alle Wetter, sie ist noch das alte Sprühteufelchen! Er dachte, er hätte doch ein Anrecht auf mehr! Sie sind doch nicht mehr Kinder! Vielleicht ziert sie sich nur — man muß ein andermal kühner drauf losgehen! Aber ihre höhnisch sprühenden Augen sagten ihm, daß er das „Andermal" eine gute Weile hinausschieben möchte.

Als sie den Korkzieher hinabstiegen, war nur das Dröhnen ihrer klappernden Schritte zwischen den Wänden. Ein paar Wochen lang erschien er nicht, auch ließ er sich wegen eines geplanten Ausfluges durch Postkarte mit Dienst entschuldigen. Er spielte den Beleidigten und wollte sie merken lassen, wer sie denn eigentlich wäre, daß man so viel Umstände mit ihr machte!

Bald darauf war Schützenfest in Deutz. Sie war von Frau Riemla und deren Mann, einem Futtermeister der Kürassiere, die sie bei Blaumüllers kennen gelernt, dazu eingeladen worden — die erste Tanzfestlichkeit, die sie überhaupt mitmachte. Als sie gemeinsam das Schützenzelt verließen, er, der Futtermeister, wie gewöhnlich hochrot angeheitert, sie, die Len', noch ganz begeistert von all den Huldigungen der Herren Kürassiere, war bereits Mitternacht vorüber. Die Buden hatten schon geschlossen, doch noch ein Karussell war in Betrieb. Die hölzernen Pferde mit den weinfrohen Reitern und Reiterinnen sausten eben in die Runde, und der letzteren ausgelassenes Juchzen übertönte die näselnde Musik der Drehorgel.

Nun ließ das Sausen, in dem die Figuren verschwammen, nach, und diese selbst wurden deutlicher. War das nicht? — und das Blut fuhr der Len' plötzlich zu Herzen — war das nicht das Fünkchen dort auf dem Apfelschimmel? Das Fünkchen mit einem hübschen, drallen Ding zusammen auf einem Sattel? Er hielt das Mädchen fest mit dem einen Arm umpreßt, und es kicherte und zappelte unter der immer kühner werdenden Liebkosung.

Nun stand das Karussell still. Er sprang herab und fing die Mitreiterin, die vom Sattel glitt, mit erhobenen Armen auf — da ihre Füße längst den Boden erreicht, hielten seine Arme immer noch ihren Leib umschlungen. Sie kreischte auf unter dem Druck. Ihr Antlitz hatte einen frechen Ausdruck.

Die Len' wandte sich ab. Ja, was war denn, daß ihr das Blut so zu Herzen fuhr und sie fast zu ersticken meinte? Doch nicht die Eifersucht? Liebt sie — ja liebt sie ihn denn?

Noch lange, da sie mit den Riemlas nach Hause kehrte, hörte sie das scharfe Juchzen des Mädchens und Fünkchens lachende Stimme hinter ihnen herhallen. Und jeder Ton that ihr so weh wie ein Stich.

* * *

Schon zum zweitenmal war die Lena zum Verhör vor das Militärgericht in der Schnurgasse geladen. Will ihr denn der Auditeur mit seinen Fragen geradezu die Seele aus dem Leibe horchen? Und dann das unausstehliche Glotzen seiner scharfspiegelnden Brillengläser und das lüsterne Blinzeln seiner Augen unter der Brille hinweg!

Sie weiß nichts anderes, als was sie das erste Mal ausgesagt und feierlich unterschrieben. Der Überfall der Kürassiere geschah so plötzlich, und von dem Streit des Unteroffizier Funk und der anderen weiß sie nichts; sie sah jenen nur von der Barrikade aus mit den Kürassieren im Kampf, dann entschwand er ihren Augen im Getümmel; weiter weiß sie nichts. Die ganze Erinnerung war ihr ein Chaos.

„Ihr Verlobter?" fragte der Auditeur, von dem Aktenstück aufsehend; man meinte jede seiner Fragen wie einen Anprall zu verspüren.

Sie lachte dem Mann ins Gesicht.

„Muß ich mir sehr ausbitten, Herr Justizrat!" Und ganz empört. Welche Zumutung!

„Nun, nun, ich meinte nur so —" murmelte jener in das Aktenstück hinein. „Es wäre doch kein Verbrechen."

Verlobt!

Das Wort besitzt einen so eigentümlich prickelnden Reiz. Die acht Tage lang zwischen dem ersten und zweiten Verhör lag es ihr fort und fort im Ohr. Das würde freilich das Ende ihres Triumphes bedeuten — eine ganz neue Art Leben. Ei, es ist ohnehin mit dem alten aus, das wußte sie. Die Erstürmung der Köbesburg war der Kehraus — jetzt ist es Zeit, vernünftig zu werden! So ganz jung ist sie doch auch nicht mehr!

Verloben — heiraten! — wenn man es näher anschaut, so sieht es nicht ganz so lächerlich aus. Aber mit wem? Dazu gehören zwei! Etwa mit dem Fünkchen? Mit dem Springinsfeld? dem Suitier? Man könnte hell auflachen, wenn man nicht wüßte, der Ärmste hätte genug auszustehen auf seinem Schmerzenslager. Gottlob — nichts Gefährliches, aber er muß noch lange liegen! Ein guter Kerl, amüsant und kein Spielverderber! Das ist aber auch alles. Sie hat ihn gut zu leiden, er ist ihr Landsmann — von Liebe keine Rede!

Gehört denn zum Verloben und Heiraten Liebe? Ein tüchtiger, ordentlicher Mann, das genügt!

Es war durchaus nicht kurzweilig, stundenlang hier im Wartezimmer zu lauern; graugetünchte Wände, ohne jeden Schmuck, ein grau verstaubtes Fenster und eine verschwärzte Mauer als Gegenüber; kein anderes Möbel als Holzbänke an den Mauern. Das ganze Haus roch so nach Strafe. Auf dem Flur hielten sogar Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, und die Zeugen waren alle so feierlich in ihrem Ordonnanzanzug. Es war ihr selbst zu viel des Militärs; alle die verschmitzt neugierigen Blicke auszuhalten und die Sticheleien mit stolzem Schweigen abzuwehren! Ja, seht euch die schöne Helena mal ordentlich an! Eine Seltenheit in solchem Lokal!

Sonderbar, auch diesmal war Sergeant Hubert wieder da, als wenn er sich absichtlich eingefunden, um sie zu treffen, während er doch nur vorgeladen war wie sie auch. Ein Zufall, der einen stutzig machen könnte!

Das letzte Mal hatten sie eine gute halbe Stunde zusammen geplaudert. Daß er in sie verliebt war, das war ihr nichts Neues, das beachtete sie auch nicht weiter — dergleichen ist sie gewohnt! Aber sie trug gleich beim erstenmal den Eindruck mit fort, daß er etwas besonders Stattliches vorstellte. Die linke Brustseite war mit Ordenszeichen bunt beflaggt, vorn das eiserne Kreuz; die Uniform leuchtete vor Sauberkeit, eine überaus stramme, militärische Erscheinung. Er war aus einer anderen Luft als ihre übrigen Verehrer. Was er sagte, war kein leeres Süßholz; dazu der offene Blick seiner gewiß nicht häßlichen hellgrauen Augen.

An Stoff zur Unterhaltung fehlte es ihnen auch heute nicht. Das Fluchtabenteuer an dem verhängnisvollen Sonntag flocht eine Art Vertraulichkeit zwischen ihnen beiden. Aber er nützte die nicht aus. Das gefiel ihr besonders an ihm. Er war anders als die übrigen, fast konnte er ihr imponieren.

Diesmal waren nur wenig Zeugen geladen, und eine ganze Weile blieben sie allein in dem leeren Zimmer. Sie saß auf der Bank, er stand vor ihr, und heute kam er ihr noch blanker, noch stattlicher vor als das letzte Mal. Sein glattrasiertes Gesicht leuchtete in glänzendem Braunrot, und sein kräftiger Schnurrbart war energisch aufgesetzt; wenn er lächelte, so zeigte er zwei massive und unverdorbene Zahnreihen. Er raucht nicht, er trinkt nicht — auch sieht er schon aus, als wenn er gehorchte — er würde das Muster eines Ehemanns abgeben!

Er erzählte unter anderem von seiner Heimat und Familie. Sein Vater, jetzt Steuerbeamter in Birnbaum, ist Feldwebel gewesen und sein Großvater ebenfalls — er hoffte es demnächst selbst zu werden, wenn die Vakanz da wäre.

Sie blickte stutzend zu ihm auf.

„Nun, trauen Sie mir das nicht zu, Fräulein?“ fragte er.

„O, gerade das!“ fuhr sie lebhaft heraus.

Da erschien das wildbärtige Gesicht des Aufsehers in der Thür.

„Sergeant Hubert, bitte!“

Eine kurze Gebärde des Unwillens, das hübsche Gespräch so jäh abgebrochen zu sehen, entschlüpfte ihm.

„Treff ich Sie noch?“ fragte er dringend.

„Was wollen Sie an mir treffen?“ antwortete sie schnippisch. Sie konnte das nicht lassen. Gleich that es ihr leid.

Wie sie einsam dort zwischen den kahlen Wänden saß, konnte sie von drüben, aus dem Untersuchungszimmer, den Klang seiner stets so deutlich accentuierten Stimme vernehmen. Ihr ward so seltsam feierlich zu Sinn. Nicht das Lokal und der Zweck ihres Hierseins waren daran schuld. „Verloben“ — „verheiraten“ — diese beiden Worte umflatterten sie immer zudringlicher. O, er wäre wohl ein tüchtiger Mann für eine tüchtige Frau!

„Frau Feldwebel“ — alle Wetter, ein imposanter Titel! Sie ging ihre Bekannten durch, so ihre Kürassierfreundin Riemla: „Frau Futtermeister“ — das klingt so gefräßig — aber auch die spitzt sich auf den Wachtmeister. Dann eine andere Freundin, die bei dem hungrigen Millionär als Zofe gedient und einen Wallmeister geheiratet hatte — „Frau Wallmeister“ — das klingt schon besser. Aber doch nichts hübscher und ansehnlicher als „Frau Feldwebel!“

Endlich kam der Aufseher und lud sie vor. Fast wäre sie ausfahrend gegen den Auditeur geworden. Bloß um noch einmal zu bestätigen, daß sie nichts weiß, und abermals mit dem Gekritzel ihrer Unterschrift, hat man sie herbestellt, zur Verzweiflung von Frau Pifferath — ist nicht der ganze Vormittag für die Arbeit verpfuscht?!

Als sie die Gerichtsstube verließ, sah sie Sergeant Hubert an der Flurecke warten. Da begann ihr wahrhaftig das Herz zu pochen, als gälte es jetzt eine Entscheidung.

Er fragte sie höflichst, doch mit einer gewissen Befangenheit, ob er sie begleiten dürfe.

Ein knappes Kopfnicken ihrerseits und: „Warum nicht, Sergeant?“

Sie schritten nebeneinander die steinerne Treppe hinab. „Ich hab Eil'!“ sagte sie, „meine Madam verbrennt sich sonst die Händchen beim Kochen.“

Er hörte nicht, schien so seltsam zerstreut, als wenn er an einer ganz besonderen Anrede drechselte. Verlegen strich er an den Fingern seiner erstaunlich weißen Waschlederhandschuhe.

Endlich platzte er heraus: „— Mein Fräulein, hätten Sie Lust — eine Frau Feldwebel zu werden?“

„Hopsa!“ rief sie. Galt der Ruf ihrem strauchelnden Schritt oder dem überraschenden Angebot?

Seine massiven Zahnreihen blinkten, und in dem Grübchen seines rasierten Kinns, das ihn nicht schlecht kleidete, saß wahrhaftig ein Schelm. Er sah wirklich hübsch aus.

„Das heißt später,“ fuhr er, das Angebot verbessernd, fort — „einstweilen müßten Sie mit dem Sergeanten vorlieb nehmen — wollen Sie mich haben?“

Sie erschrak bis ins Herz hinein. Ein „Jesses du mein!“ entfuhr ihren Lippen. Und ihr Antlitz flammte.

Der Pedant in ihm meinte, daß er nicht ganz nach der Regel verfahren, und er begann seine Werbung in die vorhin einstudierten Worte zu kleiden:

„Darf ich mir erlauben, die Gelegenheit zu ergreifen ...“

Mit einem Auflachen schnitt sie ihm die schöne Rede entzwei: „Sie sind mir einer — Herr Hubert!“

Ein paar Stufen stiegen sie schweigend nebeneinander hinab.

„Nun?!“ fragte er plötzlich wieder, stehen bleibend.

„Kommen Sie — wir reden darüber!“ flüsterte sie. Es war auch nicht der Ort zu solcher Verhandlung.

Der Kastellan, der ihnen die schwere, eisenbeschlagene Thür öffnete, ahnte wohl nicht, daß er ein angehendes Brautpaar herausließ.

Während sie nun nebeneinander die

Gasse entlang schritten, überlegten sie. Es war seltsam, wie geschäftsmäßig alles klang, obwohl ihre beiden Herzen schneller schlugen. Als wenn zwei sonst gleichgültige Menschen die Paragraphen eines abzuschließenden Vertrages miteinander beratschlagten. Der Worte „Verlobung" oder „Heirat" ward nicht einmal dabei gedacht — statt deren das verfängliche Wörtlein „wenn", das sich immer wieder in die Unterhaltung einschlich.

Er würde eine hübsche Wohnung in der Kasematte von Bastion Joseph erhalten, „wenn ..."

Sie hätte über fünfhundert Mark gespart, das gäbe schon eine hübsche Aussteuer, „wenn ..." Ihr Onkel Balthes, der Steuermann, hätte ihr die dem Regiment zufallende Kaution versprochen, „wenn ..."

Später, wenn er Feldwebel wäre, bekämen sie den viel geräumigeren Wohnungsblock der Moldauers ...

Immer lebhafter umgaukelte ihr Gespräch das freundliche und behäbige Zukunftsbild. Sie achteten nicht des Straßengewühls. Plötzlich, an einer Ecke überfiel ihn eine Hast: der Dienst! Er muß eiligst nach der Kasematte!

Die Eile überraschte sie.

„Nun?" fragte er dringend, ihre Hand in der seinen haltend, seine Augen so flehend in die ihren gesenkt. Es war dem nicht zu widerstehen; sie fühlte sich wehrlos.

„Na, ja!" nickte sie und zog ihre Hand aus der seinen.

Es war eine Überrumpelung, das Zukunftsbild hatte sie bethört. Sie biß die Zähnchen auf die Unterlippe. Aber das Ja! war heraus.

„Adieu, Lena — ich laß noch von mir hören —"

„Adjüs, Sergeant!"

Immer wieder wandte er sich nach seiner schnell davonschreitenden Braut um, ob sie nicht zurücksah. Aber sie eilte ihren Weg weiter, ohne sich umzuwenden. Es war wie ein kurzer Schatten, der über seine Seligkeit fiel.

Es ist also geschehen! Das Geschick ihres Lebens erfüllt! Und jetzt keine Reue mehr und kein Zurückschauen.

Aber das Fünkchen? Der Name gab ihr einen Stich ins Herz. Was wird er sagen? Ist es recht, sich hinter seinem Rücken, während er danieder liegt, zu verloben? Was hat das Fünkchen denn damit zu thun? Er hätte sie ja doch nie geheiratet! Ah bah! Ihr Landsmann ist er — weiter nichts! Anavang!

* * *

Die Oktobersonne strich in scharf abgrenzenden Schrägstreifen durch das Schiff von St. Pantaleon. Zuerst traf sie die Bänke, wo die Offiziere saßen, ein fröhliches Gleißen und Funkeln auf den Epauletten und Ordensdekorationen entzündend. Dann fuhr sie über das Viereck der Kürassiere hin, von deren blendend weißen Kollern eine ungeheure Helle sich über die Kirche verbreitete; düster sah dagegen das im Schatten sitzende Viereck der Füsiliere aus, trotz deren roten Kragen und Achselklappen; bei den schwarzkragigen Pionieren schien sogar jeder Glanz erloschen. Zuletzt, an der Wand des linken Seitenschiffes ließen die Lichtstreifen die Gedächtnistafeln der für König und Vaterland Gefallenen in einer Art feierlicher Verklärung leuchten.

Die Predigt war zu Ende, das salbungsvolle „A—män!" des Predigers hallte wie ein Ruf der Erlösung von den hohen Spitzbogen wieder. Als erwachten die Soldaten, die das Muß des Dienstes, nicht das Bedürfnis so massenweise in den engen Kirchenbänken zusammengepfercht, aus einer Lähmung; mancher der vorschriftsmäßig geschnittenen und gestriegelten Köpfe hob sich aus einer bedenklichen Abwärtsstellung; und durch die Reihen der gottlosen Lieutenants ging es wie ein leises Recken der Befreiung. Man griff nach den uniformsmäßig grau gebundenen Gesangbüchern.

Doch zuvor noch die Heiratsaufgebote, die der Prediger mechanisch tonlos ablas.

Das letzte Paar lautete: „Marianne Sibilla Helene Berg, wohnhaft zu Deutz, eheliche Tochter der Frau Sibilla Berg zu Poll am Rhein, mit dem Sergeanten im dritten Rheinischen Füsilierregiment Johann Adolf Wilhelm Hubert dahier, ehelicher Sohn des Steuerinspektors Aloys Hubert und dessen Ehefrau Luise, wohnhaft zu Birnbaum in Posen."

Als der Prediger das Buch zuschlug, ließ er einen verwunderten Blick aus seinen schmalen, nie ganz offenen Augen über die bunte Menge der kommandierten Andächtigen gleiten. Die beiden Namen hatten Aufsehen gemacht. Neugierige Blicke flogen von den Kürassieren über die leere Mittelgasse nach den gegenübersitzenden Füsilieren; mit offenbar höhnischen Mienen suchte man dort nach dem Bräutigam.

Er, der Prediger, war vor Monaten durch das Gouvernement dienstlich aufgefordert worden, von der Kanzel herab gegen das blutige Unwesen zu donnern, das zwischen den beiden dort unten sitzenden Truppenteilen wütete. Es war ihm ein willkommen prächtiges Thema gewesen! Er griff mit Freuden danach und echauffierte sich so, daß sein hageres, bläulich glattrasiertes Gesicht platzend rot vor Eifer anschwoll. Welch eine unerhörte Gottlosigkeit! Kennen sie nicht das fünfte Gebot? Erinnern sie sich nicht ihres Eides? Tragen sie nicht eines Königs Rock? Ob weiß, ob blau, macht denn Se. Majestät einen Unterschied? Was, in hellem Friedenstand hauen sie sich blutige Wunden? Wozu hat ihnen der König die Waffen verliehen? Zum Dreinhauen wie die Gassenjungen? Oder zur Verteidigung des Thrones und des Vaterlandes, wenn Gott der Herr die Kriegsdrommete erschallen läßt, u. s. w.

Die Kerle aber da unten in den Bänken betrachteten ihre Plempen und grienten in sich hinein — gleich am Nachmittag aber hieben sie um so frischer und kräftiger aufeinander los. Erst das Manöver hatte eine Art Waffenruhe zu stande gebracht.

Und dieses Aufgebot schien den endlichen Frieden zu bedeuten. Die moderne Helena, die sich unter der soliden Ehrbarkeit des Aufgebotes verbarg, war durchaus nicht nach dem Sinn Sr. Hochwürden. Aber wenn damit die Gottlosigkeit ein Ende hat — gut! Noch nie hatte er mit solch nachdrücklicher Emphase den himmlischen Segen auf ein Brautpaar herabgefleht.

Der Bräutigam, Sergeant Hubert, saß auf dem rechten Flügel der zweiten Bank. Sein Gesicht hatte unabänderlich den dienststrengen Ausdruck bewahrt, kein Zucken, selbst bei der Verlesung des Aufgebotes. Er war heute, wie immer, musterhaft korrekt gekleidet, und er leuchtete mehr als je vor Sauberkeit; die schwarze steife Halsbinde war etwas pedantisch hoch emporgezogen — doch das ist Vorschrift — er liebt das Flotte nicht. Nur das Grübchen im rasierten Kinn schien allein die Aufgabe zu haben, die freundlicheren außerdienstlichen Regungen der biederen Soldatenseele auszudrücken.

Kirche ist Dienst! Den Kopf geradeaus gerichtet, achtete er nicht auf das Grinsen und Tuscheln der Neugier rings um ihn her. Sie beneiden ihn, weil er das prächtige Wesen sein eigen nennt! Innerlich hüpfte sein Herz vor Freude. Wie doch alles gekommen! wie doch er, gerade er, den Mut gewonnen, ihr Herz zu stürmen, das bisher den Angriffen der verschiedenen Waffengattungen standgehalten!

Jetzt hob der Gesang an. Weit öffnete er den Mund unter dem starken, heute besonders steif gewichsten Schnurrbart (der Herr Hauptmann hielt auf solche Bartkultur!). Doch meinte er, wie er nun mit in das Lied einstimmte, ein Vibrieren seiner eigenen Stimme zu vernehmen. Auch der Gesang ist Dienst — gleich verstärkte er den Ton, um das Vibrieren zu überwinden, und nun beherrschte sein kräftiges Organ das auf- und abschwellende Gewoge der rauhen Soldatenstimmen. Nur hier und da schweiften seine Augen von dem Dienste ab zu ihr hin.

Lena saß bei den Damen auf der linken

Chorseite. Da war der Hinterkopf Sr. Excellenz, von einem zarten, silberglänzenden Flaum bedeckt. Daneben der eckig harte Schädel des Regimentscommandeurs, mit weit aus dem Nacken herausgestrichenen Haarsträhnen platt belegt — und zwischen den beiden respektvollen Köpfen hindurch, wie durch eine Scharte, sah er ihr Köpfchen. Das reizvolle Profil des brünetten Gesichtes unter dem kleidsamen Rund des kleinen Strohhutes, den schweren Knoten des mattschwarzen Haares im Nacken — ja er glaubte das Strahlen ihrer unwiderstehlichen Augen bis herüber zu spüren. Ihre Lippen waren geöffnet, und die Zähne blinkten deutlich, während sie sang — sie, die Katholikin, die das protestantische Kirchenlied mitsang! Sie hatte sich ihrer Freundin, der Frau Wallmeister Pollmann angeschlossen, wollte sie doch zugegen sein, wenn ihr Name von der Kanzel verkündet würde. All dem zweierlei Tuch, besonders den weißen, blaubesetzten Kollern zum Tort — ha, seht doch, was euch die Lena immer noch für Überraschungen bietet!

Sergeant Hubert hob von neuem die Stimme:

„Daß uns hinfort nicht scha—a—de
Des bösen Feindes List!"

sang er mit übermäßiger Anstrengung. War es der Sinn der Worte, der ihn so eiferte? Ach nein, nur mechanisch fügte sich seine Stimme in den allgemeinen Klang. Heute, in der Blüte seines jungen Glücks, dachte er nicht an des bösen Feindes List. Vor vielen Wochen, eben als er den Sturm auf das Herz der schönen Helena siegreich ausgeführt, befiel ihn ein thörichter Gedanke, daß ihn ein böser Feind in die Schlinge dieser Verlobung hineingelockt: nach allem, was vorhergegangen, nach der ganzen süßen Teufelei, mit der sie den nüchternen, verständigen Biedermann in ihm nach ihrer übermütigen Laune zappeln ließ; sie war nicht einmal eine Partie — die paar Hundert Mark wurden von der Ausstattung aufgezehrt. Sie würden auf sein elendes Sergeantengehalt angewiesen sein! Heiraten wäre unter solchen Umständen eine Vermessenheit — wenn er nicht Aussicht hätte, Feldwebel zu werden.

Horch, war das nicht ihre Stimme, die er aus den helleren Noten der Damen von drüben zu vernehmen glaubte? Ja, sie ist eine Zauberin, die ihm Herz und Sinn um und um gewendet hat! Was wird sie noch aus ihm machen?

Nach beendetem Gottesdienst wimmelte es auf dem kleinen Kirchplatz von bunten Uniformen, und die Toiletten der Damen erblaßten gegen all den militärischen Glanz, der sich in dem Gold der wohligen Herbstsonne breit machte. Die Truppenteile traten in Gliedern an, um nach ihren Kasernen abzurücken, hier die niedlichen Füsiliere, näher am Ausgang des von einer Mauer umschlossenen Platzes die Hünengestalten der schweren Reiter — beide weit genug voneinander, als könnte eine Annäherung abermals die Feindschaft entfachen. Langsam, von eifrig galanten Offizieren begleitet, bewegte sich der Zug der Damen hellplaudernd nach dem Thore zu.

Da kam auch die Lena, in soldatischer Geradheit schritt ihre schlanke Gestalt, die üppige Büste damenhaft kokett geschnürt; doch mit einer fast absichtlichen Sittsamkeit hielt sie in Dorfmanier das kleine Gebetbuch mit einem weißen Taschentuch darauf in den übereinander gelegten Händen. Ein Lächeln spielte um ihre blutroten Lippen, und das etwas gebogene Näschen zuckte beim Geräusch der Säbel und Sporen und dem Hallen der militärisch scharfen Stimmen. Aber die Blicke geradeaus gewandt, als ginge sie das alles nichts an.

„Na, Len', da ist er doch!"

Die Frau Wallmeister stieß sie mit dem Arm an. „Na dort, siehst du denn nicht?"

Die kleine rundliche Frau Wallmeister mit dem zahmen rosa Blondinengesichtchen verwunderte sich: will denn das sonderbare Mädchen ihren 'Verlobten nicht einmal sehen? Wo hat sie ihre Gedanken? Immer und immer wird man nicht klug aus ihr!

„Ah so!“ fuhr die Lena wie aus einem Sinnen auf.

Die Füsiliere hielten mit „Stillgestanden“, die Köpfe nach rechts gereckt, und Sergeant Hubert, ihr Bräutigam, war eben im Begriff, die Reihen einzurichten. Er war im heißesten Diensteifer, wand und bückte sich, um die Richtung haarfein herzustellen: — „Zurück der fünfte Mann! — nun wieder ein halbes Haar vor!“ — Und plötzlich in voller Entrüstung: „Will dieser Müller III seinen naseweisen Schnabel einziehen?“

Nun schritt er vor, um dem langbeinigen Lieutenant, dessen vornehm geschniegelte Geziertheit das Mißbehagen über den sonntäglichen Kommiß nicht verhehlte, die Meldung abzustatten. Da sah er seine Braut. Aber nur ein Viertelsblick, und nicht einmal ein Zusammenzucken der Überraschung. Dienst! Der heilige Dienst verbietet das. Sofort nach der Meldung machte er Kehrt, ein so energisch schallendes Kehrt, daß man erschrecken mußte.

„Ach der ...“ sagte die Lena, und sie wandte sich mit einer seltsam trotzigen Miene ab.

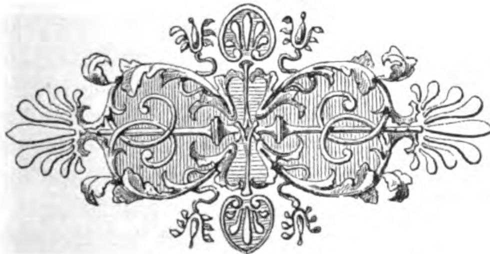
Die Wallmeisterin stutzte verwundert: Warum heiratet sie ihn denn, wenn sie ihn nicht leiden mag? Aber sie thut nur so! So hat sie von je alle Männer behandelt!

Nun nahten die beiden den Kürassieren. „Stillgestanden!“ rief eine ungeheure Brüllstimme, und die Hacken der Riesenkerle fuhren klirrend zusammen. Der Kommandierende war ein langer, schwarzer Unteroffizier mit verwegenen Blicken und einem herausfordernden keck aufgedrehten Schnurrbärtchen. Dann mit dem einen Auge nach Lena hinzwinkernd, ein Grinsen über das ganze Gesicht, rief er in scharfem Accent: „Au—genn links!“

Die Köpfe, von denen die meisten unter den gewaltigen Stahlhelmen fast verschwanden, fuhren mit einem Ruck nach links. Verwundert glotzten die Augen — wem galt denn das Honneur? Nun, doch ihr — der Lena! Ein Übermut, ein Schabernack, den ihr der Frechhans von einem Unteroffizier, einer ihrer früheren Verehrer, spielen will! Eine höhnische Gratulation, die ihr das Kürassierregiment darbringt!

Wohlan! Warum nicht? Das Honneur kommt ihr zu! Sie nimmt es auf! In einer Anwandlung alten Übermuts fuhren ihre blitzenden Augen wie salutierend an den weißen Kollern und den braunen Gesichtern unter den gleißenden Stahlhelmen entlang.

(Fortsetzung folgt.)





Das kaiserliche Palais in Berlin.

Erinnerungen an Kaiser Wilhelm.

Von

Georg Horn.

I.

as ich aus dem Leben Kaiser Wilhelms gesehen von seiner Thronbesteigung an bis zu seinem seligen Ende, was ich ferner von glaubwürdigen Personen darüber vernommen — das sei hier, damit es nicht dem Vergessen anheimfalle, niedergeschrieben.

Zunächst einiges über die körperliche Persönlichkeit Kaiser Wilhelms. Er war von den sieben am Leben gebliebenen Kindern seiner Eltern in seinen Jugendjahren das am wenigsten kräftige Kind, vielleicht auch das am wenigsten schöne. Hier offenbarte sich auch in ihm eine Eigentümlichkeit des Hohenzollerngeschlechtes, das, was man schöne Kinder nennt, nicht kennt. Bis zu den Jünglings- oder Jungfrauenjahren zeichnen sich die Hohenzollernkinder selten durch Schönheit aus. Diese kommt erst mit dem Alter, in welchem die Jugend bei den Männern in die Kraft hineinreift oder bei den Frauen in die vollere körperliche Entwickelung, so daß man sagen kann, daß es ein Geschlecht ist, dessen Schönheit mit der sich entwickelnden Kraft beginnt, ein Geschlecht, das in seiner Wirkung nicht auf Jünglinge, sondern

auf Männer angelegt ist. Bis zu Friedrich dem Großen ragten die königlichen Hohenzollern auch nicht gerade durch außergewöhnliches Körpermaß hervor. Weder Friedrich der Große noch sein Vater Friedrich Wilhelm I. hätten sich wohl für würdig befunden, in das Riesenregiment des letzteren oder in das Leibgardebataillon des ersteren einrangiert zu werden, da bekanntermaßen Friedrich der Große nur fünf Fuß zwei Zoll drei Linien hatte, nebenbei gesagt ebensoviel als Napoleon I. Selbst die Körpergröße des Großen Kurfürsten stand in keinem Verhältnis zu seiner moralischen Größe. Bei den fränkischen Hohenzollern war das anders. Diese waren, mit wenigen Ausnahmen, Männer von stattlicher Körperlänge. Vielleicht daß ihre nicht allzuschweren Regentenpflichten ihnen mehr Spielraum zur Pflegung und Kräftigung des Körpers erlaubten und daß namentlich in dem vollständigen Aufgehen in der Jagdpassion all ihre Kraft sich ins Körperliche auslegte. Im preußischen Hause, d. h. in den hervorragendsten Vertretern desselben, schossen die hohen Männergestalten erst aus der Mischung des hohenzollernschen Blutes mit dem des hessen-darmstädtischen Hauses durch die Mutter Friedrich Wilhelms III., die spätere Königin Friederike, Gemahlin Friedrich Wilhelms II., auf, wobei aber nicht ausgeschlossen war, daß hin und wieder Persönlichkeiten ganz in die alte Familienart zurückschlugen, z. B. der verstorbene Feldmarschall Prinz Friedrich Karl, der an Körpergestalt, in Gesichtszügen, auch in manchen Seiten seines Charakters an Friedrich Wilhelm I. erinnerte. Die Beobachtung der Wiederkehr gewisser physiologischer und psychologischer Züge sowie charakteristischer Eigentümlichkeiten bei den einzelnen Individuen, in denen sich im einzelnen die Rasse aus der Vergangenheit wieder erzeugt, gehört zu dem interessantesten Studium, und gerade große Fürstenfamilien sind es, die allgemein gekannt, beobachtet, ein breites Feld für diese Studien bieten. Die Lehre Darwins muß auch für die Geschichtsforschung existieren, insofern als das historische Urteil über Fürsten mit Erbtugenden und Erbübeln rechnen muß.

Wenn man Bilder aus den Knabenjahren der Luisensöhne, des späteren Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm, sieht, so wird einem eine gewisse Familienähnlichkeit mit den nachherigen Kindern der Königin Therese von Bayern, dem verstorbenen König Max II., der verstorbenen Großherzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt und dem jetzigen Prinzregenten, namentlich in deren Jugendjahren, nicht entgehen können. Diese zeigt sich in einer nicht zu verkennenden Ähnlichkeit der Mundbildung, namentlich in den vollen Lippen. Diese Besonderheit scheint aus dem hessen-darmstädtischen Hause zu stammen. Königin Luise hatte diese vollen Lippen in der schönsten Ausbildung, von ihr hatten sie namentlich ihre ältesten Kinder geerbt und auch die Kinder ihres Vetters und ihrer Schwester, des Königs Ludwig I. und der Königin Therese von Bayern, die beide hessen-darmstädtische Prinzessinnen zu Müttern hatten.

Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, war bis in seine Jugendjahre ein schwächliches Kind gewesen, oftmals und mehr als seine Geschwister Krankheiten unterworfen. Er war so zu sagen das Angstkind seiner Mutter. Aus dem Munde des Kaisers selbst stammt die Erzählung, daß seine Mutter, die Königin Luise, wenn sie von Berlin oder Potsdam durch die Pflichten ihrer Thronstellung abwesend sein mußte, beständig in banger Sorge war, daß ihrem Sohne Wilhelm etwas zustoßen oder gar daß sie bei ihrer Rückkehr ihn nicht mehr lebend finden möchte. Kräftigte sich später auch seine Natur, so war er während seines ferneren Lebens vielfachen Unfällen ausgesetzt. Von einem derselben trug er Zeit seines Lebens die Folgen in einem verkürzten Zeigefinger der rechten Hand. Es war das auf einer Jagd bei einem Herrn v. Wülknitz auf Lanke bei Berlin geschehen, bei welcher der Lauf seines Gewehres gesprungen war und ihm

die Verletzung beigebracht hatte. Ein Obelisk von Sandstein in dem jetzt gräflich v. Redernschen Parke von Lanke bezeichnet heute noch die Stelle, wo der Unfall geschehen war.

Von diesem kam auch die eigentümliche Bewegung der Hand, wenn der Kaiser sich den Schnurrbart strich, wobei sich der betreffende Finger, namentlich im Handschuh, ganz gerade streckte — eine Bewegung, die dem Kaiser so zur Gewohnheit geworden war, daß er sie kurz vor seinem Hinscheiden noch ausführte, nachdem er den letzten Trank des Lebens genommen hatte. Einen weiteren Unfall erlitt er in Posen während eines Besuches bei seiner Tante, der Fürstin Radziwill, der Gemahlin des Statthalters von Polen, in einem Beinbruch. Zu wiederholten Malen hat der Kaiser Blut von seinem Blute lassen müssen. Noch in seinen hohen Lebensjahren sank er unter dem Geschoß eines halb wahnsinnigen Fanatikers zusammen, der an diesem greisen Haupte fast zum Mörder geworden wäre. Bei den österreichischen Manövern im Jahre 1841 am 20. September bei Klein-Kolin ritt der Prinz von Preußen etwa fünfundzwanzig Schritt vor der Linie der tiraillierenden Jäger. Plötzlich rief er: „Ich bin verwundet!“ Um jedes Aufsehen zu vermeiden, setzte er ruhig seinen Weg fort; das Blut quoll unter dem Beinkleid hervor, und eine Handbreit über dem Knie war es durchlöchert. In einem kleinen Gehölz stieg der Prinz ab und ließ die Wunde durch einen eiligst herbeigerufenen Arzt untersuchen. Es zeigte sich eine Verletzung, die durch einen kleinen Stein herbeigeführt zu sein schien, der wahrscheinlich aus Versehen einem Jäger in die Büchse gerollt war. Als der Prinz von Preußen sich im Juni 1849 zur Armee nach Baden-Baden begab, wurde bei Oberingelheim ein Schuß auf seinen Wagen abgegeben, so daß der Postillon tot vom Bocke sank und der spätere General v. Boyen die Leitung des Wagens übernehmen mußte. Er selbst schrieb darüber aus Offenburg am 6. August 1849 dankend für bezeigte Teilnahme bei Gelegenheit „des ominösen Schusses“: „Ich danke Gott, daß Er ihn vorübergehen ließ wie so manchen anderen seitdem. Alle meine Umgebungen sind bisher glücklich durchgekommen, obwohl sie alle tüchtig im Feuer waren und alle sich excellent benahmen. Mein Neffe (Prinz Friedrich Karl) und ich sind die einzigen, die blessiert sind.“

In der Zeit, in welche die Jugend des Kaisers fiel, wurden von Kindern überhaupt nicht, und auch selbst nicht von königlichen, so viele Abbildungen gemacht als heutzutage, wo man das Menschenbild und das Sonnenlicht in einen Kasten bannt und der Mensch, wie er leibt, nach ein paar Sekunden daraus zum Vorschein kommt. Man war bei der Porträtierung auf Porträts oder Miniaturen in Öl oder Pastell angewiesen. Das kostete Geld und Zeit, und so hat man aus der Kindheit des Kaisers nur sehr wenige oder unvollkommene Bilder. Aber so viel steht fest, daß er nicht ganz so ausgesehen hat, wie Professor Steffeck ihn und seinen Bruder, den Kronprinzen, am Arme ihrer Mutter, der Königin Luise, dargestellt hat. Der Kaiser sah, wie erzählt wird, auf der letzten Ausstellung das Bild, schien aber davon unberührt wie von etwas ganz Fremdem, das für ihn weder Bezug noch Eindruck habe. Konnte er selbst auch kein Urteil darüber haben, wie er in diesem Lebensalter ausgesehen habe, so stand ihm doch ein solches in Bezug auf seine Mutter zu. Jedenfalls erschien es ihm sehr schwer, sie in dem erwähnten, neuerdings viel reproduzierten Bilde erkennen zu wollen, ebensowenig wie er in dem im Kölner Museum befindlichen vielberühmten Bilde Gustav Richters eine Ähnlichkeit mit seiner Mutter herausfinden konnte. In dem erwähnten Steffeckschen Bilde sehen wir am Arme einer Frau, welche die Königin Luise vorstellen soll, zwei ideal schöne Knaben, von denen der rechts der Prinz Wilhelm sein soll. Schon die Memoiren der Gräfin Voß, die, wie man weiß, durch eine spätere Hand redigiert worden, machen sich der tendenziösen Machung schuldig, be-

reits in jener Kinderzeit die spätere Kaiserbedeutung des Prinzen Wilhelm zu anticipieren, diesen in den Vordergrund zu stellen. In derselben Weise verstößt das genannte Bild gegen die historische Wahrheit, indem es den zweiten Sohn an dem rechten Arm der Mutter darstellt. Dieser Platz gehörte nach der Auffassung jener Zeit und dem wahren Verhältnis entsprechend dem Kronprinzen. Prinz Wilhelm, das ruhigere, ernstere der Kinder, war damals auch nicht das Lieblingskind; dieses war der älteste Sohn, der lebendige, liebenswürdige, witzige Kronprinz, und später Prinz Karl, der espiègle unter seinen Geschwistern. Jedenfalls war Prinz Wilhelm nicht so schön, als Professor Steffeck ihn darstellt, abgesehen von aller anderen Ähnlichkeit. Wir müssen uns ihn im Wesen und im Gegensatze zu seinen Geschwistern ernst, vielleicht auch weniger gewandt, dabei zurückhaltend und bedächtig denken. Und dieses Liniament blieb der Grundzug seines Charakters, gepaart mit einer milden Heiterkeit der Seele. Von allen Kindern Friedrich Wilhelms III. war er dasjenige, in welchem alle Eigenschaften gegenseitig harmonisch ausgeglichen waren, keine auf Kosten der anderen hervortrat, aber auch keine zum bestimmenden Agens der Persönlichkeit wurde. Solche Menschen fallen unter ihresgleichen nicht sehr auf; der prägnanten und glänzenden Kontraste entbehrend, gehören sie nicht zu den eindrucksvollen und auf äußere Wirkung gestellten Persönlichkeiten, verfallen darum auch meist dem Schicksal, in ihrem Werte verkannt, in ihrer Bedeutung unterschätzt zu werden. Diesem Schicksal war auch Prinz Wilhelm in seiner Jugend nicht entgangen — er, der in die Mitte zwischen zwei Brüder mit inneren und äußeren glänzenden Eigenschaften gestellt war.

Der Kronprinz zeigte schon von früher Jugend an jenen kühnen Hochflug der *Phantasie*, der sich jedoch stets in seinen *Wirkungen* durch die von ihm unbezwun*gene Neigung* zu Witz und Ironie von *selbst aufhob*. Er kann in diesem Sinne als ein Sohn der romantischen Schule bezeichnet werden, deren Geisteswehen ja auch seine Jugend umgab. Prinz Karl hatte den ganzen Charme einer frischen, fröhlichen, liebenswürdigen und mit reichen Naturgaben ausgestatteten Lieutenantsnatur. Es sind noch Briefe aus der Zeit des Prinzen Wilhelm in der Mitte der zwanziger Jahre vorhanden, die er an seinen Gouverneur, den Oberst v. Block, gerichtet hatte. In diesen äußert er sich über die glückliche Natur seines Bruders Karl, über dessen Vergnügungslust und Erfolge in der Gesellschaft. „Es freut mich, zu hören," schreibt der Prinz, „wenn man in Berlin recht heiter ist. Ich muß mich von weitem daran ergötzen. Meine Laune paßt nicht zu den Parkettfreuden, und so wird meine Abwesenheit weniger auffallen als meine Anwesenheit mit meinem kummervollen Gesicht." Diese Worte stammen aus einer Lebensperiode des Kaisers, in welcher er den schwersten Kampf seines Lebens kämpfte, die heißesten Wünsche seines Herzens dahin opferte. Eingeweihte aus dieser Zeit erzählen sich, daß dies im Statthaltereipalaste, dem früheren Kloster der Jesuiten in Posen, geschah — in einer Unterredung mit den Eltern der Prinzessin Elise Radziwill. Prinz Wilhelm sei darüber von so tiefer Bekümmernis des Herzens erfaßt gewesen, daß er im Herabgehen von der Treppe gestrauchelt und gefallen war. Ein langes Krankenlager war die Folge. Diese That kindlichen Gehorsams — dieser Akt der Selbstüberwindung eines jugendlichen Herzens, diese höchste Äußerung eines starken Pflichtgefühles — hatten den Sohn dem Vaterherzen besonders wert und teuer gemacht. Prinz Wilhelm war des Vaters Herzenssohn geworden. Aber auch in keinem seiner Kinder konnte sich Friedrich Wilhelm III. so wiedergeboren finden als in dem Prinzen Wilhelm. In dem Sohne war das hochentwickelte Taktgefühl wiederzufinden, welches Friedrich Wilhelm III. in so hohem Grade besaß, dessen gerechter und milder Sinn, dessen anspruchslose Einfachheit, dessen Vornehmheit der Ge-

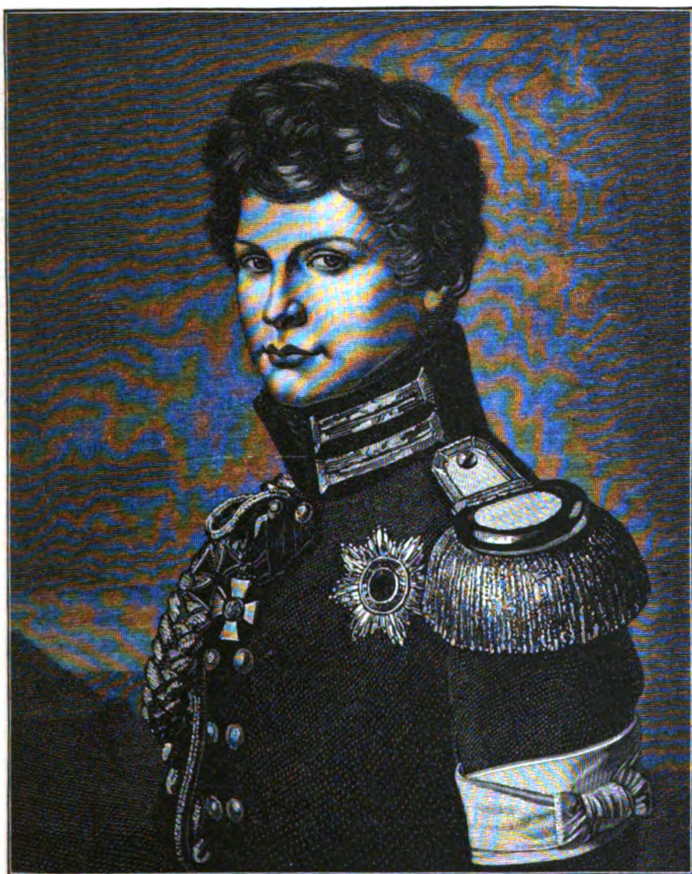
sinnung, dessen Pflichttreue, dessen soldatische Passion und dessen fester christlicher Glaube.

Auch im Äußeren glich Kaiser Wilhelm am meisten von seinen Geschwistern dem Vater, er und seine ihn überlebende Schwester, die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin. Das Gesicht des Kronprinzen zeigte die weichen Linien der Züge der Mutter, Prinz Karl mehr die mecklenburgische Familienähnlichkeit als die preußische, ebenso Prinz Albrecht, der im Persönlichen eine Vereinigung beider war, wie auch die verstorbene Kaiserin von Rußland — en beau und weniger dies, aber vielleicht charakteristischer die spätere Prinzessin Friedrich der Niederlande, das vorletzte Luisenkind. Vom Familientypus des preußischen Königshauses hatten alle Kinder mehr oder minder etwas. Dieser ging auch in die russische Kaiserfamilie über. Bei der Anwesenheit des Prinzen von Preußen in St. Petersburg im Jahre 1841 stellte die Kaiserin ihre Tochter, die in ihrer Jugend als Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen verstorbene Großfürstin Alexandra, der Umgebung des Prinzen mit den Worten vor: „Das ist die Tochter mit dem preußischen Gesicht.“

Kaiser Wilhelm war, wie bereits gesagt, im Äußeren am meisten seinem Vater ähnlich; auch das Längenmaß des Körpers wird dasselbe, vielleicht mit einer ganz geringen Differenz, gewesen sein: fünf Fuß zehn Zoll drei Linien. Die Ähnlichkeit der Züge trat am überraschendsten in der Totenmaske hervor, die Reinhold Begas am 9. März, morgens 10½ Uhr, von dem Gesicht des Kaisers abgenommen hat. In der Abbildung derselben, namentlich en face, glaubt man eines der Bilder Friedrich Wilhelms III. aus dessen späteren Jahren wiederzusehen — eine Ähnlichkeit, wie sie im Leben des Kaisers nie so frappant hervorgetreten war. Der Tod hatte den Zügen den unverkennbaren Stempel der Familiensuccession aufgedrückt.

Im reiferen Mannesalter konnte der damalige Prinz Wilhelm als der stattlichste unter seinen Brüdern angesehen werden, einerseits durch seinen stolzen Körperbau, anderenteils durch die Würde, mit welcher er diesen Körper zu tragen wußte, und die ritterliche Eleganz. Es lag in ihm nicht das Gebietende des Herrschers, wie in seinem Schwager Kaiser Nikolaus, von dem ein bekannter Demokrat einst sagte: „Wenn der Kaiser zu der einen Thür des Zimmers hereingetreten wäre und hätte mir befohlen, die andere Thür ihm aufzumachen, ich hätte es unweigerlich gethan“ — so groß war die Macht der Persönlichkeit dieses Mannes. Beim Kaiser Wilhelm hätte es allerdings des Befehls nicht bedurft. Ein Blick seiner Augen, und Liebe und Verehrung hätten ihm die Thür geöffnet. In seinen schönen blauen Augen lagen der Ernst, die Hoheit, aber auch die Milde eines deutschen Mannes. Und immer freundlicher und gewinnender wurde der Blick dieser Augen unter den starken Brauen hervor, je höher die Skala seiner Jahre wurde. Bei Friedrich dem Großen hatte sich das charakteristische Gesicht verhältnismäßig schon in frühen Lebensjahren herausgebildet, etwa nach der Schlacht bei Leuthen, denn schon von dieser ab wurde der große König „der alte Fritz“ genannt. Eigentümlicherweise hat man von Kaiser Wilhelm, so hoch er auch in Lebensjahren stieg, im Volke selten das Wort „der alte Kaiser“ gehört. Er war den Leuten eben der Inbegriff der Kraft des jungen Kaisertums, die Verkörperung einer Siegfriedsnatur, bei der das Altwerden außer aller Möglichkeit der Gedanken lag. Das teure verehrte Kaiserantlitz, wie wir es kennen, wie es sich fortpflanzen wird von Generationen auf Generationen, hat sich eigentlich erst seit 1870 herausgebildet, als der Kaiser schon ins Greisenalter getreten war. Das dunkelblonde Haar, welches einst das Haupt bedeckt hatte, war unter dem Hauch der Decennien gefallen, und nur einige Reste legten sich über das kahle Haupt, die aber mit so großer Geschicklichkeit und mit einer gewissen Sorg-

falt arrangiert waren, daß sie wenigstens in etwas die weiße Schädelhaut deckten. Die Form des Schnurrbartes und des Backenbartes war in den letzten dreißig Jahren dieselbe geblieben, nur daß das Barthaar ergraute und endlich gar weiß wurde. Das Gesicht des Kaisers war das Sie tönte bis in die letzte Lebenszeit voll und kräftig aus, ohne jenen Nasalton, der manchen seiner Vorfahren eigentümlich war. Nur ab und zu, wenn die Bewegung des Herzens aus dem Kaiser sprach, schlichen sich in den Metallklang der Stimme gebrochene Töne ein. Der



Prinz Wilhelm, siebzehn Jahre alt.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von K. Steuben im Hohenzollern-Museum (Schloß Monbijou) zu Berlin.

eines Greises geworden, ohne jedoch das eines alten Mannes zu werden. Die feine Form der Nase war geblieben, und wenn auch die Partie um die Wangen, auch um die Augen, zwar eingefallen war, so sah man doch, wie bei Goethe, keine runzeligen Falten. Ebensowenig war in der Stimme jener den Greisen so oft merkwürdige Klang zu vernehmen. Kaiser sprach das Deutsch manchmal mit Berliner Wendungen, sehr oft mit französischen Worten vermischt, und vorzugsweise dann, wenn es sich um militärische Dinge handelte. Es war das eine Folge seiner Erziehung, die in eine Zeit fiel, wo die vornehmsten Leute in Preußen sehr gut französisch, aber herzlich schlecht deutsch, das heißt nur das allerordinärste

Berliner Idiom, sprachen. Man ging am Berliner Hofe darin nicht so weit wie damals in den Kriegen des Hauses Habsburg gegen Ludwig XIV. am Wiener Hofe, wo man aus Haß gegen Frankreich den Erzherzögen und Erzherzoginnen die Erlernung des Französischen verbot. Im Gegenteil. Je schwerer der Druck des Despotismus eines Napoleon I. auf dem unglücklichen Preußen lastete, desto virtuoser handhabte man das Idiom des Unterdrückers. Es war dies die Schattenseite des fridericianischen Zeitalters. Kaiser Wilhelm sprach als fremde Sprache nur die französische, aber diese vollkommen und mit Eleganz, wenn auch nicht mit der klassischen Gewähltheit wie Friedrich Wilhelm IV. und die Kaiserin Augusta. Englisch blieb ihm fremd, trotz seines mehrmaligen Aufenthalts in London und Windsor. Aber einmal sprach er doch öffentlich englisch, als ihm bei seiner Anwesenheit in Oxford im August 1844 der Herzog von Wellington als Kanzler der Universität Oxford eine Adresse überreichte. Prinz Wilhelm trug damals den roten Doktormantel und die dazu gehörige Sammetmütze.

Der Unterricht, den der Kaiser in seiner Jugend genossen, war kein so systematischer, wie er bei einem Prinzen unter heutigen Verhältnissen sein würde. Als für den jungen Prinzen die Jahre des Lernens gekommen waren, brach das Verhängnis über Preußen und sein Königshaus herein, und da Kinder mit Blumen dieselbe Bedingung des Gedeihens haben, daß man sie nicht von ihrem Platze verrücken soll, so wurde auch beim Kaiser als Knaben die Periode des Lernens unverkennbar durch den häufigen Wechsel des Aufenthaltes, durch die äußere Unruhe und Unsicherheit der Verhältnisse beeinträchtigt. Trotz seines mangelhaften, in den Verhältnissen liegenden Bildungsganges wird die Zeit und die Geschichte ihm das Zeugnis nicht versagen können, daß er doch sehr gut König und Kaiser gelernt hat. Vom Latein bekam er nicht allzuviel ab, vom Griechischen gar nichts; aber von früher Jugend an war sein Interesse für Geschichte, namentlich preußische, rege. Für das Wachsen der exakten Wissenschaften bekundete er rege Teilnahme, namentlich für die epochemachenden Entdeckungen und Entwickelungen auf dem Gebiete der Elektricität. Die Gesetze der Physik, Mechanik waren ihm nicht fremd.

Im ganzen aber gingen seine Charaktereigenschaften über seinen Intellekt. In dieser Hinsicht war er das Gegenteil von seinem Bruder, dem Könige Friedrich Wilhelm IV. Hinsichtlich seines Intellekts müßte man ihn in die höchste Klasse des praktischen, gesunden Menschenverstandes stellen; man könnte sagen, er war das Genie des bon sens.

Das beste Zeugnis dafür war, daß er sich selbst nicht über den Bereich seiner Fähigkeiten und die Grenze derselben täuschte. Wo seine Kenntnis in Staatsangelegenheiten nicht hinreichend war, da trat bei ihm der Charakter ein, das heißt das Vertrauen in die Persönlichkeit, die er desselben würdig befunden, nachdem er ihren Wert erkannt hatte. In dem jedoch, was er verstand, ließ er sich von niemandem leiten oder beeinflussen. Und das waren die militärischen Dinge. Hier fühlte er sich durch Begabung und Erfahrung als höchste Autorität und hier handelte er auch als solche, aber nie ohne in seiner unendlichen Bescheidenheit den Rat anderer erfahrener Männer gehört zu haben. Unverkennbar war seine Begabung für die Behandlung diplomatischer Fragen. Er kannte die russischen, englischen, österreichischen Verhältnisse aus eigener Anschauung, war mit den hervorragendsten Staatsmännern dieser Nationen in persönliche Beziehungen getreten und hatte sich ein Urteil darüber gebildet.

Um bei der persönlichen Erscheinung des Kaisers zu bleiben, bis an die Achtzig hinan war seine Gestalt hoch aufrecht geblieben. Von da an begann sie etwas einzusinken. Den ersten deutlichen Eindruck davon hatte der Verfasser, der seit sieben-

undzwanzig Jahren Gelegenheit hatte, den Kaiser in den verschiedensten Phasen dieser Lebensfrist aus der Nähe zu sehen, als der hohe Herr damals in jener Aprilnacht 1873 die Reise zu Alexander II. nach St. Petersburg antrat, in dem Momente, wo er den Perron des Ostbahnhofes in Berlin entlang ging, um den Salonwagen zu besteigen. Da erschien ihm zum erstenmal die Gestalt gebeugt, der Gang müde und schwer. Aber in Petersburg selbst war diese Erscheinung vollständig verschwunden. Die Kraft des Willens und der Selbstbeherrschung war in dem Kaiser eben so groß, daß er in den letzten zehn Jahren bei seinem Erscheinen in der Öffentlichkeit, was die äußere Haltung betrifft, noch so frisch und rüstig erschien, als er vor fünfundzwanzig Jahren gewesen war, ohne alle anderen Hilfsmittel als eben die Macht des Willens. Wie er nicht gern von seinem Greisenalter sprechen hörte und das „senex imperator“ ihm nichts weniger als ein liebliches Wort in die Ohren tönte, so suchte er auch, solange es ging, die Anzeichen desselben zu bekämpfen. Er hielt so viel auf die straffe Haltung seines Körpers, daß es in den letzten Lebensjahren aus seinem Munde wie eine wehmütige Klage erklang, als er erzählte, wie er vor einem Spiegel vorüberging und da erst gesehen habe, wie eingefallen sein Rücken sei. Der Kaiser ließ sich in Bezug auf seinen Körper nicht gehen, wie das entgegengesetzt so viele Greise thun. Es war eine praktische Ästhetik des Körpers, der er huldigte. Ältere Damen schwärmen noch für seine Erscheinung auf den Kammerbällen seines Vaters, wo kurze Hosen und seidene Strümpfe vorgeschrieben waren. Bein und Fuß waren herrlich geformt. Viel Sorgfalt widmete er seiner Hand; diese war im Verhältnis zu seinem Körper klein, fleischig, die Finger wohlgeformt, mit mandelförmigen Nägeln — ähnlich wie bei Fürst Bismarck —, die Nägel lang, wohlgepflegt, der des kleinen Fingers sogar lang gezüchtet. Nicht hätte er den Ausspruch eines vor zwei Jahren verstorbenen berühmten Tonsetzers acceptiert, daß für einen Mann in hohen Jahren das unangenehmste Gefühl das — des Waschens sei. Er trieb dieses jedoch nicht wie die Engländer als einen Sport, sondern wie eine militärische Dienstpflicht. Als vor längeren Jahren für einen jungen Prinzen in einem königlichen Schlosse eine Wohnung eingerichtet wurde, ließ er sich diese zeigen. Auf dem Rundgange durch das Appartement kam er auch in ein Zimmer, wo eine in poliertes Mahagoniholz eingelassene Badewanne stand, bedeckt mit einem Deckel aus demselben Holze. „Was ist denn hier?“ frug der Kaiser. — „Eure Majestät, das ist das Badezimmer,“ antwortete der Führer. — „Was war denn früher in den Zimmern des hochseligen Königs für eine derartige Gelegenheit?“ — „Ein einfacher Badeschrank, Eure Majestät.“ — „So — und nun Badezimmer? Bah! Wir hatten in unserer Jugend auch kein Badezimmer, sind nur immer tüchtig gewaschen worden und dabei doch groß geworden und gesund geblieben!“ Hier war es nicht die Sache, gegen die er sich aussprach, sondern nur die kostbare Zurichtung dazu. Das, was heutzutage jeder irgend bemittelte Privatmann sich einzurichten in der Lage ist — bequeme und weite Räume für Toilette — das hätte der Kaiser in seinem Palais nicht einmal haben können. Das schmale, wenn auch lange Schlafzimmer war derart zwischen andere Räume eingeklemmt, daß weder rechts noch links für einen derartigen Komfort des Körpers ein solcher Raum hätte geschaffen werden können. Links war die Bibliothek und rechts ein Zimmer, welches die Kommunikation einerseits zwischen dem Adjutantenzimmer bildete, andererseits mit den Stuben im Souterrain, wo die Kammerdiener und Garderobiers wohnten. Dieser Raum war so angefüllt mit Gegenständen, daß sogar schwer Platz gefunden werden konnte für eine Lagerstatt des Garderobiers, der in letzter Zeit neben dem Schlafzimmer des Kaisers wachte. Die Schränke wie die

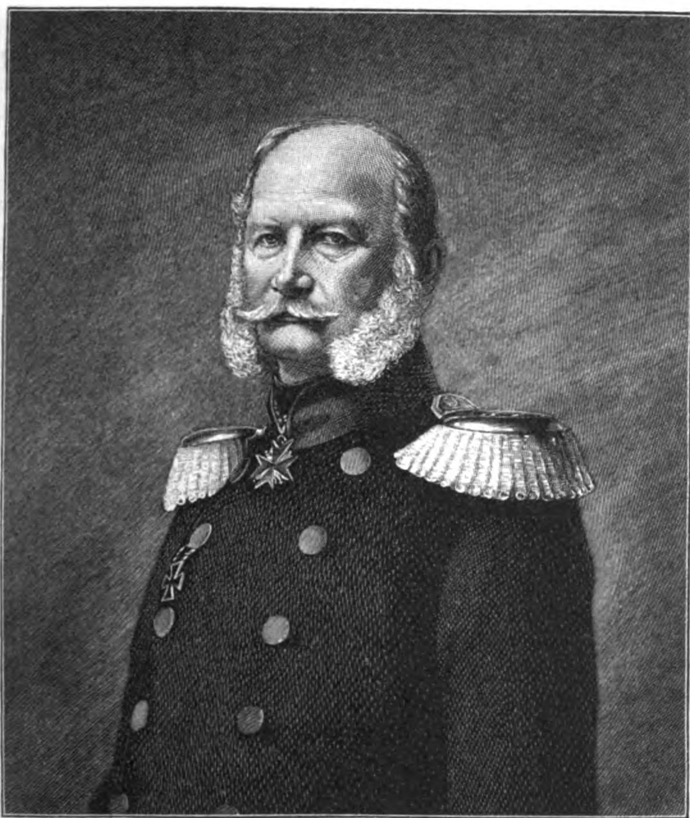
Tische standen in diesem Zimmer voll von Gegenständen in Bronze oder Porzellan. Es war ein vollständiges Magazin, in welchem die vom Kaiser in den Bazars gemachten Einkäufe aufbewahrt wurden und aus dem er wieder Beiträge für solche hinausgab. Es bildete auch ein Depot für die Weihnachtsgeschenke, die er an Personen seiner Umgebung oder seiner persönlichen Bekanntschaft verschenkte. Im Momente seines Todes standen da noch Sachen, welche den Namen derer trugen, für die sie bestimmt waren und an welche das Geschenk nicht mehr gelangt war. Geschenke, die der Kaiser empfangen hatte, hielt er so hoch, daß er sie unter keiner Bedingung weiter gab. Das erstreckte sich auf ganz gewöhnliche Blumensträuße; er behielt diese so lange in seiner Umgebung, bis sie gänzlich verwelkt waren. Der Geruch ist der poetischste der Sinne, und durch den Duft wurde er an Angenehmes erinnert. Eines Tages brachte er von der Tafel eine von jenen kleinen blutroten Orangen mit und legte sie auf einen der Tische im Arbeitszimmer. Dort blieb sie so lange, bis sie zu faulen anfing und der Geruch davon sich im Zimmer zu verbreiten begann. Bald darauf war die Orange weg. „Wo ist denn die Orange geblieben?" frug der Kaiser den Leibjäger. — „Sie war faul geworden, Eure Majestät, und darum habe ich sie aus dem Zimmer entfernt." — „Gleichviel," sagte der Kaiser, „sie erinnerte mich." Als der Sultan von Marokko vor mehreren Jahren dem Kaiser kostbare Geschenke sandte, Goldstickereien, prächtige Musseline-Shawls, äußerte jemand, daß sich die Prinzessinnen des Hauses freuen könnten, da der Kaiser ihnen damit jedenfalls Präsente machen würde. „Da irren Sie sich sehr," war die Rede einer Persönlichkeit aus seiner Umgebung. „Jedes Geschenk erfreut den Kaiser so sehr, daß er sich nicht davon trennt. Alle diese Sachen werden aufgehoben, solange es irgend geht!" Während des Aufenthaltes des Kaisers in St. Petersburg, im Frühjahr des Jahres 1873, schenkte ihm die erste Gilde der dortigen Kaufmannschaft hundert der kostbarsten Zobelfelle. Das Geschenk wurde hoch aufgenommen, sorgfältig eingepackt und mit nach Berlin gebracht. Aber wahrscheinlich lagern sie heute noch da, wohin sie auf Befehl des Kaisers gebracht wurden.

In seiner Pflege der körperlichen Persönlichkeit hielt der Kaiser viel auf Accuratesse auch in seiner Kleidung. Wohl erhielten seine Uniformsröcke mehrmals neue Besätze, schadhafte Stellen wurden ausgebessert, und der historische Riester an den Stiefeln Friedrich Wilhelms III. kehrte auch bei ihm wieder. Von militärischer Eleganz seiner Kleidung konnte also wohl kaum die Rede sein, dagegen aber von tadelloser Sauberkeit. Für den Spaniol auf Weste und Jabot des Großen Königs vermochte er sich nicht zu begeistern. Er gab viel auf tadellos gewaschene weiße Westen und Oberhemden. Namentlich an jüngeren Offizieren mochte er eine gewisse Eleganz in der Uniform wohl leiden, nur durfte sich diese nicht zu weit von dem entfernen, was ordonnanzmäßig ist. Bei derartigem Gesprächsthema pflegte er manchmal von der auf die militärische Kleidung bezüglichen Virtuosität seines bei Saalfeld gefallenen Oheims, des Prinzen Louis Ferdinand, zu erzählen. Dieser war der Beau unter den Militärs, der Tonangeber, und trug, um seine allerdings herrlichen Körperformen zu zeigen, nur Uniformen, die anstatt aus Tuch aus Tricot gemacht waren.

In Ems, in Baden-Baden, in Gastein ging der Kaiser immer in Civilkleidung, in schwarzem Gehrock, weißer Weste, grauen Beinkleidern, dazu trug er eine dunkle Krawatte und stets hohen Hut. Wenn er Besuche machte, kamen zu dieser Kleidung perlgraue Handschuhe. Bei Jagddiners erschien er im Frack. Dann rauchte er auch, aber nur platonisch. Er steckte eine Cigarre an, legte sie jedoch nach einigen Zügen wieder hin; aber dadurch markierte er, daß er wünschte, seine Gäste möchten seinethalben sich wegen des Rauchens keinen Zwang anthun. Da in Deutschland

mit der Pfeife oder Cigarre das Bierglas in eine Ideenassociation tritt, so sei hier erwähnt, daß man sich nur zweier Fälle erinnern kann, wo der Kaiser Bier getrunken hatte: bei einem Besuch von Metz, vor dem Lokale eines bayerischen Wirtes, der es ihm kredenzte, und bei einem Besuche der Industrieausstellung zu Stuttgart.

kommen war und diese lichte Färbung des Hauptes hervorgebracht hatte. Ja, ein Schein lichter, rosiger Klarheit umgab dieses Greisenhaupt, und ein schöner alter Mann war der Kaiser zu nennen, namentlich wenn er die Uniform des ersten Garde-Regiments zu Fuß trug, dazu die Kette des Hohenzollernordens. Durch den



König Wilhelm, vierundsechzig Jahre alt.
Nach einer Lithographie von E. Milster, aus dem Verlage von E. H. Schroeder in Berlin.

In den letzten zehn Jahren, von dem zweiten Attentat an, wurde das Antlitz des Kaisers immer frischer, heller, ja rosiger — eine Erscheinung, die dem großen Publikum so rätselhaft war, daß es sogar von künstlichen Hilfsmitteln sprach. Zu solchen hätte sich die wahrhaftige Natur des Kaisers niemals hergegeben. Die Erscheinung war ganz natürlich aus der Erneuerung des Blutes zu erklären, das nach dem Attentat in den Körper ge-

Silberschein der Litzen, der Kette spielten hellwirkende Lichter auf das Haupt hinüber. In keiner Uniform sah der Kaiser schöner aus. Kavallerie-Uniformen trug der Kaiser in letzter Zeit seines Lebens seltener, am häufigsten noch die der Gardes du Corps, aber dann nur den roten Galarock bei großen Hoffesten und den Waffenrock, wenn er beim Regiment in Potsdam speiste, was gewöhnlich einmal im August geschah. Er zeigte die Cour-

toisie auch in Uniformen und darin die feinsten Nüancierungen taktvoller Rücksicht. So war er auf den Festen seines Bruders, des Prinzen Karl, immer in Garde-Artillerie-Uniform erschienen, so pflegte er bei seinen eigenen Festen, im Schloß, auf dem ersten Hofball den Galarock der Gardes du Corps, auf dem zweiten den der Garde-Kürassiere, in der zweiten Soiree im Palais die des zweiten Garde-Regiments zu Fuß zu tragen. Seine Hausuniform blieb aber immer die des ersten Garde-Regiments zu Fuß. Die letzte fremde Uniform, die er angelegt hatte, war die eines russischen Generallieutenants, damals im November vorigen Jahres beim Empfang des Kaisers von Rußland. In dieser ging er dem Kaiser entgegen, empfing er eine Stunde später den Besuch der Kaiserin mit ihren Kindern. Das Ende schloß sich hier zum Anfange wie zu einem Ringe des Ganzen. Wie die russische Uniform die letzte war, die der Kaiser getragen, so war sie auch seine erste fremde gewesen, die des Regiments Kaluga. Wenn der Kaiser in der Provinz reiste, bei Königsmanövern, erschien er immer in der Uniform eines Linien-Infanterie-Regimentes, vorzugsweise der Königsgrenadiere (zweites westpreußisches Nr. 7). Bei seiner letzten Revuereise in Pommern trug er bei dem Diner, das die Stände der Provinz ihm gaben, die Uniform des Reserve-Landwehr-Bataillons Nr. 34, dessen Stabsquartier Stettin ist, da er sich in einer Gesellschaft befand, deren Mitglieder teils aus dem aktiven Dienstverhältnisse ausgetreten waren, teils sich noch im Dienst des Reserve- oder Landwehrverhältnisses befanden. So genau und so fein wußte der Kaiser die Verhältnisse abzuwägen. Von fremden Uniformen pflegte der Kaiser zumeist die russische und österreichische zu tragen, wenn dazu Anlaß bei Besuchen oder aber bei Bällen in den betreffenden Botschaften gegeben war; wenn er in Bayern, Sachsen, Würtemberg oder Baden reiste, auch die seiner dortigen Regimenter, natürlich ohne Namenszug, da der Kaiser seinen eigenen doch wohl nicht tragen konnte. Dafür traten die Feldmarschallstäbe des obersten Kriegsherrn im Spiegel der Epauletten ein. Das feine Taktgefühl des Kaisers gab sich auch in diesen Dingen kund, die für ihn durchaus nicht nebensächlich waren und in denen er in nicht seltenen Fällen augenblicklich schwebende politische Verhältnisse betonte. Er selbst bestimmte bei jeder Gelegenheit die Wahl der Uniformen wie der Ordensinsignien, und niemand im preußischen Staate wußte in den feinen Veräderungen der verschiedenen Ordensklassen so gut Bescheid als eben der Kaiser. Von ausländischen Orden hat er wohl keinen so gern getragen als den russischen Georgsorden. Die Verleihung desselben war der erste Erfolg seines Lebens, der erste Triumph seiner Jugend — damals, wie er als siebzehnjähriger Prinz in der Schlacht bei Bar-sur-Aube vorgeschickt wurde, um Meldung über den Stand des Gefechts abzustatten. Kaiser Alexander I. hatte ihm sechs Tage nach der Schlacht den Orden verliehen, und da dieser nach den Statuten nie abgelegt werden darf, so trug er stets dessen schwarzgelbes Band neben dem des eisernen Kreuzes im Knopfloch des Überrockes, ebenso bei feierlichen Gelegenheiten die ihm am 8. Dezember 1869 vom Kaiser Alexander II. verliehene erste Klasse mit dem großen Band, an der linken Hüfte neben den preußischen Ordensinsignien. Wie wert ihm dieser Orden war, beweist die Thatsache, daß er das vom Kaiser Alexander I. verliehene Originalkreuz des Ordens wie ein Heiligtum aufbewahrte und daß eine Insigne des Ordens zu denjenigen gehörte, mit denen er begraben werden wollte. Am seltensten von den Orden der Großmächte hat er vielleicht den der Ehrenlegion getragen, zum letztenmal im Jahre 1867 bei dem Besuche, den er mit Alexander II. dem Kaiser Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie in Paris und Compiègne abgestattet hatte. Als er von dieser Reise zurückkam, war das erste, das er erzählte,

daß Napoleon III. beim Vorbeimarsch der Truppen auf dem Marsfelde, der allerdings sehr kläglich verlief, den Generalen nachrief: „Très mal passé — très mal passé!“ Eine derartige Kritik in Gegenwart fremder Souveräne und vor versammeltem Kriegs- und Civilvolke erschien dem preußischen obersten Kriegsherrn so überraschend, so reglementswidrig, daß er mit seinem Befremden, welches dadurch freilich zur verurteilenden Kritik wurde, nicht zurückhalten konnte.

Es sind neuerdings Briefe des damaligen Prinzen Wilhelm an den nachmaligen General v. Natzmer erschienen und es werden im Laufe der nächsten Jahre vielleicht noch mehr unmittelbar durch die Feder vermittelte Äußerungen des späteren Königs und Kaisers in die Öffentlichkeit gelangen, die auf ebenso unzweideutige und, wir möchten sagen, überraschende Weise den ernsten, die Dinge im Grunde fassenden und behandelnden Zug im Wesen und Charakter des Prinzen Wilhelm darthun, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein reifes Urteil über politische Verhältnisse, sein ernstes Erfassen, seine sachliche Behandlung der Dinge. Wir gebrauchten das Wort überraschend, und es mag mit Recht begründet sein bei der Thatsache, daß man den Prinzen von Preußen gegenüber den glänzenden geistigen Eigenschaften des Kronprinzen lange Zeit für unbedeutend hielt — eine Meinung, die das große Publikum erst spät im Leben des Königs und Kaisers als ein großes Unrecht einsah. Seine Reue war ein um so freiwilligeres und enthusiastischeres Anerkennen.

Der Prinz war eben Soldat von Jugend an, vom Scheitel bis zur Zehe, er litt unter der Ungunst, mit der die öffentliche Meinung, selbst in Preußen, wo doch die Idee des Volksheeres in der Armee zu allererst durchgeführt war, in den drei Jahrzehnten nach der zweiten französischen Revolution unter der Herrschaft der liberalen Ideen dem Soldatenstande begegnete. Es war das eine geistige Strömung, die selbst auf die Erziehung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, Einfluß übte. Der Prinz von Preußen galt im Volke als der Vertreter des straffen, zu keiner Konzession an die liberalen Ideen sich bequemenden preußischen Militarismus. Mit Recht, und Gott sei Dank, daß er es gewesen war! Aber für die Notwendigkeit dieses in die Uniform übersetzten kategorischen Imperativs hatte damals die öffentliche Meinung kein Verständnis und daher auch kein Urteil. Der Prinz von Preußen war und blieb der bestgehaßte Mann.

Dieser Fehlgang des öffentlichen Urteils war allerdings nur dadurch zu begreifen, daß die Persönlichkeit des Prinzen von Preußen in jener Zeit auch nicht in den Vordergrund getreten war. Denn je mehr nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. des Prinzen praktische nüchterne Anschauungsweise gegen den romantischen Hochflug der Ideen seines königlichen Bruders innerlich in Opposition geraten mußte, desto größer war die ihm gebotene äußerliche Zurückhaltung, um nicht als erster Unterthan des Königs die oberste Pflicht des Staatsbürgers, des Soldaten: die des Gehorsams, zu verletzen. Züge seines Herzens wie seines Charakters, die dem späteren König und Kaiser so viel Liebe des Volkes erwarben, drangen nicht über die Schwelle des Palais Unter den Linden hinaus, unter die Menge, sie blieben im Kreise der Intimen. Und doch wären so viele zu berichten gewesen! „Die Zeit wird es noch lehren,“ schrieb im August 1840 sein damaliger Adjutant Graf Königsmarck-Berlitt an seine Gattin, „daß mein Herr das köstlichste Kleinod ist, was wir Preußen besitzen.“ Graf Königsmarck-Berlitt befand sich von 1835 bis 1846 in dienstlicher militärischer Stellung in der Umgebung des Prinzen Wilhelm. Die in dieser Zeit an seine Gattin geschriebenen Briefe hat seine Tochter Hedwig Gräfin Königsmarck als Manuskript drucken lassen. Ihnen entnehmen wir folgende beiden Mitteilungen. Zwei Tage nach dem Tode seines Vaters König

Friedrich Wilhelms III., am 9. Juni, verlangte Prinz Wilhelm seinen damaligen Adjutanten, den Grafen Adolf v. Königsmarck-Berlitt, zum Vortrag. Als dieser ihm ein Blatt zur Unterschrift reichte, worin König Friedrich Wilhelm IV. bestimmte, daß Prinz Wilhelm fortan den Titel „Prinz von Preußen" führen solle, stutzte der Prinz, und die Feder entsank seiner Hand. Laut weinend verbarg er das Gesicht in seinen Händen, dann ermannte er sich und sagte: „Einmal muß es ja doch sein!" — und unterschrieb „Prinz von Preußen".

Im Herbst 1841 wohnte der Prinz von Preußen den großen Manövern in Österreich in der Umgebung von Wien bei. Graf Königsmarck erzählt: „Die kaiserlichen Wagen hielten in langen Reihen auf dem inneren Burghof, um die Erzherzöge und uns nach Laxenburg zu einer sogenannten Remisenjagd zu bringen. Dichtgedrängt standen die schaulustigen Wiener, den Moment erharrend, wo die Fürsten erscheinen würden, um ihnen freudig zuzujauchzen. Der Erzherzog Karl trat auf den Balkon, und die Menschenmenge sehend, rief er freudig und stolz: ‚Sehen Sie, das sind unsere guten Wiener!' Ich wurde in diesem Augenblick abgerufen. Der Kammerdiener des Prinzen sagte mir, es erwarte mich eine Dame in meinem Salon, es sei der Wunsch Sr. Kgl. Hoheit, daß ich sie sprechen solle. Bald stand ich vor einer anscheinend jungen, jedenfalls anmutigen Gestalt, das Antlitz tief verschleiert. Meine Anrede, meine Bitte, Platz zu nehmen, wurden mit Schluchzen erwidert.

‚Sie scheinen unglücklich! Es ist freilich viel verlangt, einem Fremden Ihr Vertrauen zu schenken, aber bedenken Sie, daß es meine Pflicht ist, verschwiegen zu sein.'

‚Ich kann nur dem Prinzen sagen, was mich hergeführt hat.'

‚Der Prinz empfängt nie Damen, ich kann Ihnen daher nur raten, schreiben Sie ihm, ich bürge dafür, daß Ihr Brief nur in seine Hände kommt.'

‚Es ist zu spät zum Schreiben, ich muß den Prinzen gleich sprechen.'

‚Sie sehen die Wagen, jeden Augenblick können sie anfahren, die Erzherzöge sind beim Prinzen. Fassen Sie Mut, ich bin Gatte und Vater, vertrauen Sie sich mir an.'

‚Sie können denken, wie ich leide, daß ich zu diesem Schritt meine Zuflucht genommen. Ich kenne den Prinzen nicht, doch ist er mir als gnädig und gut geschildert worden; ich bitte um Gnade für einen Ihrer Landsleute.'

‚Da ist es an mir, Ihnen Dank zu sagen; ich muß Sie nunmehr dringend um Aufschlüsse bitten.'

‚Meine Eltern sind tot, ich hänge von der Gnade meines Bruders ab, bei dem ich lebe —'

Thränen erstickten ihre Stimme. — Ich stand am Fenster, die Wagen rollten heran, das Trommeln der Wache, das Erklingen des Volksliedes ‚Gott erhalte unsern Kaiser' sagten mir, daß man aufgebrochen sei. Ich beschwor die Dame, fortzufahren, und endlich that sie es:

‚Ich lernte im Hause meines Bruders einen Landsmann von Ihnen kennen, der bei uns dient. Wir lernten uns lieben und verlobten uns. Indes mein Bruder und auch mein Vormund versagten mir ihre Einwilligung, sie schützten die Verschiedenheit unseres Glaubens und — und auch den Leichtsinn meines Verlobten vor.'

‚Ah! also der Prinz soll bei Ihrem Herrn Bruder der Fürsprecher meines Landsmannes sein?'

‚Nein! Ich entsage ihm. — Der Prinz soll ihn retten; nur einmal noch will ich meinen Verlobten sehen. Man sagt mir, Leichtsinn habe ihn aus Ihrer Armee vertrieben, auch hier hat er Ehrenschulden gemacht; er sitzt im Stockhause, und wenn er bis morgen die Schulden nicht getilgt hat, wird er kassiert und des Dienstes entlassen. Da soll nun der Prinz die Ehre des Mannes und des Namens retten und mir behilflich sein, ihn noch einmal zu sehen, um Abschied zu nehmen.'

Sie verbarg schluchzend den Kopf in die Sofakissen, und mich erfaßte tiefes Mitleid, denn der Name ihres Geliebten war mir leider nur zu wohl bekannt als der Name eines, der solcher Liebe durchaus unwürdig war.

‚Wie wollen Sie eine Unterredung möglich machen?‘ fragte ich endlich.

‚Man vergöttert hier den Prinzen, ihm ist alles möglich! Nur er kann helfen, denn der Zutritt im Stockhause ist streng untersagt — und es gilt mein Lebensglück, ich muß meinen Verlobten noch einmal sehen! O, helfen Sie mir!‘

Was war zu thun? — Es fiel mir ein, daß ich wohl jedenfalls den Hofkriegsrat Präsidenten Grafen Hardegg in Laxenburg sehen würde, durch ihn hoffte ich die Erlaubnis zu erhalten, meinen Landsmann im Stockhause besuchen zu dürfen. Ich sagte dies meiner Unbekannten, hinzufügend, sie könne mich dann begleiten, wenn sie mir Ort und Stunde angeben wolle, wo ich sie treffen könne.

Sie stand auf, reichte mir die Hand und sagte: ‚Um acht heut abend an der Ecke des Universalhospitals, von dort haben wir nur wenige Schritte.‘

Ich verabschiedete mich, griff nach meinem Hut, und vier Lipitzer Schimmel führten mich in schnellem Trab den schönen Weg nach Laxenburg. Eine Beschreibung der Jagd wird dich weniger interessieren, erzählen muß ich aber doch, daß 1643 Hasen, Fasanen und Hühner auf der Strecke lagen, und trotz der Zahl des Erlegten hatte dies großartige Jagdvergnügen doch nicht den Charakter der Metzelei wie bei den eingestellten Jagden. Wir durchschritten die fächerähnlich durchholzten und gepflanzten Remisen und scheuchten das Wild auf, dem ein Entkommen möglich war. Mein Nachbar war der würdige greise Hofkriegsrat Präsident Graf Hardegg. Er rauchte seine Cigarre. Zwei Jäger gingen ihm zur Seite mit aufgezogenen Doppelgewehren, denen zwei Lader und ein Träger folgte, welcher einige Doppelgewehre auf dem Rücken hatte. Sobald ein Fasan oder ein Huhn aufflog, reichte der Jäger ihm das Gewehr, und ich möchte behaupten, daß ich den ruhig dahinschreitenden Greis nie fehlen sah. Nachdem wir einige Remisen durchschritten, fragte mich Graf Hardegg: ‚Warum schießen Sie so selten, mein junger Freund?‘ Ich erwiderte lachend, daß ich wenig Gelegenheit hätte, denn sobald ich mein Gewehr anlegen wollte, fiele bereits die Beute, die ich mir ausersehen, von ihm getroffen. Der alte Herr lachte auch: ‚Ja, ja, Sie haben recht, schießen kann ich, ich will Ihnen auch sagen, wie ich es gelernt habe. Mein Vater hatte sieben Söhne und wenig Vermögen. Er schaffte seine Jäger ab, und das Schießgeld war unser Taschengeld. Da lernt man denn schießen, besonders wenn man gern raucht.‘

Die Gemütlichkeit des Gewaltigen benutzend, brachte ich mein Anliegen vor, meine Freundschaft für die Familie des leichtsinnigen Gefangenen allerdings in stärkeren Farben auftragend, als es mit der Wahrheit verträglich. Der alte Herr dampfte zweimal — ein Hase verdankte meinen Worten sein Leben, aber ich bat so inständig, daß er mein Gesuch endlich gewährte und mir erlaubte, mir vom Baron Eynatten einen Erlaubnisschein, das Stockhaus zu besuchen, ausstellen zu lassen. Der Jagd folgten eine sogenannte Pirutskenfahrt im Park — eine Wasserfahrt nach dem St. Annen-Tempel. In der Burg Franz, wo wir mit Jagdfanfaren empfangen wurden, wartete unser ein Dejeuner, und ich expedierte von dort eilends ein Billet an den Baron Eynatten.

Um sieben stieg ich in Wien in meinen Wagen, dem Lakaien zurufend: ‚Nach dem Universalhospital.‘ — Fragend und staunend wiederholte dieser meinen Zuruf, und sein Erstaunen schien sich noch zu steigern, als ich, beim Hospital angelangt, aussteigend befahl: ‚Erwarten Sie mich in einer Stunde am Stockhause.‘ — Ich bog in die Alstergasse ein, und nach wenig Minuten erblickte ich meine Unbekannte in einer, soweit ich dies bei der schlechten Straßenbeleuchtung erkennen konnte, wie

mir schien, sehr eleganten Toilette, von einem Diener gefolgt. Ich bot ihr meinen Arm und sagte: ‚Sie werden mich für heute als Bruder acceptieren müssen, so denke ich Sie einführen zu können. Wie nenne ich nun meine Schwester?‘ — ‚Heißen Sie mich Rita.‘ — Sie schien sehr bewegt, und als wir in das enge Thor des Gefängnisses traten, als die Schildwache, die unterrichtet sein mußte, herausrief, die Wache ans Gewehr trat und ein alter, mit der doppelten Kapitulantenmedaille geschmückter Wächter mir eine Meldung machte, mußte ich sagen: ‚Beruhige dich, Rita.‘ — Wir stiegen eine Treppe hinauf, und einem langen Gang folgend, wurde uns vom Wächter eine Thür bezeichnet mit den Worten: ‚Dort wohnt der Herr Lieutenant.‘ — ‚In welchem Regiment machtet Ihr die französischen Feldzüge mit?‘ fragte ich den Alten, klopfte an die Thür und schob meine Unbekannte mit den Worten hinein: ‚Geh nur voran, Rita, ich muß mir noch einiges von dem braven Mann hier erzählen lassen.‘ — Der Veteran versetzte mich nach Komorn zur Zeit, als Kaiser Franz dort residierte, und als wir uns bis zum Pariser Frieden durchgearbeitet, meinte ich, daß ich nun auch einem abgeschlossenen Traktat beiwohnen müsse, und dem alten Schnurrbart für seine Mitteilungen dankend, rüttelte ich erst etwas am Schloß, um den Liebenden mein Kommen zu verkünden, und trat dann ein. Es war — wie natürlich — ein äußerst einfach ausgestattetes Zimmer, welches ich betrat, und die Figur des Gefangenen in höchst phantastischem Aufputz paßte schlecht hinein. Ein Feldbett, einige Schemel, worauf Bücher und eine Guitarre, in der Mitte des Zimmers ein viereckiger Tisch mit der Lampe. Rita wandte mir den Rücken und zog den Schleier vor, sobald ich die Thür öffnete. Ihr gegenüber, so daß der Tisch sie trennte, stand der Lieutenant. Eine schöne Gestalt, dunkles mit Sorgfalt geordnetes Haar und ein schwarzer Schnurrbart gaben dem bleichen Gesicht einen männlichen Ausdruck. Die Kleidung des Herrn mißfiel dafür gründlich. Eine gelbseidene Jacke mit hängenden Ärmeln, unter dem großen weißen Halskragen eine leicht gebundene farbige Binde, weite rote Beinkleider und goldgestickte Schuhe mit Bandrosen versehen. — ‚Sie haben mir Teilnahme erwiesen, Herr Graf,‘ war seine Anrede; ‚gern würde ich Ihnen die Dankbarkeit zollen, welche in meinen Kräften steht.‘ Ich konnte nur erwidern, daß es mir eine angenehme Pflicht sei, gefällig zu sein, hinzufügend, daß die seltsame Stellung, in der wir uns befänden, mich gewissermaßen berechtigte zu fragen, ob seine Schulden so hoch, daß kein Arrangement möglich. Er nannte mir sofort die nicht unbeträchtliche Summe, sagte, daß er gesonnen sei, die österreichische Armee zu verlassen, und wenn er nur einen Teil des Geldes bis morgen zahlen könne, würde die Kassation unterbleiben. Nach kurzer Pause fuhr er fort, daß das, was er für unmöglich gehalten, geschehen sei: seine Verlobung sei aufgelöst, und er müsse sich den Verhältnissen und dem Gesetz der Ehre beugen.

Bei diesen Worten reichte meine Unbekannte ihm ihre Hand, und ohne ein Wort zu sprechen, wandte sie sich, und meinen Arm nehmend, schritt sie der Thür zu. Unbeweglich, beide Hände auf den Tisch gestemmt, sah er uns das Zimmer verlassen. Als wir die Treppe erreicht, flüsterte ich dem Veteranen zu: ‚Sagen Sie dem Herrn Lieutenant, ich würde morgen früh wiederkommen.‘ — Der Lakai rief den Wagen vor. ‚Wohin befiehlst du?‘ fragte ich meine zitternde Begleiterin. — ‚Nach St. Stephan,‘ war die Antwort, und schluchzend warf sie sich in die Wagenecke. Unmöglich konnte ich das Schweigen brechen. Der Wagen hielt. Die Thür wurde aufgerissen, und indem sie ausstieg, drückte sie mir die Hand und flüsterte mit einer von Thränen erstickten Stimme: ‚Ich werde auch für Sie beten.‘

‚Wohin befehlen Euer Gnaden?‘ fragte der Lakai. — ‚Nach Haus.‘ — ‚Euer Gnaden sollen zu S. K. Hoheit nach der

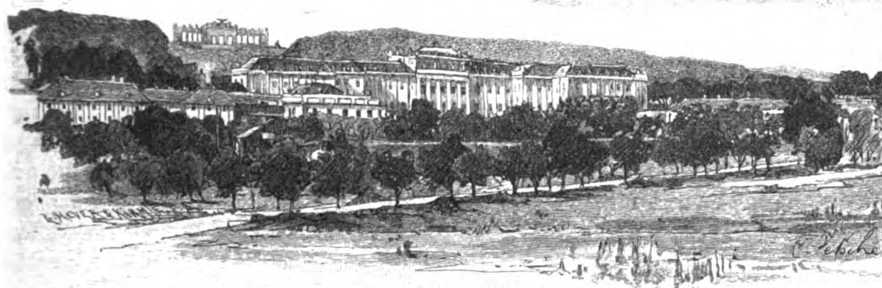
Wieden fahren, wo Pauxerll gegeben wird, ein schönes Stück.' — 'In Gottes Namen!' rief ich, und während die Seufzer meiner armen Unbekannten im Gotteshaus emporstiegen, hörte ich im Narrenhaus schallendes Gelächter." Nach mündlicher Mitteilung des Grafen Königsmarck ist hinzuzufügen, daß er am Abend Gelegenheit fand, seinem Herrn von dem Vorfall zu sprechen. Obwohl diesem die Familie des Betreffenden nicht näher stand, so ging es ihm doch ans Herz, daß ein preußischer Landsmann eine so entehrende Strafe erleiden sollte. Am folgenden Morgen fand der Graf auf seinem Tische einen Brief, dieser enthielt die vom Lieutenant genannte Summe in Banknoten, aber keinen Namen. Wer der großmütige Geber war, ist unschwer zu erraten.

Solche und ähnliche Züge, deren im Laufe der Zeit noch viele aus dem Munde der Zeitgenossen bekannt werden möchten, gehören zur Charakteristik der inneren Persönlichkeit des Kaisers. Mit dieser fortzufahren, muß vor allem folgendes gesagt werden. Nicht daß der Prinz von Preußen sich einer den Forderungen der Zeit entsprechenden Ausgestaltung der öffentlichen Dinge hartnäckig widersetzt hätte — nein, das lag am wenigsten in seinem Sinne. Sein besorgter Blick mußte aber immer nach dem königlichen Bruder schauen und sein Geist sich fragen, ob die Konsequenz und Energie des Königs mit den Hoffnungen, die er rege machte, auch gleichen Stand halten konnte, und dann auch, ob die Volksgewalten so viel politisches Urteil und Mäßigung an den Tag legen würden, daß sie nicht durch die geradezu fascinierende Persönlichkeit des Königs über die Grenze dessen geführt werden würden, was für die bestehenden Verhältnisse gesetzlich und für die zu reformierenden praktisch durchführbar war. Von diesem Gesichtspunkte aus mochte dem Prinzen von Preußen die damalige Einberufung des Vereinigten Landtages als keine sehr glückliche politische Maßregel erschienen sein. Am 11. April 1847 eröffnete König Friedrich Wilhelm IV. in Person, im königlichen Schlosse zu Berlin, den Vereinigten Landtag mit jener berühmten Rede, in der er erklärte, er würde nicht dulden, daß sich zwischen ihn und sein Volk ein beschriebenes Blatt Papier dränge. Ehe der König kam, stand der Prinz von Preußen mit einigen Vertrauten an einem der Fenster der zweiten Etage des Schlosses zu Berlin. Es hatte in der Nacht geschneit, und auf die weißen Dächer in der Umgebung des Schlosses zeigend, sagte der Prinz: „Da sehen Sie, meine Herren, das Leichentuch der preußischen Monarchie." So war die Spiegelung des Ereignisses in seinem Geiste. Wenn man diese Äußerung an die seiner letzten Stunden hält — der Kaiser hatte dem Fürsten Bismarck seine Unterschrift zu Vertagung des Reichstages gegeben — wenn man den 11. April 1847 an den 8. März 1888 hält, den damaligen Vereinigten Landtag, diesen platonischen Versuch zu einer konstitutionellen Gestaltung, an den jetzigen Reichstag, die vollendete Thatsache, die Legitimierung der damaligen Bestrebungen — wenn man diese von einem Menschenleben, einem Monarchen durchmessene Frist von einundvierzig Jahren überschaut — welche Ereignisse und welche Wandlungen in und mit diesen! Welch ungeheure äußere Kluft und doch welch tiefer, innerer Zusammenhang zwischen dem Einst und Jetzt, den ein einziger Mensch innerlich auszugleichen und auszugestalten berufen war! Dem Könige Friedrich Wilhelm IV. würde das niemals gelungen sein. Er war eine politische Hamletnatur, dem das Gewissen allzeit die Thatkraft lähmte. Seinem Nachfolger kam zu statten, daß er weniger Politiker war als Soldat. Diesem stellte sich die fertig gegebene Situation vor Augen und deren Notwendigkeit des raschen Handelns, der momentanen Disposition aus dem Sattel heraus ohne die lähmende Reflexion in der Erwägung dieses und jenes Umstandes, während welcher vielleicht die günstigste Gelegenheit zum Handeln entschwunden war. In jenem un-

glücklichen Dilemma zwischen Preußen und Österreich kam der damalige Lenker der Geschicke des österreichischen Kaiserstaates, Fürst Felix Schwarzenberg, im Januar des Jahres 1851 nach Berlin, vielmehr nach Charlottenburg, wo Friedrich Wilhelm IV. residierte. Österreich befand sich damals Preußen gegenüber in einer Machtstellung, zu deren gebieterischer Höhe sich der Kaiserstaat später nie wieder aufgerungen hat. Diesen Verhältnissen entsprach auch das Auftreten des österreichischen Premiers, es war kurz, schneidig, ja herrisch. Unter seinen Äußerungen blieb folgende nicht unvergessen: „Österreich muß in Deutschland bleiben. Dafür schlagen wir uns bis auf den letzten Mann. Was hält dieses Konglomerat, das man den österreichischen Kaiserstaat nennt, denn anders zusammen als das deutsche Kommando und der deutsche Haselstock? Aus diesen Redensarten à la Paulskirche, à la Radowitz und Bunsen machen wir uns gar nichts mehr. Die Hauptsache ist, daß ich und Manteuffel uns in Olmütz verständigt haben. Dabei bleibt es!" Als später einmal im Gesellschaftskreise des Kaisers die Rede auf diese Äußerung kam und daran sich die Wendung schloß, daß es denn doch am Ende anders gekommen sei, sagte er: „Aber, meine Herren, es war das die damalige Auffassung." Der Kaiser hat mit vielen solchen Auffassungen im Leben brechen müssen, und daß er es über sich gewann und sich der gegebenen Situation anzubequemen verstand — das eben war seine Größe.

(Schluß folgt.)





Schönbrunn.

Aus den Umgebungen Wiens.

Von

Eduard Zetsche.

I.

In Wort und Bild die Umgebung von Wien zu schildern, das darf man wohl als eine immer wieder dankbare Aufgabe bezeichnen. Denn indem man sie nennt, dämmert sogleich ein wunderbares Stimmungsbild auf, in welchem sich kühle Waldespracht, die schöne blaue Donau, das ferne Hochgebirge und der nahe Stephansdom so angenehm berückend mit dem weichen Klange Straußscher Walzer und dem Liebreiz wienerischer Frauenschönheit ineinanderweben. Und über allem schwebend der Nachglanz bedeutsamer weltgeschichtlicher Ereignisse innerhalb zweier Jahrtausende. Die Lage von Wien ist in der That in ihrer Art unvergleichlich, so günstig und so herausfordernd, so schön und so eigenartig interessant. Die Ausläufer von drei sehr verschiedenen Gebirgssystemen: der Alpen, der Karpaten, des böhmischen Hochlandes, die weite Ebene, ein stattlicher, vielgewundener Strom, sie bilden die großen Elemente des landschaftlichen Bildes um Wien; die Lage der Stadt an der einzigen Durchbruchstelle des großen mitteleuropäischen Bergwalles ließ sie durch alle Jahrhunderte hindurch bald als lockendes Ziel, bald als Durchzugs- und Ausfallsthor der Völker erscheinen. Und da es gewiß ist, daß alle Schönheit der Natur doch erst doppelt vertieft zu uns spricht, wenn wir sie in Beziehung setzen und setzen können zur Menschheit und jener Bethätigung ihres Lebensdranges, der die Geschichte ausmacht, so darf man wohl nicht zuletzt darauf hinweisen, wie diese Weltgeschichte an der Bildung unserer so reichen Umgebungen Wiens mitgearbeitet hat.

Gehen wir — gründlich weit — zurück zu den Anfängen, so finden wir Wien als die römische Militär- und Flottenstation Vindobona, in ihr stirbt (am 17. März

180 n. Chr.) der große Kaiser Marc Aurel. Von den „Umgebungen Wiens“ erscheint der Kahlenberg als Mons Cetius, Baden mit seinen schon damals wohlbekannten Heilquellen als Aquæ, mancher feste Wartturm begleitet die prachtvollen römischen Heerstraßen. Die heute so angenehme Dämmerung des Wienerwaldes kann man sich noch wohl bis zur tiefsten Urwaldnacht verstärkt denken, und die bald hereinbrechenden Stürme der Völkerwanderung sorgten dafür, daß auch die geschichtliche Dämmerung dieser römisch-keltischen Tage in eine langwährende Dunkelheit überging. Das Auftreten und Wirken des heiligen Severin (bis 482) in unseren Donaugegenden ist nach dem schönen Worte Wattenbachs „ein letzter Sonnenblick vor einer Zeit der äußersten Finsternis“. Aus dem gigantischen und geheimnisvollen Drängen und Ringen der Völker auf diesem Boden: der Hunnen, Goten, Rugier, Longobarden und Avaren, ist uns einzig ein erst 1662 aufgefundener, steinerner Ostgotensarg als Denkzeichen geblieben. Wien und seine Umgebungen verschwinden für gut fünf Jahrhunderte völlig aus der Geschichte, wenn auch nicht aus dem Leben. Denn als 1030 und dann 1131 Wien urkundlich wieder auftaucht, erscheint es bereits als eine umwallte, blühende Stadt im Umfange noch des alten Römerortes. Das mächtigste und berühmteste Wahrzeichen unserer Stadt, der Stephansdom, gehörte aber damals beinahe noch der „Umgebung“ von Wien an, denn er erstand eben außerhalb jener ältesten Stadtmauer, und die markgräflichen Wälder rauschten noch bis dicht an den heute so elegant belebten „Kohlmarkt“ heran. Unter der herrlichen nationalen Dynastie der Babenberger nahmen Stadt und Landschaft einen raschen und außerordentlichen Aufschwung, die deutsche Ostmark lebte unter ihnen ihre glorreichsten und glücklichsten Tage. Am „wonniglichen Hofe zu Wien“, singt Walther von der Vogelweide, erscheinen die beiden großen Hohenstaufen, die glänzenden Heere der Kreuzfahrer. In Erdberg, damals noch einem Fischerdorfe bei Wien, wird Richard Löwenherz von England gefangen genommen, und im Wienerwalde erstehen die Klöster Heiligenkreuz und Klosterneuburg, sowie jene Reihe von festen Burgen gegen die Ungarn, deren malerische Trümmer wir noch heute bewundern. Die nächste Umgebung der Stadt aber, weitaus den Raum unserer jetzigen Vorstädte und Vororte bedeckend, war bald ein Rebengarten; bildete doch Jahrhunderte hindurch „der Weingartbaw unser Stat Wien maiste Narung“, wie es noch in der Stadtordnung Ferdinands I. von 1526 heißt. Zweimal noch, in den Tagen der großen Türkenbelagerungen von 1529 und 1683, erfuhren die nächsten Umgebungen Wiens die ausgiebigsten Veränderungen, beide Male gingen sämtliche Vorstädte in Flammen auf — aus strategischen Gründen von den Verteidigern selbst geopfert, und die Türken vollendeten ihrerseits im weiteren Umkreise diese Opferung. — Wir sind beim Wien der neuen Zeit angelangt; Festungsbau und „Weingartbau“ sind längst verschwunden, aber so weit auch die rastlos sich umgestaltende und anwachsende Millionen-Welt- und Industriestadt Donauauen, Weinberge und Waldbäume zurückgedrängt hat, sie ist doch heute noch (wenn auch leider nicht im schnöden materiellen Sinne) glückliche Besitzerin eines nach ihr benannten Stadtwaldes, des Waldes von Wien, des Wienerwaldes. Seine Höhen blauen über ihrem Weichbilde, sein kühler Hauch weht bis in ihre Gassen, und in einer Stunde vermag man auch seinen Schatten zu erreichen, damit den Beginn einer mehr denn 1100 Quadratkilometer umfassenden Waldregion.

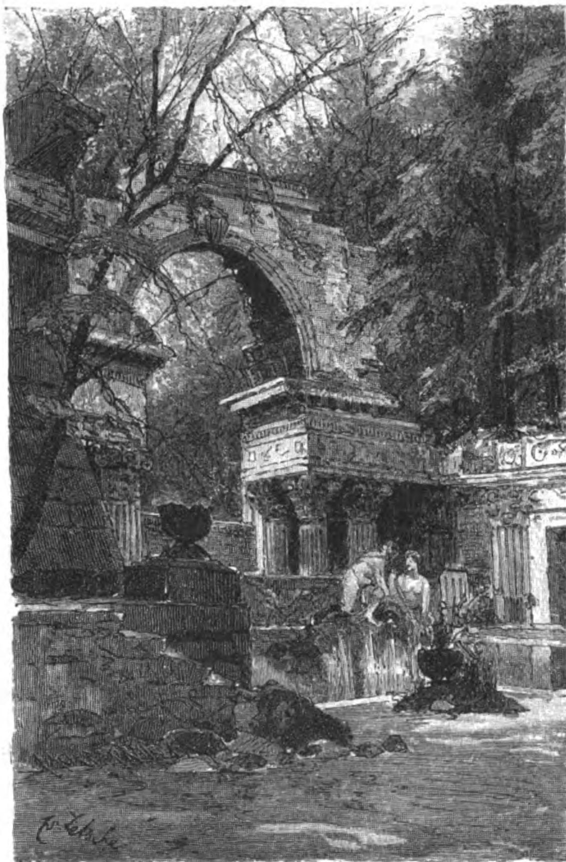
Schönbrunn. — Laxenburg.

Wenn der Wiener am Morgen eines schönen Sommersonntags eine seiner heißgeliebten „Landpartien“ unternehmen will, dann mag er wohl vorher einige Verlegenheit der Wahl empfinden: von den Prater-

auen bis zu den alpinen Höhen um den Semmering ist ihm kein Punkt innerhalb dieses einen Tages unerreichbar. Wie wesentlich vereinfacht war doch dieses innere Schwanken für den Bürger der guten alten Zeit vor fünfzig Jahren mit den Marterkästen ihrer Omnibusse und den europäisch berühmten „Linien- oder Zeiselwägen“! Und doch, wenn auch sonst ein Abgrund jene beiden Zeiten trennt, für das große Publikum, das „Volk“, hat ein Ort, ein Name unentwegt bis heute seinen Zauber behalten: Schönbrunn, das nahe kaiserliche Lustschloß mit all den Wundern seines großen Parkes. Ihnen ziehen gewiß allsonntäglich die meisten Besucher entgegen. Für den Palast hatte der geniale Fischer von Erlach (1696) einen wahrhaft gigantischen Bau auf der Höhe geplant, welche nun die Säulenhalle der Gloriette krönt; Geldmangel ließ nur den heute bestehenden zur Ausführung kommen, einen Bau von jener etwas kühlen klassicistischen Vornehmheit, aber immer noch so großartigen Verhältnissen, daß Napoleon, in den Jahren 1805 und 1809 hier residierend, im Vorhofe des Schlosses Revuen über seine Truppen abhalten konnte. Auch der Park ist im wesentlichen eine Schöpfung Maria Theresias und des Kaisers Joseph, und es ist wahrlich nicht leicht in Kürze zusammenzufassen, was er für die Naiven wie für den Wissenden an Kunst wie an Naturreiz enthält. Über die langhinziehenden tiefschattigen Prachtalleen und hohen Baumwände, im französischen Geschmack zugeschnitten, erheben sich immer wieder frei gewölbte Waldwipfel, hier blinken Teichspiegel und Springstrahlen, dort reiche Fruchtvasen und weiße Göttergestalten auf — hoch talentvolle Arbeiten, antikisierend, aber noch merkbar beeinflußt von der größeren Barockkunst, was sich am schönsten wohl an der reizvoll aufgeblühten Frauengestalt der Nymphe des „Schönen Brunnens“ beweist, und an der wahrhaft geistreich gedachten und höchst malerisch wirkenden „Römischen Ruine“ Hohenbergs, die von der köstlichsten Waldwildnis umgeben und überragt ist. Den feinen Reiz dieser Dinge, begleitet von Waldeskühle, Vogelrufen, Blumen- und süßem Lindenduft, ihn kann man an Wochentagen fast ungestört genießen; an Sonntagen wogt hier der große bunte Strom des Volkes herein, und sein froh erstauntes Treiben zieht uns bald mit hinaus ins weite Blumenparterre, das zu Füßen der Gloriette liegt, und hinüber nach den beiden Hauptstücken, der Menagerie und dem botanischen Garten. In dem letzteren ist in jüngster Zeit ein großes Palmenhaus erstanden, vierzig Meter hoch, aus Glas und Eisen — sein Beispiel läßt uns die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch für die schöne und reiche Sammlung von Tieren in der „Menagerie“ bald die Stunde kommen wird, die sie aus ihren veralteten, grausam engen Eisenkäfigen und den öden, verbarrikadierten Sandplätzen befreit, in welchen die vielfach so edlen Geschöpfe nun ein grenzenlos gelangweiltes und naturwidriges Leben führen. Die Schaffung eines modernen „Tiergartens“ an dieser Stelle nach dem Muster anderer deutscher Groß- und Kleinstädte wäre ein wahrhaft kaiserliches Geschenk für das dankbare und doch lernbegierige Volk von Wien, das, wie es scheint, aus eigener Kraft nicht zu einem solchen gelangen kann.

Über das stille Hetzendorf, ein Schlößlein ebenfalls aus der Maria-Theresiazeit, führt eine lange Allee hinaus nach dem in der Ebene gelegenen kaiserlichen Sommerschloß Laxenburg, ein nicht minder anlockendes Ziel durch die Baumpracht seines Parkes, die weiten Wasserflächen mit ihren Gondelfahrten, und vor allem durch das Schaustück jenes merkwürdigen „Ritterschlosses“, der „Franzensburg“, die Kaiser Franz I. dort in den bekanntlich so „romantisch“ gesinnten ersten Decennien unseres Jahrhunderts aufführen ließ. Für den so herzlich wenig mittelalterlich ausgefallenen Bau und seine innere Einrichtung wurde doch eine Fülle echten und kostbaren Materials aus den alten Burgen, Klöstern und Kirchen fast des ganzen

Landes mit herangezogen und so eine Art von großer Raritätenkammer geschaffen, in der man romanische Rundsäulen und japanische Lackarbeiten, uralte Glasmalereien und Spätrenaissanceschränke, prächtige Holzplafonds, Öfen, Waffen und Rüstungen im einzelnen gewiß bewundern wird. An die Schrecken des Burgverließes mahnt in heiterer Weise die Gestalt eines gefangenen bösen Tempelritters, der auf einen Federdruck hin mit den Ketten rasselt; ein ausgestopfter Wolf, der friedlich in seiner Nähe steht, erinnert an die wilden Forste, die sich einst ringsum ausbreiteten. Im ganzen möchten wir uns erlauben, die Natur Laxenburgs seiner Kunst vorzuziehen. Indem wir im Kahn auf der offenen Wasserbahn oder unter den üppig überhängenden und wieder aufspiegelnden Laubdächern hingleiten, sehen wir hinaus in die dämmernde Ebene oder auf die langhinziehende Kette der Waldberge, von deren Ende schon der Hochgipfel des Schneebergs herübergrüßt. — Das alte Schloß von Laxenburg ist ein Lieblingsaufenthalt des kronprinzlichen Paares von Österreich. Die neu erbauten Schlösser und Villen der Habsburger liegen aber alle drüben im Wienerwalde, im kaiserlichen Tiergarten, im Helenenthal, bei Mayerling.



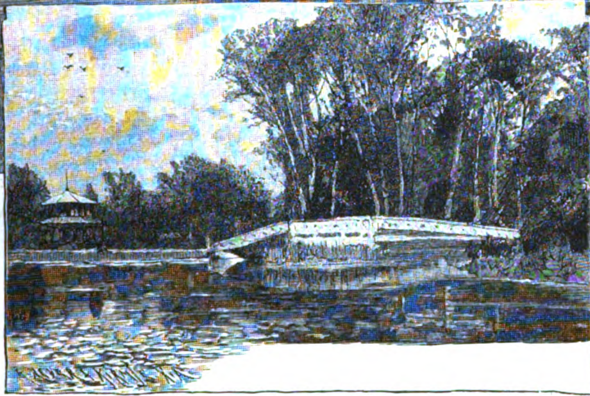
Die „Römische Ruine“ im Park von Schönbrunn.

Der Wienerwald.

Es sind bekanntlich die letzten, nordöstlichen Ausläufer des großen Gebirgssystems der Alpen, die mit diesem Namen bezeichnet werden. Bedingen schon der stufenweise Abfall des ganzen Bergzuges vom Wiener Schneeberg bis hinaus an die Donau und seine reiche Gliederung eine große Mannigfaltigkeit an landschaftlichen Bildern, so wird diese noch gesteigert dadurch, daß etwa drei Vierteile des Gebietes der Sandsteinzone, der südöstliche Teil desselben dem Kalksteingebirge angehört. Die sanft gerundeten Formen der ersteren, überwiegend mit Laubwald bedeckt, die kühneren Bildungen der zweiten Gruppe, deren steile Felsränder meist dunkles Nadelholz krönt: das giebt zwei gründlich verschiedene Charaktertypen. Die letztere Region erscheint wohl als die ungleich malerischer wirkende; an ihren Eingängen sieht eine Reihe von alten dunkelfarbigen Burgen und Kirchen, von noch dunkleren Föhrenwäldern überragt, über die Rebenhügel und Obstgärten des Vorlandes in die Ebene hinaus, aus der so



Die Franzensburg.



Am Karpfenteich.

Im Park von Laxenburg.

oft im Laufe der Jahrhunderte Ungarn und Türken gegen sie losstürmten — sie gehörten mit zu jener berühmten „Vormauer des Reiches“, an der sich ungezählte Helden- und Greuelthaten abgespielt haben. In den Einfällen der Ungarn von 1252, 1446, 1605 wurden jedesmal fast alle Orte am Saume des Gebirges vom Semmering bis Rodaun angezündet und verwüstet, in der Kirche von Mödling allein einmal 1500 Menschen mitverbrannt. Noch weit häufiger aber kam eine neue „schreckliche türkische Zeittung“, der Thürkische Khayser sey von Constantinopel mit großer Macht aufgebrochen, oder die Nachricht, „der Türckh stecke im Wienerwaldt“, und jeder solche „Türckhenstraiff“ ließ seine blutigen und flammenden Spuren zurück. Typisch für die Schicksale dieser Orte in der Türkenzeit ist die Katastrophe, die den alten Markt Perchtoldsdorf, dessen schöne und feste gotische Prachtkirche sich unverhältnismäßig groß, wie wir sagen möchten, am Rande der Ebene erhebt, im Jahre 1683 traf. Von der Übermacht der Türken zurückgedrängt, verteidigten die Bewohner noch die befestigte Kirche, umlodert von den Flammen des aufgegebenen Marktes, der einen Tag und eine Nacht hindurch brannte. Schließlich gegen Lösegeld freien Abzug erlangend, wurden die entwaffneten Verteidiger, über fünfhundert an der Zahl, von den treulosen Türken niedergemacht. Nur wenige entkamen, und als volle zehn Wochen später ein Bürger der türkischen Gefangenschaft entrann und in die weit und breit verwüstete Gegend zurückkehrte, fand er auf dem Marktplatz „die von den Thirggen niedergehauten Personen noch immer auf einem Hauffen beysammen ligen. Ohnerachtet des großen Gestanckes ging er mit traurigem Gemüthe hinzu und schaute, ob er nicht seine Freunde unter ihnen finden könnte.“

Weder die Türken aber, noch die nachfolgenden Umbauten und Restaurierungen haben den altertümlichen und edlen, bald monumentalen, bald zierlichen Charakter

aller dieser Burgen und Kirchen ganz zu zerstören vermocht. Der mächtige Quaderbau der Ruine Liechtenstein, die schon im zwölften Jahrhundert im Besitze des

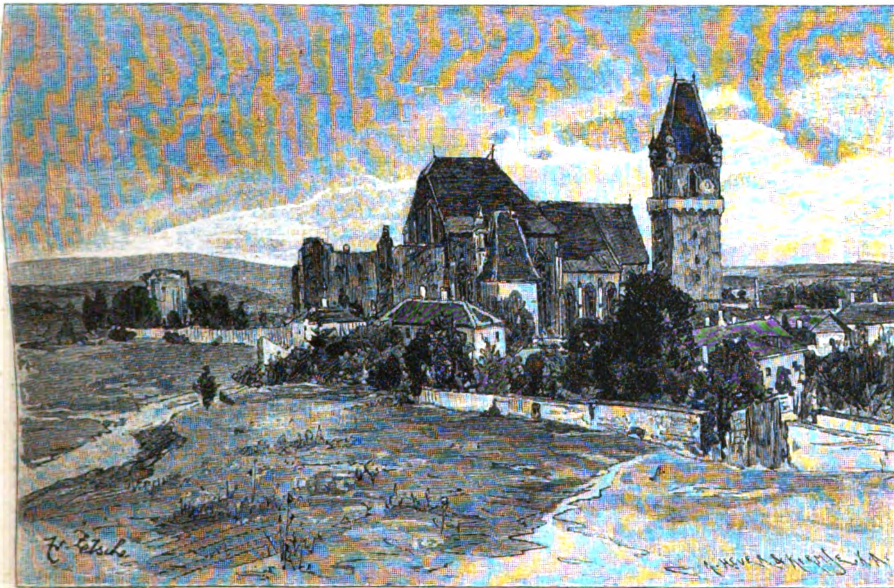


Blick auf den Schneeberg.

gleichnamigen Fürstenhauses war, die romanische, formenreiche Rundkapelle der Othmarskirche von Mödling, die feingegliederte Spitalskirche desselben Ortes, sie verdienen alle Studium und Bewunderung. Das Schloß Rodaun, ein mehrfach umgestalteter Bau, spielte seine bedeutendste Rolle in den Tagen der Reformation, als die protestantischen Stände zur Ordnung der recht „betrübten und verworrenen evangelischen Kirche im Lande Österreich“ den berühmten Theologen Dr. Lukas Backmeister aus Rostock hereinberiefen. Er hielt denn auch in Rodaun und anderen Schlössern Niederösterreichs die Visitationen über die lutherischen Prädikanten ab, predigte unter großem Zulauf, disputierte mündlich und schriftlich mit Landständen und Flacianern — kurz, „war ein wohlgeplagter Mann in Österreich“. Die ersehnte Festigung der evangelischen Kirche in unserem Lande sollte aber leider nicht erreicht werden, zuerst verhindert durch die grenzenlose Uneinigkeit der protestantischen Partei selbst, und später durch die Übermacht der spanisch-jesuitischen Gewalthaber. — Aber nicht bloß Wehrburgen und Kirchen liegen an diesen Thaleingängen des Wienerwaldes, sondern auch stattliche Märkte und Städte, die sich nicht nur einer wildinteressanten Vergangenheit, sondern auch einer blühenden Gegenwart erfreuen. Sie alle, voran die beiden Städte Mödling und Baden, mit den Villenreihen der Brühl und des Helenenthales, sind vielbesuchte, elegante Sommerfrischen, das letztere sogar ein internationaler Badeort. Die kühn- und feingeschwungenen Berge der Vorderbrühl sind fast alle gekrönt mit Bauten aller Art, zumeist Schöpfungen des Fürsten Liechtenstein in jenem berüchtigten „pittoresk-romantischen“ Stile der zwanziger Jahre. Der Umbau seiner wirklich alten Burgruinen, so auch jener der einstigen Babenberger-Burg Mödling, wurde schön ergänzt durch die Aufführung neuer, deren eine ohne weiteres die Jahreszahl 1515 eingemeißelt erhielt, sowie durch den Bau einer „römischen Wasserleitung“ und eines „römischen Amphitheaters“. Auch ein „Tempel des Kriegsruhmes“ erstand, ernsthafter zu nehmen, der Erinnerung an die Schlacht bei Aspern und den gefallenen Kriegern gewidmet — der vielgenannte „Husarentempel“. Alle diese

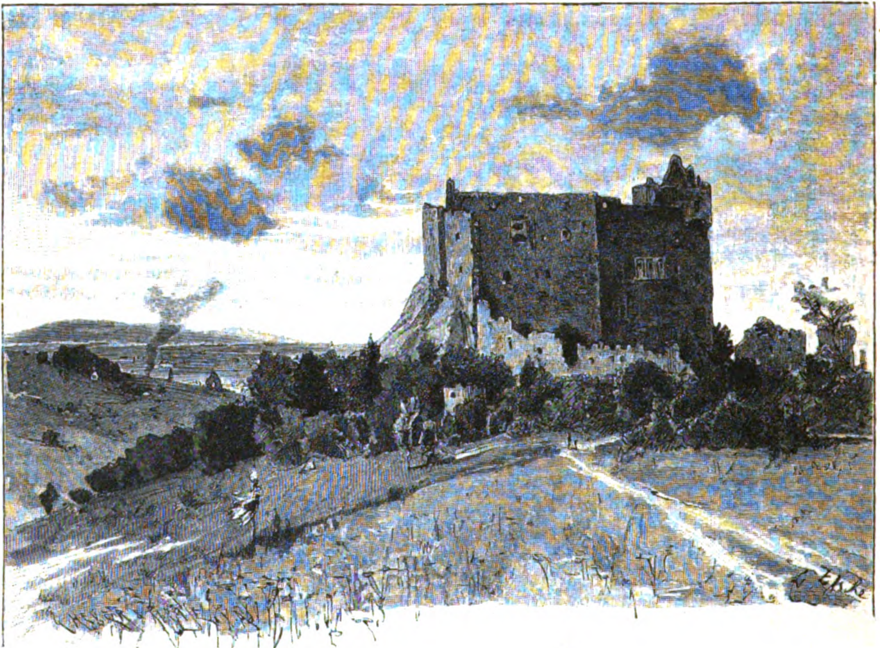
Bauten stehen inmitten und über einer dunkel phantastischen Berg- und Waldlandschaft; überall graue, oft seltsam geformte Felszacken und -köpfe, jäh abstürzende Wände und schwarzgrüne Föhren, bald in dichter Waldmasse, bald in bizarr aufsitzenden und verzweigten Einzelstämmen mit riesig ausgebreiteten Schirmkronen. Es ist die enggewundene Thalschlucht der „Klause". Aus denselben Elementen ist die nur schon größer angelegte Landschaft um die beiden Badener Burgen Rauhenstein und Rauheneck gebildet, zwei stattlichen Bauten mit teilweise nicht ganz makellosem Vorleben. Wiederholt arge Raubnester — plünderten die Knechte des Puchheimers auf Rauhenstein 1466 doch sogar die Wagen der vorüberziehenden Kaiserin Eleonora —, wurden sie auch wiederholt gebrochen und sind beide schon seit gut zwei Jahrhunderten Ruinen.

Nun aber soll es endlich aus dem schwarzen Walde hinein in den grünen gehen, aus dem dunklen Föhren- in den lichten Buchenwald! Über die eben geschilderten Vorberge sehen ja schon ganz nahe die mächtigen breitgewölbten Rücken des Anningers und des hohen Lindkogels (847 Meter) herab; ihre Höhen und Thalgründe überrauschen ausgedehnte Laubwälder, die wir nun lange, lange nicht zu verlassen brauchen. Eine Bergrunde, weicher und heimlicher wie jene um die „Meierei" der Brühl, schönere Buchen wie die des Helenenthales kann man sich kaum wünschen. Auf diesen so abwechselnd bald strengen Ernst, bald lebensvollen Aufschwung predigenden Wegen erging sich mit leidenschaftlicher Vorliebe der geniale und so unglückliche Beethoven; in Befolgung seines eigenen Wortes: „Blick in die schöne Natur und beruhige dein Gemüt über das Müssende", ganz hingegeben dem Naturgenusse und den Begeisterungen seiner Kunst, die ihn ja doch immer wieder über so vieles: seine Vereinsamung und sein körperliches Leid, hinweghoben. In Baden vollendete er 1823 die neunte Symphonie, in Mödling entstand die Missa solemnis. Weniger seltsam und stürmisch wie dieser große Erdengast, der oft genug von solchen Gängen ohne Hut zurückkam, gewiß zumeist weniger unglücklich, dafür aber auch keine



Perchtoldsdorf.

solche Schöpfungen nach Hause bringend, wandern die gewöhnlicheren Menschenkinder auf diesen Wegen hin, als froh Genießende. Und diese reich verzweigten Thäler bieten so Mannigfaltiges. Der Wald, nirgends mehr urwaldähnlich, gewährt doch in seinen bald gemischten, bald einheitlichen Massenbeständen, hier und da von üppigen Wiesen unterbrochen, die schönsten Wanderfreuden, seine Gewässer weisen keine lauttosenden Stürze, sondern sind intime Plauderbächlein, unter alten Buchen, durch moosiges Gestein die heimlich-kühlen Schluchten herabkommend, seine Flora ist überraschend reich, ist ja das ganze Niederösterreich, dank jenem schon erwähnten Zusammentreffen von so verschiedenen Gebirgs- und Vegetationsgebieten, vielleicht das botanisch artenreichste Land Europas. Und eines der erfreulichsten Gewächse desselben ist der Wein, von dem an den Abhängen unseres Wienerwaldes die edelsten Sorten gedeihen: gegen die Ebene zu bei Vöslau und Gumpoldskirchen, an der Donauseite um den Fuß des Kahlengebirges der Nußberger. Die klugen Klöster des Wienerwaldes: Heiligenkreuz und Klosterneuburg, haben denn auch früh erst große Verdienste um, dann noch größere Anteile an diesem Landessegen zu erwerben verstanden. Hier, im Badenergebirge, können wir bald das erstgenannte, ein Cistercienserstift, erreicht haben, und sein Weinkellerstübel, dessen dämmerige Wölbungen gar fein mit Rokokoschnörkeln geziert sind, ist fürwahr kein übler Ort, um nach stundenlanger „seliger Verschollenheit“ in den Wäldern auch wieder einmal erquickende Rast zu halten. Heiligenkreuz, das richtige Waldkloster („in valle nemorosa“) ist eine uralte, ehrwürdige und herrliche Kulturstätte, eine Schöpfung des Babenbergers Leopold der Heilige, der auf den Wunsch seines Sohnes Otto von Freisingen, des Geschichtschreibers Barbarossas, im Jahre 1134 zwölf Ordensbrüder aus dem fernen Morimund in Burgund hier hereinberief. Noch heute steht der wundervolle Bau jener Mönche aufrecht da:



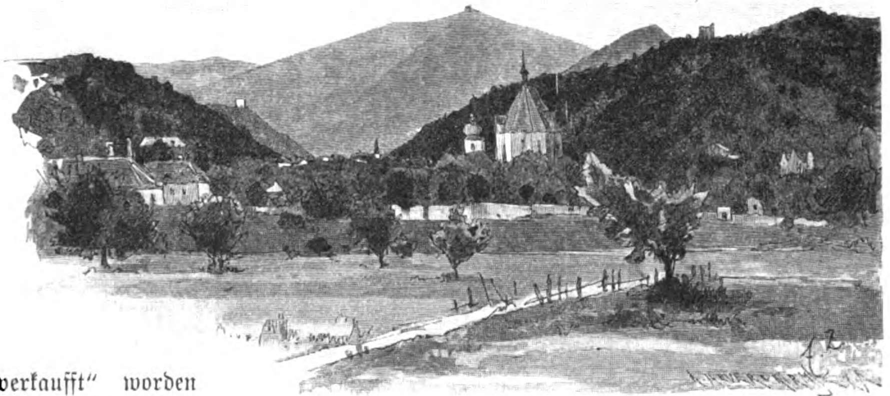
Ruine Liechtenstein.



Schloß Rodaun.

ein edler, romanisch-gotischer Dom mit dunkler Quadernfront, ein Kreuzgang mit dem reizvollsten Wechsel von romanischen und gotischen Formen, und einer Kapitelhalle, in der eine ganze Reihe babenbergischer Fürsten begraben liegt. Auch der letzte derselben, Friedrich der Streitbare, ein sehr gewaltthätiger Herr, „ein zu mutiger Ritter“, wie ihn die Chronisten nennen; in seinen Knabenjahren Walther von der Vogelweide anvertraut — ein deutscher Lyriker als Prinzenerzieher —, der ihn eben „für die Rute leider zu groß, für das Schwert zu klein“ fand. Sein kämpfereiches Leben endete mit sechsunddreißig Jahren jäh in der noch siegreichen Schlacht an der Leitha 1246. Indem man nun im kühlen Halbdunkel dieser Säulenhalle vor seinem mehr denn sechshundertjährigen, so merkwürdigen Steinbilde steht, empfängt man wohl einen tiefgehenden Eindruck. Man denkt an die Blütezeit der ritterlichen Gesellschaft, der er noch angehört, an die blutigen Wirren, die nach ihm über die deutsche Ostmark hereinbrachen, und an das Auftreten der Habsburger, der Begründer einer stolzen spanischen Weltmonarchie. Aber auch an die Türken von 1683 wird man wieder gemahnt, deren Säbel deutliche Spuren in das Denkmal des „Streitbaren“ eingehauen haben. Neben diesen ernsten mittelalterlichen Schöpfungen hat aber auch die weltlich-üppige Barockkunst hier manches Schöne geschaffen, farbige Innenräume, einen prächtigen Brunnen, der in Steingrau und Gold unter dichtem Platanengrün liegt, und einen überaus wirkungsvoll angelegten „Kalvarienberg“. Einer von dessen so malerisch-lebendigen und gewiß nicht unedlen Treppenheiligen aus dem achtzehnten neben dem streitbaren Ritter aus dem dreizehnten Jahrhundert — sie bilden gewiß die zwei bezeichnendsten Gestalten in einer Heiligenkreuzer Erinnerung. Die gewaltigsten Erschütterungen brachten dem Kloster die Reformationszeit, in welcher sich die Zahl der Religiosen, die einst weit über zweihundert betrug, auf — fünf herabminderte, und die türkische Invasion von 1683. Die Geistlichen entflohen vor ihr teils nach Wien, teils ins tiefere Gebirge, die verlassenen Klostergebäude gingen in Flam-

men auf, in den Wäldern aber veranstalteten die Türken und Tataren mit ihren Bluthunden förmliche Menschenjagden; Unzählige wurden niedergehauen oder hinweggeführt. Viele Decennien hindurch bildeten — wie auch Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ einmal erwähnt — die kleinen Gaben und Almosen an solche, die Angehörige aus der türkischen Gefangenschaft zu befreien hatten, eine immer wiederkehrende Rubrik in den Gemeinderechnungen fast aller Orte der deutschen Christenheit. An der Donau ebenso wie in Thüringen erschien das „armbe Weib, welches ihren Mann lösen thut vom Erbfeindt“, oder das selbst „sechs Jar zu Constantinopel gefangen gelegen und 3mal verkaufft“ worden war, oder ein Sammler für einen „vom Adel so mit 500 Reichsthaller ranzionirt worden“. Für die zurückgebliebene Menschheit aber, die hochaufatmend doch wieder ans Leben dachte, also auch an die Erbschaft oder eine neue Heirat, fehlte nun oft genug der nötige amtlich beglaubigte Totenschein; zumeist mußte dann die eidliche Aussage von Zeugen, oft nur eines einzigen genügen. Aus dem Klosterarchiv von Heiligenkreuz ist uns eine Reihe solcher trübselig-merkwürdigen Aussagen mitgeteilt, in denen etwa Wolf Schmalfurt „bei seinem wahren Worte, Treu und Glauben bestätigt, daß er unter anderem Elend augenscheinlich gesehen habe, wie des Michael Henninger von der Sulz sein Eheweib gefangen und auf den Tod also krank, daß für ihr Aufkommen auch kein grünes Zweiglein mehr zu hoffen gewesen; ihr Tatar habe sie auch schon ausgestoßen und nicht mehr mit sich essen lassen, welches alles er dem Henninger auf sein Verlangen und Bitten schriftlich attestieren wolle“, oder das Bekenntnis eines Holzhackers im kaiserlichen Waldamt, er habe „zur Zeit des Türkenrummels den Martin Pretnagl auf der großen Ranzenwiesen tot auf der linken Seite liegend gesehen, sein Kopf war mit einem Hieb bis auf die Mitte herab voneinander gespalten, und in seinem Leib, welcher noch ganz frisch, steckten vier Pfitsch-

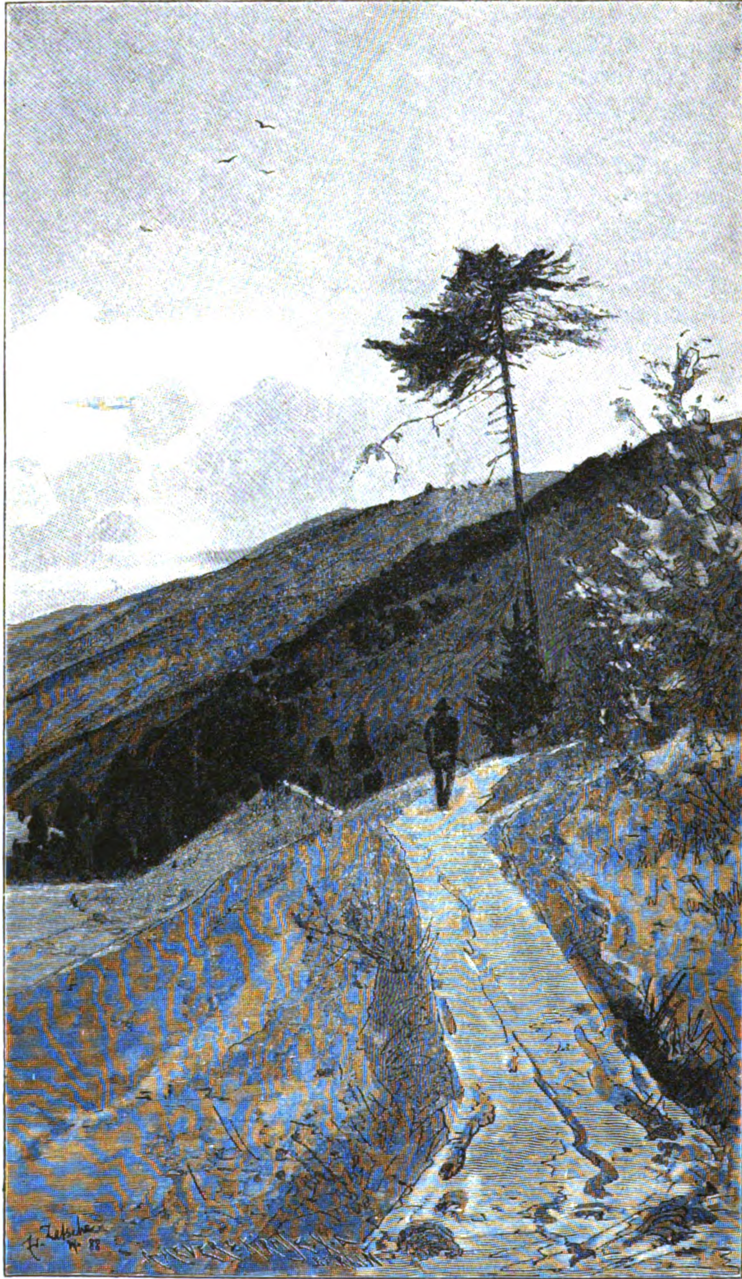


Mödling.

pfeil. Dieses, weil ich nicht schreiben kann, bezeuge ich mit meinem gewöhnlichen Petschaft.“ — Das Stift mit seinen reichen, noch aus der Babenbergerzeit stammenden Besitzungen konnte sich rasch wieder erholen; neue Wohngebäude und ein hoher Turm, beide im öden Jesuitenstil, erhoben sich bald rings um den alten edlen, dunkelfarbigen Kirchenbau. Dieser selbst gehört, wie wohl alle die großen ehrwürdigen Dome auf deutschem Boden, zu den ewigen Patienten, den niemals Fertigen. Immer ist an ihnen, so auch am Wiener Stephansdome oder zu Klosterneuburg, irgend ein Teil eingerüstet und wird um- oder neugebaut; im Inneren wird hier ein Kreuzgang, dort ein Kirchenschiff sauber abgekratzt, bald nur ein paar Quadern, bald ganze Kanzeln und Altäre ausgewechselt — wobei man den Tausch nicht immer einen Gewinn nennen darf. Unsere widerspruchsvolle Zeit, die bei mäßiger eigener Erfindungskraft das allerfeinste und schonendste Verständnis für alle Baustile der Vergangenheit zu haben beteuert, zeigt zugleich ein Bestreben nach gewaltthätiger stilistischer Einheitlichmachung, das nicht ohne Gefahr ist Monumentalbauten gegenüber, die, romanisch begonnen, frühgotisch fortgesetzt, in reicher Spätgotik — unvollendet, und schließlich barock ausgeschmückt wurden. Ohne gerade leidenschaftlich für die letztgenannte Art eingenommen zu sein, die wir nur für einen sehr mäßig religiösen Stil halten, bekennen wir doch, daß uns so manche der talentvollen schönen Barockkanzeln, die man nun überall mit so viel Begeisterung — hinauswirft, lieber war denn jene neugotischen, die, halb frostig ausgeklügelt, halb überfeinertes Zuckerbäckerwerk, nun ihre Stelle einnehmen. Mit dem einfach-strengen Geiste der großen alten Zeit, der aus den erhabenen Wölbungen und Pfeilern rings um sie spricht, haben gewiß auch sie nichts gemein. — Auch das große Chorherrenstift Klosterneuburg drüben an der Donau geht eben mit dem freilich schon arg verwetterten uralten Quadernbau seiner Kirchenfront und den beiden so malerisch unvollendet gebliebenen und unregelmäßig abgeschlossenen Türmen einer recht gründlichen Neugestaltung entgegen. Wir hätten uns an dieser so bedeutsamen, hochragenden und weithinblikkenden Stätte keinen anderen Ausbau zu denken vermocht als einen solchen im Sinne der gleichzeitigen romanisch-gotischen Heidentürme zu Sankt Stephan in Wien oder der Wiener-Neustädter Liebfrauenkirche: zwei jener einfach-wuchtigen und doch edlen grauen Quaderntürme mit klaren Steinhelmen. Schon aber sieht man aus dem Gebälk der umfangreichen Einrüstung zwei recht modern-konventionelle Turmwesen emporwachsen mit allerlei kleinlichem Zierat und spitzen Blechdächern. Wir haben uns erlaubt, für diesmal noch das Bild des Stiftes in seiner althistorischen, gewiß glücklicheren Gestalt zu geben, wie sie bis vor kurzem, und immerhin schon durch etliche Jahrhunderte genehmigt, bestand.

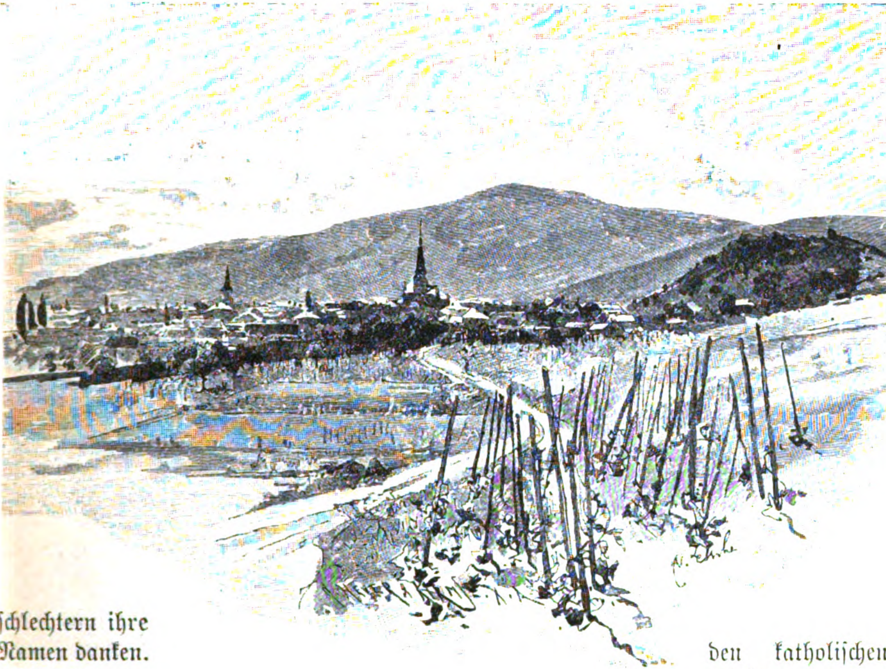

Die Spitalkirche in Mödling.

In der Klostergruft zu Heiligenkreuz ruht auch eine große Zahl von edlen



Im Helenenthal bei Baden.

Frauen und Herren; ihre Namen so: Mechtildis von Sparbach, Chunradus de Wildekg, Berthold de Arnstein und andere weisen uns wieder hinaus in die Umgebung des Stiftes, wo die Burgen und Ruinen noch heute stehen, die jenen Ge-

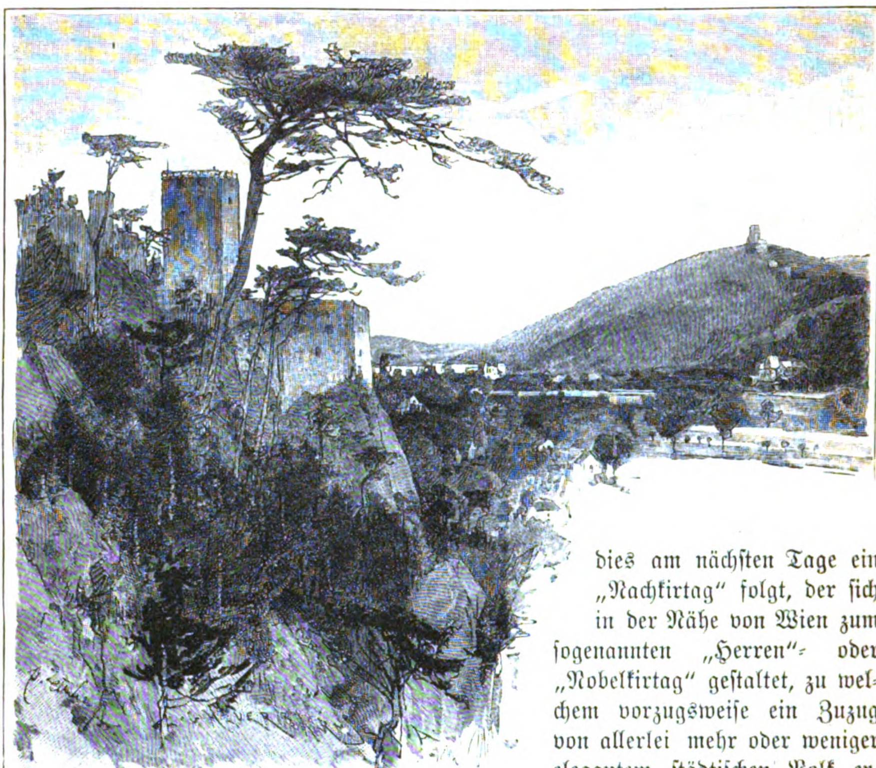


Baden.

schlechtern ihre Namen danken. Diese selbst aber sind längst dahin. Die Zeit, die endlosen Kämpfe in der Grenzmark, die Kreuzzüge, und nicht am wenigsten die Gegenreformation, haben die alten Adelsfamilien des Landes furchtbar gelichtet. Auf fast allen Schlössern des Wienerwaldes saßen im sechzehnten Jahrhundert evangelische Herren und ihre Prädikanten. So auf Wildegg, das noch heute wohlerhalten von freier Felshöhe über die Wälder hin auf den Schneeberg sieht, in Arnstein und Neuhaus, damals Eigentum der Familie von Wolzogen, auf Johannstein bei Sparbach, das, nun als Ruine im Schoße dunkler Waldberge über verschilftem Teichspiegel thronend, ein Sitz Andreas Thonradls war, den sein leidenschaftlicher Protestantismus erst zur Rebellion, dann, geächtet, in die Verbannung trieb. Die Prädikanten aber hielten in den Burgen, oft auf frei in den Höfen errichteten Kanzeln vor zahllosem Volk ihre eifervollen Predigten, oder zogen „wohl armiert“ in die Dörfer selbst hinaus; jene heute so friedlich daliegenden Dörfer, welche ein liebevoller Bericht an den katholischen Klosterrat „derzeit (Anno 1605) als rechte Mördergruben und Nester der Ketzer“ bezeichnet. Es war ein wildes, aber doch kraftvolles deutsches Leben, vielfach verworren, aber doch nicht ohne schöne Hoffnungen — die Jesuiten und Dragoner der Ferdinande brachten ihnen bald ein gründliches Ende, und an die Stelle des vertriebenen einheimischen Adels trat ein neuer, fremder; Renegaten, Abenteurer und Streber aus aller Herren Ländern. Im Hinblick auf diesen großen Wechsel der Dinge und der Geschlechter ließ ein österreichischer Edelmann, Hans von Kufstein, damals im großen Saale seines Schlosses Weidenholz die schwermütig tiefsinnige Inschrift anbringen:

Wer dieses sieht, gedenkt dabei,
Wie alles unbeständig sei,
Wie keine Herrschaft, Haus noch Gut,
Bei ein Geschlecht lang bleiben thut;
Und bild sich niemand anders ein,
Wie's vor gewesen, wird's künftig sein,
Was die Zeit giebt, nimmt wieder die Zeit,
Diese Welt ist voller Eitelkeit.

Fast wirkt es wie eine wohlthuende Befreiung, von solchen Erinnerungen hin-



Rauhenstein und Rauheneck im Helenenthal.

weg wieder zurückzutauchen in die geschichtslose Natur mit ihren blumigen Bachgründen, ihren Hochwäldern und ragenden Bergwarten, oder ab und zu einen Blick zu thun in das Volksleben dieser Gegenden, der Region der „Waldbauern“, die, weiter und weiter von den Sommerfrischen der Großstadt wegführend, schon in die voralpinen Landschaften hineinreicht. In den weltentlegenen Waldnestern dort, wie etwa Schwarzensee oder Sankt Corona am Schöpfl, findet man noch häufiger urwüchsiges, naiv-fröhliches bajuvarisches Dorfleben und -treiben, zumal „am Kirta“, am Tage des Kirchweihfestes. Eigentlich an den Tag des betreffenden Kirchenheiligen gebunden, ist es wohl nirgends mehr als eine religiöse Feier zu finden; ist doch in vielen der größeren Orte der Mißbrauch eingerissen, daß jeder der besseren Wirte derselben seinen eigenen „Kirtag“ abhält, dem überdies am nächsten Tage ein „Nachkirtag“ folgt, der sich in der Nähe von Wien zum sogenannten „Herren“- oder „Nobelkirtag“ gestaltet, zu welchem vorzugsweise ein Zuzug von allerlei mehr oder weniger elegantem städtischen Volk erwartet wird. Am frühen Nachmittag entfaltet sich allmählich das Leben um die Buden der „Lebzelter“, um den nachts vorher aufgerichteten „Kirtagsbaum“, meist einer glatt abgeschälten, himmelhohen Fichte oder Tanne, und auf dem Tanzboden drinnen. Das „Baumkraxeln“ — auch ein immer mehr abkommendes Schauspiel — ist keine leichte Sache; die natürliche Glätte des hohen Schaftes hat durch Bestreichen mit Seife noch eine wesentliche Steigerung erfahren, die der emporkletternde Bursche durch in seiner Schürze mitgenommene Asche etwas mildern darf. Selten erreichen schon die ersten der „Baumkraxler“ ihr Ziel; von Atem und Kraft verlassen, dabei Brust und Schenkel grausam zerschunden, müssen sie sich oft schon aus schöner Höhe wieder sieglos herabgleiten lassen, bis es endlich dem Glücklichsten gelingt, den stehen gebliebenen hohen grünen Baumwipfel zu erreichen, dessen Schmuck: bunte Seidenbänder und -tücher,

etliche Silbergulden und eine Flasche Wein, seinen Siegespreis bildet, während aus der Tiefe Jubelrufe und das Tuschblasen der Dorfmusik zu ihm emporschallt. Die wichtigste und ausdauerndste Rolle, zugleich die am meisten beneidete, hat aber jener Bursche des Ortes zu spielen, der als der angesehenste auch der mehr oder weniger anerkannte König des Festes ist. Das Ideal eines solchen muß ein zugleich sauberer, reicher und schneidiger Kerl, ein fester Tänzer, Sänger und — Raufer sein, Sitte und Brauch des ganzen Tages genau kennen und in guter Haltung und Manier führen und einhalten, denn aller Augen sind auf ihn gerichtet: der Dorfschönen, der Nebenbuhler, der städtischen Besucher. Von der Dorfmusik abgeholt und seinerzeit heimgeblasen, zahlt und eröffnet er den ersten Tanz, mit dem bis zu seiner Ankunft gewartet werden muß. Mit einem riesigen „Buschen" geschmückt, das Bier- oder Weinglas in der einen, die Tabakspfeife in der anderen Hand, erwidert er die begrüßenden Vierzeiligen und Zutrunke. Bisweilen zieht er als Beiständе zwei seiner engeren Freunde heran; sich dicht umschlungen haltend, setzen dann die drei ihren Umzug fort. Trunk, Tanz und die schlagfertigen „Vierzeiligen" wechseln unaufhörlich. Diese letzteren, eine wohlbekannte Dichtungsart, vielgeübt vom bayerischen Hochgebirg bis hinein in die westungarischen (noch immer deutschen) Komitate von Ödenburg und Eisenburg, behandeln, an solchen Tagen zumal, mit besonderer Vorliebe das ländliche Liebesleben in jener derb-realistischen Weise, welche die meisten derselben für die Wiedergabe auch an dieser Stelle unmöglich macht.



Das Grabmal Friedr. d. Streitbaren.

Aufgang zum Kalvarienberg.

Aus Heiligenkreuz.



Waldbach im Helenenthal.

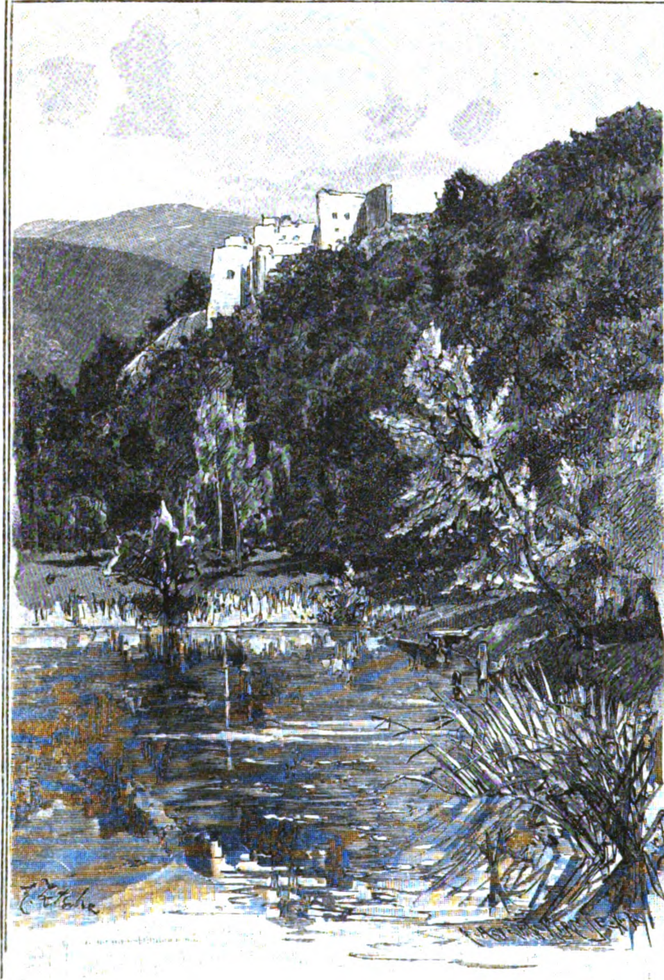
Daß aber bajuvarische Schneidigkeit, so eine ganze, lange Sommernacht hindurch unaufhörlich angeregt und herausgefordert, auszuhalten vermöchte, ohne schließlich an die krafterfüllte Faust zu appellieren — das soll auch bei den „Kirtagen“ im grünen Wienerwalde nur selten vorkommen. Und abermals wird



Schloß Wildegg.

der erwähnte städtische Besucher gut thun, sich wieder und womöglich schon vorher der neutralen Natur zuzuwenden, die heiße Tanzbodenluft mit dem kühlen Anhauch der Morgenfrühe zu vertauschen und einer jener aussichtsreichen Berghöhen entgegenzuwandern, deren uns hier ja genug anlocken. Je weiter und höher wir kommen, um so reicher und machtvoller entfaltet sich draußen eine schöne und größere Ferne: die Voralpen und das niederösterreichisch-steirische Hochgebirge, lauter

edel und kühn geformte Kalkberge. Die Wandervereine, zumal der Wiener „Touristenklub", haben viel für die leichtere Zugänglichkeit dieser Wald- und Bergwelt gethan durch „Wegemarkierungen" und Errichtung von Aussichtswarten, Schutzhütten und Wirtshäusern auf den Höhen. Die Krone aller Berge des Wienerwaldes ist auch hierin der „Hohe Lindkogel" bei Baden. Wohl geborgen kann man auf seinem Gipfel sorglos das letzte Verglühen des Abendrotes, das Heraufdämmern der Sternennacht abwarten, um am nächsten Morgen von der Zinne des Gasthausturmes den Sonnenaufgang zu genießen.



Ruine Johannstein.

Schon erschimmert der Schneeberg im Rosenschein des jungen Tages, aus den Buchen-Wäldern ringsum dringt das Jubilieren unzähliger Vogelstimmen, den Thälern mit all ihren Dörfern, Burgen und Kirchen entsteigen leichte Morgennebel, in der weiten Ebene drüben blitzt die Donau auf — entzückt empfindet man die reiche Schönheit dieser heimatlichen Natur. Nur die große Stadt, unser Wien, ist schwerer sichtbar, sie leidet etwas, zumeist eingehüllt in ihren eigenen Dunstkreis, unter dem „Qualm der Erde". Doch erkennt man recht wohl einen lang hinziehenden dunklen Streif, der ihre Häusermassen andeutet, und aus seiner Mitte aufsteigend hoch und schlank den Stephansturm. Bald werden wir ihm wieder näher kommen.

(Schluß folgt.)





Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Lebenserinnerungen

von

Moriz Carriere.

Als ich im Winter 1852 München besuchte, führte mich Ernst Förster in eine Abendgesellschaft der Zwanglosen ein. Dichter, Gelehrte, Künstler kommen wöchentlich einmal zusammen, es herrscht kein anderes Gesetz, als daß abwechselnd ein Zwangmeister für eine anregende Unterhaltung zu sorgen hat, nach freier Wahl durch wissenschaftlichen Vortrag, Gedichte, Gesang oder bildnerische Kompositionen und deren Erörterung. Wilhelm Kaulbach war anwesend, und ich war überrascht, als er mich wie einen guten Bekannten begrüßte. Ein Aufsatz Varnhagens von Ense in der Allgemeinen Zeitung habe ihn auf meine philosophische Weltanschauung der Reformationszeit aufmerksam gemacht, während er mit dem Gedanken beschäftigt war, wie diese Kulturperiode in dem sechsten seiner Wandgemälde im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin künstlerisch darzustellen sei. Da habe er nach meinem Buch gegriffen und sei ihm die Komposition in der Phantasie zu lebendiger Anschauung gekommen. Da er dort nicht sowohl Geschichte erzählte, als Philosophie der Geschichte malte, im Einzelbilde den Sinn und die ideale Bedeutung einer Epoche zu offenbaren, so durfte es mich nicht befremden, diese meine Auffassung dadurch bestätigt zu sehen, daß ein philosophisches Werk ihm solche Anregung gegeben. Wie ich dann im folgenden Jahre als Universitätsprofessor Vorlesungen hielt und ihn besuchte, lud er mich mit meiner jungen Frau für die Sonntagabende in sein für befreundete Familien gastoffenes Haus. Eine Tasse Thee oder ein Glas Bier, etwas kaltes Fleisch mit Brot und Butter auf einem Büffett war die einfache äußere Zurüstung, aber geistvolles Gespräch, Poesie und Musik boten stets reichlichen Genuß in einem ausgewählten Kreise, dessen beseelender Mittelpunkt die edelschöne Hausfrau war, eine Münchener Bürgerstochter, die dem unberühmten und unbemittelten Jüngling Herz und Hand geschenkt hatte und nach Jahren freudiger Armut nun im stattlichen Gartenhaus an der Gartenstraße waltete. Der Künstler hat sie gern den guten Genius seines Lebens genannt.

Kaulbach hatte für die wissenschaftlichen wie die politischen Bestrebungen der Zeit nicht bloß ein reges Interesse, sondern ein rasches Verständnis; seine glückliche Auffassungsgabe ersetzte, was seiner Jugendbildung gemangelt hatte, und wenn Dönniges, Bluntschli oder der Nationalökonom Hermann über staatliche Verhältnisse, Liebig oder Pfeufer über naturwissenschaftliche Fragen redeten, so wußte er sich das nicht minder anzueignen, als sein Urteil über Dichtungen stets eigenartig scharfsinnig war. Ging sein Witz auch

manchmal in Sarkasmus über, die Leidenschaftlichkeit früherer Tage brach selten hervor. Über dem Sofa hing ein kleiner Kupferstich: „Das wahrhaftige Abbild Jesu Christi"; er erzählte uns, daß sein Vater das Bild gestochen, daß er und ein Schwesterlein es auf den westfälischen Bauernhöfen zum Verkauf herumgetragen und gar froh über die gute Mahlzeit gewesen seien, die ihnen da manchmal zu teil geworden. Die Not verleitete den Vater, einmal seine Kunst auch auf gesetzwidrige Weise zu gebrauchen; er saß eine Zeit lang gefangen und hatte damals seine einzige Freude daran, wenn der Sohn ihn an Sonntagen besuchen durfte und ihm seine Studienblätter aus der Zeichenschule der Düsseldorfer Akademie bringen konnte, die von raschem Fortschritt Zeugnis gaben. Da mochte man erkennen, wie die ersten Kompositionen, die den jungen Künstler bekannt machten, Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre zum Gegenstande hatten, und wie es kam, daß hier ein herber, an Hogarth gemahnender Realismus den Idealismus der Cornelianischen Schule durchbrach. Das war nicht minder aus dem eigenen Herzensdrang hervorgegangen als bald darauf „das Irrenhaus", in welchem der Maler sich darstellend von den Dämonen befreite, die seine eigene Seele bedrohten, leidenschaftliche Liebe, Ehrgeiz, unbefriedigtes Grübeln über religiöse und wissenschaftliche Fragen. — Das war anders, in seinem Gemüte war es Licht geworden, als er die Gattin heimgeführt, die „Hunnenschlacht", die „Zerstörung Jerusalems" vollendet und seinen Humor in „Reinecke Fuchs" so genial entfaltet hatte. Gern erzählte er, wie das ultramontane Abelsche Regiment mit Verboten gedroht, er aber die Zeichnungen vor der Veröffentlichung stets dem König Ludwig I. gezeigt, der zu viel Freude daran gehabt, als daß ein polizeiliches Einschreiten hätte stattfinden dürfen. Einmal war indes seine Ausweisung aus München beschlossen; man behauptete, er habe einige Aufsätze inspiriert, die von den Brüdern Rohmer über die neuere Kunst der bayerischen Akademie veröffentlicht worden. Da bemerkte Professor Hermann dem Polizeidirektor: „Der König wird es Ihnen nie verzeihen, wenn Kaulbach mit dem eben fertig gewordenen Entwurf der Hunnenschlacht nach Berlin oder Dresden geht." Und König Ludwig sah und bewunderte die Komposition und ernannte den Zeichner mit gutem Gehalt zum Hofmaler. Nach dem Thronwechsel ward Kaulbach von König Max II. zum Direktor der Akademie ernannt, und hochgeschätzt von den Gebildeten der Stadt, galt er als der berühmteste Meister der Malerei, wenn auch manche Kunstgenossen mehr formalen Schönheitsinn als naturwahre Charakteristik, mehr Geist der Erfindung als treufleißige Durchbildung nach dem Modell in seinen Werken fanden. Die litterarische Kritik hielt sich lieber an das erstere.

Bald sprach mir Kaulbach den Wunsch aus, daß ich Vorträge über Kunstgeschichte an der Akademie halten und die Künstlerjugend in Kenntnis und Verständnis der großen Dichter alter und neuer Zeit einführen möchte. Es war in den finanziellen Verhältnissen einige Verwirrung eingetreten, und das war nicht zu verwundern, wenn man erwägt, daß die Akademie keine eigene Verwaltungsbeamten hatte, sondern ein Professor als Inspektor die nötigen Anschaffungen besorgte, ein anderer als Kassierer die Bezahlung derselben sowie der Besoldungen leistete und die Verantwortung dafür hatte, wenn ihm auch ein pensionierter oder noch anderwärts beschäftigter Schreib- und Rechnungsgehilfe zur Seite stand. Der Professor der Kunstgeschichte war zugleich Sekretär und Kassierer der Akademie. Abhilfe sollte geschafft werden. Referent bei der Staatsregierung war ein junger Ministerialsekretär, W. Völk, der später Kaulbachs Schwiegersohn ward, als Ministerialrat den Vortrag über die bayerischen Universitäten hatte und sich um dieselben vielfach verdient machte. Er besprach die Sachlage mit Kaulbach und

mir, und das Ergebnis war ein Antrag des Ministeriums: es solle ein eigener Kassierer ernannt werden, und ich solle als Professor der Kunstgeschichte und schriftführendes Mitglied in den akademischen Senat eintreten, ohne die Vorlesungen über Ästhetik an der Universität aufzugeben. Doch sollte ich wieder erfahren, was ich mir schon damals als mein Lebensgesetz der wiederholten Anfänge bezeichnete: selten ist mir etwas auf den ersten Wurf gelungen, es bedurfte stets mehrfacher Ansätze, um etwas zu erreichen, und oft geschah es anders, als ich erwartet, aber auch gar manchmal konnte ich mir sagen: besser so! König Max war in Hohenschwangau, sein Kabinett hatte einen anderen Reformplan mit anderen Männern in Aussicht, und wiewohl der Fürst mir persönlich wohlwollte, bedurfte es doch einer neuen energischen Eingabe Kaulbachs und eines Kompromißvorschlags von seiten des Ministeriums, um die Sache zu regeln. Mit mir trat der Baumeister Ziebland als Professor in das Kollegium ein.

„Zwei Dinge fordern wir von Ihnen," sagte mir Völk im Auftrage des Ministers Zwehl: „Schulden dürfen nicht mehr gemacht werden, und die Sitzungen der Professoren müssen friedsam werden." Für das erstere versprach ich einzustehen: Kaulbach werde keine Anweisung zu einer Geldzahlung unterzeichnen, unter der nicht auch mein Name stehe, und ich werde keiner Anschaffung zustimmen, für welche die Mittel nicht vorhanden seien. Es sind keine Schulden mehr gemacht worden, und ich hatte gar bald mit dieser Sache nichts mehr zu thun. Durch günstige Fügung kam ein junger Schulmeister nach München, um Universitätsvorlesungen zu



Moriz Carriere.

hören; er bot sich mir für einige Stunden des Tages als Abschreiber und Bibliotheksgehilfe an und erwies sich neben seinem Kollegienbesuch so einsichtsvoll und verlässig, daß wir ihn nach dem Tode des Kassierers für diese Stelle vorschlugen. Er erhielt sie und verwaltete die Finanzen so gut, daß wir Erübrigungen gewannen, eine Kostümsammlung anlegen, die Bibliothek durch poetische, historische und naturwissenschaftliche Werke bereichern konnten. Otto Weber ward später auch Inspektor der Akademie, und heute hat er einen Rechnungsgehilfen und ist Schriftführer, Verwaltungsbeamter und Vorstand der akademischen Sammlungen. Rat Otto Weber hat durch das Wohlwollen, das er der aufstrebenden Künstlerjugend bewies, und durch sein Kunstverständnis wie seine Personenkenntnis sich vielfaches Verdienst erworben, und er steht nun dem dritten Direktor zur Seite.

In den Sitzungen fand ich von Anfang an eine ruhige Stimmung. Gegensätze waren vorhanden, Kaulbach war als Direktor keineswegs allen willkommen gewesen, Streitigkeiten waren ausgebrochen, aber sie waren beigelegt. Der Schriftführer, der zumeist das Referat hatte, durfte nur nicht rechthaberisch sein, und ich hielt es für das Geeignete, die Genossen reden zu lassen und aus der Debatte heraus einen Antrag zu formulieren, über den man sich verständigen könne. Das ist oft gelungen, und selten gingen wir bei den Abstimmungen auseinander. Ich suchte die Personen- und Sachkenntnis zu erlangen, um wichtige Fragen vorher mit dem Direktor und einem oder dem anderen Professor zu besprechen; Kaulbach ließ den Debatten freien Lauf, bis die Ansichten sich geklärt hatten, und ich erinnere mich nur weniger unerquicklicher Monatssitzungen, meistens überwog das gemeinsame Interesse für die Kunst und Kunstpflege wie für die Akademie als solche die Verschiedenheit der Ansichten und machte die Ausgleichung leicht. Vor jedem Professor lag ein Bogen Papier und ein Bleistift. Kaulbach pflegte zu zeichnen, und ich empfing manche Skizze von seiner Hand, die bald die Keime für Gestalten und Gruppen der Bilder enthielten, die ihn gerade beschäftigten, bald satirische Anspielungen auf Tagesbegebenheiten bieten. Auch Schwind sprach selten; hier und da warf er ein sinniges oder witziges, spöttisches Wort in die Verhandlungen, aber die Anwesenheit einer so prächtigen Natur war an sich wohlthätig, und stets stand er auf der Seite des Edelschönen. Auch er griff gern zum Zeichenstift, ähnlich wie Kaulbach, entwarf aber auch kleine köstliche Kompositionen, mitunter Anspielungen auf mein Familienleben oder Münchener Vorgänge, die er meiner ihm befreundeten Frau als Gruß aus den Sitzungen sandte, in die er nun wieder gern ginge. Der Historienmaler Foltz, der Architekt Lange führten mehr das Wort, und in allen Fragen, welche Kenntnis von Personen oder die Traditionen der Akademie betrafen, war Schlotthauer der stets zur Auskunft Bereite. Ward die Akademie befragt: ob einem unbekannten Maler in der Provinz die Restauration von Kirchenfresken oder neue Stationsbilder übertragen werden sollten, er kannte den Mann, und handelte es sich um irgend einen früheren Beschluß oder Akt des Kollegiums, er wußte Bescheid.

Schlotthauer war Tischlergesell gewesen, hatte sich aber im Zeichnen hervorgethan, malen gelernt und sich an Cornelius bei dessen ersten Arbeiten in der Glyptothek angeschlossen. Er war und blieb ein bürgerlich schlichter, kirchlich gläubiger Mann, aber er war ein Sinner in vielen Dingen. Wenn er in seinem Alter den Lauf der Isar so regeln wollte, daß sie sowohl das Land bewässern als für die Schiffahrt geeignet werden sollte, so schüttelten zwar die Wasserbaumeister den Kopf; aber er hatte in einer orthopädischen Anstalt vortreffliche Angaben gemacht und für die Herstellung künstlicher Glieder Verdienstliches geleistet; er war ein guter Freskomaler und hatte die

Spritze erfunden, mittels welcher das von Fuchs entdeckte Wasserglas für die Stereochromie verwertbar ward, und bis an sein Ende beschäftigte ihn die Maltechnik; er legte den Grund für die heutige von dem Chemiker Keim gelehrte Weise. Das beste und einzig stimmungsvolle Gemälde in der Glyptothek, die „Unterwelt" von Cornelius, hat er großenteils ausgeführt. Aber er besaß wenig Phantasie, und in seiner Schule arbeiteten junge Leute, welche Altar- und Stationsbilder für Land- und Stadtgemeinden billig, aber stilgerecht herstellten. Als dienstältestes Kollegialmitglied vertrat Schlotthauer übrigens den Direktor, wenn Kaulbach im Sommer zu Berlin thätig war, und wir sind immer gut mit ihm ausgekommen. Gutherzig und wohlthätig, wie er war, erzählte er eines Tages wehmütig lächelnd, seinen alten Rock entschuldigend: er habe sich einen neuen machen lassen und den angezogen, um in die Sitzung zur Akademie zu gehen, wo er im Atelier den alten zum Arbeiten anlege. Er habe nicht bedacht, daß das geschehen war, als ein Handwerksbursch anklopfte und um ein abgelegtes Kleidungsstück bat. Nimm dir den Rock dort an der Thür, habe er gesagt, eingedenk der Worte Jesu: Wer zwei Röcke hat, gebe einen dem, der keinen hat. So sei der Bursch mit schmunzelndem Dank davongegangen, und eben habe er gemerkt, wie er selbst im alten, ölfarbfleckigen stecke.

Philipp Foltz hatte damals die besuchteste Schule für Historienmalerei, und Männer wie Hauschild, Schwoiser, Spieß, Schwörer, Pixis, A. Müller sind aus ihr hervorgegangen. Er war ein vortrefflicher Erzähler, ein heiterer Gesellschafter, er sprach gern und gut, auch über seine Kunst, er war in vielen, namentlich auch handwerklichen Dingen erfahren; hatte er einen Reisebericht zu machen, ein Gutachten abzugeben, so erging er sich schriftstellerisch ins Weite und Breite. Heinrich der Löwe und Friedrich Barbarossa, sowie der vor den Athenern redende Perikles wurden von ihm für die Galerie von Geschichtsbildern gemalt, die König Max für das Maximilianeum anlegte; die Kompositionen sind gut durchdacht, die Ausführung für die damalige Epoche solid und farbenhell; doch gewannen einige Genrebilder aus den bayerischen Alpen mehr Beifall. In der Pinakothek waren mehrere recht üble Restaurationen an Gemälden vorgenommen worden; Pecht erhob dagegen den Alarmruf, und die Regierung ernannte eine Kommission zur Überwachung. Pettenkofer gehörte ihr als Naturforscher an, und sein Regenerationsverfahren, um trübe Firnisse hell zu machen, ward damals von ihm gefunden. Auch Foltz war ein eifriges Mitglied und drang stets darauf: nur abgesprungene kleine Stellen sollten ersetzt, Sprünge ausgefüllt werden. Als er selber Galeriedirektor ward, glaubten wir in der Kommission nun unsere Auflösung beantragen zu sollen. Aber was geschah? Foltz verfiel selbst in ein Restaurationsfieber, er meinte nun als Künstler auch eine Raffaelsche Madonna so übermalen zu dürfen, wie er glaubte, daß sie frisch von der Staffelei gekommen sei. Er ward pensioniert, und dem geschicktesten Restaurator, Hauser, gelang die Entfernung der Foltzschen Pinselstriche.

Neben Schlotthauer hatte Schraudolph eine Schule für Historienmalerei. Er war ein Bauernsohn aus dem Algäu, und sein Aussehen war halb das eines altdeutschen Malers, halb eines Geistlichen. Er war unter Heinrich Heß gebildet, hatte einige Gemälde in der hiesigen Basilika aus dem Leben von Bonifacius ausgeführt und malte damals im Sommer im Speierer Dom. Seine Bilder zeigen den Wert der Tradition für das Talent; in den Kompositionen aus der weltlichen Geschichte reicht die Erfindungs- und Gestaltungskraft nicht weit, aber die Bilder aus der biblischen Geschichte und Marienlegende halten sich gut und eigenartig innerhalb der von genialen Meistern gefundenen Formen. Auch Schraudolph war in den Sitzungen meist schweigsam, gab aber gern und oft mit einem freudigen „Das ist's!" den

Ausschlag bei dem treffenden Wort eines Kollegen.

Der Bildhauerschule stand Max Widnmann vor. Er war der wissenschaftlich gebildetste der Kollegen, seine antikisierende Richtung hatte die Grundlage tüchtiger Kenntnis des Griechentums, dessen Dichter und Geschichtschreiber er mit Vorliebe las; er hielt darauf, daß nach dem Vorbilde der alten Meister stets das Wesenhafte in großen klaren Linien hervorgehoben und auf Ebenmaß und formale Schönheit geachtet werde. Gedon, der später in dekorativer Kunst die deutsche Renaissance erweckte und fortbildete, Wagmüller, der ein Meister im naturtreu charakterisierenden Bildnis war, Hirt, Sirius, Eberle, der gegenwärtige Professor für religiöse Plastik, sind aus Widnmanns Schule hervorgegangen und haben da einen soliden Grund gelegt. Man verwundert sich wohl, daß Widnmann Ludwig I. hoch zu Roß dargestellt, aber der Fürst selbst verlangte als der scepterführende Herrscher abgebildet zu sein; er wollte, daß ein unausgeführter Entwurf Schwanthalers dem Künstler zum Ausgangspunkt diene, und von hier aus hat Widnmann die Aufgabe gut gelöst und das Wirken des Königs in den Gestalten der Poesie und Religion, Kunst und Industrie klar veranschaulicht. Der Monarch mochte denken, daß für seine Kunstpflege das neue München selbst das lautredende Denkmal sei. Angesichts der vielen Füße, die man in der Seitenansicht erblickt, scherzte Schwind mit Hindeutung auf den siebenfüßigen Hexameter als Inschrift eines nahgelegenen Arkadenbildes (Florenz, dir fehlet das, was Rom hat, und diesem just, was du besitzest), der sich übrigens in den Gedichten des Königs nicht findet; der Abschreiber hat ihn verbrochen, indem er aus „fehlt was" „fehlet das was" machte. Das Goethe-Denkmal sollte ursprünglich in Marmor ausgeführt und unter den grünen Bäumen bei der Glyptothek aufgestellt werden; da war der Sänger der Iphigenie im hellenischen Gewand als wiedergeborener Sophokles am Orte; aber nun in Erz gegossen und im Gewühl des Verkehrs an der Trambahn aufgerichtet, muß er befremden, und tritt bald die Rück- bald die Seitenansicht ungünstig hervor, die man dort nicht so gewahrt hätte. Die für eine Kirche bestimmte Pieta steht zwar im Ausdruck der Empfindung der Rietschelschen nach, übertrifft sie aber durch den Rhythmus der Linien und die harmonische Geschlossenheit der Komposition und hat die freie Durchbildung durch die Marmorarbeit nicht gleich jener erlangt. 1871, beim Einzug des siegreichen Heeres, stand nahe der Residenz auf dem Thore des Hofgartens eine eherne Viktoria mit dem Lorbeerkranz in erhobener Hand und ward freudig bewundert; sie war ein Meisterwerk Widnmanns, aber sie kam leider hoch oben auf das Dach des Maximilianeums zu stehen, wo sie nur dekorativ wirkt.

Der Kupferstecherschule stand Thaeter vor; das tiefschwarze, wallende Haar, das leuchtende Auge, der feste Knochenbau der mageren Züge, die bleiche Gesichtsfarbe ließen den ernsten Mann ahnen, der schwer mit dem Leben gerungen, aber seinem Ideal die Treue bewahrt. Er hat selber erzählt, wie er als Knabe in den ärmlichsten Verhältnissen mit Rietschel zusammen gelebt und gestrebt; die Freude am schönen Sinnenschein, am farbigen Reiz war ihm auch in seiner Kunst versagt, aber er war ein Meister des Kartonstichs, der vor allem den Umriß, die Formbestimmtheit der Zeichnung betont, und da hat er ja nach Cornelius und Kaulbach Tüchtiges geleistet; die Hunnenschlacht wie die Kompositionen zum Campo Santo wurden durch ihn allgemein bekannt. Ein gläubiger Protestant, ein sittenstrenger Mann, war er wie ein Vater seiner Schüler, hilfreich in Rat und That; seine pflichteifrige Gewissenhaftigkeit machte ihn zu einem auch sittlich mahnenden, vorbildlichen Element der Akademie.

Von den beiden Architekten war der auch malerisch begabte und redemächtige Ludwig Lange der einflußreichere, in gro-

ßer Schülerzahl wirksame; Ziebland, der Erbauer der Basilika und des im korinthischen Stil gehaltenen Ausstellungsgebäudes, unterrichtete mehr mit dem Zeichenstift als dem Wort, und sein Protestantismus vertiefte sich gern in eigenartige Mystik, sowie er auch im Lebensverkehr gar manches, was er beobachtete, innerlich fortspann und dann wohl seine Vorstellungen für Thatsachen nahm. Einmal lagen vom päpstlichen Rom aus mehrere Entwürfe für eine stilgerechte Gestaltung der Fassade von San Petronio in Bologna zur Begutachtung vor; Lange kritisierte sie in einer Abhandlung, Ziebland legte schweigend eine eigene kolorierte Darstellung daneben, die aus der vorhandenen Grundlage den Aufbau so überzeugend entwickelte, daß ihm die Ausführung auch jetzt noch zu wünschen wäre; gerade damals war ein paar Wochen später die Romagna nicht mehr Provinz des Kirchenstaates.

Die Maltechnik lehrte Anschütz, der für die Ausschmückung des Pompejanischen Hauses in Aschaffenburg Studien in Pompeji und Neapel gemacht und in einem Madonnenbild für die damalige Epoche so viel Farbensinn gezeigt hatte, daß Cornelius ihn an die Akademie gezogen; er ließ die aus dem Antikensaal Aufsteigenden indes ebensoviel nach der Natur zeichnen und malen. Korrektor im Antikensaal war Hiltensperger, der selbst eine antikisierende Richtung hatte und am rechten Platze war.



Wilhelm v. Kaulbach.

Ultramontane Blätter in Augsburg und München hatten mein Erscheinen an der Universität von Anfang an mit Schmähungen begrüßt, die sich bis zu den lügnerischen Vorwürfen der Gottesleugnung, der Christusfeindschaft, der Staatsgefährlichkeit verstiegen; ich hatte dem Kultusminister Zwehl versprochen, mich in keine Preßfehde einzulassen, sondern durch rich-

tiges Wirken die Wahrheit über mich allmählich offenbar werden zu lassen. Später, unter einem anderen Minister, brachte ich rasch das Hetzblatt „Volksbote“ zum Schweigen, als ich bei jeder neuen Lüge erklärte: er könne über mich schimpfen, wie er wolle, aber Unwahrheiten müsse er von nun an stets nach dem bayerischen Preßgesetz widerrufen und berichtigen. Als es zweimal geschehen war, hatte ich Ruhe. Ich erwähne dies, um es natürlich erscheinen zu lassen, daß auch in der Akademie mir einiges Mißtrauen entgegenkam; aber es schwand rasch, und ich habe mich in dem Künstlerkreise immer wohl befunden. Auch Schraudolph und Widnmann, die zu der katholischen sogenannten Patriotenpartei gehörten, waren von allem Fanatismus fern, sie unterzeichneten die Adresse an den König für die Neuaufrichtung des Deutschen Reiches und Kaisertums nach dem Siege der deutschen Waffen in Frankreich, und Schwind, der geborene Wiener, der 1866 im Opernhaus seiner Vaterstadt die reizenden Bilder zur Charakteristik der Komponisten malte und die heranrückenden Preußen verwünschte, ließ sich auf dem Sterbebette noch ein Glas Champagner einschenken und trank es auf das Wohl des geeinigten Deutschlands, des gemeinsamen Vaterlandes.

Ich begann die Vorlesungen im Januar, mitten im Semester, und wählte für die paar Monate bis Ostern eine Darstellung des Volksepos; Ilias und Odyssee, Nibelungen und Gudrun betrachtete ich mit beständiger Hindeutung auf die daran gereihten Bildwerke vom Zeus des Phidias und dem Apoll von Belvedere bis zu Flaxman, Cornelius und Genelli. Die meisten Professoren waren anwesend, und als die Briefe an Cornelius gedruckt wurden, las ich zu meiner besonderen Freude darüber ein Wort von Schlotthauer. Cornelius hatte in einem Brief aus Rom sich nach den Berufungen erkundigt, die damals König Max an Männer der Wissenschaft und an Dichter ergehen ließ; der Maler sah darin nur neuen Zwiespalt im Münchener Leben, eine Beunruhigung, die zu keiner stetigen Entwickelung kommen lasse. Schlotthauer beruhigte den Freund und fügte hinzu (9. Febr. 1856): „Von zwei der Neuberufenen, deren Wirken ich näher kennen gelernt, weil sie einen Wirkungskreis an unserer Akademie erhielten, kann ich nur Rühmliches sagen: Dr. Harleß, der die Vorträge über Anatomie gründlich und faßlich hält, und Professor Carriere aus Gießen, der die Stelle als Sekretär und Professor der Kunstgeschichte und zwar in rühmlichster Weise vertritt. Den herrlichen Vorlesungen desselben wohne ich, sowie mehrere meiner Kollegen mit großem Interesse bei. Besonders erfreut mich auch die stets so rühmliche Anerkennung, mit welcher er von dir und deiner künstlerischen Richtung spricht. Ich erkenne in ihm einen trefflichen Sekundanten gegen die so sehr drohende Gefahr der Verflachung, die sich so gern mittels äußerer Bestechlichkeit geltend machen möchte. In seinen Vergleichen auf dichterische, ernste Auffassung der Kunst hebt er deine Richtung hervor, bei den alten Tragödiendichtern hat er dich mit Äschylus verglichen.“

Ich ließ es mir angelegen sein, vor der Darstellung der Kunstgeschichte einer Epoche oder einer Nation die religiöse Idee, die politische Weltlage, die großen Männer und Thaten zu schildern, auf zeitgenössische Dichter hinzuweisen; mein Buch über die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung ist ja aus diesen Vorlesungen hervorgewachsen; über die in den einzelnen Bänden behandelten Perioden hielt ich während der Ausarbeitung auch ein- oder zweimal Vorträge an der Universität, in denen ich dann die Wissenschaft, namentlich die Philosophie, mehr betonte. Widnmann, Foltz, Ziebland haben den drei- bis vierjährigen Kursus ganz mitgemacht, ich habe dabei manch treffendes Urteil von ihnen hören und später verwerten können.

In der näheren Besprechung der akademischen Angelegenheiten war Kaulbach mit mir einig, daß das, was in der Kunst gelehrt und gelernt werden könne, das

Handwerk, aus dem sie hervorblüht, Zeichnen und Malen früher zu wenig berücksichtigt worden sei, daß diese Vorbildung vor dem Besuch der Meisterschulen einer Reform bedürfe. Für den anatomischen Unterricht hatte er Harleß herangezogen (dem später Kolmann und Rüdinger folgten), für die Malerei nannte er Karl Piloty, während ich für das Zeichnen auf Strähuber hinwies. Derselbe hatte in der Cottaschen Bilderbibel wahre Perlen der Kunst geliefert, war Schnorrs Gehilfe bei den Gemälden in der Residenz gewesen und dann in Not geraten, weil er sich selbst niemals genug that, einen Karton, ein Bild nicht aus der Hand geben wollte, bis alles so vollendet sei, wie es ihm vorschwebte. Diese Gewissenhaftigkeit machte ihn zu einem vortrefflichen Lehrer, aber jahrelang, bis er endlich ordentlicher Professor ward, bis eine neue pragmatische Lehrstelle vom König genehmigt und von den Kammern das Geld bewilligt war, hat er als Hilfslehrer neben Hiltensperger im Antikensaal und als Leiter von lebensgroßen Aktzeichnungen für geringe Besoldung segensreich gewirkt.

Pilotys Vater hatte als Lithograph die Herausgabe eines Werkes begonnen, das die vorzüglichsten Gemälde der Pinakothek vervielfältigte; er war früh gestorben, und der Sohn ward von dem Besuch der Akademie in die Leitung des Geschäftes berufen, wo er selber durch die Nachbildung von Rubens sein Auge schärfte, seinen Farbensinn übte. So lernte er früh den Ernst des Lebens kennen, und als dann sein Schwager Schorn von Paris kam und die moderne Technik der Franzosen nach München brachte, als die belgischen Historienbilder von Gallait und Bièfve ihren Triumphzug durch Deutschland hielten und die von der Cornelianischen Epoche vernachlässigte Richtung auf Kraft und Harmonie der Farben, auf Stimmung und Beleuchtung siegreich zeigten, da war auch Piloty nach Antwerpen und Paris gegangen, und heimgekehrt, machte er mit einem Bilde Aufsehen, das ihm die Lebenserfahrung geboten, das seine ausdrucksvolle Zeichnung wie die koloristische Durchbildung bekundet: die Amme in einem vornehmen Hause, die das eigene in fremde ärmliche Pflege gegebene Kind sterbend findet. Er hatte dann eben in seinem „Seni bei der Leiche Wallensteins“ ein stimmungsvoll großartiges Geschichtsbild gemalt und dort zugleich alles Beiwerk mit einer Virtuosität ausgeführt, die man damals zu München nicht einmal im Stillleben kannte. Ich betone, es war Kaulbachs Gedanke und Wunsch, diese jugendliche, gewaltige Kraft an die Akademie heranzuziehen, wie er denn selber, ehe er die Zerstörung Jerusalems in Farben ausführte, nach Rom gegangen war, um sich im Malen zu üben. Bereitwillig ging der Minister Zwehl auf Kaulbachs Vorschlag ein, und nach zweifelnder Selbstprüfung, wiefern er zum Lehrer tauge und ob nicht durch das Unterrichten die Zeit für eigene Schöpfung zu sehr beeinträchtige, ging Piloty darauf ein, als provisorischer Lehrer der Maltechnik neben Anschütz für sechshundert Gulden Jahrgehalt sich der Akademie zu widmen, bis eine ordentliche Professur für ihn begründet sein werde. Das hat nicht lange gedauert. Er hatte sich ausbedungen, daß Schüler, die nach vollendetem Unterricht in der Maltechnik bei ihm weiter studieren wollten, statt in eine andere Komponierklasse einzutreten, auch bei ihm Bilder ausführen könnten, und bald hatte er so eine wohlbesuchte Meisterschule, und der daraus hervorgegangene Alexander Wagner konnte sein Gehilfe und Nachfolger als Lehrer in der Maltechnik werden.

Doch bevor an der Akademie und durch sie in der Münchener Kunst sich der Umschwung vom Gedanken und der Komposition, vom Idealismus zum Realismus, der naturtreuen Zeichnung und stimmungsvollen Farbenwirkung vollzog, gelang es, jene erste Richtung dem Volke einmal zur Vollanschauung zu bringen. Es geschah durch die historische deutsche Kunstausstellung im Jahre 1858.

Als die erste deutsche Industrieausstellung 1853 in München vorbereitet war, hatte ein Schüler Kaulbachs, der auch als Dichter und Sprecher der Künstlergesellschaft und als Kunstschriftsteller ausgezeichnete Maler Teichlein, den Plan: man möge doch auch die Kunst heranziehen, und zwar so, daß in ein paar Sälen von den besten Männern die besten Werke auch aus früheren Tagen zusammengestellt würden. Das kam damals nicht zur Ausführung. Aber der Glaspalast stand nun da, die fünfzigste Wiederkehr des Stiftungstages der Akademie stand bevor, und so äußerte ich in einer Sitzung des Kollegiums: „Wäre das nicht die rechte Feier, wenn wir die vorzüglichsten Arbeiten zusammenbrächten, die seit Langer und Cornelius von Lehrern und Schülern der Akademie geschaffen worden?“ Das fand Anklang, und die Frage: warum nicht die anderen Akademien, die ganze deutsche Künstlerschaft einladen? ward mit der Bitte beantwortet, Professor Widnmann, der zu einer der damals versuchsweise beginnenden Künstlerversammlungen nach Stuttgart reisen wolle, möge als Träger dieses Vorschlages dort auftreten. Es geschah, und es erfolgte der Beschluß der Kunstgenossenschaft: im Herbst 1858 eine größere Versammlung in München zu vollständiger Organisation zu halten, der Einladung der Akademie zu einer historischen deutschen Kunstausstellung mit allseitiger Beteiligung zu entsprechen.

In München ward nun aus Akademikern und Nichtakademikern ein Komitee gebildet, Feodor Dietz ward Vorsitzender, ich Schriftführer. Mancher Winterabend ging damit hin, die Künstler waren opferwillig und wirkensfreudig; aber bei den leitenden Behörden bedurfte es mancher Anstrengung, bis sie dem Unternehmen willfährig wurden. Der Ministerpräsident sprach Dietz gegenüber von schwarz-rot-goldenen Bestrebungen, und er hatte nicht unrecht, bei Dietz wie bei mir war die Förderung des vaterländischen Gedankens, die Einigung der deutschen Künstler in allen Stämmen zu gemeinsamer Genossenschaft ein bewußter Zweckgedanke. Doch gewährte v. d. Pfordten die gewünschten Verkehrserleichterungen. Auswärts war Wien am bereitwilligsten, Leo Graf Thun stets ein Förderer unseres Planes. Aber es bedurfte einer Reise von Dietz nach Berlin, um den Eifer der Akademie zu erwärmen und von der Behörde die Kartons von Cornelius und Kaulbach zu erhalten.

Dietz gehörte zu den Männern, bei welchen der Mensch größer ist als der Künstler; wenn ihn Foltz einen Salonmann nannte, so mochte das seine geistvolle, gesellige Gewandtheit bezeichnen; aber er hatte stets das Herz auf dem rechten Fleck. Er präsidierte der Versammlung, die im Herbst die Kunstgenossenschaft organisierte, und ward in München sehr vermißt, als er nach Karlsruhe in seine badische Heimat übersiedelte. 1870 zog er unter dem roten Kreuz auf die Schlachtfelder nach Frankreich und starb dort, mit Rat und That Hilfe leistend, auf dem Felde der Ehre fürs Vaterland.

Von den Zeichnungen eines Carstens, den Bildern von Wächter und Schick an sah man nun die apokalyptischen Reiter von Cornelius mit ihrer niederschmetternden Gewalt neben Kartons aus der Glyptothek, die Völkerscheidung, die Sage von Kidelbach, Rethels Karl der Große und Hannibalzug, Overbecks Evangelienbilder, Zeichnungen von Schnorr, Führich, Steinle und Genelli, Gemälde von Veit, Lessing, Bendemann, kurz, die Leistungen jener romantischen Zeit bis zu dem jüngsten Meisterwerke, den Sieben Raben von Schwind, die bald als die Perle der Ausstellung gefeiert wurden, und neben Schirmers biblischen die Odyssee-Landschaften von Preller, die auch hier ihren entscheidenden Erfolg hatten. Aber auch der neuaufstrebende Realismus war durch Menzels Bilder von Begebenheiten aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, wie durch Piloty, Enhuber, Knaus, Vautier, Meyerheim, den Wiener Waldmüller und andere Meister,

die koloristische Richtung durch Schleich, Achenbach, Rahl, die Einkehr ins Volksgemüt neben den Sittenbildern der genannten und anderer Maler durch Richters Holzschnitte vertreten. Plastische Werke von Rauch, Schwanthaler, Rietschel, Hähnel, Knabl waren unter den Bildern aufgestellt. Ich habe damals in der Karton, die Zeichnung vorwaltete; sie ward für die Wirkung der Meister im Kolorit erfordert, läßt aber auch die Bilder leicht als Dekorationsstücke der stimmungsvollen Innenräume erscheinen.

Heute nach dreißig Jahren schreibt Pecht in seiner Geschichte der Münchener Kunst etwas übertreibend, aber im gan-



Karl v. Piloty.

diesen Blättern die Eröffnungsfeier geschildert und die Ausstellung selbst näher gewürdigt. Äußerlich war nicht viel gethan; Holzgerüste, mit Pappdeckel überzogen, dienten zu Innenbauten neben den Wänden des Glaspalastes; die Errichtung von besonderen Gemächern mit dunkelroten Bordüren, die Verbindung der Gemälde mit Werken des Kunstgewerbes, wie sie später Sitte ward, fiel damals niemand ein, und war auch nicht nötig, wo der Gedanke, die Komposition,

zen richtig: „Das Wichtigste war die Wirkung der Ausstellung auf die Nation selber durch die Erhöhung ihres Selbstvertrauens. Man kann sie nur mit der vergleichen, welche einst das Erscheinen von Lessing, Goethe und Schiller in der Litteratur hervorgebracht. Von dieser Ausstellung datiert daher die große Vorliebe der Nation für die bildenden Künste überhaupt, welche sich erst jetzt anschickten, den Platz im Gemüt wie im Leben der Nation wieder allmählich einzunehmen,

der ihnen unter höchst nachteiliger (?) Bevorzugung der Wissenschaften und schönen Litteratur seit einem Jahrhundert versagt geblieben war. Die produktive Kraft der Nation wandte sich endlich nach dieser Seite, mit jener auffallenden Bevorzugung der Darstellung des heimischen Lebens oder der Veredlung seiner Formen, wie sie sich gleichzeitig in den Werken des eben auftauchenden Viktor Scheffel, dann Gottfried Kellers, Gustav Freytags, Fritz Reuters auch in der Litteratur aussprach. Alle diese Erscheinungen deuteten aber auf jene wachsende Erhöhung des nationalen Geistes, der sich bald auch so glanzvoll in der politischen Entwickelung der Nation und ihrer Verschmelzung zu einem großen, mächtigen Ganzen bethätigen sollte."

Allmählich vollzog sich nun auch an der Akademie der Übergang vom Idealismus zum Realismus. Idealrealismus hatte ich selber als die Forderung für uns aufgestellt, wie solcher ja in den vorzüglichsten Schöpfungen Goethes und Schillers, in der Verschmelzung des Typischen und Individuellen sowohl bei der Charakterzeichnung wie bei der Handlung verwirklicht ist und in der Musik Haydns, Mozarts, Beethovens uns entzückt. Cornelius galt mir nicht wie ein Raffael oder Michelangelo, sondern wie ein Giotto oder Orcagna, ein Klopstock, nicht ein Goethe, wie ihn einst Niebuhr bezeichnet hatte; zum Geist der Erfindung, zur Geschichtsphilosophie Kaulbachs müsse das Studium der Natur, die Kraft und Harmonie der Farbe kommen, um die Gestalten sinnvoll bedeutend und sinnlich frisch, lebensfähig und gehaltvoll zugleich erscheinen zu lassen. Doch nicht als Ziel, sondern als Durchgangspunkt, nicht zum Sturze, sondern als Ergänzung der früheren Richtung galt mir das neue Streben berechtigt. Und jedenfalls, das war auch Kaulbachs Ansicht, war es besser für die Jugend, wenn sie ordentlich zeichnen und malen lernte, und dann auch allenfalls im Kunstgewerbe ihr Brot verdienen konnte, als wenn sie, große Conceptionen nachahmend, in der Ausführung hinter ihren Absichten zurückbliebe und in pekuniärer Bedrängnis lebe. Doch vollzog sich der Umschwung nur allmählich, hauptsächlich durch das Aufblühen der Pilotyschule, und nicht ohne kriegerische Plänkeleien und Reibungen. So frug Schwind, als in einigen Arbeiten von Kunstjüngern der Nachdruck aufs Charakteristische ohne Rücksicht auf das Schöne gelegt war: Haben wir denn jetzt eine Akademie der häßlichen Künste? Oder er erkundigte sich, welche Unglücksfälle in Reiterstiefeln Piloty nun in Arbeit habe. Von der bereits verwitterten Darstellung der Kunstpflege Ludwigs I. an der Außenseite der neuen Pinakothek sagte Schwind: „Millionen hat sich's der König kosten lassen, die deutsche Kunst in die Höhe zu bringen, und nun giebt er zwanzigtausend Thaler aus, um das verspotten zu lassen." In Kaulbachs Atelier sah man die Darstellung eines modernen Malers vor der Staffelei; er wandte sich zur eintretenden Poesie mit den Worten: Entschuldigen Sie, ich habe Modell! Das weibliche Modell im Stuartkragen benutzte die kleine Pause, um einen Floh am Busen zu knicken. Piloty skizzierte dagegen eine Geburt Jesu in der Mitte, links den bethlehemitischen Kindermord, rechts die heiligen drei Könige auf einem Bilde; als er das auch nach Kaulbachs Art kolorieren wollte, warnte ihn der launige Spitzweg: „Das könnte man für deine beste Komposition ansehen!" Pilotys Nero, der an den Christenleichen vorüber nach dem brennenden Rom hinschreitet, machte wegen der Schärfe der psychologischen Charakteristik wie namentlich wegen der Ausführung des Beiwerks großes Aufsehen. Ein Engländer hat die Wiederholung bestellt, aber ohne die Figuren — scherzte Schwind. Kaulbach trat ernst in den Wettkampf und zeichnete den Karton seines im Kreise sinnlich üppiger Mädchen und unterwürfiger Senatoren singenden Nero, während unten rechts und links Petrus und Paulus den Märtyrertod erleiden. Realismus und Idealismus standen hier ihre Kraft messend

gegenüber. Den eigenen Sohn ließ Kaulbach in Pilotys Schule aufnehmen. Als Makart einen seiner Erstlinge, ein reizend komponiertes, in Farbe entzückend vollendetes kleines Bild, dem Kunstverein vergebens zum Verkauf geboten, zahlte Kaulbach sofort die geforderte Summe und wies Besucher seines Ateliers mit Freude und Stolz darauf hin: so werde jetzt an der Akademie gemalt. Er selber gab sich große Mühe mit der Farbe, wiederholt machte er Skizzen zur Schlacht von Salamis, ohne die einheitliche Wirkung im Aufbau der Linien zu erreichen; die Belgier Guffens und Swerts baten ihn dringend und erfolgreich, die in Sepia ausgeführte Untermalung gleich der Hunnenschlacht nicht weiter zu berühren, für die Übermalung mit Farben sich eine Kopie anfertigen zu lassen.

Schon vor der großen Ausstellung war der Akademie bewilligt worden, daß sie in den Weihnachtsferien für die Bildhauer und Maler der Komponierklassen eine Preisaufgabe stelle; die Urheber der gelungensten Skizzen sollten da durch Ausführung um den ersten und zweiten Preis von vierhundert und dreihundert Gulden ringen, die Werke der Akademie verbleiben. Auf die malerische Vollendung der Bilder sollte Gewicht gelegt werden. Bald aber wurde für solche Bilder den Künstlern mehr geboten als der Preis, und so forderten wir nur eine Photographie für die akademische Sammlung, oder die Farbenskizze, die nach und nach an die Stelle der Linienkomposition trat, und heute werden nur noch Farbenskizzen gefordert und gekrönt, während anfangs nur Zeichnungen zur Bewerbung erschienen. Ein früherer Schüler Schwinds, der auch schriftstellerisch thätige Ille, ein Leiter der Fliegenden Blätter, benutzte diese Aufgaben zu einer vortrefflichen Holzschnittreihe: er stellte den Professoren und anderen berühmten Malern die Aufgabe: Karl der Große läßt sich von seiner Tochter vorlesen, und führte das nun selber in der Weise wie Cornelius, Genelli, Kaulbach, Bendemann, Schwind und andere aus, indem er bald Kompositionen, bald Gestalten dieser Meister dafür verwertete. Auch Nr. 1000 der Fliegenden Blätter knüpfte er an die Akademien. Kaulbach arbeitete damals am Reformationszeitalter für Berlin; Ille gruppierte die beliebten Figuren der Fliegenden Blätter, den Staatshämorrhoidarius, Eisele und Beisele, Blaumeier und Nannerl ꝛc. nach Art des Kaulbachschen Werkes. So hatte und übte ein guter Humor sein Recht.

Als Piloty einen Ruf nach Weimar ablehnte, erhielt er für seine Schule einen eigenen Aufbau in der alten Akademie, und er entfaltete hier eine so eifrige und erfolgreiche Wirksamkeit, wie ich eine ähnliche nur in Gießen erlebte, als in Liebigs chemischem Laboratorium aus allen Ländern reichbegabte Studierende zusammenkamen und er die Arbeiten aller im Geiste mitmachte, sie nach seinen Zwecken richtete und selbst schwächeren Kräften sogar manche nicht unwichtige Entdeckung möglich machte. Wie seine, so haben dann auch Pilotys Schüler bis nach Amerika hin Lehrerstellen erhalten oder sind in Deutschland ruhmreiche Professoren geworden, und ebenso hat gar mancher die Vorzüglichkeit nicht wieder erreicht, die hier seine Gemälde hatten. Auch Piloty besprach eingehend mit jedem den Entwurf nach Zeichnung und Kolorit, auch er stand dem Fortgang der Arbeit mit Rat und That zur Seite, auch er gewann die treue Anhänglichkeit der Schüler, von denen manche ja rasch zur Meisterschaft heranwuchsen. Er hatte das Glück, daß ein Makart, Defregger, Max, Kurzbauer, Grützner, Lenbach, Liezen-Mayer, Wagner, Schütz bei ihm eintraten, und er hatte das Talent, jeden in seiner Eigenart sich entwickeln zu lassen, statt ihn in die Pilotysche Weise hineinzuziehen; aber er suchte auch auf die Ergänzung von Mängeln hinzuwirken, wie er denn einen Makart, dessen malerische Genialität frühe Bewunderung erregte, beständig zum Zeichnen drängte. Und er stellte das Princip auf: jeder solle alles immer so

gut machen, als er es vermöge; daher kam es denn, daß Sammet und Seide der Gewänder oft besser war als das menschliche Fleisch, die Charakteristik des Waffenmetalls glänzender als der Geistesausdruck eines Helden.

Die Schülerzahl wuchs mehr und mehr, bald machte das Bedürfnis von Parallelklassen sich geltend, und hier zogen wir nun jüngere Kräfte als Hilfslehrer heran. So ist zuerst Wilhelm Diez für eine Malschule gewonnen worden, und neben Piloty, der den charakteristischen Ausdruck und die treue Wiedergabe alles einzelnen verlangte, fand seine von der Stimmung des Ganzen ausgehende, weichere, die Formen lockernde und das Besondere dem Gesamtton unterordnende Weise mannigfachen Anklang. Aus der Schule von Diez wuchs wieder Löfftz heran, ward später auch Hilfslehrer; er bewährte sich ganz eminent, erhielt Rufe nach auswärts und ward dann wie Diez Kollegialmitglied und Professor. So auch Seitz. Und indem ich hier vorgreife und bis zur Gegenwart blicke: das System hat sich bewährt. Es galt stets die rechte Kraft zu finden, und die Erfahrung lehrte, daß, wer sich um eine Stelle an der Akademie bewarb, gewöhnlich wenig dafür taugte, man mußte die geeigneten Persönlichkeiten suchen, mehr bitten als sich bitten lassen; junge Künstler haben sich als Lehrer versucht und sind dann, wie der Tiroler Gabl, der Ungar Benczur zu ihrer eigenen schöpferischen Arbeit zurückgekehrt; andere haben Freude am Unterricht gefunden und eine dauernde Stellung sich erworben, wie Ghysis, Hackel, Herterich. Barth ward Professor an der Kunstgewerbeschule und wirkt mit anderen Pilotyschülern, wie R. Seitz und Widnmann, fortwährend für die Blüte des Münchener Kunstgewerbes.

Noch unter Kaulbachs Direktorium ward an die Stelle von Foltz Arthur v. Ramberg berufen; derselbe war von Dresden nach München gekommen, hatte eine Professur in Weimar angenommen und machte durch sein prächtiges Bild von dem Empfang einer arabischen Gesandtschaft am Hof des Hohenstaufen Friedrich II. in Palermo gerechtes Aufsehen; der weltmännische Kavalier, der gute Gesellschafter, der Künstler stritten und verbanden sich in ihm; seine Illustrationen zu Schillers Gedichten, zu Goethes Hermann und Dorothea, seine anmutigen Genrebilder aus der vornehmen Welt zeigen den Realismus in seiner Hinwendung auf die Schönheit des Lebens.

Anträge der Akademie auf Vermehrung der Lehrer bei der steigenden Schülerzahl wurden von der Kammer mehrmals dahin beantwortet, daß sie Professuren für religiöse Kunst dotieren wolle; so ward Knabl als Bildhauer, später Andreas Müller als Maler berufen. Knabl war ein vorzüglicher Arbeiter in Holz, seine Himmelfahrt der Maria für den Hochaltar der Frauenkirche hatte uns alle entzückt, ehe sie noch mit Farben und Vergoldung polychromisch behandelt war; er wirkte an der Akademie wie an der Meyerschen Kunstanstalt, deren Kirchenarbeiten nach allen Weltteilen versandt werden, durch empfindungs- und stilvolle Formen, die er für die mehr handwerksmäßigen Vervielfältigungen vorbildete.

Für die Reform des Zeichnens in einer auf das Malerische gerichteten Weise bethätigte sich der Kupferstecher Raab, den Kaulbach zum Nachfolger Thaeters heranzog; er nahm auch Schüler zum Studium der Natur und Antike auf, die dann sich der Malerei widmeten, er übte und lehrte die Radierkunst und ist bis heute ein einflußreiches Mitglied der Akademie.

Dagegen trat die Architektur mehr und mehr zurück. Für Bayern wurde der wissenschaftliche Teil derselben nun am Polytechnikum gelehrt, und da auch der künstlerische durch Neureuther dort gepflegt ward, so kamen nur meistens Ausländer zu Lange und Ziebland, und als Lange starb und Ziebland erkrankte und der Andrang zum Malen und Zeichnen noch neue Lokale verlangte, da wurden die Architekturschulen den Parallelklassen eingeräumt, von der Akademie aber stets die Notwendigkeit der Verbin-

dung der drei Schwesterkünste im Auge behalten.

Kaulbach selbst wandte sich neben der Ausführung früher genannter Werke der Illustration zu. Parthey von Berlin wünschte den Shakespeare, Bruckmann von Frankfurt, der bald nach München übersiedelte, Goethes Frauengestalten. Daß hier Kaulbach stets eine Situation in lebendiger Wechselwirkung mehrerer Gestalten wählte, war für ihn selbstverständlich, aber er war nicht immer glücklich in der Typenschöpfung, in der Charakterbildung, und nahm diese Zeichnungen manchmal etwas leicht. Daß der Ketzerrichter Arbues heilig gesprochen ward, empörte ihn; an eine Mauer im alten Jesuitenkollegium, das den Akademien überwiesen war, zeichnete er ihn mit Kohle in seiner schrecklichen Thätigkeit; er übertrug dann den Entwurf auf Kartonpapier. Er ließ wie Leuchtkugeln kleine witzige Zeitbildchen ausfliegen und zeichnete ernsten Sinnes einige Totentänze, in denen er berühmte Zeitgenossen verwertete; wie der Tod als Herkules die Last des Kosmos von den Schultern Alexanders v. Humboldt nimmt, war wohl am gelungensten. Der deutsche Michel als Erzengel Michael siegreich vordringend war dem deutschen Heer gewidmet. Skizzen zu einer Sündflut beschäftigten ihn. Der fünfundzwanzigste Jahrestag seiner Übernahme des Direktoriums nahte heran. Die Cholera



Friedrich August v. Kaulbach.

aber war zum drittenmal in München. Wir glaubten von einer öffentlichen Feier absehen zu müssen, und eine Adresse ward vorbereitet, an deren Ausschmückung alle Kollegen Hand anlegten. Da schien die Krankheit erloschen, und Weber übernahm nun freudigen Mutes die Sorge für ein Fest. Die Anfrage bei der Polizei war ermutigend; für die gedrückte Stimmung der Stadt schien eine Auffrischung und Ermunterung wohlgethan. Die Künstlerjugend brachte dem Meister einen Fackelzug, und an einem zweiten Abend versammelte sich das kunstfreundliche München zu einem großen Bankett. Minister Lutz begrüßte Kaulbach mit schwungvoller Rede, ich mit einem Gedicht. Ein paar Tage später war ich mit einigen Freunden bei ihm zu Gast. Wir sprachen von Feuerbestattung. Er wünschte sie für sich. „So entgeht man der langsamen Verwesung. Ehe du mit der Rede fertig bist," wandte er sich zu mir, „sind die Flammen über mir zusammengeschlagen, flieg ich aus dem Aschenhaufen den Göttern zu!" Ein paar Tage darauf hielt ich die Rede an seinem Grabe, die Cholera war noch einmal hervorgebrochen und hatte ihn als letztes Opfer gefordert, am 7. April 1874.

Bei dem Feste hörte ich ihn zum Minister sagen: „Ich habe stets für gute Lehrer zu sorgen gesucht, und mein Nachfolger sitzt ja neben mir." Das war Piloty. Mit ganzer Seele widmete sich dieser nun der Leitung der Akademie. Für sich selbst nahm er keine Schüler mehr auf, so daß er nach einigen Jahren keine mehr hatte, aber jedem Kunstjünger, der seine Hilfe, seinen Rat begehrte, war er ein förderlicher Freund, ein ernster Mahner und treuer Beobachter, je nachdem die Sache es verlangte. Nicht bloß die Schüler, welche in eine höhere Klasse aufsteigen wollten, hatten ihre Arbeiten vorzulegen, sondern die Professoren der Bildhauerkunst wie die der Maltechnik und des Zeichnens nach der Natur und Antike veranstalteten am Schluß des Sommersemesters eine Ausstellung der Leistungen ihrer Schulen, und danach bestimmte das Kollegium die Versetzungen wie die Erteilung von Ehrenmünzen und den Ankauf vorzüglicher Studien. Das war selbstverständlich zugleich eine Prüfung der Lehrer, besonders der noch ohne feste Anstellung berufenen jüngeren Künstler. Da war von keiner akademischen Sinekure mehr die Rede, da wurden alle Kräfte in rastlosem Wetteifer angespannt, bei Lehrern wie bei Schülern. Erledigte Professuren wurden nun durch Künstler besetzt, welche selber an der Akademie gebildet waren, wie Defregger und Max; Liezen-Mayer vertauschte später das Direktorium der Stuttgarter Kunstschule mit einer Stelle bei uns. Max blieb nicht lange. Er fand während einiger Jahre keine solche Schüler, denen er gerade hätte das Zusagende bieten können, und so zog er das freie künstlerische Schaffen vor. Lindenschmit entwickelte eine sehr fruchtbare Thätigkeit, da er neben der Komponierklasse auch eine Malschule hielt; er hätte am liebsten die sich ihm Anschließenden von Anfang an auch im Zeichnen unterrichtet und geleitet. Er ward auch rasch ein einflußreiches Kollegialmitglied, manche sahen in ihm den künftigen Direktor. Als in dem Neubau Raum geschaffen war, drängte Piloty dazu, daß principiell jeder Lehrer der Maltechnik auch Befugnis und Gelegenheit habe, vorangeschrittene Schüler neue Bilder ausführen zu lassen, daß jeder Professor einer Komponierklasse auch Unterricht im Malen erteile. Ebenso ward beschlossen, daß die herrlichen Antiken nicht mehr Gegenstände schwacher Anfangsübungen im Zeichnen sein sollten; das Zeichnen nach der Natur, nach Köpfen und Körpern in Lebensgröße sollte beginnen, und dann sollten zur Ausbildung des künstlerischen Formensinns und Schönheitsgefühls einige Antiken nachgebildet werden; das Studium der Natur soll mit dem der Meisterwerke Hand in Hand gehen.

Schon unter Kaulbachs Direktorium hatte die alte Akademie trotz einiger Erweiterungen nicht mehr ausgereicht, wir hatten Ateliers in der Stadt gemietet,

ja eine größere Baracke vor der Stadt aufgeschlagen. Solche Zerstreuung that nicht gut, war namentlich auch den Vorlesungen nachteilig. Ich äußerte in einer Sitzung: „Da wär es ja schön, wenn aus dem Anteil Bayerns an den Milliarden französischer Kriegsentschädigung eine Akademie der Künste als Friedensdenkmal errichtet würde.“ Das Wort fand Anklang, wir berichteten in diesem Sinne an die Regierung, und Erzgießer Miller, der um das Kunsthandwerk hochverdiente Altmeister, nahm als einflußreicher Landtagsabgeordneter die Sache in die Hand; er stellte in der Kammer den Antrag, zwei Millionen Gulden zu dem genannten Zweck zu reservieren. Piloty war bereits Direktor geworden und Feuer und Flamme für die Sache; er besuchte die hervorragenden Mitglieder erster und zweiter Kammer, und der Antrag ward angenommen, Neureuther beauftragt, einen Plan mit der Akademie zu vereinbaren. Die Wahl des Platzes, die inneren Einrichtungen gaben genug zu thun, es ging auch nicht alles nach dem Wunsch des Direktors, namentlich wollten wir nicht, daß die Prachtfassade in Marmor, hinter deren stattlichen Fenstern meist nur Gänge herlaufen, einen großen Teil des Geldes verschlinge; die Architektur solle Plastikern und Malern Gelegenheit zu idealem Schmuck bieten. Das letztere geschah ja auch, aber die fünfhunderttausend Gulden waren dafür nicht übrig, vielmehr fehlte es an Mitteln für die einfache innere Einrichtung, als das Gebäude dastand, jahrelang, bis endlich die Kammern nachträglich noch eine Summe für dieselbe bewilligten. Ein Backsteinbau, der mit dem Material der Münchener Hochebene die Muttersprache unserer Architektur geredet, und nicht einen Palast, sondern eine große Werkstätte der Kunst zur Anschauung gebracht hätte, wäre mir lieber gewesen!

Bei all der energischen Thätigkeit war Piloty nicht gesund; er litt am Magen, Geschwüre bildeten sich, er war zu bestimmter Diät genötigt, er genoß oft nur flüssige Nahrung, hatte oft Beschwerden und Schmerzen. Er hielt sich aufrecht durch Pflichterfüllung, durch künstlerisches Schaffen. Große Gemälde, „Thusnelda im Siegeszug des Germanicus“, Gruppen hervorragender Münchener in einem Bilde für den Rathaussaal entstanden neben kleineren. Doch fehlte es nicht an Verstimmungen. Die Kollegen, zumal die jüngeren, die ja zumeist ihn als Lehrer verehrten, entschuldigten es mit seinem körperlichen Leiden, wenn er immer weniger Widerspruch vertrug, auch in den Sitzungen immer diktatorischer ward. Er versicherte mich wiederholt seines vollen Vertrauens, und ich konnte ihn oft beschwichtigen, aber mir auch nicht verbergen, daß er in seinem Übereifer eine tragische Persönlichkeit war und für das Große, was er vollbracht, auch Leid zu tragen hatte.

Der Übereifer führte ihn auch zu einem Schritt, der viel unliebsames Aufsehen machte. Seeberger, der die Perspektive den Schülern vortrug und Schülern wie vielen Lehrern und anderen Künstlern mit seinem Wissen und Können dienstgefällig war, ein kleiner, schwächlicher Mann, kam mit einem älteren Arzte, der ein ausgesprochener Ultramontaner war und viel mit Künstlern verkehrte, nach dem Attentat Nobilings auf den Kaiser in ein Gespräch auf der Straße; Äußerungen Trettenbachers, daß dem alten Mann nun die Hände zerschossen seien, mit denen er Kronen geraubt, und ähnliche, brachten Seeberger äußerst auf; er mußte seinem Herzen Luft machen, lief in die nahe Akademie zum befreundeten Kassierer und erzählte den Vorfall. Piloty kam dazu, ward aufgeregt und erklärte: das sei ein Verbrechen, es sei Bürgerpflicht, das anzuzeigen; er verwechselte eine Majestätsbeleidigung in Worten mit hochverräterischem Beginnen und schrieb mit Zustimmung des erschreckten Seeberger an den Polizeidirektor. Öffentliche gerichtliche Verhöre erfolgten, Piloty mußte beim Ausgang aus dem Gerichtssaal Schmähruse hören, erhielt beschimpfende Briefe

gemeinster Art, die liberale Presse nahm gegen „den Denunzianten“ heftig Partei. Als das angesehenste Wiener Blatt die Nachricht brachte: die Professoren wie die Schüler der Akademie wollten keinen solchen Vorstand länger dulden, hielten Versammlungen gegen ihn — da nahm die Redaktion nur die amtliche Berichtigung dieses Gerüchtes von mir unterzeichnet auf, versagte aber ihre Spalten einer einfachen Darstellung des Sachverhalts, daß Piloty in patriotischem Übereifer sich verpflichtet gehalten, für den Kaiser einzustehen. Das erkannten wohl konservativ Gesinnte, das erkannten Staatsmänner; aber unser Publikum ist noch nicht daran gewöhnt, daß der Bürger sich eins fühlt mit dem Staat, es sieht im Staat aus den verflossenen Reaktionsjahren her den Unterdrücker und Hemmer freisinniger Bestrebungen, die Schranke, nicht die notwendige Ordnung und Bedingung der persönlichen Selbstbestimmung; es sieht den Bürgermut in der Opposition, nicht in der Verteidigung auch der volkstümlichen Regierung. Piloty war durch die Verunglimpfungen oft erbittert und verbittert, aber stets und noch nach Jahren beteuerte er: weit entfernt, eine Handlung zu bereuen, die ihm als Pflicht erschienen, werde er stets nach eigener Überzeugung leben.

Als ich fünfundzwanzig Jahre lang an der Akademie gewirkt, begrüßte mich am Schluß des Winterhalbjahres eine Deputation der Professoren, und die Künstlerjugend brachte mir am Abend einen Fackelzug. Wir fanden uns dann in einer der großen Kellerhallen zusammen; Piloty, der sonst wenig ausging, ein Sprecher der Schüler, Berlepsch, redeten über meine akademische Thätigkeit, einer der Bürgermeister gedachte auch des patriotischen Sinnes und der Beteiligung am öffentlichen Leben, namentlich für die Einigung des Vaterlandes, und ein Professor der Universität, der damals noch von Leben und Kraft strotzende, dann leider von tückischer Krankheit bald hingeraffte Bursian, pries den Schriftsteller in einem Worte, das ich so nicht erwartet hatte, das aber Zustimmung fand: daß ich nicht bloß in größeren Büchern meine Ideen dargestellt, daß ich auch wie ein lebendiges Gewissen der Nation auf der Warte stünde, um in die Geschichte des Tages mahnende und erhebende Worte über die geistigen Lebensfragen der Menschheit zu rufen.

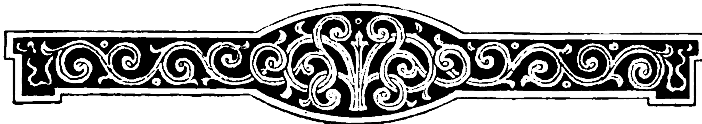
Damals begann die Bildung des grauen Stars, die Krystallinse trübte sich langsam in beiden Augen, und dies behütete mich vor dem Besuch eines akademischen Faschingsfestes, das die Akademiker veranstalteten, wo mitten hinein in die Lust der Scherze ein Feuer ausbrach und mehrere Schüler von Brandwunden so verletzt wurden, daß sie denselben erlagen.

In jenen trüben Jahren am Anfang dieses Decenniums stand mir Rat Weber treu zur Seite in der Führung der Geschäfte, die er zum Teil übernahm; die Bibliothek, die während meiner Verwaltung bedeutend herangewachsen war, ordnete er im Neubau, und in den Ausleihestunden war er auf dem Platze. Ich gewöhnte mich, die Berichte zu diktieren, und ein diensteifriger, verlässiger Schreiber, der frühere Feldwebel Meier, ließ mich erkennen, wie für Bureaudienste solche Militäranwärter sich gut eignen.

Im Neubau waren für eine Architekturschule Lokale vorgesehen, die Akademie hielt auch stets den Wunsch nach einer solchen aufrecht, das Zusammenwirken der drei Künste gereicht jeder zum Heil; bis jetzt erteilt aber Friedrich Thiersch als Kollegialmitglied nur ein paar Stunden wöchentlich theoretischen Unterricht. Dafür wurden einige Jahre lang die Säle einer Vorschule eingeräumt. Sie war ein Lieblingsgedanke Pilotys, den er sich nicht ausreden ließ; er meinte, da könne man die jungen Leute sieben, die schwach Begabten anderen Berufen zuweisen, und dann könne die Akademie die Hochschule der Kunst sein. Perspektive, architektonische Stillehre, Zeichnen nach anatomischen Präparaten mit theoretischer Unterweisung sollten dort obligatorisch sein, an der Aka-

demie dann von Universitätsprofessoren freie Vorträge über Kunstgeschichte und Weltgeschichte, und Sonnabends im Winter auch Anatomie im Bau der Universität gehalten werden. Da Piloty auch einige Landtagsabgeordnete für die Sache gewann, ward die Einrichtung versuchsweise angeordnet. Sie hat sich nicht bewährt, wiewohl der Maler Raup sie trefflich leitete. Der Kursus war auf zwei Jahre berechnet, aber schon im ersten Jahre traten gerade die besseren Schüler aus, um die Prüfungsarbeit zum Eintritt in die Akademie mitzumachen, oder andere gingen in Privatunterricht, den einige jüngere Künstler erteilten, um rascher zum Ziele zu gelangen, und die Akademiker meinten bald, daß die Vorlesungen Sache der Vorschüler seien. Der wissenschaftliche Sinn war überhaupt geringer, das Streben nach technischer Fertigkeit größer geworden. Unter dem neuen Direktor ist die Vorschule wieder eingegangen.

Wir geleiteten Piloty im Sommer 1886 zum Grabe. Prinz Luitpold, der seinem Vater, König Ludwig I., darin geistesverwandt, stets große Liebe zur Kunst und zu Künstlern bewiesen und häufig die Ateliers der Akademie wie die Ausstellungen derselben besuchte, war Regent von Bayern geworden. Man wußte, wie hoch er Fritz August Kaulbach schätzte; man sprach von dessen künftiger Direktorschaft. „Die Hunnenschlacht und Schützenliesel!“ konnte man wohl hören, aber ich denke, daß es weder ein Schaden für die Kunst, noch eine unwürdige Aufgabe für die Künstler ist, sich den Forderungen des Tages und des Lebens anzuschließen. Sie war in Deutschland allzu sehr das Mädchen aus der Fremde; daß sie jetzt ins Haus einkehrt und mit dem Gewerbe sich eng verbindet, das macht sie erst recht heimisch. Große öffentliche idealistische Werke können daneben um so besser aus dem Volksboden erwachsen. Mich freut es, daß jene prächtige Bayerin, die mit dem Bierglas in der Hand und den Rettichen in der Schürze auf einem Fasse den Schützen als Schild der Trinkhalle entgegentanzte, so anmutfrisch und flottgemalt den Namen Kaulbachs außer den Kreisen der eleganten Welt in das Volk getragen. Und daß er scharf- und feinsinnig, ein ebenso geistig gebildeter wie technisch hervorragender Künstler sei, war ja unbestritten. Aber er trat ein jüngerer unter die älteren Kollegen und hatte seine Erfahrungen zu machen. Die Akademie blieb die ge- und besuchteste Kunstschule Deutschlands, blühte unter Kaulbachs Leitung weiter, und ich habe mit Wehmut von ihr Abschied genommen, als ich ein Siebziger geworden und mit schonungsbedürftigen Augen doch mehr an die Hilfe anderer angewiesen war, als die verantwortliche Stellung es eigentlich gutheißt. So bin ich seit Herbst 1887, was ich vor fünfzig Jahren zu werden gewünscht und lange erstrebt hatte, einfach ordentlicher Universitätsprofessor. Die Akademiker erwiderten eine kurze Abschiedsrede mit einer anerkennenden Adresse und wählten mich zum Ehrenmitgliede.





Malocchio.

Novelle

von

Richard Voß.



Schon als ganz kleines Ding horchte sie auf, wenn die Mutter auf der Gasse mit den Weibern schwatzte und von einer gesprochen wurde, die „den Hut" trug. Denn von der Ehrerbietung, welche die guten Frauen für eine solche Hutträgerin fühlten, ging unwillkürlich etwas in den Ton ihrer Stimmen über. Vittoria — sie wurde Vitto genannt — hatte noch keinen Begriff davon, was für ein wichtiger Gegenstand so ein Frauenhut sei, als ihr schon eine jede, die einen Hut trug, wie ein höheres Wesen erschien.

Diese kindliche Anschauung hatte Vitto mit der ganzen Gasse gemein, die ausschließlich von dem ärmsten Teile der Bevölkerung Frascatis bewohnt ward. Eine Frau, die einen Hut trug, war eben in den Augen der Gasse, war nach italienischen Begriffen eine Signora — eine Dame! Eine, die den Hut trug, brauchte nicht zum Brunnen zu gehen, keine Wäsche abzuhalten, keine Einkäufe zu besorgen; eine, die den Hut trug, brauchte überhaupt nicht zu arbeiten; eine, die den Hut trug, hatte Zeit ihres Lebens nicht nötig, auch nur den Finger zu rühren; sie durfte den ganzen Tag über in der Nachtjacke im Fenster liegen; mit einem Wort: eine, die den Hut trug, gehörte zu jenen Auserwählten, für die es, nach der Meinung der Gasse, im Leben weder Mühe und Arbeit, noch Not und Sorge gab.

Dagegen war es unmöglich, daß eine, die an den Brunnen ging, im Waschhause wusch, die Einkäufe besorgte, oder sonst eine gewöhnliche Arbeit verrichtete, einen Hut trug — rein unmöglich war es! Für eine solche blieb die Nachtjacke der Müßiggängerinnen ein schimmerndes Traumbild; eine solche hatte zeitlebens ihren Platz am Brunnen, auf der Gasse und vor der Hausthür; einer solchen kam als Kopfbedeckung entweder das hellwollene Tuch oder der schwarze Schleier zu; eine solche gehörte einfach zum Plebs.

„Sie trägt den Hut." Mit anderen Worten: das ist eine, vor der man den Hut abziehen muß. Glücklich jede, die

einen Hut aufsetzen konnte, deren Lebensstellung es gestattete, einen Hut aufzusetzen. Eine solche Stellung einzunehmen, war daher für Tausende und Abertausende der heißeste Wunsch, das Ziel allen Ehrgeizes und Strebens.

* *
*

Vittos Mutter war eine Witwe, unter den vielen armen Weibern Frascatis eines der ärmsten. Ihr Mann verdingte sich als Arbeiter in die Vignen und Oliveten, starb jedoch schon vor der Geburt seiner Tochter am Fieber. Auch die Frau wurde von dem landläufigen Übel befallen, war nicht im stande zu arbeiten, verhungerte fast, und stieg, kurz bevor ihre Stunde kommen mußte, den steilen Weg zum Kapuzinerkloster hinauf, um vor dem wunderthätigen Madonnenbilde die Muttergottes anzuflehen, sie ein totes Kind gebären zu lassen.

Alle zehn Schritt blieb sie auf der Straße liegen, um, sobald sie wieder zu Kräften gekommen, sich von neuem aufzuraffen und weiterzuschleppen. In ihrem jammervollen Zustande gedachte sie all der Frauen, die keinen solchen Bittgang zu thun brauchten; all der Mütter, welche ihren Kindern, denen sie das Leben gaben, auch das Leben erhalten konnten. Ein wütender Neid bemächtigte sich des armen, halbverhungerten, todkranken Weibes. Aber es war nicht der Jammer um ihr eigenes elendes Dasein, der sie packte, sondern um das ihres Kindes, welches sie unter dem Herzen trug und um dessen Tod sie die Barmherzigkeit der Gottesmutter anschreien wollte.

Sie erreichte das Heiligtum, zündete mit zitternden Händen die mitgebrachte Wachskerze an, steckte sie auf die blecherne Scheibe, sank vor dem Gnadenbild nieder, streckte beide Arme auf, stöhnte:

„Töte, was ich unter meinem Herzen trage!“

Mit letzter Kraft schleppte sie sich den steilen Berg wieder hinab und gebar, kaum zu Hause angelangt, ein Mädchen, welches das goldene Licht des Tages mit leisem Wimmern begrüßte.

Voll dumpfer Verzweiflung versuchte die Wöchnerin, den Säugling am Leben zu erhalten. Ihre welke Brust gab nichts her; sie mußte dem Kinde die Nahrung einflößen, mit der sie sich selbst erhielt: eine ölige Wassersuppe.

Mutter und Kind litten Hunger, Mutter und Kind hatten das Fieber; aber Mutter und Kind blieben am Leben.

Infolge des vielen Hungerns verkümmerte die Kleine; sie wollte nicht wachsen, blieb ein winziges, hageres Geschöpf mit einem schmalen, gelben, von rötlichen Haaren umzottelten Gesichtchen, darin mächtige, prachtvolle Augen glühten, aus denen sie Menschen und Dinge scheu und feindselig anstarrte. Bei Regenwetter kauerte sie neben der Mutter in ihrer Wohnung, einem finsteren, feuchten und schmutzigen Loch, an schönen Tagen trieb sie sich mit Schweinen und Hunden auf der Gasse umher, wo sie sich auch aufhielt, wenn die Mutter gelegentlich zur Aushilfe in die Vignen und Oliveten geholt ward.

Wenn Vitto mit den anderen Kindern spielen wollte, trieben diese das kleine gelbe Ding fort. Dann stand das Mädchen von ferne und sah zu den Spielenden hinüber, mit so starrem, funkelndem Blick, daß man ihr: Malocchio! Malocchio! zuschrie, sie mit Steinen und Schmutz warf und vor ihren „bösen“ Augen die Flucht ergriff.

Vitto ging stets in Lumpen, hatte immer Hunger und vermochte nicht, sich vorzustellen, daß sie jemals ein sauberes Kleid anhaben und satt sein könnte.

Ihr niemals gestillter Hunger machte sie neidisch auf jeden, der einen Bissen zu essen hatte. Sah sie ein Kind mit einem Stück Brot, mit einer Schüssel Ölsuppe oder einer Hand voll roher Bohnen, so zitterte sie gleich vor Gier. Sie hockte sich dem schmausenden Kinde gerade gegenüber mitten auf die Gasse und verwendete kein Auge von dem kleinen Schwelger, bei jedem Bissen, den er in den Mund steckte,

laut schmatzend. Gewöhnlich fing das Kind unter den gierigen Augen des hungrigen Mädchens jammervoll zu schreien an; die Mutter kam gelaufen, warf sich auf die Tochter der Witwe, schimpfte sie, schlug auf sie ein und jagte sie hinweg.

Vitto war sieben Jahre alt, als ihre Mutter die Perniciosa bekam. Die Frau lag in der Agonie, niemand kümmerte sich um das allgemein verhaßte Kind, das, vor der bleichen, stillen Mutter sich fürchtend, aus dem Hause lief, in eine nahe Vigna, wo es unter einen Strauch kroch. Seit zwei Tagen hatte sie nichts gegessen und war, wie die Mutter, dem Tode nah. Von Angst und Hunger getrieben, schlich sie gegen abend in die Stadt, begegnete einem kleinen Mädchen mit einem Stück Brot, stürzte darauf zu und versuchte dem Kind das Brot zu entreißen. Die Kleine fiel hin, begann laut zu schreien, hielt aber ihr Eigentum fest umklammert. Vitto warf sich über sie und hätte sie fast gewürgt. Sie entlief mit dem Brot, wurde eingefangen und halbtot geprügelt. Unterdessen war ihre Mutter gestorben, und gleich des anderen Tags scharrte man sie ein. Vitto schlich sich auf den Kirchhof, weinte, schrie: „Mutter! Mutter!“ wurde vom Totengräber verjagt, lief zurück in die Stadt zu ihrer Wohnung, fand sie verschlossen, kauerte sich auf der Schwelle nieder und wartete, daß die Mutter vom Kirchhof zurückkehren sollte.

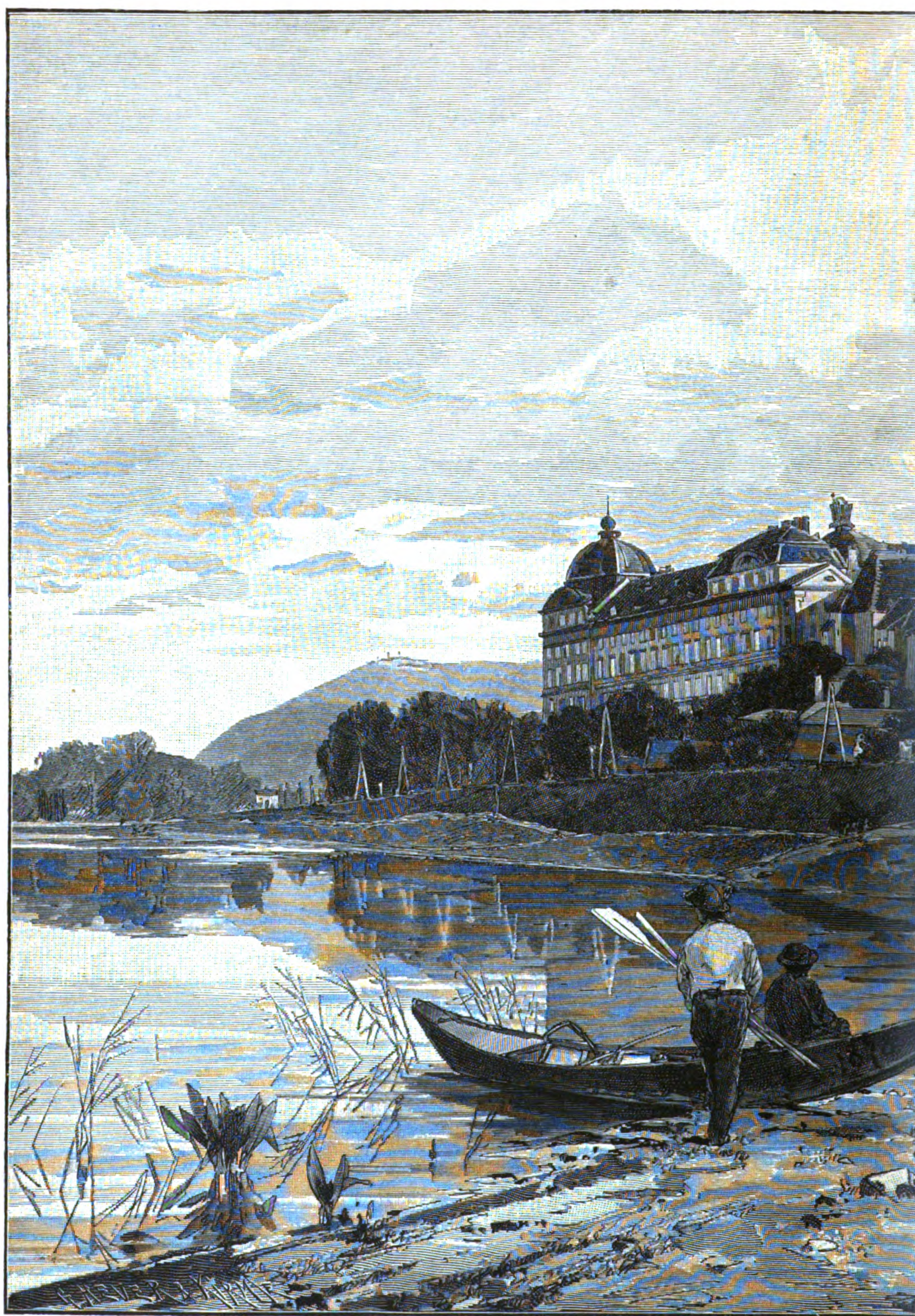
Da man das Kind beim besten Willen nicht verhungern lassen konnte, mußte die Gemeinde sich der Waise annehmen. Man gab also einem armen Weibe monatlich fünf Lire; dafür sollte die Frau das Kind bei sich schlafen lassen und ernähren. Nachdem die Gemeinde solcherweise Sorge getragen, daß das Mädchen sich mehr und mehr an Hunger und Mißhandlung gewöhnte, kümmerte sie sich nicht weiter um sie. Vitto fuhr fort, jeden, den sie etwas in den Mund stecken sah, für ihren Feind zu halten und alle die zu hassen, die weniger hungern mußten und weniger geschlagen wurden als sie.

Nach wie vor trieb sie sich tagsüber irgendwo in der Stadt umher, auf nichts anderes bedacht, als wie ihr ewiger Hunger sich stillen lasse. Eine besondere Vorliebe hatte sie für die Domtreppe, auf der sie stundenlang kauerte, die Mädchen und Frauen anstarrend, die in die Kirche gingen. Die meisten trugen ein gelbes oder weißes Shawltuch über den Kopf gelegt, einige kamen im Schleier; nur wenige erschienen im Hut.

Wie auf das Brot und die Ölsuppe, mit ebensolchen gierigen und hungrigen Augen schaute Vitto auf die von Sammet und Seide glänzenden, mit Federn und Blumen bedeckten Hüte; denn sie wußte, daß wer einen derartigen Kopfputz trug, sich jeden Tag satt essen konnte.

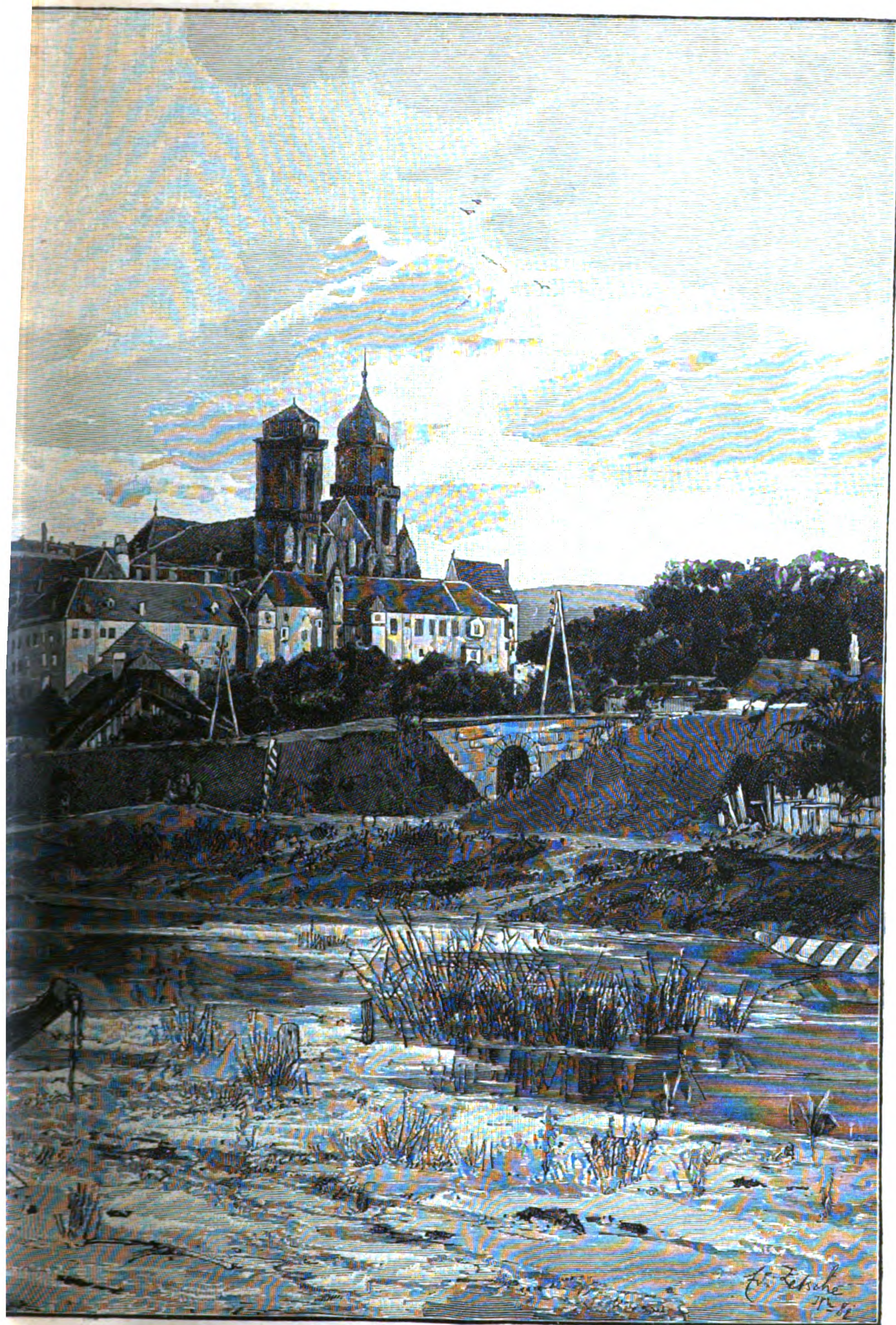
Vitto war zehn Jahre alt, als ihre Mutter, die Gemeinde, eine Versorgung für sie fand, und zwar in der Villa Falconieri. Vittos Beschäftigung bestand im Wassertragen, wofür ihr die fürstliche Dienerschaft dasselbe Essen gab, das die Hunde erhielten, nur nicht so viel; weshalb der Gefährte ihrer Kindheit, der Hunger, ihr denn auch in ihrer neuen Lebenslage getreu blieb. Sie sah aus wie ein Kind von acht Jahren, schleppte den ganzen Tag über große kupferne Gefäße, die sie am Brunnen im Hofe füllte und nach dem Palast hinübertrug, teils in die Küche, teils in die verschiedenen Gemächer. Sie triefte den ganzen Tag von Wasser, als käme sie aus einem Platzregen in den anderen.

Das Schloß wimmelte von Kindern. Im Hofe lärmte die braune Brut der Beamten, und im Park, unter den alten Steineichen, auf dem blumigen Rasen, spielten die kleinen Prinzen und Prinzessinnen. Vitto mußte mit ihren Wassergefäßen an den spielenden Kindern vorbei. Da stand sie dann in ihren nassen Lumpen und schaute unverwandt zu der jubelnden Schar hinüber — wiederum mit jenem stieren, gierigen Blick, mit dem sie schon als ganz kleines Ding die schmausenden Nachbarkinder und die hütetragenden Frauen angesehen hatte. Einmal er-



Ill. D. Monatshefte.

Stift Klosterneubur



Oktober 1888.

z an der Donau.

eignete es sich, daß sie mit einer jähen Bewegung den Krug fallen ließ und wie eine junge Bacchantin, den Kopf im Nacken, beide Arme in die Luft geworfen, zu den Kindern stürzte. Man jagte sie auch hier fort.

Niemand von den Angestellten mochte das Mädchen leiden. Ihre Altersgenossinnen verhöhnten sie wegen ihres ewigen Wasserschleppens und ihrer nassen Kleider, fürchteten sich jedoch alle vor ihren blitzenden, gierigen Augen.

Vittos ärgster Feind war der Sohn des Kastellans, ein bildhübscher Wildling, der in einem Alter mit ihr stand und seinen schwarzen Lockenkopf voll Tollheiten hatte. Jeden Tag ersann der Junge eine neue Teufelei gegen die kleine Wasserträgerin, gereizt durch das stumme Wesen des mißhandelten Kindes, das nur immerfort seine glühenden Augen reden ließ. Diese beredten, düsteren Blicke sagten zu ihrem Peiniger: Du sollst es büßen, und müßte ich dich einmal umbringen.

Alessandro hatte eine wunderschöne Schwester, die von ihrer Mutter überaus zierlich gekleidet wurde und mit den kleinen Prinzessinnen spielen durfte. Dieses reizende Wesen wurde von Vitto beinahe noch mehr gehaßt als ihr Bruder; dem stummen Mädchen entfuhr ein Laut des Entzückens, als sie eines Tages erfuhr, daß auch die Feindin niemals den Hut würde tragen dürfen.

Einmal fand Vitto einen Hut, welcher der Fürstin gehört hatte und von der Kammerjungfer seines Ausputzes beraubt und weggeworfen worden war. Zum erstenmal in ihrem Leben geschah es, daß das Mädchen über etwas, was es besaß, sich freute. Wie einen heimlichen Schatz verwahrte Vitto die Ruine der fürstlichen Kopfbedeckung; so oft sie konnte, lief sie zu dem Versteck, wo sie ihr Kleinod verborgen hielt, und weidete sich an dem köstlichen Anblick: ihr gehörte ein Hut!

Schließlich vermochte sie der Versuchung nicht zu widerstehen, den Hut auf ihr zottiges Haupt zu setzen und sich in dem vornehmen Putz den Kindern zu zeigen. Das gab ein Hallo: die Wasserträgerin, die Bettlerin, die Vitto trug einen Hut — die Vitto! Lachend und schreiend zog die Schar hinter ihr drein. Der Sohn des Kastellans umsprang sie wie ein junger Dämon, und seine Schwester, schön wie eine Elfe, einen Kranz feurig roter Anemonen im Haar, lief singend dem Zuge voraus. Würdevoll, ohne sich an die heulende Meute zu kehren, in dem stolzen Bewußtsein, einen Hut zu tragen, schritt Vitto weiter; da hob ihr Todfeind einen Stein auf, zielte nach ihr und traf sie. Sogleich warfen sämtliche Kinder nach ihr. Sie aber ging ihres Weges, bis ein Stein sie an den Kopf traf und das Blut hervorquoll. Es geschah an diesem Tage, daß Vitto den Entschluß faßte, sich zu rächen und einstmals einen Hut tragen zu wollen.

In den nächsten Jahren fuhr sie indessen fort, Wasser zu schleppen und sich mit den übervollen Gefäßen von Kopf bis zu Füßen zu begießen. Alessandro wuchs zu einem langen stattlichen Burschen heran, nach welchem Sonntags auf der Passeggiata Mädchen und Frauen schielten. Weil er nichts that und sich wie ein Signore kleidete, wurde er der jeunesse dorée von Frascati zugezählt; später ging er unter die Soldaten. Tota, seine Schwester, entwickelte sich zu einer sanften, stillen Schönheit, welche mit ihrem lichten Schleiertuch um ihr blondes Köpfchen wie eine Madonna aussah.

Von der Kammerfrau der Fürstin erhielt Vitto bisweilen ein abgelegtes Kleidungsstück, das sie auf irgend eine geheimnisvolle Weise für sich zurechtschneiderte, ganz gleich, ob es Seide, Sammet oder Kattun war. In dem lächerlichsten Aufzuge, mit einem großen Fächer aus buntem Papier, aber weder Schleier noch Tuch über dem Kopf, begab sie sich Sonntag nachmittags zum allgemeinen Ergötzen auf die Passeggiata, spazierte dort langsam auf und ab, hörte dem Gespött und Gelächter zu, ohne eine Miene zu verziehen, blickte alle Frauen darauf hin an, ob sie Schleier oder Hüte trügen,

entfernte sich erst, wenn das Konzert begann. Kam sie nach Hause, so geschah es wohl, daß sie sich die Pracht vom Leibe riß, auf den Boden warf und sich wie ein Tier gebärdete, das sie mit ihren verwilderten Trieben und Instinkten auch war.

* *
*

Eine auffallende Veränderung ging mit ihr vor, als sie die Entdeckung machte, daß auch sie weibliche Reize besaß. Dazu gelangte sie auf folgende Weise:

Eines Tages im Hochsommer war sie mit Wäschespülen beschäftigt. Der Brunnen, an dem sie ihre Arbeit verrichtete, lag in einiger Entfernung vom Schlosse, mitten in der Oliveta. Es war ein glühend heißer Tag; hinter dem Genaro, über Tivoli, stieg ein Gewitter auf. Kein Blatt regte sich in der Schwüle; Vitto wurde müde. Sie breitete die Wäsche zum Trocknen auf den versengten Rasen und legte sich unter einen Ölbaum, zu dessen schimmerndem, von Sonnenstrahlen durchleuchtetem Geäst sie aufstarrte, bis sie unter dem gellenden Lärm der Cikaden einschlief.

Plötzlich erwachte sie. Ihr war gewesen, als schlüge eine Flamme über ihre Wangen. Noch halb im Schlaf gewahrte sie das Gesicht eines Mannes auf sich niedergebeugt. Trotzdem regte sie sich nicht. Das Gesicht neigte sich tiefer, sank auf das ihre herab, heiße Lippen preßten sich auf ihren Mund; aber sie — — als ob sie sich unter einem Zauber befände, ließ sie sich küssen, gab sie die Küsse zurück.

Denn sie hatte ihn gleich erkannt. Es war Carlo Conti, der reiche Carlo Conti, der noch keine Frau hatte und dessen Frau einen Hut tragen würde. Daran dachte sie, während sie sich von ihm küssen ließ: Es ist Carlo Conti, dessen Frau einen Hut tragen wird; und Carlo Conti küßt dich —

Er war eigentlich ein häßlicher Mensch, braun wie ein Mulatte, mit struppigem Haar und aufgeworfenen Lippen. Und wie er sie anschaute!

Mit einem Schrei, als erwachte sie soeben erst, fuhr sie plötzlich in die Höhe, blieb dann jedoch ruhig stehen und schaute dem frechen Menschen fest in die Augen. Er, den Blick nicht von ihr wendend, redete sie mit rauher Stimme an:

„Nun du, warum hast du denn so geschrien? Du hättest auch nicht so zu schreien brauchen.“

„Ich träumte —“

„Wovon?“

„Daß ich im Lotto eine Terne gewonnen hätte und mir einen Hut kaufte.“

„Einen Hut?“

„Nun ja.“

„Was willst denn du mit einem Hut?“

„Die Leute ärgern.“

„Weshalb?“

„Weil ich die Menschen nicht leiden kann.“

„Alle Menschen?“

„Alle.“

„Auch mich?“

„Auch Euch.“

„Aber du gefällst mir.“

„Das ist mir ganz gleich.“

„Auch wenn du mir gefällst, magst du mich nicht leiden? Ein wenig wirst du mich gewiß gern haben.“

„Gar nicht. Nicht so viel! Solch ein Häßlicher —“

„Das kann dir ganz gleich sein. Aber was bist du für eine Wilde.“

Er trat ihr näher, sie drohte:

„Rührt mich nicht an; ich bin eine Wilde und beiß Euch.“

„Beiß nur; ich will dich schon zahm machen.“

„Meint Ihr?“

„Wenn du mich beißest, küß ich dich.“

„Dafür findet Ihr andere, die schöner sind. Ich bin auch eine solche Häßliche, Gelbe.“

„Wer sagt das?“

„Alle sagen es.“

„Mir gefällst du so, wie du bist: gelb und häßlich!“

„Pah, Ihr.“

Und sie zuckte verächtlich die mageren Schultern, als ob er gar nicht der reiche

Carlo Conti wäre. Er lachte darüber und fuhr fort, sie auszufragen:

„Wohnst du in der Villa?"

„Ja."

„Was thust du eigentlich dort?"

„Arbeiten."

„Arbeitest du gern?"

„Unsinn."

„Du möchtest also lieber nicht arbeiten?"

„Dann müßte ich noch mehr hungern."

„Du hungerst?"

„Immer."

„Komm zu mir, bei mir kannst du so viel essen, wie du willst."

„Ja, heute vielleicht würde ich mich satt essen, morgen würde ich dann noch hungriger sein."

„Du kannst auch morgen zu mir kommen."

„Ich mag nicht."

„Sei nicht dumm. Übrigens: wie heißest du eigentlich?"

„Was geht's Euch an."

„Wie alt bist du?"

„Weiß nicht."

„Leben deine Eltern noch?"

„Laßt mich zufrieden."

Eine Pause entstand.

Keiner von beiden regte sich, keiner von beiden ließ die Augen von denen des anderen. Er begann von neuem:

„Du bist also sehr arm?"

„Ja."

„Möchtest du Geld haben?"

„Von Euch?"

„Ich habe viel Geld."

„Das weiß ich."

„Du kennst mich?"

„Ihr seid Carlo Conti."

„Nun gut; und ich sage dir: du gefällst mir — was du für Augen hast! Sei also gescheit und komme zu mir."

„Wollt Ihr mich heiraten?"

„Ich dich heiraten —"

Und er brach in ein schallendes Gelächter aus.

Über diesen Ausbruch von Heiterkeit nicht im geringsten beleidigt, wartete sie, bis er sich beruhigt hatte, und meinte dann gelassen:

„Wenn Ihr mich nicht heiraten wollt, komme ich auch nicht zu Euch."

Er schaute sie, seinen häßlichen Mund verziehend, von der Seite an.

„Wenn ich dir recht viel Geld gebe —"

„Ich mag Euer Geld nicht."

„Und Kleider, eine goldene Kette, Ringe und Armbänder."

„Auch einen Hut?"

Ihre Augen funkelten, ihr Mund zuckte vor Gier. Er mußte wieder lachen.

„Was hilft es dir, wenn ich dir auch einen Hut schenke? Du kannst ihn ja doch nicht tragen."

„Eben damit ich ihn tragen kann, sollt Ihr mich heiraten."

Sie gefiel ihm immer besser; er hatte noch niemals so begehrliche Augen, so lüsterne Lippen gesehen. Dabei war sie schlank und zart wie ein Kind. Und lustig schien sie zu sein, wenn sie auch den ganzen Unsinn von dem Hut und der Heirat mit dem ernsthaftesten Gesicht vorbrachte.

„Und du willst mein Geld wirklich nicht?"

„Nein."

Er fuhr in die Tasche und holte eine Hand voll Münzen hervor, Kupfer und Silber durcheinander.

„Nimm."

„Ich will nicht."

Er blickte sie forschend an, zuckte die Achseln, steckte das Geld wieder ein und meinte gleichmütig:

„Du wirst es morgen wollen. Morgen komme ich wieder in die Villa — um Vögel zu schießen. Addio."

Damit schlenderte er davon, blieb jedoch schon nach einigen Schritten stehen und sah sich um. Aber Vitto, ohne den Kopf zu heben, nahm die trockene Wäsche zusammen und begab sich nach der Villa zurück. Auf einmal begann sie einen Gesang abzuschreien. Während des Singens dachte sie:

Der reiche Carlo Conti hat mich geküßt und der reiche Carlo Conti hat mir Geld geben wollen. Ich will aber sein Geld nicht. Ich will auch die Kleider,

die Ringe und die goldenen Ketten nicht; ich will seine Frau werden, denn ich will einen Hut tragen. Morgen kommt er wieder, um mich wieder zu küssen. Wenn ich mich wieder von ihm küssen lasse, nimmt er mich nicht zur Frau. Das weiß ich, und ich weiß —

Sie unterbrach ihren gellenden Gesang, um laut aufzulachen; denn: sie wußte es!

* *
*

Am anderen Tag befand sie sich wieder in der Oliveta beim Brunnen. Dieses Mal schlief sie indessen nicht unter dem Ölbaum, sondern spülte eifrig ihre Wäsche. Ihr Kleid war in gewohnter Weise vollständig durchnäßt, daß es sich eng um ihren Leib legte; sie hatte, so gut es ging, das wirre Haar ausgekämmt und durch den schweren Knoten einen silbernen Pfeil, ihr einziges mütterliches Erbteil, gesteckt. Als sie ihren Anbeter in seinem grauleinenen Jagdanzuge kommen sah, begann sie aus vollem Halse eine Romanze abzuschreien, wobei sie die Wäsche mit einer solchen Heftigkeit in dem geräumigen Becken hin und her schwenkte, daß das Wasser hoch aufspritzte und es im Sonnenlicht die ganze Gestalt wie ein goldener Regen umsprühte.

Der verliebte Vogeljäger trat an die Cisterne, nickte der emsigen Wäscherin zu und betrachtete sie schweigend. Sie gefiel ihm heute noch mehr als gestern. Weil sie sich nicht im geringsten um ihn kümmerte, sondern fortfuhr, mit aller Macht zu schreien und zu spülen, rief er sie endlich an:

„He du! Hast du dir's überlegt?"

Aber sie that, als hörte sie nicht. Da wurde er zornig und packte sie beim Arm.

„Ich frage dich, ob du es dir überlegt hast?"

„Habt Ihr es Euch überlegt?"

„Was?"

„Wollt Ihr mich heiraten oder nicht?"

„Du bist toll!"

Er wollte sie zurückstoßen, zog sie indessen an sich, was sie ruhig geschehen ließ. Aber plötzlich fuhr sie mit blitzschneller Bewegung nach dem Kopf, riß den Pfeil aus ihrem Haar und stach den Verliebten in die Wange. Trotz des starken Schmerzes, den er empfand, ließ er das Mädchen erst fahren, nachdem er sie geküßt hatte. Er war ganz fahl im Gesicht, zitterte vor Wut, warf dem wilden Geschöpf feindselige Blicke zu und preßte sein Taschentuch an die verletzte Wange, die heftig blutete. Er murmelte:

„Hör du; weißt du, daß du eine Bestie bist?"

Aber sie schrie bereits wieder ihren Gesang ab.

„So schweig doch! He, willst du wohl? — Warte, ich werde dich schon still bekommen. Verstehst du mich?"

Sie hatte ihn verstanden, blinzelte ihn von unten herauf an, packte die Wäsche zusammen, um sie im Schloßhof zum Trocknen aufzuhängen, hob den schweren Korb mit Anstrengung auf den Kopf und schritt langsam mit verschränkten Armen davon, in eintöniger, schriller Melodie ihre Strophen abrufend. Carlo Conti blieb regungslos am Brunnen stehen und starrte der kleinen, schmächtigen Gestalt nach: wie sie sich beim Gehen in den Hüften wiegte!

Als Vitto dem Hofe sich näherte, erschrak sie; unter den Pinien, welche ihre mächtigen, weitschattenden Wipfel über das braune Thor streckten, stand ein junger Bersagliere und blickte dem Mädchen erwartungsvoll entgegen. Die dunkle schmucke Uniform und der glänzende breitrandige Hut mit dem Busch leuchtender Hahnenfedern, der ihm schief auf den Locken saß, kleidete den jungen Menschen prächtig. Bei dem unerwarteten Wiedersehen mit ihrem alten Feinde schoß es dem Mädchen wie ein glühender Strahl ins Herz. Sie erbebte und verstummte. Sie wollte stehen bleiben, um Atem zu schöpfen, wollte einen anderen Weg einschlagen, faßte sich, schritt weiter, begann sogar wieder zu singen — noch gellender als zuvor.

Ohne aufzusehen, ging sie an Alessandro vorüber. Da trat er ihr in den Weg. Sogleich wurde sie still.

„Nun du!“ fuhr er sie an, „hast du etwa einen Prinzen geheiratet, daß du mich nicht mehr kennst? Ich sollte meinen, ich hätte gethan, was ich konnte, um mich dir in Erinnerung zu erhalten; denn ich habe dich mit deinem blassen gelben Gesicht und deinen frechen Augen nie ausstehen mögen.“ Und sie vom Kopf bis zu den Füßen musternd: „Das muß ich sagen: hübscher bist du auch nicht geworden; sogar im Dunklen hätte ich dich an deiner Garstigkeit wieder erkannt.“ Darauf mit plötzlicher Wildheit: „Mit wem bist du in der Oliveta gestanden? Ich glaube gar, der freche Mensch hat schön mit dir gethan.“

„Was schert's dich?“

Er lachte laut auf: „Da hast du recht; gar nichts schert's mich. Meinetwegen kannst du dich mit einem Dutzend herumtreiben. Es wundert mich nur, daß es jemand giebt, der an dir Gefallen findet. Also: eine solche bist du geworden?“

„Was für eine soll ich geworden sein?“

„Thu doch nicht, als ob du mich nicht verstündest. Aber ich habe es immer gedacht — nämlich so oft ich daran dachte, wie ich dich geprügelt habe und wie unausstehlich du mir warst: die wird einmal eine solche! Oder sie müßte andere Augen im Kopfe haben. — Pfui!“

Ohne den glühenden Blick von ihres Feindes Gesicht zu wenden, zog Vitto ihren Pfeil, an dessen Spitze noch Blut klebte, aus dem Haar, hielt das spitzige Ding dem Soldaten hin und sagte langsam, mit heiserer Stimme:

„Er wollte mich heute küssen; da habe ich ihn gestochen. Eine solche bin ich — eine solche Bestie! Nimm dich also in acht vor mir. Ich habe dir nichts gethan und du hast mich stets verachtet und gehaßt; du hast mich gemißhandelt. Ich thue dir nichts und du beschimpfst mich. Aber ich sage dir: nimm dich vor mir in acht! Und jetzt — mir aus dem Weg!“

Der junge Mensch erhob seine Hand, als wollte er ihr mit der geballten Hand ins Gesicht schlagen. Vitto that keine Bewegung, um seinem erhobenen Arm auszuweichen. Da ließ er ihn sinken und trat zur Seite.

* * *

Dem reichen Carlo Conti half all sein Geld nichts: weil er das Mädchen, in das er verliebt war, nicht heiraten wollte, so bekam er es nicht. Nach einiger Zeit verlobte er sich mit einer anderen: mit Tota, der Schwester Alessandros, welche eine berühmte Schönheit geworden war.

Also diese würde nun doch einen Hut tragen!

Vitto schlich umher, als ob sie schwer krank wäre, ihre Augen glühten wie im Fieber, sie versteckte sich vor den Menschen gleich einem angeschossenen Tiere.

Der junge Bersagliere hatte sich wieder in einen zierlich gekleideten Müßiggänger verwandelt, der seine Tage auf der Piazza und im Café verbrachte. Denn da seine Schwester den reichen Carlo Conti heiratete und einen Hut tragen würde, so schickte es sich nicht für ihn, jemals in seinem Leben etwas zu thun.

Trotz solcher glänzenden Aussichten zeigte er sich verdüstert und gegen jedermann voll übler Laune. Wenn er seiner alten Feindin begegnete, errötete er vor Zorn bis in die Stirn, und er konnte nicht an ihr vorbeigehen, ohne einen haßerfüllten Blick auf sie zu werfen.

Kurze Zeit vor der Hochzeit des vielbesprochenen Paares ging mit Vitto von neuem eine Veränderung vor; sie schien sich über das große Ereignis: daß der verliebte Vogeljäger eine andere heiratete, daß eine andere — die verhaßte Tota — einen Hut tragen sollte, zu trösten. Eines Tages begab sie sich zu der Braut und bat diese, sie für ihre junge Wirtschaft als Magd zu dingen. Die Verlobte, ein gutes, beschränktes Geschöpf, durch Vittos Demut und Anhänglichkeit gerührt, versprach mit ihrem Bräutigam über die Sache zu reden: wenn der nichts dagegen hätte, ihr sollte es recht sein.

Gerade kam der Verlobte. Er war in

Rom gewesen, hatte die üblichen zärtlichen Tribute eingekauft und überbrachte sie der schönen Braut, ein Akt, zu dem sich die ganze Familie und Freundschaft Totas versammelte, so daß Vitto in einen Winkel zu stehen kam. Von ihrer Ecke aus sah sie zu, wie unter der geschwätzigen Bewunderung sämtlicher Basen und Gevatterinnen die Herrlichkeiten ausgepackt wurden: seidene Kleider, prächtige Tücher, Bänder, Fächer, goldener Schmuck. Allen diesen Wunderdingen schenkte Vitto eine ziemlich geringe Aufmerksamkeit; aber ihre Gestalt durchlief ein Zittern, als der Bräutigam jetzt eine Schachtel öffnete und dieser mit besonderer Feierlichkeit etwas Spitzes und Leuchtendes entnahm: einen Hut!

Er hielt dieses Symbol einer höheren Rangklasse — einer anderen Menschheit — noch in der Hand, als Vitto langsam aus ihrem Winkel hervorkam, wie magnetisch angezogen. Einen tiefen Seufzer ausstoßend, folgte sie mit ihren Blicken dem Hut, bis dieser auf dem reizenden Haupte saß, für das er bestimmt war.

Jetzt erst bemerkte Totas zukünftiger Gemahl das Mädchen, welches er heftig anfuhr: Was sie hier zu suchen hätte? Sie sollte sich scheren!

Aber Vitto stand scheu und demütig da und die glückliche Braut begann für sie zu bitten. Es dauerte indessen eine Weile, bis der Bräutigam begriff, um was es sich handelte: die Vitto wollte als Magd zu seiner Frau, die Vitto wollte zu ihm in sein Haus; und er sollte entscheiden. — Nun, seinetwegen konnte sie kommen, er hatte nichts dagegen.

Zum Erstaunen aller hatte ein anderer etwas dagegen: der Bruder der Braut. Alessandro wollte nicht, daß Vitto Magd bei seiner Schwester würde; denn der zukünftige Schwager des reichen Carlo Conti wollte Vitto heiraten — die Vitto!

Ganz Frascati geriet in Aufregung, ganz Frascati that sein möglichstes, einen solchen Skandal zu verhindern. Der arme, junge Mensch mußte verrückt geworden sein; denn: die Vitto zu heiraten!

Alessandro aber blieb dabei: die Vitto sollte nicht als Magd bei seiner Schwester dienen, die Vitto sollte seine Frau werden.

Er sagte es ihr: „Dich will ich haben und keine andere."

Sie starrte ihn an, als hätte er plötzlich sein Dolchmesser gezogen, um es ihr ins Herz zu stoßen. Die Augen wie vor Entsetzen weit aufgerissen, stand sie vor ihm, sprachlos, regungslos. Erst als er immer leidenschaftlicher in sie drang, belebte sie sich allmählich; und endlich antwortete sie ihm: sie wollte nicht seine Frau, sie wollte die Magd seiner Schwester werden.

Ob sie ihm nicht vergeben könnte, daß er sie seit ihrer Kindheit mißhandelt hatte; ob sie ihn immer noch haßte?

Das wußte sie nicht; sie wußte nur, daß sie ihn nicht heiraten wollte.

Warum nicht?

Darüber blieb sie stumm.

Alessandro gebärdete sich wie ein Unsinniger. Er raste und tobte. Er warf sich auf die Erde, er wollte sich das Leben nehmen, wollte sich töten. Doch Vitto sprach kein Wort.

Ganz Frascati hielt jetzt auch sie für toll; denn: die Vitto wollte den Alessandro nicht heiraten — die Vitto! Aber selbst ganz Frascati konnte sie nicht zur Vernunft bringen.

* * *

Der reiche Carlo Conti und die schöne Tota hielten miteinander Hochzeit. Die Trauung wurde am frühen Morgen vollzogen; denn das junge Paar wollte mit dem ersten Zuge die Reise antreten, die vorerst nach Rom, später nach Neapel ging. Die Braut trug ein prächtiges buntes Seidenkleid, einen Spitzenshawl und statt des Kranzes die Krone des Lebens — den Hut! Vitto schlich dem Zuge bis in die Kirche nach, drückte sich hinter einen Pfeiler, und unterdessen der Geistliche die Ceremonie vollzog, sah sie es vor sich wie eine Vision: Am Altar, neben dem reichen Bräutigam, stand — nicht Tota, sondern

sie, die Vitto; die Vitto im bunten Seidenkleid, mit einem schönen Spitzenshawl, gekrönt mit dem Hute. Deutlich sah sie ihn vor sich. Es war ein Turm aus hochrotem Sammet, mit einer mächtigen weißen Feder und gewaltigen goldenen Glasperlen. Als die Vermählten die Kirche verließen, entdeckte der junge Ehemann Vitto an ihrem verborgenen Platz; sie hatte zu dem Fest ihrer Herrschaft nicht einmal ihren besten Rock angezogen, gewährte also durchaus keinen holdseligen Anblick. Dennoch konnte Carlo Conti seine Augen nicht sogleich von ihr abwenden. Auch sie sah ihn an: Ich weiß, was du denkst, aber so weit ist es noch lange nicht. Und seine Blicke antworteten den ihren: Es wird so weit kommen. Ihre Augen schienen jedoch höhnisch zu erwidern: Du wirst schon sehen, wohin es kommt.

Während die Gäste das Paar auf die Station hinab begleiteten, um danach ohne die Hauptpersonen in der Trattoria Romana das Festmahl zu halten, kehrte Vitto in die Villa Falconieri zurück, kramte ihre Sachen zusammen und verließ das Schloß, ohne irgend jemandem Lebewohl gesagt zu haben. Sie begab sich in die Wohnung ihrer neuen Herrschaft, für die man ihr am Morgen die Schlüssel übergeben hatte.

Signor Conti besaß in Frascati ein eigenes Haus; es lag in einer engen Gasse und war genau ebenso düster und öde wie die meisten Häuser Frascatis. Sämtliche Räumlichkeiten waren mit Ziegeln gepflastert, keine Thür, kein Fenster schloß, und in den Zimmern befanden sich nur die notwendigsten Geräte. Dafür gab es einen „Salotto“, und ein Haus mit einem Salotto ist nächst dem Schmuck eines Hutes für eine ländliche römische Schöne der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit.

Vitto unterzog das Haus vom Boden bis zum Keller einer genauen Untersuchung. Sie riß alle Fenster auf, besichtigte jeden Tisch, jede Pfanne, ward immer vergnügter, begann schließlich laut zu singen, daß das stille Haus von ihrer kreischenden Stimme wiederhallte. Im Salotto artete ihr Singsang in Geschrei aus, Ausdruck höchsten Entzückens. Es war aber auch herrlich! Bunte Wände, bunte Decke, bunter Teppich, bunte Polstermöbel. Jeder Stuhl von einer anderen Farbe. Und eine andere Farbe als die Stühle hatten die beiden Sofas, hatten die Vorhänge. Auch ein Kamin war vorhanden, auf dessen Sims das Schutzmittel gegen den bösen Blick aufgepflanzt war: zwei gewaltige Ochsenhörner, mit den pfeilspitzen Enden zur Decke emporstarrend. Und unter Glasglocken befanden sich zwei kostbare Sträuße von Blumen aus Wachs. An den bunten Wänden hingen bunte Bilder, schwarzlockige Seraildamen vorstellend, in sehr bunter, phantastischer und leichter Toilette, mit etwas freiem Benehmen. Und die beiden Spiegel nicht zu vergessen, der Fliegen wegen mit hochroter Gaze bezogen; Vitto erblickte darin ihr Gesicht wie durch sanftes Morgengewölk, so daß sie sich zuerst nicht erkannte und vor ihrem verklärten Bilde erschrak.

Nicht eher verließ sie das Prachtgemach, als bis sie darin jeden Stuhl ausprobiert hatte; in dem großen gelben mit den weit abstehenden Beinen saß es sich am bequemsten. Sie wäre am liebsten gar nicht wieder aufgestanden. Eine Frau, die einen Hut tragen durfte, hatte es doch prächtig auf der Welt! Gewiß hatte ein Glorienschein im Himmel sein Gutes, aber der Besitz eines Hutes auf Erden war noch besser.

Auf das Schlafzimmer der Herrschaft, das nach dem Hofe zu lag, folgten verschiedene unbewohnte Räume, an welche das Magdzimmer stieß, ein elendes, modriges Gelaß. Aber es hatte einen Ausgang nach dem Flur und konnte von innen verriegelt werden.

Vitto war noch in Betrachtung dieser Vorteile versunken, als sie plötzlich ein Grausen empfand. Es ward ihr heiß und kalt. Schauer schüttelten sie, und sie hatte ein Gefühl, als ob ihr Kopf von Ameisen wimmelte. Sie kreischte auf und rannte aus der Kammer. Bei jeder offenen Thür, an der sie vorbei mußte,

war's ihr, als streckte sich eine leichenhafte Hand nach ihr aus. Mit wankenden Knien erreichte sie die Gasse, die Hausthür hinter sich zuschlagend. Sie wagte sich nicht wieder in das Haus zurück und verbrachte die Nacht — und alle Nächte — bis zur Rückkehr des jungen Paares bei einer Nachbarin. Betrat sie während des Tages die Wohnung, so mußte jemand sie begleiten. Selbst dann sah und hörte sie allerlei, was die weisen Frauen der Gasse dahin auslegten, daß es in dem Hause des reichen Carlo Conti „umgehe" und demselben sicher ein Unglück bevorstände.

Nach acht Tagen kamen die Neuvermählten zurück. Sie hatten während dieser einen Woche in den verschiedenen Trattorien Roms und Neapels ein kleines Vermögen aufgezehrt; denn darin bestand nach ländlich römischen Begriffen Zweck und Vergnügen einer Hochzeitsreise. Tota glänzte von Seide und Wohlleben. Gleich in der ersten halben Stunde zählte sie ihrer neuen Dienerin alle die Gerichte auf, die sie gegessen und die Vitto sich genau merkte. Über Makkaroni, gedämpftes Fleisch mit Tomatensauce, gebratene Hühner und „Zuppa inglese" waren die Tafelfreuden übrigens nicht hinausgegangen.

Das Paar befand sich noch keine zwei Tage im Hause, als Vitto schon über ganz andere Dinge Bescheid wußte; z. B., daß der Mann dann am zärtlichsten gegen seine junge Gattin war, wenn unter großem Geräusch die Magd ins Zimmer trat; diese jedoch that, als sähe sie nichts, und kaum war sie wieder hinaus, so hob sie ihren mißtönigen Gesang an, als wäre sie draußen am Brunnen oder weit fort in der Oliveta. Einmal lief ihr Herr in voller Wut nach, verbot ihr das „Geheul" und hätte sie, die ruhig ihr Geschrei fortsetzte, beinahe geschlagen. Vitto geriet durch diesen Ausbruch von Grimm und Haß ihres Padrone in beste Stimmung.

Sie war die einzige Magd, hatte also den ganzen Haushalt zu besorgen. Denn da ihre Herrin einen Hut trug, wäre es unschicklich gewesen, wenn sie sich auch nur um das Mindeste bekümmert hätte. Zu den Rechten, welche die schöne Tota durch ihren Hut erworben hatte, gehörte unter vielem anderen die Annehmlichkeit, morgens so lange im Bette liegen zu bleiben, als ihr behagte. Ihr Mann dagegen, da er die täglichen Einkäufe für die Wirtschaft besorgte, stand ziemlich früh auf; er mußte beizeiten auf der Piazza sein, wollte er etwas Gutes erwischen. Seine Tasse schwarzen Kaffee trank er gewöhnlich in der Küche zusammen mit Vitto, die in einem Winkel kauerte und das vornehme Getränk sich prächtig schmecken ließ. Den Zucker hielt sie in der Hand — was für ein kleines, braunes Händchen sie hatte! — und zu jedem Schluck Kaffee biß sie ein Stück Zucker ab, daß es knirschte. Und wie dabei ihre Zähne blinkten.

Bisweilen versuchte ihr Herr, ein längeres Gespräch mit ihr anzuknüpfen, was jedoch meistens mißlang. Entweder sie gab überhaupt keine Antwort, oder sie verwies ihn auf seine Frau: er könnte sich ja mit der unterhalten, meinte sie voller Verachtung, bewegte spöttisch die Schultern und verzog auf eine eigentümliche Weise den Mund. Wurde der Mann der schönen Tota wild über die Frechheit, fing sie an wie ein Kobold zu kichern.

Etwas zugänglicher bezeigte sie sich, wenn Conti mit ihr die Einkäufe für den Tag besprach. Sie schlug dann vor: ein Stück Rindfleisch zum brodo; Kalbshirn und Artischocken zum fritto misto, Thunfisch in Öl und worauf sie sonst gerade Appetit hatte. Mit der Liste ihrer Wünsche im Kopf, nahm ihr Herr das große, rote Baumwollentuch und trabte gutgelaunt ab, um alle die Leckerbissen einzuhandeln. Während des ganzen Rückwegs freute er sich darauf, Vitto seinen Erwerb in die Küche zu bringen, obgleich er nie einen Dank empfing: was ging es Vitto an, was der Herr in seinem Tuche mitbrachte; sie war ja nicht die Padrona — die Vitto!

Sie verstand so viel vom Kochen, wie

eine Halbwilde davon verstehen konnte. Nie war das Fleisch gar, stets war die Suppe versalzen; die Makkaroni kamen steinhart auf den Tisch und das Fritto war regelmäßig verbrannt. Aber sowohl Tota als ihr Mann nahmen diese fragwürdigen Tafelfreuden Tag für Tag geduldig hin; denn beide fürchteten sich im geheimen vor der Spenderin jener Genüsse: sie konnte Augen machen wie ein gefangenes wildes Tier, das mit einem Stocke gereizt wird.

Dem Brauche gemäß aß Vitto mit der Herrschaft. Sie saß nie wie ein anderer vernünftiger Mensch, sondern sie hockte auf dem Stuhl, kauerte darauf. Ihr war kein Fleisch zu roh, waren keine Makkaroni zu hart, keine Fritturen zu sehr verbrannt; ihr schmeckte es prächtig. Es war ein Vergnügen zu sehen, mit welchem Behagen, mit welcher Leidenschaft sie sich diesen Genüssen hingab. Ihr Padrone schielte immerfort zu ihr hinüber, auf ihre Hände und Lippen, gerade wie er des Morgens that, wenn sie zu ihrem Kaffee den Zucker abbiß. Er gönnte der Vitto so sehr ihre Tafelfreuden, daß er sich ärgerte, nahm sich seine Frau die besten Bissen. So oft Vitto ihr Glas leer hatte, schenkte er ihr wieder ein und sah zu, wie sie den roten Trank schlürfte: durstig, gierig, unersättlich. Lediglich ihretwillen trank er jetzt einen besseren, einen schwereren Wein.

Da er wußte, wie gern sie naschte, brachte er ihr jeden Morgen aus dem Café Ciambelli oder aus der Apotheke etwas Lederzucker mit. Sie dankte ihm nicht, aber sie aß, was er für sie gekauft hatte, und das war ihm Dankes genug. Als er ihr jedoch einmal ein Schmuckstück zustecken wollte, ließ sie das schimmernde Ding fallen; er mußte es selbst aufheben.

* * *

Die schöne Tota führte das Leben aller Frascatanerinnen, welche Hüte trugen, und wurde dabei von Woche zu Woche fetter und fauler. Wenn sie gegen Mittag aufstand, kamen nach dem Genusse des Milchkaffees die Freuden eines zierlichen, spitzenbesetzten Unterrockes und einer blütenweißen Nachtjacke an die Reihe. Sie hatte reiches Haar, war indessen zu träge, sich zu kämmen oder sich von Vitto frisieren zu lassen. Ungekämmt, aber von dem Schimmer der Nachtjacke verklärt, lag sie im Salotto im offenen Fenster und zeigte sich der Gasse. Schien die Sonne, so schloß sie sofort die Jalousien und spähte durch die Spalten hinaus, bis die Colazione auf den Tisch kam; und nach der Colazione wieder! Oder sie thronte auf dem großen Gelben, studierte das Traumbuch, rief nach ihrem Manne, der selten kam, schrie nach der Vitto, die selten hörte, lamentierte, seufzte, schlief ein.

Sie belebte sich erst wieder, um gegen Abend zur Messe zu gehen. Vitto erschien, ihrer Gebieterin zu helfen sich anzukleiden: immer sehr prächtig, mit allem ihrem Schmuck. Sie war nicht boshaft, die gute Tota; indessen sich vor der Vitto im Glanze ihrer Nachtjacke zu sonnen, den halben Tag über im Fenster zu lungern, auf dem großen Gelben liegend das Traumbuch zu studieren und dann das Kleid einer Signora anzulegen — selbst die gutmütige, apathische Tota empfand eine Art von träger Freude dabei, vor ihrer Magd mit diesem Himmelssegen zu prunken. Und gar wenn sie sich von Vitto das Abzeichen ihrer irdischen Herrlichkeit, den Hut, aufsetzen ließ — — Aber Vitto, nachdem sie das Haar ihrer Padrona auf ziemlich gewaltsame Weise zu einem mächtigen Knäuel zusammengewickelt und auf der Höhe des Hauptes befestigt hatte, holte den Wunderbau aus Sammet, Federn und Perlen, packte ihn kräftig an seinem zartesten Teile und stülpte ihn, ohne jede Regung von Achtung und Andacht, so gut es ging, über die gewaltige Frisur, wo und wie er eben sitzen wollte. Und saß der Hut schief — Vitto rührte nicht den Finger, ihn gerade zu rücken; das mochte die Padrona selbst thun. Doch diese that es nicht — konnte es nicht thun; denn wie hätte sie, in ihre enge Taille ge-

preßt, mit ihren kurzen, fetten Armen bis da hinauflangen sollen? Unter dem heimlichen Geseufz der armen Würdenträgerin wurde der Kirchgang angetreten.

Weil es sogar für eine Frau, die keinen Hut trug, unschicklich gewesen wäre, ohne Begleitung über die Gasse zu gehen, so mußte Vitto jedesmal, wenn ihre Dame das Haus verließ, ihr verwaschenes, gelbliches Tuch umthun und als würdevolle Duenna neben Signora Conti einherschreiten. Diese Ausgänge waren dem Mädchen in tiefster Seele verhaßt, denn bei dieser Gelegenheit kam sie sich in ihrem armseligen Anzuge neben ihrer strahlenden Gebieterin als ein Wesen so niedriger Gattung vor, daß es ihr dann unmöglich erschien, jemals das Ziel ihres Lebens, den Inhalt ihres ganzen Denkens und Trachtens zu erreichen. Während Carlo Contis Frau im Dom kniete und dumpfen Sinnes aus ihrem Büchlein die heiligen Worte murmelte, lag neben ihr Vitto auf den Knien, den Himmel inbrünstig um ein Wunder anflehend.

Am schwersten zu ertragen waren für das leidenschaftliche Geschöpf die Sonntage, wo Tota schon vormittags ihr olivengrünes, mit orangefarbenem Sammet garniertes Seidenkleid anzog, in Begleitung ihrer Dienerin die Messe besuchte und gegen Abend am Arme ihres Gatten sich auf die Passeggiata begab. Wenigstens dann hätte Vitto zu Hause bleiben können; aber gerade dann, wie in ihren Kindertagen, trieb es sie unter die sonntäglich geputzte Menge. Sie schlich hinter ihrer Herrschaft her, mit brennenden Augen an Totas Gestalt hängend. Und zu ihren sehnsüchtigen Gedanken spielte auf der Piazza die Musik Tanzmelodien, sangen in den Eichenhainen der Villa Torlonia die Nachtigallen und Merlen, strahlte der Himmel, blühten die Blumen.

Jeden Sonntag-Abend empfing Signora Conti im Salotto ihre Gäste. Da in ihrer Familie keine einen Hut trug, so erschienen an diesen offiziellen Empfangsabenden überhaupt nur unbehutete Damen; denn die Verwandtschaft Carlo Contis fühlte sich durch seine Heirat mit einer aus dem plebejischen Geschlechte der Schleier und Kopftücher tödlich beleidigt. Die vielen guten, aber hutlosen Frauen in ihrem Salotto kosteten der schönen Tota manchen Seufzer, den sie jedoch nur in Vittos Gegenwart auszustoßen wagte. Die Teilnahme dieses jungen und tugendhaften Frauenzimmers an dem geheimen Leide ihrer Herrin war eine überaus kühle. Aber ihr bedrängtes Herz vor ihrem Manne auszuschütten und diesen dadurch an ihre hutlose Abkunft zu erinnern — selbst die phlegmatische Tota erbebte bei diesem Gedanken. Doch hatte er sie nicht aus Liebe geheiratet? Tota wußte es nicht. Sie dachte darüber nach, sie gab sich alle Mühe, darüber nachzudenken, wurde indessen nur immer verwirrter. Eines dagegen wußte sie ganz genau: wenn ihr Mann einmal in sie verliebt gewesen, so war er es nicht mehr.

* * *

In der ersten Zeit nach der Heirat seiner Schwester hielt sich Alessandro von dem Hause seines Schwagers gänzlich entfernt. Das Geld, welches er gebrauchte, um das Leben eines Frascataner Müßiggängers fortzusetzen, ließ er sich von seiner Schwester gelegentlich heimlich zustecken. Dennoch sah Vitto ihn beinahe täglich. Entweder schlenderte er schon frühmorgens, wenn sein Schwager die Einkäufe machte, durch die Gasse, oder sie ward seiner auf dem Kirchgang an irgend einer Straßenecke ansichtig, oder sie begegnete ihm, wenn sie sich nach der Vigna ihrer Herrschaft begab, um Salat, Gemüse und Küchenkräuter zu holen. Niemals redete er sie an; aber sie wußte: nur eine Bewegung brauchte sie zu machen, nur stehen zu bleiben, nur zu ihm hinüber zu sehen, und er wäre im nächsten Augenblick bei ihr gewesen. Sie blieb jedoch nicht stehen.

Nach einiger Zeit kam Alessandro bisweilen des Sonntag-Abends. Er saß im Salotto unter den schwatzenden Frauen,

sprach kein Wort, rauchte eine Cigarette nach der anderen und blickte immerfort auf die Thür. Vitto erschien mit einer Foglietta Wein und einem Teller Ciambelli, setzte beides auf den Tisch vor dem himmelblauen Sofa (das andere war apfelgrün) und entfernte sich wieder. Alessandro erhob sich, stürzte ein Glas Wein hinunter und verließ bald darauf das Prunkgemach. Auf dem Gange stand er dann und horchte auf die Stimme Vittos, die irgend eine endlose Liebesromanze abschrie. Eines Abends glaubte er in der Küche flüstern zu hören; er schlich hin und stieß in dem finsteren Flur mit jemand zusammen — mit einem Manne. Die beiden packten sich und rangen miteinander, lautlos, wütend, zwei Todfeinde.

Da trat Vitto heraus. In der einen Hand hielt sie eine Lampe, in der anderen ein Beil, mit dem sie gerade eine Arbeit verrichtet haben mochte. Eine Weile schaute sie dem Kampf der Männer zu, stumm, mit weit offenen Augen, wie an allen Gliedern gelähmt. Endlich kam Leben in sie. Sie trat vor, mit einer Gebärde, als wollte sie dem einen der beiden — Alessandro — das Beil geben. Aber sie wich langsam zurück und stieß jetzt einen gellenden Schrei aus, der die Wütenden nötigte, voneinander abzulassen.

Als Vitto diesen Abend sich in ihrer Kammer entkleidete, nahm sie die Spiegelscherbe und beschaute ihr Gesicht. Lange betrachtete sie sich in dem trüben Glase; mit einer leidenschaftlichen Aufmerksamkeit, gleichsam an ihre eigenen Augen gebannt. Wie sie glänzten!

Ihr fiel ein: schon als ganz kleines Ding hatten die Kinder, mit denen sie spielen wollte, sie fortgescheucht und ihr nachgerufen: „Malocchio!“

* *
*

In Vittos verwildertem Geist dämmerten wunderliche Dinge auf. Zu klaren Anschauungen gelangte sie auch jetzt nicht — außer der einen einzigen Empfindung, welche ihr ganzes Leben beherrschte. Die Begriffe wirbelten in dieser chaotischen Gefühlswelt wie von einem Sturm getrieben durcheinander. Aber schließlich zeigten die wirren Gebilde doch einen gewissen Zusammenhang, dessen sie selbst sich allerdings nicht bewußt ward.

Von ihrer Geburt an hatten die Menschen ihr Übles gethan. Warum? Weil sie nicht war wie andere Kinder. Und warum war sie anders als diese? Weil man ihr niemals ein freundliches Wort gab, weil man sie herumstieß, sie wegen ihrer Lumpen verachtete, wegen ihrer Häßlichkeit verhöhnte. Was konnte sie für alles das, wofür man sie mißhandelte? Und dann: wie hatte sie gehungert, immer gehungert, von der Stunde ihrer Geburt an gehungert! Die Mutter hatte ihr das Leben nur gegeben, um sie langsam Hungers sterben zu lassen, während sie selbst gemacht hatte, daß sie vom Leben und vom Hunger erlöst wurde. Vitto erinnerte sich, wie sie einmal halbverhungert einem Kinde ein Stück Brot weggerissen hatte und dafür fast totgeschlagen worden war. Seitdem hatte sie den Leuten, welche sich satt essen konnten, während sie Hunger litt, nichts mehr fortgenommen; aber sie wäre jeden Augenblick bereit gewesen, es zu thun, und zwar mit dem Gefühle, vollständig in ihrem Rechte zu sein.

Denn wenn es so in der Welt zuging, daß der eine hungerte, während der andere satt war, die eine einen Hut trug und die andere mit einem Tuch über dem Kopf gehen mußte — wenn eine solche Ungerechtigkeit geschehen konnte, so war es nur gerecht, wenn der Hungernde dem Satten das Brot vor dem Munde wegriß, wenn die Verachtete ihre Hand nach dem Haupte derjenigen ausstreckte, die das besaß, was Ansehen und Macht verlieh: wenn der Mensch um des Stück Brotes willen ein Dieb, ein Mörder ward ...

Und so schmiedeten sich die einzelnen Glieder wie von selbst zu einer Kette zusammen, die sich als würgende Schlinge um den Hals eines Menschen legte.

— — — — — — — — — — — —

Als Vitto eines Tages in den Salotto trat, kam sie gerade dazu, wie Signora Conti, die vor Glück strahlte, von ihrem Manne umarmt wurde. Der zärtliche Gatte löste hastig die Arme von Totas schönem Halse und fuhr die Dienerin hart an: was sie immer herumzuschleichen und zu spionieren hätte?! Vitto erwiderte kein Wort und ging hinaus in die Küche, wo sie eine lange Weile müßig am Herde stand und tiefsinnig vor sich hinstarrte.

Was bedeutete das?

Sie erfuhr es noch an demselben Tage; ihre Padrona vertraute es ihr an, immer noch mit dem nämlichen strahlenden Gesicht: die schöne Tota erwartete Mutterfreuden.

Also dann ging mit dem Manne plötzlich eine Veränderung vor — auf wie lange? Vitto mußte es abwarten.

Ihre Geduld wurde auf eine ziemlich harte Probe gestellt. Signor Conti verwandelte sich allmählich in den sorgsamsten, liebevollsten Ehemann, und je mehr seine Zärtlichkeit für seine leidende Frau wuchs, um so feindseliger bezeigte er sich gegen die tugendhafte Magd; Vitto brauchte sich nur sehen zu lassen, um von ihrem Gebieter zur Hölle gewünscht zu werden. Sogar die gleichmütige Tota wurde durch den Zorn ihres Gatten aufgerüttelt und machte zuweilen den schwachen Versuch, die getreue Dienerin vor der üblen Laune ihres Gatten zu schützen, eine Großmut, die Carlo Conti in helle Wut versetzte.

Bei allen diesen Ausbrüchen bewahrte Vitto ihren vollen Gleichmut. Sie wagte nie eine Gegenrede und begnügte sich damit, dem Tobenden fest in die Augen zu schauen, was seine Wirkung niemals verfehlte.

In dieser Zeit wurden nicht mehr Tag für Tag Vittos Lieblingsspeisen gekocht. Es mußten Leckerbissen wie Wachteln, Hühnerlebern, Taschenkrebse und Froschschenkel herbeigeschafft werden; und da Vitto regelmäßig alles verdarb, so stellte sich der Ehemann selbst an den Herd, briet die Wachteln, sorgfältig mit Speck umwickelt, am Spieß, dünstete die Lebern mit Tomaten und bereitete zu den Froschschenkeln eine köstliche Eiersauce. Nur das Rösten der lebendigen Taschenkrebse auf glühenden Kohlen vertraute er Vitto an. Um recht viel Vergnügen von dieser Arbeit zu haben, machte sie möglichst schwaches Feuer, damit sie sich länger an den Zuckungen der gemarterten Tiere weiden konnte.

Als die Stunde der schönen Tota heranrückte, durfte Vitto gar nicht mehr zu ihr ins Zimmer, damit Tota sich nicht etwa an ihr „versähe“. Dagegen wimmelte das Haus von der Sippe der Hutlosen. Basen und Nachbarinnen liefen ab und zu, thaten sehr wichtig und geheimnisvoll und machten die arme Tota zittern und zagen. Es war jedoch noch nichts für den kleinen Weltbürger vorbereitet, als dieser schon eintraf — viel zu früh.

Signor Conti war in einer Geschäftssache nach Rom gereist und wurde erst am nächsten Morgen zurückerwartet. Tota fühlte sich am Abend sehr schlecht und schickte Vitto fort, um eine Nachbarin zu holen; aber Vitto brachte den Bescheid, sie hätte die Frau nicht angetroffen. So waren denn die beiden allein im Hause.

Die Leidende lag im Bett, stand Schmerzen und Angst aus, jammerte, rief die Madonna an und begann schließlich laut zu beten. Auf dem Tisch brannte die Öllampe und warf ihren flackernden, rötlichen Schein durch das unwohnliche Zimmer. Die Thür nach dem Salotto stand offen, und dort befand sich Vitto, auf eine eigentümliche Weise beschäftigt. Sie nahm vom Kaminsims die beiden Ochsenhörner herab, wickelte sie in Tücher und versteckte sie unter dem Sofa. Von dort aus würden sie wohl niemanden mehr schützen können.

Im Schlafzimmer unterbrach Tota ihre Gebete und rief angstvoll nach ihr: Vitto sollte vor dem Madonnenbild eine geweihte Kerze anzünden; sie hätte solche Furcht. Wenn die Kerze brannte, würde die Madonna ihr gewiß beistehen.

Vitto, die seit einigen Wochen der Madonna jeden Sonntag eine Kerze ge-

opfert hatte, ließ ihre Herrin eine Weile rufen und jammern, bevor sie zu ihr hineinging. Sie stellte sich am Fußende des Bettes auf, blickte mit ihren flammenden, schwarzen Augen Tota starr an und sagte: „Die geweihte Kerze hilft Euch nichts, denn ich habe geträumt, daß Ihr sterben würdet. Ich war selbst dabei, als sie Euch begruben.“

Die arme Tota, die auf Träume schwur, stieß einen gellenden Schrei aus; ihr Gesicht wurde fahl wie das einer Sterbenden, ihre Augen traten vor Entsetzen weit vor, ihre Züge verzerrten sich.

Vitto stand unbeweglich, wendete ihre Blicke von ihrer Herrin nicht ab und wiederholte: „Ihr werdet sterben.“

Eine Stunde darauf brachte Tota unter unsäglichen Qualen ein Kind zur Welt. Vitto rief weder die Hebamme noch eine der Nachbarinnen herbei, leistete der Gebärenden nicht die geringste Hilfe, stand mitten im Zimmer und stierte wie ein böser Geist auf die Wöchnerin, ohne Unterlaß mit heiserer Stimme murmelnd: „Ihr werdet sterben — sterben — sterben!“

Aber nur das Kind starb.

* *
*

Da das Kind tot und die Mutter durch die schwere Geburt ein kränkelndes, schnell verblühendes Weib geworden war, so befand sich Vitto binnen kurzem wieder auf ihrem alten, siegreichen Platz. Dennoch wurden die Ochsenhörner nicht mehr auf den Kaminsims gestellt; das abergläubische Mädchen brachte es sogar dazu, den Talisman ganz aus dem Hause zu schaffen: besser war besser.

Die arme Tota hätte gern ihren Mann gebeten, eine andere Magd zu nehmen, denn seit jener grausigen Nacht empfand sie vor Vitto eine Furcht, als wäre diese eine Mörderin. Allein mit der Magd, kam sie aus der Todesangst nicht heraus; unablässig, unter heftigem Zittern, mußte sie nach den Augen sehen, die sich damals so erbarmungslos auf sie gerichtet hatten. Aber sie wagte nicht, ihren Mann zu bitten, der von neuem gänzlich verändert erschien; und weniger als je vermochte sie sich vorzustellen, daß sie aus Liebe geheiratet worden.

So kam denn von neuem die Zeit, wo Vitto täglich ihr Lieblingsgericht kochte und mit Appetit verspeiste, wo ihr Herr heimlich auf sie herabsah, stand sie in dem kleinen grauen Hofe waschend am Brunnen. Wie sie als Kind gethan, machte sie sich auch jetzt noch bei dieser Beschäftigung über und über naß, so daß ihr dünner Rock förmlich an ihrem Leibe klebte. Ungeachtet des guten Lebens, welches sie führte, hatte sie die schmächtige Kindergestalt behalten, und rot wie ein Kindermund waren ihre Lippen; und doch war sie bereits ein voll erblühtes Weib mit allen Leidenschaften eines solchen.

Daran dachte der Mann, der verstohlen auf sie niederschaute und jede ihrer Bewegungen mit den Blicken eines Raubtieres belauerte. Aber nicht anrühren durfte er sie! Der Lauscher fühlte mehr und mehr, daß es bald ein Ende nehmen mußte, sonst brachte ihn das kleine braune, hexenhafte Geschöpf um seine Vernunft.

Doch es blieb beim alten und er ertrug es nicht länger. Eines Nachts stand er auf, schlich aus dem Zimmer zur Kammer der Magd, fand aber die Thür verschlossen. Er stand draußen, klopfte leise, rief leise; er bat, flehte, versprach, er drohte, beteuerte, gelobte: nur die Thür sollte sie ihm öffnen. Aber die Thür blieb verschlossen.

Vitto wachte. Sie kauerte im Bett, hielt den Atem an, hörte jedes Wort. Regungslos blickte sie zur Thür. Ihr war's, als sähe sie durch die Dunkelheit das Gesicht des Flehenden; totenblaß, entstellt von Leidenschaft und Begierde. Er sollte nur hungern! Der Hunger that dem Menschen gut, der Hunger brachte den Menschen zu Entschlüssen, zu Thaten. Er sollte hungern, bis sein Hunger ihn zur That antrieb. Und Vitto öffnete die Thür nicht; weder in dieser Nacht, noch in einer der vielen nächstfolgenden Nächte, wo er wieder, immer wieder kam.

Bald darauf, und ganz Frascati wußte es, ganz Frascati sprach davon, auf der Piazza, am Brunnen, beim Apotheker: die junge Frau des reichen Carlo Conti hatte es schlecht bei ihrem Manne! Die Nachbarinnen steckten die Köpfe zusammen, alle die Basen und Gevatterinnen; und diesem Beispiele folgte sowohl die Sippe der Hutlosen als diejenigen, die einen Hut trugen. Letztere triumphierten: das käme davon, wenn eine solche in eine solche Familie hinein heiratete! Sie hätten es gleich gesagt.

Vorher gesagt hatte es auch das ganze Geschlecht der Schleiertuch-Trägerinnen. Sie kamen zu der armen Tota gelaufen, hockten im Salotto zusammen, erteilten guten Rat und erhoben ein lautes Lamento. Aber die Bedauernswerte wollte gar nicht bedauert sein: sie hätte ihren Mann sehr lieb, sie würde sehr gut von ihrem Manne behandelt, sie wäre sehr glücklich. Was die Leute eigentlich dächten?

Diese dachten sehr viel, viel mehr, als sie sagten. Also schüttelten die guten Frauen betrübt die Köpfe, seufzten kläglich, fuhren fort zu raten und zu trösten. Die arme Tota unterdrückte mühsam die Thränen, hielt sich tapfer, wurde aber doch von Woche zu Woche bleicher und hinfälliger. In diesem Zustand gab sie die blütenweiße Nachtjacke und die Siesta im offenen Fenster allmählich auf und führte bald ein jammervolles Leben. Anfangs behielt sie wenigstens noch ihre Kirchgänge bei; da sie diese aber nicht allein machen durfte und bei ihrer Andacht, mit Vitto neben sich, das Gefühl hatte, als erstickten ihre Gebete auf den Lippen, so verließ sie endlich das Haus gar nicht mehr. Den Salotto ihrem Mann und der Vitto einräumend, brachte sie ihre Tage in dem öden Schlafzimmer zu, wo sie vor dem Bilde der Madonna geweihte Kerzen anzündete und in schweigendem Jammer zu der göttlichen Mutter die Arme erhob.

Unterdessen hörte die öffentliche Meinung Frascatis nicht auf, über die Ehe Carlo Contis eine bedenkliche Ansicht zu haben und dieselbe leise und laut, in allen Tonarten zu äußern. Die öffentliche Meinung nötigte schließlich die Familie der mißhandelten Frau, Einsprache zu thun, und die Familie schickte im Namen der öffentlichen Meinung dem Ehemann seinen Schwager ins Haus.

Wohl zehnmal mußte Alessandro mit dem eisernen Klopfer gegen die Thür schlagen, bevor ihm geöffnet ward — von der Vitto. Der Abgesandte fuhr sie an:

„Warum lässest du mich hier draußen stehen? Taub bist du ja wohl nicht.“

„Nein.“

„Ist dein Herr zu Hause?“

„Was willst du von dem?“

„Das wirst du hören. Übrigens, was geht's dich an?“

„Nichts.“

Sie stand gleichmütig vor ihm; plötzlich packte er sie mit beiden Händen an den Schultern, hielt sie fest und raunte ihr zu:

„Ich hatte damals doch recht: eine solche warst du, und eine solche bist du. Aber mit dir red ich später.“ Dann, sie verächtlich beiseite schiebend, stürmte er die Treppe hinauf, Vitto folgte langsam.

Sie fand ihn im Salotto zusammen mit seinem Schwager und Tota, die, bleich und zitternd, Mann und Brüder angstvolle Blicke zuwarf. Vitto schloß die Thür, stellte sich davor und sah ihren Herrn mit demselben Blicke an, mit dem sie in jener Nacht Tota fixiert hatte.

Alessandro zog seinen Schwager zur Verantwortung.

„Die Leute sagen: du schlügst meine Schwester. Ist das wahr?“

„Was kümmert's dich, ob es wahr ist oder nicht. Deine Schwester ist in meinem Hause.“

„Ist es wahr? Ja oder nein.“

„Meinetwegen denn — ja.“

„Willst du sie fortan besser behandeln?“

„Ich werde sie behandeln, wie mir beliebt.“

„Willst du das Weib aus dem Hause jagen?“

„Du meinst deine Schwester?“

„Ich meine die da.“ Er wies auf Vitto.

„Die da bleibt.“

„Die Dirne!“

Conti wollte seinem Schwager ins Gesicht schlagen; aber Vittos Blick hemmte seinen bereits erhobenen Arm. Tota stieß einen leisen Jammerlaut aus.

„Die da bleibt,“ wiederholte Conti; „aber die andere kann meinetwegen gehen.“

Alessandro trat zu seiner Schwester, umfaßte sie und sagte leise:

„Komm mit mir.“

Tota brach in Thränen aus. Schluchzend, stammelnd, mit den Gebärden einer Verzweifelnden flehte sie ihren Mann an, sie bleiben zu lassen, bat sie ihren Bruder, sie nicht mit hinwegzunehmen. Sie war außer sich, wie sinnlos.

Conti wendete sich zu Alessandro:

„Wenn in diesem Hause eine Dirne ist, so ist es diese.“ Er ging schwerfällig auf seine Frau zu, die ihm beide Arme entgegenstreckte, und sagte: „Ich stoße sie mit dem Fuße fort und — sie bleibt.“

— — — — — — — — — — — —

Alessandro wußte nicht, wie er aus dem Zimmer gekommen war. Er hatte seinen Schwager niederschlagen, hatte die zusammengebrochene Tota mit sich hinausziehen wollen, und er stand jetzt ohne sie auf dem Gang, bei ihm die Vitto, der er sagte:

„Er will dich nicht fortlassen. Du wirst aber doch nicht länger hier bleiben; keine Stunde länger!“

„He?“

„Gleich kommst du.“

„Mit dir?“

„Meine Frau wolltest du nicht werden, meine Frau zu sein bist du auch zu gemein. Aber haben will ich dich, oder — —“

Er stockte, holte keuchend Atem und drängte sein Gesicht gegen das ihre.

„Oder du bringst mich um?“ frug sie ihn ruhig.

„Ja.“

Sie sah, wie er nach seinem Messer tastete; mit der anderen Hand preßte er sie gegen die Wand.

„Sandro.“

„Willst du mit mir kommen?“

„Nein.“

„Verfluchte!“

Aber ehe er eine Bewegung machen konnte, umschlang sie seinen Hals mit beiden Armen und küßte ihn.

* * *

Vitto blieb im Hause ihres Brotherrn, sicher vor Alessandros Messer. Er frug nicht einmal mehr, warum sie nicht mit ihm gehen wollte: liebte sie ihn doch, hatte sie ihn doch seit Jahr und Tag geliebt, fast ebenso toll und sinnlos, wie er sie. Nacht für Nacht schlich er nach dem Hause, aus welchem Vitto in jenen ersten Tagen, von Grausen gepackt, geflohen war. Sie glaubte noch immer an Geister, fühlte sich noch immer von Schauern überrieselt, fühlte ihre Haare sich sträuben, wenn sie um Mitternacht aufstand, im Finstern durch den Gang, die Treppe hinab zur Hausthür tappte. Mit bebenden Händen öffnete sie, drängte ihren zitternden Leib dem Eintretenden entgegen, glitt an seiner Seite durch die gespenstische Finsternis. In ihre Kammer zurückgekehrt, erschauerte sie noch lange. Ihre Hände waren eiskalt, ihr Körper wie erstarrt, bis sie allmählich zum Leben erwachte, bis jeder Blutstropfen in ihr Flamme und Glut geworden.

Und wiederum an der Thür das Flehen und Drohen, das Betteln und Rasen.

Dann riß sie eine Strähne ihres Haares herab und biß darauf, damit der draußen ihr teuflisches Auflachen nicht hörte; und ging der eine, so küßte sie den anderen, als wollte sie an seinem Munde ersticken.

— — — — — — — — — — — —

Endlich war es Zeit.

Die Frau Carlo Contis wurde geschlagen und mißhandelt; aber sie ertrug es ohne Klage, mit immer neuer Kraft, in immer neuer Hoffnung sich weigernd, ihren Mann zu verlassen. Sie siechte hin, sie verkümmerte, aber sie blieb leben. Und so ward es denn Zeit: Vitto wollte nicht länger warten.

In einem Fenster des Salotto lag sie und blickte weit vorgebeugt hinaus. Ihr

Brotherr kam durch das Zimmer und trat hinter sie. Der Mann sah schlecht aus; er war gelb im Gesicht und hatte einen scheuen Blick.

„Wonach siehst du?"

„Nach der Katze."

„Nach welcher Katze?"

„Drüben an der Mauer."

„Was ist's mit der?"

„Sie liegt schon zwei Tage dort."

„Ist sie tot?"

„Nur krank, aber es wäre besser, wenn sie stürbe."

„Dauert sie dich?"

„Sie ist ja keine Christin! Hört, wie sie schreit; seht, wie sie zuckt."

Um es sehen zu können, mußte er sich über Vitto hinweg aus dem Fenster beugen. Er umfaßte sie dabei, in der sicheren Erwartung, von ihr fortgestoßen zu werden. Aber das geschah nicht — zum erstenmal geschah es nicht! Da wagte er es und legte seinen Arm fester um den schlanken Leib. Und auch das duldete sie. Nun blickten sie beide zusammen nach der kranken Katze hinüber, andauernd und schweigend.

Plötzlich durchfröstelte es den Mann. Die Vitto hatte gesagt: „Man sollte sie totschlagen."

Aber er mußte sie doch wohl nicht verstanden haben, denn nach einer Weile frug er, was sie vorhin gesagt hätte, und brachte kaum die Frage über seine Lippen, so mühsam Atem holend, daß sie es in seiner Brust keuchen hörte.

„Man sollte sie totschlagen," wiederholte sie leise.

Darauf erneutes Schweigen und Hinüberstarren. Endlich nach langer Weile sagte Conti mit heiserer Stimme: „Du meinst also, man sollte sie totschlagen. Das meinst du doch?"

Sie antwortete nicht; aber ihm war, als ob er einen leisen Druck ihres Körpers empfände. Er richtete sich mit Anstrengung auf, trat vom Fenster zurück, schwankend wie ein Trunkener. Vitto blieb ruhig stehen und fragte ihn über die Schulter gewendet: „Wohin wollt Ihr?"

„Hinunter."

„Auf die Gasse?"

„Nun ja."

„Was wollt Ihr da?"

„Wenn du es wirklich meinst —"

Jetzt richtete sie sich langsam auf, wendete sich um, sah ihn an. Ihr Blick sagte ihm: „Thu's!"

Da ging er. Auf der Straße suchte er einen großen Stein und zerschmetterte dem kranken Tiere den Kopf. Er war dabei so bleich, als hätte er einen Mord verübt. Aber Vitto schaute aus dem Fenster und nickte ihm zu.

Drei Tage später brachte er ihr ein Fläschchen.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Sonnabend bestand Vitto darauf, daß ihre Padrona wieder einmal ausgehen sollte: was die Leute davon denken müßten, wenn sie nie aus dem Hause käme? Und wie lange die Frau nicht beichten gegangen war! Totas Mann war nach Tusculum hinaufgestiegen, um Vögel zu schießen, und Tota entschloß sich auf Vittos Drängen, die Kirche zu besuchen.

Wie gewöhnlich half Vitto ihrer Herrin beim Ankleiden, aber sie that es dieses Mal mit ungewöhnlicher Sanftmut und Sorgfalt. Sogar das Haar kämmte sie ihr aus, und als der lichte, glänzende Schleier das bleiche, abgezehrte Antlitz umwallte, wurde es von einem Schimmer seiner früheren Schönheit verklärt. Vitto brachte ihrer Gebieterin den Spiegel, dann setzte sie ihr den Hut auf.

Auf der Straße mußte sich Tota von der Magd führen lassen. Häufig blieb sie stehen. Alle Augenblicke ward sie von einer mitleidigen Seele angeredet: wie es ihr ginge? — Danke, es ging ihr nicht schlecht. — Das war recht von der Vitto, daß sie ihre Padrona einmal herausgebracht hatte. — Ja, die Vitto!

Diese stand daneben, den Kopf in ihr Schleiertuch gewickelt, daß man von ihrem Gesicht beinahe nur die großen brennenden Augen sah.

Im Dom ließ sich Tota zu dem Bilde

der Schmerzensreichen geleiten, vor dem sie niedersank. Vitto kniete hinter ihr, bekreuzte sich eifrigst, zog das Tuch noch tiefer ins Gesicht und that ein heißes Gelöbnis: eine Kapelle wollte sie der Madonna bauen, mit einem Wachsbilde darin, das einen goldgestickten Mantel bekommen sollte. Schade, daß die Madonna keinen Hut trug — Vitto hätte ihr gern einen solchen gelobt.

Dann ward der Beichtstuhl frei. Vitto ermahnte ihre Herrin, fromm zu sein und zu beichten. Und Tota raffte sich gehorsam auf, begab sich in den Beichtstuhl und bekannte ihre Sünden.

Jetzt hatte Vitto für ihrer Herrin Seelenheil gethan, was sie konnte.

Nach Hause zurückgekehrt, fühlte sich Tota sehr ermüdet und begab sich frühzeitig zu Bette. Vitto brachte ihr die Suppe. Tota aß einen Löffel und wollte nicht mehr; aber Vitto drängte sie zum Essen, blieb vor ihr stehen und wendete kein Auge von ihr, bis der Teller leer war. Dann ging sie mit der Schüssel hinaus, ließ sie fallen, las die Scherben auf und trug sie hinab in den Hof. Hier kauerte sie sich in einen Winkel und zog die Schürze fest über den Kopf. Aber sie hielt es nicht lange aus; ihr war's, als würde sie gewürgt, als müßte sie ersticken. Sie erhob den Kopf und starrte hinauf nach dem Fenster des Schlafzimmers. Es dunkelte, sie begann sich entsetzlich zu fürchten, konnte aber nicht fortgehen, weil sie unabläßig nach dem Fenster sehen mußte. Einmal griff sie in die Tasche: das Fläschchen war da. Mit steifen Fingern zog sie es hervor — es war noch halb voll. Etwas beruhigter steckte sie es wieder zu sich.

Und wieder starrte sie hinauf, wieder horchte sie. Aber wie angestrengt sie auch lauschte, sie hörte nichts, keinen Laut.

Eine Nachbarin kam, klopfte, schrie nach der Vitto. Diese kreischte auf vor Entsetzen, taumelte in die Höhe, blieb dann aber stehen, ließ die Frau klopfen und schreien, bis diese sich endlich entfernte. Sie konnte morgen ja sagen, daß sie in der Küche eingeschlafen gewesen.

Die Nacht brach herein. Es läutete zum Ave. Von der Gasse tönten die Stimmen schwatzender Weiber und spielender Kinder. Fledermäuse flatterten lautlos durch den Hof, im Fluge das Fenster im ersten Stockwerk streifend. Wie, wenn es sich plötzlich geöffnet hätte und eine Gestalt darin erschienen wäre, ein bleiches, verzerrtes Antlitz herausgeblickt, zwei leichenhafte Arme ihr zugewinkt hätten —

Vitto wollte fliehen, aber sie vermochte nicht, sich zu bewegen; sie stand da in der Finsternis und starrte hinauf, immer hinauf.

Endlich kam der Vogelfänger nach Hause. Ganz leise schlich er herbei, ganz leise pochte er an. Vitto riß sich gewaltsam los, schleppte sich über den Hof, ins Haus, zur Thür, immerfort von den beiden gespenstischen Armen gefaßt und gehalten. Sie wollte fragen: wer da sei? Aber über ihre Lippen kam nur ein gurgelnder, röchelnder Ton. Sie öffnete. Nun standen sich die beiden gegenüber. Keines sprach. Sie stierten sich an und lauschten, lauschten. Aber alles blieb still.

Im Dunklen schlichen sie durch den Flur und die Treppe hinauf. Sie hielten sich umklammert, die Hände ineinander gekrallt. Sie traten in das finstere Zimmer, sie tasteten sich nach dem Bette. Aber sie wagten nicht, ihre Hände voneinander zu lösen und sie nach dem Leichnam auszustrecken.

* *
*

Die Frau des reichen Carlo Conti war tot. Ganz plötzlich war sie gestorben — am Herzschlag, nachdem sie noch am Nachmittag gebeichtet hatte — die Glückliche! Denn da der Mensch nun einmal sterben muß, so kann ihm nichts Besseres geschehen, als nach absolvierter Sündenlast schnell und plötzlich aus dem Leben zu scheiden. Ihren seligen Tod hatte die Verstorbene der Vitto zu danken, welche sie noch gestern in die Kirche geführt. Sie war eben doch eine treue Seele, die Vitto!

Jetzt war alles vorüber. Die Tote

lag auf dem Bette, bereits gewaschen und gekleidet, die Hände über der Brust gefaltet, das liebliche Gesicht durch einen fürchterlichen Ausdruck entstellt: als hätte sich ihr sterbend das Mysterium des Todes enthüllt.

Das ganze Haus war voll lamentierender Weiber. Im Nebenzimmer knieten so viele, als ihrer Platz hatten, und murmelten eintönig die Totengebete ab.

Als Alessandro den Tod seiner Schwester erfuhr, war sein erster Gedanke an die Vitto: jetzt mußte sie aus dem Hause! Er suchte sie sogleich auf und sagte es ihr. Sie stand in der Küche, kochte Kaffee für die Trauergäste und gab keine Antwort. Alessandro wäre ihr am liebsten gar nicht mehr von der Seite gegangen, aber er mußte hinein zu der Toten.

Diese wurde am nächsten Vormittag von der halben Stadt besichtigt. Der Mann hatte zwar den Sarg gleich schließen wollen, aber das wäre gegen jeden Brauch gewesen und würde allgemeines Mißfallen erregt haben. So lag denn die starre Gestalt feierlich aufgebahrt und zeigte allen das furchtbare Antlitz, das sie aus der Welt mitnahm hinüber in die Ewigkeit.

Am Nachmittag erhielt der Leichnam seine schwere dunkle Decke und es erschien die Totenbrüderschaft in ihren schwarzen Talaren, mit den über Kopf und Gesicht gezogenen Kapuzen, brennende Kerzen in den Händen. Auf vergoldeter Bahre mit leuchtendem Brokatstoff umhüllt, wurde die schöne Tota unter großem Andrang von Teilnehmenden und Schaulustigen auf möglichst weitem Wege in den Dom getragen und daselbst vor dem Altar niedergesetzt. Der Priester begann die Gebete, dann gehörte der arme, einsame Leib dem Totengräber und der Verwesung an.

Vitto hielt es in dem öden Hause nicht aus und schlich dem Leichenzuge nach. Sie fühlte keine Reue, denn was sie gethan, das hatte sie thun müssen. Warum war Carlo Contis Frau in jener Nacht nicht gestorben, wo sie doch den Talisman gegen den bösen Blick weggeschafft und sie die ganze Nacht starr angesehen hatte?!

Beinahe wäre sie der Leiche ihres Opfers bis in die Kirche gefolgt, um der Madonna, welcher sie gestern das Gelübde geleistet und die ihr geholfen hatte, zu danken.

Sie blieb indessen vor der Thür, spähte hinein, hinüber nach dem Sarg, um den die Lichter brannten, deren Schein auf das gleichgültige Gesicht des Priesters fiel. Neben ihm stand der Mann der Verstorbenen und bewegte die Lippen, als betete er. Aber Vitto wußte, an was und an wen er dachte; und sie fühlte plötzlich einen Haß gegen ihn in sich aufsteigen, daß sie hätte wünschen mögen, der Priester spräche für jenen die Totengebete. Jedoch, obgleich sie ihn haßte — seine Frau mußte sie werden; denn sie wollte einen Hut tragen.

— — — — — — — — — — — — —

Als Carlo Conti von der Leichenfeier zurückkam, fand er das Haus offen. Er rief nach der Vitto, doch diese war nicht da. Endlich fand er sie bei einer Nachbarin; bei ihr wollte Vitto bleiben, bis die Zeit um war, nach deren Ablauf ein Witwer wieder heiraten konnte. Es würde nicht lange dauern.

Da Carlo Conti nicht allein in seinem toten Hause bleiben wollte, verbrachte er die Nacht teils in einer Osteria, teils auf der Gasse vor einem anderen Hause, in das er jedoch keinen Einlaß erhielt.

Am Morgen fuhr er nach Rom.

* * *

Mit Alessandro ging eine große Veränderung vor. Er hatte seinen Müßiggang aufgegeben — aufgegeben das goldene Leben eines Frascataner Faulenzers. Die einen meinten, weil seine Schwester, die Frau des reichen Carlo Conti, gestorben; die anderen behaupteten, er wollte Geld verdienen, um zu heiraten — natürlich die Vitto.

Die Vitto würde ihn jetzt wohl nehmen, aber erst mußte er etwas haben;

denn die Vitto war keine solche, die bei ihrem Manne Hunger leiden wollte.

Da Alessandro ein guter Soldat gewesen und ein starker, stattlicher Mensch war, ließ man ihn unter die Carabinieri eintreten; und sein Gesuch, während seiner ersten Dienstzeit in Frascati verbleiben zu dürfen, ward ihm bewilligt.

Er sah prächtig aus in der schönen Uniform, die Brust voller Silberschnüre, auf dem Kopf den eckigen Hut. Auch sonst ging es ihm gut, denn zusammen mit einem Gefährten schlenderte er die eine Hälfte des Tages durch die Gassen, die andere Hälfte stand er auf der Piazza und wurde überdies dafür bezahlt. Nur des Nachts hatte er strengen Dienst. Er mußte die Landstraßen abreiten und konnte selten abkommen, und Vitto mußte bei ihren Zusammenkünften an irgend einem einsamen Ort, in tiefer Finsternis bei Regen und Sturm oft stundenlang auf ihn warten. Kaum hörte sie seinen Schritt, so lief sie ihm entgegen und hing an seinem Halse, als wollte sie ihn nie wieder lassen.

Einige Monate nach dem Tode seiner Schwester wurde Alessandro kommandiert, Jagd auf einen Briganten zu machen. Da der Mann in die Macchia geflohen war, konnte die Suche lange dauern. Als Vitto ihn vor seinem Fortgehen zum letztenmal sah, gebärdete sie sich wie eine Wahnsinnige; er konnte sich gar nicht von ihr losreißen.

Ungefähr vierzehn Tage darauf befand er sich in Albano; bei Cori im Volskergebirge hatten sie den Räuber erwischt und transportierten ihn jetzt nach Rom. Auf der Landstraße begegnete Alessandro einem Frascataner, der sagte es ihm.

„Weißt du, wer heute in Frascati Hochzeit macht?“

„Nun?“

„Dein Schwager.“

„Der schert mich nichts mehr.“

„Und wen heiratet er wohl? Rate.“

„Geh deiner Wege!“

„Die Vitto.“

„Das lügst du, Hund!“

„Verdammter — —“

Und der Mann zog sein Dolchmesser.

Alessandro wollte auf ihn zu, taumelte, stürzte, raffte sich auf, rannte wie ein Unsinniger davon.

Hinter Castel Gandolfo holte er einen Karren ein, sprang hinauf und schrie dem Fuhrmann zu, sein Pferd anzutreiben. Der junge Bursch glaubte nicht anders, als daß es sich um die Verfolgung eines Verbrechers handelte, und wollte zu dessen Ergreifung nicht die Hand bieten. Alessandro aber entriß dem Menschen Leine und Peitsche und hieb auf das Pferd ein. Aufrecht stand er im Karren und trieb das Tier mit Schlägen und Geschrei zu rasender Eile an, den Eigentümer des Gefährts, der sich wehren wollte, mit seinem Revolver bedrohend. Während der wilden Fahrt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. — Von jeher hatte sie das Weib des reichen Carlo Conti werden wollen. Schon damals, als er das erste Mal um sie geworben, als sie ihn das erste Mal ausschlug, war es ihre Absicht gewesen. Sie war Magd im Hause seines Schwagers geworden; sie hatte die Leidenschaft des Mannes geschürt, hatte ihn hungrig nach ihrem Besitz gemacht. Und als er kam, um sie mit sich fortzunehmen, als sie sich weigerte, mit ihm zu gehen, als er sie töten wollte — da hatte sie ihn geküßt, um im Hause des anderen bleiben zu dürfen. Dann starb die Frau, und jetzt —

Alessandro stöhnte auf. Seine Schwester war kaum tot, und sie wurde das Weib seines Schwagers; sie wollte es werden. Doch jetzt kam er, und dieses Mal sollten all ihre Küsse ihr nichts helfen.

Bei dem Hohlweg zwischen Villa Torlonia und Villa Aldobrandini warf er dem Fuhrmann Leine und Peitsche zu, sprang vom Wagen und schlug einen Pfad ein, der ihn durch die Oliveten nach dem Hause führte, darin Vitto seither gewohnt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Der Bräutigam war noch nicht gekommen und die Braut kleidete sich noch an.

Die guten Frauen, die ihr behilflich waren, konnten sich nicht genug wundern, nicht genug staunen: die Vitto sah aus wie eine geborene Signora! Das hellgrüne Seidenkleid umleuchtete die zierliche Kindergestalt, das Geschmeide funkelte auf ihrer jungen Brust, und jetzt reichte ihr die Gevatterin den Hut —

Vittos Hände zitterten, als sie dem Weibe diese Krone abnahm; sie wollte sie sich selbst aufsetzen.

Madonna, der Alessandro! Im Spiegel sah sie, wie er die Thür aufriß und eintrat; und sie erkannte sogleich, daß ihr jetzt nichts mehr helfen würde, daß ihr letzter Augenblick gekommen — noch ehe sie seines Schwagers Frau geworden war.

Alessandro schickte die Weiber hinaus, verschloß die Thür, trat zu Vitto.

Sie hatte sich nicht nach ihm umgesehen und rückte sich vor dem Spiegel den Hut zurecht. Wenn sie nur noch so lange am Leben blieb, bis sie aus der Kirche gekommen war, bis sie wirklich die Frau des Carlo Conti geworden, wirklich eine, die einen Hut tragen konnte.

So lange mußte er sie noch am Leben lassen!

Sie nickte ihm im Spiegel zu: „Bist du schon wieder zurück?“

„Für dich etwas zu früh.“

„Freilich.“

„Also heiraten willst du?“

„Nun ja.“

„Carlo Conti?“

„Er ist reich.“

„Und ich?“

„Dich liebe ich, aber —“

„Aber ich bin arm.“

„Freilich.“

Sie hatte noch immer mit ihrem Hute zu thun, blickte also noch immer in den Spiegel. Da sah sie, wie er aus der Lederkapsel, die er an der Seite trug, seinen Revolver zog, wie er den Hahn spannte, wie er —

Aber er mußte sie noch am Leben lassen; nur noch eine Stunde, nur noch eine halbe.

Starr in den Spiegel auf ihr geschmücktes Bild schauend, flüsterte sie: „Du willst mich töten?“

„Ja.“

„Mir ist's recht. Ich mag gar nicht länger leben — da ich dich liebe und doch den anderen heiraten muß. Töte mich also.“

„Das will ich.“ Und er erhob das Pistol.

„Aber laß mich erst einem Priester beichten.“

„Nein.“

„Um meiner Sünden willen.“

„Du sollst um deiner Sünden willen verdammt sein.“

Und er wollte losdrücken.

Da glitt sie auf den Boden und rief: „Deine Schwester ließ ich vorher auch beichten gehen.“

„Meine Schwester —“ Die Hand, welche die Waffe hielt, wurde ihm plötzlich so schwer, daß er sie sinken lassen mußte. Er stammelte: „Meine Schwester ließest du vorher auch beichten gehen?“

„Ehe ich ihr das Gift gab.“

Alessandros Hand entfiel der Revolver; er sank gegen die Wand.

Vitto beugte sich weit vor und murmelte: „Erst laß mich beichten und dann räche deine Schwester.“

„Das werde ich.“

Er erhob sich und schritt der Thür zu. Vitto schnellte in die Höhe.

„Wohin gehst du?“

„Aufs Gericht.“

„Du willst mich anzeigen?“

„Die Mörderin.“

„Sandrino!“

Sie warf sich auf ihn, aber er schleuderte sie fort. Wenigstens hatte sie Zeit gewonnen.

— — — — — — — — — — — — —

Kaum war Alessandro fortgestürzt, als die Frauen hereindrangen, scheltend und lamentierend. Sie hatten draußen vor der Thür gehorcht, aber die beiden redeten so leise, daß die armen Weiber nichts verstehen konnten. Sie schimpften weidlich: wie ein Rasender wäre der grobe Mensch an ihnen vorbeigestürzt. Was er mit der Braut gehabt hätte?

Diese zuckte die Achseln: Was sollte er mit ihr gehabt haben? Bisweilen sind die Männer verrückt. — Gewiß weil sie ihn nicht zum Manne nahm? — Nun ja, darum. — Solch ein Tropf! Wer den reichen Carlo Conti haben konnte, der heiratete doch nicht den armen Alessandro! — Es wäre eine Dummheit. — Das müßte er doch einsehen. — Man sollte es nicht glauben! — Madonna! Da lag der Revolver. — Solch ein Wüterich! Wie mußte die arme Kleine sich entsetzt haben. Kein Wunder, daß sie so bleich war. — War sie das? — Bleich wie der Tod. — Sie sollte nur ums Himmels willen ihrem Bräutigam nichts sagen, denn das war auch ein solcher. — Heilige Muttergottes, da kam er schon, und sie zitterte noch an allen Gliedern von dem Schrecken.

Aber sie wurde schnell ruhig. Sie steckte ein Fläschchen zu sich: für den Fall, daß ihr nachträglich noch schwach werden sollte, und dann — und dann war sie ganz ruhig. Der Bräutigam trat herein; doch die Braut wollte sich nicht einmal von ihm küssen lassen, solche Eile hatte sie, fort und in die Kirche zu kommen und seine Frau zu werden. Gewiß wartete der Geistliche schon.

— — — — — — — — — — — — —

Wie damals beim Begräbnis der schönen Tota, gerade so war es heute bei der Hochzeit der Vitto: die halbe Stadt lief zusammen, um sie als Braut des Carlo Conti zu sehen — die Vitto im Hute!

Die Neugierigen drängten sich auf der Gasse, auf dem Platz und vor der Kirche; und wo der Wagen mit dem Brautpaar erschien, wurde er mit lautem Zuruf begrüßt. Die Vitto lehnte in den Kissen und alle sahen es und einer flüsterte es dem anderen zu: niemand hatte gewußt, daß die Vitto eigentlich schön war.

Auch die Kirche war gedrängt voll Menschen, und immer mehr kamen. Es war ein heißer Tag. Der Geistliche eilte denn auch, mit der Ceremonie fertig zu werden. Plötzlich entstand eine Bewegung, eine Unruhe; man drängte dem Ausgange zu, man flüsterte. Eben hatte das Paar die Ringe gewechselt, da wurde der Vitto schlecht. Aber sie führte zum Glück ein Mittel bei sich; sie zog ein Fläschchen hervor, sie trank. Der Priester segnete die Vermählten.

Stärker das Drängen, lauter das Flüstern.

„Was bedeutet das? Wer kommt?"

„Die Carabinieri!"

„Was wollen sie?"

„Sie suchen jemand."

„Wen? Warum?"

„Einen Mörder. Nein, zwei. In der Kirche."

Die Männer besetzten die Eingänge, einer drang herein.

„Im Namen des Gesetzes."

Er steht vor dem Paar. Die junge Frau sieht ihn an, ihr Blick wird starr, immer starrer. Ihren Blick unverwandt auf Alessandro gerichtet, bricht sie zusammen, mit beiden Armen nach dem Hut greifend, der ihr vom Kopfe herabfällt.

— — — — — — — — — — — — —

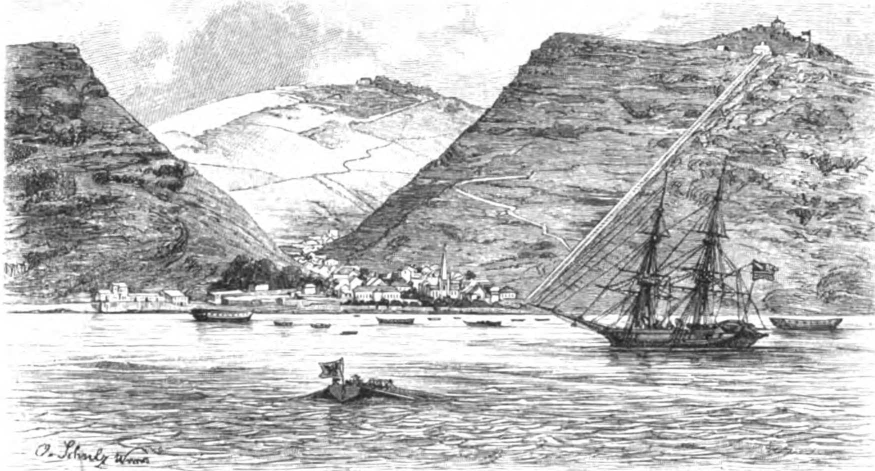
Das gab einen Aufruhr! Die Vitto hatte vor dem Altar sich selbst umgebracht; Carlo Conti war aus der Kirche ins Gefängnis abgeführt, seine erste Frau wurde ausgegraben und an ihrer Leiche von den Ärzten konstatiert: Giftmord!

Und noch mehr des Gräßlichen! Der Bruder der Ermordeten war, nachdem er das Verbrechen entdeckt und zur Anzeige gebracht, gleich darauf verschwunden und wurde drei Tage später auf Tusculum gefunden — erschossen.

Zuerst konnte es sich niemand erklären, dann auf einmal begriffen es alle, auf einmal hatten alle es längst gewußt. Als sie noch ein Kind gewesen, hatte ganz Frascati schon gewußt, daß sie — den bösen Blick hatte.

Wie hätte es sonst die Vitto in ihrem Leben bis zu einem Hute gebracht — die Vitto!





Jamestown auf St. Helena.

St. Helena und Elba.

Von

Gerhard Rohlfs.

Salas y Gomez raget aus den Fluten des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß, verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten, ein Steingestell ohn alles Gras und Moos, das sich das Volk der Vögel auserkor zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß; so lag sie da, St. Helena!

Ähnliche Gedanken mögen den Beherrscher Europas durchzuckt haben, als er am 16. Oktober 1815 dieses Eiland erblickte, wo er noch sechs Jahre zubringen sollte, ehe ihn am 5. Mai 1821 der Tod von seiner irdischen Gefangenschaft erlöste.

Eine einsamer gelegene Insel hätte man in der That nicht finden können, um jenen, der der Schrecken der ganzen Welt gewesen, zu bannen.

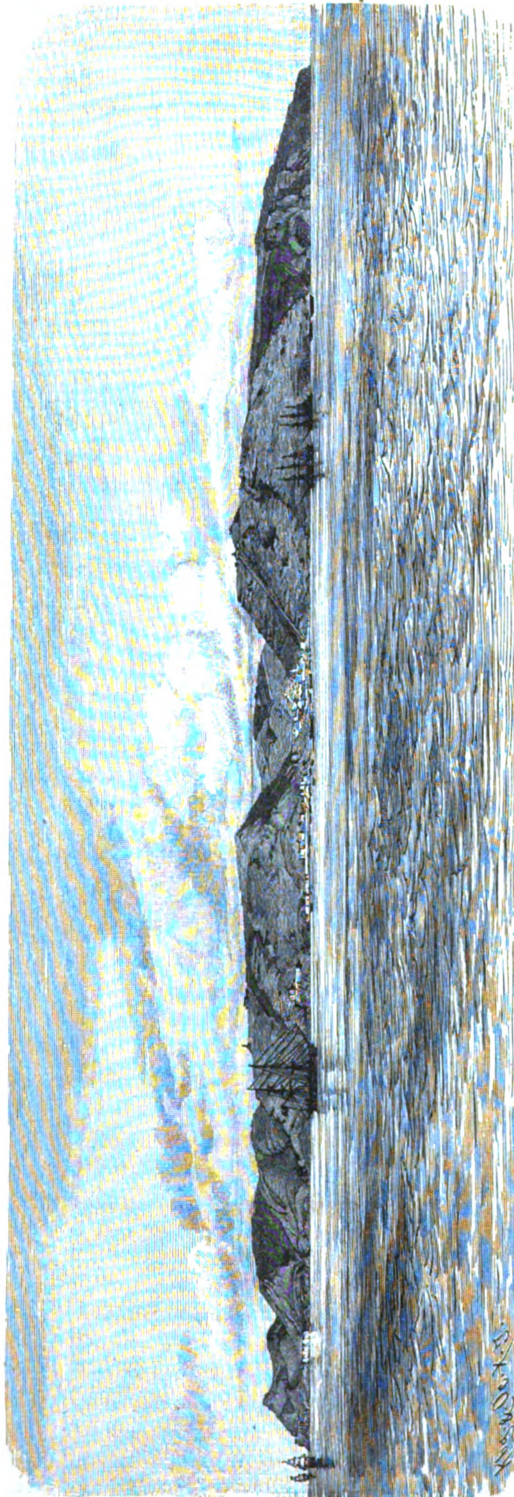
St. Helena liegt 1490 Kilometer von dem nächsten Punkt Afrikas, 2230 Kilometer von dem nächsten Punkt Südamerikas entfernt. Auf dem 15. Grad 55 Min. südlicher Breite und dem 5. Grad 42 Min. westlicher Länge von Greenwich gelegen, ist diese Insel, ein Punkt im unendlichen Weltocean, nur 121 Quadratkilometer groß und hat cirka 45 Kilometer im Umfang.

St. Helena wurde durch den portugiesischen Schiffer Juan de Nova Castello als völlig unbewohnte Insel am Tage der heiligen Helena, am 22. Mai 1502, entdeckt.* Den übrigen europäischen Nationen blieb aber die Insel unbekannt bis

* Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Ehrmann läßt sie am 21. Mai 1508, und Witaker am 21. Mai 1501 entdeckt werden.

1588, als Kapitän Cavendish die Insel auf seiner Reise um die Welt zu Gesicht bekam. Im Jahre 1660 legten die Engländer eine Niederlassung auf St. Helena an, worauf die Holländer 1673 sie durch Überrumpelung gewannen. Im folgenden Jahre wurde die Insel indes wieder durch den Kapitän Munden von der britischen Marine erobert und bald darauf der Ostindischen Compagnie überlassen. Dieser wurde von Karl II. ein Besitztitel darüber ausgefertigt, und sie hatte St. Helena bis 1833 in Verwaltung. Ausgenommen jedoch während der Verbannungsperiode von 1815 bis 1821; in dieser Zeit stand die Insel direkt unter britischer Herrschaft. Im Jahre 1833 übernahm sie die englische Regierung, und bis auf diesen Augenblick ist St. Helena in englischem Besitz geblieben. Das ist ungefähr der Geschichtsgang dieser Insel, welche vor etwa zwei Menschenaltern die Blicke der ganzen gebildeten Welt auf sich zog. Dort verzehrte sich der an den Felsen gefesselte Prometheus, in grollender Erinnerung und tiefem Hader, der ihm das Leben fraß. Soão de Barros, der die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen geschrieben hat, sagt: „Gott scheint St. Helena zum Heile der Seeleute, welche aus Indien kommen, an diese Stelle gesetzt zu haben. Sie bietet das beste Wasser auf dem ganzen Wege, und man betrachtet die Schiffe, wenn sie einmal hier angekommen sind, für geborgen."

Diese Zeiten sind vorbei. Der Kanal von Suez hat in der Schifffahrt eine bedeutende Veränderung hervorgerufen, mehr noch die Dampfschiffahrten, und die Vollendung des Panamakanals wird das übrige dazu thun. Natürlich



St. Helena von der Nordseite (Jamestown).

kommen noch immer Schiffe hin nach St. Helena, ja die Dampfer der beiden von England gehenden Linien haben sogar die Verpflichtung, die von der einen Linie, in St. Helena, die von der anderen Linie, in Ascencion anzulegen, aber notwendig ist es durchaus nicht, besonders nicht für Dampfschiffe. — Wir kamen im Spätherbste, also auf der anderen Erdseite im Vorfrühling, nach St. Helena, nach einer Fahrt von elf Tagen, seitdem wir Madeira verlassen hatten. Das Wetter war fortwährend heiter gewesen, und jetzt gingen wir ja dem Sommer entgegen. Da, am elften Tage morgens, stieg in der Entfernung, nach dem Süden zu, ein schwarzer Punkt aus dem Meere, welcher sich mit Schnelligkeit vergrößerte und sich bald als eine Insel erwies. Mit schroffen, wilden Umrissen zeigte sich nun St. Helena, wir waren gerade auf Jamestown zugekommen. In früheren Zeiten, namentlich als man nur Segler benutzte, mag es wohl recht häufig vorgekommen sein, daß ein so winziger Punkt nicht gefunden wurde. Im Naval chronicle Vol. V von 1801 findet man in der That über St. Helena gesagt: „It is thought strange by many that so small a spot should not be more frequently missed by ships bound to it, two only having done so in the memory of man, etc.“ Wer St. Helena gesehen hat, wird es begreiflich finden, daß dies in früheren Jahren möglich war.



Wasserfall bei Jamestown.

Die Reede von Jamestown, der einzigen Stadt von St. Helena, war so ausgezeichnet, das Meer überdies so vollkommen ruhig, daß es der Kapitän der „Grantully Castle“ nicht für nötig hielt, Anker zu werfen. Man muß überdies ganz dicht bei Land sein, wenn man ankern will, da die See schon in geringer Entfernung vom Ufer unergründlich ist.

Ehe wir jedoch ins Land gehen, werfen wir einen Gesamtblick auf die Insel, von der wir schon erfahren haben, wie groß sie ist und unter welcher Länge und Breite sie liegt. St. Helena steigt von allen Seiten als zerrissener, steiler Felsen aus dem Meere. Nur auf

der Nordwestseite hat sie einen Zugang, das St. Jamesthal. Zwei andere Punkte, welche eine Landung zulassen, aber des Wassers entbehren, sind Rupperts Bay und Lemon Valley; man hat sie durch hoch, sind Halleys Mount und Cucnolds Point. Während nach dem Süden zu die Berge sich der Küste mehr nähern, lassen sie nach dem Norden hin eine breitere Fläche bestehen und bilden daselbst Hochebenen.



Briars Landhaus bei Jamestown.

Batterien befestigt. Sonst überall sind steil abfallende Felsen und unergründliche Tiefen des Meeres. Die Ufer erheben sich durchschnittlich 300 Meter über den Spiegel der See, während der höchste Punkt der Insel, Diana Pik, 825 Meter hoch ansteigt. Andere Berge, etwas minder

Es ist ein einziger Basaltblock, ein schwerer, dichtkörniger Stein, von der Härte des Feuersteins und gewöhnlich von dunkelblauer oder schwarzer Farbe. An einigen Stellen zeigt er sich auch rot, an anderen verschiedentlich gefärbt. Hier und da findet man eine Reihe von Säulen, oft von

gleicher Höhe, oft wie Orgelpfeifen abgestuft, oft stehen sie senkrecht, oft haben sie eine schiefe Neigung. Auch ganze Lavaschichten, ausgebrannte Krater findet man, die deutlich den vulkanischen Ursprung der Insel andeuten. In und auf dieser vulkanischen Masse haben nun große Zersetzungen stattgefunden, die zu einer äußerst fruchtbaren Thon- und Humusbildung Veranlassung gegeben haben. Die glänzend rote Farbe dieses Thons sieht man am häufigsten. Außer dieser roten Masse von Thon giebt es solchen von allen Farben, gelben, blauen, purpurfarbenen und indigofarbenen, die oft in einer Schicht miteinander vermischt erscheinen.

Daß bei einem Zustand der Ruhe, dessen sich diese Insel seit vielleicht Tausenden von Jahren erfreut, eine große Zersetzung der Basalt- und Lavamassen hervorgebracht werden mußte, dafür sind diese Thonbildungen der sicherste Beweis, aber auch an Humusbildung fehlt es nicht, so namentlich im James Valley und oben auf der Hochebene von Longwood.

Was das Klima anbetrifft, so ist das von St. Helena trotz der Lage in der heißen Zone ein sehr gemäßigtes, man kann sagen, durchaus ein Seeklima. Die Insel ist zu klein, um irgend einen Einfluß auf das sie umgebende Meer ausüben zu können. Daß es deshalb äußerst gesund dort zu leben ist, daß St. Helena bedeutender wie eine jede andere Insel, z. B. Madeira, denen empfohlen werden kann, die des Seeklimas bedürftig sind, kann man mit Sicherheit behaupten. Madeira ist viel zu sehr dem kontinentalen Klima von Afrika unterworfen, als daß daselbst von einem rein marinen Klima die Rede sein könnte.

Aber merkwürdig! Wer glauben sollte, es herrsche in St. Helena ein feuchtes Klima, der würde sich sehr täuschen. Mit Recht wird in einer älteren Beschreibung die Thatsache hervorgehoben, daß die Insel allenthalben von einem großen Meere umgeben ist und doch ebenso sehr an Trockenheit leidet, als wenn sie mitten in einer Sandwüste läge.

Es sind die beständig herrschenden Süd-Passatwinde, welche dies bewirken, besonders der Südostpassat. Der Mangel an Regen, der dadurch entsteht, ist so groß, daß man schon Perioden von drei Jahren beobachtet hat, in welchen kein Regen fiel. Auch Taubildung ist äußerst selten, da Taubildung natürlich nur erfolgen kann bei Windstille. Ebenso selten kommt es zu Gewittern. Die Temperaturen sind sehr gleichmäßig, sie halten sich in den Grenzen von 14 bis 25 Grad. Natürlich wird dieselbe in einigen Thälern durch örtliche Einflüsse erhöht. In allem aber kann man sagen, daß das Klima gesund, äußerst angenehm und von heilsamer Wirkung auf die Menschen sei.

Eigentlich wächst alles auf der Insel, doch giebt es daselbst, soviel ich bei dem kurzen Besuche, den ich derselben machte, entnehmen konnte, keine nur St. Helena eigene Pflanzen. Im Gegenteil, die meisten sind direkt von der menschlichen Besiedelung importiert, andere durch Luft- und Meeresströmung, sowie durch Zugvögel übermittelt worden.

Man ist überrascht, in den Gärten von Jamestown Gewächse zu finden, die in Europa, Indien, Neuseeland oder Afrika ihre Heimat haben. Kastanien, Eichen und englische Trauerweiden findet man neben Bambusrohr, Stechpalmen, Dattelpalmen; Apfelbäume neben Orangen und Pomeranzen. Zwischen diesen wachsen Erdbeeren, Wein, Kaffeepflanzen, und die Felder werden von Hecken der großen Agave umgeben.

So ist die lange Straße, die Jamestown bildet, mit stattlichen Sykomoren bestanden, und aus den die Gärten umgebenden Häusern leuchtet das üppigste tropische Grün hervor. Überall riesige Ricinusstauden, hin und wieder Bananen, und bis oben hin an den Gehängen des Berges folgend, bemerkte ich Opuntien, deren gelbe Blüten gerade durch die ansetzenden kleinen Früchte verdrängt wurden. An einem von oben rieselnden kleinen Bache konnte ich reizende Vergiß-

meinnicht sammeln. Wundervolle Calla, verschiedene Schwertlilien, riesige Heliotrop, gefüllte und einfache Chrysanthemum, Farnkräuter und Rosen in überraschender Pracht zeigten sich dem entzückten Auge. Neuseeland-Flachs und Aloe wachsen wild.

Aber so prächtig sich dieses alles ausnimmt, so genügt doch der Boden nicht, um für die Bewohnerschaft genug an Getreide hervorzubringen. In dieser Hinsicht ist die Insel auf das Ausland angewiesen.

Was die Tierwelt anbetrifft, so ist sie nur spärlich vertreten. Zahlreiche verwilderte Ziegen und Kaninchen beleben die zerrissenen Berge. Auch einige Schafe hat man eingeführt, sowie Rinder. Ein schwarzes Schwein wird von den Bewohnern gemästet. Rebhühner, einige Fasane, Tauben, Perlhühner sind nach der Insel gebracht worden, und man findet sie jetzt wild. Einige kleine Pferde werden gehalten, welche Veranlassung gegeben haben, daß auch einige Kutschen vorhanden sind (eine Tour nach Longwood zu Wagen kostet fünfzig Schillinge, gewiß nicht viel, wenn man bedenkt, daß fast der ganze Hinweg ein einziges Steigen ist). An kleineren Vögeln bemerkte ich den Reisvogel. Das Meer ist sehr fischreich in nächster Nähe der Insel, namentlich zeichnet es sich in besonderen Jahren durch Reichtum an Walen aus.

Auf der Insel St. Helena lebten 1888 5200 Einwohner, und von diesen die meisten in Jamestown. Die Mehrzahl der dort lebenden Menschen ist ein Gemisch von Weißen und Schwarzen, durchsetzt von Chinesen. Schwarze, schöne Augen und schwarzes Haar zeichnet alle aus, und man kann sagen, daß sich aus der Beimischung des englischen Blutes mit den Schwarzen Afrikas ein eigenes, keineswegs unsympathisches Volk gebildet hat. Es starben auf der Insel — und dies spricht für den ausgezeichneten Gesundheitszustand — nur siebzehn von tausend Menschen, einschließlich der um ihrer Gesundheit willen dahingekommenen.

Nach Georg Forster, der eine anziehende Beschreibung von der Lebensweise der Einwohner giebt und der das Vergnügen hatte, einem Balle anzuwohnen, bei dem er überrascht wurde durch den Anblick eines zahlreichen Zirkels von wohlgebildeten und mit Geschmack gekleideten Damen, sollen bedeutend mehr Frauen als Männer auf der Insel geboren werden. In Wahrheit ist das Überwiegen der weiblichen Bevölkerung nicht in der größeren Zahl von Geburten der Mädchen zu suchen, sondern in der Auswanderung der Männer.

Die ehemaligen Sklaven, welche den Kern der Bevölkerung bilden, sind natürlich seit langem freie Menschen geworden. Nie aber sind sie auch hart behandelt worden, und wenn Cook hervorhebt, daß bei seiner Anwesenheit auf der Insel die Arbeiten alle von Sklaven verrichtet wurden, und daß sie alles auf dem Kopfe herbeitragen müssen, so berichtigt ihn Langstedt, der 1781 die Insel besuchte, dahin, daß sie zwar arbeiten müssen, aber genug Schubkarren und kleine mit Ochsen bespannte Wagen vorhanden wären, um schwere Sachen weiter zu transportieren.

Darin stimmen sämtliche Reisende überein, daß die Bewohner harmlos und anspruchslos sind, und es thut dem auch keinen Abbruch, wenn Joest in seinem Reisebericht „Um Afrika" nach einem in Jamestown über die Bewohner erschienenen Schriftchen über sie spöttelt. Man bedenke nur, daß viele dieser Leute nie von ihrer Insel gekommen sind, daß diese für sie die Welt bedeutet, daß sie also eine ganz andere Auffassung von der Erde und allem, was darauf ist, haben müssen als ein vielgereister Mann.

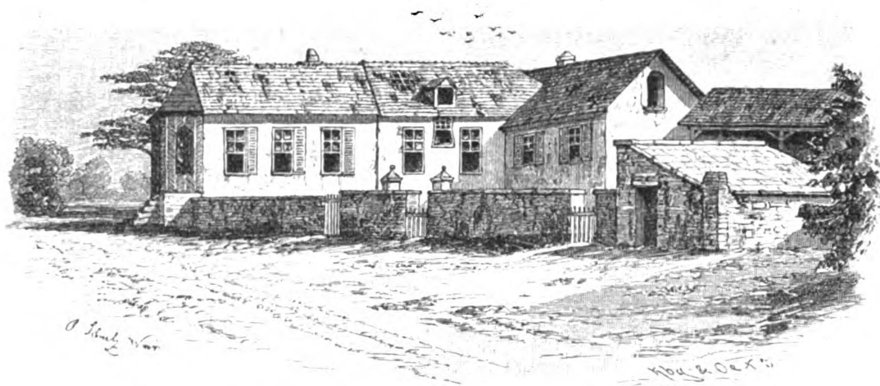
Jamestown besteht, wie gesagt, nur aus einer einzigen langen Straße. Wenn am Anfang, in der Nähe des Hafens, die Häuser recht ansehnlich sind, ein Stockwerk besitzen, so verkleinern sie sich, je höher man kommt, desto mehr. Hier und da wird die Monotonie der Häuser unterbrochen durch eine Kirche, deren Jamestown vier hat. Auch sechs Logen sollen

nach Joest sich in Jamestown befinden. Das Haus des Gouverneurs imponiert mehr durch seine Größe als durch Schönheit. Ein Gebäude trägt die einladende Inschrift „The Hotel“, von unserer Seite machte übrigens kein Mensch Gebrauch davon. Je höher man geht, desto kleiner und niedriger werden die Wohnungen, bis sie schließlich zu wahren Höhlenwohnungen herabsinken. Hier haust die ärmere Bevölkerung der Insel.

Die Stadt hat einen recht guten Anlegeplatz, so daß man mit den Böten in Leichtigkeit an den Staden kommen kann. Ein großes steinernes Reservoir ist angelegt, um das Wasser zu sammeln; es dient den Schiffen, die ihre Fässer mittels eines Hahnes daraus mit Wasser versorgen können.

Jamestown sowie die Anhöhe ist bekanntlich befestigt. Eine siebenhundert Stufen haltende Treppe führt direkt von der Stadt auf den Berg, der westlich davon liegt. Hier sind ebenfalls Befestigungen, zu landen kaum möglich sein würde, können doch die Befestigungen der Insel entfernt keinen Vergleich mit Gibraltar aushalten. Wer dächte aber auch, sich dieser Insel bemächtigen zu wollen, die gar keinen Nutzen für den Besitzer, wohl aber recht viele Kosten verursacht. Jamestown hat auch ein Postbureau und Telegraphenleitung in der Länge von sechs Kilometer. Aus der Statistik bemerke ich, daß im Jahre 1887 die öffentlichen Einnahmen 11043 Pfund Sterling, die Ausgaben 11369 Pfund Sterling betrugen. Die öffentliche Schuld war im selben Jahre auf 8750 Pfund Sterling angewachsen. 1887 wurden nach dem vereinigten Königreich für 22149 Pfund Sterling Waren exportiert, während der Import im selben Jahre auf 40250 Pfund Sterling sich belief.

Fast eine halbe Stunde dehnt sich die Stadt in das schmale Thal hinauf. Ein Gouverneur, ein Kolonialsekretär, ein anglikanischer Bischof, einige Civilbeamte,



Napoleons Wohnhaus zu Longwood auf St. Helena.

das Hospital und die Kasernen. Es sind stets zweihundert Mann Besatzung auf der Insel. In früheren Zeiten hat man gesagt, St. Helena wäre das südatlantische Gibraltar. Obschon nun eine Wegnahme von St. Helena wegen der Schwierigkeit zwei Ärzte, so und so viele Advokaten bilden mit den vier Offizieren die sogenannte „Gesellschaft“. Hinzu kommen noch einige wohlhabende Besitzer der Insel, welche außerhalb der Stadt wohnen. Denn außerhalb Jamestown liegen auf der

Insel zerstreut nahe an hundert Gehöfte, von deren Besitzern es einige zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben.

Wir lagen also vor Jamestown, und eine Menge kleiner Schiffe umschwärmte unseren großen Dampfer, um die Passagiere aufzunehmen. Fast alle landeten. In dem Boote, in welches ich hineingeraten war, befand sich der Zahlmeister der englischen Truppen an Bord, welche mit mir gekommen waren und welche die Betschuana-Expedition* am Kap unternehmen sollten. Dieser Zahlmeister, der mir vorher schon manches von St. Helena erzählt hatte, wo sein Vater Gouverneur gewesen war, erbot sich, uns zu führen. Der Kapitän des Schiffes hatte uns hinlänglich Zeit gegeben, um Longwood, die einzige Sehenswürdigkeit, zu besuchen. Das Schiff sollte erst spät abends weitergehen.



Portoferrajo auf Elba.

Ich glaubte nun, und mit mir verschiedene Offiziere, nichts Besseres thun zu können, als mich der Führung des Zahlmeisters anzuvertrauen. Aber ach, wir wurden alle getäuscht! Hätte ich mich nur Sir Charles angeschlossen, der mich eingeladen hatte, die Fußtour mit ihm zu machen. Oder hätte ich mich einem der Führer anvertraut, die zu Dutzenden sich erboten, uns hinaufzubringen. Unser Zahlmeister mußte ja aber doch die Insel kennen, seine eigene Heimat! So voll Vertrauen ging er voran und wir anderen zogen hinterdrein. Längs des rieselnden Baches waren wir schon eine gute Stunde bergauf gestiegen, rechts und links ließen wir hübsche Farmen liegen, zwei Reiter überholten uns, von denen der eine, Sir Bartle Frere,* uns zurief, uns zu sputen. Es war kein leichtes Bergan. Der Weg wurde immer steiler, und als wir uns endlich umsahen, bemerkten wir, daß die meisten Offiziere wieder umgekehrt waren. Wir waren mindestens zweitausend Fuß hoch. Da kamen uns die beiden Reiter wieder entgegen, und Sir Bartle rief uns schon von weitem zu, wir seien nicht auf dem richtigen Wege. Der Zahlmeister ging nun zwar mit zwei anderen Herren noch weiter, wir aber kehrten mit den Reitern wieder um. Mit dem Dunkel-

* Es waren über hundert Offiziere an Bord, unter ihnen ihr Höchstkommandierender General Sir Charles Warren, jetziger Polizeipräsident von London.

* Sohn des berühmten Vaters.

werden waren wir wieder an Bord. — Als aber dann die verschiedenen Gruppen nach und nach eintrafen, und einige unter ihnen wirklich am Grabe Napoleons gestanden hatten, ärgerte ich mich sehr über das Vertrauen, welches ich dem Zahlmeister geschenkt hatte. Dieser selbst kam einige Minuten vor Abgang des Schiffes, und mit ihm die zwei anderen Herren, ganz in Schweiß gebadet, zurück: das Grab sowie Longwood hatten sie nicht gefunden, dafür wurde ihnen aber das Vergnügen zu teil, die siebenhundert Stufen zählende steinerne Treppe herabsteigen zu müssen, sonst hätten sie den Abgang des Dampfers verfehlt.

Seit 1840 ruht der Leichnam Napoleons im Invalidendom zu Paris.* Seit 1858 ist Longwood eine dem Kaiser Napoleon von der Königin Viktoria geschenkte Domäne, und die Kaiserin Eugenie, als sie nach dem Felde reiste, wo ihr Sohn gefallen war, verfehlte nicht, die Leidensstätte zu besuchen, wo Napoleon geduldet hatte.

„Am 3. Mai 1821** sprach er die letzten verständlichen Worte: „Mon fils ... l'armée ... Désaix“, dann lag er fortwährend in Agonie. Am 5. Mai zweifelte niemand mehr, daß der Todestag dieses außerordentlichen Mannes gekommen sei. Alle Diener Napoleons knieten um sein Bett und lauschten auf die kleinsten Lebenszeichen. Mit dem Sinken des Tages wurden seine Glieder kalt, und der Tod schien sich seines ruhmvollen Opfers zu bemächtigen. Gegen fünf Uhr fünfundfünfzig Minuten, gerade als die Sonne ihre Feuerstrahlen ins Meer tauchte und die britische Kanone das Signal zur Retraite gab, schrien die zahlreichen Zeugen: er ist tot!“

Hatte ich St. Helena im Herbst 1884 besucht, so lag der Gedanke nahe, der Insel Elba, falls es mir vergönnt wäre, ebenfalls einen Besuch abzustatten. Ich wartete nur auf die günstige und passende Gelegenheit dazu; oft genug war ich bei Elba vorbeigefahren. Immer wenn ich von Cecina aus oder von Grosseto die Berge der Insel liegen sah, zog es mich mächtig dorthin. Und nun ich St. Helena gesehen, war es noch natürlicher, auch die Stätte zu besuchen, von wo Napoleon seinen Zug, der ihn verhängnisvollerweise nach Waterloo führte, antrat.

Als ich nun im Frühjahr 1888, ich erinnere nicht mehr zum wievielten Mal, die Strecke Livorno-Rom befuhr, stand es bei mir fest, auf der Rückreise einen Abstecher nach Portoferrajo zu machen.

Die Insel Elba wird von dem 42. Grad 49 Min. nördlicher Breite geschnitten und liegt unter dem 10. Grad 45 Min. östlicher Länge von Greenwich und enthält 232 Quadratkilometer. Das östliche Kap della Vita der Insel ist vom Festlande, von Piombino, durch einen nur zehn Kilometer breiten Meeresarm getrennt. Wie man von Elba aus nach Osten Italien erblickt, so sieht man im Westen das Gebirge von Corsika. Gleichzeitig schaut man nach Norden auf die Inseln Gorgone und Capraja, nach Süden auf die Felseninseln Giglio, Monte Christo und Pianosa.

Den Griechen unter dem Namen Äthalia bekannt, nannten die Etrusker und Römer die Insel Ilua oder Ilva, aus welchem Namen später Elba wurde. So viel vorläufig über diese Insel, nach der wir, meine Frau und ich, uns am 4. März dieses Jahres in Livorno einschifften. Warum wir nicht Piombino wählten? Von Piombino fahren nämlich täglich Dampfer und bringen den Reisenden in einer kleinen Stunde über den schmalen Meeresarm. Einfach; wir kamen von Pisa, Livorno war nahe, und da Sonntags — und es war ein Sonntag — und Donnerstags auch von Livorno aus Dampfschiffe nach Elba fahren, ich überdies auf die wenngleich etwas längere, so doch auch schönere Fahrt mich freute, so beschlossen wir, von Livorno aus zu fahren.

Wir fuhren direkt auf den „Menabrea“,

* Daß der Leichnam des Kaisers während der Kommune geraubt worden sei, ist nicht erwiesen.

** Frei nach Histoire du consulat et de l'empire par A. Thiers. Leipzig 1862.

so hieß unser kleiner Dampfer, der sich nun nach und nach mit Passagieren füllte. Und nachdem wir einen guten Risotto gefrühstückt, setzte sich das Schiffchen in Bewegung. Die Fahrt ist unvergleichlich schön. Wenn wir auch auf das gerade vor uns aus dem Meere aufsteigende Elba zuhielten und deutlich die hervorragenden Berggipfel der Insel, den Monte Campana, Monte Santa Lucia, den Monte Grosso gleich von vornherein unterscheiden konnten, so blieben wir doch nahe genug der italienischen Küste, um alle Einzelheiten dieses gesegneten Landes zu unterscheiden.

Wir hatten zur Rechten das Felseneiland Gorgona, während links von uns die wundervollen Gelände Livornos mit großartigen Hotels und zahlreichen Villen das Ufer belebten. In neuerer Zeit ist Livorno, eine Stadt, die sich sonst durch nichts auszeichnet, wegen des flachen Strandes einer der beliebtesten Seebadeörter Mittelitaliens geworden. Das prachtvolle Immergrün, in dem stundenweit die Häuser längs des Meeresstrandes sich verstecken, wirkt bezaubernd. Immer größer erscheint Elba; es ist, als ob die Insel jetzt mit dem Festlande sich vereine, sie scheint eine Halbinsel geworden zu sein von Piombino. Da taucht links die Insel Capraja auf, ein ausgebrannter Vulkan, auf dem Tausende wilder Ziegen sich herumtreiben. Die Einwohner der Insel, alle geborene Fischer und Seeleute, jagen dieselben, und außerdem ist die Insel Ziel zahlreicher Sonntagsjäger vom Festlande. Und nun zeigen sich in dunklen Umrissen die Berge vom Kap Corso, und das Gebirge von Corsika bleibt jetzt stets in Sicht. Aber alle weiß, schneebedeckt sind die Berge, wie ebenfalls in der Ferne die Berge des Festlandes, die von Grosseto, schneegekrönt sich zeigen. Der Schnee und das Eis hatten im vergangenen Winter in Italien das Scepter geführt. Überall lag derselbe, wo man ihn sonst nicht zu sehen gewohnt war. So fanden wir denn auch den Monte Capanna vollkommen weiß.

So an wechselnden Bildern vorbeiziehend, gelangten wir, bei Scoglietto, einem Felseneiland, vorbeischiffend und um die Linguetta herumsteuernd, in den vollkommen sicheren und geschützten Hafen von Portoferrajo. So ausgezeichnet und abgeschlossen gegen alle Winde ist dieser Hafen, daß eine ganze Flotte bequem darin ankern könnte.

Portoferrajo, das früher schon vom Großherzog von Toskana, Cosmus oder Cosimo I., im Jahre 1537 mit einem Fort versehen war, zog gleich die Aufmerksamkeit Napoleons auf sich. Ihm war die Insel Elba als Verbannungsort und zugleich als sein souveränes Fürstentum verliehen worden. Als er am 3. Mai im Hafen von Portoferrajo mit der Fregatte „Undounded" dort ankerte und am folgenden Tage ausstieg, hatten die Einwohner der Insel gerade einige Tage zuvor sein Bildnis verbrannt! Welch ein Wechsel ging nun in ihnen vor. Sie hatten ihren Zorn von einigen Tagen vergessen, sie glaubten vom toskanischen Joch befreit zu sein — hatten sie doch so oft und gerade zuletzt so häufig den Herrscher gewechselt — sie meinten, er brächte mit sich ganze Kisten voll Geld, er würde den Handel ihrer Insel beleben, sein schöpferisches Genie würde, mit einem Worte, für sie gleichbedeutend sein mit irgend etwas Außerordentlichem. Ach, es war nur ein vorübergehender Traum! Im Pomp wurde Napoleon nach der Kirche geführt und dort ein Tedeum gesungen.

Napoleons erste Sorge ging dahin, Portoferrajo in Verteidigungszustand zu setzen. In Begleitung von einigen Hundert seiner getreuesten Soldaten, die man ihm gestattet hatte mitzubringen, durchstreifte er die Insel nach allen Richtungen, sammelte überall die aufgestellten Geschütze und ließ sie auf das Fort della Stella bringen. Dieses schützt Portoferrajo. Die Mauern wurden ausgebessert, und so machte er in wenigen Wochen die kleine Stadt zu einer Festung, zu deren Einnahme es schon einer bedeutenden Expedition bedurft hätte.

Getrieben war er von dem Gedanken, er könne eines Tages aufgehoben und auf eine Insel im fernen Ocean verbannt werden. Beim Wiener Kongreß wurde in der That dieser Gedanke schon damals erörtert. Dies und die Aussicht auf Erfolg in Frankreich, wo inzwischen des Bourbonen Regiment sich äußerst verhaßt gemacht hatte, waren Ursache, daß er so schnell der Insel den Rücken kehrte und seine ruhm-, aber auch so verhängnisvolle Expedition der hundert Tage unternahm.



Napoleons Wohnung auf Elba.

Unsere Landung ging sehr schnell von statten, obschon in dem Augenblick, als wir sie bewerkstelligten, ein heftiges Schneegestöber über die ganze Insel dahinbrauste. Vom Landungsplatz hat man nur wenige Schritte bis zum Albergo „le Api“. Natürlich auch eine Erinnerung an den großen Mann, dessen Wappenzeichen bekanntlich die Bienen waren. Ein äußerst gutes Hotel, bescheiden in seinem Inneren, anspruchslos in seinem Äußeren, mit einigen guten Zimmern versehen, fanden wir uns sehr wohl darin. Aber das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt, und so beschlossen wir, noch am selben Tage nach San Martino zu fahren, der Hauptresidenz Napoleons, während er auf der Insel weilte.

Ein Wagen war schnell gefunden, ein freundlicher Insulaner stellte uns seine Equipage zur Verfügung, und von ihm selbst geführt, ging es nun im schnellen Trabe vorwärts. Der Weg führte zuerst nahe dem Strande entlang, wo zahlreiche viereckige Eindämmungen die Stellen bezeichneten, an denen Salz durch Verdunstung dem Meere abgewonnen wird. Dann bogen wir in das schöne Thal von San Martino ein. Überall begegneten wir sonntäglich geschmückten Leuten. Wenn man auch nicht von den Bewohnern Elbas sagen kann, was ja auf viele Stämme des italienischen Festlandes zutrifft, daß sie ein durchaus schönes Volk seien, so zeigen sie doch meistens anmutige Züge. Und ein gewisses Braun, das die Farbe der meisten jungen Männer auszeichnet, er-

innert stark an die Beimischung, welche die Insulaner von den Barbaresken erhalten haben. Sie erfreuen sich jetzt eines größeren Wohlstandes und haben namentlich seit Napoleons Verweilen, so kurz der Aufenthalt desselben auch bemessen war, bedeutende Fortschritte gemacht.

Im Jahre 1778 zählte die ganze Insel kaum 8000 Einwohner, im Jahre 1878 aber 22000, und in diesem Jahre dürfte eine neue Zählung eine Steigerung von einigen Tausend Seelen ergeben.

Sie besitzen eine außerordentliche Vorliebe für den heimischen Boden, sind gutmütig, gastfrei. Bei drohenden Gefahren verteidigten sie tapfer ihr Land, mehr wie einmal unterlagen sie den raubenden Horden Draguts, aber wiederholt blieben sie siegreich. Von mittlerer Größe, sind sie gut gebaut, dabei leidenschaftliche Jäger und Fischer. Auch hier begegnet man ausschließlich schwarzen Augen, schwarzem Haar. Die Blutrache ist den Bewohnern von Elba unbekannt. Vorteilhaft unterscheiden sie sich dadurch von den Sarden und Korsen. Es ist dies um so auffallender, als sie seit Tausenden von Jahren im Kampfe ums Dasein, in ihrer Existenz von den Fremden bedroht, oft genug Gelegenheit hatten, diese Gefühle zu nähren. Die jungen Mädchen waren fast alle mit Blumen geschmückt, und große goldene Ketten, ob echt oder unecht vermochte ich nicht zu unterscheiden, umgaben ihren Hals. Ein rotes oder blaues Röckchen und weißes Mieder zeichnete die Landschönen aus.



Napoleons Wohnung in Portoferrajo.

Kleine aber recht behaglich aussehende Bauernhäuser säumten zu beiden Seiten den Weg. Das ist natürlich. Man muß nicht beanspruchen, größere Gehöfte zu finden, größere Bauernhäuser wie bei uns in Westfalen und Ostfriesland. Aber schmuck sehen sie alle aus. Wir fuhren jetzt natürlich im Schritt und ließen uns allerlei über Elba von unserem freundlichen Fuhrherrn erzählen. Dann, nachdem die kleineren Anwesen ein Ende genommen hatten, kamen wir zu einer Villa, von einem hübschen Pinienhain umgeben, und gleich oberhalb derselben hielt unser Wagen an. Wir befanden uns vor jener schönen Allee abwechselnd von Orangen, Oleandern und Cypressen bestanden, deren Anlage noch auf den großen Korsen zurückgeführt werden muß. Überhaupt ist die ganze Chaussee nach San Martino und auch die nach Porto Lungone, auf der östlichen Seite gelegen, eine Schöpfung Napoleons.

Bald darauf betraten wir die Zimmer, welche einst Napoleon Aufenthalt boten.

Wie man aus beigegebenem Bilde ersieht, welches nach einer photographischen Aufnahme an Ort und Stelle gemacht ist, besteht das Haus Napoleons aus drei übereinander liegenden Gebäuden, von denen während seines Aufenthaltes indes nur das mittlere vorhanden war. Das oberste wurde später für Dienerschaft als eine Faktorei des Fürsten Demidoff erbaut, während das untere, ein im edlen dorischen Stil errichtetes Gebäude — nur ist es viel zu lang — ein Museum war. Dies Museum, welches viele Raritäten Napoleons enthielt, außerdem andere Merkwürdigkeiten und eine besonders seltene Stein- und Mineraliensammlung der Insel Elba, wurde 1880 von dem nun verstorbenen Fürsten Demidoff mit seinen übrigen Sammlungen verkauft. In diesem Museum hat der derzeitige Besitzer Herr Giulani aus Florenz ein Heumagazin errichtet.

Das Wohnhaus ist aber, wie uns die Führerin berichtete, ziemlich in demselben Zustande geblieben, wie es sich zur Zeit Napoleons befand. Auch das Himmelbett und die übrigen altfränkischen Möbel sollen noch aus Napoleons Zeit herrühren. Herr Giulani hatte sich übrigens zum Sommeraufenthalt recht heimisch eingerichtet. In seinem Arbeitszimmer befand sich eine vorzügliche Bibliothek, und die Blumen, die überall aufgestellt waren, sowie ein im Kamin lodernbes lustiges Feuer bekundeten nur einen kurzen Ausflug. Ein elegantes Fremdenbuch lag im Saal auf, worin man sich einschreiben konnte. Es kommen übrigens jetzt nach der Insel, abgesehen von Italienern, durchschnittlich etwa ein Dutzend Deutsche und Engländer im Jahr. Franzosen zeigen sich gar nicht.

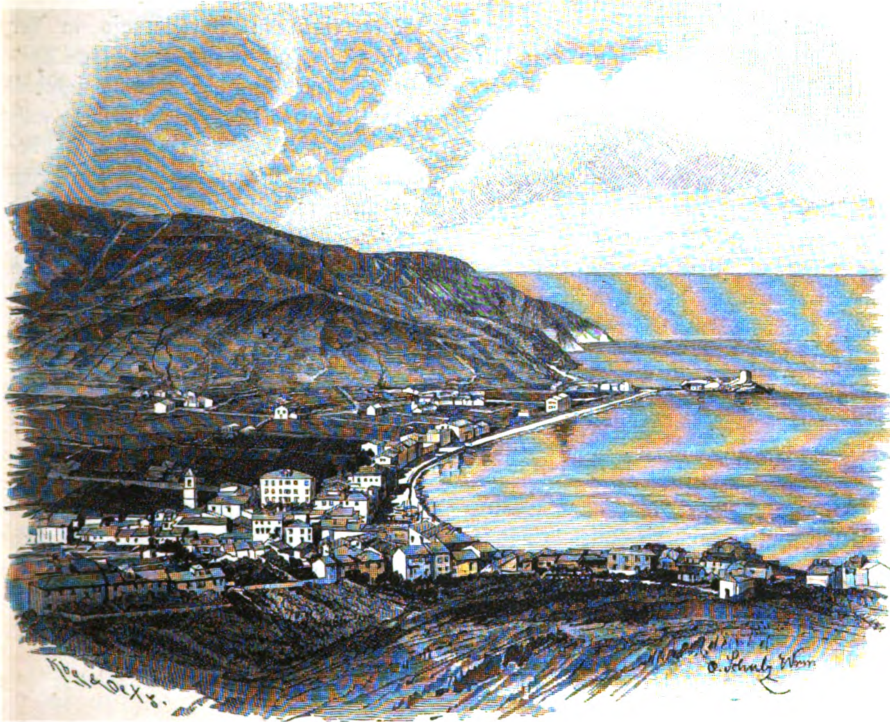
Von dem Hauptsaal aus und von der weiten Terrasse, die das Dach des Museums bildet, hat man eine unvergleichliche Aussicht über die Bucht von Portoferrajo hinweg auf die italienischen Gebirge.

Napoleon logierte übrigens nach seiner Ankunft im Stadthaus von Portoferrajo und dann in einem ehemaligen Palast des Gouverneurs (siehe Abbildung). Dorthin ließ er auch seine Mutter kommen sowie seine Schwester und ließ ihn selbst so in stand setzen, um seine Frau zu beherbergen, falls sie sich entschließen sollte, ihm nach Elba zu folgen. Es ist ganz erstaunlich, wenn man die kurze Spanne Zeit in Betracht zieht, was er alles für die Insel gethan hat. Nicht nur errichtete er ein gutes Gebäude für die Offiziere, die in seiner Umgebung waren, sondern er ließ auch die Straßen von Portoferrajo pflastern. Alles das mit Hilfe seiner cirka 1000 Mann betragenden Truppe. Und außer der schon erwähnten Landstraße von Portoferrajo nach Lungone stellte er auch eine her, die nach Campo, auf der Südseite der Insel gelegen, führte.

Napoleon hatte sich eine kleine Marine zu verschaffen gewußt. Vorgefunden hatte er in Portoferrajo die Brigg „Inconstant“, in einem ziemlich guten Zustande. Sie erforderte sechzig Mann. Die Go-

lette „Carolina“ mit sechzehn Mann Besatzung. In Livorno hatte er noch eine Feluke kaufen lassen, „Etoile“, welche vierzehn Mann Besatzung benötigte, ferner die beiden Avisos „la Mouche“ und „l'Abeille“. Er führte seine eigene Flagge, weiß und rotgestreift mit Sternen durchsäet. Die Mächte hatten diese Flagge anerkannt.

Die Stunde hatte aber geschlagen. Am 26. Mai um Mittag versammelten sich seine Soldaten mit Sack und Pack auf dem Staden von Portoferrajo, und obschon sie nicht wußten, wohin sie gehen sollten, fühlten doch alle, daß das Ziel nur Frankreich sein könne. Die Luft erzitterte durch das vive l'Empereur! Nur die Einwohner, traurig über diesen Abschied, denn es schien ihnen, ihr Glück zöge mit Napoleon von dannen, umstanden stillschweigend und tief betrübt die lustigen lärmenden Soldaten.



Marciana marina auf Elba.

Napoleon hatte mit seiner Mutter und der Schwester, die ihn ins Exil begleitet hatten, gespeist. Gefolgt von seinen Generalen Bertrand, Drouot und Cambronne, begab er sich nach dem Hafen, strahlenden Auges und festen Schrittes. Ungefähr 300 Mann mit dem Stab bestiegen den „Inconstant“, der Rest wurde auf die „Carolina“ und die übrigen fünf Schiffe verteilt. Und gegen sieben Uhr abends setzte sich die Flotte unter Segel, seine Mutter und Schwester verfolgten noch lange aus den Fenstern die dahingleitenden Fahrzeuge: sie hatten ihn zum letztenmal gesehen.

Es war Zeit für uns, unseren Besuch zu beenden. Der Gärtner beschenkte uns noch mit einem Strauß duftender Rosen, und dann gingen wir wieder durch die herrliche Allee, wo am Ende der Wagen unser harrte.

Gerade vor einbrechender Nacht erreich-

ten wir Portoferrajo und gleich darauf das Albergo zu den Bienen. Hier erquickten wir uns an einem herrlichen Gericht Fische und tranken von dem in Italien so viel gelobten Aleatico, der auf der Insel Elba wächst.

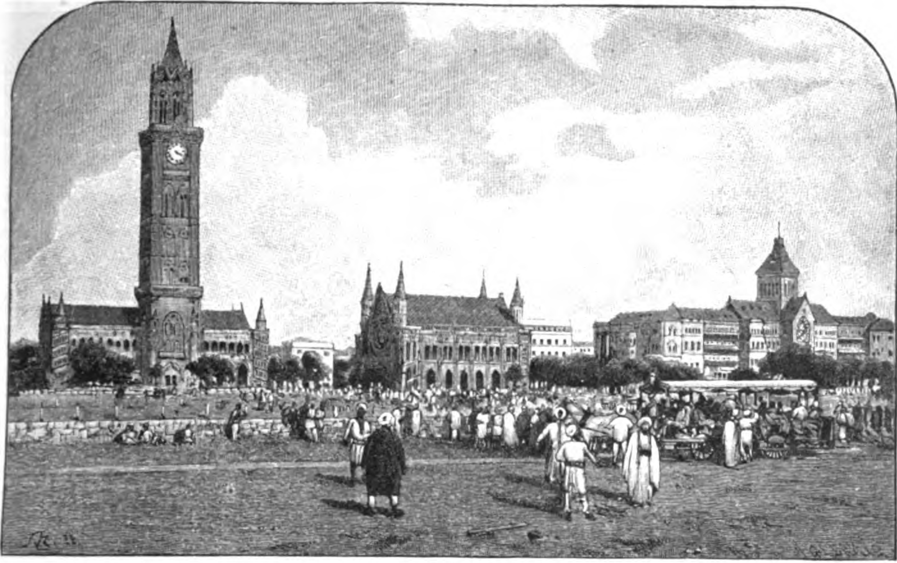
Die berühmten Eisengruben von Rio zu besuchen, mußten wir uns leider versagen; sie liegen ganz im Osten der Insel, die Erze werden vom Örtchen Marina, meistens aber von Porto Lungone ausgeführt. Der südöstlichste Teil der Insel wird vom Berge Calamita gebildet, was indes nichts mit Unglück zu thun hat, sondern auf den magnetischen Ursprung dieses Berges hinweist.

Als Hauptort ist noch auf Elba das Städtchen Marciana (s. Abbild. S. 115) zu nennen, auf dem nördlichen Gehänge des Monte Capana gelegen. Außer Wein und Eisen liefert Elba Olivenöl. Die Vegetation ist dieselbe aller übrigen Mittelmeerinseln, und die Insel bringt so viel hervor, daß die Einwohner davon leben können. Auch Granat und Marmor werden gebrochen, und die Pisaner sollen hier in früherer Glanzzeit viele Denkmäler haben anfertigen lassen. Besonders gelobt wird der Elbaer Kreidesandstein (macigno).

Nach einer in Portoferrajo in der Locanda „le Api“ verbrachten Nacht handelte es sich noch um die Merkwürdigkeiten dieses kleinen Ortes. Sie sind bald aufgezählt. In dem Fort della Stella befindet sich ein Gefängnis. Hier arbeiten Sträflinge recht hübsche Sachen, welche dort ausgestellt und verkauft werden. Als größte Merkwürdigkeit besitzt aber Elba die Gegenwart Passavantes, des Attentäters auf König Humbert. Er ist in der Stella für immer neuen Verbrechen entrückt. Das die Stadt beherrschende Fort heißt Forte Falcone; man hat von dort eine hübsche Aussicht.

Wir fuhren anderen Tages gegen Mittag von Portoferrajo fort mit demselben Dampfer, der uns gebracht hatte, und noch am selben Abend trafen wir in Pisa wieder ein.





Öffentliche Gebäude auf der Esplanade in Bombay.

Eine Reise
von Bombay durch die indischen Prachtstädte.

Von

Richard Garbe.

I.

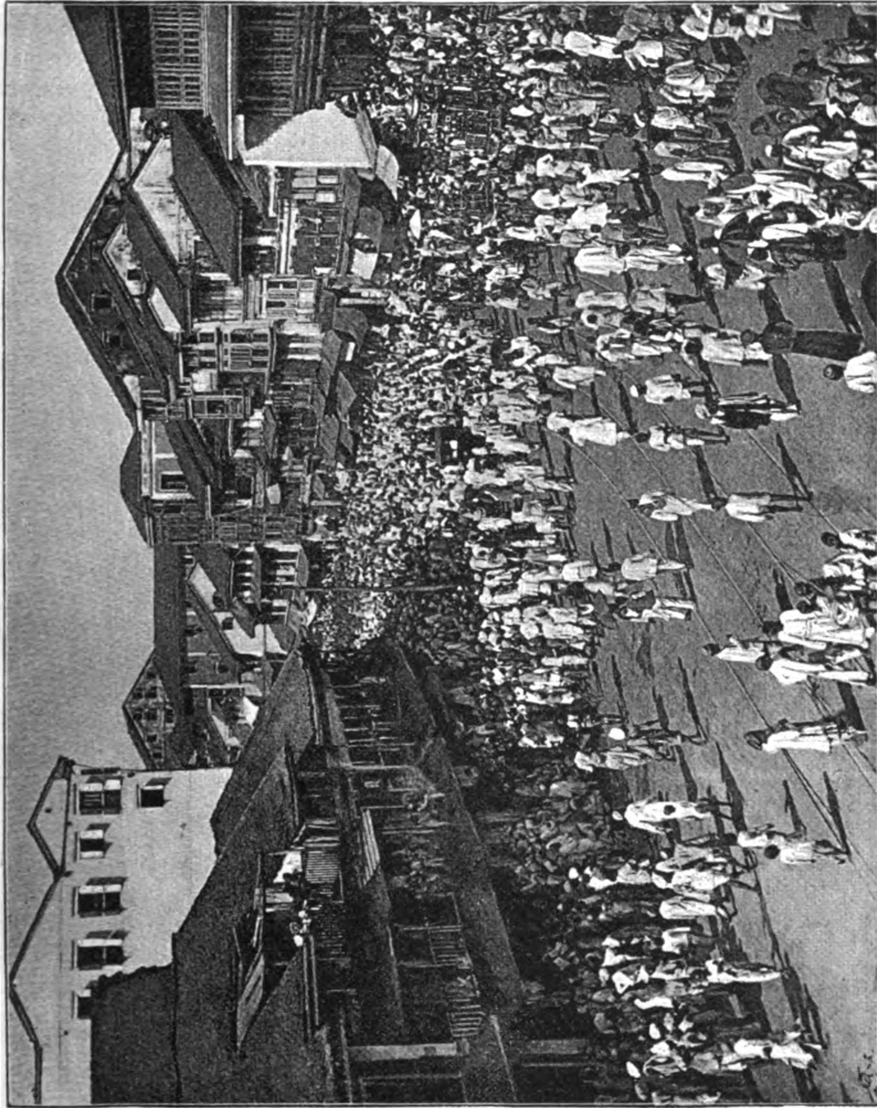
Das erste Betreten des indischen Bodens ist ein Ereignis, welches das Gemüt eines jeden Deutschen mächtig bewegen wird, in dem etwas von der unserer Nation eigenen Empfänglichkeit für die Märchenwelt des Orients lebt, für den Indien nicht allein das Land der Baumwolle, des Indigo und des Weizens ist.

Es war am 23. Oktober 1885 gegen die Zeit des Sonnenuntergangs, als ich die Steinstufen des Landungsplatzes in Bombay hinanstieg, der offiziell Wellington-Pier heißt, aber im Volksmunde noch immer den schwer zu erklärenden Namen Apollo-Bandar führt, und mir zum erstenmal das bunte, malerische Gewimmel indischen Volkslebens entgegentrat, das sich dort allabendlich entfaltet, wo der Bombayer nach des Tages Last und Hitze hofft, durch einen Hauch von der See her erfrischt zu werden — und so oft diese Hoffnung getäuscht sieht. Erst seit kurzem hatten die periodischen Regen ihr Ende erreicht und die zweite heiße Zeit war für Bombay angebrochen; denn so kann man den Monat Oktober in jenem Teile Indiens nennen. Noch ballten sich in der Abendstunde Wolken am Horizont zusammen, in denen es wetterleuchtete, und von der in der Luft verbliebenen Feuchtigkeit zeugte beim Sinken der Sonne der großartige Farbeneffekt, den man unter den Tropen sonst an klaren Abenden während der Regenmonate mit Staunen beobachtet. Als ich meinen Fuß in Bombay

aufs Land setzte, empfangen von schwüler, treibhausartiger Glutluft, war der Himmel bis zum Zenith in flammendes Rot gehüllt, ein magisches Halbdunkel verschleierte leicht die mächtigen nahegelegenen Bauten, die wunderbare, gerade in jener Jahreszeit in größter Üppigkeit dastehende Vegetation und die farbenreichen Gewänder des Volkes. Von meinen Reisegefährten hatte ich auf dem Dampfer Abschied genommen, da ich nicht wie sie in dem großen, nur einige Hundert Schritt vom Wasser entfernten Esplanade-Hotel, welches das erste Absteigequartier des Indienfahrers zu sein pflegt, zu logieren beabsichtigte. Das Verlangen, baldmöglichst von echt indischem Leben und Treiben umgeben zu sein, trieb mich in das Herz der Eingeborenenstadt, nach dem Viertel Byculla, wo ein Parsi Palanjee Pestonjee ein Hotel unterhält, das sich eines leidlichen Rufes erfreut.

Der erste Eindruck von Bombay ist ein überraschend großartiger, da in dem Stadtteile, den man zunächst passiert, dem sogenannten Fort, sich sämtliche öffentliche Gebäude, sowie die meisten Geschäftslokale der europäischen Firmen beieinander befinden: gleich rechts am Wasser der Yacht-Club, das Hauptvergnügungslokal der europäischen Gesellschaft, bald darauf das imposante Sailor's Home, dann jenseit eines großen freien Platzes links das vierstöckige Esplanade-Hotel mit seinen luftigen Verandas und, sobald man dieses hinter sich gelassen, der Stolz von Bombay, die Esplanade. In der That kann keine europäische Großstadt sich rühmen, etwas Ähnliches zu besitzen: die Esplanade ist eine weite Fläche, etwa eine englische Meile lang, mit Blumenanlagen, sauber gehaltenen Grasflächen und tadellosem Pflaster, zur Linken eingerahmt durch die offiziellen Prachtbauten aus graubraunem Stein, die, nach einem einheitlichen Plan in frühgotischem Stil errichtet, ein harmonisches Ganze bilden: das Secretariate, University-Hall, Highcourt, Public-Works-, Post- und Telegraph-Office. Die übereinander liegenden Säulenhallen geben diesen herrlichen Gebäuden ein ungemein gefälliges und luftiges Aussehen. Plötzlich rollt der Wagen des Ankömmlings, der auf einen solchen jähen Wechsel der Raumverhältnisse nicht gefaßt ist, in die schmalen Straßen der Native-Stadt hinein; die Häuserreihen werden immer enger, das Gedränge und Getümmel immer größer, die Luft beklemmender und unreiner. Fast eine halbe Stunde ging der Weg noch durch dieses Labyrinth, schon fing ich an zu bedauern, den Sprung in das indische Leben doch ein bißchen zu plötzlich gemacht zu haben, als der Wagen durch einen niedrigen Steinwall in einen Hof einfuhr, in dem der kleine Palanjee in seiner Nationaltracht mich mit vielen Bücklingen empfing, um sogleich ein Zimmer für „His Honour“ anweisen zu lassen. Da stand ich nun triefend am ganzen Körper, mit jedem Atemzuge das intensive und keineswegs wohlriechende native smell in mich aufnehmend, und sah mich verwundert in meinem Zimmer um; es war ein mit dem altmodischsten Gerät dürftig möblierter Raum, achtzehn Schritt lang, sechs breit und cirka fünfzehn Fuß hoch, Matten aus Strohgeflecht auf dem Fußboden, rohes Holzwerk an der Decke, Kalkwände an den Langseiten und Holzgitter, um der Luft Eintritt zu gestatten an den beiden auf je eine Veranda mündenden Breitseiten, in der Mitte das geräumige Bett mit den Mosquitovorhängen aus Gaze. Das Ganze machte einen nichts weniger als wohnlichen Eindruck. Nach einer Glasscheibe kann man in Bombay mit der Laterne suchen, denn die Fensteröffnungen sind fast immer nur durch Matten oder Holzläden, wenn überhaupt, verschließbar. Kaum ein Abend aus der Zeit meines indischen Aufenthalts lebt mit allen Einzelheiten so deutlich in meiner Erinnerung als dieser erste, obwohl ich eigentlich Merkwürdiges an demselben nicht zu verzeichnen hatte. Wie ich den braunen barfüßigen Dienern des Hotels gegenüber den ersten Versuch machte, mein daheim theoretisch gelerntes Hindustani praktisch zu handhaben, indem ich welatti

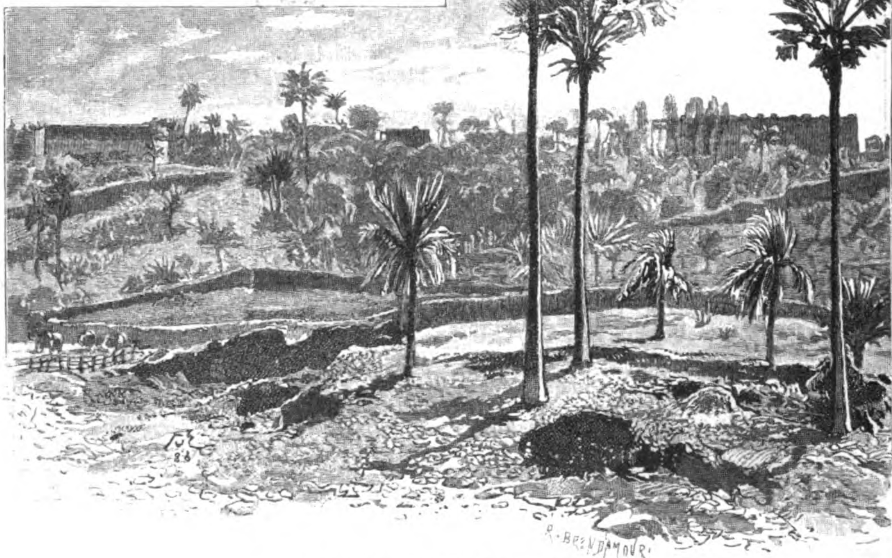
pânî (europäisches Wasser, das ist Sodawasser) und barf (Eis) bestellte; wie ich in dem nahegelegenen Laden eines Muselmanns, Hajee Ali Mohammed, die erste notwendige Komplettierung meiner Garderobe vornahm; wie ich nach dem nicht enden wollenden Dinner in der fast tageshellen Mondnacht eine Stunde lang unter Palmen, Bananen und Gold-Mohur-Bäumen in einer durch keinen Hauch bewegten, aber mit betäubenden Düften angefüllten Atmosphäre spazieren ging und nur durch die unablässige Thätigkeit meiner geöffneten Poren daran gemahnt wurde, daß ich nicht träume. Auf diesen ersten Abend folgte eine schlaflose Nacht; zwar war es mir gelungen, ohne von einem der summenden Mosquitos begleitet zu werden, unter die Gaze in mein Bett zu schlüpfen; doch ließ mich die mir



Volksleben in Bombay am Tage des Muharram-Festes. Nach einer Momentphotographie.

damals fast unerträglich scheinende Glut, das Geheul der Schakale und namentlich meine aufs höchste erregte Phantasie keine Ruhe finden. Bei Tagesgrauen sprang ich auf und erfrischte mich, indem ich mir in dem anstoßenden Badezimmer das leidlich kühle Wasser der vortrefflichen Bombayer Leitung über den Kopf strömen ließ. Inzwischen hatte ein Diener des Hotels den Morgenimbiß gebracht: Thee, geröstetes Brot und Früchte. Währendend ich meinen Thee trank, begannen die in den indischen Hotels üblichen Angebote; als ob sie alle auf diesen Zeitpunkt gewartet, erschienen nacheinander bei mir der Waschmann, der Zeitungsverkäufer, der Barbier, der Munshi (Lehrer des Hindustani) u. s. w. Doch darf ich die Geduld meiner Leser nicht länger durch eine solche Detailschilderung alltäglicher Kleinigkeiten in Anspruch nehmen.

Um den Weg nach dem Fort zurückzulegen, wo ich regelmäßig mehrfach des Tages zu thun hatte, lag mir eine Linie der Bombayer Pferdebahn sehr bequem, und ich ließ mich von der Benutzung derselben nicht durch die Wahrnehmung abschrecken, daß sich wesentlich Eingeborene und Half-castes, aber Europäer nur ganz ausnahmsweise dieser Fahrgelegenheit bedienten. Mit Überraschung sah ich, daß selbst die Pferde eine Art Korkhut auf dem Kopf und eine schmale Korkdecke zum Schutz gegen den Sonnenstich trugen. Zur Anknüpfung von Beziehungen war es die denkbar ungünstigste Jahreszeit; denn wer nicht notwendig durch seinen Beruf an Bombay gebunden war, hatte die heiße Stadt verlassen und eine der kühlen Gebirgsstationen oben in den Ghats aufgesucht, Matherán oder Mahabaleshvar. Die Herren, an welche ich Briefe hatte, waren fast sämtlich in der Sommerfrische, und ich durfte es als ein besonderes Glück schätzen, unseren damaligen kaufmännischen Konsul, Herrn Heinrichs, einen Partner der Firma Glade u. Co., anzutreffen, der mich von Anfang an mit Rat und That freundlichst unterstützte, mir die zu meiner Reise erforder-



Die „Türme des Schweigens“.



Malabar-Hill.

lichen amtlichen Einführungen von der Regierung besorgte und mich auch späterhin durch Beförderung von Sendungen nach Europa und allerhand sonstige Hilfeleistungen zu großem Dank verpflichtete.

Wohl keine Stadt der Welt weist eine solche Mannigfaltigkeit hinsichtlich der Nationalität, des Typus und der Tracht ihrer Bewohner auf als Bombay. Die 770000 Einwohner setzen sich aus folgenden Hauptgruppen zusammen: Neben mehr als 10000 Europäern und 2000 Half-castes leben über 450000 Hindus aus allen Gegenden Indiens — die meisten Mahratten, aber auch viele Gujeratis, Rajputen u. s. w. —, an 50000 Parsis, 158000 Mohammedaner aller islamitischen Länder, also außer indischen Moslims Perser, Türken, Araber, Afghanen, Belutschis, 3000 orientalische Juden, 1000 afrikanische Neger, mehrere Hundert Chinesen u. s. f. — nicht zu vergessen cirka 30000 eingeborener Portugiesen, welche dem Ankömmling vielleicht als der bemerkenswerteste Faktor dieses sinnverwirrenden Rassengewimmels erscheinen; denn mit ihnen kommt er zuerst und am meisten in Berührung, da sämtliche Kellner und Diener der Bombayer Hotels ausnahmslos „Portugiesen" sind. Diese aus Goa stammenden sogenannten Portugiesen tragen, obgleich echte Kinder Indiens, in höchst charakteristischer Weise die Merkmale einstmaliger portugiesischer Beimischung an sich; wenn sie europäische Hautfarbe hätten und einen etwas weniger jämmerlichen Körperbau, so würde sie jedermann für Romanen halten. Obwohl Christen, sind diese Goanesen ein überaus geringwertiger Menschenschlag, schmutzig, schläfrig, faul, naschhaft, und gerade durch die letztgenannte Eigenschaft unvorteilhaft von den Hindus und Mohammedanern ausgezeichnet, weil sie nicht die religiösen Kastenvorurteile jener teilen, sondern essen

und trinken, was ihre europäischen Herren genießen. Dienerstellungen in öffentlichen Lokalen und bei Privaten sind das Ziel ihres Ehrgeizes, nur ganz vereinzelt schwingen sie sich dazu auf, einen kleinen Laden oder Ähnliches zu begründen. Da sie englisch sprechen, ist der europäische Reisende bei seiner Ankunft gewöhnlich darauf angewiesen, einen solchen Goanesen als Diener zu engagieren, der auf der Weiterreise gleichzeitig als Dolmetscher fungiert. Ich habe mich auf meiner Tour bis Benares ohne einen Diener beholfen, den Mangel eines solchen aber mehrfach so empfunden, daß ich das Beispiel nicht als nachahmenswert hinstellen möchte.

Das Gegenstück zu dieser Kellner- und Dienerrasse der Portugiesen bilden die Parsis, von allen Nichteuropäern jener Gegend die geachtetsten, gebildetsten, tüchtigsten und wohlhabendsten Leute. Da sich dieselben mit verschwindenden Ausnahmen dem Kaufmannsstande widmen und seit Jahrhunderten als ausgezeichnete und redliche Geschäftsleute bewährt haben, ist es ihnen gelungen, einen großen Teil des Handels mit Europa für sich zu gewinnen und in vielen Fällen ganz ungeheure Vermögen zu erwerben; ein Parsi-Millionär ist in Bombay eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und nicht selten hat ein solcher zu wohlthätigen oder öffentlichen Zwecken enorme Summen, eine viertel oder eine halbe Million Mark, beigesteuert. Die Parsis sind im ganzen robust, von gelblicher Hautfarbe und vollem fleischigem Gesicht. Während die Frauen an ihrer leichten, geschmackvoll farbigen und oft reichen Nationaltracht hängen, welche das Gesicht einrahmend vom Scheitel herunterfällt, haben die Männer vielfach ihre weiße dünne Baumwollenkleidung mit europäischer Tracht vertauscht; doch tragen sie den Rock dann regelmäßig glatt und bis an den Hals zugeknöpft, auch auf dem Haupt ohne Ausnahme die unschöne, hohe nationale Kopfbedeckung in schwarzer oder dunkelbrauner Farbe, ähnlich einem Cylinderhut ohne Krempe und oben nach hinten zu abgerundet. Der civilisierte Orientale überhaupt, gleichviel welcher Nation er angehört, bequemt sich, auch wenn er im übrigen europäische Tracht und Sitte angenommen, zuletzt und höchst ungern zu einer europäischen Kopfbedeckung. Die Elite der Parsis verkehrt in den feinsten englischen Kreisen Bombays. Ich selbst habe auf einer höchst interessanten Abendgesellschaft bei einem hohen Gerichtsbeamten, Mr. Birdwood, neben einer Parsi-Dame gesessen, in der ich ein feingebildetes Mädchen kennen lernte. Obwohl dieselbe in Europa gereist war, hatte sie doch ihre nationale Kleidung nicht abgelegt; das Gewand aus hellblauer Seide und der kleine, braune, silberdurchwirkte Deckel auf dem pechschwarzen Haar waren in der That so kleidsam, daß es der Dame nicht vorteilhaft erschienen sein mag, die europäische Tracht dafür einzutauschen.

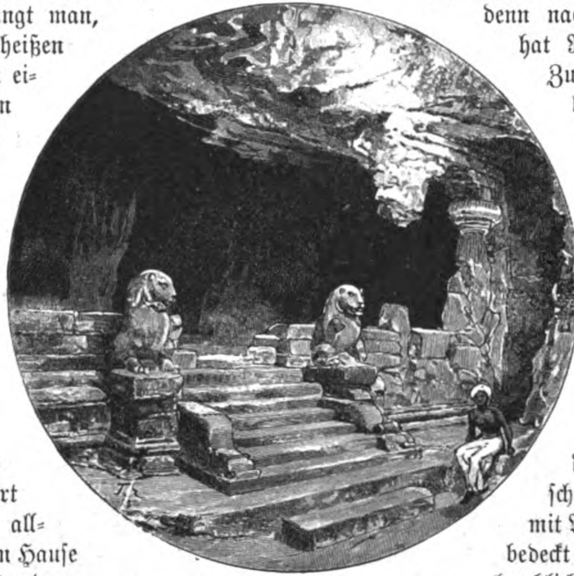
Auf die Gefahr hin, den Lesern dieser Zeitschrift Bekanntes zu sagen, halte ich es für geboten, darauf hinzuweisen, daß die Parsis ein fremdes Element in Indien darstellen; daß sie — wie schon der Name lehrt — die Nachkommen persischer Einwanderer sind, welche im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, durch die mohammedanischen Eroberer Persiens ihrer Glaubensübungen wegen schwer bedrängt, in Indien eine neue Heimat suchten, zuerst auf der kleinen Insel Diu, dann auf dem Festlande von Gujerat. Hier durften sie, freundlich willkommen geheißen, ungestört ihrem Glauben und ihren Gebräuchen leben; und das gastliche Land hatte die Aufnahme der Flüchtlinge ebensowenig zu bereuen als Preußen die der Salzburger und der französischen Refugiés. Wer die Heimat unter Aufopferung äußerer Güter um des Glaubens willen verläßt, bietet damit dem Staatswesen, in dem er ein Asyl findet, immer die Bürgschaft, daß er die ihm erwiesene Wohlthat durch ernste Arbeit zurückzahlen werde. Lange Zeit war das einst als Handelsplatz hochwichtige Surat der Mittelpunkt parsischen Gewerbfleißes; als aber im vorigen Jahrhundert der Handel jener

Stadt seine Bedeutung verlor und auf Bombay überging, zog er auch die große Masse der Parsis nach sich. Noch heute hängen die Parsis dem von ihrem großen Religionsstifter Zarathustra (Zoroaster) begründeten Glauben an, der auf einer so festen ethischen Grundlage ruht und die Aufgabe des Menschen so richtig erfaßt hat, daß er noch nach drei Jahrtausenden die religiösen Bedürfnisse eines Kulturmenschen befriedigen kann. Die Schönheit und Reinheit dieser Religion, deren Kultus in einer Verehrung des Lichtes und des Feuers gipfelt, für welche die Vernichtung schädlicher Tiere nicht, wie für das Hindutum, ein Frevel, sondern ein frommes Werk ist, hat für den Indianisten im Gegensatz zu den widerwärtigen modernen Religionsformen der Hindus etwas wahrhaft Erhebendes. Von den Gebräuchen der Parsis fällt dem Außenstehenden eigentlich nur einer in die Augen, dieser aber verletzt das Gefühl des Abendländers tief und besonders desjenigen, dem der religiöse Entstehungsgrund dieses Gebrauches — der Totenbestattung nämlich — unbekannt ist. Nach der Lehre des Parsismus ist alles Tote unrein und darf deshalb weder mit dem Feuer noch mit der Erde, welche beide zu dem Reinsten und Heiligsten gehören, in Berührung gebracht, das heißt also weder verbrannt noch begraben werden. Die Parsis geben deshalb auf Türmen, die zu dem Zwecke an unwirtlichem Orte errichtet sind, ihre Leichen den Aasvögeln zum Zerfleischen preis. Wenn man die geschäftige Stadt verläßt und die gebirgige, zur Linken von der Back-Bay, zur Rechten von dem Indischen Ocean eingerahmte Halbinsel hinansteigt, welche den Namen Malabar-Hill führt, hat man bald das riesige, der Parsi-Gemeinde gehörige Terrain vor sich, auf dem die „Türme des Schweigens" sich erheben. Nachdem man eine Umfassungsmauer durchschritten, befindet man sich in wilder Felsengegend und fühlt sich stimmungsvoll auf die schaurige Stätte vorbereitet, die man sich zu betreten anschickt. Eine steinerne Treppe führt zu einer zweiten Mauer hinauf, wo die Warnung „None but Parsis may enter" nur denjenigen zurückschreckt, der versäumt hat, sich die von der Gemeindeverwaltung der Parsis bereitwilligst ausgestellte Einlaßkarte zu besorgen; ich hatte eine solche durch Palanjees, meines Wirtes, Vermittelung erhalten. Ein kleines sauberes Gebethaus und hübsche Blumenanlagen bieten dem Eintretenden eine anmutige Abwechselung der Scenerie, doch führt ihn der parsische Aufseher alsbald auf ungepflegten Wegen durch wildverwachsenes Buschwerk, aus dem man an verschiedenen Seiten die massiven gedrungenen Türme hervorragen sieht. Mein Führer machte mich darauf aufmerksam, daß die Gegend an Schlangen, besonders an Cobras, reich sei und empfahl Achtsamkeit beim Durchschreiten des Grases. Bis auf dreißig Schritt durfte ich einem der Türme nahen, auf dessen Rand ein mächtiger Geier in behaglicher Ruhe saß; er schien noch übersatt von der Kindesleiche zu sein, welche vor zwei oder drei Stunden bestattet war. So oft ich die Straße passierte, welche außen vorbeiführt, sah ich die großen, unheimlichen Vögel diese Stätte des Todes niedrig umkreisen, die ihnen als ihr öffentlicher Fütterungsplatz nur allzu wohl bekannt ist. Die Bestattungstürme verengern sich im Inneren trichterförmig nach unten zu und sind durch unterirdische Leitungen mit dem Meere verbunden, in welches die entfleischten und von der Sonne getrockneten Gebeine durch den Regen herabgespült werden.

Wenige Minuten oberhalb der „Türme des Schweigens" beginnt das Villenviertel, in dem die Europäer zum größten Teil ihre Privatwohnungen haben. Hunderte von Villen, deren jede von einer entzückenden tropischen Garten- oder Parkanlage umgeben ist, sind hier mit einem Komfort ausgestattet, der nicht verfehlen wird, jeden Neuling zu überraschen. Von verschiedenen Punkten auf Malabar-Hill genießt man eine Aussicht, die ihresgleichen in wenigen Städten der Welt haben

wird. Der Blick gleitet über einen Wald von majestätischen Kokospalmen in der nächsten Nähe und über die weite Stadt an dem blauen Meere hin zu den herrlich beleuchteten Hügeln der nahen Inseln und des Festlandes.

Und doch gelangt man, zumal in der heißen Zeit, schwer zu einem ungetrübten Vollgenuß der überwältigenden Großartigkeit der Natur und aller Bequemlichkeiten, die das dortige Leben bietet. Malabar-Hill ist mit Giftschlangen derart infiziert, daß alljährlich in jedem Hause und jedem Garten deren mehrere getötet werden; und des Abends hört man die Diener, die aus den Villen ihrer Herren sich zu ihren Wohnungen in der Stadt heimbegeben, beständig mit metallbeschlagenen Stöcken auf die gepflasterten Straßen stoßen, um etwaige Reptilien zu verscheuchen.



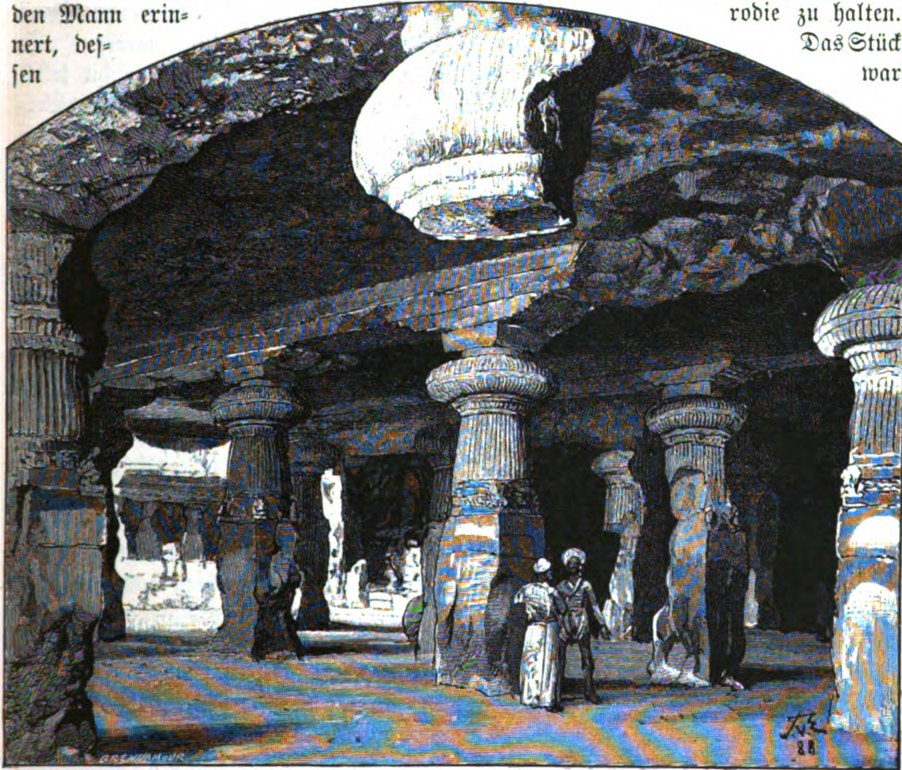
Die Tigertreppe vor dem großen Felsentempel auf Elephanta.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Bombay, einen Sonntag, verlebte ich, einer freundlichen Einladung des Herrn Heinrichs entsprechend, in deutscher Gesellschaft auf der Villa oder — nach indischer Ausdrucksweise — in dem Bungalow meines liebenswürdigen Landsmannes, der mir auf einer Spazierfahrt am Nachmittage die seltenen Schönheiten von Malabar-Hill und Umgegend zeigte. Eine Unmenge eleganter Wagen mit europäischen und nichteuropäischen Insassen rollte auf der Fahrstraße dahin, welche von Malabar-Point, der äußersten Spitze der Halbinsel, die Küste des Indischen Oceans bis nach Breach-Candy, einem neuen Villenviertel, hart am Meere entlang läuft. In nächster Nähe von Malabar-Point befindet sich ein kleines Hindu-Dorf, Valkeshvar mit Namen, welches einen berühmten Çiva-Tempel besitzt und im Ansehen großer Heiligkeit steht; denn nach der Legende hat Râma auf dem Zuge nach Ceylon daselbst eine Nacht verweilt. Auf meine Bitte machte Herr Heinrichs dorthin mit mir einen Abstecher, und zum erstenmal bot sich meinen Augen der Anblick indischer Büßer, die mit Asche und Staub bedeckt vor ihren gebrechlichen Hütten am Wege saßen. Die nächste Umgebung des Tempels ist höchst charakteristisch: ein nach indischer Weise im Quadrat ummauerter Teich, zu dem von allen Seiten Stufen hinunterführen — die Sage läßt ihn durch einen Pfeilschuß Râmas aus dem Erdboden hervorgezaubert sein —, ist von Bäumen, von kleinen weißen Tempelbauten und den grotesken Wohnhäusern der Tempelbrahmanen umgeben.

Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß in einem der Häuschen unfern des Teiches ein berühmter indischer Gelehrter wohne, der namentlich als Epigraphiker verdienstvolle Dr. Bhagvanlâl Indrajî; man zeigte uns die Wohnung desselben, und ohne Besinnen stiegen wir die schmalen Holztreppen hinan, um den vortrefflichen Mann in seiner Studierstube aufzusuchen, obgleich es, was mir damals noch unbekannt war, nicht Sitte ist, seine indischen Fachgenossen so sans façon zu überrumpeln. Bhagvanlâl kannte Arbei-

ten von mir und äußerte seine Freude über unseren Besuch in so lebhafter Weise, daß wir nicht besorgen brauchten, dem alten Herrn ungelegen gekommen zu sein, der mit seiner großen Brille der Typus eines richtigen Gelehrten war. Seine Wohnungsräume waren von der denkbarsten Enge und Einfachheit, die Bibliothek dagegen so reichhaltig und wertvoll, daß mancher europäische Sanskritist auf den Besitz einer solchen stolz sein könnte. Schon tags darauf besuchte mich Bhagvanlâl auf mehrere Stunden in meinem Hotel und brachte mir Manuskripte aus seiner Bibliothek zur Ansicht; später zeigte er mir die Sammlungen der Asiatischen Gesellschaft, und noch jetzt werde ich ununterbrochen an den wohlwollenden Mann erinnert, dessen Freundschaft so rasch zu gewinnen war; denn neben mir liegt eine ihm gehörige und von mir fast täglich benutzte Handschrift eines wichtigen philosophischen Sanskritwerkes, welche er mir vertrauensvoll auf unbestimmte Zeit geliehen. Zu meinem schmerzlichen Bedauern brachten englische Blätter zu Anfang dieses Jahres die Nachricht von dem Dahinscheiden des verdienstvollen Mannes.

Bombay besitzt mehrere einheimische Theater, in denen an zwei oder drei Abenden in der Woche gespielt wird; eines derselben, ein nach europäischem Muster gebautes Hindu-Theater, besuchte ich, als ich am Ende meiner indischen Reise wieder nach Bombay zurückgekehrt war, und sah das beste der indischen Dramen, die Sakuntala des großen Dichters Kâlidâsa, in einer so kläglichen Weise verhunzt, daß ich mich öfters versucht fühlte, die Aufführung für eine Parodie zu halten. Das Stück war volkssprachlich bearbeitet und wäre nach unseren Begriffen als Oper zu bezeichnen gewesen. Das Orchester bestand aus drei rechts auf der Bühne hockenden Künst-



Inneres des großen Felsentempels auf Elephanta.

lern, die auf mißtönenden Instrumenten dieselben unmelodiösen Takte unablässig wiederholten; so klang es wenigstens für europäische Ohren, obwohl, wie mir gesagt wurde, die Musik des ganzen Stückes geschrieben war, also eine regelrechte Komposition vorlag! Das Vorspiel, das nach dem Original kaum zehn Minuten beanspruchen würde, war so lang ausgesponnen, daß es volle dreiviertel Stunden währte. Der gleichförmige näselnde Singsang hätte mich im Verein mit der erstickenden Hitze um ein Haar schon vor dem Beginn des eigentlichen Stückes aus dem Theater getrieben, als glücklich die scenische Veränderung eintrat und der König mit seinem Wagenlenker „auf dem eilenden Wagen hereinbrauste", das heißt mit ein paar mutwilligen Sprüngen auf die Bühne hopste; alles übrige, Roß und Wagen, war dadurch angedeutet, daß der Wagenlenker — eine große englische Peitsche in der Hand hielt. Wie sich die beiden Männer nun gegenseitig darauf aufmerksam machten, daß infolge des eiligen Laufes der Rosse die Gegenden dahinschwänden und sie der verfolgten Gazelle immer näher kämen, während der König in seinem dunkelgrünen Sammetjackett, seinen rotkarrierten Kniehosen und weißen Strümpfen als ein Urbild eitler Gespreiztheit dastand: auf einer europäischen Dorfbühne hätte man es besser gemacht. Von einem Zusammenwirken der Schauspieler war gar keine Rede; wenn der eine sprach, respektive näselte, thaten die anderen Beteiligten, solange sie nichts zu sagen hatten, als ob die Sache sie gar nichts anginge. Wenn der Dichter hätte sehen können, was aus der sinnigen ersten Begegnung des Königs mit der Sakuntala und ihren Freundinnen von den Bombayer Künstlern gemacht wurde! Ohne sich anzublicken, saßen die drei Mädchen und in einiger Entfernung der König mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, und jeder plärrte los, sobald di. Reihe an ihn kam. Und doch war das Publikum so dankbar! Das beste Theaterpublikum des Hindutums! Das Haus war überfüllt, namentlich der erste Rang und die Logen dicht mit Frauen besetzt, welche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten und den Darstellern reichen Beifall zollten. Als gegen den Schluß des ersten Aktes die Sakuntala mit ihren beiden Freundinnen den König verläßt, kann dieser den Gedanken der Trennung nicht fassen: er läuft, die Geliebte suchend, wie toll auf der Bühne herum und guckt auch in den Brunnen hinunter, aus dem die Mädchen vorher das Wasser zum Begießen der Blumen heraufgewunden. Und über diesen erbärmlichen Witz tobte das Haus vor Vergnügen. Sehr bezeichnend war es, daß ein Beifallssturm losbrach, als der König, nachdem er auf die Bitte der Einsiedler die Verfolgung der Gazelle eingestellt, sein Haupt senkte, um von dem alten Asketen gesegnet zu werden. So sehr liegt noch dem heutigen Hindu, selbst in dem aufgeklärten Bombay, die Verehrung vor den Brahmanen und speciell vor dem Asketentum im Blute. Als um halb elf Uhr der erste Akt zu Ende war, hatte ich genug und verließ, in Schweiß gebadet, das Theater; der Schluß der Vorstellung wurde um drei Uhr morgens erwartet. Nicht unerwähnt will ich übrigens lassen, daß sämtliche Frauenrollen auf dem indischen Theater von Männern gegeben werden und daß die Sakuntala, als echt indische, üppige Schönheit drapiert, eine ausgezeichnete Maske war.

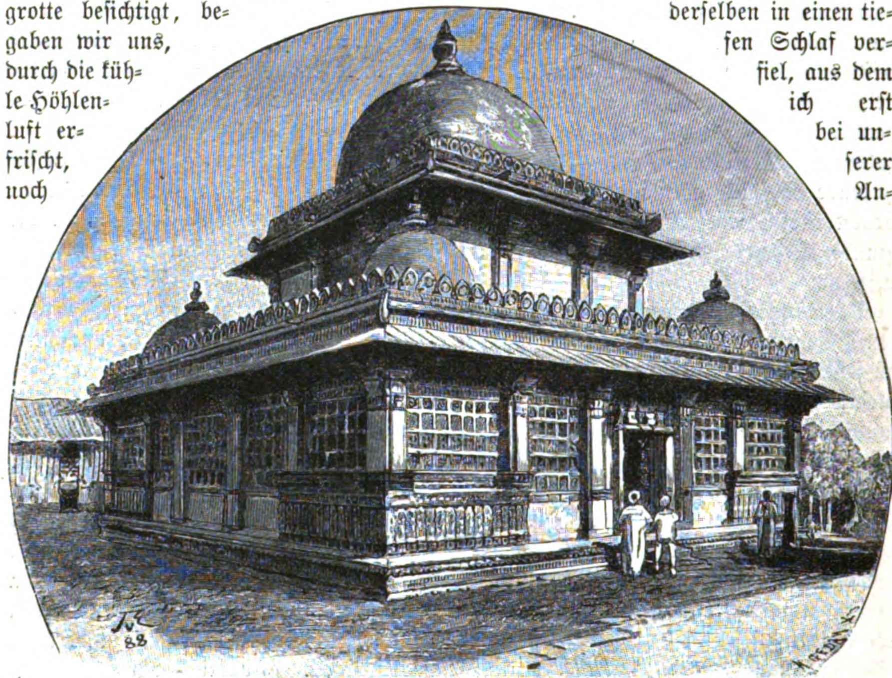
Es würde meine Leser ermüden, wenn ich ihnen alle Sehenswürdigkeiten von Bombay einzeln vorführen wollte: die am Eingang dieses Aufsatzes genannten offiziellen Gebäude, die gelehrten und wohlthätigen Anstalten, die ungeheuren luftigen Markthallen, welche einen Raum von 56000 Quadratfuß bedecken und nach demselben Muster wie in den europäischen Großstädten konstruiert sind, die endlosen Baumwollenlager mit ihren hydraulischen Riesenpressen in dem geschäftigen Stadtteil Colaba und alle die anderen Stätten, die ich in dem blendenden Lichte der tropischen Sonne oder des Abends bei elektri-

scher Beleuchtung gesehen. Nur eine Anstalt möchte ich als besonders merkwürdig hervorheben, in welcher das Princip des Tierschutzes eine fast zu weit gehende praktische Bethätigung gefunden hat: Pinjra-Pol, das große Tierhospital von Bombay. Der Besuch desselben war mir als highly disgusting dringend widerraten worden, doch fand ich, obwohl einzelne Anblicke allerdings abschreckend genug waren, die Schilderungen im allgemeinen übertrieben. In Pinjra-Pol werden nicht nur kranke Tiere geheilt, sondern auch leistungsunfähige und verkrüppelte unentgeltlich bis an ihr Ende verpflegt; die geräumigen Höfe der Anstalt zerfallen in zahlreiche Abteilungen, in welchen die leidende Tierwelt gattungsweise untergebracht ist: Pferde, Rinder, Büffel, Esel, Hunde, Schafe, Ziegen, Affen, Geflügel u. s. w.

Das glühende Verlangen, die berühmten Felsentempel auf der Insel Elephanta zu sehen, das mich von dem ersten Tage meines Aufenthalts in Bombay erfüllte, mußte ich fast eine Woche zügeln, da keine regelmäßige Verbindung mit Elephanta existiert. Man benutzt zu dem Ausfluge die Dampfbarkasse des Esplanade-Hotel und muß der namhaften Kosten wegen abwarten, bis sich mindestens vier oder fünf Personen gemeldet haben. Endlich konnte ich in der Gesellschaft zweier englischer Ehepaare eines Morgens um sieben Uhr auf dem Miniaturdampfer erwartungsvoll die Fahrt von Apollo-Bandar aus antreten. Nach fünf Viertelstunden langten wir bei dem bergigen, bewaldeten Eiland an und hielten vor der langen Reihe riesiger glatter Steinblöcke, welche zur Zeit der Ebbe die Passage durch den Uferschlamm ermöglichen. Von den Steinstufen, die nach dem großen Felsentempel führen, hat man eine Aussicht auf das Meer und die nahen Inseln Trombay und Salsette, welche mich aufs höchste entzückt haben würde, wenn die fürchterliche Sonnenglut, in der man den schattenlosen Weg hinaufsteigen muß, mir nicht nahezu das Bewußtsein geraubt hätte. Trotzdem ich mir nach dem Vorbild meiner Reisegesellschaft ein mit Seewasser getränktes leinenes Tuch so auf den Kopf unter den Korkhut gelegt hatte, daß das Genick von demselben mitbedeckt war, und mich außerdem durch einen kräftigen Schirm gegen die Morgensonne zu schützen suchte, pochte das Gehirn in einer beängstigenden Weise. So schritt ich keuchend die Steinstufen hinan, um plötzlich ein paar Schritte zurückzuprallen; denn vor mir ringelte sich eine Schlange, die allerdings, ehe ich recht zur Besinnung kam, das Weite suchte und hinter Steinblöcken verschwand. Meine Mitteilung erregte bei den nachfolgenden Damen begreifliche Bestürzung, und der eine Engländer, ein gewiegter Anglo-Indier, welcher einen handfesten Stock bei sich hatte, übernahm von nun an die Führung. In der That kam derselbe, noch bevor wir die zehn Minuten Weges bis zum Eingang des Höhlentempels zurückgelegt hatten, in die Lage, zwei Schlangen zu erschlagen. Mit ein paar blitzartigen, wohlgezielten Hieben zerbrach er den in Todesangst sich hastig bäumenden Reptilien das Rückgrat und zerquetschte ihnen dann, als sie geknickt dalagen, in größter Gemütsruhe mit der Spitze des Stockes die Köpfe. Elephanta wimmelt derart von Schlangen, daß allein von dem dort stationierten Wächter, einem Half-caste, jährlich über zweihundert getötet werden. Für mich war dieser Anfang recht ermutigend, und doch sollte mehr als ein Jahr vergehen, bis ich wieder — es war bei einem abendlichen Spaziergang auf der Allahabad-Road vor Benares — eine Schlange antraf, für welche meine auf Elephanta erworbenen Kenntnisse in der Handhabung des Stockes verhängnisvoll werden sollten. — Selbst wenn man früher Ansichten des großen Höhlentempels gesehen, ist der erste Anblick desselben doch von überraschender Wirkung: in wildromantischer Lage gähnt er dem Ankömmling entgegen, der die Empfindung hat, als habe der Fels keinen Halt und müsse die Höhle erdrücken. Die ersten Säulenreihen sind

vollständig herausgebrochen und die inneren ebenso wie die Skulpturen an den Wänden, welche die verschiedensten Gestalten und Scenen der indischen Mythologie veranschaulichen, seiner Zeit von den Portugiesen mit mutwilligen Händen verstümmelt. Aber vielleicht würden die Felsentempel in wohlerhaltenem Zustande nicht einmal den grotesken Eindruck machen, welchen jetzt die Trümmer hervorrufen.

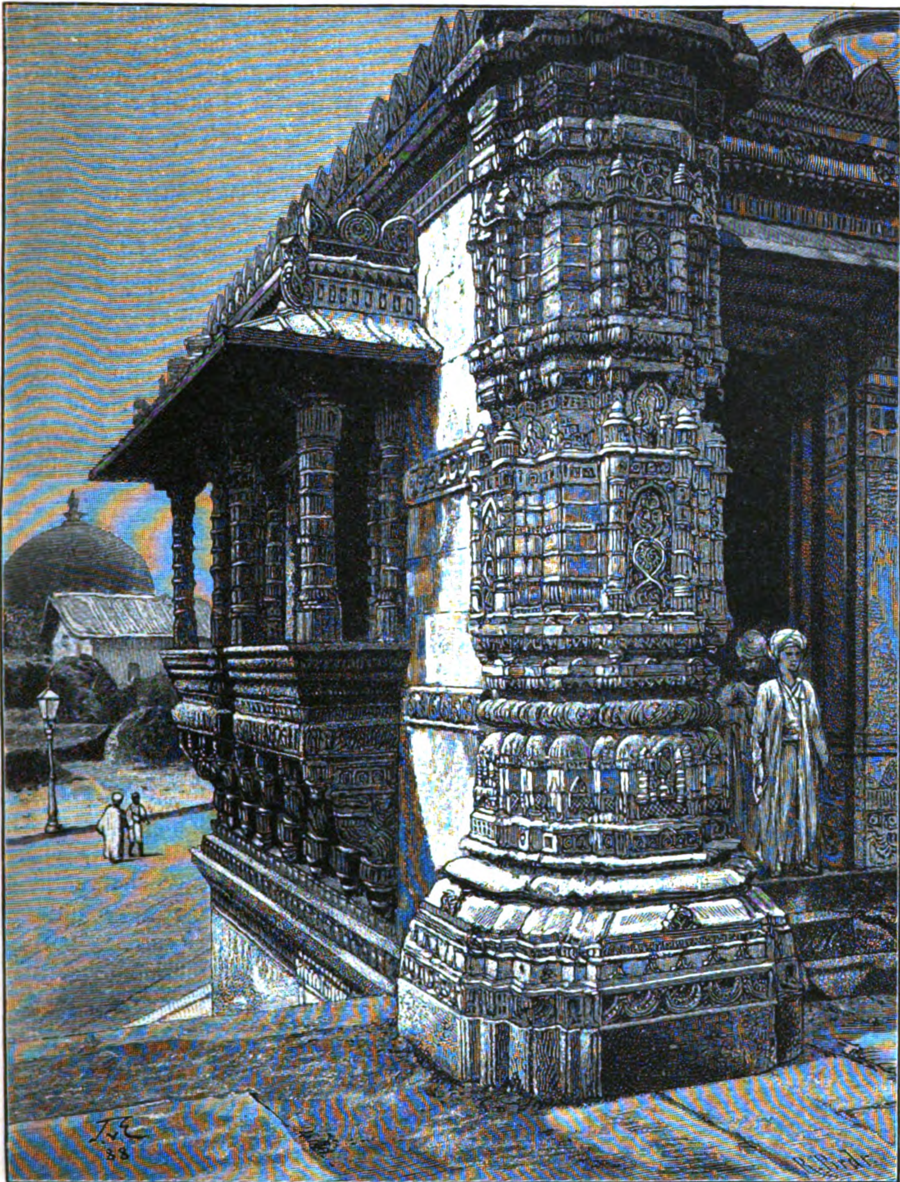
Nachdem wir die Hauptgrotte besichtigt, begaben wir uns, durch die kühle Höhlenluft erfrischt, noch



Mausoleum der Rânî Sipri in Ahmedabad.

zu einer der kleineren, über die Insel verstreuten Grotten, welche man auf einem höchst beschwerlichen Wege erreicht. Das Gras und Gesträuch, durch welches wir, einen Berg hinansteigend, zu waten hatten, reichte bis an die Hüften, und alle Augenblicke blieben die Kleider an Dornen und Kakteen hängen. Dabei erfolgte der Marsch mit äußerster Vorsicht; aller Blicke richteten sich prüfend nach vorn und zur Seite, und in jeder Minute hörte man mehrfach die Frage: No snake? Das Betreten des kleineren Tempels, dessen Anblick die Beschwerden des Weges kaum lohnt, erlaubte der uns führende Beamte nicht, weil hinter den Mauern so viele Cobras hausen sollen, daß jeder Schritt dort mit der größten Lebensgefahr verbunden ist. Geistige Spannung bei tropischer Hitze war mir damals noch etwas so Ungewohntes, daß ich, als die Stunden des Aufenthalts auf Elephanta abgelaufen waren, aufs äußerste erschöpft wieder auf der Dampfbarkasse anlangte und sofort an Bord derselben in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem ich erst bei unserer Ankunft in Bombay gegen Mittag geweckt wurde.

Noch ein anderer Ausflug pflegt in dem Programm des Besuchers von Bombay zu stehen: die sechsstündige Fahrt nach Poona, der alten Hauptstadt der Mahratten, welche wegen ihrer gesunden Lage auf dem Hochplateau heutzutage das Hauptquartier der Bombayer Armee und Sitz einer der bedeutendsten gelehrten Anstalten Indiens, des Deccan-College, ist. Die Fahrt über die Ghats ist reich an großartigen landschaftlichen Ausblicken,



Eckpfeiler der Râni Sipri-Moschee in Ahmedabad.

Poona selbst dagegen von einer bei größeren indischen Städten so seltenen Langweiligkeit, daß jeder, der nicht militärische oder fachwissenschaftliche Interessen verfolgt, nach einem eintägigen Aufenthalt von Poona genug haben wird.

* * *

Von Bombay hätte ich mit Benutzung der die Halbinsel durchkreuzenden Great Indian Peninsular Railway, auf welcher der Reisende mit dem Schnellzuge Kalkutta nach dem Ablauf der dritten Nacht erreicht, in dreiundvierzig Stunden nach meinem Bestimmungsorte Benares gelangen können. Doch durfte ich, wenn meine

Reisekasse mir auch eine möglichste Beschleunigung zur Pflicht machte, die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die altberühmten indischen Prachtstädte zu sehen. Der Umweg durch die Râjputâna bedeutet im ganzen eine Bahnfahrt von fünfundsiebzig Stunden. Da auf der Linie, wie auf indischen Bahnen überhaupt, nur ein durchgehender Schnellzug täglich kursiert, die Benutzung der anderen Züge aber wegen der außerordentlichen Langsamkeit für den europäischen Passanten ausgeschlossen ist, kann man sich für die Befahrung der einzelnen Teilstrecken eine konvenierende Tageszeit nicht wählen; die Weiterreise muß bald bei Tage, bald bei Nacht angetreten werden.

Die Abfahrt von Bombay erfolgt acht Uhr abends, und schon nach wenigen Stunden empfindet man Ende Oktober wohlthuend, daß man in zu dieser Jahreszeit erheblich kühlere Gegenden kommt. In der Nacht passiert der Zug Surat, Bharoch, Baroda und eilt, nachdem er früh morgens den Fluß Mahî auf einer imposanten Eisenbahnbrücke überschritten, durch die grünen Felder und Waldungen des fruchtbaren Gujerat dahin. Die Vegetation dieser nördlichen Gegenden unterscheidet sich von derjenigen Bombays beträchtlich. Anstatt der luftigen Kokospalmen und der anderen Gewächse, durch welche die tropische Landschaft ihren eigentlichen Charakter erhält, herrschen hier Baumsorten vor, welche uns mehr an die nördliche Zone erinnern. Dazu macht sich der außerordentliche Affenreichtum Gujerats bemerkbar, durch den nicht nur Feld und Wald, sondern auch Dorf und Stadt belebt werden. Die muntere Gesellschaft tummelt sich auf das ungenierteste in der Nähe des Bahnkörpers und scheint an den Anblick des vorbeieilenden Zuges völlig gewöhnt zu sein; ja, einmal sah ich etwa ein Dutzend großer Burschen mit urkomischen Bewegungen gegen den Zug heranspringen, als wollten sie mitgenommen sein. Gegen neun Uhr tauchen die Minarets von Ahmedabad auf, und wenige Minuten später fährt man in die trubulöse Station ein. Es ist schwer, Worte zu finden, um den Tumult zu beschreiben, der die Bahnstation einer volkreichen indischen Stadt kurz vor Abgang eines Zuges erfüllt. Die Eingeborenen benutzen die Eisenbahn in so ausgiebigem Maße, daß die Wagen der dritten Klasse, in der man sehr billig, ungefähr um ein Siebentel des Fahrpreises der ersten Klasse, reist, fast ausnahmslos überfüllt sind; nur distinguierte Natives sieht man in der zweiten, sehr wenige in der ersten Klasse. Wenn die Massen unter Lärmen und Schreien auf den Zug losstürmen, von einem vollgestopften Wagen zum anderen sich schiebend, ist die Luft von einem Brausen erfüllt, das, durch die Verdachung des Perrons konzentriert, dem Getöse der Meeresbrandung vergleichbar ist. Erschallen nun gar dazwischen die schrillen Töne der Abfahrtssignale, die durch Hammerschläge auf herabhängende Metallstäbe erzeugt werden, so glaubt man in ein wahrhaftes Pandämonium geraten zu sein.

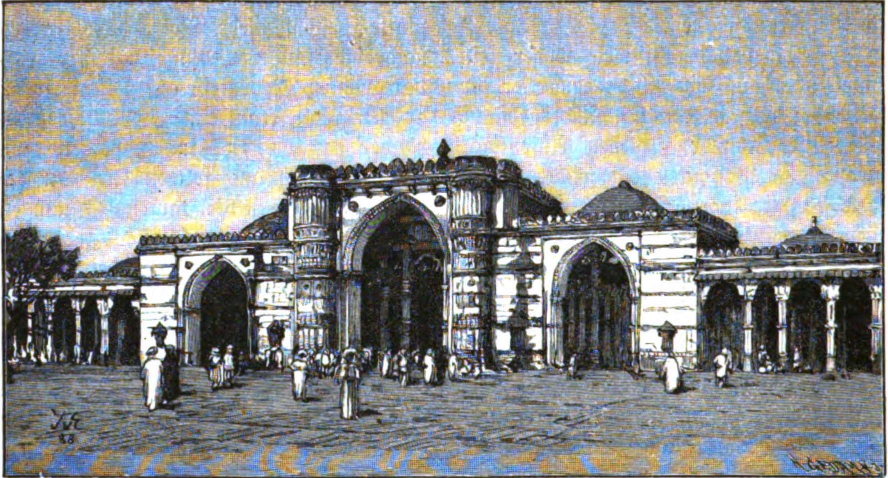
Ahmedabad, die Hauptstadt Gujerats, am Ufer der Sabarmatî gelegen, ist im Jahre 1413 von Ahmed Shah gegründet, dem zweiten Herrscher aus der selbständigen Dynastie der mohammedanischen Könige von Gujerat. Doch beginnt die Blütezeit der Stadt erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, nachdem sie vom Kaiser Akbar erobert und dem großen indischen Reiche einverleibt wurde. Damals nahm der Handel und das Kunstgewerbe von Ahmedabad einen Aufschwung, daß die Stadt eine der reichsten, schönsten und bevölkertsten Indiens wurde; sie zählte in jener Zeit 900000 Einwohner, während sich heute nach den Leiden, welche im vorigen Jahrhundert die verschiedenen Erstürmungen durch die Mahratten, Mohammedaner und Engländer und die Unruhen des beständigen Herrscherwechsels über die Stadt verhängten, die Bevölkerungsziffer auf kaum 120000 beläuft. Davon besteht etwa ein Fünftel aus Mohammedanern, der Rest aus Hindus, die fast durchaus ihrem Glau-

ben nach Jaina sind. Da die europäische Gesellschaft sich auf die kleine Zahl der englischen Beamten und Offiziere beschränkt, ist ein neuer Sahib, wie ich bei meiner ersten Fahrt durch die Stadt merken konnte, eine Art Kuriosität, welcher die Leute nachschauen.

In Ahmedabad existiert weder ein Hotel noch auch ein Absteigequartier für Reisende; nur in dem Bahnhofsgebäude sind zwei Zimmer für den Aufenthalt europäischer Passanten eingerichtet. Ich hatte es mir in einem von diesen so bequem gemacht, als es unter den obwaltenden Umständen möglich war, konnte dasselbe aber nach wenigen Stunden gegen den schönsten Wohnsitz der Stadt vertauschen; denn kaum hatte ich dem Kollektor von Ahmedabad, dem ersten Verwaltungsbeamten des Distrikts, Mr. Boevey, meine Empfehlungen aus Bombay überreicht, als mich derselbe mit der gewinnenden Freundlichkeit, die so viele hochgestellte Engländer auszeichnet, in sein Haus lud. Mein zweitägiger Aufenthalt in Ahmedabad würde sehr viel weniger genußreich gewesen sein, wenn ich die Sehenswürdigkeiten der Stadt nicht unter der Leitung ihres kunstsinnigen und liebenswürdigen Oberhauptes besucht hätte, durch dessen Vermittelung ich auch die Bekanntschaft zahlreicher hervorragender Eingeborenen machte. Von dem Reichtum Ahmedabads an architektonisch interessanten Bauwerken wird man eine Vorstellung gewinnen, wenn ich mitteile, daß die Stadt gegen zweihundert Jaina-Tempel und etwa fünfzig Moscheen enthält. Die Fülle des Schönen, die von der einstigen Pracht eine deutliche Vorstellung erweckt, ist in Ahmedabad so groß, daß man wahre Schmuckkästchen mohammedanischer Baukunst, die zu sehen man in anderen Ländern meilenweit reisen würde, bis jetzt dort so wenig beachtet hat, daß sie — von den bekannten Handbüchern ganz zu schweigen — in keiner offiziellen Liste notiert sind. Der weiße Marmor jener Gegend, der das Material zu den Prachtbauten geliefert hat, ist von den Künstlern bis in das kleinste Detail hinein mit einer Geschicklichkeit und Ausdauer bearbeitet, die in Anbetracht des spröden Steines die höchste Bewunderung verdient. Man stelle sich ein Fenster vor, das aus einer vielleicht tausendfach durchbrochenen Marmorplatte besteht, jede Reihe von Carrés nach einem anderen Muster mit der denkbar größten Accuratesse auf beiden Seiten ausgemeißelt, dann ein quadratisches Gebäude, das bis zu dem kuppelgekrönten Dach lediglich aus solchen Fenstern besteht, durch deren viel tausend Öffnungen das grelle Tageslicht wohlthuend gedämpft, aber doch in voller Klarheit hereinfällt — und man hat die „Perle von Ahmedabad", das Mausoleum der Rânî Sipri, der Lieblingsgemahlin des Gründers der Stadt, vor sich. Ähnliche Proben von pierced marble-work, Wunderwerke der Steinmetzkunst, findet man durch die ganze Stadt verstreut. Vor Rânî Sipris Moschee fesseln den Beschauer nicht nur solche durchbrochene Fenster, sondern auch die Eckpfeiler mit ihren herrlichen Proportionen und mit dem überreichen Schmuck, den der Meißel aus dem Block herausgearbeitet hat, als wäre dieser nicht Marmor, sondern Holz gewesen. Die noch heute in Ahmedabad gepflegte Kunst der Holzschnitzerei ist in der That dort derart zu Hause, daß man auf Schritt und Tritt in den Straßen Erzeugnisse derselben bewundern kann, und gewiß sind nicht selten Muster auf Steinplatten und Marmorsäulen übertragen, die zuerst in Holz ausgeführt wurden.

Die großen berühmten Moscheen, Jum'a Masjid, Shah Alam und wie sie alle heißen, der ungeheure Kankaria-Teich, einer der größten künstlichen Seen in Indien, den man auf einem Damm durchschreitet, um nach einer in der Mitte gelegenen, mit prächtigen Gartenanlagen und dem Sommerhaus eines moslimischen Despoten geschmückten Insel zu gelangen, die zahllosen Affen und Papageien, welche alle diese Stätten beleben, die Büffelherden und beladenen Kamele auf den Straßen — all das zusammen verleiht

Ahmedabad einen so märchenhaften Charakter, daß man dort das Bild einer orientalischen Stadt, wie man es in der Jugend durch die Erzählungen aus tausendund- Plätzen, zu welchen Mr. Boevey mich hinführte, fand dieser mancherlei Unordnungen vor. Viele Eingeborene hatten sich öffentliche Orte zu privaten Zwecken ange-



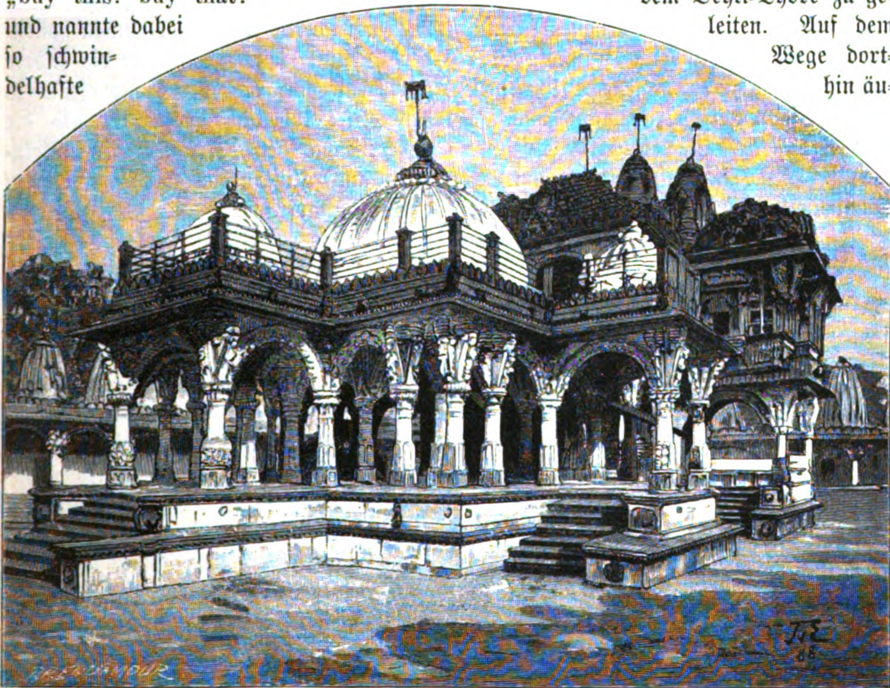
Jum'a Masjid in Ahmedabad.

einer Nacht gewonnen, verkörpert findet. Ich habe in Indien kaum ein so schönes Verhältnis zwischen der Bevölkerung und den Vertretern der englischen Herrschaft wiedergefunden, als dasjenige war, in welchem Mr. Boevey zu dem Volke von Ahmedabad stand. Die Festigkeit des Wesens, gepaart mit großer Freundlichkeit und Milde, schien diesem ausgezeichneten Beamten eine allgemeine Liebe erworben zu haben. Wenn wir an einem volkreichen Platze den Wagen verließen, mit respektvollen Grüßen und Verneigungen von der Menge empfangen, während Mr. Boevey ihr sein freundliches „Bahut Sâlâm" (Viel Friede!) zurief, mit den Nächststehenden harmlose Gespräche anknüpfte und mich erröten machte, indem er von mir erzählte, „Mahâpandit Wilâyet se âyâ", daß „der große Gelehrte aus Europa gekommen sei", dann zeugten nicht allein die Mienen des Volkes, sondern auch die Blumen und Sträuße, welche man uns brachte, von der außerordentlichen Popularität des Kollektor Sahib. An manchen, sonst von Europäern wohl kaum besuchten

eignet, Webereien und sonstige Handwerksstätten waren in unbenutzten Moscheen eingerichtet, arme Familien wohnten und kochten in Mausoleen. Mr. Boevey war entschlossen, diese Zustände abzustellen, doch war mir die Vorsicht bemerkenswert, mit welcher er dabei meinte zu Werke gehen zu müssen; anstatt selbst oder durch seine Polizeiorgane den Befehl zur Räumung dieser Plätze zu geben, sprach er davon, eine dahingehende Verfügung von höherer Stelle zu erwirken, um sich durch diese zu decken.

Unter den Eingeborenen, welche ich in Ahmedabad kennen lernte, war mir ein Jaina-Millionär, Râo Bahâdur Maganbhaî Hathisingh, besonders amüsant. Der Kollektor hatte dem Manne schriftlich mitgeteilt, daß ich seine Bekanntschaft zu machen und den berühmten, von seiner Mutter gestifteten Tempel zu sehen wünsche; daraufhin empfing mich Hathisingh im Beisein seiner Söhne mit untergeschlagenen Beinen vor seinem Hause. Er sprach zwar englisch, überraschte mich aber im übrigen durch die Un-

manierlichkeit seines Wesens, da ich mir von einem Manne, der sich einer so angesehenen Stellung in der Gemeinde der Jaina erfreut, eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte. Nachdem ich mit möglichster Ernsthaftigkeit Hathisinghs Fragen über meine Heimat, ob Königsberg in Wien läge, ob es in Deutschland viele Schulen gäbe, ob noch etwas anderes als Englisch in denselben gelehrt würde u. s. w., zu beantworten gesucht hatte, führte mich der Mann, mit anerkennenswerter Beharrlichkeit auf den Boden spuckend, durch seine Webereien und Holzschneidewerkstätten, in welchen wahre Prachtstücke dieser Techniken, denen die Hathisingh-Familie ihren Reichtum verdankt, zur Schau standen. Als guter Geschäftsmann ließ Hathisingh nicht ab, mich aufzufordern: „buy this! buy that!" und nannte dabei so schwindelhafte Preise, daß meine gesamten Reisegelder nicht ausgereicht haben würden, wenn ich auch nur die Hälfte seiner Offerten acceptiert hätte. Schließlich stieg er bis zu „buy something!" herunter und wollte sich schwer davon überzeugen lassen, daß ich keine Schränke und Teppiche mit mir durch ganz Indien schleppen könne. Der älteste von seinen Söhnen, welcher im Elphinstone-College in Bombay etwas Sanskrit studiert hatte, fragte mich, ob die Religion des Veda, der alten heiligen Litteratur der Brahmanen, die meinige sei, fügte aber gleich hinzu, ich solle nicht glauben, was die Brahmanen sagen, daß der Veda ungeschaffen und von Gott offenbart sei; denn Professor Peterson lehre in Bombay, die Lieder des Veda seien ebensogut wie alle anderen Bücher von Menschen verfaßt. Ich dankte dem gelehrten Jüngling für diese Mitteilung und versprach, sie mir zu nutze zu machen. Darauf wurde ein jüngerer Sohn beauftragt, mich nach dem Familientempel vor dem Dehli-Thore zu geleiten. Auf dem Wege dorthin äußerte der Knabe sein Erstaunen darüber, daß ich ein Sahib sei und doch kein Engländer sein wolle, lehnte aber meine Erklärungen über die Verschiedenheit der europäischen Nationen als nicht wissens-



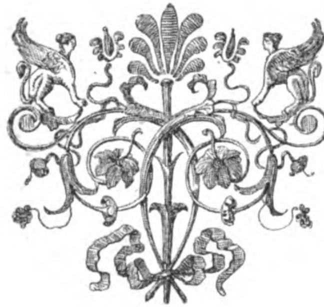
Hathisingh-Tempel in Ahmedabad.

wert mit dem Bemerken ab: „Bei uns wird jedenfalls nur Geschichte Englands gelehrt.“

Der Hathisingh-Tempel, der schönste unter den Jaina-Tempeln von Ahmedabad, macht mit seinem Reichtum an Säulen aus schneeweißem Marmor einen wahrhaft blendenden Eindruck. Die Großmutter meines Führers hatte ihn zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten für 900000 Rupien (= 1800000 Mark) erbauen lassen, von welcher Summe ein großer Teil durch die kostbaren Juwelen verschlungen sein muß, mit denen die Jaina-Bilder im Inneren wahrhaft überladen sind. Vor dem Betreten des Tempels wurde ich aufgefordert, mich auf eine Treppe zu setzen, um mir die Stiefel ausziehen zu lassen — ein Akt, durch welchen ein großer Haufe neugierigen Volkes angelockt wurde, dem meine hohen preußischen Schäftenstiefel eine Karikatur der Fußbekleidung zu sein schienen. Um seinen Respekt zu bezeigen, entblößt man in Indien die Füße und behält das Haupt bedeckt. Wenn ein Eingeborener beim Betreten eines Hauses den Turban abnimmt oder es unterläßt, die Schuhe auszuziehen, beabsichtigt er damit eine arge Beleidigung.

Das Allerheiligste im Mittelpunkte des Tempels war mit ähnlicher Überladung ausgestattet, wie man es nicht selten in katholischen Kirchen anwendet, um Reliquien mit dem nötigen Nimbus zu umgeben. Eine schwere Thür wird langsam geöffnet, Duft von Sandelholz und verbrennenden Räucheressenzen strömt aus dem Inneren heraus, und im Halbdunkel erscheinen den Blicken die vierundzwanzig Jina, von denen nach der Meinung der Jaina dreiundzwanzig in unvordenklichen Zeiten dem historischen Jina, dem gegen 500 v. Chr. in dem Städtchen Pâvâ in Nordindien geborenen Begründer dieser dem Buddhismus sehr ähnlichen Religion, vorangegangen sind: Marmorfiguren in der bekannten hockenden Stellung, eine genau wie die andere aussehend, nur daß der Haupt-Jina in der Mitte erheblich größer ist als die anderen und den Beschauer mit funkelnden, aus glitzerndem Glas gefertigten Augen anstarrt.

(Schluß folgt.)





Charlotte von Schiller.

Von

Ludwig Geiger.

In der Schillerstraße zu Weimar, die früher Esplanade genannt wurde und, ehedem nur auf einer Seite bebaut, den Blick ins Freie und Grüne schweifen ließ, steht ein mäßig großes Haus; vier Fenster des ersten Stocks gewähren die Aussicht auf eine ruhige, ziemlich breite Straße; sie bieten noch heute dem Besucher durch ihre Anordnung und ihre Möbel den Anblick dar, welchen diejenigen empfingen, die Charlotte v. Schiller zur Zeit ihrer Ehe und während ihrer Witwenschaft zu besuchen kamen. Noch heute das alte Spinett und eine altersschwache Zither, denen Charlottes kunstgeübte Finger holde Töne zu entlocken vermochten, der runde Tisch vor dem Sofa, steife, nicht zur Ruhe einladende Stühle, der Arbeitstisch, an welchem sitzend Schiller unsterbliche Werke schuf, das Bett, auf dem er nach langen Leidensjahren den letzten Seufzer ausgehaucht. Ein Schauer wehmütigen Gedenkens, schmerzlicher Erinnerung ergreift uns beim Betreten dieser Räume: es ist alles so klein und eng, so armselig und unbequem; wer aber zu jener Zeit das Haus betrat, der merkte nichts von Armseligkeit, nichts von Unbequemlichkeit: das Abbild des Glückes, das er vor sich gesehen, verließ ihn nie, und ein Strahl des Geistes, der von Schiller ausging, verklärte auch ihn.

Wenige Jahre vor seinem Tode zog Schiller in dies Haus; es hatte lange gedauert, bis er nach mannigfachem Herumirren den Segen einer geordneten Häuslichkeit erwarb. Aber auch die wahre Liebe hatte er erst kennen gelernt, als er Charlotte fand. Nach seiner ungesunden Neigung zu Laura, welche jene überschwenglichen lyrischen Produkte zeitigte, die noch heute nur das Entzücken unreifer Jünglinge und schwärmerischer Jungfrauen ausmachen, war er in die Bande der Charlotte v. Kalb verstrickt gewesen und hatte mit ihr seine Sturm- und Drangperiode durchgemacht. Damals hatte er die „Freigeisterei der Leidenschaft" besungen, hatte wie ein Knabe nach verbotenen Früchten verlangt und wie ein Thor an den Gesetzen zu rütteln versucht, welche ihm den Besitz der Geliebten verwehrten, hatte sich in ohnmächtigen Anstrengungen verzehrt und war an sich und der Welt irre geworden.

Aus dieser unbehaglichen, entnervenden Stimmung wurde er durch einen Brief zweier Freundespaare gerissen, der ihn veranlaßte, seinen Wohnsitz von Mannheim nach Dresden zu verlegen, und der ihn statt unwahrer Liebe wahre Freundschaft kosten ließ. Einer dieser Briefschreiber, Chr. G. Körner, wurde sein intimer Freund und ein Berater der Seinigen; der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner ist eine der wichtigsten Quellen zur Erkenntnis von Schillers äußerem und innerem Leben.

Körner war „ein Mensch, auf den man

sich ganz verlassen kann", ein pflichttreuer Beamter, ein zärtlicher Vater, ein aufopfernder Freund, ein vielseitiger reicher Geist, „er hatte," wie Schiller ihn einmal charakterisierte, „ein freies, kühnes, philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Fehler und Tugenden anderer und ein ängstliches für sich selbst". Die ganze Familie schien zum Glück geboren, und jeder hatte ein besonderes Leid zu tragen; nach dem frühen Tode der beiden Kinder schrieb Dora Stock, Körners Schwägerin: „Wir leben, weil Gott es will, aber wir leben um unseren Schmerz." Körner wurde Schillers Gewissen und sein bester Ratgeber; er, der infolge langsamer Arbeit und ewiger Störungen nur wenige kleine Aufsätze zu stande brachte, war der ästhetisch gebildetste Kritiker und der beständige Ansporner zu eifriger Thätigkeit; er, der aus seinem eigenen beglückten Familienleben heraus auch andere glücklich zu sehen wünschte, wurde Schillers Berater und Vertrauter. An ihn schrieb Schiller kurze Zeit, nachdem er sich in Jena angesiedelt hatte, einen Brief, der zu seinen merkwürdigsten Geistesprodukten gehört: eine Revision seiner Geistesthätigkeit, seines Gesamtzustandes, ein Ausruf der Verzweiflung und der Klage, daß er keine Dichterkraft mehr in sich spüre, der traurigen Resignation, nun als Lohnschreiber sein Brot zu verdienen. Nur eines könne ihn retten: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das einzige, was ich jetzt noch hoffe."

Der Brief ist vom 7. Januar 1788; einen Monat vorher, am 6. Dezember 1787, hatte er in ihrem Hause zu Rudolstadt Charlotte v. Lengefeld gesehen. Er war in Begleitung des jenem Hause nahe verwandten Wilhelm v. Wolzogen widerwillig dorthin gegangen; der erste Eindruck, den er empfing, war entscheidend.

Charlotte ist die Tochter wackerer Eltern. Der Vater Karl Christoph (geb. 1715, gest. 1775), Oberforstmeister, tüchtig in seinem Fache, praktisch und theoretisch thätig, durch mehrere Berufungen ausgezeichnet und in einer Unterredung mit Friedrich d. Gr. durch das anerkennende Wort geehrt: „Er versteht es." Er verheiratete sich spät, mußte, nachdem er schon 1744 einen Schlaganfall gehabt, lange leiden, blieb aber stets heiter und angeregt, ein freundlicher Gefährte der Seinigen, denen er keine Stütze sein konnte. Die Mutter, Luise Juliane geb. v. Wurmb, war am 27. Juli 1743 geboren und starb hochbetagt am 11. Dezember 1823. Sie hatte, kaum achtzehnjährig, die Ehe mit einem Manne geschlossen, der ihr Vater hätte sein können, genoß daher eine neue Jugend mit ihren Töchtern. Sie war eine ruhelose Natur, aber sie wußte, daß eifrige Thätigkeit sie ihre Kränklichkeit vergessen machte und ihr Ruhe des Gemütes verschaffte; gern nahm sie daher, als ihre Töchter herangewachsen waren, die Stelle einer Prinzessinnen-Erzieherin und später die einer Oberhofmeisterin am Rudolstädter Hofe an. Sie liebte den Hof und bewegte sich gern in höfischen Kreisen; sie war stolz auf ihren Adel und konnte es schwer über sich gewinnen, eine ihrer Töchter einem Bürgerlichen zur Frau zu geben. Sie hatte Freude an klatschhaftem Gespräch, war nicht frei von kleinlichen Schwächen, sie war abergläubisch, frömmelte ein wenig, so daß sie nicht selten wegen ihres „Vorsehungsglaubens" bespöttelt wurde und ihrer Tochter Karoline die Bemerkung entlockte: „Wenn die chère mère" — so wurde Frau v. Lengefeld im Kreise der Vertrauten genannt — „nichts zu

thun hat, muß sie sich mit Beten amüsieren." Aber sie besaß Charakter und Liebe, sie ließ sich von Grundsätzen strenger Moral leiten und zürnte, wenn dieselben verletzt wurden; sie wünschte nichts sehnlicher als das Glück ihrer Kinder. Als sie ihre Einwilligung zur Verbindung Schillers mit Charlotte gab, schrieb sie ersterem, „meinem guten, lieben Schiller", daß sie ihm ihr Liebstes und Bestes anvertraue, was sie besitze. Sie erwies sich den Vermählten stets hilfreich mit Wort und That und erntete für ihre Liebe reichen Dank. Denn es ist keine Phrase, wenn Schiller ihr einmal schreibt: „Ich ehre Ihr Gefühl, es ist zart und wahr, und wenn ich Sie rühren kann, so bin ich mit meiner Arbeit zufrieden", und wenn er von Weimar aus nach den schlimmen letzten in Jena zugebrachten Wochen seinen Dank in die Worte zusammenfaßte: „Ich werde es mein Lebtag nie vergessen, wie viel Sie uns allen und mir besonders gewesen sind, und wie man einander eigentlich nur im Unglück erst kennen lernt; so hat diese schreckliche Zeit auch für mich das Gute gehabt, daß ich es in seinem ganzen Umfang fühlen konnte, was wir in unserer chère mère besitzen." Würdiger aber als Karoline sprach Charlotte von dem „kindlich reinen schönen Gemüt" der Mutter und rühmte sie als eine, die „alles zurechtlegen und zum besten kehren wolle". Sie wußte sich auch in widrige Lage zu fügen, sie besaß Talent, Freundin und Genossin ihrer Töchter zu bleiben; sie erhielt sich jung bis in ihr hohes Alter, so daß sie noch zuletzt von Wilhelm v. Humboldt gerühmt wurde als „lebensfrisch, teilnehmend an den Freuden und Leiden anderer".

Von solchen Eltern wurde Charlotte am 22. November 1766 geboren. Sie verlor früh ihren Vater, dessen Liebling sie war, dessen letzte Jahre sie durch Zärtlichkeit und munteres Geplauder verklärt und von dem sie köstlichere Gaben als Schätze, Heiterkeit und Genügsamkeit geerbt hatte. Die Mutter, nun einzige Erzieherin, suchte die Tochter in die Laufbahn zu leiten, in der sie sich selbst glücklich fühlte, sie zu einer Stellung am Hofe fähig zu machen. Zu diesem Zwecke unternahm sie mit ihr eine Reise in die französische Schweiz, wo Charlotte Französisch, die Sprache des Hofes, sich aneignen sollte. Der Zweck wurde erfüllt, die Sprache erlernt, zugleich aber der Natursinn des jungen Mädchens erweckt und ihre Lust erregt, das Bedeutende zu bewundern, die Größen der Vergangenheit und Gegenwart anzustaunen. Sie lernte Lavater kennen und wie die meisten Zeitgenossen, die unter dem Zauber seines Wesens standen, ihn verehren; sie nannte ihn einen Engel und vermochte sich nicht zu denken, daß es Menschen geben könne, die seiner spotten; sie schwärmte in Vevey, einem Orte, „den jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rousseauschen Dichtung erblickt". Durch die Erinnerung an Rousseausche Dichtung wurde vielleicht in ihr auch „die erste Liebe" erregt, der sie in folgenden echt mädchenhaften Versen Ausdruck gab:


Charlotte v. Lengefeld im Jahre 1784.

O, wie oft erwacht in meinem Herzen
Liebevoll dein Bild!
Statt der Freuden fühl ich bittre Schmerzen
Und mit Sehnsucht meine Brust erfüllt.

Jener Stunde dacht ich weinend immer,
Da ich einst dich fand,
Dachte dein beim sanften Abendschimmer
Oft an meines blauen Flusses Strand.

Endlich heilte meiner Liebe Wunden
Die wohlthät'ge Zeit,
Und mein Herz hat wieder Ruh gefunden,
Aber, glaube, nicht Vergessenheit.

Jedoch das Vergessen stellte sich bald ein trotz der pomphaften Versicherung des

Gegenteils. Denn als sie zur Heimat zurückgekehrt war und in Weimar lebte, eine Hofstellung erwartend, zeichnete sie unter manchen Bewerbern, in deren Zahl sich auch Knebel befand, den jungen schottischen Kapitän Heron aus, der ihr eine zarte Neigung entgegenbrachte. Vor seiner Abreise hatte er ihr einen Brief geschrieben, in welchem er den Eindruck bekundete, den sie auf ihn gemacht, in Rücksicht auf seine unsichere Stellung aber auf weitere Ansprüche verzichtete; 1788 richtete er aus Madera an seinen Nebenbuhler und Leidensgenossen Knebel ein Schreiben, in welchem er nicht mit Unrecht die Verse der Herderschen Romanze auf sich anwandte:

Und zum Schlusse dieses Festes
Kosten wir ein Glas Madera,
Süß und traurig, zum Gedächtnis
Aller unglücksel'gen Liebe.

Nicht mit Unrecht, denn vielleicht zu derselben Zeit, in welcher er diese Verse niederschrieb, erhielt Charlotte einen Brief, in welchem die Worte vorkamen: „Wie beneide ich Ihre Familie und alles, was um Sie sein darf. Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edlen Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten! Man sollte lieber nie zusammengeraten oder nie mehr getrennt werden!"

Der Schreiber dieser Worte war Schiller, der in ihnen den Eindruck zusammenfaßte, den er bei seinem ersten Besuche in Rudolstadt empfangen hatte, wo ihm Charlotte sicherer und erquicklicher, in passenderem Rahmen und in wirkungsvollerer Umgebung als in Weimar entgegengetreten war. Versuchen wir ihr Bild zu zeichnen.

Charlotte war eine anmutige Erscheinung, keine blendende Schönheit. Wir besitzen Bilder aus ihrer Jugendzeit, sie zeigen ein liebliches, anziehendes Gesicht, einen schönen Mund, der zu schmollen wußte — „unnachahmliches Schmollen" schreibt eine Freundin ihr zu — glänzende Augen, das Antlitz umrahmt von einer Fülle blonder Locken. Charlotte war still; sie mußte von ihrer lebhafteren Schwester stets zum Sprechen angeregt werden; aber wenn sie sich an der Unterhaltung beteiligte, so bethätigte sie zwei Eigenschaften, die ihr bald die Herzen gewannen: sie verstand zu fragen und zu hören.

Durch solches Wesen gehörte sie zu den Frauen, denen gegenüber man nicht leidenschaftliches Verlangen empfindet, sondern Vertrauen und geschwisterliche Zuneigung; dem feurigen Liebhaber mochte sie kalt und teilnahmlos erscheinen; dem hingebenden Freunde und noch mehr der bekenntnislustigen Freundin war sie eine aufmerksame Beichtigerin, stets bereit mit freundlichem Zuspruch.

Was sie sprach, zeugte von Thätigkeit und Verstand; sie las gern und viel; als Mädchen, Frau und Witwe widmete sie einen bestimmten Teil des Tages vielseitiger Lektüre: „Ich könnte wochenlang leben," meint sie einmal, „ohne Lebende zu sehen, wenn mir die Blüten ihres Geistes in ihren Schriften nur blieben." Aber auch in der Auswahl ihrer Lektüre zeigte sie die Fähigkeit des Anschmiegens, die in ihrem Wesen tief begründet war. Sie hatte unter den Schriftstellern keine Lieblinge, sondern wählte diejenigen, zu denen ihre Freunde sich hingezogen fühlten. So war es Schiller, der, als er ihr zuerst entgegentrat, sich mit historischen Dingen beschäftigte, leicht, sie für Geschichte zu interessieren. Sie las Montesquieu, dessen philosophischen Tiefblick sie bewunderte, Johannes v. Müllers Schweizergeschichte, dessen Bewunderung für die landschaftliche Schönheit seiner Heimat und für die Sitteneinfalt und Tapferkeit ihrer Bewohner sie mitempfand; sie bildete ihr Urteil an den Alten, unter denen sie Plutarch mit besonderem Vergnügen las, dergestalt, daß sie Schiller zu einer Darstellung der großen Männer des Altertums nach Art jenes Historikers veranlassen wollte und daß sie ihn, den Alten, über Friedrich den Großen stellte, trotz aller

sonstigen Verehrung des großen Königs, dessen historische Schriften denen des antiken Schriftstellers gegenüber sie bezeichnete als „einen Garten mit verschnittenen Alleen und Bäumen gegen einen schönen Hochwald“. Sie bildete an diesen Schriften ihr Urteil, denn sie begnügte sich nicht, die mitgeteilten Thatsachen in sich aufzunehmen, sondern suchte dieselben in eigenartiger Weise zu betrachten und sprach ihr Urteil entschieden, aber ohne Heftigkeit aus.

Geringere Neigung als der Geschichte schenkte sie der Philosophie. Schon vor der Bekanntschaft mit Schiller hatte sie philosophische Schriften gelesen; durch Schiller wurde ihre Neigung und Lektüre auf ein bestimmtes Ziel gelenkt; von ihm veranlaßt studierte sie Kant und hatte bald einmal Gelegenheit, für den von ihr Gelesenen und schnell Bewunderten einen Kampf zu bestehen.

Mehr aber als der Geschichte und Philosophie war der Poesie ihre Teilnahme gewidmet. Nach Schillers Tode schrieb sie einmal, daß sie ihm um so besser habe folgen können, je mehr er sich in seinen späteren Jahren mit poetischen Produktionen beschäftigt habe; in ihrer Jugend, so bekannte sie später, verschlang sie Romane und versuchte als Mädchen und noch als Frau mit keuschem Sinn, mit leichtem, wenn auch nicht sehr vielseitigem Talent das Gelesene nachzudichten, Fremdsprachliches zu übersetzen, kleine Erzählungen eigener Erfindung aufzuschreiben, litterarische Arbeiten, die Schiller später zum Druck beförderte und einer Verbesserung für wert hielt.

Solche litterarische Thätigkeit gehörte jedoch den Nebenstunden an; „den Strickstrumpf vergesse ich darüber nicht, der immer meine Hände mitbeschäftigt,“ bemerkt sie gelegentlich; sie selbst wäre sicherlich die letzte gewesen, die den Namen einer Schriftstellerin für sich beansprucht hätte. Obwohl sie einmal als Forderung für sich aufstellte: „Zur Ruhe und Heiterkeit meiner Seele ist mir Einsamkeit und Beschäftigung nötig“, so wollte sie sich doch keineswegs in ihr Gelehrtenstübchen zurückziehen, sondern war bereit, vereint mit den anderen ihr Leben zu genießen. Sie beteiligte sich daher ohne Unwillen an dem Leben des Hofes, an dem sie aufgewachsen war, bewegte sich mit Anmut in den feinen kleinen, wohl auch kleinlichen Kreisen, taugte freilich, wie sie selbst bekennt, nicht für die großen Gesellschaften, sondern fühlte sich in ihnen leer und arm; verschmähte aber nicht die geselligen Vergnügungen und den Tanz und zog sich durch solche unschuldige Mädchenneigungen wohl eine moralische Abhandlung des Freundes und, wie böse Zungen behaupten, später eine Abkanzelung des strengen Eheherrn zu.

Doch so gern sie an den Vergnügungen des Winters teilnahm, so jubelte sie, wenn der Frühling kam; auf dem Lande erzogen, mit der Natur vertraut, mochte sie das Grün der Wiesen, die bewaldeten Berge, die Saale, welche die Thäler durchströmte, nicht missen; sie konnte in dem städtischen flachen Weimar ihr ländliches von Bergen umsäumtes Rudolstadt nicht vergessen; als Blumenfreundin pflegt sie die lieblichen Kinder der Natur im Garten und im Zimmer, sendet sie den Freunden und freut sich des Zusammenlebens mit ihnen durch solche lebendige Angedenken.

Die Natur ist ihr die einzige beständige Freude und Freundin, da alle anderen vom Schicksal weggenommen werden können; „mich könnte,“ sagt sie einmal, „nichts so ganz niederschlagen, solange ich das Gefühl für die Natur behalte.“ Und an einer anderen Stelle schreibt sie: „Die Natur ist die treueste Freundin und ein Symbol des höchsten innigsten Lebens. Wenn ihre Stürme, ihre Verheerungen die Werke der Menschen zerstören, so führt sie doch zur Harmonie in sich selbst, und indem sie ihren ewigen Gesetzen treu bleibt, bleibt sie es auch dem Gemüt, das sie zu fassen strebt.“

Durch die Natur wurden fromme Gedanken in ihr erregt. Gottes Werk näherte sie dem Schöpfer. Charlotte gehörte zu

jener Zeit, da starre Gläubigkeit und possenhafte Ungläubigkeit einander gegenüberstanden, zu der nicht eben großen Schar derjenigen, welche die Religion als eine Gefühlssache betrachten, welche glauben, weil sie durch ein inneres Bedürfnis dazu gedrängt werden, welche aber ungern Worte darüber machen und schalkhaft spötteln über diejenigen, welche „die Vorsehung" beständig im Munde führen. Sie war gläubig aus innerer Empfindung heraus, nicht etwa durch körperliche Hinfälligkeit oder schwere Schicksalsschläge zum Bekennen Gottes gedrängt; sie war gläubig, aber deswegen nicht begierig, einem anderen ihre Überzeugung aufzuzwingen und das Bekenntnis des anderen herabzusetzen; in ihren Glauben mischte sich ein wenig Schwärmerei, Ahnungen, abergläubische Ideen, aber alles mit einem kindlich-naiven Anstrich, der den Andersdenkenden nicht verletzt.

Sie glaubte an Gott, aber sie vertraute ihm auch mit heiterem frohem Mut; ihr sicheres Vertrauen hielt sie selbst in den trübsten Tagen ihres Lebens aufrecht und machte sie stark. Als Schiller in einem Briefe über das rauhe Klima klagte, rühmte Charlotte ihm gegenüber „die Widerstandskraft, die solche Hemmnisse erwecken". Sie sieht wohl nach den Sternen, aber nur aus Wißbegierde, nicht aus Sehnsucht: „Die Welten da droben," so ruft sie aus, „die ich nicht kenne, verleiden mir die, wo ich bin, gar nicht; es ist viel Gutes drin."

Denn sie ist ein Weltkind, mitten im Leben stehend, das Leben genießend und den Menschen ein Wohlgefallen. Neidlos, gut, offen und natürlich schenkte sie Liebe und erwarb sich Vertrauen; „dein Herz ist groß und kann viel Liebe geben," hat Wilhelm v. Wolzogen einmal zu ihr gesagt. Und Wilhelm v. Humboldt erinnerte sie an ein Geschichtchen, „an sich nicht bedeutend," wie er selbst gesteht, „aber der Ton war so innig und herzlich, daß er mir noch vorschwebt. Es war in eurer Eßstube, den Abend nach Tisch am Fenster, es war die Rede davon, ob du wohl, um einem zu helfen, in der strengen Kälte nach Erfurt zu Fuße gehen wolltest, und da wir dir sagten, du hieltest es nicht aus, da sagtest du mit dem Tone, den ich noch höre: Ich versuchte es doch." Diese Güte war der Grundzug ihres Wesens. Als Schiller für die Griechin im „Geisterseher" von ihr das Porträt einer Schönheit verlangte, die nur durch Antlitz und Gestalt, nicht aber durch ihre Seele den Beschauer bezauberte, da erwiderte sie, daß sie sich Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht denken könne ohne innere Wahrheit und Güte. Und als eine Freundin in einem Roman die Worte las: „Ich habe noch niemanden vergessen," da trat Charlottes Bild ihr lebendig vor die Seele.

Sie verstand zu lieben, aber sie verstand auch zu hassen. Denn sie haßte den Feigen, der sich selbst zum Knecht herabwürdigte, und den Tyrannen, der gern über Unfreie gebot. Deshalb mochte sie an einem Hofe nur dann leben, wenn ihr die Menschen daselbst wegen ihres Wertes gefielen, nicht aber bloß durch ihre Stellung imponierten; deshalb jubelte sie, als sie, fast ein Kind noch, aus den kleinlichen Verhältnissen des damaligen Deutschland heraustretend, in der Schweiz freie Bürger sah; deshalb klagte sie, als Deutschland das schwere Joch Napoleons zu tragen hatte, und frohlockte, als deutscher Heldenmut die Befreiung errang.

Mit solchen Eigenschaften ausgestattet trat sie Schiller entgegen; er, der schnell Entzündliche, war vom ersten Augenblicke an entflammt. Aber wenn sonst seine schnell erregte Glut ebenso schnell verrauchte, so wurde diese zum nährenden, sein Leben erhellenden Feuer. Es hat sich ein Albumblatt erhalten, ziemlich aus dem Beginn der Bekanntschaft, 3. April 1788, das die hold erblühte Neigung poetisch verklärt. Auf diese stille Erklärung folgte, bis zur Hochzeit, ein eifrig geführter Briefwechsel, der noch heute verdient gelesen zu werden; Emilie v. Gleichen-Rußwurm, die Tochter des edlen Paares, hat denselben 1856 unter dem Titel

„Schiller und Lotte" zum erstenmal herausgegeben. Es ist ein anmutiges Werk, das der Herausgeberin Ehre macht und das Paar verklärt, das es zu Worte kommen läßt; es zeigt die würdigste schönste Mischung von Freundschaft und Liebe, aber keine Verzweiflung und Leidenschaft. Goethes Liebesbriefe gleichen manchmal dem tosenden überstürzenden Bach, der in seiner Hast, zum Ziele zu gelangen, alles mit sich fortreißt, aus seinen Ufern tretrend, das Land überschwemmend, als Beherrscher des Erdreichs dahinzieht und majestätisch in gewaltigem Strom seine Wellen dahinbrausen läßt. Schillers und Lottes Liebesbriefe gleichen einem klaren See, von milden Lüften bewegt, von warmer Sonne bestrahlt, an dessen Ufern holde Blumen und Früchte wachsen, einladend zum Verweilen, einladend zum Genuß; dort die entfesselte Gewalt eines von heftiger Glut entzündeten Herzens, titanische Kraft, die auch den Himmel stürmen zu können meint und mitleidslos wie jene aus dem Himmel zur Hölle herabschleudert; hier die friedliche Ruhe reiner Seelen, der schöne Gleichklang edler Geister: kein Mißton stört die herrliche Melodie. Beide sind so einig in ihren Empfindungen, ja in ihren Ausdrücken, daß zwei Briefe, der eine aus Weimar, der andere aus Rudolstadt, beide vom 26. Januar 1789, mit denselben Worten beginnen; Lotte schreibt: „Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zusammengefühlt," und Schiller: „Heute habe ich mich zum erstenmal wieder der Natur gefreut." Mit einem Gefühl unnennbaren Behagens durchlesen wir diese Blätter; wir fühlen alsbald: hier sind Menschen, die füreinander geschaffen sind, denen nichts hindernd in den Weg zu treten, die nichts zu trennen vermag. Freundschaftsworte wechseln mit Ausdrücken zärtlicher Liebe, die Angelegenheiten der Litteratur werden behandelt, Bücher werden geliehen und zurückgegeben, freundliche Worte des Dankes und eingehende Besprechungen ausgetauscht, die kleinen Vorgänge des Hauses ebenso wie die großen Ereignisse der Zeit besprochen.

Am 3. August 1789 fand in Lauchstädt die Verlobung statt, nachdem der intime Briefwechsel schon länger als ein Jahr das Paar geeint hatte. Niemals wurde der Bund gestört, niemals das gegenseitige Vertrauen erschüttert, und doch waren zwei Veranlassungen gewesen, die minder starke Gemüter zum Straucheln oder Fallen gebracht hätten.

Die eine war die Erinnerung an die Vergangenheit. Schiller bekannte die Fehler seiner stürmischen, etwas leichtsinnigen Jugend. Es war die Rede davon, daß das junge Paar, da Schiller durchaus nicht in Jena bleiben wollte, nach Mannheim zöge, aber Schiller verwarf den Gedanken, weil er die Geliebte sonst auf den Schauplatz hätte führen müssen, wo er „mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgewandelt". Und als wollte diese miserable Leidenschaft sich in ihrem ganzen Elend zeigen, kam an Charlotte ein anonymer Brief, der als Erzeugnis der sich als treulos Verlassene gerierenden Charlotte v. Kalb galt, in welchem der arglosen Braut thörichte Warnungen ins Ohr geraunt wurden.

Die andere war die verzwickte Lage der Gegenwart. Man hat Schillers Verhältnis wohl eine Doppelbrautschaft genannt. Denn neben der ruhigen sinnigen Charlotte stand ihre ältere, lebhafte und leidenschaftliche Schwester Karoline, die dem Alter nach, durch die Lebhaftigkeit ihres Temperaments und ihre litterarischen Neigungen trefflich zu Schiller paßte, die, unbefriedigt in ihrer Ehe mit einem Herrn v. Beulwitz, ketzerische Ansichten über Eheleben hegte und aussprach, eine Seelengemeinschaft mit einem Freunde, der nicht ihr Gatte war, träumte und etwa wie Goethes Stella oder andere leibhaftigere greifbarere Vorbilder jener Zeit eine Ehe zu dreien zu führen keineswegs als ein Verbrechen betrachtete. Wenn Schiller, selbst ein Phantast, das phantastische Weib „Engel" nannte, seine Briefe an beide Schwestern zugleich richtete, so mochte Charlotte von bangen Ahnungen ergriffen und von Zweifeln an sich und

dem Glücke ihrer Zukunft erfüllt werden. Diese Zweifel spricht sie oft in schlichten, rührenden Worten aus, z. B. in dem Briefe vom 3. Januar 1790: „Es werden noch ruhige Tage kommen, wo ich dir, hoffe ich, das Gefühl meiner Liebe recht klar, recht fühlbar machen kann. Es könnte mich oft drücken, wenn ich nicht den unwandelbaren Glauben an deine Liebe in meiner Seele trüge, daß ich so wenig dir sagen, ausdrücken kann, wie mein Herz dich umschließt, mein Geliebter, und ich könnte zuweilen deswegen fürchten, daß dein Herz meine Liebe nicht so heiß auffassen könnte, wie ich sie dir möchte fühlbar machen.“ Aber diese Zweifel, die sich manchmal geradezu zur Entsagungsmanie steigerten, wurden durch Schillers zärtliche Worte, besonders auch durch den zärtlichen Zuspruch einer Freundin Karoline v. Dachröden, die später Wilhelm v. Humboldts Gattin wurde, zerstreut, sie lernte ihren inneren Wert erkennen und den unversiegbaren Schatz echten Glücks, welchen sie ihrem Gatten bot.

Und so hinderten die Erinnerung an die Vergangenheit und die peinlichen Zweifel der Gegenwart nicht die Entwickelung einer schönen Zukunft. Es dauerte nicht lange, so wurde auch der Widerstand der chère mère besiegt, teils durch die Aussichten, welche der Koadjutor Dalberg Schiller machte, teils durch das freilich winzige Gehalt, welches Goethe für Schiller vom Herzog Karl August erwirkte. Im Dezember 1789 traf die Zustimmung der Frau v. Lengefeld ein, am 22. Februar 1790 fand in Wenigenjena, still und einfach, vor wenig Zeugen, in einem unscheinbaren Kirchlein eines kleinen Dorfes, die Trauung statt.

Unmittelbar nach der Hochzeit begaben sich Schiller und Lotte nach Jena, wo doch Schillers eben befestigter Professur wegen der Aufenthalt genommen werden mußte.

Die Ehe war eine voll glückliche. Sie wurde weder durch Eifersucht noch durch Schmerzen gestört, die Gatte der Gattin bereitete; die Sorgen, welche durch Krankheiten und äußere Unfälle verschiedener Art bereitet wurden, verbitterten den beiden nicht das Zusammenleben, sondern stärkten ihre Liebe und festigten das Band, welches sie umschloß. Ihr Glück wurde erhöht durch ihre Kinder, von denen vier, zwei Söhne und zwei Töchter, am Leben blieben. Weder Schiller noch Lotte sind expansive, wortreiche, äußere Naturen, die von ihrem Innenleben viel reden und die Welt zum Zeugen nehmen müssen ihres häuslichen und innerlichen Wohlbehagens; dem Freunde aber, welchem Schiller sein Unbehagen, sein Leid geschildert hatte, drückte er nun in freudigster Weise sein Behagen aus: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin.“ Schiller ist kein lyrischer Dichter, er drückte daher nicht, wie Goethe es that, sein Glück in Versen aus, aber es ist gewiß kein Zufall, daß er von nun an in seinen Dramen nicht mehr ungesunde, schwärmerische Wesen, sondern gesunde, tüchtige Hausfrauen schilderte, die frei von Hausbackenheit und Pedanterie ihrer Pflicht leben und Freude und Behagen um sich verbreiten. Wir suchen bei ihm nicht, wie bei Goethe, die Modelle, nach denen er arbeitete, aber wir mögen uns denken, daß die Amanda, an die er „das weibliche Ideal“ richtete, die pflichtmäßig Geliebte und die Liebenswerte, seine Gattin ist und daß für sie folgende Verse bestimmt sind, die wirklich völlig auf sie passen:

Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Nicht Schillers Leben und Schaffen ist zu erzählen, aber von seinem Hause ist zu reden, denn das Haus bedeutet die Frau. Jung, lebenslustig, gesund, wie

die Hausfrau war, liebte sie die Geselligkeit; auch Schiller war dem Gespräche mit Freunden nicht abgeneigt, das die Arbeit wohlthätig unterbrach und frische Kraft zu erneuter Thätigkeit geben sollte. Aus diesem Grunde entschlossen sich beide, junge Leute an ihrem Mittagstische teilnehmen zu lassen, und sie hatten das Glück, unter diesen jungen Männern solche zu finden, die nicht bloß Gefährten für die kurze Essenszeit, sondern treue sorgsame Freunde fürs Leben wurden.

Von diesen, unter denen sich klangvolle Namen befinden, z. B. der Historiker Fichard und der Philosoph Niethammer, schlossen sich zwei besonders eng an Charlotte an und führten jahrelang einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihr: Bartholomäus Ludwig Fischenich und Fritz v. Stein.

Fischenich (1768 bis 1831) wurde ein vortrefflicher hochgestellter Jurist, er war ein herzlicher Mensch, ein treuer Freund, ein guter Sohn, der sich noch im späten Alter mit Innigkeit des seelenvollen Ausdrucks erinnerte, mit dem seine Mutter ihm das „Vaterunser" vorgesprochen hatte. „Es war ihm Ernst um die Wissenschaft und das Gute", mit diesen kurzen Worten hat ihn Schiller treffend charakterisiert. Er war Professor in Bonn, dann Richter in den Rheinlanden, später in Berlin; überall bewährte er Patriotismus und Charakter. Er wußte es zu hindern, daß die Bonner Professoren noch vor der definitiven Entscheidung über die Zukunft des kölnischen Landes den von den Franzosen verlangten Huldigungseid schwuren; er verlor selbst in der Zeit allgemeiner Kopflosigkeit und jäher Fahnenflucht auch der Standhaften nicht sein deutsches Bewußtsein; er war einer der ersten, die nach Verdrängung der Franzosen, welche er stets gründlich gehaßt hatte, sich den Deutschen zuwandte. Mit Schiller hatte ihn die gemeinschaftliche Verehrung für Kant verbunden; demgemäß wünschte er, da er hörte, Schiller arbeite an einem Drama, „daß er einmal das Ideal eines sittlichen Mannes nach Kantischen Grundsätzen, den Triumph der Moralität über die Klugheit darstellte und diesen herrlichen Anblick durch die verschiedenen Gradationen der menschlichen Handelsweise kontrastierte". Mit Charlotte kam er bald in jenen heiteren neckischen Umgangston, der gebildeten jungen Männern gleichalterigen verheirateten Frauen gegenüber so wohl thut und so wohl ansteht, besonders wenn er nur eine Folge wahrhafter Schätzung der Persönlichkeit des anderen ist. Aber es blieb nicht bei heiteren Neckereien, Fischenich wurde vielmehr der treue Berater der Witwe, ihr Sohn, wie sie ihn wohl scherzhaft genannt hatte, ein Bruder der verwaisten Schillerschen Kinder, der in geschäftlichen Angelegenheiten der Frau, in den Berufssorgen der Söhne Rat spendete und mit schneller hilfreicher That beistand und die liebevolle Weise, mit der er der jungen Frau entgegengetreten war, auch der alternden gegenüber immer bewährte.

Fritz v. Stein (1773 bis 1844) hieß, obwohl er seinem Alter nach eher denn Fischenich als Sohn hätte bezeichnet werden können, „das Brüderchen". Schon als Knabe hatte er mit Charlotte, die freilich damals schon ein erwachsenes junges Mädchen war, gespielt, und erinnerte sie später „an die Zwetschenbäume, an denen sie ihre Entsagung üben wollte"; als Jüngling behielt er den kameradschaftlichen Ton bei, der niemals in Leichtfertigkeit umschlug, sondern von Liebe und Achtung für beide Gatten erfüllt war, dermaßen, daß er entzückt in die Worte ausbrach: „Eine Frage ist es, ob es mir wieder irgendwo so wohl geht." Auch an ihm bewährte sich ein Schillersches Wort: „Für den Stein stehe ich, daß er glücklich wird in der Welt." Nicht glücklich in dem gemeinen Sinne, daß ihm Freude überall entgegenkam und Schätze von allen Seiten winkten, sondern in dem Sinne, daß er überall, auch in der Fremde, die er niemals überwand — „Wieviel entbehrt, wer, wie ich, sein Vaterland verlassen hat," klagte er — in höchstem Maße seine Pflicht that, in Erfüllung die-

ser Pflicht Genüge fand und durch die hohe Anerkennung der Leiter des Staates ausgezeichnet wurde.

Aber nicht bloß diejenigen, die längere Zeit im Schillerschen Hause zu leben das Glück hatten, auch diejenigen, die nur kurz darin verweilten, priesen das Glück des Dichters und den Wert seiner Gattin. Ein eigentümliches Zeugnis solcher Lobpreisung ist uns erhalten. Unter den auf kurze Zeit im Schillerschen Haus Eingekehrten befand sich Joh. Bapt. Lacher (1776 bis 1809), ein schwärmerischer Jüngling, von den Freiheitsideen jener Zeit mächtig angeregt, der wirklich, wie Schiller ihm gewünscht hatte, unter französischem Kittel ein deutsches Herz trug, ein liebenswürdiger, alle Herzen gewinnender Mensch, von dem Lavater in seiner Sprache nicht mit Unrecht sagen konnte: „Ist es nicht, als ob Gott uns in einem solchen Gesichte erschiene.“ Von der Erlaubnis, an Schiller zu schreiben, die dieser ihm gegeben, hatte er niemals Gebrauch gemacht; kurz vor seinem Tode (er starb in der Schlacht von Eßling) schrieb er aber an Charlotte einen Brief, aus dem einzelne charakteristische Worte hier folgen mögen: „Wie Feuerzüge flammen noch seine letzten Worte in meinem Inneren, und lebendiger als am Abend meines Ausfluges aus Jena steht sie noch da vor meinen Augen, die hohe Gestalt des ewig Verklärten! Aber auch heilig sind Sie mir, die Sie das beneidenswerte Los hatten, in Ihrer Person unserem unsterblichen Sänger den überirdischen Himmel eröffnet zu haben, worin er nichts erblicken konnte als jene erhabenen Ideale, die sein Feuerpinsel der Nachwelt zum Beispiele vormalte! Ein Sternbild erster Größe schimmern Sie mir auf meiner dunklen Laufbahn, und nur Ihrem Lichte getreu, verzage ich nicht, an das Ziel zu gelangen, wo die Sonne in vollem Glanze leuchten wird!“

Das ruhige Jenaer Leben wurde von dem unruhigeren Weimarer Treiben abgelöst. Am 3. Dezember 1799 zog die Familie nach Weimar. Charlotte verließ nicht gern das durchaus ländliche Universitätsstädtchen; sie hätte am liebsten die Residenzstadt vermieden, wo, nach ihrer Meinung, „der Geist des Leichtsinns alles mit sich fortreißt und man mutiger wird“. Sie selbst hatte wenig Lust und geringe Gelegenheit, ihren Mut zu bewähren. In dem Verkehr mit den Großen, die ihr Hauptquartier damals in Weimar aufgeschlagen hatten, war sie schüchtern, ohne linkisch zu sein. Sie trat nicht gern in den Vordergrund, obwohl man ihr die Ehre des Vortretens gern gönnte, ja ihr dazu verhelfen wollte.

Ihr hübsches Talent, die Dinge um sich herum humoristisch zu schildern, verwertete sie nur einmal. Zu den wirklichen Größen Weimars hatten sich auch manche eingebildete gesellt; A. v. Kotzebue war nach Weimar gekommen in dem Wahne, dort wie anderwärts eine Rolle zu spielen. Aber seine Versuche, in den engen Kreis zu gelangen, der sich um Goethe versammelte, waren kläglich gescheitert, und kleinlich, wie er war, meinte er für diesen Schimpf an Goethe Rache nehmen zu können. Zu diesem Zwecke gedachte er Unfrieden unter den Dioskuren zu säen und, um den Olympier besonders schwer zu kränken, Schiller zu krönen. Aber Schiller gab sich zu der Komödie nicht her; Schillers Büste und der Saal, in welchem die Krönung vor sich gehen sollte, wurden im letzten Augenblicke verweigert, und der jämmerliche Versuch nahm ein jammervolles Ende. Ein solcher Vorgang bot Stoff genug zu humoristisch-satirischer Behandlung; Charlotte weiß in ihrem Schwank: „Der verunglückte 5. März 1802“ den Gegenstand nicht vollständig zu behandeln. Aber sie schildert ganz hübsch den Wirrwarr der Verhältnisse, das Stutzen der Gesellschaft, die Verlegenheit des selten verlegenen Veranstalters des Festes, der unter dem Namen Firlefanz geschildert und verspottet wird, und die Geschicklichkeit, mit der sich dieser seiner fatalen Lage zu entwinden sucht und den Vorschlag macht, da man nun doch einmal zum Krönen versammelt sei,

so möge man bei dem Mangel eines anderen tauglichen Objekts ihn selber krönen.

Die frohe Stimmung jedoch, aus der heraus dies heitere Stückchen geboren wurde, blieb nicht bestehen, Schillers Leiden nahm einen immer bedrohlicheren Charakter an. Er war glücklich und zufrieden, schaffensfreudig und geisteskräftig, aber der Körper versagte dem nimmer matten Geiste seinen Dienst. Wenn von irgend einem Menschen, so kann man von Schiller sagen, daß er auf dem Höhepunkte seines Ruhmes, im Vollgefühle seines Glückes gestorben ist. „Immer besser, immer heiterer" waren die letzten deutlich vernehmbaren Worte, welche er sprach; mit seiner letzten Kraft drückte er die Hand der treuen Gefährtin, mit der er die glücklichsten Stunden seines ziemlich freudenarmen Lebens verbracht hatte.

Schiller war tot, Charlotte stand allein. Aber nein, sie stand nicht allein. Denn die Freunde des Mannes waren oder wurden die Freunde der Frau. In der wertvollen dreibändigen Briefsammlung „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", die zur Erkenntnis von Charlottes Beziehungen das wichtigste Material bietet, sind die Briefe nicht allgemein nach chronologischer Reihenfolge, sondern nach den einzelnen Briefschreibern und nur innerhalb dieser chronologisch geordnet; es ist ergreifend zu beobachten, wie bei einem jeden dieser Korrespondenten das unerwartete Ereignis tragisch, erschütternd wirkt und mit ernsten Klagelauten betrauert wird.



Charlotte v. Schiller, geb. v. Lengefeld.

Schiller war tot, die Teilnahme zeigte

sich von allen Seiten. Aber die Teilnahme bekundete sich nicht bloß in Trostesworten, die, mochten sie noch so innig gefühlt und schön ausgedrückt sein, doch nur die Trauer der Hauptleidtragenden verstärken konnten, wenn sie sie auch für den Augenblick trösteten und erquickten. Die Teilnahme war vielmehr thatkräftig und nachdrücklich, trotz der trüben Zeiten, die damals für Deutschland eintraten. Allen voran in werkthätiger Teilnahme zeigte sich Cotta, der das wahrhaft edle Benehmen, das er Schiller gegenüber gezeigt hatte, auch der Witwe und ihren Kindern zeigte, die Söhne am liebsten zu sich genommen und bei sich erzogen hätte und durch Geldzahlungen, die für jene Zeit großartig waren, seiner Pflicht in vollem Maße nachkam. Auch andere zeigten sich rührig, z. B. der wackere Zacharias Becker, obwohl er von Schiller in Xenien und Briefen sehr schlecht behandelt worden war. Er suchte die Theatervorstände aller Orten anzuregen, Benefizvorstellungen für die Hinterbliebenen zu veranstalten, und brachte durch derartige Aufführungen in Berlin, Wien, München und vielen kleineren Orten eine erkleckliche Summe zusammen, freilich lange nicht genug, um seinen ursprünglichen Plan auszuführen und ein Landgut, einen dauernden Besitz für Charlotte, anzukaufen, „denn ich möchte die heiligen Überreste unseres Geliebten auf dem Eigentum seiner Hinterlassenen wissen".

Charlotte war über den Verlust untröstlich. Ihre Hoffnung, ihr Stolz, ihre Freude und Stütze waren dahingegangen. Sie, die bisher Schmerzen mutig und allein getragen, ja noch für andere Trostesworte übrig gehabt hatte, sie wühlte nun in ihrem Schmerze und wollte, daß andere ihn mit ihr empfänden. „In mir ist's," so schrieb sie nicht lange nach Schillers Tode, „das Andenken meiner Geliebten immer zu nähren, denn unterdrückter Schmerz ist's allein, der mich unruhig macht und das Gemüt uneins mit sich selbst. Mir hilft weder Überredung noch Versuch, mich zu zerstreuen; ein stilles Sammeln des Gemüts und das Leben in der Erinnerung kann mir allein das Gegenwärtige erträglich machen." In der Erinnerung an den Verstorbenen schöpfte sie Kraft, weiter zu leben, ihre vier Kinder des Vaters würdig zu erziehen.

Nach Schillers Tode begann für Charlotte ein Leben, in dem nichts vorgeht. Sie blieb fürs erste dauernd in Weimar. Ihr dortiger Aufenthalt wurde nur von Reisen unterbrochen, die sie zum Besuche ihrer Söhne unternahm, oder solchen, die sie antrat, um den Spuren Schillers, z. B. in Mannheim, in Stuttgart nachzugehen. Allmählich bildete sie sich wieder einen Umgangskreis, in dem sie sich wohl fühlte. Zwei Frauen standen ihr besonders nahe: Charlotte v. Stein und Karoline v. Wolzogen.

Charlotte v. Stein (1742 bis 1827) war damals nach Jahren und Gemütslage nicht mehr diejenige, welche ein Jahrzehnt lang Goethes Muse und guter Genius gewesen war. Sie war verlassen und verstimmt; das Wort, das sie selbst über sich sprach: „Ich bin durch Goethes Abschied für alle mir noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden, ich kann alles dulden und alles verzeihen", bewahrheitete sie in keiner Weise. Denn sie duldete wenig und verzieh nichts. Sie war es hauptsächlich, welche die bösen Geschichten über das „Mamsellchen" (Goethes Gattin) aufbrachte. Sie war pessimistisch gestimmt und betrachtete in dieser Stimmung das Leben, die Politik und die Litteratur. Sie haßte die Franzosen und konnte sich nicht einmal für die Revolutionsbewegung begeistern. Sie las viel, hatte aber für das Wissenschaftliche keinen Sinn: „Was ich nicht verstehe, das lasse ich bescheiden liegen", und mochte sich in der Kritik nicht durch bestimmte Grundsätze der Berufsrecensenten, sondern durch das eigene Gefühl leiten lassen. Sie liebte Lottchen ungemein und schrieb ihr einmal: „Wer Ansprüche auf Ihr Herz hat, geht nicht fehl; Sie sind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinsten Verdacht hatte."

Stellte Frau v. Stein für Lottchen den Anfang ihrer Weimarer Jahre dar, so repräsentierte ihr Karoline v. Wolzogen (1763 bis 1847), Lottchens ältere Schwester, die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Kinderzeit. Auch sie verbreitete nicht viel Freude um sich her. Sie hatte viel Trübes erfahren: von ihrem ersten Mann, Herrn v. Beulwitz, war sie 1794 geschieden worden; ihren zweiten, Wilhelm v. Wolzogen, verlor sie früh; ihren Sohn aus dieser zweiten Ehe, durch den angeregt sie das schöne Wort gesprochen hatte: „Die Freude an dem Kinde, die Sorge um dasselbe ist die nie versiegende Poesie für die Mutter", sah sie vor sich sterben. Sie war in allem das Gegenteil der Schwester. Statt wie diese den Hof, die adelige Gesellschaft zu lieben, nannte sie ihn einen Ort, „wo die Albernheiten und Schiefheiten fest geworden sind." Statt des Anlehnungsbedürfnisses jener besaß sie eine eigensinnige Selbständigkeitssucht, ein stolzes Vertrauen in ihre Kraft, das in dem Grundsatze gipfelte: „Mir kann niemand helfen als ich selbst." Charlotte war einseitig in ihrer Liebe und klammerte sich so fest an den Geliebten an, daß sie mit seinem Verluste alles verloren zu haben glaubte; Karoline liebte, nach Lottes scharfsichtiger aber nicht milder Charakteristik, „so oft und doch nicht recht, denn wahre Liebe ist ewig wie das Wesen, aus dem sie entspringt; und eben weil sie nie liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen." Charlotte war beständig, wie in ihrer Neigung, so in ihrem Aufenthalt und ihrer Beschäftigung, man konnte sie die verkörperte Ruhe nennen; Karoline war die lebendige Unruhe, in ewiger Aufregung, in unaufhörlicher Selbstquälerei, „sie sucht die Ruhe immer, die sie nicht erreichen kann" und „sie strebt immer von da weg, wo sie ist". Und während bei Charlotte trotz aller Leiden, die sie erfuhr, die Lebensfreude überwiegt, und trotz mancher Irrtümer das Wahrheitsstreben herrschend ist, konnte Karoline sich eine Grabschrift schreiben, in welcher die ersten beiden Verben besser als das dritte ihr Wesen charakterisieren: „Sie irrte, litt, liebte."

Aber neben dem Alter fehlte die Jugend nicht, neben der Schwermut nicht die Heiterkeit, neben dem Verzicht auf das Leben nicht die Hoffnung auf die Güter des Lebens, die freilich früh genug geknickt wurde. Es war die weimarische Prinzessin Karoline (1786 bis 1816), die als Erbgroßherzogin von Mecklenburg in jugendlichem Alter starb. Zwischen ihr und Charlotte bildete sich ein Verhältnis seltener und schönster Art. Karoline war ein jugendlich-anmutiges Wesen, eine Schülerin Herders, „in deren klaren Augen sich alle Gestalten des Lebens rein abspiegelten", eine Fürstin, die bei allem Bewußtsein ihrer hohen Stellung nicht in stolzer Absonderung von den niedriger Stehenden thronte. Charlotte wurde ihre Freundin, ihre Beraterin, ohne je ein amtliches Verhältnis zu ihr zu haben, eine treue Berichterstatterin aller weimarischen Vorgänge, die ihr Urteil leitete und nicht selten ihre Wahl bestimmte. Die Korrespondenz beider, der Fürstin und der keineswegs durch hohe Stellung ausgezeichneten Frau, ist ein sehr liebliches Geplauder, und mag die „treue unterthänige Loloa" ihre verständigen, gemütvollen Berichte schicken oder die Fürstin ihre „beste Loloa" zur Fortsetzung ermutigen oder von eigenen Geschicken erzählen, überall weht in den Briefen der Zauber einer jugendfrischen Zeit, die Freude am Leben und die Begeisterung für das Gute und Schöne.

Auch in der Litteratur jener Zeit, unter den Männern, welche in Weimar lebten und in Charlottes Gesichtskreis standen, waren Alter und Jugend vertreten; hier aber war es freilich nicht die Jugend, welche der für das Neue, sobald es gut war, sehr empfänglichen Frau Freude und Erquickung gewährte. Vielmehr durfte sie auf diese ihr Wort anwenden: „Die Jugend außer meinem Hause erfreut mich selten, sie ist anmaßend, unwissend und leer." Freilich war dieser harte Ausspruch auch durch die Stellung des jungen

Geschlechts zu und gegen Schiller beeinflußt. Schon bei dessen Lebzeiten war der Gegensatz desselben gegen Schiller laut geworden; nach Schillers Tode hatte sich der Widerspruch der Romantiker nur gesteigert. Schon aus diesem Gegensatz erklärt sich die Abneigung Charlottes gegen die Chorführer der Romantik, die Brüder Schlegel, die sie einem Skorpionsgeschlecht vergleicht, „das mit seinen Zangen das Schöne und Große erdrücken möchte“. Aber auch die Dichter der Schicksalstragödie gefallen ihr nicht, sie findet für dieselben recht bezeichnende Ausdrücke, wie „Schreckensmänner, Piff-Paff-Poeten“; sie spricht von dem Pseudoparnaß, den diese Dichter bewohnen; sie vergleicht die neue Schule mit Goethes „Zauberlehrling“: sie vermögen wohl mit ihrer Phantasie neue merkwürdige Gestalten hervorzurufen, aber es fehlt ihnen die Macht und das Wort, die Ordnung, welche sie gestört, wieder herzustellen.

In der That hatte sich der Parnaß entvölkert. Auch Herder war gestorben; Wieland, der sich nach Schillers Tode Charlottes freundlichst annahm, war sehr alt. Von den Männern zweiten Ranges bewährte sich Knebel als treuer Freund. Schiller hatte ihn nicht leiden mögen, ihm war „sein fataler süßer Ton“ ebenso zuwider, wie seine „Liebe zur Neuheit“, seine Unproduktivität, die bei ihm in seltsamster Verbindung mit Selbstüberschätzung und herbem Absprechen über andere stand, ebenso unangenehm wie sein ausschließliches Wertlegen auf Äußerliches; er hätte das Goldmachen angefangen, hätte er nicht, wie Schiller meinte, gefürchtet, sich dabei rußig zu machen. Charlotte gegenüber bewahrte er eine rührende Anhänglichkeit, sein etwas frauenzimmerliches Wesen machte ihn zum vortrefflichen Briefschreiber, sein Allerweltsinteresse und seine Bekanntschaft mit den verschiedensten Kreisen zum gesuchten und musterhaften Berichterstatter.

Mochte aber Charlotte an der Jugend kein Gefallen finden und den Verlust mancher Alten, die sie geliebt hatte, beklagen, noch blieb ihr einer in seiner Größe und unnachahmlichen beneidenswerten Jugend: Goethe. Schon in ihrer Kindheit war sie durch ihre Verbindung mit der Steinschen Familie Goethe nahegetreten und von ihm freundlich beachtet worden; als sie Schillers Frau wurde, war sie es, die durch ihren Liebreiz die Widerstrebenden zueinander führte und durch ihre stets gleichbleibende Güte und wahrhafte Liebenswürdigkeit die selbstbewußten und kampfbereiten Naturen zusammenhielt. Sie lauschte gern den Männergesprächen und gab gefragt auch ihre Meinung ab; wenn Schiller krank war, führte sie für ihn die Feder. Trotzdem sie, durch Frau v. Stein beeinflußt und durch ihre Auffassung von Sittlichkeit angetrieben, Christiane Vulpius abgeneigt war, duldete sie die Annäherung Augusts v. Goethe zu ihrem Sohn, aus der eine herzliche Freundschaft erwuchs; als August nach Frankfurt zum Besuch der Großmutter ging, schrieb sie ihm, der Wunsch, diese (Frau Rat) kennen zu lernen, sei nicht der kleinste, der in ihrem Herzen lebe. Sie fühlte sich allem nah, was Goethes Namen trug, und hatte auch erwartet, in ihrem Schmerz von Goethe getröstet zu werden; als Goethe aber, selbst krank und durch die entsetzliche Nachricht tief gebeugt, sich seiner Gewohnheit nach zu stiller Sammlung zurückzog, da wurde sie unwillig: „das Schonen des Gefühls ist mir schmerzlicher als eine Ergießung des Gefühls.“ Goethe aber besaß die göttliche Gabe, durch ein Wort oder einen Blick den Unwillen zu bannen, unfreundliche Mienen in freundliche zu verwandeln. Charlotte war bald versöhnt und blieb bis zu ihrem Tode mit Goethe in herzlichem Verkehr. Er blieb ihr der „Meister“, über den sie alle Nachrichten begierig sammelte und besonders der in Mecklenburg weilenden weimarischen Prinzessin mitteilte, sie war entzückt von jedem Billetchen, von jeder Sendung, die sie von Goethe erhielt; sie las mit Begierde jedes seiner neuen Werke — gehörte sie doch zu dem auserwählten Kreise, dem Goethe aus seinen und an-

deren Schriften Vorlesungen hielt — und vertiefte sich mit immer neuem Interesse in die älteren; sie urteilte über die Schriften mit Verständnis und Wärme und wagte es bisweilen, Goethe selbst ihr Urteil vorzulegen und ihrer Begeisterung Ausdruck zu verleihen. „Sie haben,“ so schrieb sie einmal 1797, wahrscheinlich nach Empfang von „Hermann und Dorothea“, „uns unsichtbar wie die Gottheit Ihre Gabe mitgeteilt. Und ich habe in stillem Gemüt meine Rührung verwahrt und Ihnen meine heiligsten Gefühle gewidmet... Sie haben mich um vieles reicher gemacht, denn ich eigne mir einmal alles, was Sie hervorbringen, zu und ergötze mich dreifach daran. Dies gewähren Sie mir mit freundlichem Herzen, hoffe ich, gern, weil es zu meinem Glück gehört, teil an Ihnen nehmen zu können in jeder Epoche Ihres Lebens und Ihres Geistes.“

So sehr sie Goethe verehrte und bewunderte, so ließ sie sich nicht zu einseitigem Goethekultus hinreißen, sondern bewährte sich ihrem eigenen Gatten gegenüber als eine wahrhaft Mitstrebende, seine Produktion mit Anteil betrachtend und fördernd. Des Unterschieds zwischen beiden Meistern war sie sich wohl bewußt, aber sie hütete sich, einseitig einem den Vorzug zu geben, vielmehr schrieb sie: „Trotz allen Redens über dramatische Kunst müßt Ihr beide Geister Euren eigenen hohen Weg gehen und durch die That das Raisonnement zum Schweigen bringen. Ich bin wie Rahel; wie sie ihre Hausgötter vor Feinden verbarg, so bewahre ich die Meinung über meine Freunde und ihre Produkte und führe Krieg mit fremden Göttern.“ Wie sie ihren Gatten bei dessen Lebzeiten neben Goethe gewürdigt hatte, so wagte sie es, den Toten selbst gegen Goethe zu verteidigen. Goethe hatte seinen Aufsatz „über das deutsche Theater“, in welchem von Schillers dramatischen Bearbeitungen und jugendlichen Dramen die Rede war, Charlotte im Manuskript, vor dem Abdruck desselben im „Morgenblatt“, zugeschickt und sie um ihr Urteil gebeten. Charlotte stimmte den Ausführungen zu bis auf ein Bedenken. „Nur eine Stelle,“ schrieb sie an Goethe in einem erst neuerdings bekannt gewordenen Briefe, „könnte ich anders wünschen, weil sie gegen meine Überzeugung spricht. Denn so gut ich weiß, daß die früheren Werke Schillers nicht nach den Regeln und Forderungen der Kunst sind und nicht für die Schranken der angenommenen Meinungen berechnet, so möchte ich doch aus Ihrem Munde nicht gern vernehmen, daß Sie diese Werke Produktionen der Roheit wie des Unwillens nenneten.“ Ist es schon merkwürdig, daß sie den Mut hatte, dem verehrten Meister eine solche Einwendung zu machen, so ist es noch merkwürdiger, daß Goethe teilweise auf die Bemerkung einging, das Wort „Roheit“ in „Ungeduld“ verwandelte, so daß wir jetzt in jener Abhandlung den Satz lesen: „Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Produktionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck.“

Goethe war ihr fast der einzige Vertreter der schöneren Vergangenheit. Sonst vermißte sie das alte Geschlecht, mit dem sie groß geworden war, die alte Litteratur, an der sie Geist und Gemüt gestärkt, und die alte Zeit, in der sie sorglos mit den Gefährten sich an dem Augenblick ergötzt hatte. Denn nun war des Ergötzens ein Ende, trübe Zeiten waren über Deutschland gekommen. In Charlottes unmittelbarer Nähe wurde die Schlacht von Jena geschlagen, durch welche nicht nur Preußen zertrümmert, sondern ganz Deutschland für mehrere Jahre der Herrschaft des fränkischen Imperators unterworfen wurde. In solch peinvoller Lage war es ihr ein einziger Trost, daß Schiller das Grausige nicht mehr erlebte; sie beneidete gelegentlich die Gestorbenen, denen man ein tandem felix zurufen konnte; sie mochte die Worte Attinghausens auch auf sich anwenden:

Unter der Erde schon liegt meine Zeit,
Wohl dem, der mit der neuen nicht muß wandeln.

Aus den trüben Wolken blickte allmählich die heitere Sonne hervor, nach den Tagen der Schmach schlug endlich die Stunde der Befreiung. Gerade in diesen Jahren eines großartigen inneren nationalen Umschwungs, in den Zeiten der Vorbereitung einer niegesehenen Volkserhebung wirkten Schillers Dramen mächtig. Hatte er auch nie einen speciell deutschen Stoff behandelt, so hatte er besser und wirksamer als so viele teutonische Barden das Nationalgefühl zu erregen verstanden. Mit Recht sagte Schimmelmann von ihm: „Er hat alles prophetisch geahnt; er kannte den germanischen Geist und wußte ihn zu erwecken.“ Und es war nicht bloß eine vorübergehende Aufwallung im Theater, sondern eine dauernde Erregung fürs Leben, wenn Schillers Worte gehört oder gelesen wurden:

Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.

Charlotte war auch in ihren vaterländischen Empfindungen und Hoffnungen eine würdige Genossin Schillers. Wohl fürchtete sie zuerst, daß der große Moment ein kleines Geschlecht finden würde, und hätte sie, die dem Soldatenwesen, „dem beweglichen Müßiggang“, höchst abhold war, eine innere Befreiung gern den äußeren Kämpfen vorausgehen gesehen. Aber da nun der frische Aufschwung erfolgte, die Nation als eine heldenmütige sich zeigte, da nahm sie die kleinen Leiden gern auf sich, die jeder einzelne tragen mußte; sie hätte gern allen Preußen etwas Gutes angethan, da ihr die Nation so heilig sei. Heroisch trug sie selbst Schwereres, das ihr persönlich bereitet wurde. Denn als ihr Sohn Karl sich freiwillig dem Heere stellte, da erklärte sie freudig: sie wolle sein Streben nicht unterdrücken, für das Vaterland etwas zu leisten. Sie haßt, ja verachtet die Franzosen und stellt Napoleon in den Mittelpunkt ihres Hasses, sie jubelt über die deutschen Siege und kann der Klage kein Ende finden, da Napoleon, der Verschwundene und scheinbar Vernichtete, von Elba aus triumphierend wieder erscheint. Lange hatte ihre Dichtkunst geschlummert; nun wachte sie wieder auf im Dienste des Vaterlandes. Manches hübsche Gedicht erschien damals in den Zeiten des Freiheitskrieges; wenigstens eines derselben, zum 18. Oktober 1814, verdient aufbewahrt und mitgeteilt zu werden:

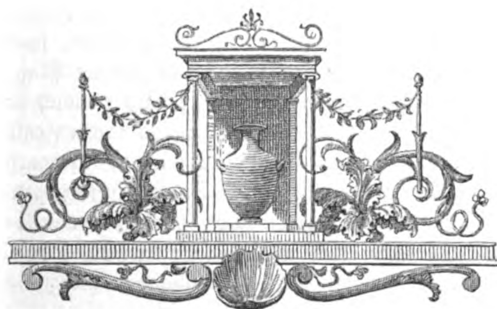
Auf den Höhen glänzt die Flamme,
Und von Berg zu Berge zeige
Sich der Freiheit heil'ger Glanz.
Spät noch sei der Enkel Stamme
Dieses Zeichen hoch geheiligt.
Denn es gab uns schöne Hoffnung,
Wie aus tiefer Thäler Nacht
Mühsam sich der Wandrer suchet
Eine Höhe zu erspähen.
Nieder stürzet, hohe Eichen,
Gebet eure Zweige uns!
Ach, so viele Krieger fielen,
Um den Tag uns zu erkämpfen.
Fallen muß die heil'ge Kraft,
Ihrer dankbar zu gedenken.
Denn auch sie erstehn nicht mehr!
Aber in dem Herzen lebet,
Was die Völker, geb es Gott,
Friedlich aneinander knüpfet,
Und der Liebe Flamme schlinge
Sich um Herzen, die es fühlen,
Daß es Glück ist, frei zu sein.

Denn eben das unterscheidet Charlottes Gefühl von dem landläufigen Patriotismus jener Zeit und ist bei ihr als einer Frau doppelt merkwürdig, daß sie sich nicht mit der Thatsache des Sieges begnügt und nicht einen Moment sich nationaler sog. patriotischer Überhebung schuldig macht, sondern daß sie alle diese Kämpfe von höherem Standpunkte aus betrachtet und in denselben nur die Vorbereitung für eine Ära des Völkerfriedens und der Völkerfreiheit sieht. Denn sie meint, daß in dem gewaltigen Ringen sich die Deutschen mündig gemacht und durch ihre wackeren Anstrengungen einer anderen besseren Behandlung würdig gezeigt hätten; „daß die Völker höhere Ansichten gewinnen müssen, wird auch die Fürsten begeistern.“ Daher war sie beglückt von den konstitutionellen Versuchen, die an manchen Orten gemacht wurden, und freute sich über die freiheitlichen Bestrebungen der Jugend in so hohem Grade, daß sie sogar deren Ausschreitungen beschönigte. Die traurigen Folgen dieser Ausschreitungen ahnte sie nicht,

aber als die ersten schlimmen Wirkungen sich zeigten, trauerte sie in tiefem Schmerze.

Sie hatte bald Grund genug zur Trauer, denn die Zeit der Reaktion hielt ohne jede Schüchternheit, gleich mit dem vollen Triumphe roher Gewalt, ihren Einzug in Deutschland. Mit der Zeit der Reaktion kam aber auch die Periode litterarischer Unfruchtbarkeit, die Zeit schwerer Verluste für sie und ihr Haus. Goethe zog sich bei zunehmendem Alter immer mehr in die Einsamkeit zurück, ihre geliebte Erbprinzessin starb im Jahre 1816, und am 11. Dezember 1823 mußte sie den Tod ihrer Mutter beklagen. Frau v. Stein wurde immer kränker, Karoline v. Wolzogen immer ungenießbarer. Mit dem Tode der Mutter, die sich wunderbar jung und frisch erhalten hatte, waren die Bande zerrissen, die sie an Thüringen fesselten. Nun zog sie zu ihrem Sohn nach Bonn, mußte sich aber, da sich das Augenleiden verschlimmerte, an dem sie schon lange krankte, einer Operation unterwerfen, die sie mutig ertrug und glücklich bestand. Wenige Tage darauf aber wurde sie von einem Herzschlag getroffen, der ihrem Leben am 9. Juli 1826 ein Ende machte.

Sie wurde von ihren Freundinnen und Kindern aufs innigste beklagt; es giebt einen Brief, den bei Gelegenheit des Todes die ältere Tochter Emilie an die jüngere Karoline richtete und der wie eine vielfache Variation klingt über die rührenden Trauernoten: „Unsere herrliche Mutter.“ Da aber im Verlaufe dieser Darstellung Charlottes Worte häufig angeführt wurden, so mag sie, die sich selbst gut kannte, sich auch zum Schluß mit einem Satze charakterisieren. Jener oft angeführten Fürstin, der weimarischen Prinzessin Karoline, hatte Charlotte eine Stickerei geschickt, in welcher die Farben blau nnd schwarz besonders stark vertreten waren. Ihre Sendung begleitete sie mit den Worten, die ihr Wesen gut ausdrücken: „Blau ist die Farbe der Beständigkeit und der Treue, Schwarz ist die Farbe des Schmerzes; Treue und Schmerz ist das Los meines Lebens.“





Skizzen aus dem Westen Nordamerikas.

Von

Friedrich J. Pajeken.

Rancherleben.

Die Besitzer jener großen Viehherden, welche im fernen Westen Nordamerikas, in den von der Einwanderung noch wenig berührten Ländern, frei, in beinahe verwildertem Zustande umherlaufen, werden „Rancher" genannt.

Das Wort ist eine Ableitung von dem spanischen ranchero (Besitzer eines rancho, einzeln liegenden Gehöftes).

Man nennt den Rancher nicht mit Unrecht den „Pionier des Westens". Wo er sich niederläßt, müssen die Indianer weichen, denn ihre Hauptbeute, die Büffel, welche ihre Existenz begründen, da das Fleisch dieser Tiere ihnen die Nahrung giebt und die Felle derselben einen Tauschhandel mit den Weißen ermöglichen, ziehen fort, sobald das Vieh auf ihren Weidegründen die Oberhand gewinnt.

Der Rancher beschränkt sich nicht wie der Farmer auf eine oft nach vieler Mühe gewonnene Landstrecke, sondern sein meistens nach Tausenden zählendes Vieh bedingt — allerdings im Verein mit anderen Ranchern — den Gebrauch eines Landkomplexes von enormer, meilenweiter Ausdehnung.

Je unbevölkerter ein Land ist, desto besser eignet es sich für diese in Massen betriebene Viehzucht, und besonders da, wo der Boden für den Farmer zu steinig und unfruchtbar wird, wählt der Rancher seinen Aufenthalt; hat er dann doch geringere Befürchtungen, durch die immer mehr fortschreitende Urbarmachung des Landes vertrieben zu werden, wie dieses bisher in den jetzt bevölkerten, fruchtbaren Staaten Nebraska, Jowa, Kansas, Missouri u. s. w. der Fall war.

Am vorteilhaftesten für eine Niederlassung sind die Territorien des Westens darum schon, weil der Rancher dort von dem Lande bis auf eine kleine einmalige Abgabe frei Besitz ergreifen kann und nicht gezwungen ist, wie in den Staaten, das Land durch Ankauf zu erwerben.

Hat der Rancher nun ein Land gefunden — sagen wir beispielsweise Wyoming territory —, welches ihm für seine Zwecke passend erscheint, so wählt er sich zuerst einen geeigneten Platz für sein Blockhaus, das, sobald es nach dem Gesetz mit einer Thür und einem Fenster versehen ist, den Landbesitz gewissermaßen motiviert.

Da die Hütte eigentlich nur im Winter von einigen Leuten bewohnt wird, so ist dieselbe meistens sehr primitiv eingerichtet. Aufeinander gelegte Stämme der Pechtanne bilden die mit Lehmerde ausgefüllten Wände des gewöhnlich aus zwei Räumen bestehenden Gebäudes. Das Dach wird aus Sparren und Strauchwerk, worauf Erde und Steine gebracht werden, hergestellt. In dem einen Raum befindet sich eine kaminartige, aus Felsblöcken erbaute Feuerstelle.

Das Mobiliar ist ebenso einfach. Breite

Holzblöcke ersetzen die Stühle, und aus alten Kistenbrettern wird ein Tisch zusammengeschlagen.

Ich will damit nicht sagen, daß es nicht auch Blockhäuser giebt, deren Einrichtung besser, bequemer und sorgfältiger ist. Im allgemeinen trifft man dieses jedoch seltener.

Der Rancher gewöhnt sich an Strapazen und Entbehrungen jeglicher Art und fragt nicht viel danach, ob er sich nachts im Freien oder unter einem Dach zur Ruhe legt.

Auch seine Nahrung bietet ihm keine große Abwechselung. Das wildreiche Land liefert ihm Fleisch vollauf. Aus etwas Speck, Mehl, Kaffee, Reis, Bohnen und Salz besteht sein übriger Proviant, den er sich von Zeit zu Zeit in den oft zwei- bis dreihundert Meilen entfernten Befestigungen gegen die Indianer ersetzen muß.

Auf seine Kleidung verwendet der Rancher schon etwas mehr Sorgfalt. Es geschieht dieses wohl aus dem Grunde, um den Indianern zu imponieren, welchen er auf seinen Streifzügen durch das Land begegnet.

Ein ledernes Hemd, an den Ärmeln mit langen Fransen versehen, bedeckt den Oberkörper. Eben solche Beinkleider stecken in den hohen, bis an das Knie reichenden Reiterstiefeln, an denen ein Paar mächtige Sporen klirren. Um den Hals ist nachlässig ein rotes oder blaues Tuch geschlungen. Keck, nach einer Seite gerückt, sitzt der breitrandige graue Hut, dessen vordere Krempe in die Höhe geschlagen ist und von dem hinten ein Paar golddurchwirkte Trobbeln herabhängen. Um den Leib ist ein breiter patronengespickter Gürtel geschnallt, an dem ein Sixshooter (großer sechsläufiger Revolver) nebst einem langen Messer in Lederscheiden befestigt sind.

Sitzt der Rancher zu Pferde, so hängt an dem Sattel der Lasso und an der rechten Seite, ebenfalls in einer Lederscheide, den Kolben nach oben gerichtet, die Büchse. Hinter den Sattel sind einige Decken und Büffelfelle geschnallt, aus denen das nächtliche Lager bereitet wird.

Der amerikanische Sattel ist groß und schwer, aber für den Reiter äußerst bequem. Der hohe Sattelknopf und der hintere, gleich einer Lehne geformte Teil des Sattels geben dem Reiter einen ungemein festen Sitz. Die Steigbügel sind breit und gewöhnlich von Holz. Schuhartig legen sich darum ein Paar Lederklappen, welche unterhalb des Steigbügels, nach unten spitz zulaufend, fast bis zum Boden herabreichen.

Ist das Blockhaus erbaut, dann zieht der Rancher mit einer Anzahl von Leuten nach Texas, um dort sein Vieh einzukaufen.

Eine Herde von tausend Stück genügt, um einen gewinnbringenden „Ranche“ zu gründen.

Die Preise des Viehes differieren in Texas von sechs bis zwölf Dollars das Stück.

Um dasselbe nun nach seinem Bestimmungsorte zu treiben, rechnet man gewöhnlich auf hundert Stück einen Mann. Der Lohn dieser Leute, „cowboys“ genannt, eine Klasse verwegener Gesellen, welche meisterhaft zu reiten verstehen, beträgt etwa fünfunddreißig bis vierzig Dollars per Monat.

Die Reise von Texas bis Wyoming territory nimmt eine Zeit von etwa drei Monaten in Anspruch und ist für das Vieh mit vielen Gefahren verknüpft.

Vor allem muß dasselbe nachts ungemein gehütet werden, weil die halb verwilderten Tiere leicht scheuen und dann in „stampede“, wie man zu sagen pflegt, blind, auf dem zum Teil sehr unebenen Lande dahinrasen, leicht in Abgründe stürzen oder sich auch auf dem felsigen Grunde die Beine brechen.

Trotz der größten Vorsicht läßt sich eine solche Stampede jedoch oft nicht vermeiden. Der hinter Felsen auftauchende Mond, das Geheul der Wölfe, eine Staubwolke, genug, irgend eine kleine Ursache vermag dieselbe hervorzurufen. Schon ein scheu gewordenes Tier reißt alle an-

deren mit sich fort. Schnaubend und brüllend drängt die Herde einen Augenblick durcheinander, dann jagt alles plötzlich in rasender Flucht von dannen.

Bei solchen Gelegenheiten ist die Kühnheit und Meisterschaft der Cowboys im Reiten zu bewundern. Um die flüchtende Herde aufzuhalten, müssen sie auf ihrem Pferde die Spitze derselben zu gewinnen suchen. Durch Geschrei wird die Herde dann zurückgetrieben. Erfolgt abermals eine Stampede, so beginnt dasselbe Manöver von neuem, bis das ermüdete Vieh sich nach und nach beruhigt. Mancher Reiter muß bei dieser tollen Jagd seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen.

In zweiter Linie ist es der im nördlichen Texas gelegene Poison-River, welcher den nach Norden ziehendenRanchern wie ein Schreckgespenst vor Augen steht.

Viele Meilen weit hat das Vieh den Durst nicht löschen können, bevor es diesen Fluß mit seinem Giftwasser erreicht, und je näher die Tiere demselben kommen, desto mehr beschleunigen sie, das Wasser witternd, den Schritt.

Etwa eine Meile von dem Fluß entfernt wird Halt gemacht. Die Leute reiten vor der Herde auf und nieder und halten so die ungeduldig drängenden Tiere zurück. Immer wilder und hastiger läuft das Vieh durcheinander. Trocken hängt die Zunge aus dem Maule heraus; stier blicken die Augen, und bald übertönt das Gebrüll den Lärm der Cowboys.

Auf ein verabredetes Zeichen läßt man plötzlich den Weg frei, und jetzt bemüht man sich, durch Schießen, Schreien, in jeglicher Weise bei den Tieren eine Stampede hervorzurufen, die man im anderen Falle so sorgsam zu verhindern sucht.

Die Reiter jagen hinter der Herde her und spornen diese zu immer größerer Eile an.

Ist der etwa fünfzig Fuß breite Fluß erreicht, dann wird das Vieh mit Gewalt hindurchgetrieben, denn jedes Tier, welches von dem Wasser eine größere Portion genießt, ist rettungslos verloren. Man läßt dem Vieh keine Zeit zum Trinken, der Lärm der Leute erreicht hier seinen Gipfelpunkt. Ihr Geschrei und Kreischen, die Büchsen- und Revolverschüsse, der in der Luft geschwungene Lasso, alles das versetzt das Vieh schließlich in eine Angst, die es für Augenblicke den brennenden Durst vergessen läßt. Dicht nebeneinander drängen die brüllenden Tiere, den Schwanz hoch emporgehoben, vorwärts, in wilder Hast vor den ihnen folgenden Reitern flüchtend.

Die bei Tausenden in der Nähe des Poison-River umherliegenden Kadaver und Skelette zeugen von den riesigen Opfern, welche das Überschreiten des Flusses bereits im Laufe der Jahre erfordert hat.

Hat man den Fluß nun glücklich passiert — man rechnet im günstigsten Falle bei einer großen Herde auf einen Verlust von drei bis fünf Prozent —, so ist die Hauptgefahr der Reise überwunden. Die Tiere haben sich jetzt auch bereits nach und nach an das sich täglich wiederholende Vorwärtstreiben gewöhnt. Auch nachts verhalten sie sich ruhiger, und selten kommt noch eine Stampede vor.

Hat man Wyoming territory erreicht, dann besitzt das Vieh schon einen vierfach höheren Wert wie in Texas selbst.

Die Rasse dieses Landes ist nur klein, doch wird sie von den Ranchern gern genommen, da sie sich vortrefflich zur Zucht eignet. Verbunden mit großen amerikanischen Stieren, entwickelt sich in wenigen Jahren eine kräftige Mittelgröße.

Man treibt das Vieh nun nach dem Platz, wo das Blockhaus erbaut wurde, dann läßt man es ungehindert seinen Weg gehen. Die einzelnen Stiere versammeln eine Herde um sich und weiden damit langsam durch das Land. Kein Mensch kümmert sich weiter darum, nur haben sich die Rancher zu verschiedenen Gesetzen vereinigt, um den Tieren das Leben zu erleichtern und zu erhalten.

Im Herbst läßt jeder Rancher große Strecken Gras mähen und das Heu zu Haufen bringen, damit das Vieh im Winter, wenn alles mit Schnee bedeckt ist, für den Notfall Futter findet.

Reiten ferner in dieser Jahreszeit die Rancher oder deren Leute durch das Land, dann tragen sie stets die Axt am Sattel, um das Eis der Gewässer aufzuschlagen, welche sie auf ihrem Ritt antreffen, besonders da, wo sich eine Herde aufhält. Der Rancher sorgt überhaupt für fremdes Vieh gerade so, als sei es sein eigenes, weiß er doch, daß dieses wieder von anderen gehütet wird.

Hauptsächlich auf den sich viele hundert Meilen weit ausdehnenden Prärien von Laramie-Plain ist die Vorsichtsmaßregel, einen Futtervorrat aus Heu herzustellen, sehr erforderlich. Das Vieh sucht seine Nahrung nicht wie das Pferd, welches den Schnee fortschaufelt, um seinen Hunger an den darunter begrabenen Halmen zu stillen. Es frißt nur, was das Auge sieht, und darum verhungern bei großen, andauernden Schneestürmen allwinterlich viele Tiere.

Ich kenne einen Rancher, welcher auf diese Weise die Hälfte seiner Herde, etwa 3000 Stück, in einem Winter verlor.

Weiter nördlich und nordwestlich in den Bighorn- und Rocky-Mountains ist das Terrain für die Erhaltung des Viehes wesentlich günstiger. Dort bieten Felsen und Steine Schutz gegen den treibenden Schnee; auch wächst dort allgemein der sagebrush (Salbeibusch), welcher den Tieren in der Not als Nahrung dient.

Verluste richten sich beinahe nur nach den im Winter mehr oder weniger lange andauernden Schneestürmen. Von etwaigen Seuchen habe ich nie gehört, und die Indianer, denen im Lande ihr Aufenthalt angewiesen ist, lassen das Vieh unbehelligt. Das Fleisch desselben ist ihnen ein Greuel und die Patrone in ihrer Büchse zu kostbar, um ein Tier zu töten, das keinen Wert für sie hat.

Im Frühjahr — April bis Mai — beginnt die eigentliche Arbeit für den Rancher.

An der Nordgrenze des Landes versammeln sich diese mit ihren Leuten. Dort verteilen sie sich in einer langen Linie, und nun geht es langsam, alles Vieh vor sich hertreibend, das ihnen in den Weg kommt, nach Süden weiter.

An der Pacificbahn — ich spreche hier von Wyoming territory — sind mächtige Umzäunungen errichtet, welche die zusammengebrachten Herden aufnehmen.

Dort wird das Vieh nach seiner eingebrannten Marke (jeder Rancher hat für sein Vieh ein bestimmtes Abzeichen) verteilt. Die Kälber, von denen die Bullenkälber einer notwendigen Operation unterworfen werden, erhalten ihren Brand. Die zwei- bis dreijährigen Ochsen werden an die Händler gegen bares Geld resp. gegen Checks auf Bankhäuser in Chicago oder New-York verkauft.

Von neuem wird dann das Vieh dahin getrieben, wo der Rancher sein Blockhaus erbaute. Von dort geht es bis zum nächsten Frühjahre wieder ungehindert seinen Weg.

Diese ganze Arbeit erfordert drei oder vier Monate. Bis auf wenige Mann, welche während der übrigen Zeit des Jahres im Blockhause verbleiben, werden die Leute ausgezahlt und entlassen. Ein Teil derselben zieht in die Heimat zurück. Viele jedoch suchen die kleineren Städte, hauptsächlich Cheyenne auf, wo sich die Cowboys einem wüsten Leben hingeben. In den beer-saloons wird beim Zechgelage, durch das Spiel und mit leichtfertigen Weibern oft in kurzer Zeit alles sauer verdiente Geld verpraßt. Arm wie eine Kirchenmaus kehrt der Cowboy der Stadt den Rücken. Oft fehlt ihm sogar sein Pferd. Für einen Spottpreis gab er es im Taumel der Sinne fort. Arbeitlos treibt er sich nun in dem wenig bevölkerten Lande umher. Von einer Blockhütte wandert er zur anderen, indem er von der großen Gastfreundschaft Gebrauch macht, welche einem jeden Einkehrenden zu teil wird. Erst das nächste Frühjahr bringt ihm wieder neue Beschäftigung.

Andere aber — und es sind nicht wenige — ergreifen ein verwegenes, gefahrvolles Handwerk: den Pferdediebstahl.

Derselbe hat in den Westterritorien derartig überhand genommen, daß mit

den gefangenen Dieben jetzt kurzer Prozeß gemacht wird. Man knüpft sie ohne weiteres an dem nächsten Baum auf oder schießt sie über den Haufen.

Die Rancher selbst sind beinahe sämtlich gebildete Leute, welche ein freies, ungebundenes Leben dem allerdings bei weitem bequemeren, aber durch tausend Rücksichten beschränkten Aufenthalte in der civilisierten Gesellschaft vorziehen.

Ihre Arbeit im Westen ist nunmehr beendet. Sie lassen das Blockhaus unter der Obhut der zurückgebliebenen Leute, von denen einer als Foreman ernannt wird, und streifen mit einigen Freunden zu Pferde durch das weite, an Naturschönheiten so reiche Land.

Die Büchse am Sattel, den Sixshooter am Gürtel, geht es durch die wilden Bighorn- und Rocky-Mountains, über die ausgedehnten Prärien ohne Ziel dahin. Täglich bieten sich dem trunkenen Auge neue herrliche Bilder.

Naht der Hunger, so erlegt man ein Stück Wild. Rehe, Hirsche, Antilopen, Büffel finden sich überall. Die besten Teile werden am Feuer geröstet, und der gute Appetit läßt das einfache Mahl vorzüglich erscheinen.

Nachts hüllt man sich in Büffelfelle und Decken ein, welche auf Packpferden nebst dem notwendigsten Kochgerät und wenigem Proviant mitgeführt werden. Das harte Lager, mit dem Stück Holz oder dem Sattel als Kopfunterlage, wird nach den Strapazen des Tages zum weichsten Ruhebette. Schußbereit liegen Revolver und Büchse zur Seite. Tausend und abertausend Sterne flimmern und glitzern am Himmel, und der Mond beleuchtet mit seinem bläulichen Schein die weite, im nächtlichen Dunkel noch unermeßlicher erscheinende Fläche oder die wilden, zum Teil schneebedeckten, grotesk geformten und gezackten Berge und Felsen. Das Lagerfeuer knistert und flackert. Hier und dort unterbricht das melancholische Geheul eines hungrigen Wolfes oder Berglöwen die feierliche Stille der Nacht, und leise säuseln leichte Lüfte die Ermüdeten in den Schlaf.

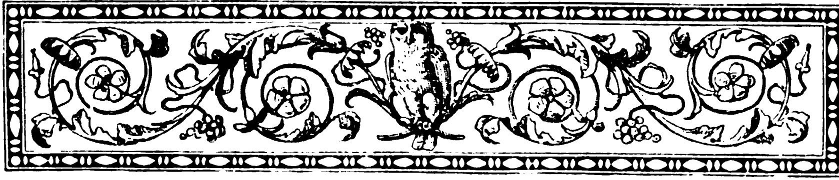
Graut der Morgen im fernen Osten, dann erhebt man sich neu gestärkt vom Lager. An dem angefachten Feuer wird Kaffee gekocht und Brot gebacken, und wenn die Sonne am Horizont ihre ersten Strahlen über die taufrische Erde wirft, ist man schon wieder im Sattel, und vorwärts geht es, wohin gerade die Laune den Reiter treibt, ohne Ziel weiter und immer weiter.

Erst im Herbst hat die Freude ein Ende. Die Nächte werden kalt. In den höher gelegenen Regionen fällt Schnee und hüllt alles wie ein Leichentuch ein. Die Prärien welken; ihre bunte Farbe, die so oft das Auge entzückte, wird grau.

Die Natur bereitet sich für den Winterschlaf vor, und traurig sieht der Mensch all die wunderbare Herrlichkeit vergehen. Er sehnt sich hinweg von der Stätte, die er in ihrer vollen Pracht geschaut hat.

Der Rancher schnürt sein Bündel und kehrt in seine Vaterstadt zu Verwandten und Freunden zurück; aus der Stille und Einsamkeit zieht er wehmutsvoll fort in das geräuschvolle Treiben der Welt. Dort versucht er es, durch Zerstreuungen, die der Winter in der civilisierten Gesellschaft so viele bietet, die Zeit rascher dahineilen zu lassen. Mit unendlicher Sehnsucht wünscht er den Frühling herbei, der ihn Jahr für Jahr mit neuer Lust und neuem Verlangen wieder hinführt in das ungebundene, freie, fessellose Leben des fernen, schönen Westens.





Litterarische Notizen.

ur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur liegt eine Reihe wertvoller Beiträge vor. Ich stelle zwei inhaltlich nahe verwandte Arbeiten voran: A. Socin, **Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuerer Zeit** (Heilbronn, Gebr. Henninger), und F. Kluge, **Von Luther bis Lessing**, sprachgeschichtliche Aufsätze (Straßburg, Karl J. Trübner). Socins umfängliches Buch bietet mehr, als der Titel verspricht. Die zunächst beabsichtigte Zusammenstellung urkundlicher Zeugnisse erweitert sich namentlich für die älteren Perioden zu einer vollständigen Sprachgeschichte, zumal auch die Beziehungen zum Latein und den lebenden Nachbarsprachen in den Kreis der Darstellung einbezogen sind. Je weiter der Gegenwart zu, desto mehr überwiegt Referat und Auszug, ohne daß das Buch darum an Interesse und Übersichtlichkeit verlöre. Als der fesselndste und ergebnisreichste Abschnitt erscheint uns sogar die Darstellung des siegreichen Kampfes, den das lutherische Neuhochdeutsch drittehalb Jahrhunderte um die Herrschaft im Norden und Süden seines Heimatgebietes zu führen hatte. Dieser Kampf bildet auch das Grundthema der seither bereits in zweiter Auflage erschienenen sprachgeschichtlichen Aufsätze Kluges, der unabhängig von Socin — beide Bücher traten fast gleichzeitig ans Licht — in gleichen Bahnen wandelnd, auch zu wesentlich gleichen Ergebnissen gelangt; sein letzter Aufsatz: „Oberdeutschland und die Katholiken" schließt mit der Würdigung Gottscheds, dessen deutsche Sprachlehre hier im Süden den Sieg errang zu einer Zeit, da man ihn im Norden bereits zu den Toten warf. — Wem es nicht um ein tieferes Eindringen in diese Dinge, sondern mehr um eine Orientierung zugleich über die ältere Sprachentwickelung und die Grundzüge der neuhochdeutschen Sprachlehre zu thun ist, dem sei das Büchlein **Die deutsche Sprache** von O. Behaghel angelegentlich empfohlen (Das Wissen der Gegenwart, Band LIV. Leipzig und Prag, G. Freitag u. F. Tempsky). Der Verfasser hat es verstanden, auf knappem Raum das Wesentliche zu geben, und dies in einer frischen, namentlich durch die glücklich gewählten Beispiele fesselnden Form. — Als willkommener Ratgeber in all den häufigen Fällen, in denen auch den Gebildeten Bedenken über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit anwandeln, hat sich die große Ausgabe von Daniel Sanders' bewährtem **Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache** (Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung) in fünfzehnter Auflage eingestellt. Für dieses Not- und Hilfsbüchlein, wie für seine größeren lexikalischen Werke, schuldet die Nation dem Verfasser ehrlichen Dank. Ob er sich denselben aber auch durch seine **Zeitschrift für deutsche Sprache** (Hamburg, J. F. Richter) erwerben wird, ist dem Referenten einigermaßen zweifelhaft. Die triviale Eintönigkeit der Stoffbehandlung mag in der Natur der Sache liegen und sich schwer vermeiden lassen. Aber war es unbedingt nötig, Texte unserer ersten Klassiker als corpus vile zu vernutzen, um daraus die Fremdwörter auszutreiben und allerhand sprachliche Ungereimtheiten daran zu erörtern? Es wirkt das um so peinlicher, wenn der Sprachrichter selbst, wie z. B. in den Schlußbemerkungen zu Goethes „Sammler und die Seinigen", sich ganz wunderliche Satzbildungen gestattet. Auch die Beiträge der Mitarbeiter bedürften einer strengeren Sichtung. Schließlich kann die unbedingte Fremdwörterhetze, wie sie u. a. in der wunderlichen Umdeutschung der Vorrede zu Herzog Ernsts Memoiren ihr Wesen treibt, den im Grunde löblichen Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins* unmöglich förderlich

* Über die Ziele desselben giebt jetzt die Festschrift von H. Dunger: Die Sprachreinigung und ihre Gegner (Dresden, Albanussche Buchdruckerei [Christian Teich]) wohl am besten Auskunft und Rechenschaft. H. Riegels Mahnruf: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, welcher den An-

sein und muß gegen eine Akademie der deutschen Sprache, für welche die Zeitschrift gelegentlich auch eine Lanze einlegt, gerechte Bedenken erwecken.

Von Wilhelm Lindemanns **Geschichte der deutschen Litteratur**, herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. F. Brüll, liegt uns der erste Band in sechster Auflage vor. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.) Wir begrüßen diesen Erfolg eines katholischen Familienbuches, dessen Verfasser es grundsätzlich verschmäht, „die Personen auf ihren Taufschein hin zu prüfen", und daher bei entschiedener konfessioneller Stellung doch überall ein unbefangenes ästhetisches Urteil vorwalten läßt, als einen erfreulichen Beweis, daß die Stimmen aus Maria Laach und ihr lärmender Chorgenosse, der Hau- und Bausteinverfertiger Seb. Brunner, noch lange nicht in allen katholischen Häusern den Ton angeben; man lese die Abschnitte über Walther, über das protestantische Kirchenlied, über Luthers Sprache. Hervorhebung verdient auch die liebevolle Berücksichtigung des litterarischen Kleinkrams, der „Wildlinge", Volksschriften, Flugblätter u. s. w. — Wesentlich in derselben Richtung, ohne konfessionelle Schärfen, doch mit schrofferer Ablehnung der „Poesie des Unglaubens" sucht die in gleichem Verlage in achter Auflage erschienene **Geschichte der deutschen Nationallitteratur** von G. Brugier zu wirken. Sie ist für „Schule und Selbstbelehrung" bestimmt und darum mit zahlreichen Proben und einer kurzgefaßten Poetik ausgestattet. Das übrigens wohlgemeinte Buch steht hinter Lindemanns gründlicher Arbeit nicht bloß in formaler Hinsicht, sondern auch an Selbständigkeit und Freiheit des Blickes weit zurück. Die Darstellung der neuesten Zeit zeugt geradezu von einem bedauerlichen Mangel an Urteil und Überblick, und wer die Litteraturbewegung der letzten vierzig Jahre nicht anderweit kennt, wird hier davon so gut wie nichts gewahr. — Ein Volksbuch im edlen Sinne und zugleich eine wissenschaftliche Arbeit von hohem Werte hat Jakob Baechtold begonnen mit seiner **Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz**. (Frauenfeld, J. Huber.) Es lohnte sich in der That, daß ein Kundiger die bei allem Zusammenhange mit dem Reich doch vielfach so eigenwüchsige litterarische Entwickelung des deutschen Schweizervolkes in ausführlicher Darstellung schilderte, und niemand war mehr dazu berufen als Baechtold, der durch zahlreiche wissenschaftliche Einzeluntersuchungen auf dem ganzen Gebiete heimisch ist. Die Anlage des vorläufig auf fünf Lieferungen berechneten Werkes ist neu und glücklich: jedes Heft ist in sich geschlossen, das erste der drei uns vorliegenden behandelt die litterarischen Bestrebungen der althochdeutschen Zeit, mit ihrem Ausgangs- und Mittelpunkte St. Gallen, das zweite umfaßt die höfische Periode, das dritte den „bürgerlichen und gelehrten Kunstbetrieb" bis zur Reformationszeit. Jedem Hefte sind reichhaltige wissenschaftliche Nachweise und Ausführungen angehängt, so daß der Text selber von gelehrtem Ballast völlig frei bleibt. Hoffentlich wird der Verfasser bei dem vorerst ins Auge gefaßten Abschlusse (Anfang des neunzehnten Jahrhunderts) nicht stehen bleiben, sondern auch die Schweizer Dichtung der Folgezeit, die einen so wertvollen Teil deutschen Schrifttums ausmacht, in einer Forsetzung zur Darstellung bringen.

Die Sammlung der **Kleineren Schriften von Wilhelm Grimm** (Gütersloh, C. Bertelsmann) ist mit dem vierten Bande zum Abschluß gekommen. Derselbe enthält außer einigen politischen Artikeln namentlich die Untersuchungen über Freidank, die umfassende Arbeit: Zur Geschichte des Reims, kleinere Aufsätze zur Tierfabel und zum Tiermythus und die köstlichen Einleitungen zu den Vorlesungen über Gudrun und Erek. Gustav Hinrichs, dessen pietätvoller Sorgfalt wir das monumentale Sammelwerk verdanken, hat das Erscheinen dieses letzten Bandes nicht mehr erlebt, das Vorwort zeichnet Edw. Schröder, das sehr gründliche Register über alle vier Bände ist von Ferd. Wrede ausgearbeitet.

Ich komme zu den Einzeldarstellungen aus dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte. Als sechsundzwanzigster Band der deutschen Litterardenkmäler des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von B. Seuffert, sind **Johann Elias Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften** im Neudruck erschienen. (Heilbronn, Gebrüder Henninger.) In der sehr ausführlichen Einleitung (108 S.) charakterisiert der Herausgeber J. v. Antoniewicz nicht bloß die schriftstellerische Persönlichkeit Schlegels, sondern giebt auch die Mittel zum vollen Verständnis seiner theoretischen Arbeiten durch eingehenden Nachweis der Anregungen, aus denen sie hervorgegangen, und der Beziehungen zu den Theorien der Früheren und der Zeitgenossen. — Wird diese Veröffentlichung ihre Leser überwiegend in Fachkreisen suchen müssen, so wendet sich Franz Munckers **Friedrich Gottlieb Klopstock**, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung) zugleich an ein größeres Publikum. Obwohl der Verfasser sein Buch nicht als ein abschließendes im Stile des Schmidtschen Lessing angesehen wissen will,

---

stoß zu der ganzen Bewegung gab, ist seither in zweiter umgearbeiteter und sehr vermehrter Auflage erschienen (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn [E. Appelhans]).

sondern eher als eine Vorarbeit, so spricht doch Gehalt und Form desselben gegen diese bescheidene Selbstschätzung: jener läßt eine umfassende Beherrschung des weitschichtigen Stoffes, wie sie der heutige Stand der Litteraturgeschichtschreibung verlangt, erkennen, dazu ein freies und reifes Urteil, das mit schlichter Wahrhaftigkeit des Helden Verdienst und Bedeutung nach dem Maße seiner und unserer Zeit abmißt; die Form erfreut und fesselt durch sachliche Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung. Das beste der bekannten Porträts Klopstocks von Jens Juel ist nach Böhmes Stich in schönem Lichtdruck wiedergegeben. — Mehr Stoffsammlung ist die fleißige Arbeit von E. Nägele: **Aus Schubarts Leben und Wirken.** (Stuttgart, W. Kohlhammer.) Des Dichters Aufenthalt und Lehrthätigkeit in Geislingen (1763 bis 1769) wird eingehend aus den Quellen dargestellt, die angehängte Auswahl aus seinen Erstlingswerken, namentlich den Schuldiktaten, ist ebenso bezeichnend für die Persönlichkeit des geplagten Scholarchen, wie für die pädagogische Praxis der Zeit. Schubarts Porträt und einige Ansichten von und aus Geislingen schmücken das hübsch ausgestattete Buch. — Nach dem armen Schulmeister der schwäbischen Kleinstadt ein hoher Lehrer der Menschheit: **Lessings Erziehung des Menschengeschlechts als pädagogisches System,** dargestellt von Dr. Albert Wittstock. (Leipzig, C. G. Naumann.) Der Verfasser, als pädagogischer Schriftsteller wohlbewährt, hat seine Aufgabe, aus Lessings Darlegung der göttlichen Erzieherthätigkeit die Gesetze der menschlichen zu entwickeln, mit Begeisterung ergriffen, und wenn er auch hier und da — wie z. B. in dem Abschnitte über den Rechenunterricht — mehr unter- als auslegt, so ist es ihm doch im ganzen wohl gelungen, Lessings Erziehungsmaximen in ihrem Wesen und Werte darzustellen.

* * *

Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. Von Prof. A. Riehl. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Das umfassende Fahnenwerk liegt nun vollendet vor uns. Während der erste Band die Geschichte und Methode jener Philosophie behandelte, welche durch Kant zu einem ersten Abschlusse gebracht wurde, widmet sich der zweite Band in seiner ersten Abteilung den Untersuchungen über die Grundlagen der Erkenntnis, in seiner zweiten Abteilung der Wissenschaftstheorie und Metaphysik. Der Verfasser hat es in seltener Weise verstanden, die Schwierigkeiten der Untersuchung, welche sich dabei durchaus auf wissenschaftlicher Höhe hält, so zu bewältigen, daß der Leser leicht und sicher zu folgen vermag. Da der Kantische Kriticismus in seiner Ausgestaltung nicht bloß das herrschende System der Gegenwart ist, sondern auch, wenn anders man dem Zeugnisse der geschichtlichen Entwickelung trauen darf, ein monumentum ære perennius darstellt, wenn auch daran noch dieser oder jener Strich anzubringen ist, so ist die Riehlsche Arbeit aufs wärmste dem Studium aller zu empfehlen, denen Philosophie am Herzen liegt. Wäre Riehls Buch auf englischem Boden erwachsen, so würde es bald Gemeingut der Gebildeten Alt-Englands sein! Sollte bei uns nicht endlich einmal eine ähnliche Bewegung zu finden sein? Riehls glänzende Verteidigung des Determinismus, welche nicht bloß die „Verantwortlichkeit" zuläßt, sondern sie geradezu fordert, gehört z. B. zu dem Besten, was über die Geistesfreiheit vulgo Willensfreiheit seit Schopenhauers Tagen geschrieben worden ist. Sollte für derartige Fragen wohl auch außerhalb der Schulen Interesse vorhanden sein, wie zur Zeit eines Mendelssohn und Lessing? Einzelne Ausschnitte aus Hegel, z. B. daß die Sterne ein Lichtausschlag am Himmel sind, der so wenig bewunderungswürdig ist als einer am Menschen, zeigen dem Leser deutlich den Unterschied zwischen dem, was Philosophie genannt wurde, und der „Philosophie als Wissenschaft", wie sie unsere Zeit von neuem geschaffen hat. Mit diesem Hinweise — Hegel hatte Leser — wollen wir diese Anzeige schließen.

Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst. Nach Lord Chesterfields Briefen an seinen Sohn frei bearbeitet von Dr. Karl Munding. (Stuttgart, Levy u. Müller.) — Das Original dieses Werkchens machte (1774) in der englischen Gesellschaft das größte Aufsehen: ein Vater ebnet seinem Sohne den Eintritt in die große Welt und den Fortgang in derselben durch eine Reihe von Briefen, deren Grundsatz Iherings Ausspruch „Leben ist Zweckverwendung der Außenwelt für das eigene Dasein" sein könnte; der Sohn stirbt, der Vater folgt ihm bald, und die junge Witwe des Sohnes verkauft die Briefe für 1575 Pfund. Wenn wir noch Hermann Hettners Urteil: „dies Buch enthält einen herrlichen Schatz der feinsten Beobachtungen und Lebensmaximen" hinzufügen und außerdem bemerken, daß die vorliegende Bearbeitung trotz ihrer freien Benutzung des Originals für dieses ein guter Spiegel ist, so haben wir das Unsere gethan.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau. Herausgegeben von Th. Schwartze. (Jena, Fr. Maukes Verlag.) — Von dieser populären Halbmonatsschrift liegt uns der dritte Jahrgang in seiner ersten Hälfte vor. Dieselbe will über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und der

technischen Praxis berichten, nicht für den Gelehrten und nicht für den Fachmann, sondern für das große Publikum. Wir können dem Unternehmen nur ein weiteres Gedeihen wünschen, da dasselbe thatsächlich Reichhaltigkeit mit Gediegenheit zu verbinden weiß.

Die natürlichen Pflanzenfamilien. Herausgegeben von Prof. A. Engler und Prof. K. Prantl. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Das Werk will ein Gesamtbild der Pflanzenwelt in systematischer und dabei doch allgemein verständlicher Weise zur Darstellung bringen. Das Verzeichnis der Mitarbeiter und der Name der Verlagsbuchhandlung leisten dafür Gewähr, daß die Arbeit wirklich „nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen" ausgeführt werden wird, während die vorliegenden Lieferungen sowohl durch die Art des Textes, als auch durch die Zahl und Güte der Abbildungen zeigen, daß trotzdem auch dem Laien ein volles Verständnis ermöglicht wird.

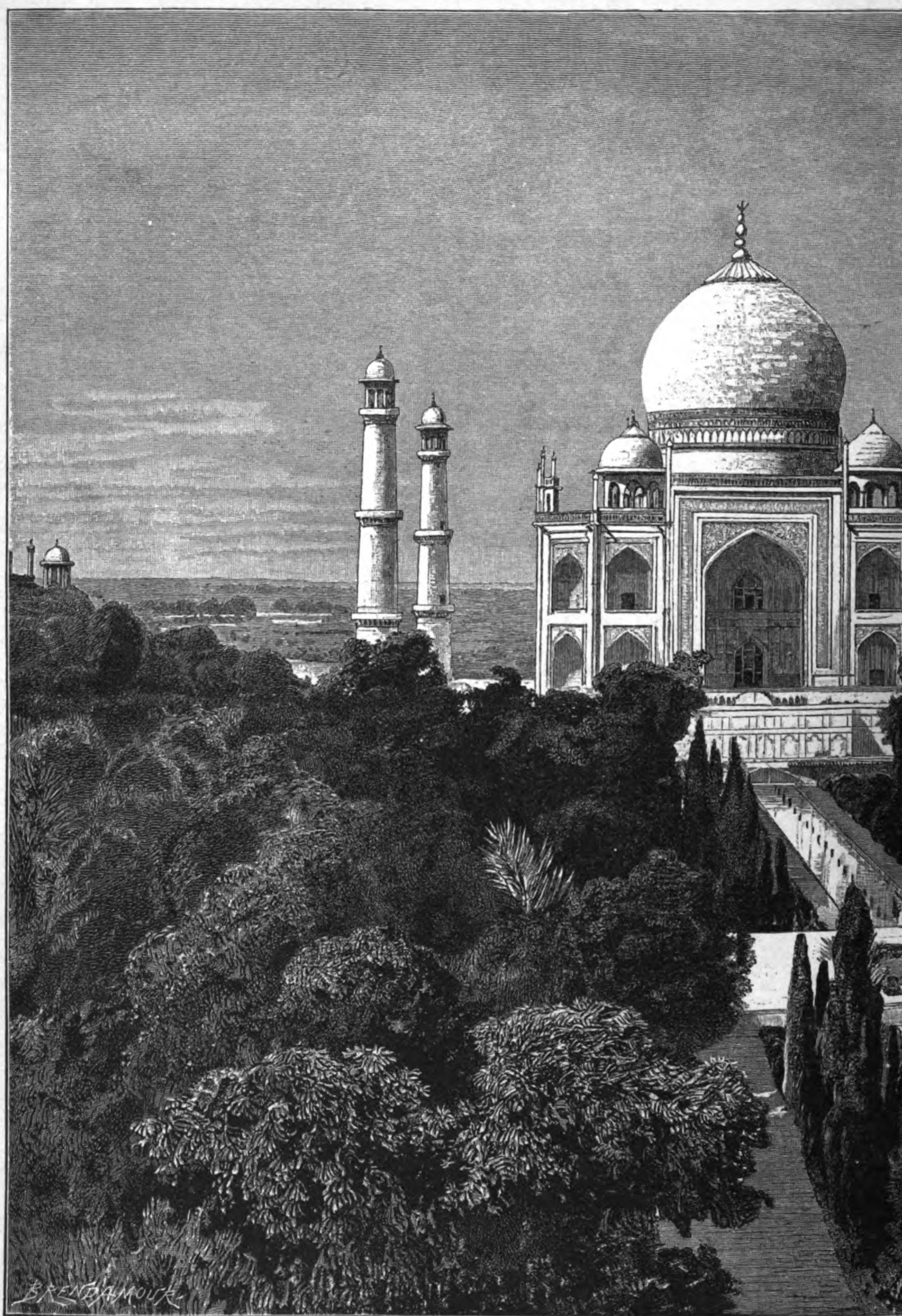
Die Geschichte der Erde. Von E. A. Roßmäßler. Vierte Auflage. Neu bearbeitet von Dr. Th. Engel. (Stuttgart, Otto Weisert.) — Der vierten Auflage des berühmten Werkes können wir nur den Wunsch mit auf den Weg geben, daß sie in unserer Zeit mit Recht dieselbe Rolle spielen möge, wie die erste Auflage es ihrer Zeit gethan. Wenn die Arbeit Engels das hält, was der Prospekt verspricht — wir zweifeln nicht daran, — so wird das Buch auch in der That bei den Gebildeten eine freundliche Aufnahme finden.

* * *

Unter dem Titel **Samoafahrten** von Dr. Otto Finsch ist im Verlage von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig ein ungemein interessantes, reich illustriertes und von der Verlagshandlung splendid und geschmackvoll ausgestattetes Buch erschienen, in welchem der bekannte Weltreisende und Ethnograph über seine in den Jahren 1884 und 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa" ausgeführten Reisen in Kaiser Wilhelms-Land und Englisch-Neu-Guinea in höchst anziehender Weise und dem Zwecke eines populären Werkes entsprechend berichtet. Auch die Abbildungen sind nach Originalskizzen von Dr. Finsch durch bewährte Künstler in diesem Fache ausgeführt. Der stattliche Band enthält außerordentlich viel wissenswerte Einzelheiten, und da Finsch den ethnographischen Standpunkt vertritt, daß die Berührung mit den civilisierten Reisenden bei den sogenannten wilden Völkerschaften die ursprünglichen Sitten und Gebräuche nach und nach gänzlich verdrängt, genau so, wie es bei den Urvölkern unserer eigenen Heimat geschah, so hat er sein Augenmerk ganz besonders auf das Sammeln von Geräten, Werkzeugen, Idolen u. dergl. gerichtet, und das Berliner ethnographische Museum verdankt ihm eine Menge der wertvollsten Stücke, deren Aufbewahrung vor dem gänzlichen Verschwinden von großer Bedeutung ist. Dieser Gesichtspunkt tritt auch überall in dem vorliegenden Werke hervor, und wir erfahren daraus eine Menge von Einzelheiten über das Leben der Urbewohner jener Inselwelt, auf welcher zum Teil noch die Steinzeit herrscht, die aber nach und nach durch die Einführung des Eisens verdrängt wird. Dem Werke ist ein ethnologischer Atlas in besonderer Ausgabe beigegeben, worin sich auf vierundzwanzig Tafeln Typen aus der Steinzeit Neu-Guineas nach Originalen des Dr. Finsch gezeichnet befinden. Dem Buche selbst ist ein ganz vortreffliches Porträt des verdienten Forschers und Verfassers beigefügt.

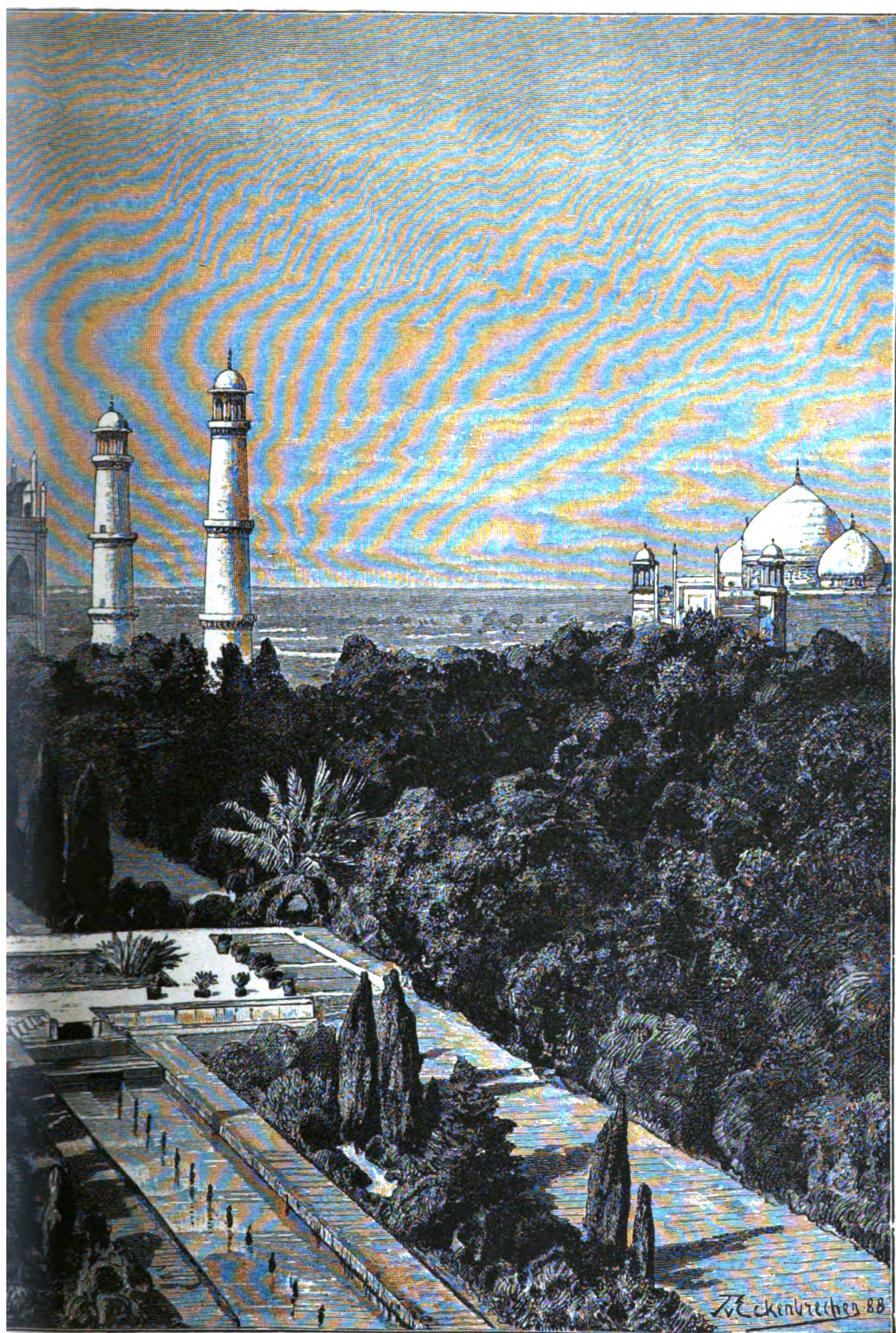


Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Ill. D. Monatshefte.

Tâj-Mahal in Agra, vom G



ngangsthor oben gesehen.



Die schöne Helena.

Roman
von
Alexander Baron v. Roberts.

II.

nkel Balthes sah sich in dem Raume um mit jenem Steuermannsblick seiner wasserhellen Augen, der immer durch die Gegenstände und Menschen hindurch in die Weite drang. Er hatte seine Nichte, die Lena, seit ihrer Verheiratung mit Hubert des Dienstes wegen noch nicht aufsuchen können. Jetzt schlief sein Schlepper im Hafen zu Ruhrort den Winterschlaf, da hatte er Zeit zu Besuchen über Land.

Die Kasematte und der Block, der dem jungen Ehepaar als Wohnung diente, schien ihm nicht fremdartig. Er hatte in Koblenz bei den Pionieren gedient, wo man in ähnlichen Räumen quartierte: ein langgestrecktes Rechteck mit einem Tonnengewölbe, statt der Fenster eine große quadratische Geschützscharte und zwei kleinere schmale Gewehrscharten. Das konnte den alten Schiffer auch an die Luken einer Kajüte erinnern. Die Geschützscharte war mit einer kleinen weißen Mullgardine drapiert, und an den schräg nach innen ausweitenden Schartenwangen standen ein paar Blumentöpfe von Porzellan, deren Pflanzen so sauber gehalten waren, als schienen sie aus selbem Stoff gefertigt. Eine Tapetenwand teilte den hinteren dunklen Raum ab, der zugleich als Küche und Schlafzimmer diente. An dieser Wand stand das grüne Ripssofa, darüber wimmelte es von kleinen ovalen Photographien; Reservebilder, Gruppen von Soldaten mit Stöcken und Feldflaschen, um ein Fäßchen mit der Jahreszahl gelagert, hingen an den anderen Wänden. Auf der grellbraunen Mahagonikommode waren Paradetassen um eine schlanke, durch ein Glasgehäuse geschützte Madonna aus Biskuitmasse geschart, deren Vergoldung mit dem Beschlag des davorstehenden Helmes an Glanz wetteiferte.

Aber das Geschütz dort — ein wirkliches ausgewachsenes Geschütz mitten in einer Stube? Das gab es zu seiner Zeit doch nicht! — Es war ein glatter Neun-

Centimeter, ein Bronzerohr auf einer blaugestrichenen hölzernen Lafette veralteter Konstruktion. Wegen dieses Geschützes und ähnlicher raumverzehrender Störenfriede in den belegten Kasematten der Festung hatte die Garnisonverwaltung mit dem Artilleriedepot lange Jahre in Fehde gelegen. Letzteres hatte das Interesse der schnellen Armierung immer wieder vorgeschoben, und die Geschütze waren geblieben. Ein plumpes, unhöfliches Ungeheuer, das so protzig den besten Platz in der Stube einnahm und mit dem weiten schwarzen Maul seiner Mündung, das gegen die Scharte gekehrt war, gleichsam das große Wort in der Wohnung führte.

„Er hat mir die Kanon' zum Christkindchen beschert," scherzte die Lena auf Onkel Balthes' verwunderten Blick. Sie streichelte mit ihrer Hand über das Rohr und versetzte ihm eine Art liebkosenden Klaps; wie ein Haustier, das gehätschelt wird, gab es einen feinen klingenden Ton zur Antwort. „Zuerst war ich ganz unglücklich darüber, es sieht so gefährlich aus, findt Ihr nit, Öhm? Aber man gewöhnt sich dran." Zum Beweis setzte sie sich zwischen die Wangen der Lafette auf den Steg, die prallen Arme, an denen die Ärmel des Kleides hochgestreift waren, behaglich übereinander kreuzend: „Seht mal, Öhm, unser Fauteuil!"

Er schmunzelte vergnügt, nickte, zwinkerte mit den Augen, aber hielt immer noch das erste Wort wie eine Kostbarkeit zurück.

Wohlgefällig betrachtete er das junge Weib — sie war stärker geworden, was sie ausnehmend kleidete, und ihr Antlitz zeigte eine blühende Röte.

„Gefall ich Euch, Öhm?" rief sie aufspringend. „Aber Ihr bleibt hier zum Essen, Öhm! Erbsen mit Pökelfleisch und ein Glas Kölnisch Weiß."

Wieder schmunzelte sein gutmütiges Gesicht. Er wußte schon: in der Menage gab es zufällig dasselbe Gericht, der Geruch durchdrang ja die ganze Kasematte; auch das erinnerte ihn an seine Dienstzeit.

Und während sie nun in der dunklen Küche hantierte, warf sie ihm allerlei Erläuterungen hin, wie antwortend auf das, was er gefragt haben könnte, wenn er überhaupt den Mund zum Sprechen aufgethan. Also es geht ihnen gut, wie der Öhm sieht. Das Gehalt knapp, aber immer noch satt zu essen! Sie näht für die Regimentskammer, dort, an der einen Scharte neben dem Geschütz steht die Nähmaschine, auch die wie die anderen Möbel auf Abzahlung erstanden. Sie hat einen guten Mann. „Etwas knitschig — er is geck auf den Dienst!" Er macht sich zu viel Plage mit den Stiefeln und Hosen — der Onkel weiß doch, daß er das hochwichtige Amt des Kapitändarmes bekleidet? Auf seiner Kammer sieht es aus wie ein Museum, und es wundert sie, daß die Engländer nicht kommen, um sich die Kuriosität zu betrachten. „Er is ein guter Mann!" Dieser Refrain kam etwas häufig, als hätte sie nötig, sich das selbst immer zu versichern.

Es war ein frostklarer Januartag. Die Sonne streifte das Bronzerohr und fuhr bis zum Tische hin, wo die Lena soeben dem Öhm zu Ehren ein neues, noch nicht gebrauchtes Tischtuch auflegte und die Gedecke ordnete. Zwischendem erläuterte sie weiter. Jenseit des Appellplatzes, der mit festgetretenem Schnee in gleißender Blendung bedeckt war, ragte die Häuserreihe: kasernenmäßig nüchterne Gebäude, ohne Profilierung, aus unbeworfenem Backstein. Der einzige Schmuck derselben bestand aus den gemalten Schildern der Wirtschaften und den Auslagen der kleinen Kramläden, die mit Viktualien und allerlei Militärbedürfnissen handelten. An dem einen Lädchen hatte die Thürklingel keine Ruhe, fortwährend gingen Soldaten dort aus und ein, auch die Honoratioren der Reviere schienen dort zu verkehren: ein Trupp Unteroffiziere, darunter ein Ober-Lazarettgehilfe und ein Wallmeister, verließen eben das Lokal.

„Es ist bei Mutter Kilo," erklärte die Lena; die gangbarste Kantine ringsum;

er, der Wirt, heißt eigentlich Pfund, aber für seine ungeheuer massige Frau hält man das einfache Pfund nicht für genügend. Sie haben drei bildhübsche Töchter, daher der rege Verkehr der Unteroffiziere. Der alte Wallmeister — Pollmann heißt er, und er kennt den Öhm, mit dem er zusammen in Koblenz gedient — gehört zu den Stammgästen; er sollte sich was schämen, besitzt er doch selbst eine blühende junge Frau, Lenas Freundin, seine dritte bereits — aber er ist mit seinen weißen Haaren noch in jede Schürze verliebt.

Gott sei Dank, daß ihr Hubert nicht trinkt! Der Sett ihr Mann (der Öhm weiß schon, die ehemalige Köchin bei Pifferaths, Lenas andere Freundin) ist nun ganz dem Trunk verfallen; sie wohnen bei den Kilos oben; warum mußten sie auch in solche Spelunke ziehen!

Die Uhr auf dem Flure draußen schlug soeben halb eins. Hornsignale ertönten, die fünfte und sechste Compagnie, die diese Kasematte gemeinsam inne hatten, wurden zum Appell gerufen. Auf den Steinplatten des Flures hallten mit scharfem Metallklang die stürzenden Tritte der Mannschaften, die zum Antreten eilten. Nun reihten sich auf der blendenden Schneefläche die Korporalschaften in Staffeln, und die Kommandos der Unteroffiziere brüllten und lärmten durcheinander.

„Stiefelappell!" rief die Lena. „Jömmich, da kriegen wir den Hubert nicht vor zwei zu sehn! Wenn er erst seine Stiefelrag' kriegt . . ."

Sie zuckte verächtlich die Schultern. Eine kurze Weile beobachteten die beiden, wie der Hubert, seine Brieftasche in der Hand, langsam von Mann zu Mann schritt und das hingehaltene Paar Stiefel einer peinlichsten Prüfung unterwarf. Der Lieutenant folgte, sichtlich gelangweilt, fast angeekelt. „Ja, das Militär is schön, wenn man es von weitem betrachten thut — findt Ihr nit, Öhm? Aber wenn man so mitten drin steckt . . ."

Sie seufzte, der Onkel sah sie verwundert an.

„Er is ein guter Mann!" warf sie abermals, aus ihren Gedanken auffahrend, hin. „Öhm, Ihr sagt, Ihr hätt' nit Zeit? Wollen wir fix essen? Lassen wir den Hubert sich an seinen Stiefeln delektieren."

Während sie bei der Suppe saßen, erzählte sie dem Öhm von ihren Aussichten. Der Hubert ist gut angeschrieben und der Feldwebel ist ihm sicher, d. h. wenn der alte Knaster von einem Feldwebel Molbauer endlich Platz macht. Der studiert Gerichtsvollzieher, aber das Studieren scheint ihm nicht zu rutschen, immer wieder schiebt er das Examen auf. Um die Compagnie kümmert er sich fast gar nicht mehr; sie, die Frau Feldwebel, hat die Hosen an — man muß das spillerige Kerlchen von einer Frau mit ihrer wütenden Papageistimme in der Compagnie herumkommandieren hören! Wart — wenn der Hubert erst dran kommt, so bringt er Zug in das Geschäft, stramm und tüchtig ist er schon, ihr Hubert!

Jömmich, da hat sie ja ganz das Getränk vergessen! „Unser Livree is zum Appell, sonst hätt ich den längst in den Keller geschickt," scherzte sie.

Und wieder in den Ernst fallend, beklagte sie das Elend mit dem Burschen; wenn man ihn braucht, so muß er in den Dienst; zudem muß man jeden Gang, den er thut, wie ein Verbrechen verheimlichen. Na wart, wenn sie Feldwebel sind, da giebt es Burschen, so viel sie haben wollen!

So machte sie sich also selber auf, um, trotz des Sträubens von Onkel Balthes, das Getränk herbeizuschaffen, nahm eine Karaffe, die ebenfalls auf der Kommode Parade stand, und eilte über den Platz an der aufgestellten und gerichteten Compagnie vorbei, nach einer Wirtschaft, die „Mutter Kilo" benachbart war. Balthes sah ihr wohlgefällig über die Mündung der Kanone nach. Die Unteroffiziere da draußen verfolgten gleichfalls

ihre prächtige Gestalt mit den Blicken, bis alles auf das „Stillgestanden!“ des Lieutenants zusammenzuckte.

Der Feldwebel Moldauer, eine lange, steife Gestalt mit rechtwinkeligen Bewegungen und stets wütend aussehenden Glotzaugen, verlas mit seiner gewaltigen, über den ganzen Platz hallenden Stimme den Appellbefehl. Einzelne Arbeiter, die vorüberkamen, blieben stehen und hörten mit grinsenden Mienen zu. Es waren ja keine Geheimnisse, und jedermann mochte sie hören.

Die Lena kehrte eben über den Platz zurück, die Karaffe mit dem goldig braunen Getränk in der einen Hand.

Plötzlich, als sie die Front der Compagnie schon passiert, stutzte sie. Ganz kurz, auf die Länge einiger Schritte blieb sie horchend stehen, dann stürzte sie fort und flog hastig zum Thore herein, in sichtbarer Erregung.

Die Röte war aus ihrem Antlitz gewichen, dem Onkel fiel die Veränderung auf.

„Was hast du denn?“ fragte er.

„Nix, Öhm — komm, lassen wir anstoßen! Worauf denn, Öhm?“ Ihr Lächeln war gezwungen. „Na, auf den baldigen Feldwebel!“

„Prosit!“ antwortete Balthes, das Glas erhebend.

Ja, es hatte sie da draußen getroffen wie ein Schlag.

„Laut Regimentsbefehl,“ las der Feldwebel, „wird der Unteroffizier Funk von seinem Kommando als Schreiber beim ersten Bataillon entbunden und tritt in die Front zurück. Derselbe wird zur fünften Compagnie versetzt.“

Sofort fuhr die Vorahnung dessen, was geschehen würde und kommen müßte, mit dem Zickzack eines Blitzes durch ihre Brust. Sie hatte geglaubt, es wäre nun endlich ein Strich gezogen unter das Vergangene. Doch da ist der Funk schon wieder — abermals fährt er in ihr Schicksal herein!

Bah, sie fürchtet sich nicht! Sie wird jetzt noch einmal zeigen, daß sie tapfer ist!

„Prost, Öhm!“ rief sie, die hellen Zähne weisend.

Da fiel Huberts Hand schwer auf die Thürklinke. Sie schrak zusammen. Ihre Blicke trafen sich, da er eintrat, stahlscharf mit der Frage: Was nun? Warum ist sie so blaß? Was bedeutet das drohende Runzeln auf seiner Stirn? Er hatte wohl gesehen, wie sie draußen zusammenzuckte und dann davongestürzt war.

„Guten Tag, Herr Berg!“ rief Hubert, doch nur das Grübchen in seinem rasierten Kinn drückte etwas von der freudigen Überraschung aus, den Onkel, ihren gemeinsamen Wohlthäter, hier zu sehen. „Schön, schön, schön, daß Sie kommen! Wie geht es? Was machen Sie?“ Und an seine Frau gewandt: „Ihr habt schon gegessen?“ Dann ohne die Antwort auf seine Fragen abzuwarten: „Gut — es war recht so!“ Aber das schien nicht aufrichtig.

Er schnallte das Koppel ab und hing es nebst dem Faschinenmesser an die Traube des Geschützrohres, den gewohnten Platz. Dann zog er die Handschuhe ab, stülpte sie mit großer Peinlichkeit übereinander und legte sie in die Mütze. Die Krampen des engen Tressenkragens öffnend, setzte er sich auf seinen bereitstehenden Stuhl an den Tisch; ein halb ärgerliches „Ah!“ entfuhr ihm — war es nur die Erlösung von der Enge des Kragens?

„Nun, Öhm?“ fing er nach den ersten Bissen an, auf die Schulter des Steuermanns, mit einem Anflug freundlicher Vertraulichkeit, klopfend.

Gleich aber platzte er mit der alten Litanei heraus — der Dienst, die kleine Misère des Dienstes, das übliche Thema bei Tisch seit drei Monaten!

Wenn man in einem gewissen Abstand durch die eine Gewehrscharte schaute, so ward diese genau ausgefüllt durch eine weiße Mannsscheibe, die drüben an die Mauer getüncht war und bei den Zielübungen der Compagnie benutzt wurde. Gerade so eng ist für Hubert der Auslug in die Welt, dort drüben steht für ihn der

Dienst an der flachen Wand, fort und fort zielt er darauf hin! Heute zum erstenmal, gerade heute, fiel ihr die verzweifelnde Enge auf.

Also die Compagnie ist auf dem besten Wege zu verlobdern. Natürlich, bei solchem Hauptmann (er dämpfte die Stimme etwas, als wenn selbst diese meterdicken Wände horchen könnten) — ein Waschlappen, der alles aus Rand und Band gehen läßt. Die Kerle machen, was sie wollen, nirgends Zug und Schneid. Die Unteroffiziere tanzen ihm auf der Nase — natürlich wird da nirgends etwas geleistet, die Rekruten fallen dies Jahr wieder unter der Kritik aus, die Compagnie wird wieder zum Skandal exerzieren. Die Lieutenants taugen wie immer nichts, schnappen das Heidengeld von einem Gehalt und lassen unseren Herrgott für die Richtung sorgen. Natürlich, bei solchem Feldwebel, der ist gänzlich ausgeleiert, er hat den Kommiß satt. Seine Frau führt die Compagnie, sie macht aus den Kerlen Kindermädchen und Waschweiber für ihren Hausbedarf. Da muß mal einer mit einem Donnerwetter zwischenfahren! „Na, wenn ich etwas zu sagen hätte."

„Prosit! auf den Feldwebel!" unterbrach ihn Onkel Balthes, das Gepolter mit erhobenem Glas gutlaunig unterbrechend.

„Ah, du hast Bier geholt?" sagte Hubert mit einem jener bezeichnenden Blicke nach seiner Frau hin, mit dem er ihr immer wieder die kleinen, über das Notwendigste gehenden Bedürfnisse des Haushaltes in Betracht des miserablen Gehaltes beschnitt.

Aber sofort schämte er sich diesmal der Knauserigkeit: „Prosit Onkel!" rief er, „ja, wenn es erst so weit wäre!" Und sein Antlitz erhellte sich mit dieser Hoffnung auf die Zukunft, „jedenfalls würde ich sie alle zusammen gehörig auf den Trab bringen!"

Es klang wie eine triumphierende Drohung, als fühlte er den Feldwebeldegen schon wider das Schienbein schlagen.

Da klopfte ein kräftiger Finger gegen die Thür. „Herrrein!" schnarrte Huberts Stimme.

Ein Unglückswurm von einer Ordonnanz stolperte herein, den Kopf mit einem viel zu großen Helm bedeckt, der bei jeder Bewegung wackelte.

Hubert donnerte ihn an: „Heiligkreuzschwerenot, wie oft soll man der Bande denn einbläuen, daß ein Soldat nicht anklopfen darf? Marsch, nochmals hinaus!"

„Aber Hubert!" flehte die Frau.

Hubert war ganz empört, seine Augen quollen. Der Mann führte den Befehl sofort aus, schloß die Thür hinter sich und trat dann ohne anzuklopfen und ohne eine Miene zu verziehen wieder ein, einen Zettel präsentierend.

„Was hast du da für einen Helm auf? He?"

Er nannte die Leute „du"; in dem schlesischen Regiment, wo er früher gedient, traktierte man die Pollacken nie anders als mit „du"; hier am Rhein schluckten sie diese Silbe nur unwillig hinunter. Aber sie sollen sich schon daran gewöhnen!

Sein eigener Helm wäre „kaput", stotterte der Füsilier.

„Und das ist mir noch nicht gemeldet?"

„Aber Hubert ..."

Er warf von dem Papier aus, das er in der Hand hielt, einen streng verweisenden Blick nach ihr hin. Natürlich hält sie es mit ihren rheinischen Lotterbuben! Niemand hat eine Ahnung von einer Idee hier zu Lande, was eigentlich der altpreußische Pli bedeutet!

Der Inhalt des Zettels steigerte noch seinen Grimm; es war eine Notiz des Feldwebels, daß die Verabfolgung der Effekten an den zur Compagnie versetzten Unteroffizier Funk heute nachmittag drei Uhr zu erfolgen hätte.

Zum Teufel, ist denn solche Eile? Kriegt er diesen Federfuchser denn nicht früh genug zu Gesicht! Es ist eine Schikane der Feldwebelin, er kennt das! Das Regiment hat ihm zum Trotz den windigen Kerl hereingeschoben!

„Der hat uns noch gerade gefehlt!“ rief er höhnend, „der wird uns die Compagnie schon herausreißen!“ Er schleuderte seiner Frau den Zettel hin. „Es ist gut!“ fuhr er den Soldaten an, der sofort schallend Kehrt machte. Dann prüfte er ihr Antlitz.

Sie heuchelte eine kurze Überraschung, ward aber überrot; gleich faßte sie sich und brach in ein Lachen aus: „Du bist aber wirklich unbezahlbar, Hubert! Ich glaub, du bist jalous? Jalous auf et Fünkchen! Bist mir aber einer! Ich dächt, wir hätten einen Strich gemacht? Allo, du schlägst dir die Raupen aus dem Kopf, komm!“

Sie sprang auf und umschlang seinen Nacken mit ihren Armen. „Öhm, guckt zum Fenster hinaus!“ rief sie schelmisch.

Der schmunzelte und hatte seine Freude, wie unter ihren kätzchenartigen Liebkosungen der Bär allmählich zahmer wurde und sein Antlitz sich aufheiterte. Sie verbarg dabei geschickt ihr Gesicht vor ihres Mannes Augen, er sollte nicht merken, wie verdutzt sie immer noch war. Tackerment, man wird sich doch nicht von einem Fünkchen aus dem Text bringen lassen! Laß ihn nur kommen! Sie fährt schon mit ihm ab! Sie fürchtet sich nicht!

„Die rheinischen Jungens taugen all nichts!“ brummte Hubert immer noch unter ihrer Umarmung.

„Oho!“ knurrte der Onkel. Und der selbsteigene Scherz, daß er sich mit seinen fünfundfünfzig Jahren noch zu den rheinischen Jungen zählte, brachte die tausend Falten seines lederbraunen Schiffergesichtes in völlige Unordnung. Zuletzt stieß ihn der alte Junggeselle, der nicht hierher in solche Zärtlichkeiten gehörte, und er machte sich davon, nicht ohne der Lena ein Silberstück „für Extra“ heimlich in die Hand zu drücken.

Während er in seinem breitwankenden Schifferschritt über den Platz dahinsegelte, wälzte er die Frage, ob die beiden Leutchen denn glücklich wären, in seinem grauen Kopf umher, wie er den neugeschnittenen Prim aus einer Backe in die andere warf. Hubert ist ein Preuß, preußisch Blut und rheinisch Blut paßt zwar nicht zueinander. Aber sie ist brav und er ist brav — sie werden sich schon durchbeißen. Basta! Und damit kam der Prim endlich in der rechten Wange zur Ruhe.

* * *

Acht Tage waren vergangen, ohne daß sie Funk begegnet wäre; sie fürchtete sich so vor dieser ersten Begegnung, als wenn solche ihr ein schwüles Unheil bedeutete.

Sie hatte ihn seit jener Erstürmung der Köbesburg nicht wieder gesehen; er war, nachdem er das Lazarett verlassen, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in seine Heimat beurlaubt worden. Plötzlich fällt er, wie vom Himmel herunter, in die Compagnie hinein — da sollte eins nicht erschrecken! Doch das Wiedersehen wird ganz alltäglich sein — sie fürchtete sich wahrhaftig vor ihm wie vor einem Popanz!

Die Gewitterangst lag ihr nun einmal in den Gliedern. Tagsüber saß sie wie angeschmiedet an der Nähmaschine, und es war gut, daß sie vom Regimentsschneider wegen der Ablieferung der Arbeit gedrängt wurde. Mit der Hast des Schaffens, mit dem rastlos schnarrenden Ticktack der Maschine suchte sie ihre thörichten Gedanken zu betäuben.

Doch er war da, er war überall. Das Ticktack war nicht laut genug, daß es auch nur seine Stimme übertönte. Er war den Rekruten zugeteilt worden, und der Zufall wollte es, daß seine Abteilung vor ihrer Wohnung exerzierte. Da hörte sie ihn fünf Stunden des Tages über kommandieren. Oftmals führte die Abteilung ihre Evolutionen bis dicht vor die Scharten aus, die dem Block als Fenster dienten. Sie kannte schon den Namen jedes einzelnen seiner Rekruten vom vielen Anrufen. Einmal, als es taute, hatte er die Leute auf dem abschüssigen und daher trockenen Pflaster, das sich längs der Kasematte hinzieht, aufgestellt. Davon ward es so dunkel

vor dem engen Fenster, daß sie mit der Arbeit aufhören mußte. Sie flüchtete sich, erschreckt von solcher Nähe, in die Kammer und machte sich dort zu schaffen, um ihn nicht zu sehen, denn er stand mit dem Gesicht der Scharte zugekehrt und kommandierte. War es seine Absicht?

Die scharfe Winterkälte belebte sein Antlitz, es schien, als wäre er gewachsen und als hätte seine Gestalt sich männlicher ausgelegt; der übermütig kecke Zug in seinem hübschen Gesicht war gewichen, seine Bewegungen waren gemessener geworden; überhaupt machte er einen solideren Eindruck, und der leichtfüßige Suitier von damals schien verschwunden.

Er hatte das Kommandieren noch nicht so heraus wie die anderen, da er die größte Zeit seiner Dienstzeit auf dem Bureau verbracht. Bald am Morgen ward er von dem andauernden und angestrengten Rufen und Schreien schon heiser, und am Nachmittag war seine Stimme nicht mehr zu erkennen. Er dauerte sie, und das Signal des Hornisten, der den „Schluß" blies, begrüßte sie mit einer Art Erlösung für ihn. Auch verstand er noch nicht die Kniffe des richtigen Rekrutendrills; er faßte die Kerls viel zu sanft an. „Wir sind hier nicht in einer Mädchenpension!" hörte sie den Lieutenant zu Funk sagen. Jener hatte auf den ehemaligen Federfuchser einen Tick, den er auch dem Hauptmann einzuflößen wußte.

Zwischen ihr und Hubert geschah des Unteroffiziers keine Erwähnung. Lena war auffallend freundlich und geduldig, anders als sonst — eine neue Methode. Während sie früher seinen Nergeleien einen kindischen Trotz entgegensetzte, schien sie nun den Bär durch Streicheln und Zucker sänftigen zu wollen, und wenn er mit Dienstärger vollgeladen nach Hause kam, so lachte sie ihm die Falten von der Stirn. Es war der Schmeichelkatze im Augenblick nicht zu widerstehen, aber gleich war sein Argwohn wieder da: sie suchte ihn einzuschläfern! Hallo, man muß wach bleiben!

Eines Nachmittags, da er eben mit der alten Mannschaft zum Turnen abrückte, passierte er die Scharten, als Funk gerade dicht vor denselben Griffe üben ließ. Das Blut wallte ihm zum Kopf, aber es kann doch keine Absicht von jenem sein! — der Raum ist beschränkt und der Lieutenant besteht darauf, daß die Abteilungen ihren Platz innehalten.

Jetzt glaubte er zu bemerken, wie einer der Unteroffiziere einem anderen zunickte, mit einem bedeutsamen grinsenden Hinweis, der die Anziehungskraft der Scharten auf Funk umfaßte. Es bäumte sich in Hubert auf. Und während er am Turngerüst stand und die Übungen der Mannschaften leitete, fuhren die aufgeregten Gedanken hin und her, klirrend wie Degen, die sich kämpfend kreuzen.

Funk liebte sie! — deshalb hat er sich zur fünften Compagnie versetzen lassen! Sie hat ihn geliebt — sie liebt ihn noch — eine Jugendliebe ist zäh — jetzt geht der Tanz von neuem los — aber warte, ich werde nicht dabei stehen und die Flöte dazu blasen!

„Kerl, zum Donnerwetter, will Er wohl die rechte Hand richtig setzen beim Aufschwung!" schoß er los. „Was? Grimassen schneiden, Himmelhund! Sofort hinauf aufs Reck! Er turnt so lang, bis Er wie ein fauler Apfel abfällt!"

Der Sergeant hat heute seinen besonders scharfen Tag, meinten die Soldaten, dampfend von der Anstrengung, so zwiebelte er sie.

Der Dienst der Alten hatte schon um halb vier aufgehört. Als Hubert in die Stube zu Lena trat, exerzierten die Rekruten noch. Lena hatte die Nähmaschine näher heran an die Hauptscharte gerückt und die Gardine zurückgeschlagen, um besser zu sehen, denn die dicke, graue Schneeluft machte einen frühen Abend. Er hing das Koppel ans Geschütz, und das Faschinenmesser klapperte wie wütend gegen die Lafette.

„Was ist dir, Hubert?"

Sie wollte aufspringen und ihn freundlich bewillkommnen. Doch vor seiner aufgeregten Miene blieb sie wie erstarrt.

„Warum hast du die Nähmaschine gerückt?“ herrschte er sie an.

Verwundert sah sie zu ihm auf. Welche Frage! „Nun, man sieht nicht einmal hier etwas. Ich muß doch Licht haben zur Arbeit.“ Sie wußte, was er meinte, und fühlte die Röte über ihr Antlitz fluten.

„Die Gardine sogar zurückgeschlagen?“

„Hubert, was fällt dir ein?“ Sie wollte hell auflachen, aber die Töne erstickten ihr im Hals. „Wenn die Kanone nicht da wäre,“ sagte sie stotternd, „so würde ich noch näher ans Licht rücken. Die nimmt den besten Platz weg.“

„So —!“ dehnte er.

Von draußen schallte ganz dicht an der Scharte Funks Stimme herein, die den langsamen Schritt kommandierte: „Eins — und — zwei, eins — und — zwei!“

„Eins — und — zwei —“ äffte Hubert nach. „Und wenn ich mich und dich unglücklich machen sollte!“ rief er und schlug mit der flachen Hand auf das Kanonenrohr, daß das Metall laut erklang.

„Hubert — aber Hubert, du bist — Jesus Mariam, was ist dir!“ Sie war aufgesprungen und schlang ihre Arme um seinen Hals. „Sei doch ruhig! Du bist närrisch! Was fällt dir ein?“ Mit Küssen und Liebkosungen suchte sie ihn zu beschwichtigen. „Eifersüchtig — he? Ich möcht wissen, ich möcht wirklich wissen, ob du Grund hast!“

Allmählich wurde ihre Stimme wieder fester, und nun wagte sie es, ihn sogar auszulachen. Er schien auch zur Erkenntnis gekommen zu sein, daß er keinen Grund zur Eifersucht hatte, diesmal noch nicht, heute noch nicht, und er schämte sich ein wenig des wilden Ausbruchs.

„Weil ich dich lieb hab, Lena, weil ich dich lieb hab — verzeih mir!“ stammelte er.

„Und ich, Hubert, hab ich dich nicht lieb? Komm, sieh mir in die Augen!“ Sie richtete seinen Kopf empor und hielt seine Blicke mit den ihren fest: „Hier!“

Ihre Augen funkelten. Wie schön sie ist!

Und fast mit dem hilflosen Ton eines Kindes fragte er sie, Aug in Auge: „Hast du etwas mit ihm gehabt? Hast du ihn geliebt?“

„So wahr ich selig werden will —“ rief sie. Aber die letzten Silben erstarben ihr auf den Lippen. Eine gewaltige Blutwelle schoß ihr vom Herzen empor, den Schwur erstickend, so heftig erschrak sie über die gotteslästerliche Lüge. Schnell fiel sie ihm abermals um den Hals, um diese neue Verwirrung zu verbergen, und sie bedeckte seinen Mund mit heißen zitternden Küssen.

Dergleichen hatte er noch nicht von ihr erfahren.

* *
*

„Na, wo steckst du denn, Len'? Man sieht und hört dich nit!“

Es war die Sett, die hereintrat, ein großes, in ein graues Wollentuch eingehülltes Paket auf dem Arm. Sie schlug das Tuch zurück, und das müde, gelbliche Gesichtchen ihres kleinen Buben kam zum Vorschein; behutsam setzte sie das Kind hin, gegen die Lafette gelehnt, als vermöchten seine dünnen, gebogenen Beinchen die Last des Oberkörpers nicht selbständig zu tragen. Die ganze Erscheinung des armen Würmchens redete deutlicher von dem Elend der Blaumüllers als die Klagen seiner Mutter. Sie selbst, o, sie selbst mit ihren kräftigen Knochen hält das Schicksal schon aus, und ihre breiten, massiven Schultern werden nicht so leicht zusammenbrechen!

Es ging ihnen nicht gut — das Elend der Kommißheirat in seiner hellsten Blüte. Sie hatten, wie die meisten anderen — Lena und Hubert nicht ausgenommen —, in das hohle Nichts hineingeheiratet. Die paar Ersparnisse der Sett waren von den ersten Anschaffungen aufgezehrt worden, und man will doch nicht sofort mit dem Leben abschneiden! Sie hatte sich nicht einzurichten gewußt, gleich der Len', die sich z. B. ihre Hüte selbst zurechtstutzte; so waren auch die Putzmacherin und die Schneiderin in die Reihe der Gläubiger

hinter dem Bäcker und Fleischer eingestellt. Sie suchte Beschäftigung, doch hatte sie nie das Stillsitzen vertragen können — und gar der Hundelohn, der für die Plackerei gezahlt wird! Sie bewunderte die Len' mit ihrer Ausdauer an der Nähmaschine. Anscheinend geht es ja mit den Huberts vorwärts. — Wart, das schlägt auch noch um! Die Len' sitzt eines Tages im Elend, ehe sie sich's versieht, so gut wie die anderen! Laßt nur erst die Kinder kommen und die Krankheiten!

Zuerst hatten sich bei den Blaumüllers Zwillinge eingestellt. Welche Mühe, bis man die ängstlich zarten Dingerchen so weit hochgepäppelt, daß sie selbständig zu atmen beginnen. Und das Heer der schrecklichen Plagen, Masern, Scharlach, Keuchhusten u. s. w. Dann sterben sie noch außerdem. Den Mann zwickte der Rheumatismus immer unleidlicher in den Beinen, eine Errungenschaft des Feldzugs; drei Monate mußte er in der Wilhelmsheilanstalt zu Wiesbaden verbringen; da er für die Front dennoch nicht genügend hergestellt war, gab man ihm die Montierungskammer; das war sein Verderb! Das halbmüßige Lungern unter den Brocken und das Brüten über den Listen und Büchern brachte ihn an die Schnapsflasche, mit der er sich anfangs ganz heimlich, in der Stille der Kammerräume, hinter den verschwiegenen Repositorien der Mäntel und Röcke anfreundete. Unglücklicherweise zogen sie zu „Mutter Kilo". Die Luft dieses Hauses, die stets vom Geruch des Branntweins wie gesättigt schien, wirkte wie ein Gift, und die bequeme Gelegenheit, die ihn beim Ein- und Ausgehen verlocken mußte, zog den biederen Blaumüller immer tiefer herab. Die Hoffnung auf den Feldwebel war natürlich bald aufgeflogen; jetzt drückten die Vorgesetzten immer noch ein Auge zu, wegen seiner bisher tadellosen Dienstführung, doch der Hauptmann drohte, nicht mehr mit ihm zu kapitulieren. Was dann, da er noch nicht berechtigt zur Civilversorgung war?

Wo war die fröhliche Sett von Pifferaths hin? Wie triumphierend sie damals ihr Lied vom Heiraten gesungen — nur die einzige Seligkeit des schnellen Heiratens! Doch für die Lena hielt sie jetzt schon einen anderen Refrain bereit.

„Komm her, Fränzchen," sagte Frau Hubert, dem Kleinen die Hand entgegenstreckend. „Wart, kriegst ein Zuckerchen!"

Das Kind verzog die Unterlippe zu einem Schippchen, aber es weinte nicht, sondern hielt sich nur kläglich an einem der eisernen Lafettenringe.

„Hier, Zuckerchen — wie geht es ihm denn?"

Die Sett zuckte ihre Schultern mit einem Seufzer: „Ich mein', besser, ich mein', es sieht nicht mehr ganz so milchsuppig aus. Der Stabsarzt versteht nichts. Die meinen all, sie hätten Rekruten vor sich. Jetzt hat ihn der Zanitätsrat in Behandlung."

Der Zanitätsrat war ein Ober-Lazarettgehilfe, dem die Wissenschaft zu Kopf gestiegen; er traktierte seine ärztlichen Vorgesetzten hinter deren Rücken als elende Pfuscher, gab sich selbst ein gewaltiges Air mit seinen lateinischen Brocken und kurierte auf eigene Faust das Blaue vom Himmel herunter.

„Es ist das Knochenmark, der Zanitätsrat hat es allein richtig erkannt," erklärte Sett. „Eine Krankheit mit einem Namen so lang — ich kriegt schöne Angst! Es ist das Knochenmark, und die Knöchelchen haben nicht die Nahrung. Jetzt hat er ihm Pillen gegeben, süß, die schmecken doch dem Kind — die vom Stabsarzt bracht es gar nicht herunter. Ich mein', es säh schon klarer aus den Augen."

Die Len' war so barmherzig, „ja" zu nicken.

„Nun, wie steht's? Was machst du, Len'? Hast du Hausarrest?"

„Zu schaffen — zu schaffen — guck den Berg!" Und die Hubert zeigte auf einen hohen Haufen fertig genähter Wäsche. Gleich senkte sie den Kopf wieder herab und setzte von neuem das Rad der Maschine in Bewegung.

„Kann mir's denken, Len', daß dir jetzt die Arbeit schmeckt."

„Wieso?“

„Na, wenn dir die Poussseure den ganzen Tag zum Fenster herein gucken! Zappermment, et Fünkchen is aber auch beharrlich! Kein Aug wendet er von dem Fenster!“

„Bleib mir mit den Dummereien vom Leib,“ brauste die Lena auf, und das Räderwerk surrte wütend dazu. „Keinen Blick hat er von mir gekriegt und soll er nicht kriegen! Aus ist aus! Ich sitz hier, weil ich hier sitzen muß, um zu arbeiten, und er steht da, weil er da stehen muß, um zu kommandieren! Ich bitt ums Herrgottsjesuwillen einen Menschen, was können wir beide dafür!“

„Sie sagen, er hätte sich expreß hereinversetzen lassen — deinetwegen, Len'!“

„Kann er machen, wie er will!“

Die Stiche schnellten schwerer durch das Zeug, und das Gesicht der Näherin mußte sich tiefer herabsenken. „Ist auch nicht wahr, daß er keinen Blick von dem Fenster wendet,“ murmelte sie in die Arbeit hinab.

„So, woher weißt du denn das?“ fragte die Sett, und ihre Miene verzog sich zu einem ironischen Grinsen.

Die Hubert schüttelte die Frage unwillig ab, errötete aber stark: „Laß mich in Ruh!“

„Was sagt denn deiner, der Hubert?“ fing jene von neuem an; sie ließ so leicht nicht nach.

„Er sagt, daß, wenn die Klatschmäuler der Frau-Basen nicht still sind, sie eins drauf kriegen — verstanden? Und nun laß mich in Ruh!“

Mit einem wütenden Tack — tack — tack beschleunigte sie den Gang des Räderwerks, und eine kurze Weile beherrschte das Surren den gewölbten Raum.

„Du hast einen guten Mann, Len'!“ hub die Sett wieder an. „Er thut nur schlimm, frißt aber aus der Hand.“

„Was soll die Bemerkung?“

„Weißt du was, Len', wenn ich du wär, ich thät mich amüsieren!“

Das Antlitz der Versucherin verzerrte sich zu einem eigenartig lüsternen Ausdruck, und ihre grauen Augen funkelten fast unheimlich; häßlich grinsend zeigte sie ihre schlechtstehenden Zähne. Sie hatte nichts Teuflisches von Natur, nur das Elend und die Enttäuschung hatten sie bitter gemacht und sie sich an dem Verderben der anderen weiden gelehrt. Sie warb Genossinnen für ihr Elend, so oder so. Nicht, daß sie gerade der Lena ein solches anwünschte, war doch hier wie dort und überall die Gewißheit, daß das Verderben kommen müßte, so sicher wie die Nacht herabsinkt. Gut, da es kommen muß, so ist es Freundespflicht, jemanden zum Trinken zu ermuntern, ehe das Getränk schal und ungenießbar wird. Sie selbst hatte den Trunk halb stehen lassen, die Lena sollte es nicht auch so machen!

„Du hast dich früher amüsiert, Len' — amüsier dich weiter! Denk an deine Korassier! Ins Unglück plumpst du früh genug! Amüsier dich, sag ich dir — amüsier dich tüchtig!“

„Aber ich weiß nicht, was du willst, Sett,“ platzte Frau Hubert lachend heraus. „Ich hab es ja nicht mal nötig! Satt zu essen und zu trinken, ich hab mein' Mann, ich hab mein' Arbeit, warum soll ich nicht glücklich sein? Ich mein', du hättst am wenigsten Ursach, dich zu versündigen! Schäm dich!“

Die Miene der Sett verzog sich zu einem ironisch überlegenen Schmunzeln, übrigens kam sie von dem eigentlichen Zweck ihres Besuches ab. Sie wollte die Lena nicht zu sehr reizen. Also begann sie zu jammern — die alte Litanei: gestern war die Dekade, und das Traktement ist schon heidi! Der Bäcker hat nicht länger pumpen wollen, bei den Kilos sind sie schon zwei Termine von der Miete schuldig. Den Unteroffizier-Unterstützungsfond dürfen sie nicht mehr anzapfen, das letzte Mal hat man sie schon abgewiesen: erst soll der Blaumüller vom Schnapsen lassen! Dagegen ist kein Kraut gewachsen, es frißt an ihm wie eine Krankheit, wie ein böser Wurm!

„Amüsier dich, Len' — amüsier dich!“

Es klang so schrill und scharf; der kleine

Franz zuckte erschrocken empor und blickte seiner Mutter angstvoll in die Augen. Die Lena wollte ihr den letzten Vers der Litanei, der jedenfalls wieder auf eine Anleihe gestimmt war, ersparen. Das Mitleid überwältigte sie abermals; sie stand auf, trat an die Kommode, nahm die Glasglocke über dem Madonnenbildnis in die Höhe und zog unter dem Postament der Gebenedeiten ein Geldstück hervor, dasselbe, das ihr Onkel Balthes beim Abschied in die Hand gedrückt.

„Daß du Hubert nichts verrätst — und natürlich kriegt deiner es nicht in die Hände!“

Die Sett verwahrte sich mit einer Miene, als würde sie den Thaler nicht anders als an einer Kette heimlich um den Hals tragen. Doch aus ihren Augen brachen Thränen. „Len', du bist brav. Unser Herrgott verlohn dir's!“ stammelte sie.

Bald darauf trat Hubert ein. Er liebte nicht den Umgang seiner Frau mit Sett, er witterte die Versucherin in ihr; zudem wollte er mit Blaumüller, seinem früheren Freund, längst nichts mehr gemein haben: ein Skandal, daß man einem Säufer eine königliche Montierungskammer anvertraut! Es soll ihn nicht wundern, wenn eines Tages eine Katastrophe eintritt! Doch war er höflich gegen die Frau, soweit das seine gerade Natur, die alle Schliche und Masken verabscheute, fertig brachte. Er setzte sich also zu den beiden an den Kaffeetisch und begann in seinem Notizbuch zu stöbern.

Um fünf Uhr blies es zum Unterricht. Hubert sprang auf, es war der vierteljährige Termin, da den Mannschaften die Kriegsartikel vorgelesen werden sollten, und er hatte den Befehl, dies bei den alten Mannschaften auszuführen. Nicht lange nach ihm machte sich auch die Sett auf, da ihr Kleiner, der stets schläfrig war, nach dem Bettchen verlangte. Die Len' begleitete sie bis zur Pforte, die dem Hubertschen Kasemattenblock benachbart war. Doch die Thür war verschlossen, und der Schlüssel stak nicht mehr.

„Du mußt hinten herum durch den Korridor,“ sagte die Hubert.

Sie wollte sich am Beginn des Korridors verabschieden.

„Komm mit bis zum Thor,“ bat die Sett. „Es giebt ja immer noch zu schwatzen!“ Da schämte sich die Len' insgeheim des Hausarrestes, den sie sich selber zulegte — seinetwegen! Wie hatte sie den Korridor gemieden, aus Furcht ihm zu begegnen! Bah, einmal muß sie ihn doch sehen, dann ist's gut! Sie faßt alles zu schwer auf!

Der schmale Korridor dehnte sich im bräunlichen Dämmerlicht der beiden trüb schmauchenden Hängelampen. Links, in den Zwischenräumen der Gewehrscharten, die nach dem Hofe der Kasematte hinschlugen, standen die Gewehre der Compagnie auf den Stützen gereiht. Rechts waren die braungestrichenen Thüren zu den Mannschaftsstuben, mit aufgenagelten Zetteln, die Korporalschaften bezeichnend. Bei der dritten Thür stieß die Sett ihre Gefährtin an, nach dem Zettel weisend; es war gerade unter der einen Lampe. Frau Hubert zuckte leicht zusammen. Auf dem Zettel stand in schöner großer Rundschrift Funks Name als Korporalschaftsführer.

„Man meint, du fürchtest dich!“ sagte die Sett, jene scharf ansehend.

„Fürchten? vor wem? vor dem da! Bah, bin ich denn furchtsam, he, Sett?“

Aber die Lena war doch froh, als sie aus dem Bereich des Namens war.

Es war still im Flur, nur aus der einen Stube dröhnte eine laute Stimme. Es war die Huberts, der die Kriegsartikel vorlas. Die beiden Frauen blieben stehen und horchten. Man konnte jedes Wort verstehen, so deutlich artikulierte die Stimme:

„Wer sich im Dienst und vor versammeltem Kriegsvolk thätlich an einem Vorgesetzten vergreift, wird mit fünfzehn Jahren Festung, im Kriege mit dem Tode bestraft.“

Das „mit dem Tode“ so unheimlich drohend betont.

Und weiter: „Wer vor dem Feinde desertiert, wird mit dem Tode bestraft.“

„Mein Gott!“ stieß Lena aus.

„Er ist wütig heut!“ meinte die Sett. „Nun hör einmal, er schießt sie all nieder, die armen Jungens!“

Innerlich durchschauerte es die Lena. Am Thor verabschiedeten sich die beiden, und Lena eilte zurück, den Korridor entlang. Schon hatte sie die Thür, hinter der ihr Mann immer noch die schrecklichen Drohungen erschallen ließ, passiert, da trat jemand hinter dem Gewölbepfeiler hervor.

„'n Tag, Len',“ flüsterte es.

Wie sie erschrak — sie meinte, die Knie versagten ihr.

„Laß mich, Fünkchen, um Gottes willen laß mich!“

Funk vertrat ihr den Weg: „Jetzt stehst du mir Red, Lena! Du wirst mir doch guten Tag sagen! Ich mein' doch, wenn jemand den Beleidigten zu spielen hätt, dann wär ich's! Her die Hand!“

Sie wehrte sich. Hinter ihr schallte Huberts Stimme mit dem entsetzlichen Refrain.

„Lassen Sie mich, Herr Funk!“

„Was — Sie? Kein Red, es bleibt bei dem Du; wenn du auch seine Frau bist, dem da seine.“

„Es giebt ein Unglück, wenn er uns sieht,“ flehte sie. „Ich bitt dich, laß alles aus sein, Fünkchen, bleib vom Fenster weg, sieh mich nicht an, kenn mich nicht!“

„Komödie spielen, he?“

Er bohrte seine von Leidenschaft flackernden Augen in die ihren. „Du siehst, wir können doch nicht voneinander, Lena, wir werden sogar durch Regimentsbefehl zusammengebracht. Wir gehören zusammen.“ Seine höhnenden Worte trafen sie wie Schläge. Plötzlich klang durch seine Stimme ein bewegter Herzenston: „Einen alten Kamerad im Stich zu lassen, Len', meinst du, es wäre mir nicht ans Herz gegangen? Das Fünkchen ist doch nicht solch ein Schmetterling, als du glaubst! Schäm dich, Len', schäm dich! Aber ich wünsch dir, daß du glücklich bist ...“

„... wird mit Festung nicht unter zehn Jahren bestraft —“ hallte Huberts Stimme in die Pause hinein. Bebend stand sie da, ihm willenlos die Hand gewährend.

Jetzt ließ er diese sinken, schlaff, ohne einen Druck: „Nun geh, Len',“ sagte er, zur Seite tretend; „verzeih mir, daß ich dich angefallen! Ich wünsch dir alles Glück, Len'! Und gute Nacht!“

Leise hauchte er es ihr zu — ein so inniger Ton, den sie ihm nie zugetraut!

Sie stürzte davon, riß die Thür zu ihrem Wohnungsblock auf und flüchtete bis zwischen die Wangen der Geschützlafette. Zum Ersticken flutete ihr Atem, und das Herz hämmerte hörbar. Wie ein hilfloses Kind, das eines Schutzes bedarf, kauerte sie sich auf den Steg zwischen den massiven eisenbeschlagenen Holzwänden.

Mein Gott! Mein Gott! Wo war ihr alter Trotz geblieben? So hatte sie sich das Wiedersehen nicht gedacht.

„Wir gehören zusammen,“ hatte er gesagt. Und die Sett meinte, das Schicksal will es so! Nein, nein, nein! Ich hab dem Hubert Treue gelobt vorm Altar!

Mechanisch tasteten ihre Hände nach einem Halt. Sie griff den eisernen Haken für den Kanonenwischer und hielt ihn krampfhaft fest. Ihre Stirn streifte das Bronzerohr, ein wenig erschrak sie vor der Kühle des Metalls, dann lehnte sie das Haupt daran, als wäre es ein wohliges Kissen.

Wie seltsam geheimnisvoll es aus dem Inneren des Rohres summte und flüsterte! Das Rohr besitzt eine Seele, hat sie Hubert gelehrt. Und aus dem Inneren dieser Seele flüsterte es ihr zu: „Amüsier dich! amüsier dich!“ Schaudernd fuhr sie empor vor dem gespenstischen Klang.

* * *

Es war dennoch etwas Wahres daran, daß Funk sich absichtlich zur fünften Compagnie hatte versetzen lassen. Eine kleine Ungehörigkeit, die ihm eines Morgens

auf dem Bureau gegen den Herrn Zahlmeister entfuhr, war die Veranlassung gewesen, daß er überhaupt in die Front zurück sollte. „Sonst wird er mir zu übermütig, ein bißchen Rekrutendrillen wird ihm gut thun!“ meinte der Major. Aber Funk wußte es, daß es nicht für lange wäre. Er war beim Major wie beim Adjutanten gut angeschrieben, dazu hielt er sich für unentbehrlich auf dem Bureau, allein schon seiner herrlichen Schrift wegen, in der ihm keiner beim Regiment gleich kam.

Gut, wenn es denn sein muß, so will er auch seinen Spaß haben, dachte Funk. Die Schreiber stecken alle unter einer Decke. So wußte er es denn durchzusetzen, daß man ihn zur fünften Compagnie versetzte. Die Eitelkeit stach ihn. Man hatte ihn oft genug, nachdem er das Lazarett verlassen, gehänselt: „Fünkchen, du bist ein Kerl, läßt dir ruhig gefallen, daß man dir dein Mädchen vor der Nase wegstibitzt!“

Mit listigen, lüsternen Blicken gelobte er Rache. O, der Hubert besitzt sie noch nicht ganz! Wir wollen sehen!

Es war noch das Großmaul von früher, das sich so brüstete. Aber innerlich brannte die geheime Wunde, welche die Nachricht von ihrer Verlobung ihm versetzt. Während die äußerliche Verletzung, die er bei der Erstürmung der Köbesburg davongetragen, langsam heilte, fraß die Herzenswunde um so heftiger um sich. Jetzt erst, in der Stille des Krankenlagers, ging ihm das Bewußtsein auf, daß sein Herz mit dem ihren leidenschaftlich verkettet war. Und er bohrte sich mit seinen Gedanken immer tiefer in diese Leidenschaft hinein.

Sie sollte für ihren Abfall büßen! und Hubert sollte sich nicht seines leichten Sieges freuen! Wohlan, hier ist die Gelegenheit zur Rache! Ich, das Fünkchen, bin auch noch da! Durch meine bloße Gegenwart will ich sie beide aufs Blut peinigen ...

Doch wie er in Lenas Bannkreis geriet, begannen die häßlichen Rachegedanken in helle Liebesflammen auszubrechen. Er war ein anderer geworden seit seiner Krankheit. Ein wildes, selbstherrisches Gelüste begann in ihm zu gären, daß er sie jenem entreißen, daß sie sein werden müßte. Sie hatten ein Anrecht eins aufs andere. Wie ihnen beiden, da sie noch Kinder waren, keine Mauer oder Hecke ein Hindernis bildete, so würden sie auch jetzt rücksichtslos durch den Segen des Priesters brechen. Nach dieser ersten Begegnung in dem dämmernden Kasemattenflur wußte er, wie es mit ihr stand. Wie ihre Hand in der seinen zitterte, wie die Worte über ihre Lippen bebten, wie sie in ihrer Angst davonstürzte, bis die Dunkelheit des Seitenflurs sie verschlang! Auch sie war eine andere geworden! Ja, in ihnen beiden war das Herz wach geworden. Wohlan denn! Das „Anavang“ des Tanzsaales — doch jetzt klang der Ruf so unheilvoll drohend.

Die mannigfachen Verzweigungen des Dienstes führten Hubert und Funk fort und fort zusammen. Jetzt standen sie in der Front nebeneinander, beim Appell, jetzt einander gegenüber in dem beratenden Kreis der Unteroffiziere, den der Feldwebel nach Appell um sich versammelte. Heute revidierte Hubert als du jour die Stube des Funk, morgen umgekehrt der Funk die Korporalschaft des anderen. Nur wegen der „Brocken“ gerieten sie aneinander. Funk nahm seinen Dienst genial, und er konnte sich nicht für den Sitz einer Schuppenkette begeistern oder über ein paar fehlende Schuhnägel in Verzweiflung geraten. Alle Augenblicke fand der Kapitändarmes in der Funkschen Korporalschaft irgend eine Kleinigkeit, die nicht in Ordnung war. Er hätte das bei einem anderen auch gemeldet, denn jede Lodderigkeit in Bezug auf das königliche Bekleidungsmaterial empörte ihn. Funk vergalt es ihm damit, daß er den Spott der anderen Unteroffiziere gegen den unausstehlichen Nergler reizte. Und er hatte die Lacher stets auf seiner Seite. Hubert war nicht beliebt: „Rheinisch Blut und preußisch Blut

paßt nicht zusammen!“ Sie wären Gegner gewesen, auch wenn Lena nicht zwischen ihnen gestanden hätte.

Sie fühlten dunkel, daß sie eines Tages anders als mit Nergeleien und Spottreden aufeinander platzen würden, um abzurechnen. An einem Mittag hatte die gesamte Compagnie Waffenappell. Funk verließ eben seine Stube und trat im Flur auf die Gewehrstütze zu, wo sein Gewehr stand. Zufällig kam Hubert von der anderen Seite, um das seine zu nehmen, das sich jenseit der Scharte auf entsprechender Stütze befand. Jener nahm das Gewehr, schlug die Kammer auf und prüfte blinzelnd das Innere des Laufes. Als er den Kopf erhob, sah er Hubert in derselben Weise beschäftigt. Und über das blanke Metall hinweg trafen sich ihre Blicke. Zuerst eine stutzende Überraschung auf beiden Seiten, dann maßen sich die Blicke feindlich, feindlich — wie sich die beiden Gewehrrohre mit ihren kleinen unheimlich schwarzen Mündungen, die der Zufall gegeneinander kehrte, zu messen schienen. Es war ein gemeinsamer Gedanke, der hinüber und herüber schlug, ein Blitz, der aus dem Dunkel der einen Wolke in das Dunkel der anderen zuckte. Gleich schlossen sich die Kammern, laut und scharf hallte der Klang des Stahles durch den gewölbten Flur. Da blies es zum Antreten, jeder nahm sein Gewehr unter den Arm, und sie verloren sich in dem Gedränge der Soldaten, die auf den Hof eilten. —

Funk sah seine schöne Landsmännin nur selten. Hinter der Scharte, wo noch immer seine Abteilung exerzierte, regte sich keine Gardine, zeigte sich kein Schimmer ihres Gesichtes. Aber die Scharte hielt ihn wie behext, Augen und Gedanken, wie ein ohnmächtig Stückchen Eisen, das sich vergeblich gegen den unwiderstehlichen Zug eines Magneten wehrt. Und das Nichtsehen schürte noch die Glut in seinem Inneren. Oft wünschte er, daß er von dem Platz erlöst würde, um die Qual des Harrens nicht mehr auszustehen; doch an den dienstlosen Sonntagen und an den Regentagen, wo in dem Exerzierhause und auf der Stube Griffe geübt wurden, peinigte ihn um so stärker die ungeheure Sehnsucht nach der Scharte.

Er begegnete ihr ein paarmal vor der Kasematte, wo sie ihn förmlich grüßte. Eines Abends, da er Wachthabender auf Kasernenwache war, öffnete er auf das Rasseln des Klopfers das Thor. Sie stand da, ihr Mann hinter ihr. Es war gut, daß der Schnee so heftig daherstrich, ihre beider Verwirrung verbergend. Ihr Gesicht war bis auf eine Öffnung für die Augen durch einen Umhang verhüllt, doch diese Augen trafen ihn aus dem Dunkel wie eine gewaltige Flamme.

Die beiden Ankömmlinge prusteten, schüttelten die Schneedecke von den Kleidern und stapften mit den Füßen — ein Hundewetter! Sie kämen von Deutz, hieß es, wo sie Bekannte Namens Pifferaths besucht. Unterdes wäre des immer stärkeren Eisgangs wegen die Schiffbrücke ausgefahren worden, und sie mußten bei solchem Wetter den Heimweg über die Eisenbahnbrücke machen — puh!

„Ei, wie schön warm Sie es haben, Herr Unteroffizier!“ rief Frau Hubert aus der Umhüllung, da sie die offene Thür der Wachtstube passierte. Es war das beste, die Harmlose zu spielen! Und sie blieb vor der engen Pforte stehen, in dem wohlig warmen Hauch, der ihr von dort entgegenwehte. Drinnen leuchtete der kleine eiserne Rundofen in einer dunklen Rotglut, eine zarte Rosadämmerung in dem kleinen Raum verbreitend. Über den Rand der Pritsche vorgestreckt, wärmten sich ein Paar dampfende Stiefel, deren Besitzer von hier aus nicht sichtbar war, an dem Feuer.

Fast wäre dem Wachthabenden eine Einladung entfahren, man möchte doch auch näher treten; da warfen sie ihm eine „Gute Nacht! Gute Wacht!“ zu. Dann trappelten sie eilig durch den eiskalten Korridor, gegen dessen Schartenfenster der Schnee hörbar schlug. Die Kasematte empfing sie mit gleichem Unbehagen. Der Ofen war längst ausge-

löscht, und das mürrische Licht der schlechten Kerze huschte, gespenstische Schatten aufstöbernd, durch den unbehaglich kühlen Raum. Die Kanone, ihr lästiger Stubengenosse, machte sich breiter als je. Die Lena überfiel es mit einer Sehnsucht nach dem kleinen rosadämmernden Raum mit dem glühenden Öfchen. Ei, sie will ja nichts „davon" wissen! Aus ist aus! Hat sie es heut abend mit all der Harmlosigkeit nicht brav gemacht? So kommen sie alle drei am besten darüber hinweg. Hubert fand das auch — als wenn dadurch der Popanz seiner Eifersucht am leichtesten gebannt würde. Die Begegnung da draußen dünkte ihm fast wie eine halbe Erlösung. Seine Frau ließ sich wirklich nichts zu schulden kommen. Sie hat es früher stark getrieben — das werden die besten Ehefrauen!

Funk hatte im Flur gestanden, immer noch hinhorchend auf den hellen Klang ihrer Stimme, bis diese im Knarren des umdrehenden Schlosses verschwand. Dann trat er in die Wachtstube und setzte sich vor den Tisch unter die Schirmlampe. Er legte nicht einmal den Helm ab, warf die Arme auf die Platte und stützte das Gesicht in die beiden Fäuste.

O, wie schal und häßlich das alles ist! Die Pritsche nahm die Hälfte des Raumes ein, vier Kerle schliefen darauf mit umgeschnalltem Faschinenmesser, den Kopf auf dem Tornister, den Helm neben sich, und ihr sägendes Schnarchen wetteiferte mit dem wütenden Fauchen der Glut in dem Ofen. Auf dem Tische lag das fettig abgegriffene Wachtbuch und ein anderes Buch, ein Schmöker, den wohl irgend ein Einjähriger vergessen haben mochte, neben einem Teller mit Wurstresten und einem klebrig schmutzigen Kartenspiel. Es roch nach Staub und abgestandenem Getränk und nassen Kleidern.

Der nackte Kommiß hatte ihn immer angeekelt. Warum hatte er denn kapituliert? Was sollte er sonst anfangen? Seine Kenntnisse waren nicht der Rede wert — sollte er abermals in die weite Welt auf Abenteuer ziehen? Nein, der Schlendrian wird ihn wie die anderen nicht loslassen! Er wird von Jahr zu Jahr kapitulieren, weil ihm der Unterschlupf fehlt. Vielleicht wird er ein Weib nehmen und das Elend der Kommißheiraten noch vermehren helfen. Dann, wenn die Glieder anfangen zu knacken, wird er sich in irgend eine Civilversorgung stopfen lassen. Teufel, was hat er sich für ein anderes Bild von dem fröhlichen Soldatenstand gemacht!

Hatte er denn vordem nicht eine Rolle auf den Tanzböden gespielt? Hat er die schon aufgegeben? Was für ein erbärmlicher Kerl ist er doch! Er könnte so viel Mädchen haben, als er wollte — sitzt da und streckt seine Begierde nach der Frau eines Kameraden aus! Ehre ist das höchste Gut eines Soldaten, und er ist im Begriff, die Ehre eines Kameraden zu besudeln ...

Nur mit den Gedanken! Wer bezwingt das wilde Gewürm der Gedanken?

Da pochte die Schildwache an das kleine Fenster: das Signal für die Ronde. Er fuhr vom Tische auf und donnerte die schlafenden Kerle von der Pritsche in die Höhe. Gleich hallte draußen das mörderische „Heraus!" des Postens. Alles polterte in den Flur vor die Gewehrstütze.

„Ach—tung, präsentiert das — Gewehr!" kommandierte der Unteroffizier. Klirrend wurde der Griff von der noch schlaftrunkenen Mannschaft ausgeführt.

Der Offizier, eine hagere Gestalt in hohen Stiefeln und glitzernd nassem Regenmantel, die Schärpe um die Taille geschnürt, schritt, den einen Zeigefinger zum Honneur an den Helm erhoben, die kleine Front ab, und seine Augen musterten Kopf für Kopf.

„Lassen Sie schultern!" befahl der Offizier. „Ich bitte, Unteroffizier, warum hat die Mannschaft denn die Kragen auf? Was ist das für eine Lodderwirtschaft! Warum lassen Sie die Leute nicht lieber gleich in Schlafröcken ins Gewehr treten?"

Stummste Pause, in die das „Was!?" der Ronde hineindröhnte.

Und in den ungeheuren Abgrund dieser Frage, auf die es keine Antwort gab, stürzte alles hinab, was vorhin von Gedanken Funks Brust durchwirbelt.

* *
*

Der Kasemattenklatsch lechzte nach einem Skandal; da konnte nichts Freudigeres hereinplatzen als die Versetzung Funks zur fünften Compagnie. Gierig belauerte die Kasematte die drei Acteure des Lustspiels oder auch Dramas — man wußte noch nicht, wie es sich entwickelte.

Man sah das Hubertsche Ehepaar mit scheelen Blicken an. Ihm, dem Dienstfex, hatte man ja immer Mangel an Kameradschaft vorgeworfen, da er sich von den Kneipereien der anderen wie von jeder Art „Klüngel" fern hielt; es hieß, er markierte den zukünftigen Feldwebel, wozu ihn freilich seine tüchtigen soldatischen Eigenschaften mehr wie andere befähigten. Am wenigsten gönnten ihr die Damen die Feldwebelin. So eine vom Kochlöffelorden! So ein Tanzbodenliebchen, für das sich die Garnison die Köpfe blutig geschlagen! Seit sie in die Kasematte eingezogen ist, spielt sie sogar die Klosterfrau und thut apart wie eine Offiziersdame. Sie hatte die Kasematte sehr enttäuscht — warum lieferte sie nicht sofort den Stoff zum Klatsch? Man mußte von ihr doch erwarten, daß sie sich von den Offizieren die Cour machen ließe, zum mindesten würden doch die Herren Einjährigen Glück bei ihr haben. Aber nichts davon, das pure Gegenteil! Sie saß züchtig wie eine Matrone hinter der Nähmaschine und arbeitete für die Regimentskammer, sich gegen den Klüngel wie gegen eine böse Epidemie verschließend. Das verziehen sie ihr nicht. Die spitzige Frau Feldwebel Moldauer war sprühwütend auf sie, weil sie sich von vornherein gänzlich ihrer Bevormundung entzog, die sich sogar auf den anderen Flügel der Kasematte bis in das Revier der sechsten Compagnie erstreckte. Was sie thun könnte, sollte geschehen, um zu verhindern, daß eine solche unerhörte Person ihre Nachfolgerin würde.

In der Kantine, bei „Mutter Kilo" pflegte der Tagesklatsch angerührt und zum Vertrieb gar gebacken zu werden. Das zweistöckige Haus zeigte nur drei Fenster Front. Im ersten Stock wohnte der Büchsenmacher des Bataillons mit seiner jungen Frau, zwei ruhige, ordentliche Leute; im zweiten hatten die Blaumüllers die eine kleine Vorderstube und ein hinteres Gelaß inne, das auf ein Gewinkel von schwarzen Schieferdächern sah; die zweifensterige Vorderstube bewohnte ein Einjähriger. Ein bemalter Streifen auf dem sonst unbeworfenen Rohbau trug die Aufschrift: „Spezereiwaren und Wirtschaft bei Peter J. Pfund." Um zu der Wirtschaft zu gelangen, mußte man den Laden passieren, wenn man nicht den Umweg durch den Flur und den engen feuchten Hof machen wollte, der im Sommer durch ein paar schwindsüchtige Oleanderbäume zum „Garten" umgewandelt wurde. Die Auslage des Ladens verschmähte, bei der stehenden Kundschaft, jede kunstvoll aufgebauschte Reklame, nur ein paar Cigarrenkistchen, ein paar buntbeklebte Fläschen, ein Korb rotgoldiger Bücklinge und ein Krimskrams von Bürsten, Putzpulver, Pomadenschachteln, Nähgarn und dergleichen.

Mutter Kilo beherrschte mit ihrer gewaltigen, bei jeder Bewegung wackelnden Körpermasse, die jedenfalls das Gewicht für eine Riesendame abgegeben hätte, die Theke und den Laden. Von hier aus nahm sie den Klatsch groschen- und pfennigweise durch ihre Kunden ein, um ihn mit den Cigarren und Heringen ebenso wieder zu verabfolgen, auch goß sie ihn den Füsilieren mit dem hellbräunlichen Kaffeewasser in die kleinen Bunzlauer Töpfe.

Die Wirtschaft wurde ausschließlich von Herrn Pfund besorgt. Über dem Eingang zu dem Kneipraum hing ein schreiend buntes Madonnenbild mit einem Heiligen-

schein aus gepreßtem Gold, darunter glimmte in einem roten Glas ein ewiges Lämpchen, und es gab etliche Gotteslästerer unter den Gästen, die über diese Weihung des Raumes gelegentlich ihren Spott ausließen. Das Wirtszimmer schmückte eine für den niedrigen Raum jedenfalls viel zu große Büste des Kaisers aus jüngeren Jahren, mit einem braunvertrockneten Lorbeerkranz. Daneben hingen die Jugendbilder Napoleons III. und Eugenies, zwei lieblich und unschuldig aussehende Persönchen. Doch den Hauptschmuck gaben die Töchter ab, die „anderthalb Kilo", wie sie genannt wurden. Sie hatten wochenweise abwechselnd du jour in der Küche, so daß stets nur zwei in der Wirtschaft anwesend waren. Sie beteiligten sich nur bei großer Drängnis an der Bedienung der Gäste; meist spielten sie die Prinzessinnen und saßen hübsch frisiert in ihren weißen Latzenschürzen, mit einer zierlichen Arbeit beschäftigt, am Fenster wie die Bilder, während der Vater die Getränke aus dem Keller schaffte und in der Stube herumhinkte.

In dieser Arbeit hätte er sich von seinen Töchtern unterstützen lassen können, aber mit den „anderthalb Kilo" hatte man Größeres vor; man hatte sich ihre Bildung ein schönes Stück Geld kosten lassen, und sie sollten nicht an den ersten besten Tressenrock vergeben werden! So wurde auch äußerlich ihre Unantastbarkeit ängstlich aufrecht erhalten. Es waren drei hübsche und gesunde Blondinen mit starken Mozartzöpfen, achtzehn, neunzehn und zwanzig Jahre alt. Oft fiel ihnen die Prinzessinnenrolle schwer, dann brach ihnen der helle Mutwille aus, und sie verließen das Glashaus, in dem sie von den vorsichtigen Eltern zur Schau gestellt wurden.

Die Pfunds hatten klein angefangen. Sie hatten sich beide auf der Mühlheimer Heide kennen gelernt, wo sie ihr Gläschen „Klaren" an die Soldaten auf dem Schießstand oder in den Pausen des Exerzierens ausschenkten, heimlich, meist flüchtend vor den Adjutanten, die den Fusel auf dem Platz nicht leiden sollten.

Den Feldzug 1866 machten sie bereits als offizielle Marketender mit.

Er behauptete, bei Hühnerwasser einen Streifschuß am Fuße davongetragen zu haben, woher er immer noch hinkte; natürlich wurde er tüchtig mit dem mysteriösen Schuß gehänselt. Er hatte nicht gedient, doch sein Gesicht war durchaus militärisch, der vorschriftsmäßige Haarschnitt, der stramme Schnurrbart, das sorgfältig rasierte Kinn, und alle seine Gedanken trugen gleichsam zweierlei Tuch. 1870 bis 1871 hatten sie eine Marketenderei in dem Gefangenenlager auf Fort Alexander bei Koblenz gepachtet, wo sie mit den parlez-vous ein tüchtiges Stück Geld verdienten, das ihnen den Hauskauf und die Einrichtung der Wirtschaft ermöglichte.

„'n Tag, Herr Unteroffizier!" nickte die starke Dame dem eintretenden Funk über die Theke zu.

„'n Tag, Mutter Kilo!"

Von den Stammgästen ließ sie sich gerne den Scherznamen gefallen.

„Nun, wie geht's? wie steht's? Fleißig exerziert? Ich hab meinen Spaß, Sie strampeln zu sehn! Aber ich mein', Sie thäten keinen Fortschritt machen, Herr Funk!"

Sie zielte auf die Scharte der Huberts, eine Anspielung, daß seine Bemühungen bei Frau Hubert nicht vorwärts rückten. Das eine Auge listig zudrückend, wandte sie den gedunsenen und stets in seiner vollen Röte prustenden Kopf nach dem Fenster, durch dessen Flaschen und Pakete sie genügend ihr direktes Visavis, die bewußte Scharte, die im Brennpunkt des Klatsches stand, beobachten konnte. Jetzt am Abend leuchtete das erhellte weiße Rouleau der kleinen quadratischen Öffnung, während die schmalen Lichtstreifen der unverhangenen Gewehrscharten zu beiden Seiten langgezogene Reflexe über den gefrorenen Boden des Platzes sandten.

„Ich mein', Sie müßten stracker vorwärts machen, Herr Funk! — Was? zu

wenig Butter für fünf Pfennig?" fuhr sie einen Füsilier an. „Legen Sie zehn an, dann kriegen Sie grad noch einmal so viel!" spottete sie. — „Kann Ihnen doch nicht schwer fallen, Herr Funk! — Was kriegen Sie da? Schachtel Wichs? — So!"

In der That machte der Skandal keine Fortschritte, er wollte nicht lichterloh brennen. Mutter Kilo hatte natürlich ihren besonderen Tick auf die Huberts. Der Mann mied das Lokal, und sie beging das Verbrechen, ihre Waren von einem benachbarten Konkurrenten zu beziehen. Und dann, daß sie so ganz den „Klüngel" verachtete!

Funk zwirbelte das Schnurrbärtchen. „Laßt mich nur gewähren!" sagte seine kecke Miene.

Aus dem Kneipraum schallten ihm verschiedene Stimmen zum Willkomm entgegen: „He, Funk! Et Fünkchen! Der Herr Kabinettsrat! Prost, Funk!"

Neben der Thür schoß jemand empor. Es war ein langer Einjähriger mit einem feingekräuselten Tituskopf und einem zarten wolligen Flaum ums Kinn, der so diensteifrig vor dem Vorgesetzten aufschnellte und in steifer Haltung, die flachen Hände an der Hosennaht, dastand.

Funk nickte gnädig und wichtig ab.

„Bitte, bleiben Sie sitzen!" äffte hinter dem Aufgesprungenen eine weibliche Stimme im angenommenen Gutturalton.

Alles lachte. Es war Fräulein Fina, die mit ihrem Einjährigen dort an einem Tische gesessen. Dieser war der Zimmermieter aus dem zweiten Stock, und es hieß, er würde die älteste von den Anderthalb heiraten — er käme nimmer los! meinten seine Kameraden. Jedenfalls war er bis hinter die Ohren in das hübsche junge Ding verliebt. Eine brillante Partie, wenn die Eltern ihn nicht etwa wegen der Mesalliance enterbten, denn er war der Sohn eines Fabrikbesitzers aus dem Westfälischen. Die alten Kilos beobachteten das Reifen des Verhältnisses mit begreiflicher Spannung.

„Wenn ich Sie wäre, Herr Kuhn," sagte die Fina, „so thäte ich mich zu Kaisers Geburtstag als Rakete vermieten."

Alles lachte, der Einjährige errötete bis in das Gekräusel seines Haares hinein.

Der Honoratiorentisch war dicht besetzt; über den lauten Stimmen der Zechenden surrte die Gasflamme in der Milchkugel mit einem wütenden Geräusch.

Es waren meist Avancierte der beiden Compagnien, nur ein Civilist darunter, der Büchsenmacher, ein semmelblondes, schmächtig aussehendes Kerlchen mit gewaltigen narbenbedeckten und geschwärzten Händen. Auf der einen Schmalseite saß der Wallmeister Pollmann; sein glänzend weißer Kranzbart und das seidig feine, silberne Haupthaar gaben eine effektvolle Umrahmung für das seltsam jugendlich blühende, doch auf Wangen und Nase mit feinen blauen Äderchen gezeichnete Gesicht. Er hatte sich halb nach der zweiten von den Anderthalb, der Billa, herumgewandt, die etwas abseits gegen das Fenster hin saß und mit einem Kätzchen in ihrem Schoße spielte; seine verliebt blinzelnden, wasserhellen Äuglein schienen sich an der üppig prallen Erscheinung des Mädchens zu weiden, während er mit ihr schäkerte. Sie beachtete Funks Gruß nur ganz flüchtig, als er sich ihr gegenüber neben den Wallmeister setzte.

Gleich ging das Sticheln in Bezug auf die Hubert los.

„Na, Fünkchen, nachexerziert! Scheibenparad, he?" rief der Zanitätsrat über den Tisch.

„Warum sind Sie so rar, Herr Funk?" fiel die Fina von der Thür her ein. „Natürlich haben Sie keine Zeit!"

Er war doch erst gestern dagewesen, aber die Anspielungen mußten von allen Zäunen gebrochen werden.

„Sie machen erst noch Aufraum? Immer vorsichtig, daß die Mine nicht zu früh springt!" sagte der Wallmeister. „Ich meine doch, Sackerlot nochmal, es gäbe hübsche Mädchen genug in Köln! Fräulein Bill, ich thät das nicht dulden, hier vor Ihrem Fenster!"

Was geht es sie an! Schnippisch zuckte sie mit den runden Schultern. Gleich war die Prinzessin wieder da. Mag er doch poussieren — verheiratete Frauen, soviel wie er will! Es war die Eifersucht, die sie im geheimen peinigte. Sie hatte den hübschen, flotten Schreiber immer gern gesehen, und er hatte zu ihren eifrigen Tänzern gehört. Natürlich war er keine Partie. Jetzt begann sie ihn zu verabscheuen. Vergeblich suchte Funk ihren Blick; der glitt immer wieder feindlich an seiner Person vorüber.

Windisch, der ehemalige Unteroffizierschüler, erhob seine krähende Stimme und rief vom Ende des Tisches durch den Lärm der Unterhaltung: „Na, ich weiß nicht — Schwerebrett noch eins — was Sie da für Umstände machen, Funk!"

„O! Hoho!" wehrte der Büchsenmacher entrüstet. „Sie ist doch die Frau eines Kameraden! Was sich diese Windhunde einbilden!"

„Sie natürlich, Windisch, Sie marschierten mit Marsch-Marsch-Hurra! drauf los," spottete der Sanitätsrat.

„Der Windisch vor! Der Windisch an die Tete! Platz für den Windisch!" hallte es durcheinander.

Es war köstlich, den grünen Kerl von seinen Erfolgen renommieren zu hören; es war keine Schürze vor ihm sicher, wenn er erzählte. In Wirklichkeit machte er gleich nach dem ersten Anlauf Linksum. Die ganze Welt mit seinem spitzen schnauzartigen Gesicht herausfordernd, saß er da, den Daumen nach seiner Gewohnheit zwischen dem dritten und vierten Knopf eingeklemmt.

„Minnie, bis artig! — was, du kratzt?" fuhr die Bill empor. Und sie warf die Katze mit der aufgehobenen Schürze herab. O, sie gab gewiß nicht acht auf die Unterhaltung!

„Prost, Funk!" knurrte Blaumüller in den Schnurrbart. Er hatte nicht an dem Gerede teilgenommen: saß da vor seinem Glas Kölnisch Weiß und beobachtete, wie die wenigen Schaumblasen platzten. Er hatte den Anschluß heute noch nicht erreicht, immer wieder die Gewissensbisse, die ihm ein Halt zuriefen! Freilich hatten diese oft leichte Arbeit, denn Mutter Kilo versagte jetzt immer häufiger den Pump: erst sollten die Blaumüllers doch ihre Miete bezahlen!

Wo war der famose Kerl von ehemals? Dieselbe Frage wie bei der Sett. Er, der während des Feldzugs, wenn es noch so scharf herging, im Gefecht, auf den verzweifelt endlosen Märschen, im Regen und Schnee, in den schlammigen Biwaks, stets das Fähnlein seines unverwüstlichen Humors flattern ließ! Die sonst so blank dreinschauenden Soldatenaugen schienen erloschen, das Prachtstück seines Schnurrbarts, sein ehemaliger Stolz, hing häßlich und verwahrlost herab, auch in seinem Gang, in seinem ganzen Äußeren, bis auf den Glanz der Rockknöpfe, verfiel der sonst so stramme Soldat.

Es war nicht der Dämon des Trunks, der ihn so widerstandslos mit seinen Krallen hinabriß, wie die Kameraden meinten; es war nicht das häusliche Unglück, nicht die Krankheiten, der Tod von zwei Kindern, nicht die Schulden und das entsetzliche Proletariat, das sich unter seiner schmucken Uniform verbarg, nicht die Verzweiflung, daß es kein Anstemmen gegen dieses Elend gäbe, auch nicht die Reue, daß sie sich in das Nichts gestürzt — vertrugen sie sich doch beide und hatten sie doch getreulich Schulter an Schulter gegen das Verhängnis angekämpft.

Nein, etwas anderes, das an dem Mark seiner Seele nagte und ihn Vergessenheit im Trunke suchen hieß. In dem Kammerbuch dort in dem Schuppen des Nachbarbastions, der die Montierungskammern der fünften und sechsten Compagnie gemeinsam beherbergte, fand sich eine Stelle unter den Zahlen, die eine Spur von Radierung aufwies.

Teufel des Teufels! wie war er dahingekommen? Es ist lange her, und die Schmach dieser Stelle ist längst ausgeglichen, niemand ahnt davon; aber immer brennt und brennt die Spur des Schandflecks hier in der Brust, Ströme von

Bier und Wein werden es nicht fertig bringen, sie auszulöschen!

„Prost, Funk!“ knurrte Blaumüller, und sein fahles Antlitz verzog sich zu einem müden Lächeln. Es war die Aufforderung an den jüngeren Kameraden, das Leben zu nehmen, solange es noch zu haben ist, die Moral der Sett, die in dem dämonischen „Amüsier dich!“ gipfelte.

Funk schmeichelte es ungemein, als Held, dem man alle Erfolge zutraut, gefeiert zu werden. Triumphierend fuhren seine Blicke in dem Kreise umher: ob er ihnen allen wohl den Gefallen thut und den Skandal in Brand setzt? Doch die andere Hauptfigur in dem Roman will nicht auftreten! Geduld! Nein, nicht zu viel Geduld! Man muß sie zwingen!

Während er die feindlichen Blicke der Bill an sich vorübergleiten ließ, flog ihn der Gedanke an, es mit der Eifersucht zu versuchen. Damals, als er beim Karussell in Deutz von der Lena überrascht worden war, hatte er die Wirkung solcher Eifersucht schon einmal kennen gelernt. Man muß sie ein zweites Mal reizen, diesmal mit stärkeren Mitteln! Wie wäre es, wenn er anfinge, der Bill den Hof zu machen — hier vor den Augen der Scharte? Die Bill wird nicht ewig die Schnöde spielen, so feindlich sie mich auch heute behandelt! Genügt nicht schon allein die weibliche Eitelkeit, über die verhaßte Gegnerin dort drüben in der Kasematte obzusiegen? Wohlan!

Es wurde die Feldwebelfrage der fünften Compagnie aufs Tapet gebracht. Moldauer werde definitiv am 1. Mai den Dienst quittieren, das war das Neueste. Wer wird dann Feldwebel werden? Der Name Hubert wurde von verschiedenen Stellen genannt, als wäre es selbstverständlich.

„Der? Auf keinen Fall der!“ riefen andere dagegen, und der Ton der Entrüstung und die funkelnden Augen gaben Kunde von der Abneigung, die man gegen den Genannten hegte.

„Sie werden es nicht hindern können,“ meinte der Sanitätsrat. „Oder wollen Sie etwa den Degen beanspruchen, Kleinert?“

Das galt einem älteren Unteroffizier, rauh von Bart und Manieren, der als ein vorzüglicher Exerziermeister bekannt war, doch mit Bildung und Orthographie auf gespanntem Fuße stand.

Die anderen lachten.

„Na, ich meine doch, er hätte sich als Feldwebel unmöglich gemacht,“ fiel der Büchsenmacher ein, an seinem semmelblonden Schnurrbärtchen kauend.

„Wieso?“

„Nun, wegen seiner Frau!“

Der Büchsenmacher hielt in übertriebener Ängstlichkeit auf Standesehre; er selbst hatte die Tochter eines wahrhaftigen Rechnungsrates zur Frau, und er sah hochmütig auf die Mesalliancen der anderen herab, die sich ihre Weiber vom Spülstein holten.

„Oho! Wie das denn?“ rief der Wallmeister, der selbst eine ehemalige Köchin zur Frau hatte. „Freilich ist sie keine Gräfin, ich bitt Sie! Es kann nicht jeder eine Geheimratsche zur Frau haben!“

Er hatte es dem Büchsenmacher gegeben, wie er meinte; sein rotes Gesicht prustete über den billigen Trumpf.

„Sie kompromittiert ihn als Feldwebel!“ krähte Windisch. Er hatte das wunderschöne Wort vorhin in der Zeitung gelesen und er brüstete sich so gern mit Fremdwörtern.

„O — hoho! Famos! Windisch auf den Tisch! Wie heißt es doch, wie nannten Sie das Dings?“ johlte es durcheinander.

„Kom — pro — mit — tiert,“ accentuierte Windisch, und höhnisch blinzelte er sie alle an, daß sie dieses landläufigste Wort nicht einmal zu kennen schienen; glaubte er wirklich, sie kennten das nicht?

„Kom — pro — kom — pro — sehr gut!“ rief Kleinert spöttisch, der sich wahrhaftig auf seine Rauheit wie auf seine mangelnde Bildung etwas zu gut that.

„Du brichst dir die Zunge, Kleinert!“

„Kompro — es ist zum Totlachen.“

Funk hatte bisher nur zugehört; er hatte das Kätzchen, welches Bill vorhin vom Schoße geschleudert, aufgenommen und spielte damit. Plötzlich fuhr er auf: „Man wird auch einen von euch fragen!“ spottete er, mit den Fingerspitzen sein niedliches Schnurrbärtchen fassend; „wenn es befohlen wird, so wird er's, und wenn ein anderer Feldwebel wird, so wird er's halt nicht!“

Nach diesem Orakelspruch untersuchte er dem Tiere die Klauen; das wehrte sich. „Fräulein Bill, sehen Sie nur die Krallen, Sie hätten gehörig was abkriegen können!“ wandte er sich über den Tisch an das Mädchen, und ihre Blicke trafen sich.

Funk spielte sich immer noch, jetzt, wo er längst wieder auf das Niveau des Frontdienstes erniedrigt war, auf den konnexionsreichen Allwisser auf. Oft meinte man, wenn man ihn hörte, er hätte das gewichtigste Wort am grünen Tisch dort oben beim Bataillonskommando mitzureden.

„Sie bekämen es dann gut, Fünkchen!“ warf ihm der Zanitätsrat hin.

„Sie könnten sich dann Öl in die Knochen gießen!“ ergänzte der Wallmeister.

„Eine Frau Feldwebel — à la bonheur, da greif ich auch zu!“ krähte Windisch, frech grinsend.

Da erschien die Mutter Kilo an der Thüröffnung, dieselbe mit ihren wackelnden Massen ausfüllend: „Herr Blaumüller, Sie werden verlangt!“ rief sie.

Dieser zuckte aus seinen brütenden Gedanken empor: „Was giebt's denn?“

Seine Frau wäre da, er möchte eiligst kommen, dem Fränzchen ginge es nicht gut. Auch Herr Arnick, wenn's gefällig wäre!

Blaumüller erhob sich, grüßte dumpf über die Anwesenden hinweg und nahm, ohne ein Wort zu sagen, sein Koppel von der Wand; dann flüsterte er dem Zanitätsrat ein Wort zu und eilte hinaus.

„Der arme Kerl,“ sagte der Wallmeister, „er kommt nicht aus dem Pech heraus!“

Der Zanitätsrat setzte eine wichtige, stabsärztliche Miene auf. „Ein kitzliger Fall, das mit dem Fränzchen, aber ich krieg ihn schon klein!“

Nachdem er bedächtig sein Bier ausgeschlürft, erhob er sich — o, es hat ja keine Eile — er bringt den Fall sofort in Ordnung!

Vier Tage darauf saß der Ober-Lazarettgehilfe Arnick im Arrest — „weil er unbefugterweise selbständige ärztliche Anordnungen innerhalb des Reviers getroffen“. Er hatte den „kitzligen Fall“ gründlich „klein gekriegt“, denn das arme Fränzchen war unter seiner Behandlung gestorben.

* *
*

Es war ein sonnenfroher Märztag; man glaubte selbst hier in der Kasematte den Veilchenduft zu spüren, der von den grasbewachsenen Flächen des Bastionswalles herüberwehte. Die Lena hielt es nicht in der Enge ihrer Wohnung; die Schartenmauern kamen ihr heute noch einmal so gefängnismäßig dick vor, und das Gewölbe schien noch schwerer herabzudrücken. Öde und einsam dehnte sich draußen der Appellplatz, seit die Rekruten dort nicht mehr exerzierten.

Zuerst meinte sie das Aufhören des Exerzierens als eine Erlösung von einer ungeheuren Qual zu empfinden: *ihn* nicht fort und fort dort vor der Scharte kommandieren zu hören! Nun befiel sie die Einsamkeit fast wie eine Sehnsucht. Die Compagnien waren zum Nachmittagsdienst ausgerückt, selten dröhnte ein nägelbeschlagener Schritt auf den Fliesen des Korridors. Nur fort und fort klingelte von drüben die helle Thürschelle bei Mutter Kilo. Es gab gewisse Stunden des Tages, wo das Klingeln Lenas thörichtes Herz in Wallung erhielt — wenn *er* jeden Augenblick mit dem Getön heraustreten konnte. Er, der von Villa kam! Wie hatte er richtig berechnet, indem er sich an das Mädchen machte und sich vor Lenas Augen anscheinend immer erfolgreicher um dasselbe bemühte. Natürlich triumphierte

die Kasematte auch über diese hübsche Wendung des Skandals.

Lena hatte nun schon monatelang an der Nähmaschine gearbeitet, tagaus, tagein das verzweifelnd eintönige Schnarren der Räder und das harte nervöse Ticktick der Nadel in dem spröden Zeug. War es fast nicht das Schicksal ihrer Mutter? Doch hatte sie recht hübsches Geld damit verdient; Schulden waren abgetragen und manches Stück für die junge Wirtschaft erworben worden. Heute sehnte sie sich nach einer freien Stunde.

Als sie die Kasematte verließ, sah sie das Fenster bei Blaumüllers geöffnet. Die Sett saß mit herabgebeugtem Kopf daran, und die zappelnde Bewegung ihrer Oberarme deutete auf die strickende Beschäftigung. Seit ihr Fränzchen tot war, strickte sie. Der Verdienst war so gering, daß er fast einem Almosen gleich kam, aber ihre rauhen Hände waren zu anderen Arbeiten ungeschickt — übrigens war es so schwer, lohnende Beschäftigung zu erhalten. Sie saß also da vom Morgen zum Abend und strickte, mit dem feinen Geräusch der Nadeln das Brüten ihrer Gedanken begleitend.

Die Lena jammerte der Anblick des wie vom Kummer niedergebeugten Kopfes. „Das arme Tier ...“ und sie lenkte ihre Schritte nach dem Pfundschen Hause, um auch jene aus dem entsetzlichen Einerlei herauszureißen und sie mit auf einen Spaziergang über die Wälle zu nehmen. Dort drüben bei Kilos sah man sie über den Platz schreiten, die rote Gardine der Glasthür schob sich zurück, und der hübsche Blondkopf der Billa lugte mit einem triumphierenden Lächeln hinter der Scheibe hervor.

Die Sett wollte sich anfangs nicht losreißen lassen: sie sitzt hier am Fenster und strickt, weiter verlangt sie nichts! Unendlich trostlos klang das. Mit dem Fränzchen war jeder Sonnenstrahl aus der Wohnung wie aus ihrem Herzen entschwunden. Sie ist am liebsten allein mit ihren Gedanken! Und die Thränen standen ihr dabei in den Augen.

„Komm, sei gescheit, Sett, du mußt mit bei dem Wetter!“

Sie wollte die Drängerin los sein: „Ich hab nichts anzuziehn, Len' — da, nun weißt du's — nun laß mich in Ruh!“

Alles, was von besseren Kleidungsstücken und Hausgeräten den Blaumüllers noch verblieben, war ins Leihhaus gewandert. Die Stube war trostlos kahl, ein unbedeckter tannener Küchentisch, ein paar Stühle, ein Schrank, die beiden Betten, eiserne Kasernenbetten mit blauweiß gewürfeltem Leinenzeug. (Ein Kapitändarmes darf sich diesen Eingriff in das königliche Eigentum schon erlauben!) Doch immer noch hübsche und saubere Gardinen an dem Fenster — die Straße brauchte nichts von dem Elend hier innen zu wissen! Und an den Wänden, im Kontrast zu der traurigen Öde, die lustig zechenden Gruppen der üblichen Reservebilder.

„Wir machen zusammen eine Tour über den Wall — komm, Sett, laß die Gedanken!“

Endlich bequemte diese sich mitzukommen: „Wenn du dich nicht schämst, mit mir zu gehn, Len'.“

Sie stiegen die Wallrampe, die am Flügel der Kasematte ausmündete, in die Höhe bis zum niederen Wallgang. Dort an der einen Traverse wurde gearbeitet. Die Sträflinge waren beschäftigt, auf gelegten Bohlen Erde für die Neuummantelung des Mauerwerks herbeizuschaffen. Wie gewöhnlich thaten sie sich nicht weh bei der Arbeit, und in langsamem Schneckengang schlichen die Schubkarren mit den laut girrenden Rädern. Oft hielt die Kolonne, um zu rasten, doch war kein Wort der Unterhaltung gestattet, nur die Blicke der Sträflinge, die sich miteinander verständigten, vorsichtig, damit die Posten nichts merkten, die mit Gewehr bei Fuß und gelockerter Patronentasche, das Seitengewehr aufgepflanzt, jede ihrer Bewegungen scharf belauerten.

Der Wallmeister kam sofort herzugeeilt, als er der Frauen ansichtig wurde. Ein

hübsches Gesicht anzureden, dazu hat er immer Zeit!

„'n Tag, Frau Hubert" — und nebenbei: „Wie geht es Ihnen, Frau Blaumüller? — Sie sehen immer wohler aus, Frau Hubert!"

Er meinte „hübscher" — das andere war nicht richtig. In der Kasemattenluft war im Gegenteil die Farbe ihrer Wangen verblaßt, wenn sie auch bei der sitzenden Lebensweise stärker wurde.

„Ach Sie!" wehrte die Lena, „Sie müssen immer Komplimente machen!"

Mit einem lüsternen Blinzeln betrachtete der alte Feinschmecker ihr Gesicht, dem das bordeauxrote Kapothütchen entzückend stand. Und er hatte doch selbst ein hübsches Weibchen zu Hause sitzen! Aber es war nur die alte Gewohnheit des Herumliebelns; sein Frauchen ergötzte sich selbst darüber — von Eifersucht war bei ihr keine Rede!

„Ein Spaziergang, he? Ein Prachtwetter! Gestatten Sie, wenn ich Sie einen Moment begleite? Hier ist keine Passage für Civilisten, aber mit Ihnen macht man eine Ausnahme — eigentlich müßte ich Zoll fordern."

Und mit einer ausgelassenen Schelmenmiene wischte er sich über die dicken Lippen.

„Was macht Ihre Frau?" fragte Frau Hubert lachend, wie um ihn abzukühlen.

„Gut, sehr gut! Frisch und munter!"

Von Abkühlung keine Spur. That er doch nicht minder verliebt gegen sein junges Weib.

Plötzlich polterte er los: „Nicht den kostbaren Boden da verlabbert! Sie da! Hören Sie, zum Donnerwetter!" Und er hob den Meterstab mit dem Silberbeschlag, der sein steter Begleiter war, drohend gegen den einen der Sträflinge, dessen Karren beinahe umgekippt wäre. Es war einer der schweren Verbrecher, worauf die rote Litze am Oberarm der blauen Tuchjacke hinwies. Der Mann ließ die Hebel des Karrens sinken und sandte einen feindlich funkelnden Blick unter den finster gerunzelten Brauen nach dem Wallmeister hin.

„Wollen Sie sofort den Karren aufnehmen!" donnerte ihn von rückwärts der Unteroffizier an. Einen Fluch zwischen den Zähnen zermalmend, packte jener die Hebel und schob den Karren heftig vorwärts, daß die Räder häßlich kreischten.

„Da könnte man Angst kriegen," meinte die Lena; die Sett sagte immer noch kein Wort. „Jesses Mariam, die Gesichter!"

„Fressen aus der Hand," antwortete der Wallmeister.

„Ich mein', wenn ich an denen ihrer Stelle fortlaufen wollte, ich brächt es leicht fertig!"

„So—o, Frau Hubert? Sie thäten wohl die Kugel, die Ihnen die Patrouille nachschickt, einfach mit der Hand auffangen und in die Tasche stecken, wie?"

„Ah, schießen denn die, wenn sich einer ans Laufen giebt?" Ihr schauderte vor einer solchen Möglichkeit.

„Was denn? Bleierne Bonbons kriegen sie zu schmecken. Haben Sie denn nicht gehört, neulich ist erst beim Bayenturm einer der Sträflinge, der durchbrennen wollte, totgeschossen worden."

„Jesses Mariam Joseph!"

„Was muß einer gethan haben, damit er hierher kommt?" warf die Sett trocken ein.

„Eine Kleinigkeit, liebe Frau Blaumüller — zum Beispiel einen Vorgesetzten scheel ansehen — oder ihm auf die Hühneraugen treten — Spaß beiseite, der da," er wies auf den mit der roten Litze Gezeichneten, „ist beim Exerzieren seinem Unteroffizier mit dem Bajonett auf den Leib gegangen. Fünfzehn Jahr hat er gekriegt. Im Krieg hätte man kürzesten Prozeß gemacht — einfach an die Wand gestellt und erschossen."

Die Lena öffnete Mund und Augen. Sie gedachte der Kriegsartikel, die Hubert damals am Abend in der Kasematte vorlas.

Kein Zeichen des Schrecks oder Mitleids auf Setts verhärmtem Gesicht. Doch ihre Augen begannen aufzuleben. Es war sehr interessant. Sie wollte hören, was der und jener begangen. Der Wall-

meister wußte das ja doch nicht; er ist ja kein Gefangenenaufseher!

Sie ließ aber nicht nach. Eine so seltsame Neugierde reizte sie, immer weiter zu fragen, als suchte sie nach einem ganz bestimmten Verbrechen und dessen Folgen.

„Nun, der da mit dem Bart! Was? Der Bart ist sogar schon grau?“

Von dem wußte zufällig der Wallmeister. „Der da? Ein früherer Sergeant. Ich glaube, er hat sich einen Unterschleif im Dienst zu schulden kommen lassen. Ich weiß nicht, wie viel Jahre er hat. Dazu degradiert.“

Warum zuckte die Sett zusammen? Ihr blasses Gesicht ward noch fahler. „Komm, Len',“ flüsterte sie mit beklommener Stimme, ihre Begleiterin am Rock zupfend.

Der Wallmeister empfahl sich mit einigen scherzhaften Galanterien. Jetzt, da sie die Geschützrampe emporstiegen, warf er ihnen sogar eine Kußhand nach.

„Der alte Geck!“ brummte die Sett.

„Wart, ich sag's Ihrer Frau!“ rief die Len' lachend hinab. Und dann, zu ihrer Begleiterin gewendet: „Ich glaub, der Hubert wär auch im stand, mit dem Bajonett auf jemand loszugehen!“

Die Sett schüttelte den Kopf: „Geh weg! Er frißt aus der Hand wie die da! Man muß ihn nur zu fassen verstehen!“

Warum pochte sie immer auf Huberts Harmlosigkeit? Wollte sie Lena in Sicherheit lullen?

Sie schritten über den festen, wohlgepflegten Grasteppich der Brustwehrkrone dahin. Tief unter ihnen stürzte der Wallgraben ab, auf jener Seite von dem schrägen Mauerwerk der Contreeskarpe begrenzt. Das Unterholz des Glacis war schon von einem feinen, grünen Hauch überzogen, während die Stämme noch winterschwarz und kahl emporragten. Die Bepflanzung zeigte von der Armierung des Krieges her einen fächerförmigen Aushau für die Schußwirkung, und durch denselben sah man weit hinaus ins Land, über die Äcker mit ihren frischgestürzten, in der Sonne glitzernden Erdschollen, über das beginnende Grün der Gärten, wo es von Arbeitern wimmelte; weit hinten, vor der düsteren Masse eines Forts, blinkten Waffen exerzierender Soldaten. Doch rückwärts streiften die Blicke über die Bäume hinweg nach dem Rhein, der in gewaltiger Helle dort vorüberflutete. Und die sonnige Fröhlichkeit dieser Helle schien mit den Augen auch das Herz in der Brust zu weiten. Ein Dampfer rauschte mit blaubraunem Dampf daher, das Wasser in wellige und funkelnde Aufregung versetzend; fern wehten Schiffswimpel, durch das Gitterwerk der Eisenbahnbrücke rollte mit dumpfem Donner ein Zug.

Zur Rechten breitete sich das heilige Köln, das Meer der spitzgiebeligen Dächer vom Licht überstrahlt, hin und wieder durch die feucht-dunklen Schluchten der engen Gassen unterbrochen, summend und tönend von geschäftigem Leben, hier das helle Ping-ping eines Schmiedehammers, dort ein militärisches Trompetensignal, Rasseln von Wagen und Kindergeschrei. Und über diesem Meer, wie Schiffe auf der Flut, die ragenden Türme, zunächst der barocke Helm von St. Pantaleon, die gotische Nadelspitze von St. Severin, der gewaltige Kuppelbau von St. Gereon, und weiter nach dem Rhein zu das majestätische St. Martin, das ehrwürdige und phantastische Maria im Kapitol, dann Maria im Elend, der Rathausturm und die burgartigen Pfeiler der festen Brücke. Doch alle die Kolosse schienen zu winzigem Spielwerk zusammenzuschrumpfen vor der gigantischen Majestät des Domes. Noch waren die beiden Türme von Gerüsten umsponnen, die in der Entfernung wie ein kostbares und kunstvolles Filigran wirkten, durch das man die Helme der Turmriesen schimmern sah. Das Hebewerk war im Gange, und ein kleines Klötzchen, in Wirklichkeit ein ungeheurer Steinblock, wurde an einem Fädchen in die Höhe gezogen.

Ja, der Anblick brachte auf andere Ge-

danken! „Man versauert da unten in der Kasematte," sagte die Lena. Es war sonst nicht ihre Gewohnheit zu klagen. Nur eine flüchtige Sehnsucht an die vergangenen Tage, da sie mit freieren Flügeln umherflatterte.

„Wenn ich du wäre, ich thät mich nicht so placken Tag für Tag!" versetzte die Sett. Aber das „Amüsier dich!" blieb ihr diesmal doch in der Kehle stecken. Wenn sie noch einmal anzufangen hätte, vielleicht hielte sie es dann auch mit dem Placken. Man kommt weiter — ist ihr die Len' nicht ein Beispiel?

Natürlich brachte sie es nicht über sich, Funks nicht zu erwähnen. Es war mit diesem anders gekommen, als sie erwartet hatte. Funk machte der Villa die Cour, das war so alltäglich — ein Ehebruch wäre interessanter gewesen! Sie hatte etwas wie blutige Gewaltthat in der Luft gewittert.

„Ich thät mich aber doch gut mit dem Fünkchen halten, Len'," warf sie hin. „Er könnt Euch doch helfen!"

„Wieso?"

„Wegen Eurem Feldwebel. Ja, er kann Euch schon dazu helfen!"

„Der?! Wir brauchen niemand — Hubert hat den Feldwebel in der Tasche!"

„Oho! Bist du das gewiß? Die ganze Kasematte meint das Gegenteil."

Lena stutzte. Hubert war der älteste Unteroffizier der Compagnie, nie bestraft, überaus tüchtig im Dienst und gut nach oben angeschrieben. Es war so selbstverständlich, daß er nicht übergangen würde.

„Bah, die Kasematte macht ihn doch nicht dazu, Sett!"

„Freilich nicht, es hängt am Bureau. Gerade deshalb kann euch der Funk helfen. Er sagt selber, es läg an ihm, ob ihr Feldwebel werdet oder nicht."

„Nun hör einmal, so ein Großmaul! Sie werden ihn auch fragen!"

„Ich weiß nicht, aber alle meinen sie, so ein Schreiber kann viel ausrichten! Er sagt ja selbst, er hat den Major samt dem Adjutanten in der Tasche. Er tritt am ersten April wieder ins Bureau zurück."

„So—o?"

Auch Lena wäre selbst im stande gewesen, die Macht eines Schreibers zu überschätzen. Diese Herren thun doch so wichtig — etwas muß daran sein! Aber sie, die Huberts, sollten jenem den Feldwebel zu verdanken haben? „Dummheit!" rief sie höhnend. „Und nun laß mich damit in Ruh!"

„Wer nicht hören will, muß fühlen! Schad, wenn euch der Feldwebel durch die Lappen geht!"

„Unmöglich!"

Damit gingen sie zu einem anderen Gesprächsthema über. Sie waren am Ende des Kurtinenwalles angelangt, von wo aus die Nachbarbastion mit ihren Facen und Flanken vorragte. Diese war nicht mit einer Kasematte abgeschlossen; in der Mitte des Hofes stand der mit Dachpappe bedeckte und völlig schwarz geteerte Holzschuppen, der die Montierungskammern der fünften und sechsten Compagnie barg. Zwei Pallisaden- und Vorratsschuppen stießen daran. Jenseit der Wallstraße, nach dem linken Kurtinenpunkt zu, stand ein Friedens-Pulvermagazin, leicht in Holz gebaut, mit Zinkläden und Blitzableiter, von einem Posten bewacht.

Dumpf prallende, taktmäßige Schläge hallten ihnen entgegen; jetzt hörten sie auch Gesang, der die Schläge begleitete.

„Es ist der Hubert, der Mäntel ausklopfen läßt. Sie müssen das Wetter benutzen," erläuterte die Lena.

Bald sahen sie auch den Sergeanten, der mitten unter den kräftig schlagenden Soldaten stand.

„Was nützet mi—i—ir
Ein schöner Ga—a—arten,
Wenn andre drin spazieren gehn
Und pflücken mir die Röslein ab!"

so ging der Gesang. Plötzlich schallte Huberts Stimme dazwischen: „Ruhe! Still mit dem Gröhlen!"

Eine Stimme klang trotzdem noch nach — nochmals „Ruhe!" barsch und grob. Dann war nur der eintönige Taktschlag der klopfenden Peitschen auf dem straff gehaltenen Tuch.

„Warum hast du denn aufhören lassen zu singen?“ fragte Lena ihren Mann, als sie näher traten. Mürrisch zuckte der die Schultern, kaum daß er die beiden begrüßt hatte.

„Du willst weiter?“ fragte er, da sich die Frauen wieder zum Gehen anschickten.

„Nach dem Glacis.“

„Bleib, ich hab dir noch etwas zu sagen!“

Es klang so unfreundlich, als ob er seine Soldaten vor sich hätte. Die Sett murmelte: da müsse sie gehen, sonst würde man noch am hellen Nachmittag aufgefressen!

Auch der Flügel des Montierungsschuppens, wo Blaumüllers Reich war, hatte geöffnete Läden, mithin war ihr Mann dort, und sie wollte nach ihm sehen. Vielleicht trafen sich beide Frauen nachher wieder.

„Komm!“ sagte Hubert, und er schritt Lena voraus nach der Mitteltraverse hin. Was ist ihm nur? — sie war so erschrocken. Er hielt beim Gehen das Gesicht nach dem Wall gekehrt, als hätte er etwas zu verbergen. Jenseit der Traverse angekommen, dort, wo sie den Blicken der Soldaten entzogen waren, schmiß er sich ins Gras an die Böschung, schmiß sich hin und schlug die Hände vors Gesicht. Die breite Brust dehnte sich und sank dann wieder mit einem keuchenden Seufzer zusammen, der auch einen Fluch bedeuten konnte.

„Um Gottes willen, Wilhelm, was ist?“

Eine Eifersucht? Sie ist sich nicht der geringsten Schuld bewußt! Ihre Knie bebten unter ihr vor Schreck. Vielleicht der Klatsch, der ihm eine infame Lüge versetzt?

„Aus! Alles aus!“ rief er.

Er hob die Hände vom Gesicht und schüttelte die geballten Fäuste vor sich in die Luft. „Elf Jahre gedient und alles umsonst! Darum all die Plackerei! Darum all die Knochen geschunden im Dienst! Darum sich geduckt und gekrümmt — zu Befehl! zu Befehl! — zu Befehl! Darum!“

Sie griff nach seinen Fäusten. „Was ist geschehn, Wilhelm? Sag's doch! Sprich dich doch um Gottes willen aus!“

Mit einem Funkeln des Hasses in den Augen warf er ihr das Wort ins Gesicht: „Warum? — Warum?“

Höhnend klang es, und nochmals: „Warum?“ Damit riß er ihr seine Fäuste aus den Händen — sie torkelte einige Schritte zurück.

„Warum denn?“ stammelte sie blaß vor Schreck.

„Kannst du dir das nicht selbst sagen? he?“ zischelte er.

Dann stützte er das Haupt in die Fäuste und wiegte es aufgeregt hin und her, als könnte er das noch nicht fassen.

Lena war auf die Knie vor ihn hingestürzt: „Wilhelm — lieber Wilhelm!“

Sie tastete ihm, um Aufschluß flehend, über Gesicht und Hände.

Allmählich ward er ruhiger und begann dumpfen Tones ihr alles zu erklären. Der Hauptmann war also dagewesen mit einem Vorwand die „Brocken“ betreffend, sonst pflegte er sich hier nie blicken zu lassen. Er erschien aber nur deswegen, um ihm das zu sagen. Zuerst ein paar Umschweife, dann kam er auf Moldauers Abgang zu sprechen: „Sie hatten sich wohl Hoffnung gemacht, Feldwebel zu werden, lieber Hubert? Leider muß ich Sie bitten, sich weiter keinen Illusionen hinzugeben. Es thut mir herzlich leid, Ihnen dies zu sagen. Wie es scheint, werden Sie oben für die Stellung nicht gewünscht.“

Und da Hubert, starr vor Überraschung, wider den üblichen Respekt — der Teufel hole allen Respekt! — die Frage ausstößt: „Warum?“ — was kriegt er da zur Antwort?

„Sie haben, wie es scheint, mein lieber Hubert, ein gutes Los mit Ihrer Frau gezogen, sie soll brav und fleißig sein, aber ... denken Sie nur an die Geschichten vom vorigen Jahr, wo Ihrer Frau Gemahlin wegen“ (welch ein Hohn, dieser Titel, den er ihr nach dem Jargon der sogenannt Gebildeten giebt!) „die Garnison sich in den Haaren lag.“

„Man hat mir doch damals den Kon-

sens nicht verweigert, Herr Hauptmann," wagte er zu erwidern.

„Ja, als Unteroffizier, solang Sie in der Front stehen — wie gesagt, lieber Hubert, mir ist es fatal genug, ich vermag kein Verbrechen drin zu sehen, und wenn es mich nur allein anginge — wie gesagt, Sie haben ja ein gutes Los gezogen, und das Vergangene müßte längst ad acta gelegt sein — aber die Zeit ist zu kurz her — man meint, als Frau Feldwebel ginge es doch nicht ..."

„Armer Wilhelm! —" schluchzend sank ihr Haupt auf seine Knie, „laß mich gehn! Ich bring dir Unglück! Du hättest mich nicht heiraten sollen! Laß mich wieder gehn!"

„Teufel, was für einen Unsinn schwatzest du!" rief er auffahrend. Es war mehr ein Zorn gegen seine eigenen unseligen Gedanken. Ein Mitleid erfaßte ihn: „Komm, was schwatzest du da! Steh auf! Hör auf zu weinen. Steh auf, setz dich hierher neben mich! Du weißt, ich hab dich lieb, Lena! Steh auf! Weiß Gott, daß ich dich liebe! Mag alles andere zum Teufel fahren! Ich heiratete dich, weil ich dich liebte. Damit genug! Nur das, weiter nichts! Möge alles andere zum Teufel fahren, der Feldwebel, alles — komm!"

Seine Stimme klang plötzlich so lieb und weich — als wenn er ein Kind zu beruhigen hätte, dem man ein Spielzeug zerbrochen.

„Du armes Ding, du hattest dich so darauf gefreut. Nun warte, du sollst nichts zu büßen haben! Zum Steinklopfen und Gassenkehren sind wir doch noch zu gut. Komm her, du armes Ding!"

Er nahm ihren Kopf in den Schoß und streichelte ihn mit seinen rauhen Händen. Ihr Körper erschütterte vom heftigen Schluchzen.

„Wilhelm —" stammelte sie, „du sollst sehn, ich vergelt dir's!" Wahrhaftig, wie ein liebes Kind, das gelobt, fortan artig zu sein: „Du sollst sehn, ich will dich lieb haben ..."

Plötzlich erschrak sie vor der Offenheit dessen, was sie eben im Begriff war ihm zu bekennen: doch nicht, daß sie erst von jetzt ab sich Mühe geben wollte, ihn zu lieben und ihm treu zu sein? Lauerte unter diesem Bekenntnis nicht das andere, daß sie ihn bisher nicht geliebt?

Sie will ihn lieb haben! — wie sich der starke Mann an das flüchtige Wort von Frauenlippen klammerte! Als wäre es der Halt, der ihm noch einzig geblieben, jetzt, da alle seine Illusionen und Hoffnungen vor ihm in den Abgrund stürzten!

* * *

Die Sett fand die Thür zu der Montierungskammer beigelehnt. Der besondere scharfe Geruch, der solchen Räumen eigen ist, ein Gemisch aus Juchten und Kampfer, schlug ihr entgegen. Es war still, das angehäufte Tuchmaterial pflegte ohnedies jeden Laut zu dämpfen. War der Kapitändarmes nicht da?

Die Räume waren ihr heimisch, hatte sie doch in früheren Jahren ganze Nachmittage hier verbracht. An der einen Seite, neben dem Eingang, hatte Blaumüller sogar eine kleine Laube aus Latten für sie und die Kinder zurechtschlagen lassen. Dort pflegte sie mit ihrer Handarbeit zu sitzen, während die Kleinen sich wie die Hündchen im hohen Grase kugelten und über dem eckigen Hügelwerk des Bastionwalles mit seinen von üppigem Grün bestandenen Flächen und Böschungen das Gesumme der Bienen und der schrille Gesang der Grillen erzitterte. Köstliche Stunden des stillen, friedlichen Genügens!

Jetzt war die Laube zerfallen und das Rankenwerk, das sie damals beschattete, aus Mangel an Pflege eingegangen. Und verstummt für immer all die fröhlichen Kinderlaute!

Blaumüller lag die Ordnung nicht im Blut, wie dort drüben seinem Kameraden Hubert, der aus seiner Kammer ein Museum von augenerquickender Sauberkeit und Accuratesse hergestellt hatte. Immerhin machten die Räume einen schmucken

Eindruck, freilich war das Setts Verdienst. Sie wußte hier Bescheid wie in ihrer Wohnung: welches der Bestand und die Güte der lagernden Garnituren, und wann die und die Stücke zur Ausgabe gelangt waren.

Sie war selbst stolz auf die Ordnung, die hier herrschte. Auf Stellagen, Naht auf Naht genau deckend, waren die Röcke, Hosen, Mäntel und Hemden gestapelt, so daß die Stempel sichtbar blieben. Da ragten die weiß gleißenden Pyramiden der Kochkessel, dort die Berge von rotbraunen Tornistern; an der Decke entlang, mit der offenbaren Absicht, eine dekorative Wirkung wie in einem Zeughaus zu erzielen, standen die Helme mit dem schimmernden Messingbeschlag gereiht; darunter zogen die Patronentaschen einen glänzend schwarzen Saum. Aus den grellbunten Faschinenmessertrobdeln waren graziöse Festons gebildet, und mit der Vorahnung kommender Lustbarkeit baumelten dort die Feldflaschen.

Auch eine komische Ecke war vorhanden: das Gestell mit den ausrangierten Stiefeln, denn die preußische Sparsamkeit kennt nichts absolut Unbrauchbares. So standen sie denn da, schief und vertreten, mit den aufgerissenen Mäulern ihrer Sohlen; wie herabgekommene Taugenichtse, die sich über die spießbürgerliche Unversehrtheit ihrer Kollegen höhnisch aufhielten. Wie hatten die Kinder sich über die Grimassen dieser Mäuler erlustigt! Die Mutter hatte ihnen köstliche Geschichten improvisiert, wie die Sohlen sich gegenseitig anschrien und anschimpften und ihre Erlebnisse auf dem Exerzierplatz erzählten.

Ach, das herzerquickende Lachen, das einst diese Räume belebte, als das kleine possierliche Volk noch hinter den Stapeln Versteck spielte und sich in den Kleiderhaufen wälzte!

Mit den Soldaten, die hier beim Putzen und Ordnen beschäftigt waren, standen die Kinder auf „gut Freund“, besonders mit dem einen, dem Matthäus, dem Aschenbrödel der Compagnie, der wegen seines Lötkolbens von einer Nase und seiner ungeschickten Gliedmaßen in der Front keine gute Figur machte und zumeist, wenn er nicht in der Küche Kartoffeln schälte oder Scheiben klebte, zur Kammer abkommandiert wurde, wo er versteckt blieb und den Augen der hohen Vorgesetzten kein Ärgernis gab. Ein braver Kerl, überaus tüchtig zu einer Kindermagd, freilich für einen Soldaten verpfuscht. Hier war es, wo er nicht gehänselt und von brutalen Händen gestupft wurde, und er vergalt das den Blaumüllers durch treuherzige Anhänglichkeit. In seinen Freistunden meldete er sich bei der Sett zu allerlei häuslichen Verrichtungen; am liebsten wartete er die Kinder. So gehörte er fast mit zur Familie.

Die Stille fiel der Sett auf. Horchend stand sie in der Thür, plötzlich sprang eine braungetigerte Katze von dem einen Kleidergerüst mit dem dumpfen Tapfen ihrer elastischen Pfoten herab und stand vor ihr, den Schweif in die Höhe gereckt, die Miene zum Miauen verzogen.

„Ah, du bist's, Mamsell! Na, bist du denn allein?“

Mamsell hatte einen wichtigen Posten hier in der Kammer, wo es von Mäusen wimmelte. Oft konnte man das scharrende Getrippel unter den Dielen des Fußbodens hören, ein wildes Heer in Miniatur. Das Tier war mit einem ausgeschlagenen Auge herzugelaufen, doch die Soldaten hatten es, wie jämmerlich es auch zugerichtet war, wieder hochgebracht. Nun that es sich ein Gutes an den schönen Braten des reichen Jagdreviers, und es hatte die rundliche Behäbigkeit eines Gourmands angenommen.

Blaumüller schlief. In der hinteren Abteilung fand die Sett ihn vor dem Tisch sitzen, den Kopf auf die gekreuzten Arme herabgesenkt. Hat er sich heimlich wieder einen Rausch angetrunken? Auf dem Tische befand sich weder Flasche noch Glas. Nun, er respektierte ja die Heiligkeit dieses Dienstraumes, und er pflegte die Flasche zwischen den Kleiderstapeln,

unter einen Helm oder in einen Tornister zu verstecken, wo er dann in aller Heimlichkeit das Teufelsgetränk herabgurgelte. Früher hatte sie ihm wohl die Häßlichkeit solch heimlichen Lasters vorgehalten; sie hatte weder Thränen noch Vorwürfe gespart und ihn in der Glühhitze langer Gardinenpredigten zu erweichen gesucht. Umsonst! Es war nicht Krakeelwasser, das er trank, er verhielt sich still und trug gleichsam seinen Rausch mit einer duldenden Ergebenheit. In der ersten Zeit brach, noch ehe der Rausch verflogen war, ein Zorn gegen sich selbst heraus; später ergab er sich in das Verhängnis. Nie ward er dabei roh gegen seine Frau, nie zuckte eine Brutalität ihm in den Fäusten. Zuletzt begann sie selbst ihn zu bemitleiden: es war eine entsetzliche, unheilvolle Krankheit, die ihn behexte — vergeblich, dagegen anzukämpfen. Das schwüle Bewußtsein, daß irgend ein Schicksal über kurz oder lang herabfahren und sie beide gänzlich zerschmettern würde.

Der Tisch, auf dem des Sergeanten Kopf lag, stand gegen die Wand gerückt zur Seite des kleinen viereckigen Fensters, dessen Laden halb aufgeschlagen war. An der Wand hefteten ein paar Holzschnitte aus Journalen, sowie eine deutsche Maßtabelle und ein Kalender. Auf dem Tische lagen die Kammerbücher offen, ein ehemaliges Salbentöpfchen diente als Tintenfaß, der Deckel eines Kochkessels enthielt Schreibutensilien, unter die sich auch eine scharfe Patrone zufällig hinverloren.

Blaumüller mußte geraucht haben. Eine Cigarre war vom Rande des Tisches herabgefallen, und sie hatte dort unten ein Stück Pappe angekohlt — es roch brenzlig.

„Herr du mein!" — wie sie erschrak! Welch ein Unglück hätte damit angerichtet werden können! Dort in der Ecke, gegen die Holzwand, welche die beiden Kammern trennte, lag ein Haufen Werg, der als Putzmaterial diente, allerlei Papier trieb sich umher, die ganze Bude würde in Flammen aufgehen wie eine Streichholzdose.

„Karl, wach auf!"

Sie rüttelte ihn unwillig an den Schultern. Er murmelte etwas in seiner Schlaftrunkenheit, langsam hob er das Gesicht, das die Abdrücke der Rockfalten, auf denen es gelegen, zeigte. Schwülen Auges blickte er sie an.

„Hundert — und — sieben — und — sechzig — Paar," stammelte er. Im Schlaf hatten ihn sogar die Zahlen des Kammerbuches beschäftigt.

„Ein andermal wirst du dich in acht nehmen, Karl! Sieh mal her, was du angerichtet hast!" Und ihn immer noch rüttelnd, deutete sie nach der Cigarre dort unten auf dem angekohlten Papier.

Er starrte mit wüstem Blick hinab, begriff nicht, was sie meinte.

„Nun da, siehst du nicht? Hättest eine schöne Feuersbrunst anrichten können!"

Er schien selbst nicht zu wissen, wie das Ding dorthin gekommen. Er pflegte in der Kammer nicht zu rauchen, weil es zu gefährlich war. Plötzlich fuhr er aus seinem Stieren auf, eine Wildheit blitzte aus seinen Augen:

„Und wenn meinetwegen, hol mich der Teufel, die ganze Kabuse abgebrannt wäre!"

„Karl!" Entsetzt taumelte sie zurück. Nur ein ganz kurzer, zuckender Verdacht: hat er die Cigarre absichtlich dorthin geschleudert? Sofort erschrak sie vor der teuflischen Unseligkeit solchen Verdachtes — nein, Gott im Himmel, was ist denn wieder geschehen, das ihn zu solch schrecklichem Ausruf preßt!

Mechanisch bückte sie sich und hob die Cigarre behutsam auf, als wäre die jetzt, wo sie längst erloschen, noch im stande, Unheil anzurichten.

Er stemmte den Kopf auf die Fäuste beider Hände und stierte vor sich hin in das aufgeschlagene Buch. So konnte er sitzen und stieren ganze Stunden lang, wie hypnotisiert durch den Schandfleck dort, wo sein Radiermesser in verhängnisvoller Stunde gearbeitet. Immer die

Frage, die hohl vor ihm stand: wie ist er dazu gekommen?

Sie wußte davon. In einer Stunde, da das betrunkene Elend über ihn kam, hatte er ihr das Bekenntnis gemacht, und er hatte dabei geschluchzt wie ein Kind. Und da war ihr das Mitleid mit der Reue, die ihn marterte, wahrhaftig größer als der Schreck über das Geschehene selbst: „Armer Mann, komm, mach dir keine Gedanken mehr, jetzt, wo es vorüber ist! Es war ja nicht so schlimm! Wenn ich etwas fortnehme, mit der sicheren Absicht, es wieder hinzulegen, dann ist es doch nicht das, was du meinst. Komm, faß nur Mut!" Sie wagte das entsetzliche Wort nicht auszusprechen. Sie nannte es „das". Und es durchschauerte sie jedesmal dabei.

Aber der Schandfleck brannte und brannte ihnen beiden auf der Seele, alle Gedanken vergiftend und alle Kraft zum Aufraffen lähmend.

Wieder war es „das" — ein Rückfall — ein anderes „das" — eines zieht das folgende nach sich, der Teufel will es so! Sie ahnte es gleich; nun, da sie ihn so die Zahlen in dem Buch anstieren sah, war sie ihrer Sache gewiß.

„Um Gottes willen, was hast du gethan?" schrie sie, seinen Nacken mit ihren Armen umschlingend.

Er wiegte den Kopf: „Die Musterung ..." murmelte er dumpf vor sich hin.

Die Nachricht hatte er von Funk, der weiß alles, was auf dem Bureau vorgeht. Im Vertrauen hatte der es ihm zugeraunt, denn der Termin der Musterung durfte erst kurze Zeit vorher veröffentlicht werden. Gleich nach Kaisers Geburtstag sollte sie also stattfinden.

Musterung! Lumpenparade! Der Schrecken aller Kapitändarmes, das jüngste Gericht, an dem sie Rechenschaft zu geben haben über jeden unnütz verbrauchten Knopf und jeden verschleuderten Schuhnagel. Der große Popanz kommt, der Intendant! Kein Kammerwinkel und keine radierte Stelle, die seinen bebrillten Bureaukratenaugen verborgen bleibt!

„Es sind nur noch vierzehn Tage," murmelte Blaumüller, „sonst hätt ich's noch arrangiert, niemand hätte davon gemerkt. Der Teufel mußte sein Spiel haben, er hat es expreß angeordnet!" Er schlug mit beiden Händen auf das Buch, daß die Gegenstände auf dem Tisch klapperten.

Sie ließ die Arme von seinem Nacken fahren, als wenn ein Schauder sie ihr herabriß. Ihre Glieder bebten, allerlei Farben flogen ihr vor den Augen und durch diese Farben sah sie eine Vision: ihr Karl, der mit einer Sträflingsjacke angethan einen Karren voll Erde die Rampe hinaufschiebt. Sein Bart ist ergraut von der ungeheuren Scham, und drohend hebt der Wallmeister den Stab gegen ihn, daß er die kostbare Erde nicht vergeudet.

„Hast recht, Sett," stöhnte er, den Kopf wieder zwischen den Fäusten, „hast recht, daß du die Hände von mir abziehst. Ich bin nicht wert, daß du mich anrührst!"

„Karl, red nicht so —" Abermals fiel sie ihm jammernd um den Hals. „Ich kann dich nicht so reden hören! Hier kommst du her! Ein Unsinn wie damals! Du verkriegst dich auch diesmal wieder! Hier, zeig mir alles — sag mir alles — ich muß alles wissen — ich helf dir — hier komm her — wo ist's? Wo steht's? Hier —" Sie faßte die eine Buchecke und schüttelte die Blätter mit krampfender Zorngebärde — als wenn darin, zwischen diesen Blättern, der Versucher steckte, der ihren armen Mann immer wieder ins Verderben stößt. Etwas von der alten, resoluten Sett kam über sie. „Allong, gebeicht!" rief sie. „Her mit der Beicht! Nix verschwiegen! Was, du schämst dich? Nix da! Von Schämen wird nichts geschafft!"

„Es wäre nicht geschehn," stotterte er, „aber das Begräbnis —"

Sie fuhr mit der einen Hand nach den Augen, die andere wehrte ihm flehend. Sie weiß, o sie weiß! Das Begräbnis hat viel gekostet, es hat die Not voll ge-

macht. Aber nicht diese Entweihung! Nicht das Andenken an den armen toten Liebling in die unsägliche Pein dieser Stunde hereingezogen!

Dann, mit dem Ohr nach seinen Lippen hingebeugt, lauschte sie seinem Flüstern. Wie eine schreckliche Beichte, die geleistet wurde.

Mit den Stiefeln begann es also, sie weiß, da hinten die Maulaufsperrer. Sie sind nicht eine Prise Salz wert, aber es fand sich ein Angebot vom Trödler, der eines Tages auf seine Trunkenheit und seine Verlegenheit drückte. Der Hauptmann hatte sie fortwerfen wollen — und er hat noch ein Stück Geld damit gemacht — dies Geld — dies freilich hat er eingesteckt ...

„Geliehen!" verbesserte sie scharf. „Und du wolltest es abliefern; gleich wird es wieder beschafft!"

Dann erzählte er ihr eine lange, sehr verwickelte Geschichte von den Mänteln der Einjährigen. Er wendete solche Mühe auf, ihr das Manöver, das er damit angestellt, klar zu machen. Sie hörte nur das eine heraus, daß auch hier „geliehen" war und daß auch dies Geld beschafft werden mußte. Dann die Stiefelsohlen. Über einer solchen Trivialität muß er zu Fall kommen! Aber da verging ihr das Beschönigen und Entschuldigen. Er hatte das Geld zum Beschaffen der Sohlen bar erhalten und — und —

Seine Augen bohrten sich auf einen Punkt dort in dem Kochkesseldeckel. Nun fuhr er mit der Hand hinein und wühlte darin. „Hier!" schrie er und hielt die Patrone mit der Faust dicht vor die Augen. „Ich bin nicht wert, den Rock da zu tragen! Es wär sogar schad um die Patrone da!"

„Mariam — Joseph!" Sie wand ihm das entsetzliche Ding von einer Patrone aus der Hand und schleuderte es auf den Tisch. „Bist du verrückt — bist ganz und gar und völlig toll!"

Aber durch all den Schreck bebte die Vorahnung, daß etwas dergleichen kommen mußte. Hinter ihnen ließ Mamsell ein klägliches Miauen vernehmen; Sett zuckte zusammen — „wenn uns jemand hört ..."

Draußen auf dem Wall ging der lärmende Taktschlag der Klopfpeitschen, jetzt wieder begleitet von dem Gesang des Liedes:

Was nützet mi—i—ir
Ein schönes Mä—ä—ädchen —

Was soll geschehen? Da sitzen und heulen und sich mit Patronen drohen? Allong, Kopf hoch! Jetzt gilt es, das Geld zu beschaffen und für das Geld die paar „Brocken", daß der große Popanz in vierzehn Tagen nichts merkt!

Sie tastete mit ihren Gedanken hin und her nach einer Hilfe. Morgen ist der elfte, und Löhnungstag. Was hilft das, ist doch das Traktement schon zum voraus fort, da der Bäcker Beschlag darauf gelegt hat, sonst klagt er, das wäre das allerschlimmste!

Hier hilft auch kein Krummliegen und die Pfennige aus der Ecke zusammenkratzen! Die Summe ist zu groß. Die Len' abermals anpumpen? Das würde sich nicht lohnen, denn die Huberts haben selbst nichts übrig.

Plötzlich stieß sie auf die Rettung. Die Pifferaths! Natürlich die!

Es sind gute Menschen, die müssen, die werden helfen! Sie wollte sich sofort nachher aufmachen — Eile, höchste Eile! Kopf hoch unterdes! In zwei Stunden ist sie zurück, dann wird alles gut. Ob er inzwischen nichts zu schaffen hat?

Die Kerle, die er vorhin mit Sachen fortgeschickt, müssen gleich kommen; er will anfangen, für die Musterung reinigen zu lassen.

„Gut! Kopf hoch, sag ich dir!"

Sie eilte also nach Deutz zu den Pifferaths. Sie lief fast durch die Straßen und hatte nicht eher Ruhe, als bis sie an den Rhein gelangte und Deutz jenseit des Wassers liegen sah — als könnte das unterdes fortgeschwommen sein. Wie ein Fieber glühte es in ihr. Während des Laufens flogen wieder Farben an ihren Augen vorüber und sie sah wieder

die Vision: ihren Mann, der in der Sträflingsjacke Schubkarren fährt. Oft wandte sie sich um, als liefe jemand hinter ihr her. Es ist die Schande, welche die Krallen nach ihr ausstreckt! Während sie nun dastand und wartete, bis die ausgefahrene Brücke wieder geschlossen war, meinte sie deutlich zu verspüren, wie jemand Unsichtbares sie von der Seite nach dem Wasser hindrängte, das strudelnd an den vordersten der Brückenpontons vorbeischoß.

Bei Pifferaths waren die Läden der Fenster geschlossen. Sie klingelte. Nach längerer Zeit öffnete ein Mädchen: die Herrschaft wäre verreist, sie hätte ihren Ältesten, der von Asien zurückgekehrt, in Marseille abgeholt, und sei noch unterwegs.

„Wann — wann sind sie denn wieder zurück?"

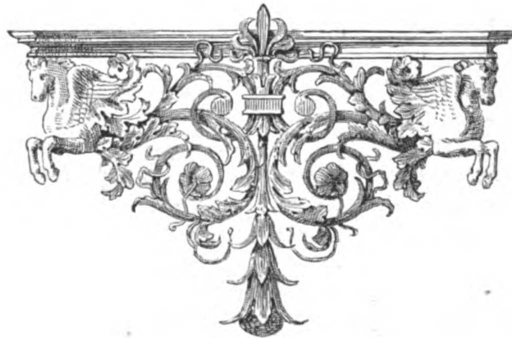
„Vielleicht bald, vielleicht in vierzehn Tagen — ist Ihnen nicht gut? Wollen Sie eintreten und sich ein wenig erholen? Sie sind so gelaufen!"

Die Sett dankte — dankte für alles; ja, sie ist nur so gelaufen, weiter nichts! Da rannte sie auch schon wieder. Kopfschüttelnd sah die Magd ihre wie irrsinnig erregte Gestalt um die Ecke stürmen.

Als sie wieder ans Wasser kam, flutete der Abendschein mit ungeheurer Blendung darüber hin. Die Häuser des Rheinquais, die Türme, die Schiffe, alles wie von dem Wiederschein einer gewaltigen Feuersbrunst blutrot beleuchtet. Die Helle schlug ihr so in die Augen, und sie torkelte wie in einem plötzlichen Schwindel; jetzt faßte ihre Hand nach dem Geländer — und das kurze Zucken eines Wunsches, daß sie doch an einer anderen Stelle getorkelt wäre, dort, wo kein Geländer sie vor dem Hinabfallen geschützt hätte.

Sie eilte weiter über die Brücke, damit sie aus der unheimlichen Blendung die Dämmerung der Gassen drüben erreichte! Aber die blutrote Helle verfolgte sie auch dorthin — als wenn ihre Gedanken keinen Schutz im Dunklen finden sollten. Wieder war eine gespenstische Vision da: sie sah eine Cigarre herabfallen auf den Haufen Werg an der Holzwand, sie sah den Rauch aufsteigen, deutlich spürte sie den brenzligen Geruch. Immer und immer wieder fiel das glimmende Ding herab und kräuselte der Rauch empor ...

(Fortsetzung folgt.)





Schloß Babelsberg.

Erinnerungen an Kaiser Wilhelm.

Von

Georg Horn.

II.



Ein entscheidender Wendepunkt im Leben des Kaisers Wilhelm waren die Märztage von 1848. Niemand wird leugnen, daß eine politische Gärung vorhanden war, die aber durchaus keine Elemente der Revolution in sich barg. Am meisten überrascht war wohl die Einwohnerschaft von Berlin selbst, daß in Berlin auf einmal Revolution sein sollte. „Man hörte," schrieb eine ehemalige Hofdame in ihrem Tagebuche, „daß vor dem Schloß etwas vorgehe, und da ging ich mit einer Bekannten hin, um zu sehen, was denn los wäre. Da sah man denn eine Masse Menschen vor dem Schlosse, den König oben auf dem Balkon. Um was es sich handelte, wußte eigentlich niemand so recht. Wenn man später von den brandenden Wogen der Volksaufregung sprach, so berührt mich das nach dem, was ich damals in jenen ersten Märztagen gesehen und gehört habe, fast komisch. Es war eine Revolution, zu der man in seidenen Schuhen ging." Diese Äußerung unterstützt eine Annahme, die sich bei neuer Prüfung der Thatsachen immer mehr Boden schafft, daß jene Märztage ein Werk von Emissären einer durch ganz Europa verbreiteten Gesellschaft von Revolutionären war — heutzutage würde man von Anarchisten sprechen. — Prinz Wilhelm, der am

10. März zum Militär-Gouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt worden war und nur auf Wunsch des Königs seine Abreise dahin verschoben hatte, war bei jener Katastrophe in der Umgebung seines königlichen Bruders auf dem Schlosse, und jedenfalls war seine Anwesenheit nicht ohne Einfluß auf den Entschluß des Königs, sich auf die Truppen zu stützen. „Wenn Fritz nur fest bleibt!“ sagte damals die Königin Elisabeth, die in ihrer Klarheit und Ruhe den Charakter ihres Gemahls am besten zu beurteilen wußte. Der kommandierende General des Gardecorps, General v. Prittwitz, hatte sich verpflichtet, mit Hilfe des Militärs die Ruhe in Berlin aufrecht zu halten, als der Minister v. Bodelschwingh ihm eine Order überbrachte, in welcher der König seine Unterschrift zum Zurückziehen der Truppen aus der Hauptstadt gegeben hatte. — „Aber ich habe noch zwei Bataillone und eine Batterie aus Spandau kommen lassen,“ sagte der General v. Prittwitz. — „Ein Soldat soll an dem Worte seines königlichen Herrn nicht deuteln,“ war die scharfe und trockene Antwort Bodelschwinghs. — Bleich und bebend fügte sich General v. Prittwitz diesem Befehle, die Truppen verließen die Hauptstadt und die Ereignisse gingen ihren Gang.

Und diesem allem mußte Prinz Wilhelm, der erste Degen der Armee, ruhig zusehen! Wenn sich in ihm eine Empfindung der Empörung aufgerungen hätte, wenn er den Degen gezogen, um die sinkende Krone in ihrem Falle aufzuhalten, hätte das nicht als ein natürliches Gefühl entschuldigt werden können? Von ihm am allerwenigsten. „Ein Soldat darf an dem Befehle seines königlichen Herrn nicht deuteln.“ Es wird erzählt, daß der hochselige Kaiser in seiner Unterredung, die er am 18. November vorigen Jahres mittags zwölf Uhr mit Kaiser Alexander III. in seinem Palais zu Berlin gehabt hatte, seinen kaiserlichen Großneffen auf die maßlosen Ausschreitungen der russischen Presse aufmerksam gemacht und vor den Folgen gewarnt habe. Die Revolution des Jahres 1848 in Deutschland sei gleicher Ursache zuzuschreiben gewesen, und die gleiche Wirkung würde auch in Rußland nicht ausbleiben.

Der militärische Geist, welcher achtzehn und zweiundzwanzig Jahre später die Armee zu höchster Glorie führen, Deutschland unter der Spitze des Degens einigen sollte, ward damals dem Prinzen von Preußen als ein Verbrechen gegen die Freiheit des Volkes angerechnet. „He was a man, take him for all in all.“ Darum fürchtete man seinen Einfluß auf die Entschließungen des Königs, darum ward er gehaßt, wurden die unsinnigsten Gerüchte über ihn verbreitet, daß er ein finsterer Feind des Volkes sei, die Stadt Berlin mit einer russischen Heeresmacht überziehen wolle, bis zuletzt ein tyrannischer Ostracimus verlangte, daß der Prinz sein Vaterland meiden solle. — Der noch lebende General a. D. v. Bronikowsky, damals Artillerie-Lieutenant, hatte den Befehl über zwei Geschütze am Schlosse. Der Prinz von Preußen kam aus dem Schlosse und frug den jungen Offizier, was er für Befehle habe. „Zu schießen,“ war die Antwort. — „Und was werden Sie thun?“ — „Meiner Order gehorchen!“ — „Und mit voller Ladung schießen?“ — „Ja!“ — „Bedenken Sie, daß es Ihre Landsleute, bedenken Sie, daß es Bürger sind!“ war die Mahnung des so verhaßten Prinzen von Preußen, des verschrienen Volksfeindes.

Daß niemand in Berlin, und am wenigsten die leitenden Kreise, an einen so jähen Schüttelfrost des Volkes wie in jenen Märztagen gedacht hatte, dafür war der beste Beweis, daß im Moment alle Welt den Kopf verloren hatte, und die Minister zu allererst, indem sie dem Könige unterbreiteten, zur Beschwichtigung der aufgeregten Volksleidenschaften sei es nötig, daß der Prinz von Preußen eine Reise in das Ausland antrete. Die Aufregung gegen den Prinzen von Preußen war am 19. März derart gestiegen, daß man für die Sicherheit seiner Person fürchten mußte. So gab er dem Drängen der Mitglieder

der königlichen Familie nach, das, unterstützt von ihm ergebenen Personen, dahin ging, sich und die Seinen der Volkswut zu entziehen. Die Kinder, Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Luise, waren schon vorher nach Potsdam geschickt worden. Es war in einer Nachmittagsstunde, als der Prinz mit seiner Gemahlin, den Hofdamen Gräfin Hacke, Gräfin Oriolla einen Mietswagen, der an der Schloßapotheke hielt, bestieg — eine Hofequipage hätte Aufsehen erregt —, um auf Umwegen die Straße nach Spandau zu gewinnen. Bei Tage wäre das gewagt gewesen, jedenfalls hätte man den Wagen erkannt, und wieweit die Revolution ihre Etappen in die Umgebung von Berlin vorgeschoben, sollten die hohen Reisenden zwei Tage darauf erfahren. Sie mußten also die Nacht abwarten. Aber wohin in Berlin bis dahin? war die Frage. Die Gräfin Hacke kannte eine in der Potsdamerstraße wohnende Familie eines hohen Ministerialbeamten, den Bruder des späteren Ministers des königlichen Hauses, Grafen Schleinitz, die denn nicht wenig überrascht war, plötzlich so hohen Besuch zu sehen. Damals war die Potsdamerstraße noch ein stiller, abgelegner Stadtteil Berlins, ein für Revolutionäre wenig geeigneter Tummelplatz. Die Wohnung bot also hinreichende Sicherheit. Unterdes hatte man Mittel und Wege gefunden, den im Ministerium des Auswärtigen beschäftigten, den hohen Herrschaften persönlich bekannten Freiherrn v. Schleinitz zu benachrichtigen, und dieser erschien abends mit einem Mietswagen, in den der Prinz, die Prinzessin und die Gräfin Oriolla einstiegen und den Weg nach Spandau einschlugen. Die Gräfin Hacke war per Eisenbahn nach Potsdam zu den prinzlichen Kindern gesandt worden. Die Fahrt nach Spandau ging ohne Fährnis von statten. In einem Gasthause vor Spandau hielt der Wagen, die Prinzessin und Gräfin Oriolla stiegen aus, der Prinz fuhr nach der Citadelle weiter, deren Kommandant Oberst Weigand war.

Hier glaubte sich der Prinz vorläufig sicher, hier langten auch am nächsten Morgen bei einem herrlichen Sonnenaufgang die Prinzessin, Gräfin Oriolla und die erste Kammerdame, Frl. v. Neindorf, an. Letztere war mit den notwendigsten Toilettensachen der hohen Frau, die, wie sie ging und stand, aus dem Schlosse sich entfernt hatte, nachgekommen.

Im Laufe des Tages erschienen wieder Freiherr v. Schleinitz, der spätere Minister des königlichen Hauses, und andere Getreue, und mit ihnen, dem Gouverneur und dem Kommandanten und dem damals in Spandau stehenden Major v. Steinmetz wurde über die Situation beratschlagt. Daß die Festung Spandau keinen so unbedingt sicheren Aufenthalt mehr bot, sollten die hohen Reisenden am Abend erfahren, als sie aus Spandau wegfuhren. Von einem Platze herüber konnten sie das wilde Gewirr von Stimmen einer Volksversammlung vernehmen. Später erfuhr man, daß der damalige bekannte Volksagitator Jung vor versammeltem Volke Spandaus die Mitteilung machte, daß der Prinz von Preußen sich auf der Citadelle befinde und das Volk seine Auslieferung verlangen müsse. Vorläufig befand sich der Prinz aber schon auf dem Wege nach der Pfaueninsel. Diese, still und ablegen, vor jeder Annäherung Unbefugter geschützt, erschien ein sicherer Zufluchtsort. Lieutenant v. Tietzen, derselbe, der 1873 als Kommandant von Nancy während der Occupation gestorben ist, und Lieutenant v. Notz, beide von dem in Spandau garnisonierenden Garde-Reserve-Landwehrregiment, in dem der spätere Generalfeldmarschall v. Steinmetz als Major stand, leiteten verkleidet den Wagen. Es war eine mondhelle Nacht, durch die der Wagen auf der Chaussee von Spandau nach Potsdam dahinrollte. Auf der Fahrt durch den Grunewald hatte der Wagen eine falsche Richtung genommen. Um sich zurechtzufinden, legten die beiden Offiziere die Karten auf den Boden, um, begünstigt vom Mondlichte, den richtigen Weg zu suchen. An eine Stelle, die, geschützt vor jeder Beobachtung, von einem

der Jagd in diesen Gewässern Kundigen ausgewählt worden war, hatte man einen Kahn mit zwei Soldaten vorausgeschickt, und auf diesem fuhren der Prinz und die Prinzessin, Gräfin Oriolla und Frl. v. Neindorf nach dem schützenden Eiland hinüber, das, vom Mondlicht übergossen, in aller Ruhe der Nacht vor ihnen lag. Der Fährmann, der in dem Hause am Ufer wohnte, war nicht zu erwecken; man mußte erst die Fenster einschlagen. „Wer ist da?" kam es von innen. — „Öffnen Sie schnell," rief einer der beiden Offiziere, „der Prinz von Preußen ist da." Das war unvorsichtig. Es konnte doch jemand diese Worte gehört haben, und darum wurde am nächsten Morgen das Gärtnerpersonal von der Insel entfernt. Welche Unterkunft die hohen Herrschaften auf der Insel fanden, läßt sich daraus schließen. Wenn man den Glanz und die Glorie gesehen hat, mit welcher Kaiser Wilhelm neununddreißig Jahre später die Vollendung seines neunzigsten Lebensjahres im Palais zu Berlin feierte, umgeben und gefeiert von den Fürsten Europas als Hort monarchischer Autorität, gefeiert als der Liebling seines Volkes, und wenn man den Blick zurückwirft auf diesen 22. März 1848, wo er förmlich als ein Flüchtling in dem unscheinbaren Gärtnerhaus in sein zweiundfünfzigstes Lebensjahr eintrat — welche fast traumhafte Wandlung! Die Prinzessin mit ihren Damen mußte sich im Gärtnerhaus einrichten. Hier in der engen Wohnung wurde auch der Geburtstag des Familienhauptes gefeiert. Von Potsdam kamen Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Luise, die von allen Vorfällen keine Ahnung hatten, um hier bei einem einfachen Mittagessen den Geburtstag des Vaters zu begehen. Ein schrecklicher Moment war es für die Familie, als der Prinz seine äußere Metamorphose vornehmen mußte, um sich für die Reise nach England unkenntlich zu machen. Einen traurigeren Geburtstag hat der Kaiser weder vor- noch nachher erlebt als hier.

Der König hatte seinem Bruder durch einen Vertrauensmann den Rat der Minister als einen Wunsch mündlich übermitteln lassen, aber der Prinz sich geweigert, auf eine mündliche Aufforderung sein Vaterland zu verlassen, jedoch erklärt, dem Befehle des Königs sich fügen zu wollen, wenn dieser ihm ausdrücklich als schriftlicher Befehl zukommen würde. — Der Prinz von Preußen mußte sich sagen, daß er in und um Potsdam, inmitten der Garde sicherer sei als an jedem anderen Orte der Welt. Aber seine Person war nun einmal die rote Cappa, auf die sich der Toro der Volkswut stürzte. Da diese Stimmung allenthalben ganz unverkennbar zu Tage trat, so erhielt denn der Prinz von Preußen ein eigenhändiges Schreiben des Königs, worin ihm der Auftrag erteilt war, sich nach London zu begeben, „um dem befreundeten englischen Hofe Aufschluß und Aufklärung über die Berliner Zustände und Ereignisse zu geben." Man gab ihm den damaligen persönlichen Adjutanten Major Ölrichs mit, der dem Prinzen im Äußeren ähnlich sah. Wie jenes wandelbare Ding, genannt öffentliche Meinung, gegen den Prinzen entzündet war, wie man für ihn, für sein Leben fürchtete, möchten die Worte des Königs besagen, als dieser den späteren Generaladjutanten Grafen Goltz, damals bei den Gardekürassieren, zu dem Prinzen als Adjutanten nach London schickte. „Ich schicke Sie zu meinem unglücklichen Bruder, aber Sie gehen, mein Kind, einen schweren Gang. Ich fürchte, mein Bruder wird sein Vaterland nicht wiedersehen, und Sie vielleicht werden sein Schicksal teilen." Am 25. März schiffte sich der Prinz auf dem Dampfer „John Bull" ein und kam zwei Tage später in London an. Im preußischen Gesandtschaftshotel auf Carlton Terrace nahm er Wohnung. Dieses, gerade wie das Botschaftshotel in der Rue de Lille in Paris Eigentum des königlichen Hauses — nicht des preußischen Staates — war dem damaligen preußischen Gesandten am Hofe von St. James, Herrn v. Bunsen, eingeräumt. Wie jede Lüge, so hat auch jeder Unsinn eine kurze Existenz. Einfluß

und Rat der Verständigen und Treuen im Lande wurden während dieses Londoner Aufenthaltes des Prinzen wieder wirkend. Kaiser Nikolaus hatte stets große Achtung vor dem Charakter seines Schwagers Wilhelm gehabt, und der russische Gesandte in Berlin, damals Herr v. Meyendorff, seine Bemühungen mit denen der Patrioten vereint, daß das Staatsministerium dem Könige den Vorschlag unterbreitete, den Prinzen von Preußen zurückzurufen, da seine Anwesenheit für den Eintritt in die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende spätere Nationalversammlung notwendig sei. Nach einem Aufenthalt von fast acht Wochen kehrte der Prinz nach Berlin zurück. Am 6. Juni, nach einem feierlichen Empfang zu Wesel, wo ihm auf vaterländischem Boden die ersten Blumen dargereicht wurden, die er als eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft hinnahm, umarmte er seine Gemahlin und Kinder in Magdeburg. Der nächste Tag war der Todestag seines Vaters Friedrich Wilhelms III. Sein erster Gang auf vaterländischem Boden war nach dem Mausoleum in Charlottenburg, um an den Särgen seiner Eltern zu beten.

Der revolutionäre Geist, lebendig erhalten von geheimnisvollen Hintermännern, war aber in der Hauptstadt noch so mächtig, daß zu fürchten stand, es möchte bei dem ersten öffentlichen Erscheinen des Prinzen von Preußen in der Nationalversammlung — er trat als Abgeordneter von Wirsitz in diese ein — ein Schuß auf ihn abgefeuert werden. Daher ihn auch bei seinem Eintritt in dieselbe — es war im Saale der Singakademie — eine Gruppe von Offizieren in Civil wie eine schützende Phalanx umgab.

Wo alle für den Prinzen fürchteten, kannte er allein keine Furcht. Er fuhr im offenen Wagen durch das Brandenburger Thor die Linden entlang an der Singakademie vor, gerade wie er, als er nach dem 1878er Attentat nach Berlin zurückgekehrt war, bei seiner ersten Ausfahrt denselben Weg nahm, auf dem ihn das Mordgeschoß getroffen hatte.

Von jenen Märztagen zu sprechen, war dem Kaiser, wie eingeweihte Personen versichern, peinlich, und diese Empfindung wuchs mit jedem späteren Erfolge. Auf Anfragen, die zur Feststellung historischer Einzelheiten aus jenen Tagen an ihn ergingen, pflegte er nur sehr kurz und nicht ohne Widerstreben zu antworten. Später — es war schon in seiner Kaiserzeit — kam eines Tages ein Gesuch eines Müllers aus einer der östlichen Provinzen an ihn. Dem Manne war die Mühle abgebrannt, zur Wiedererbauung derselben bedurfte er dreitausend Thaler. Um diese Summe als ein Darlehn bat er den Kaiser in seiner Eingabe, und zur Unterstützung seiner Bitte fügte er die Bemerkung zu, daß er einer jener beiden Soldaten war, die den Prinzen von Preußen an jenem Abend des 19. März über die Havel nach der Pfaueninsel gerudert hatten. Der Mann bekam die Summe unverzüglich. Dankbarkeit war einer der schönsten Züge im Charakter des Kaisers. Er vergaß nie einen ihm geleisteten Dienst. Der bereits erwähnte Lieutenant v. Tietzen wurde später in das Garde-Füsilier-Regiment versetzt, und hier bei einer Compagniebesichtigung an einem 20. März war es, wo der Prinz von Preußen ihm sagte: „Es freut mich, daß ich Ihre Compagnie in so gutem Zustande gefunden habe; es freut mich doppelt, daß ich Ihnen das an dem heutigen Tage sagen kann, der ein Gedenktag ist des Dankes, den ich Ihnen schulde.“ Aus dem Gefühle der Dankbarkeit entsprang auch das Vertrauen und die Gunst, in welcher eine allgemein bekannte Finanzgröße beim Kaiser stand. In jener Zeit, wo jeder Blick ins Dunkle ging und alle bestehenden Verhältnisse in Frage gestellt zu sein schienen, war es dieser Mann, der mit seinen Mitteln dem Prinzen von Preußen Hilfe geleistet hatte.

Wenn man in das Leben hochbedeutender Menschen schaut, so wird man erkennen, daß sie nur immer ein Großes gedacht, erstrebt und dann auch erreicht haben, daß dieses die Achse blieb, um die

sich alle Erscheinungen ihres Lebens drehten, der Fokus aller Lichtausstrahlungen, so verschieden auch die Farbentöne des Spektrums sein mochten. Beim Kaiser war dieses eine die Armee. Als junger Prinz schon war er der jüngeren, strebenden Offizierswelt Hort und Leitstern, sein Name ein Princip, zu dem sich alle diejenigen bekannten, welche in der Disciplin der Armee, in der Fortbildung und Vervollkommnung der Heereseinrichtung den mächtigsten Damm sahen gegen das „Schaumspritzen der Schmutzwellen der Demagogie", wie sich der damalige General v. Griesheim in der Nationalversammlung ausdrückte. Griesheim war es gewesen, der gegen die vom Reichskriegsminister v. Peucker verfügte Huldigung der preußischen Armee an den Reichsverweser energisch protestiert und hierin einen Gesinnungsgenossen in dem Prinzen von Preußen gefunden hatte. Dieser folgte mit sehr scharfem Auge der Entwickelung der Dinge in der Paulskirche, namentlich was die Armeeverhältnisse anbelangte und das Bestreben der Centralgewalt, sich der einzelnen deutschen Kontingente zu versichern. Ein Übergang der preußischen Armee an die Reichsgewalt wäre der Ruin jener gewesen.

Aus dieser Zeit existiert ein Memoire des Prinzen von Preußen, welches das Treiben in Frankfurt und dessen Rückwirkungen auf die Armee in Preußen klar und überzeugend darlegte. Aber schon damals mußte der Prinz von Preußen erkennen, daß in der Umgebung seines königlichen Bruders wenn auch geheime, aber vielleicht um so wirksamere Einflüsse sich zu regen begannen, die sein reines Wollen zu verdächtigen, ihn selbst als Frondeur hinzustellen und sein Ansehen in der Armee sogar als eine Gefahr für den Thron darzustellen bemüht waren. Von dieser Stelle ging ein Spioniersystem aus, welches jeden Schritt des Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin überwachte und an betreffender Stelle in gehässigem Lichte darzustellen sich nicht entblödete.

Die Königin Elisabeth und die Prinzessin von Preußen waren durch ihre Familienabstammung — jene aus einem urkatholischen, diese aus einem von Anfang an für die Reformation begeisterten Hause; jene eine Süddeutsche, diese eine Norddeutsche —, durch Erziehung wie durch ihre Charaktere so grundverschiedene Naturen, daß sich Übelwollenden und nach Einfluß Ringenden in der Umgebung des Königs und der Königin nicht gar schwer Gelegenheit bot, den Zustand einer gewissen Gereiztheit, die sich fast zum Mißtrauen steigerte, herbeizuführen und zu unterhalten. So kam es, daß der Hof von Sanssouci, die Residenz des Königs und der Königin, und der Hof des Prinzen und der Prinzessin von Preußen zu Koblenz wie zwei getrennte Lager erschienen, daß der Hof von Koblenz aber ungleich jenem, der am Ende des vorigen Jahrhunderts auf die Reaktion in Frankreich hinarbeitete, als der der Opposition betrachtet ward. Lag dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen auch nichts ferner, als in dieser Weise die erste Unterthanenpflicht zu verletzen, so wirkten doch manche Umstände mit, die den Stimmen der Verleumder einen gewissen Untergrund zu geben schienen. Der durch Kenntnis internationaler Verhältnisse geübte Blick des Prinzen und der Prinzessin von Preußen war weiter und freier und erkannte fern vom Hofe die Gefahren einer gewaltsamen Rückbildung der Zustände tiefer, als das am Sitze der Regierung geschah. Alles übrige, um hier nur anzudeuten, erklärt sich daraus, daß der Prinz und die Prinzessin von Preußen zwei Kinder hatten, den künftigen Thronerben, und daß die Ehe des Königs und der Königin kinderlos geblieben war. Um König Friedrich Wilhelm IV. gruppierte sich eine Partei, die sich jeder Reform im Heerwesen widersetzte und vielleicht nur darum widersetzte, weil sich der Prinz von Preußen zum Anwalt derselben gemacht hatte. So z. B. in der Frage eines neuen Gewehres. Der Prinz von Preußen war für das Zündnadelgewehr eingetreten,

den König dagegen suchte man für das Miniégewehr zu bestimmen. Ja, die Macht und der blinde Haß dieser Partei gingen so weit, daß, als man im Jahre 1856 in den Verwickelungen wegen Neuenburg zwei Armeecorps mobil machte, man nicht den Mann zum Oberkommandierenden machte, der 1849 die Armee in Baden-Baden siegreich geführt hatte, der das Vertrauen dieser besaß, den Prinzen von Preußen, sondern den alten General Grafen v. d. Gröben, geschweige denn, daß man für die Besetzung der höheren Kommandostellen den Rat des Prinzen eingeholt hätte. Das war ein Stachel, der tief in das Herz des Prinzen eindrang, hier lange haften blieb und Ursache langer und tiefer Schmerzen wurde.

Die Jahre von 1850 an bis 1857, die der Prinz von Preußen mit seiner Familie in Koblenz verlebte, waren von ihm später oft als seine Lehrjahre bezeichnet worden. Die äußere Abgezogenheit von allem Lärm, allen Aufregungen der Hauptstadt, allem politischen Treiben, die Entbindung von allen Verpflichtungen und Rücksichten einer hohen Stellung in gesellschaftlicher Beziehung, Verpflichtungen, die eine innere Einkehr unmöglich machen, führten den Prinzen zum Studium, zur klaren, vertieften Einsicht in das Wesen der öffentlichen Dinge, zu vollem, freiem Überblick über die europäische Lage und, näher liegend, zur genauen Kenntnis von Land und Leuten der beiden Provinzen, deren Militärgouverneur er war — von Rheinland und Westfalen.

Als der Prinz mit seiner Familie nach Koblenz gekommen war, konnte man in dem Volke des Rheinlandes hören, daß „die Preußen" im Schlosse von Koblenz wohnten. So wenig war die Provinz, trotzdem sie schon über ein Menschenalter zu Preußen gehörte, im Gefühle des neuen politischen Verbandes aufgegangen. Noch schlimmer als mit den Rheinlanden stand es mit Westfalen. Die Kölner Wirren und die Gefangennahme des Erzbischofs von Droste-Vischering hatten in einem Jahre zerstört, was weise Regierungsmaßregeln durch ein Menschenalter hindurch bis dahin aufgebaut hatten. Und nun war „ein Preuße", ein Sohn des Königs, der die königliche Gewalt gegen die der römischen Kirche einzusetzen gewagt hatte, in die Provinz gekommen! Nun aber mußten die Leute sehen, daß er und seine Gemahlin ihre Religion achteten, ihre Priester ehrten, selbst bei feierlichen Gelegenheiten ihre Gotteshäuser besuchten, für Arme und Kranke das Herz der Barmherzigen zeigten, daß der Prinz auf seinen Dienstreisen in dem Drange, Land und Leute kennen zu lernen, sich diesen persönlich näherte, mit hervorragenden Personen im Lande in engen gesellschaftlichen Verkehr trat. Es ist nicht zu viel gesagt, daß, als der Prinz und die Prinzessin von Preußen zum Antritt der Regentschaft Koblenz verließen, sie sich wohl sagen durften, einen politischen Beruf erfüllt, in den sieben Jahren ihres Aufenthaltes mehr für einen innigeren Anschluß der beiden Provinzen an die Gesamtmonarchie gethan zu haben, als vorher in vier Jahrzehnten dafür geschehen war. Es war eine gemeinsame Arbeit, welche das prinzliche Ehepaar während dieses Koblenzer Aufenthaltes verrichtet hatte. — Wie eine spätere Geschichtschreibung den richtigen Pfad verlieren würde, wenn sie für die späteren Königs- und Kaiserjahre Kaiser Wilhelms den Fürsten Bismarck als notwendiges Korrelat außer acht ließe, aus dem durch achtzehn Jahre hindurch jene weltbeherrschende Autorität Deutschlands erwuchs, wie sie vorher keine Zeit gesehen, so wird sie ebenso genötigt sein, für diese Koblenzer Lehrjahre die Prinzessin von Preußen an der Seite ihres Gemahls in Rechnung zu stellen. Sie war seine Begleiterin auf dessen geistigen Wegen, sein vortragender Rat in allem, was allgemein geistige Dinge betraf, sie hielt ihn im Kontakt mit den großen europäischen Interessen, sie las, sie korrespondierte, unterhielt Verbindungen für ihn, sie stand beobachtend am Barometer und Thermometer der Zeit, sie hielt in ihrer Häuslichkeit den

Kreis von bedeutenden Männern zusammen, der sich damals in Koblenz um den Prinzen von Preußen gesammelt hatte. Da war der kommandierende General v. Hirschfeld, der in Baden unter dem Prinzen ein Corps geführt hatte, da war General v. Kirchfeld, General v. Griesheim, General v. Müffling, ein Bruder des Feldmarschalls, General v. Hoffmann, der unter dem Herzog Eugen von Württemberg ein russisches Armeecorps geführt und darüber eine Schrift veröffentlicht hatte, General v. Bardeleben, früher Mitglied des Tugendbundes, v. Holleben, v. Fischer. Da waren jüngere Männer um ihn, der spätere treue Gehilfe in der Reorganisation der Armee, v. Roon, der spätere Kriegsminister v. Bonin, da die künftigen Feldherren und Schlachtensieger, v. Alvensleben, v. Göben, da in seinem Generalstabe aufstrebende Talente, wie Hauptmann Strubberg, der spätere Erzieher der jungen Armee, den er im badischen Feldzuge als verwundeten Offizier seine Compagnie gegen die Barrikaden hatte führen sehen — kurz, ein Kreis von bedeutenden Menschen und hervorragenden Militärs. Der wahrhaftigen Natur des Kaisers hatte es stets widerstrebt, daß das Gesetz, wonach jeder Preuße zum Militärdienst verpflichtet sei, nicht mehr zur Wahrheit geworden, daß die Stärke der Armee in einem Mißverhältnis zur Zunahme der Bevölkerung stand. Das war der Grundgedanke zur Armee-Reorganisation. In Koblenz gewann diese Form und Gestalt, in Koblenz wurde gesät, was später so herrlich zur Frucht werden sollte. Mit all diesen Männern tauschte der Prinz von Preußen seine Ideen aus, ihre Einwände und Bedenken hörend, gegen diese seine eigene Meinung einsetzend, daraus das Mögliche und Nützliche abstrahierend. Dabei kam dem Prinzen von Preußen eine Gabe zu statten, die allerdings nur wieder seiner wunderbaren Bescheidenheit entstammte, aber für den Monarchen um so wertvoller wurde, die Gabe, die Leute reden zu lassen, sie ruhig anzuhören, ohne sie zu unterbrechen. Dadurch verscheuchte er die Befangenheit, löste die Zungen und Gedanken, bis er selbst sprach, Gedanken für Gedanken des Redners aufnehmend, diese erweiternd und ergänzend, oft auch bekämpfend und so seine Opposition begründend. So hatte einmal in dieser Koblenzer Zeit ein Offizier v. Gersdorf einen militärischen Vortrag gehalten. Nach Beendigung desselben trat der Prinz von Preußen auf ihn zu, lobte ihn darüber und paraphrasierte das eben Gehörte eine halbe Stunde lang in freier Rede, so daß daraus ein zweiter Vortrag wurde, der den ersten vorbereiteten weit übertraf, der ein militärisches System enthielt, und das mit einer Klarheit und Präcision, die alle Hörer mit Bewunderung erfüllten. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß all den Reden, welche später der Kriegsminister v. Roon für die Armeereorganisation in der Kammer hielt, die vom Prinzen von Preußen niedergeschriebenen Gedanken zu Grunde lagen. Der Kaiser besaß als elementare Gabe einen eminent klaren, praktischen Verstand. Ohne Logik studiert zu haben, besaß er diese in hohem Grade. Sein ganzes Denken ging soldatisch — mathematisch vor sich; es entwickelte sich wie ein Gefecht, zuerst in scharfer Beobachtung, in stetigem Vorgehen der Gedanken, in der Entwickelung eines aus dem anderen, dabei immer die vom Gegner kommenden Situationen und Gefahren erwägend und aus der augenblicklichen Lage folgernd, aber dann, wenn so die Dinge resultatreif geworden waren, dann marsch, marsch! Der Kaiser hatte so hohe Achtung vor der Überzeugung eines anderen, daß er sich mit der eigenen zu bescheiden wußte, wenn die andere ihm stärker schien. Ein neues Moment war da genügend, seinen Widerstand im Nu aufzugeben. Als 1872 dem damaligen Minister des Innern Grafen Eulenburg alles daran liegen mußte, die neue Kreisordnung im Herrenhause durchzusetzen, trotz des Widerstandes, der ihm von der Mehrheit der ersten Kammer entgegentrat, schlug der Minister, für dessen Portefeuille diese An-

gelegenheit eine Vertrauensfrage war, dem Kaiser den sogenannten Pairsschub vor. Damit stieß er jedoch bei demselben auf Bedenken. Die Maßregel, der Druck, womit die Gesetzesvorlage durchgeführt

mehr, als ich schon eine noch weitergehende unter dem Hohenzollernschen Ministerium genehmigt hatte. Die jetzige ist ein notwendiger Fortschritt, wenn man in die Zukunft sieht, eine Entwickelung unseres



Kaiser Wilhelm im neunzigsten Lebensjahre.

werden sollte, standen dem Monarchen nicht zu Sinne, obwohl ihm die Sache persönlich am Herzen lag. Es ist über diese Angelegenheit ein Brief von ihm vorhanden, Berlin, 27. Oktober 1872, in dem es heißt: „Nach langem Vorbedacht habe ich diese Vorlage genehmigt, um so

ganzen Systems seit 1808. Alles Schreien seit jener Zeit gegen jede Neuerung verhallte durch die nützlichen Folgen derselben. Jetzt aber, in dieser Frage, habe ich zuletzt zu wählen zwischen Ministerium und Herrenhaus, und da meine Wahl nicht schwanken kann, so muß letzteres sich

auf einen Schub gefaßt machen, wenn es nicht einlenkt.“ Unten in der Ecke des Oktav-Briefblattes standen die Worte: „Diese Zeilen sind kein Geheimnis.“

Gleichwohl zögerte der Kaiser noch, die Drohung in Erfüllung gehen zu lassen, immer noch in der Hoffnung, daß das Herrenhaus einlenken würde. Es war bei einem Diner beim Prinzen August von Würtemberg, wo der Kriegsminister v. Roon erzählte, daß der Kaiser die Unterschrift verweigert habe. Das war nach der Suppe — beim Braten kam die Nachricht, daß der Pairsschub genehmigt sei. Graf Eulenburg hatte nachmittags drei Uhr den landwirtschaftlichen Minister Grafen Itzenplitz zum Kaiser geschickt, und diesem war es gelungen, bei dem Monarchen den Widerstand gegen diese politische Maßregel zu brechen.

Als es sich um die Vermählung des Prinzen Wilhelm handelte, war der Kaiser ob der getroffenen Wahl etwas überrascht, aber wohl nur darum, weil bei der Umschau unter den als künftige Gemahlin des Enkelsohnes in Betracht kommenden Prinzessinnen die Erkorene sich nicht befunden hatte, da man für den Enkelsohn vielleicht eine Tochter aus einem regierenden Hause in Aussicht zu nehmen sich veranlaßt sah. Aber jeder Einspruch verstummte beim Kaiser, als ein Memoire des Fürsten Bismarck die Vorteile dieser Verbindung auseinandersetzte. Die Herzogtümer Schleswig-Holstein, war darin, wie glaubwürdige Personen versichern, ausgeführt, hingen noch sehr an ihrer angestammten Regentenfamilie, und wenn sie auch bereits eine preußische Provinz geworden seien, so würde doch erst die Hand, die Prinz Wilhelm der Tochter aus der Herzogsfamilie vor dem Altar böte, die neue Provinz wahrhaft zu Preußen herüberführen. Wie glänzend hat sich auch hier wieder die politische Erwägung des großen Kanzlers erfüllt! Welch reicher Segen ist mit dieser Ehe gekommen, und wie wuchs diese Enkeltochter den kaiserlichen Großeltern in das Herz hinein! Wie wurden sie, ihr Gemahl und die Kinder die Lichtstrahlen, welche die letzten Lebensjahre des Kaisers überglänzten und erwärmten!

In Bezug auf das vorzeitige Ins-Auge-Fassen von „Mariagen“ in fürstlichen Häusern und das Bedenkliche solcher Verbindungen äußerte sich der Kaiser in einem Briefe, der nur wieder von seiner hohen Sinnesart Zeugnis ablegt. Im Auftrage einer fürstlichen Frau war bei ihm sondiert worden, ob er der Heirat eines ihm nahestehenden Familiengliedes mit einem Prinzen ihres Hauses wohl geneigt wäre, obwohl die Fragerin, wie sie vorausschicken ließ, im Princip nicht dahin neige, daß man in Bezug auf Heiraten weit aussehende Engagements treffe. — Darauf die Antwort des Kaisers: Berlin 16. Febr. 1877. „Ich halte,“ schrieb der hohe Herr, „dies so vollkommen wichtige Lebensprincip für das einzige gewissenhafte Verhalten von Eltern gegenüber ihren Kindern. Wir sind glücklicherweise über die Zeiten hinweg, wo man entweder die Kinder fast in der Wiege verlobte oder politische Mariagen suchte. Wenn sich junge Fürstlichkeiten kennen lernen und lieben, dann können Eltern nur Ja sagen, wenn Würdigkeit der Personen gegenseitig geprüft ist. In diesem Sinne habe ich immer gehandelt, wenn ich in die Notwendigkeit kam, zu entscheiden, ja selbst wenn man sich nur vertrauensvoll an mich wendet, auch in privaten Verhältnissen.“

Fruchtbar war der Kaiser in Auskunftsmitteln. Wo seinen Ministern und Generalen oft das Latein ausgegangen war, da war er es, der den Ausweg fand. In dieser Richtung möchte eine kleine Geschichte der Mitteilung nicht unwert sein. Die Kaiserin hatte vor einigen Jahren jedem Offizier der beiden ersten Bataillone ihres Koblenzer Regimentes einen Degen zum Geschenk gemacht. Nun aber trugen die Offiziere, die in das Füsilier-Bataillon versetzt wurden, den Degen weiter, während die im Füsilier-Bataillon bisher befindlichen Offiziere mit dem Füsiliersäbel gingen. Davon wurde

dem Kaiser Meldung gemacht. „Das ist eine Unordnung, die nicht angeht. Nein, nein! Die Kaiserin hatte die beste Absicht, aber daß es so kommen könne, daran hat niemand gedacht," sagte er dem vortragenden General. „Und doch den Offizieren im Füsilier-Bataillon das Tragen des Degens verbieten, das geht nicht — es ist ein Geschenk der Kaiserin!" — „Das ist auch meine Meinung," sagte der General, „und doch — ein Auskunftsmittel ist schwierig, und darum habe ich den Fall vor Eure Majestät gebracht." — „Ja, ja! Was macht man aber?" war des Kaisers Rede. „Halt! Ich hab's! Die Kaiserin muß den Füsilieren auch Degen schenken."

Das öffentliche Sprechen der Monarchen ist erst mit Einführung konstitutioneller Staatsformen notwendig und allgemein geworden. König Friedrich Wilhelm III. hat selten öffentlich gesprochen und noch seltener in größerer Rede. Friedrich Wilhelm IV. war ein geborener Redner, und er gab sich dieser verführerischen Gabe hin, wie ein kühner Schwimmer, durchglüht vom holden Sonnenlicht, sich von den schmeichelnden Wogen tragen läßt, ohne zu bedenken, wohin. Im Gegensatz zu ihm stand Kaiser Wilhelm. Während Friedrich Wilhelm IV. sein Hauptaugenmerk auf die schöne, edle, klassische Form, den blühenden Ausdruck, den Schwung der Rede richtete, hielt sich Kaiser Wilhelm streng an den momentanen Gegenstand, die jeweilige Gelegenheit. Er sprach sachlich, wenn auch immer aus dem Herzen heraus. Am besten sprach er, wenn er unvorbereitet eine Rede hielt, wenn er einen Gedanken seines Vorredners aufnahm und diesen so zu sagen aus dem Sattel heraus beantwortete. Und meistens that er so, und meistens wurden die Reden, die er gehalten, erst von ihm niedergeschrieben oder diktiert, nachdem sie gehalten waren. Wenn der Kaiser eine telegraphische Depesche schrieb, war kein Wort zu viel, keins zu wenig, und zum großen Teile schrieb er diese mit eigener Hand. Wenn die Kaiserin von Berlin abwesend war, erhielt sie jeden Tag große Telegramme mit vollständigem Bericht über alle Vorgänge. Ebenso kam fast jeden Tag ein Brief der Kaiserin. Zum Schreiben bediente er sich der Stahlfedern. Diese Feder wurde von Gold, wenn er einen Wunsch oder Dank aussprach. Als er einst den Fürsten Bismarck beauftragte, daß dieser bei irgend einer Gelegenheit jemandem seinen Dank zu erkennen geben solle, schrieb dieser zurück, das könne das Auswärtige Amt nicht, da in solchen Dingen den Kaiser im Stil niemand erreichen könne. Bei der Enthüllung des Denkmals, das er seinem königlichen Ahn Friedrich Wilhelm I. im Lustgarten zu Potsdam setzen ließ, hielt er eine Rede, die jeden, der sie hörte, ins Herz fassen mußte. Als er geendet, jagte eine Stafette in den Lustgarten, dem dienstthuenden Flügeladjutanten einen Brief übergebend. Dieser reichte ihn dem Kaiser. Allgemeine Spannung im Kreise der Umstehenden. „Mein aide-memoire," sagte der Kaiser lächelnd. Er hatte es auf dem Schreibtisch auf Babelsberg liegen lassen, und die Gedächtnishilfe kam gerade im Moment an, als die Rede bereits gehalten war.

Auch von Kaiser Wilhelm kann man sagen, was ein berühmter Zeitgenosse von Schiller sagte: Sein Genie war sein Fleiß! Und dieser Fleiß, dessen treibende Kraft sein Pflichtgefühl war, verließ ihn im höchsten Alter nicht. Wenn er abends aus dem Theater kam und noch Sachen zum Erledigen da waren, machte er sich über die Arbeit, und um nicht einzuschlafen, setzte er sich quer über einen Schreibstuhl, den unbequemen Sitz als eine Nötigung zum Wachen gebrauchend. In der Woche gab es nur einen Tag, den Freitag, an dem er sich von Staatsgeschäften fern hielt — den nannte er scherzweise seinen Schwerinstag.

Die Meinung der Leibärzte des Kaisers geht dahin, daß er auch den letzten Krankheitsanfall, der gerade keiner der heftigsten war, überwunden haben würde, wäre nicht sein Nervensystem so zerrüttet gewesen durch den Schmerz über die Krankheit des

Sohnes und über den kurz vorher erfolgten Tod des Enkelsohnes, des Prinzen Ludwig von Baden.

Dem Oberhofmarschall Grafen Perponcher lag die traurige Pflicht ob, dem Kaiser die erste Mitteilung von dem am Morgen in Freiburg i. B. erfolgten Tode zu machen. Der hohe Herr blieb anscheinend ruhig, und seine einzige Gegenäußerung auf die Mitteilung war: „Ich danke Ihnen.“ Als Graf Perponcher das Gemach verlassen hatte, erhob sich der Kaiser von seinem Sitze und fiel, laut schluchzend, mit beiden Armen auf die Schultern des in seiner Nähe befindlichen Kammerdieners. Sein Weinen in dieser Stellung währte über zwanzig Minuten. Er hatte noch Thränen, die Kaiserin aber war in ihrem Schmerz um den Lieblingssohn der von beiden so heiß geliebten Tochter erstarrt. An sie war zu gleicher Zeit die Nachricht mit allen Details gekommen. Auf dem badischen Bahnhof in Basel hatte die Oberhofmeisterin Frau v. Holzing den aus Cannes herbeigeeilten Eltern die Todesnachricht mitteilen müssen. Mit einem lauten Aufschrei war die Großherzogin in die Arme ihres Gemahls gesunken.

Von dieser Stunde an hatte sich jene furchtbare Schicksalsmacht, die Äußerung des Neides der Götter, den Zugang zu den kaiserlichen Gemächern erzwungen. Über die Schwelle kam sie, über die sonst nur Glück und Erfolge dahingeschritten waren. Aber die Stämme mit den höchsten Laubkronen werden vom Sturme am heftigsten geschüttelt. Die nähere Umgebung des Kaisers, selbst die Ärzte, hatten jedoch nicht an einen so baldigen Tod ihres Herrn geglaubt. Die Liebe neigt immer zum Aberglauben, und so vertraute man einer Prophezeiung, daß der Kaiser sechsundneunzig Jahre alt werden würde. Alle Anzeichen sprachen auch dafür. Der letzte Herbstaufenthalt in Baden hatte, trotz des ungünstigen Wetters, dem Kaiser gut gethan und dieser Zustand bis in den Winter hinein Bestand gehabt. Der Monarch empfing Vorträge, expedierte mit dem ihm eigenen Fleiß und der pflichttreuen Gewissenhaftigkeit die Geschäfte; die Mappen für den Reichskanzler oder das Ministerium des Auswärtigen, für das Civil- und Militärkabinett lagen am Morgen bereit wie vor zehn, vor zwanzig Jahren. Im letzten Winter wurde es stehende Gewohnheit, daß der Kaiser sich täglich beim Vorbeiziehen der Wache am Fenster dem Publikum zeigte. Früher trat er um diese Zeit nur ab und zu ans Fenster — wenn die Sonne schien, immer, um das Vergnügen zu haben, Friedrich den Großen reiten zu sehen. Ja, fürwahr! Um ein Spiel des Lichtes und der Schatten zu beobachten, das ihn belustigte. Das Sonnenlicht fiel nämlich um diese Stunde derart auf das Trottoir vor der Universität, daß die Reiterstatue des großen Königs einen vollständigen Schatten warf und nach der wachsenden Stunde und der Bewegung der Erde gegen die Sonne langsam auf dem Trottoir fortzureiten schien. Der Kaiser machte oft seine Umgebung darauf aufmerksam. Das Theater, welches für den Kaiser von Jugend an die liebste Erholung war, hatte er in der letzten Saison regelmäßig besucht; für den Abend vereinigte die Kaiserin um den Theetisch Persönlichkeiten, die ihm angenehm oder interessant waren — kurz, das Leben des kaiserlichen Ehepaares ging den gewohnten Wintergang. Aus Rücksicht für den Zustand des Kronprinzen und des Kaisers hohes Alter hatte man die Winterfeste eingeschränkt. Zum Ordensfeste erschien er noch zur Cour der Ritter, aber seiner Gewohnheit, sich nie auf den Thronsessel zu setzen, blieb er davor stehend auch diesmal treu.

Bei dieser Gelegenheit hörte ihn der Schreiber dieser Zeilen zum letztenmal aus der Nähe sprechen. Der Monarch war an den Grafen Dohna-Schlobitten, einen der angesehensten Granden der Provinz Ostpreußen, dem er kurz vorher den Schwarzen Adlerorden verliehen hatte, herangetreten und sprach sein Bedauern aus, daß er im letzten Herbst den Besuch der Provinz und der Stadt Königsberg habe aufgeben müssen. Er sprach noch von

der Treue und dem Opfermute, den die Provinz Preußen in den schweren Zeiten in treuer Anhänglichkeit an das Königshaus bethätigt hatte. Damit stiegen persönliche Erinnerungen an seine Jugend auf, und mit ehrfurchtsvollem Schauer durchzog es den Hörer, hier aus einem lebendigen Menschenmunde, aus dem Geiste des mächtichsten Monarchen der Erde Erinnerungen von einundachtzig Jahren her zu vernehmen! Momente, wie am 18. November vorigen Jahres der Empfang der Kaiserin von Rußland und ihrer Kinder sie brachten, denen er in russischer Generalsuniform bis ins Vestibule des Palais entgegenging, wie er sich zu den kaiserlichen Kindern, die ihm die Mutter vorgestellt hatte, hinabbeugte, mit denselben scherzte, wie er mit ihnen nach seinen Gemächern ging und sie zu unterhalten suchte, werden Augenzeugen nie vergessen. Ebenso die letzte Soirée im Palais nicht. Als es zum Souper gehen sollte, hatte sich im runden Saale ein weiter Kreis gebildet und auch in der gelben Galerie nach dem Adlersaal, wo das Büffett aufgestellt war, ein Spalier von Herren und Damen, die Damen in erster Reihe. Die Kaiserin hatte sich bereits zurückgezogen; der Kaiser, einen leichten Elfenbeinstock, denselben, dessen er sich bei seiner goldenen Hochzeit in der Schloßkapelle bedient hatte, in der Hand führend, hielt in dem Kreise bei den Damen Ansprache, war heiter und scherzte. Durch die jüngere Welt ging er langsam, rechts und links schauend und grüßend, hindurch. Es lag auf diesem Gange — das empfand Schreiber dieser Zeilen damals sehr lebhaft — eine gewisse Wehmut — wie Abschiedsstimmung. Ja, es war sein letztes Grüßen dieser hellen Räume, dieser fröhlichen Menschen.

Der Kaiser liebte die Gesellschaft, er wollte, daß seine Gäste sich bei ihm wohl fühlten, und selten war im Palais ein größeres Diner, ohne daß er nicht vorher, ehe seine Gäste kamen, sich die Ausrüstung der Tafel angesehen hätte. Er liebte die Unterhaltung mit Damen, und ein ritterlicher Zug von ihm war es, daß er den älteren Damen gegenüber nie merken ließ, daß auch junge da seien. Er sah es gern, wenn die Damen hübsche Toiletten trugen, namentlich auch im Theater, und eine angenehme Neuerung für ihn waren die Opernmontage mit großen Toiletten.

Das Unwohlsein des Kaisers begann am Montag den 5. März. Doch war es nicht in so akutem Grade aufgetreten, daß den Ärzten der Zustand besonders bedenklich erschienen wäre. Sie kannten diese Anfälle, die durch ein Steinleiden hervorgerufen waren. Die ersten Symptome hatten sich im Anfang der sechziger Jahre gezeigt. Im Jahre 1863 und 1864 hatte der König eine Kur in Karlsbad gebraucht. Obgleich er bis zum Auftreten dieses Leidens ein völlig gesunder Mann war, so kamen doch schon in früheren Jahren bei ihm katarrhalische Erscheinungen zum Vorschein, die sich in Affektionen des Halses äußerten. Schon im Jahre 1836 hatte er dagegen Ems gebraucht, ebenso 1840. Von 1870 an begann der regelmäßige Besuch des Wildbades von Ems, am 9. Juli 1870 ereignete sich dort die Scene mit dem französischen Botschafter Benedetti. Von da an gehörte der Besuch von Ems zum Turnus des Jahres des Kaisers, und schon vom Jahre 1863 an Gastein, die Panacee der Greise.

Die Badekur von Ems pflegte zwischen dem 17. und 22. Juni angetreten zu werden, der Aufenthalt währte drei Wochen. Dann pflegte der Kaiser zum Besuche der Kaiserin auf einige Tage nach Koblenz zu gehen und von da nach der Mainau zum Besuch seiner badischen Kinder. Von dort ging es dann nach Gastein. Für das Wildbad im Herzogtum Salzburg waren ebenfalls drei Wochen berechnet. In den Tagen zwischen dem 11. und 13. August kehrte der Kaiser gewöhnlich nach Schloß Babelsberg zurück, um hier, erfrischt und gekräftigt von dem Gebrauch der Emser Wasser und der Gasteiner Bäder, Nachkur zu halten. Das war so seit zwölf Jahren Gewohnheit geworden.

Um aber in dem Verlauf der letzten Lebenstage des Kaisers fortzufahren, so waren Mittwoch den 7. März Symptome eingetreten, welche die ernstesten Besorgnisse der Ärzte wachriefen. Es gingen darauf bezügliche Telegramme nach Karlsruhe an die badischen Herrschaften, nach San Remo an den Kronprinzen und die Kronprinzessin. Am Donnerstag früh trafen die Großherzogin und der Großherzog von Baden mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Schweden ein. Sie kamen in tiefer Trauer von dem Sarge ihres Sohnes, den sie nicht mehr lebend getroffen hatten, sie kamen in Berlin in das Haus des Vaters, das ebenfalls bald zum Trauerhause werden sollte. Aber der Kaiser lebte noch, er konnte die Tochter und den Schwiegersohn begrüßen — bei vollem Bewußtsein. Dieses verlor sich indessen periodisch, so daß er die Umstehenden nicht mehr klar erkennen konnte und die Großherzogin die einzelnen Personen, die sein Bett umstanden, ihm nennen mußte. „Fritz ist da, Papa!“ Bei dem Klang des Namens des Sohnes überflog ein Strahl der Freude das Antlitz des Kaisers, aber wie Wehmut kam es in seine Züge, als die Tochter sagte: „Fritz von Baden“, als er erkennen mußte, daß es doch nicht der Sohn war. — Ein grauer Schneehimmel lag über dem Palais. Immer höher und erregter gingen die Pulse der allgemeinen Besorgnis, immer dichter wurden die Menschenmassen um das Palais, je langsamer und schwächer der Puls des Kaisers wurde. Im Vestibule im Kreise der Dienerschaft besorgte und bestürzte Mienen — im Adjutantenzimmer unter den Generalen und Flügeladjutanten die trübe lastende Stimmung einer nahenden Katastrophe — überall die Vorboten der Trauer — leise Schritte — Flüstern untereinander — verstohlene Thränen. „Bis heute abend!“ konnte man hören. Vom Seiteneingange des Palais kamen Herren und Damen der Gesellschaft, um in der Halle über das Befinden des Kranken Erkundigungen einzuziehen. In den vorderen Zimmern, dem Fahnenzimmer, den Vortragszimmern, war Prinz Wilhelm in Permanenz, beauftragt, die Kontinuität der kaiserlichen Autorität aufrecht zu erhalten. In Zwischenräumen befand sich bei ihm der Reichskanzler, dann als stellvertretender Minister des königlichen Hauses Graf zu Stolberg-Wernigerode, der Chef des Militär-Kabinetts General v. Albedyll, der Chef des Civil-Kabinetts v. Wilmowsky, der Kriegsminister, der Oberhofmarschall Graf Perponcher, dann auch die Prinzen und auf Augenblicke der Generalstabsarzt der Armee Dr. v. Lauer, um Bericht aus dem Krankenzimmer zu geben. Von hier aus gab Prinz Wilhelm Befehle, von hier aus gingen die Telegramme fast von Stunde zu Stunde nach San Remo, von hier ward mittags an den Generalintendanten der königlichen Schauspiele der Befehl erlassen, daß für den Abend die königlichen Theater geschlossen bleiben sollten. Es war diesen ganzen Donnerstag über ein Leben mit verhaltenem Atemzug. Und draußen um das Palais wurde es immer dunkler von Menschen, aber je dichter die Massen, desto stiller. Es war das Schweigen der nahenden Majestät des Todes. Gegen Abend begann Schnee zu fallen, wie wenn sich über Berlin ein Leichentuch ausbreiten wollte. — Drinnen am Bette des Kaisers saß die treue Gefährtin seines Lebens, die Kaiserin, seine Hand in der ihrigen haltend, weiter um das Bett der Großherzog und die Großherzogin, Prinz Wilhelm, seine Gemahlin, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Schweden, die Ärzte, die Personen des Leibdienstes, um die nötigen Handreichungen zu thun. Die Thür des Schlafzimmers stand offen. Im Nebenzimmer waren Personen des Hofstaates des Kaisers und der Kaiserin. Trüb blickte der Himmel durch die grünen Gardinen in das Gemach, düster war der Ausblick in den kleinen Hof, der von der Rückseite der königlichen Bibliothek und den Rückgebäuden des Palais gebildet wird — grauer Himmel — graue Wände — Totenstille, unterbrochen nur durch das

Zwitschern der wie angstvoll von kahlen zu kahlen Ästen flatternden Vögel. Der Kaiser war in einem Halbschlafe. Im Fiebertraum exerzierte er Brigaden, sah er Husaren, Ulanen anrücken, dazwischen kamen wieder Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg. Dann erwachte er wieder. Ein leises Stöhnen wurde hörbar, aber nur in Zwischenräumen. Dann war er wieder bei vollem Bewußtsein, mahnte die Kaiserin, daß sie zu Bett gehen solle, oder die übrigen Familienmitglieder, daß sie zu Tisch gehen möchten, es sei fünf Uhr. Es ist nach den Eindrücken der das Lager Umstehenden nicht anzunehmen, daß der Kaiser sein Ende gefühlt habe. Bekanntlich war die letzte Unterschrift, die der Kaiser dem Reichskanzler gab — Generalarzt Dr. Leuthold und Garderobe-intendant Engel unterstützten und leiteten dabei die Hand —, die Vertagung des Reichstages. Als Fürst Bismarck sich schon entfernt hatte, beauftragte er den diensttuenden Flügeladjutanten — es war Oberstlieutenant v. Petersdorff — ihm zu folgen und ihn zu fragen, wann denn der Reichstag geschlossen würde. So regierte er, so zu sagen, bis zum letzten Augenblicke. Zum ewigen Gedächtnis an ihn wird eines seiner letzten und seiner herrlichsten Worte bleiben: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein," und daran fügte er hinzu: „Ich habe noch viel zu sagen!"

So kam der Nachmittag des Donnerstag heran und damit die Vorzeichen des nahenden Endes. Die ganze königliche Familie wurde zusammengerufen, alle Personen, die zu des Kaisers oder der Kaiserin Umgebung gehörten, traten in das Schlafzimmer und das angrenzende Gemach. Es war die fünfte Nachmittagsstunde. Ober-Hofprediger Dr. Kögel sprach Gebete, und die gespannten Blicke der Ärzte wollten bedeuten, daß das Leben im Entfliehen sei. Das war der Moment, wo ein Herr aus der militärischen Umgebung in das Vestibule trat und den Befehl gab, daß man die Glocken der Domkirche und der Schloßkapelle läuten solle. Als das Geläute durch den dämmernden Abend ertönte, schien es allen eine Ankündigung des erfolgten Todes zu sein. Daher die falschen Gerüchte, die per Draht in alle Welt gingen. Selbst die Berliner Abendblätter brachten die Todesnachricht. Aber es war nur eine tiefe Erschöpfung des Kaisers gewesen. Nach zwei Stunden erwachte er aus derselben, verlangte zu trinken; man gab ihm zur Anregung ein Glas Champagner. Wie neu gestärkt setzte er sich im Bette wieder auf und sprach noch lange mit dem Prinzen Wilhelm. In dieser Stunde war es, wo er seinem Enkel die Rücksicht gegen den Kaiser von Rußland anempfahl, aber auch die Worte sagte: „Ich bin nicht gegen den Krieg, wenn die Ehre der Nation ihn zur Notwendigkeit macht."

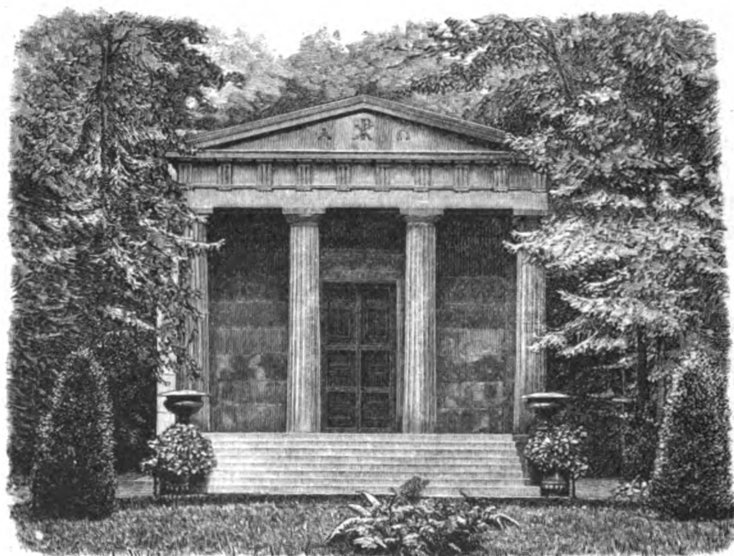
Der Tod erfolgte bekanntlich erst um acht Uhr zwanzig Minuten am Freitag-Morgen, einen Tag vor dem Geburtstag seiner Mutter. Er starb wie ein Patriarch, umgeben von den Seinen, und richtig ist das Wort einer Persönlichkeit seiner Umgebung: Er ist so vornehm gestorben!

Kein Bild, auch selbst nicht die Zeichnung Anton v. Werners, giebt die Verklärung wieder, die auf dem Totenantlitz lag. Der Körper, hoch in den weißen Kissen gebettet, war nach der linken Seite gebeugt, der linke Mundwinkel war etwas herabgezogen, sonst war es ganz noch das teure Kaiserantlitz mit einem rosigen Schein — nichts von Totenstarre — das Leben der Verklärung. Die linke Hand lag an der Kante der Bettstelle, die rechte auf der weißseidenen Steppdecke, unter den Blumen, welche die Frau Großherzogin auf den Toten gestreut hatte.

Früher, vor dem zweiten Attentat, hatte das schmale einfache Bett von poliertem Tannenholze mit der Langseite an der Hinterwand des Alkovens gestanden. Auf Veranlassung der Kronprinzessin war damals im Sommer 1878 ein neues, breiteres, bequemeres Bett beschafft worden. Es stand mit dem Fußende nach dem Fenster, und dieses wurde das Sterbelager des Kaisers, auf dem der Schreiber dieser Zeilen den entschlafenen Herrn zwei Stun-

den nach dem Tode so gesehen hat, wie hier berichtet. Anton v. Werner hatte eben seine Zeichnung beendet, Reinhold Begas die Totenmaske abgenommen, die photographischen Apparate waren in Thätigkeit. Rechts vom Bette stand ein kleiner, einfacher Nachttisch mit Gläsern, Tassen und sonstigen Dingen, die ein Kranker benötigt; links vom Bette ein altmodischer, mit rotem Damast bezogener Lehnsessel, auf dem ein gesticktes Kissen; auf einem Gueridon brannten zwei Lichter. Sonst war im Schlafzimmer noch alles so, wie zu Lebzeiten des Kaisers, bis auf die Zettel der Berliner Theater, die der Leibjäger vom Dienst jeden Morgen an die linke grüne Gardine anzustecken beauftragt war.

Erinnerungen an den Unvergeßlichen sind das einzige, das man für die Gegenwart den Lesern geben kann. Eine erschöpfende Biographie des Kaisers wird erst in einem halben Jahrhundert möglich sein, wenn die Siegel sich von den Archiven und den Lippen der Mitlebenden gelöst haben werden. Aber leider wird sich dann auch der lebendige Hauch der Persönlichkeit verflüchtigt haben, die ein so wesentliches Werkzeug zu allen Thaten dieses Kaiserlebens war, die so viel Widerstrebendes bezwungen, so viel Ungleichartiges ausgeglichen, das fast Wunderbare zum Natürlichen umgeschaffen hat und dabei so einfach, so beschämend bescheiden geblieben ist. Danach kann man hier zum Schluß wohl die Frage aufwerfen, ob, wenn schon eine wahrhafte Biographie eines einfachen Menschenlebens eine schwer zu erfüllende Aufgabe ist, ob für dieses große Leben überhaupt eine Feder sich finden wird, die dem Werke wie dem Manne und dem geheimnisvollen und doch so mächtigen Zusammenhange beider in gleichem Grade gerecht werden wird — dieser Helden-, aber noch weit mehr dieser Menschengestalt, von der jeder, der sie geschaut, mit Shakespeare sagen kann: „I shall not look upon his like again.“





Blick von Sievering auf Wien.

Aus den Umgebungen Wiens.

Von
Eduard Zetsche.

II.

eben dem großen Walde trägt auch noch ein kleines Wasser den Namen Wiens, man kann aber nicht sagen, dasselbe, der Wienfluß, „die Wien", bilde ebenso den Stolz und die Freude der Wiener wie jener. Trägen Laufes die Stadt durchziehend, übelduftig, unsauber, gesundheitswidrig und verkehrsstörend zugleich, wird sie im Gegenteil als eine Verlegenheit und als Schandfleck empfunden und erklärt; immer wieder erscheinen Pläne, sie abzuleiten oder (wie schon einige ihrer noch kleineren Kollegen) zu überwölben, auf der Tagesordnung. Und doch hat nur Wien selbst das arme Flüßlein so zugerichtet, „Verdorben zu Paris" lautet ein guter Romantitel Hans Hopfens, hier: durch alle die Schmutzkanäle, Fabrikausgüsse und Abfälle der Großstadt. An seiner Wiege ward gewiß auch ihm dies Schicksal nicht gesungen, denn die steht draußen im schönen Wienerwald, aus dem es herauskommt als ein unschuldiger, klarer deutscher Waldbach wie andere auch, die Freude der Jugend, die an seinen Ufern baut und fischt, und der lyrischen Wanderer und Maler, die an der jungen Wien, wie sie bald unter überhängenden Laubdächern, bald keck über felsigen Grund oder stiller in goldigbraunen Spiegelungen dahinfließt, manche schöne Anregung finden können. Unter den alten Buchen und üppigen Farnkrautwedeln der Pfalzauerberge entspringend, begleiten die Eisenschienen der Westbahn einen guten Teil

ihres Laufes, und eine lange Reihe von Villen und Villendörfern, die sonst freilich wenig Eigenartiges an sich haben, zieht an ihm hin: Preßbaum, Purkersdorf, Weidlingau mit dem berühmten Liedreim: „Da ist der Himmel blau", Hütteldorf mit seinem nicht minder berühmten Brauhause, Sankt Veit, die Sommerresidenz des Erzbischofs von Wien, endlich Penzing-Hietzing mit dem benachbarten Schönbrunn.

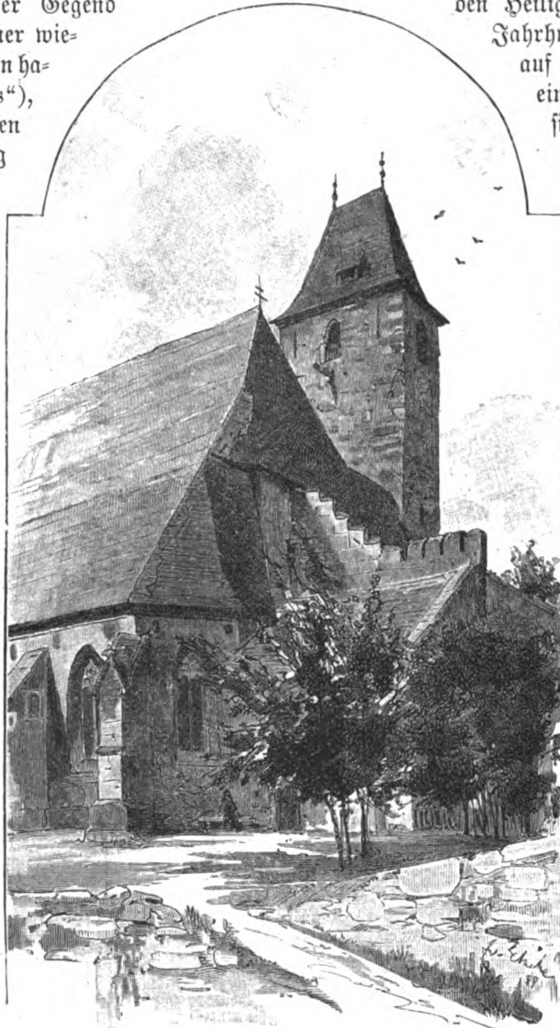
Das Thal der Wien, in welchem die letzten Ausläufer der Kalkzone im Südosten endigen, bildet zugleich den richtigen Eingang in die weit größere Region des Wienerwaldes, welche dem Sandstein angehört, der seiner Besonderheit wegen geologisch noch genauer der „Wiener-Sandstein" genannt wird, während der charakteristische Baum der Kalkzone drüben, die Schwarzföhre, wieder in dem lateinischen Pinus austriacus seine nähere Landsmannschaft kundgiebt. Erhebt sich nun auch, entsprechend dem Wesen dieser Gesteinart, in dem weiten Gewoge der sanft gerundeten Sandsteinberge nicht eine schroffe oder auch nur kühner individualisierte Höhenform, steht auch in diesen — für Freund und Feind — weit später erschlossenen und spärlicher besiedelten Wäldermassen kaum eine Burgruine und nur selten ein altertümlich-schöner Kirchenbau — so feiert dafür eben der Wald, insonderheit der lichte Buchenwald, Triumphe, die man wohl unvergleichliche nennen darf, wenn man dabei an die verhältnismäßige Nähe einer so mächtigen und lebensvollen Großstadt denkt. Einst babenbergischer Besitz, ist heute ein Viertel dieses Waldgebietes Staatsforst; eine sechs Stunden lange Mauer wieder umschließt den großen kaiserlichen Tiergarten bei Lainz, hinter dessen Waldcoulissen, von außen nicht sichtbar, in den letzten Jahren ein mit großer künstlerischer Pracht ausgestattetes Renaissanceschloß der Kaiserin erstand. Im Norden des Wienflusses aber breiten sich jene schönen Berglandschaften des Kahlengebirges, des Tulbingerkogels und der Höhen um die Burg Greifenstein aus; diese möchten wir die eigentlichen wienerischen Landschaften nennen, denn der reichgegliederte Donaustrom, bald wirklich „blau", bald silberglänzend ins Land hinausziehend, und die weithin gebreitete mächtige Wienerstadt selbst, sie bilden immer wieder die Prachtstücke in den Ausblicken, die diese Berghöhen gewähren.

Ein breiter Riesengürtel von Vorstädten und Vororten trennt die innere, die alte Stadt von diesen Naturherrlichkeiten. Diese letzteren, die Vororte, wie Hernals, Döbling, Währing, haben im Laufe der letzten Jahre völlig städtischen Charakter angenommen; eine Zahl von eleganten Villendörfern: Dornbach-Neuwaldegg, Pötzleinsdorf, Hietzing, Salmansdorf u. a. schließt sich dicht an sie an. Ihr schönes Alter von mehr denn siebenhundert Jahren sieht man ihnen allen kaum an einem Punkte mehr an. Längst ausgestorben sind die gleichnamigen edlen Ortsgeschlechter des zwölften Jahrhunderts, deren altdeutsche Prachtnamen nun nur mehr im Klosterneuburger Saalbuche und auf vergilbten Pergament-Kaufbriefen weiterleben; so Herr Starichfrit v. Pecelinistorf, Pilgram v. Topoliche (Döbling), Rüdiger v. Sifrig und Eppo v. Nußdorf, die Edlen v. Grinzingen, v. Uteldorf und Callvenberg. Von ihren Burgen ist ebenso jeder Stein verschwunden wie von den Jagdhäusern der Babenberger; die beiden Türkenstürme von 1529 und 1683 besorgten jedesmal gründlich die Verwüstung aller, der Vornehmen wie der Geringen Häuser. Dem rastlosen Umgestaltungstrieb der Großstadt sind endlich auch viele der Lustschlößchen des Adels aus der Maria-Theresiazeit durch Umbau oder völlige Verdrängung zum Opfer gefallen. Aus der Gleichmäßigkeit dieser unzähligen modernen Stadt- und Landhäuser ragt nur selten noch ein eigenartig gebliebener alter Kirchenbau empor, der der geist- und geschmacklosen Uniformierung der Jesuitenzeit entgangen ist. So die Kirche zu Heiligenstadt und insbesondere jene zu Sievering, an deren beider Entstehung Glaube und Sage des Volkes



An der jungen Wien.

den Namen des heiligen Severins mit jener schönen Hartnäckigkeit knüpft, die sich durch entgegenstehende Resultate der geschichtlichen Kritik so schwer verdrängen läßt. Hier soll jene vom Chronisten so hübsch geschilderte Gesprächs- und Prophezeiungsscene zwischen Severin und dem jungen, noch in „armselige Tierfelle“ gehüllten Odoaker, dem späteren Könige von Italien, stattgefunden, in die Weinberge dieser Gegend soll er sich immer wieder zurückgezogen haben („ad vineas“), hier auch gestorben sein. Die streng vergleichende und schließende Forschung aber kann jene Weinberge und damit auch Severins Wohnort nur weit donauaufwärts, in der Gegend des heutigen Hollenburg gelegen zugeben. Ein nahe liegendes, aber etwas profanes Argument, das gegen den ziemlich sauren Hollenburger Landwein und zu gunsten des edlen Sieveringer Gewächses — also auch der Legende — spricht, wäre wohl nicht übel für ein Poem im Stile von Scheffels heiterem „Gaudeamus“ verwendbar. Die Sieveringer Kirche, wie sie heute steht, ist gewiß in ihrer tiefen verwetterten Farbigkeit, mit Wallgraben und hoher Zackenmauer, das richtige Bild einer festen mittelalterlichen Kirchenburg; ihr Steinturm mit seinen Buckelquadern gilt auch unter den gelehrten Herren als ein propugnaculum, ein Wartturm noch aus der Römerzeit. Wesentlich besser beglaubigt und begründet als Heiligenstadts Stolz auf den Heiligen des sechsten Jahrhunderts ist der auf den Aufenthalt eines großen Musikheiligen unserer Zeit dortselbst, die Erinnerung an Beethoven, der wiederholt, so in den Jahren 1802 und 1807, hier die schöne Jahreszeit verlebte. Dem Namen des Orts ist schon die Unsterblichkeit zugesichert durch jenes denkwürdige sogenannte „Heiligenstädter Testament“ des kranken Meisters mit seinen erschütternden Klagesätzen: „O, ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet.“ — „Ach, es dünkt



Kirche zu Sievering.

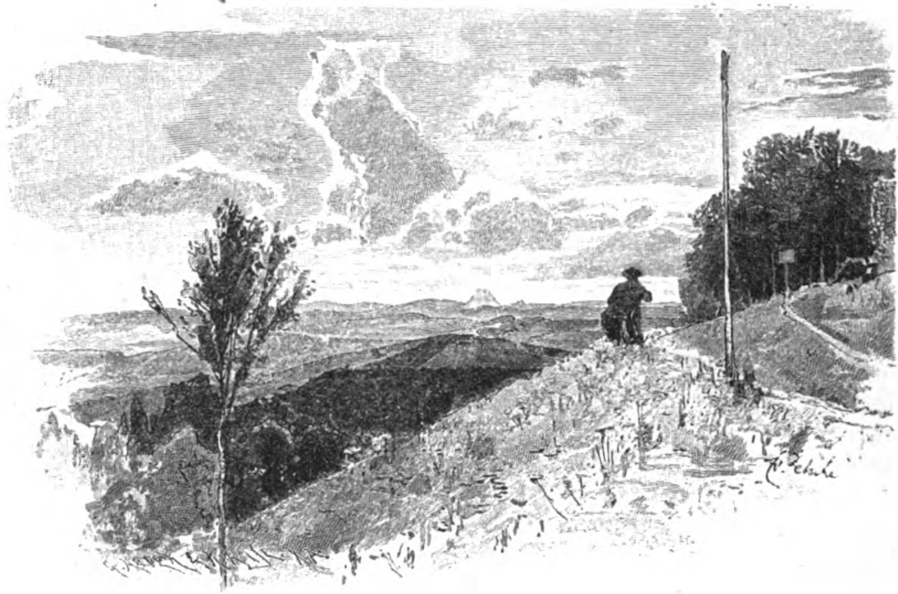


Im Dornbacher Park.

mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühle. Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du weißt, daß Menschenliebe und Wohlthun darin hausen." — „So lange schon ist der wahren Freude inniger Wiederhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit, kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen. Nie? Nein — o, es wäre zu hart!" — Eben die angerufene Gottheit aber hatte ja auch ihm gegeben zu sagen, was er litt. Und die C-moll-Symphonie, ist sie nicht das wundervollste Bild von Kampf, Befreiung und endlichem sieghaften Aufschwung der gequälten Menschenseele? An dem friedeatmenden Adagio derselben sowie an den idyllischen Scenen der gleichzeitig (1807) entstandenen Pastoral-Symphonie hat gewiß die liebliche Natur des Kahlengebirges keinen geringen Anteil. Die „Scene am Bach" der letztgenannten spielt am Heiligenstädter Bächlein und unter dessen Baumschatten — dem Lieblingsspaziergange Beethovens, den die Gemeinde in dankbarer Erinnerung auch „Beethoven-Weg" genannt und mit einer Erzbüste des Meisters geschmückt hat.

Die bedeutungsvollste und rühmlichste geschichtliche Vergangenheit unter allen diesen Orten um Wien hat aber jedenfalls Hernals aufzuweisen, das im Zeitalter der Reformation ein Hauptbollwerk der neuen Lehre, der Schauplatz des lebendigsten und streitlustigsten religiösen Lebens war. Als 1577 Kaiser Rudolf II. erst die verketzerte Pfarrkirche schließen ließ, die nun „sieben ganzer Jahr lang verpetschiert und gesperrt" blieb, dann auch die Geistlichen derselben gewaltsam entfernte, hielten die Prädikanten der Herrschaft von einem Fenster des Schlosses aus ihre Predigten, die nicht allein „die gemeinen, leichtfertigen, rebellischen Hauersknechte (die Burschen der Weinbauern), sondern auch alles Volk auß frembden umliegenden Orten und der Stadt" lockten. Im Jahre 1609, als infolge des Bruderzwistes im Hause Habsburg der Protestantismus einen neuen starken Aufschwung nehmen konnte, wurde hier eine vollständige Pfarrei lutherischer Konfession

errichtet durch jene Freiherren v. Jörger, die, mächtig und begabt, einst mit Martin Luther selbst in Briefwechsel gestanden hatten. Unter ungeheurem Zulauf aus Wien, oftmals gegen 10000 Menschen, predigten hier der kursächsische Theologe Mathias Hoe, dann zehn Jahre hindurch Joh. Mühlberger (1615 bis 1625). Viele ihrer Predigten, ihrer Hochzeits- und Leichenreden erschienen gedruckt in Deutschland, die Zahl der Flugschriften beider Parteien war Legion. Hernals hing mit Liebe an seinem Prediger, ließ auch 1620 sein Bild in Kupfer stechen (zu Augsburg, in Verlegung Lucas Kilians) und in und um Wien verteilen. Es trägt folgende gute Unterschrift:



Blick auf den Ötscher von der Sophienalpe aus.

Herr Johann Mühlberger genant,
Regensburg ist sein Vaterland
Zu Wittenberg hat er g'studirt,
In freyen Künsten promovirt.
Jetzt lehrt er trewlich Gottes Wort
Zu Herrn Als am berhümten Ort,
Bey Wienn in under Oesterreich,
Neben seynen Collegen zugleich.
O Gott gib ihnen allesampt,
Gnad, muth und geist zu ihrem Ampt,
Auff daß durch sie die reine Lahr
Werd außgebreitet immerbar.

Wenige Jahre später fand diese ganze protestantische Welt ein betrübtes Ende. 1625 wurde der Grundherr Helmhard v. Jörger als Rebell geächtet, die erbarmungslosen Mandate Ferdinands II. trieben erst die evangelischen Prediger und Schulmeister des Ortes, dann auch viele der überzeugungstreuen Hernalser ins Exil. Der „Valetgesang" der letzteren ist uns ebenfalls gedruckt (von 1625) erhalten. Er schlägt denselben tiefen Gemütston an, der so viele der schönen kirchlichen Volkslieder jener sonst so traurigen Tage zu einer Zierde unserer Litteratur gemacht hat, und wir setzen deshalb seine Schlußverse hierher:

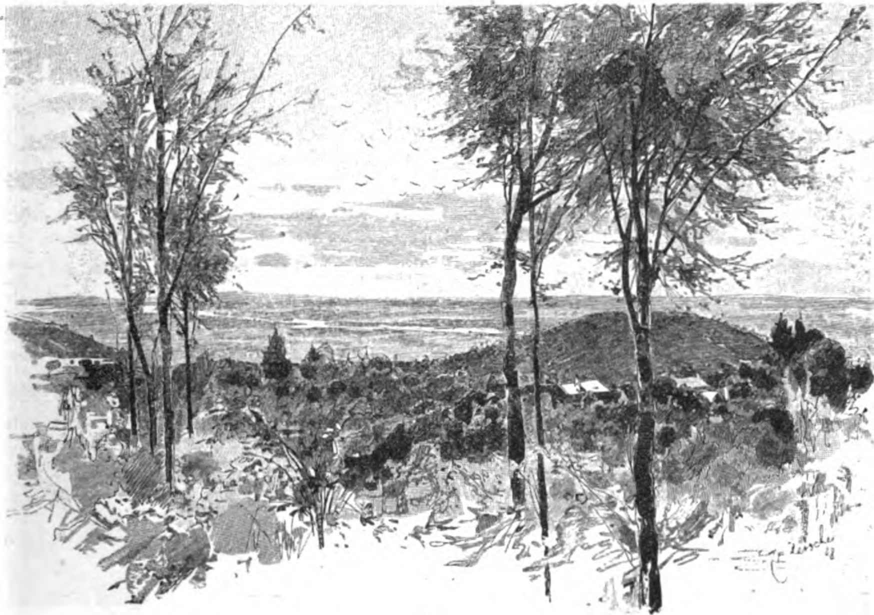
Behüt dich Gott in Frieden,
Du liebes Österreich,
Es muß doch sein geschieden
In Sorg und Trauer reich.

Laßt uns das Elend bannen
Mit Christo hier ein Zeit,
So werden wir ihn schauen
Doch in der ewigen Freud.

Die Zurückgebliebenen, ihrer Bücher und ihrer Führer beraubt, mit Soldaten zur Messe und Kommunion getrieben, wur-

den bald wieder katholisch, die Übergabe der Pfarre an die Jesuiten, die Anlage eines großartigen „Heiligen Grabes“, das Kaiser Ferdinand III. mit seinem gesamten Hofstaate zur Grundsteinlegung besuchte — sie vollendeten die Entketzerung des Ortes.

Das heutige Leben in allen diesen Orten ist wesentlich harmloser geworden. Sievering, Grinzing, Neustift, Nußdorf sind immer noch vorwiegend von „Hauern“ bewohnt, und die Wiener „wallfahrten“ auch heute noch zu ihnen hinaus, nur nicht mehr eines „heiligen Grabes“ oder des „unverfälschten Evangeliums“ wegen, sondern vielmehr zum „unverfälschten Heurigen“ (jungen Wein) in jene zahlreichen Häuser, aus welchen „unser Herrgott den Arm herausstreckt“, das heißt: eine aufgesteckte Stange mit baumelnden Reisigbüschen anzeigt, daß hier ausgeschenkt wird, zumeist die eigene Fechsung des Vorjahres. Und die sonnig offenen Abhänge zumal des Kahlengebirges spenden in ihrem Weidlinger, Grinzinger und Nußberger ein viel zu edles Naß, um nicht andächtigen und begeisterten Zuspruch zu verdienen. An stillen Wochentagen wird das Trinken in solch einem Bauerngarten in abendlicher Stunde zur reizendsten Idylle. Auf dem grünen Rasen unter niedrigen Obstbäumen steht eine Reihe von einfachen Bretterbänken und -Tischen, hell im weichen Dämmerlicht aufschimmernd; sie sind fast leer, nur hier sitzt ein einschichtiger Zecher; dort gar ein großer schwarzer Kater, behaglich den kühleren Sommerabend inmitten des Tisches genießend; allerlei Hausgetier streicht gegen den Platz heran, eine Hühnerschar, ein paar menschenfreundliche Haushunde, Heckerl (Hektor) und Scheckl geheißen, schließlich sogar einige junge Ferkel, die sich wohlig an den Beinen der Bank reiben. Der Hausherr, ein kluger alter Bauer, bringt ab und zu ein neues Glas und kommt, bald zutraulich werdend, dazu, uns, den er als „Bester Herr“ anspricht, allerhand zu erzählen, durchaus echt und naiv, von den Seinigen, aus der Franzosenzeit, unterschiedlichen Aberglauben und eine Schatzgräbergeschichte. Dazu weht der Rosenduft aus



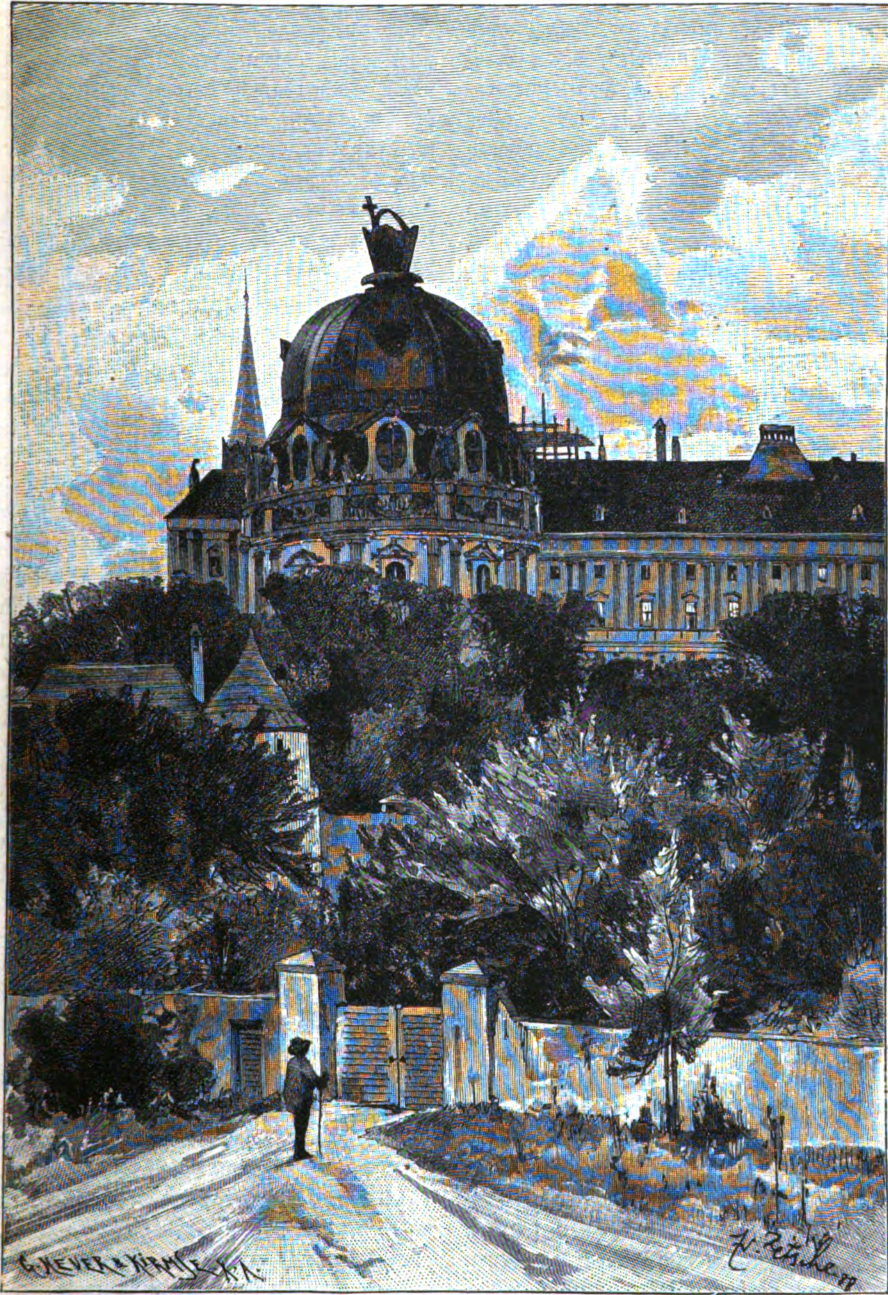
Ausblick bei Hainbuch auf Donau und Tullnerfeld.

dem nahen Hausgarten, die Wäldermassen der Dornbacher Berge dunkeln immer stärker herein, und der Wein in seiner feurigen Milde läßt sich so willig hinabtrinken — alles vereinigt sich zu einer merkwürdig tiefgestimmten Dämmerung, die aber keinerlei Schrecken für uns hat. Anders an Samstagabenden und des Sonntags. Da bringen die dichtgedrängt sitzenden Wiener Gäste mit ihrem eigenen Essen (denn der Wirt des Heurigen darf nur ausschenken, nicht auch auskochen)



Burg Greifenstein.

auch ihren lauten Humor und ihre nicht minder lauten „Tanz“, wienerische Musik,



Stift Klosterneuburg. (Die neue Prälatur, Bau von 1740.)

mit; hier nur durch Harmonika- oder Zitherklang, dort von kleinem Orchester begleitet. Eben jetzt erfreut sich diese letztere sehr zärtlicher und vielseitiger Pflege. Obenan durch die vier vielgesuchten „Schrammeln“, wirklich unüber-

treffbar im Vortrage der alten, so musikalisch feinen Walzer von Strauß-Vater und Joseph Lanner, sowie der „rescheren" neuen Märsche und Lieder. Aber auch das „Währinger Quartett", das „Grinzinger Terzett", die „Deutschmeister-Schrammeln", die verschiedenen Dudler und Pfeifer (vornehmlich aus unseren ohnedies schon so berühmten Wiener Fiakern rekrutiert), die „Hernalser Goscherln" (etwa „Mäulchen") — und wie sie sonst heißen — sie alle machen wienerische Musik. Die Melodien derselben sind zumeist hübsch erfunden, wohllautend und einschmeichelnd, halb keck, halb sentimental, immerhin nicht unwürdig der guten musikalischen Tradition des Wiener Bodens. Weniger erfreulich muß man die Texte finden, die neben der offenbar so schwer vermeidbaren Zweideutigkeit sich zumeist in einer wahrlich nicht schüchternen, fast schrankenlosen Verhimmelung des eigenen Wesens, des „Weaner-Herzens", des „weanerischen Gmüats" ergehen.

Nur wenige Minuten trennen die „güldene Waldschnepfe" in Dornbach und die Beifallsstürme, die dort so oft den „Schrammeln" ertönen, vom Waldesrauschen des Dornbacher Parkes. Das am weitesten gegen die Residenz vorgeschobene Stück des Wienerwaldes, ist der Park zugleich eines der schönsten. In den hochgewölbten Riesenbäumen um das Schwarzenbergsche Schloß, den alten Eichen und Buchen des Hameaus, setzt die große Waldessymphonie sogleich mit einem vollen Prachtaccorde ein. Zur Höhe des letzteren emporsteigend, vergessen wir schnell des alten wie des neuen Hernals; eine meist einsame Waldstraße nimmt uns auf, von der man rechts und links verlockend in weitere Abgeschiedenheiten, Bergwiesen und Waldtiefen, hineinsieht, zu unseren Häupten braust der Sturm durch dunklen Hochwald, Buchen und Eichen, vor denen uns ganz altgermanisch zu Mute wird; wenn es ruhiger wird, dann bringt das Rauschen eines Bächleins aus dem Grunde empor, die Rufe von Fink und Kuckuck und das sanfte Gurren der Wildtaube. „O du schöne, weltentlegene Waldeinsamkeit!" sagt man sich — vielleicht in demselben Augenblicke, da das wandernde Auge auf einige helle Streifen trifft, die über einen nahen Bergrücken durch die dicken Buchenstämme hereinglänzen: es ist die Donau mit einem Teil der eben noch so gründlich vergessenen großen Stadt, und es ist nun doch wieder reizend, daß sie mit dabei ist. So, fast genau so, findet man das Bild dieser Landschaften um Wien in einem Gedichte Eichendorffs geschildert:

Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart,
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansturm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und säh mich gern,
Und ist er's nicht, kommt er doch gleich —

Der Dichter, dieser vielleicht lyrischste aller unserer Lyriker, war eben auch wiederholt (1811 und 1846) in Wien, verlebte hier sehr glückliche Tage und verdankte der Gesellschaft wie den Umgebungen der Stadt mannigfache Anregungen. Sein „Taugenichts", wohl das köstlichste und einzig gesunde Kind der ganzen „romantischen Dichterschule", beginnt und endet im Kahlengebirge, jeden Augenblick sieht man da „seitwärts durch die Bäume die Türme von Wien" und hört die Donau dazwischen heraufrauschen. „Ahnung und Gegenwart", vielleicht kein Roman, aber gewiß ein hochdichterisches Buch, gedanken- und bilderreich, entstand in Wien, manche seiner Gestalten sind, wie der Biograph des Dichters sagt, „unverkennbar poetisch gezeichnete Porträts aus der Wiener Periode" — es sind dies übrigens gerade die leichtsinnig-sinnlichsten Personen des Romans. — Auf der Höhe des Berges ließ der Schöpfer des Dornbacher Parkes, der Feldmarschall Graf Lacy, 1796 eine kleine Gruppe von Rohrhütten anlegen, das „Holländerdörfel" genannt, auch Hameau, nach einer Inschrift, die auf der größten der Hütten prangte:

O Site de mon choix! hameau que je préfère,
Heureux qui vit ici tranquille et solitaire! —

wobei freilich die so schwärmerisch gepriesene Ruhe und Einsamkeit nicht sehr

ernst zu nehmen sind, denn jener Kreis von Freunden und Freundinnen aus der besten Gesellschaft der josephinischen Zeit gab sich hier den glänzendsten Festen und üppigen Tafelfreuden hin, zu welchen die ebenfalls vorhandene Kapelle immerhin einen erbaulichen Hintergrund bildete.

Nach allen Seiten hin führen von hier aus schöne und wohlbezeichnete Wege hinab in die Thäler von Weidling am Bach und Weidling, von Hainbach und Mauerbach, hinüber nach den Gipfeln des Kahlengebirges, auf die Sophienalpe und den Tulbingerkogel, lauter Lieblingszielpunkte für die Ausflüge der Wiener von altersher. Die „Studien" Adalbert Stifters, ein Buch, das durch die echt deutsche Innigkeit und Wahrhaftigkeit seines Naturgefühls, seine reine und schwärmerische Jugendstimmung und doch auch so manche lebensvoll geschaffene Gestalt dauernd geschätzt und geliebt bleiben wird, es hat in den „Feldblumen" den Umgebungen Wiens, dem so stark musikalisch angehauchten Wien der zwanziger Jahre selbst ein trotz mancher Gefühlsüberschwenglichkeit getreues und schönes Denkmal gesetzt. So heißt es dort von unserer Wienerwaldgegend um Weidling am Bach: „Stille Thäler, ganz weltabgeschieden — Waldeinsamkeit mit ganzen Wolken von Vögeln, die den blauen Himmel ansingen — Aussichten ins Hochgebirge, selbst Schluchten mit flinken Wässerlein, als wärst du in der Wildnis und nicht etwa ein bis zwei Meilen von einer der lebhaftesten Hauptstädte der Welt. Viele selbst hier Geborene kennen die eigentlichen Schätze nicht, weil sie nicht weit von den Spazierwegen abgehen, die man ihnen überall bahnt; aber da muß man abseits gehen, wohin der Schwarm nicht kommt, dort ist das Schönste." Und das gilt im wesentlichen noch für heute, der größeren Richtigkeit und Deutlichkeit wegen darf man aber wohl für beide Zeiten das Wort „Spazierwege" durch die „Wirtshäuser" ersetzen, die gleichfalls überall hier angelegt und vom großen Sonntagspublikum nur selten überschritten oder gar ganz übergangen werden. Und die Berliner und Münchener dürften es in ihren „Umgebungen" wohl nicht wesentlich anders machen. Die schöne Stille und Unbelebtheit, die reizvollen Fernblicke und die Wälderpracht dieser Region kann man kaum voller genießen und erproben als auf jener stundenlangen Höhenwanderung von der Sophienalpe hinüber zum Tulbingerkogel und auf den Troppberg. Da liegt am Beginn derselben die „Restauration" der erstgenannten „Alpe" inmitten einer hochgeschwungenen, üppigen, wirklich fast alpin anmutenden Bergwiese, rings ausblickend auf das Gewoge der Waldhöhen, über die feingezackt das fernere Hochgebirge herübergrüßt. Liegt drüben, von den höheren Aussichtswarten der Kalkzone aus, der Schneeberg schon fast zum Greifen nahe vor uns, so ist es hier der südwestliche Teil der Alpen, der beherrschend zur Geltung kommt, voran der Ötscher (1892 m) mit seiner auffallenden, isolierten und weitvorgeschobenen dunklen Felsenpyramide, die noch bis spät in den Hochsommer hinein ihre Schneefelder zeigt. Dieser merkwürdige Berg, schon in Klosterurkunden des neunten Jahrhunderts genannt, weithin, selbst noch im oberösterreichischen Flachlande sichtbar, galt stets und gilt noch in der Volksmeinung als ein unheimlicher, von Hexen oder „wilden Fräuleins" bewohnter Ort; Mütter, die ihre unartigen Kinder schrecken wollen, rufen ihnen zu: „Wannst net stad (still) bist, trag i dich au'm Hetschalberg!" Auch an seine ausgedehnten Höhlen knüpfen sich allerlei Sagen. So kann man die schönen Worte Goethes über die Brockenspitze des Harzes: „Des gefürchteten Gipfels schneebehangener Scheitel, den mit Geisterreihen kränzten ahnende Völker", wohl auch für unseren Ötscher gelten lassen. — Mitten im Schoße dieser Buchenwälder, von Obstbäumen überschattet, liegt reizvoll das Dörfchen Hainbuch. In seiner Nähe öffnet sich plötzlich durch die Hochwaldstämme hindurch ein weiter Ausblick auf die Ebene, den „Tullnerboden", und die hellglänzend herabkommende Donau — der Blick auf

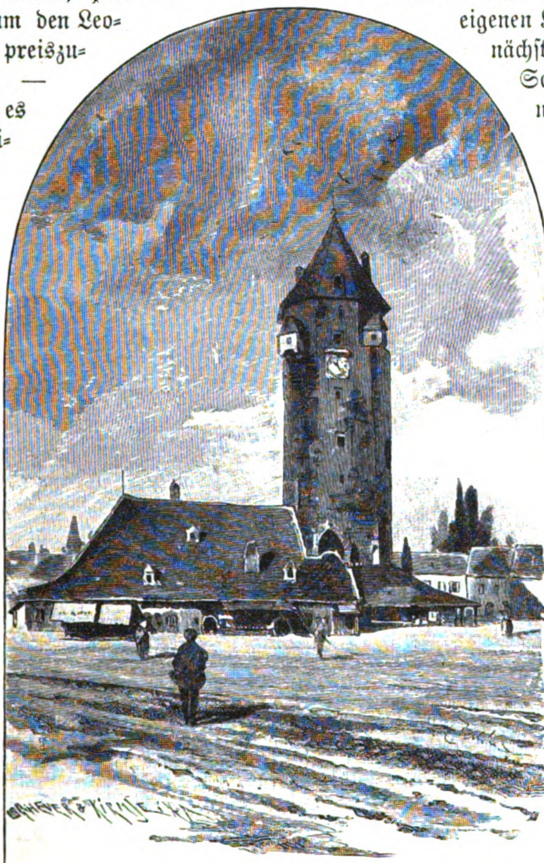
einen weltgeschichtlich gar bedeutsamen „Boden“. Indem wir hier einhalten, ist es hoher Mittag geworden, der eines schönen Frühsommertages; ringsum duften Waldmeister und Orchideen, Wald und Land ruhen fast lautlos im brütenden Sonnenschein, nur hier und da ertönt der Schlag eines Finken — und nun denke dir, lieber Wanderer, aus diesem Sommermittagstraum heraus das Jahr des Herrn 791, die Ebene zu deinen Füßen belebt durch wildes Kampfgetümmel: hier Avaren, die verzweifelt einen ihrer großen „Ringe“ verteidigen, dort dichtgedrängte Scharen germanisch blonder Krieger: Thüringer, Franken, Sachsen, Friesen, und Kaiser Karl der Große selbst, der sie führt. Der Tag der glorreichen Erstürmung dieser Avarenschanzen, er ist zugleich der eigentliche Geburtstag unserer nun mehr denn tausendjährigen deutschen Ostmark. Und an derselben Stätte, in dem kleinen Orte Königstetten, der urkundlich schon 823 als Chunihohestetin erscheint, kommt Kaiser Karl III. mit Swatopluk von Mähren zum Friedensschlusse zusammen. Auf eben diesem Boden endlich sammelte sich im Jahre 1683 das schöne Heer der Christenheit, vornehmlich die deutschen Reichstruppen, um zum Entsatze des vom Türken bedrängten Wiens vorzurücken.

An der Donau.

Auf der Höhe des Tulbingerkogels stehend, sieht man den langen Kamm des Waldgebirges gegen den Donaustrom zu in einer steilen Linie abfallen. An einer beherrschenden Ecke gelegen, erhebt sich eben dort eine alte Burg, jetzt restaurierte Ruine, der „Greifenstein“ genannt. Schon seit 1140, in welchem Jahre sie von den Herren von Griffinsteine an das Hochstift Passau überging, ist sie keine eigentliche Ritterburg mehr, und man kann nicht sagen, daß sie sich unter ihrem neuen mönchischen Eigentümer durch besonders heldenmäßige Erlebnisse ausgezeichnet hat. 1461 durch Fronauer erstürmt und verbrannt, 1529 von den Türken überrumpelt und beraubt, 1645 von den Schweden eingenommen, wurde sie wohl jedesmal wieder hergestellt und wieder — vernachlässigt. 1805 endlich, schon völlig Ruine, fiel sie bei öffentlicher Versteigerung dem Fürsten Liechtenstein in die Hände, der auch sie im „altdeutschen Geschmack stilgemäß“ umbaute, einige ihrer Gemächer namentlich mit einer Reihe von jenen großen, bis auf den Fußboden herabgehenden „gotischen“ Bogenfenstern versehen ließ, wie sie einer mittelalterlichen Wehrburg so unendlich wahrscheinlich zu Gesicht stehen. Von unveränderter Schönheit — weil glücklicherweise nicht so leicht „umzubauen“, ist aber der Blick von der Höhe des noch ziemlich echten Wartturms über Strom und Land. Die Donau zieht tief unter uns in der ganzen wilden Pracht ihrer „Unreguliertheit“ breit vorbei, zahlreiche Windungen und Sandeilande bildend, rechts und links hell aufschimmernde stille Seitenarme durch die dunklen Massen der Auwaldungen erstreckend, denn stromaufwärts breitet sich, viele Stunden weit, flaches Land aus. Ein arges Hemmnis für die Lenker der Holzflöße, der „Zillen“, „Plätten“ und „Trauner“, und noch mehr für die Kapitäne der schönen Donaudampfer, bildet diese Stromstrecke von hier bis vor Wien zugleich das Entzücken des Auges, das die malerische und freie Schönheit sucht. Im Rücken der Burg senken sich die Bergwälder in dichten üppigen Beständen herab, einige langgezogene Wiesenstreifen führen empor zum Dörfchen Hadersfeld, das einen fast noch schöneren Ausblick gewährt. Theodor Körner hat in jüngst veröffentlichten Briefen die Landschaft um Greifenstein geradezu die schönste bei Wien genannt. Und in der That: etwa im Juni hier oben am Waldesrande zu ruhen und über die blühenden und wogenden, sanft geschwungenen Bergwiesen hinweg hinauszusehen auf den weiten Strom und die Ebene, jenseits welcher duftumhüllt schon neue Bergesfernen auftauchen: hier die stumpfe Hochpyramide des Ötschers, drüben das langgezogene Hochland des ernst-schönen nie-

derösterreichischen „Waldviertels“ — das Problem einer solchen Landschaft kann man sich kaum schöner gelöst denken. Und im übrigen: da wir die Naturbilder von Sparbach und Baden, jene bei Dornbach und um den Leopoldsberg nicht preiszugeben gedenken — weshalb soll es in den so reichen Umgebungen von Wien nicht mehrere „allerschönste“ Punkte geben? Den schließlich unfruchtbaren Vergleichen zum Trotz entscheidet eben auch hier doch ausnahmslos der Reiz einer neuen eigenartigen Individualität.

Der Hauptzweck des Greifensteins, um nochmals auf die Burg zurück zu kommen, war aber mehrere Jahrhunderte hindurch der, dem Passauer Stifte als Gefängnis für die strafwürdigen Priester der großen Diöcese zu dienen. Verbrecherische Geistliche, so wie etwa der Vikar David von Hirschenthal, „so itzt (1663) wegen seines begangenen assasynii auf dem Greiffenstein gefangen ligt“, widersetzliche, und vor allem abtrünnige und verheiratete Priester und Mönche. Hätte man zumal gegen die letzteren alle gerichtlich vorgehen wollen oder — können, der Greifenstein wäre gewiß in jenem merkwürdigen Zeitalter der Kirchenreformation um ein Wesentliches zu klein geworden. Waren doch um 1605 noch fast alle katholischen Priester sowohl in Ober- wie in Niederösterreich verheiratet. Häufig ließen sich dieselben von sektischen Prädikanten trauen oder die Taufe ihrer eigenen Kinder durch den nächsten evangelischen Schloßprediger vornehmen, gestatteten auch, daß ihre Pfarrkinder gegen Entgelt zu den „Winkhelpredigten auslaufen“ durften. So ward eben nur an den Allerwildesten und den wiederholt Rückfälligen ab und zu ein Exempel statuiert und dieselben für unterschiedliche Zeitdauer an einem Strick in das gar nicht milde, tiefe Felsengefängnis des Turmes hinabgelassen. Zuweilen ist dann von einem vermerkt: „Ist gar willig und geduldig gewest“, und man habe ihm daher auch sein eigenes „Pettgewandl und Kleidung“ gelassen.

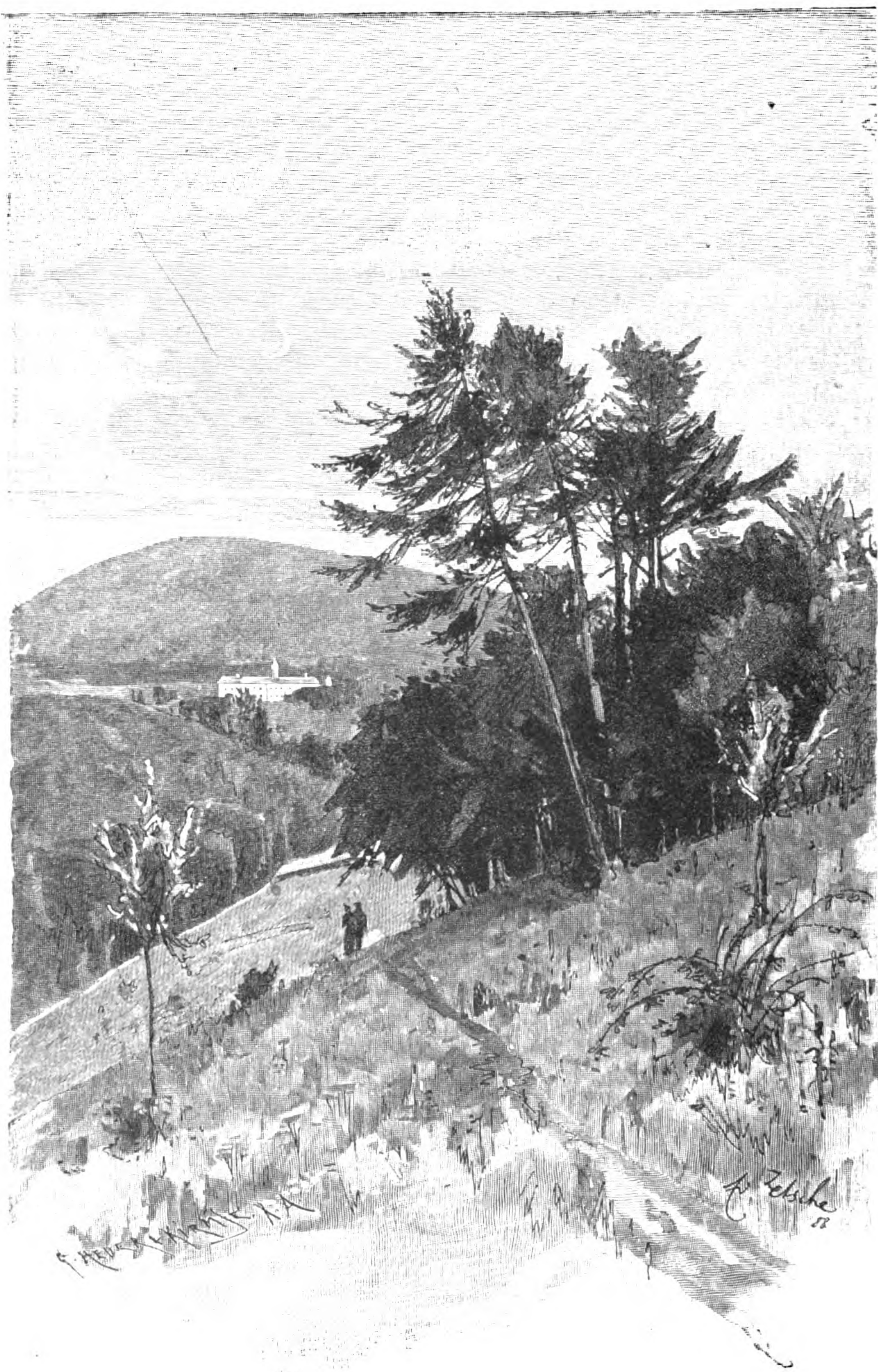

Stadtturm von Korneuburg.

Stofflich wie der Entfernung nach ist es von dieser geistlichen Burg nicht weit zu einem geistlichen Palast, dem einige Stunden stromabwärts liegenden großen Prachtstifte Klosterneuburg mit der gleichnamigen Stadt. Beherrschend über das Donauthal hinschauend, bildet das Kloster, reichgegliedert mit seinen Bauten und Zubauten in den Stilen aller Jahrhunderte, seinen Kuppeln und Türmen, den bald

burgartigen, bald schloßähnlichen Fronten und Portalen eine ganze Welt für sich. Gegenüber den zumeist herzlich albernen Sagen und Rittergeschichten, die sich an nicht wenige Orte in der Umgebung Wiens knüpfen, oder die ihnen vielmehr angeknüpft wurden, ist jene mit der Gründung von Klosterneuburg zusammenhängende hübsch und einfach. Leopold der Glorreiche mit seiner Gemahlin, der schönen Agnes, eines Abends vom Söller seiner neuerbauten Burg auf dem Leopoldsberge in die weite Landschaft hinaussehend, suchte eben wieder nach einer Stelle, passend zur Erbauung eines Klosters, die er gelobt hatte, als ein Windstoß den Schleier der Markgräfin entführte. Einige Zeit danach in der Gegend jagend, stieß Leopold glücklich wieder auf denselben, der an einer Hollunderstaude hängen geblieben war, und bestimmte sofort den Platz zur Erbauung des Gotteshauses, das schon zwei Jahre später, 1108, vollendet dastand. Aus dem bescheidenen Anfange jenes Kirchleins und Klosters für zwölf Geistliche erwuchs im Laufe der Jahrhunderte, Unzähliges an Glanz und Pracht, an Trübsal und Schrecken erlebend, Klosterneuburg zu jenem reichen geistlichen Gemeinwesen, das es heute wieder ist. Auf den Blättern seiner Geschichte stehen die Türken und Ungarn, die Schweden und die Franzosen nicht gerade als Wohlthäter verzeichnet. Der Besuch erst Napoleons, dann Vandammes mit ihren Franzosen — unter welchen sich damals auch das Straßburger Pontonier-Bataillon befand — kostete dem Stift im Jahre 1809 allein zweieinhalb Millionen Gulden. Heldenmütig hielten sich die obere Stadt und das Stift gegen die Türken von 1683 unter dem Befehle des Laienbruders Marzellin Ortner, der einzig von allen Chorherren zurückgeblieben war. Die seltsamsten Vorfälle brachte auch hier wieder das Rumoren des Reformationsgeistes hervor. Über den 1560 neugewählten Propst Peter wurde bald geklagt, „daß er sich derart überweine, daß er keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht kenne“, von einem Tag auf den anderen toll und voll werde. 1562 erklärte derselbe zudem, daß er auch seine Geliebte, Anna, nicht entbehren könne, er heiratete sie und hielt mit ihr unter Pfeifen und Trommeln einen öffentlichen Kirchgang, was ihm dann freilich Suspendierung, Exkommunikation und Verurteilung zu lebenslänglicher Haft eintrug. Auch der Wahl seines Nachfolgers aber wurde die Genehmigung versagt, weil nachträglich „fürkommen, daß er ein Weib und mehrere Kinder habe“. Die Herren Konventualen selbst aber waren nicht minder „sektisch“ gesinnt und wüste Zechbrüder. Eine Notiz aus diesen Jahren besagt: „Es wird an Zehrung, besonders an Wein, gar kein Maß gehalten. Dieses Jahr ist gefechset worden: 8000 Eimer, davon sind 4700 Eimer getrunken worden.“ Bei der wiederholt vorgenommenen und stets wieder annullierten Propstwahl „griffen die Consistoriales offtmals violenter mit Maulschellen und Anlegung der Hänndt zu“, worauf dann der ganze Konvent „in ain finster übelrichendes und enges gefanknuß, so unter der Erde ist“, geworfen wurde.

Als die alte Ordnung der Dinge wieder so schön hergestellt worden war, gingen die sich bald neuerdings reich und sicher fühlenden großen Klöster des Landes, dem Beispiele von Hof und Adel folgend, an prächtige Neugestaltungen ihrer Häuser. Es war für Stadt und Land, zumal unter Karl VI., eine Zeit der regsten Baulust und der genialsten Baumeister. Der aufs großartigste angelegte Neubau Klosterneuburgs von 1730 wurde leider nur zur Hälfte ausgeführt; Kaiser Karl VI., dem zu Ehren er unternommen ward, übernachtete ein einziges Mal mit seiner Tochter Maria Theresia in den Prachträumen der neuen Prälatur. Das Innere der alten Stiftskirche wurde in der schlimmsten Zeit arg umgestaltet; bewunderungswürdig schön sind die wohlerhaltenen reichen und edlen Formen der Freisinger Kapelle und des romanisch-gotischen Kreuzganges. Eben nur erwäh-

nen können wir hier den berühmten Verduner-Altar (von 1181) und die Schätze der Bibliothek, deren 40000 Bände freilich lange nicht so volkstümlich sind wie die 40000 Eimer, welche die riesigen Weinkeller des Stiftes, ein drei Stockwerke tiefes Labyrinth bildend, fassen können. Wird unter den drei reichsten Klöstern des Landes Mölk im Volksmunde seiner großen Ernten wegen „der volle Metzen", Göttweih „der klingende Pfennig" genannt, so heißt Klosterneuburg noch heute „zum rinnenden Zapfen". Schon Herzog Albrecht II. sagte 1355, „daß desselben Gotteshauses gelt allermeist in Wein leit", und auch die böse Phylloxera unserer Tage wird denselben hoffentlich nicht auf die Dauer schädigen können. — Die Stadt Klosterneuburg, einst die Residenz der Babenberger, noch reich an altertümlichen Bauten und Winkeln, teilte mit dem Stifte dessen äußere Erlebnisse. Das größte Treiben im Laufe des Jahres bringt heute beiden der „Lepolditag" (15. November), der Namenstag des heiligen Leopold, des Landespatrons, an welchem dichte Scharen von Wienern herausströmen, das berühmte Tausendeimerfaß anstaunen und nebenbei eine erkleckliche Zahl von kleineren Fässern selbst leertrinken. Gegenüber von Klosterneuburg liegt die Stadt Korneuburg, heute durch den breiten Strom und Auwälder so sehr von der ersteren getrennt, daß man nicht denken würde, die beiden seien einmal ein Gemeindewesen, durch eine Brücke verbunden, gewesen. Und doch war dies noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert der Fall, bis dreimalige große Stromkatastrophen die jedesmal weitere Zurückverlegung und den Neubau dieses linken Uferteiles nötig machten, der sich dann schließlich als eigene Stadt konstituierte. Aus den kämpfereichen Tagen der früheren Jahrhunderte hat sie sich noch ihren malerischen, festen, alten Stadtturm bewahrt. Gegen den dunklen Quadernleib desselben sausten die Geschosse der Hussiten unter Ziska, der Ungarn unter Matthias Corvinus, die Kugeln der Schweden, der „Kaiserlichen" und zuletzt der Franzosen. In den grausig langen Jahren des großen deutschen Krieges litt die Stadt fast mehr durch die unmenschliche Zuchtlosigkeit der befreundeten, jener traurig berühmten kaiserlichen Kriegsvölker, der Kosaken und Wallonen, denn durch Torstenson und seine Schweden, die ja bekanntlich zum größeren Teile aus deutschen Protestanten bestanden. Der ebengenannte „General-Feldmarschall der Krone Schwedens in Deutschland" verteidigte Korneuburg 1645 zehn Wochen lang äußerst hartnäckig gegen Ferdinands Truppen — eine Hartnäckigkeit, die sehr auf Kosten der guten Korneuburger Bürger ging. Unter den gemachten Requisitionen, deren Eintreibung die Schweden allerdings meisterlich verstanden, werden hier auch 20000 Eimer Weins genannt. Der Wein war „Bisamberger", eine auch noch in unseren Tagen als edel geschätzte Sorte, gedeihend auf dem benachbarten Höhenzuge, der wissenschaftlich genommen noch eine nur durch den Donaustrom unterbrochene Fortsetzung des Wienerwaldes ist. Von der Höhe unseres schon erwähnten Stadtturmes läßt sich heute in ungestörter Friedlichkeit diese geologisch und historisch so interessante Landschaft übersehen. Sie ist aber auch schön, hier mit den Rebengeländen des Bisamberges, drüben den hohen Waldgipfeln des Kahlengebirges, den dichten Hainen von Fruchtbäumen und den weithinziehenden dunklen Massen der Donau-Auen, deren üppige Wildnisse überreich sind an Prachtbildern des Sumpfwaldes, noch reicher an Stechmücken. Diese Auwaldungen, wechselnd mit reichen Wiesengründen, bilden endlich in ihrer Fortsetzung den weltbekannten Wiener Prater mit seinen nun schon wesentlich besser erzogenen Baumschatten, den stolzen Alleen des „Nobel-" und den tausend Buden des „Wurstel-Praters". Mit seinen Bäumen wirklich bis dicht an die Zinskasernen der Stadt (der „Leopoldstadt") reichend (auch dem II. Gemeindebezirk zugeteilt), darf man den Prater kaum zu den Umgebungen Wiens



Der Kobenzl vom „Krapfenwaldl“ aus gesehen.



Der Leopoldsberg.

rechnen, er gehört vielmehr zur Stadt selbst etwa als der Hauspark der Residenz.

Im Kahlengebirge.

Steil gegen die Wasserläufe der Donau und des Weidlingbachs abfallend, im Osten schon das Häusermeer der Hauptstadt berührend, lassen sich die Höhen des Kahlengebirges zwanglos als eine eigene Gruppe bezeichnen. Zu der Baumpracht derselben gesellt sich für sie alle in besonderer Großartigkeit der Ausblick auf die nun ganz nahe gerückte, mächtig ausgebreitete, schöne alte Kaiserstadt. Kahlen- und Leopoldsberg, Kobenzl, Himmel, Krapfenwaldl — welche Wonnen bedeuten sie für ein wienerisches Herz — fast hätten wir einschränkend nur gesagt: für ein alt-wienerisches, wenn nicht eben der Kahlenberg erst in den letzten Jahren durch Zahnradbahn, Hotel und Aussichtsturm zu einer Beliebtheit gelangt wäre, von welcher seine Besucher in den vierziger Jahren, die vom Hause Nr. 41 in Grinzing aus so bequem auf gemietetem Eselein hinaufreiten konnten, wohl noch keine Ahnung hatten. Unter den schönen alten Eichen des „Himmels", auf den waldumkränzten Wiesengründen des „Krapfenwaldls" (brauchen wir zu sagen, daß sie beide nicht ohne Wirtshäuser sind?) entfaltet sich an Sonntagen und in den Wochen der sommerlichen Ferienzeit bald idyllisches, bald laut fröhliches wienerisches Leben. Die Jugend spielt die altehrwürdigen Spiele: „Blinde Kuh", „G'vatter, G'vatter, leih m'r d' Scher" oder „Letzerl", die bunte Menge der verständigen Erwachsenen erquickt sich, die langen Tischreihen füllend, an kühlem Baumschatten nebst einigem an Speise und Trank — bis plötzlich aus dem hier nirgends fehlenden Tanzsaal die Klänge eines Klaviers mit einem feschen Wienerwalzer ertönen. Sofort hören die Kinderspiele auf der Wiese auf, und das kleine Volk, die Mädchen zumal, dreht und wiegt sich im Rhythmus hin und her, und aus den Bänken löst sich erst die reifere Jugend

— dann, je gemütlicher es wird, bald auch die schon sehr gereifte — los und eilt in den Saal — wer könnte da widerstehen! Oben im neuen Kahlenberghotel geht es natürlich viel großartiger und etwas gemessener zu. Wenn aber der Abend tiefer sinkt, der Blick vom Balkon aus bald über die Stadt unten gleitet, die nun in ungemessene Fernen hinauszudämmern scheint, bald auf die froh genießenden Menschen ringsum, die eleganten Frauen und Mädchen, so hübsch, wohlgebildet und lebhaft, dazu die Deutschmeisterkapelle oder das Grinzinger Terzett eine jener Straußschen Weisen anstimmt, halb Übermut, halb Sehnsucht — dann, liebe Seele, mußt du auch hier mit, und fühlst dich ergriffen und hingerissen von jenem ganz eigentümlichen, unbeschreiblichen wienerischen Lebensgefühl. Die Fahrt mit der Zahnradbahn auf den Kahlenberg und nachts wieder zurück gehört überhaupt zu dem Schönsten und Originellsten, was eine Großstadt dem besuchenden Fremden bieten kann. Erst das Schauspiel des allmählichen, immer gewaltiger werdenden Anwachsens der Stadt mit Strom und Ebene, dann offen sonniges Weingebirge, beide wieder, fast ehe man sich's versieht, verschwunden und abgelöst durch dichtgrünen und doch freundlichen Bergwald. Buchenzweige streifen von oben, hohe Blütendolden unten den offenen Waggon, in den es nun Waldeskühle, Blütenduft und spielende Schmetterlinge auf den überraschten Städter hinweht, der noch kaum den letzten Gluthauch der Ringstraße überwunden hat. Mit dem späten Abendzuge wieder abwärts rollend, sieht man dann mit anderer Verwunderung auf das phantastische Spiel der Lichter, die nun die weite, nächtig umdunkelte Landschaft beherrschen: oben das Kahlenberghotel, hell erstrahlend in elektrischem Licht, in der Tiefe unten die endlos langen, vielfachen Reihen der rötlich-gelben Gasflammen des beleuchteten Wiens, die flimmernden Sternbilder oben im dunklen Sommernachtshimmel, weit draußen am Horizont endlich, durch schwarze Wetternebel sich langsam emporkämpfend, der späte, glutrote Mond. Auf das tägliche oder vielmehr allnächtliche Erscheinen des letzteren ist natürlich nicht mit jener Sicherheit zu rechnen wie in den Novellen unserer Romantiker.

Wohl aber dürfte jeder dieser letzteren voll befriedigt sein von dem Bilde, das eines der Schlösser unseres Kahlengebirges darbietet: das Schloß Kobenzl. So wie man es vom Krapfenwaldl aus sieht, hochthronend inmitten dunkler Waldberge, unten die Gründe, aus denen es so kühl heraufrauscht, und die aufblinkenden stillen Weiher; oben dann der Blick in das dämmernde, blühende Land, durch das „die Ströme“ gehen — die regulierte Donau, nun meist neben dem neuen auch das alte Strombett ausfüllend, wird sogar dieser Forderung Eichendorffs gerecht. Schade, daß dieser Prachtnatur die Architektur des Schlosses beim Näherkommen so wenig entspricht: es ist ein kalter Jesuitenbau, wie ja der Berg einst auch Besitz des Ordens war. An dieser Stelle, im Schoße dieser üppig weichen Waldberge, mit dem Blicke auf die lebensfrohe Donaustadt, würden wir wieder einen schönen, nicht allzu großen Barockpalast sehr, ja vielleicht einzig berechtigt finden.

Wirtschaftlich ein wenig vernachlässigt, daher wohl auch durch das Publikum etwas einsamer gelassen, nennen wir, und wahrlich nicht aus diesem Grunde, zuletzt den Leopoldsberg. Es wird im Gegenteil die größere Stille hier die tiefe Wirkung nur verstärken können, die jeden Wanderer ergreifen muß, der nachdenklich und weihevoll gestimmt — denn von den Unwissenden reden wir hier nicht — diesen Ort betritt. Es giebt gewiß nur wenige Punkte, die einen landschaftlich so schönen und zugleich weltgeschichtlich so bedeutsamen Ausblick gewähren. Die Donau, noch großartiger und edler gewunden wie bei Greifenstein, zieht — an Klosterneuburg vorbei — dicht unten am Fuße des steil abfallenden Berges hin; über die lange Kette der Wiener-

waldhöhen, die im nahen Kahlenberge noch eine letzte prächtige Waldwoge herübersendet, ragt der Schneeberg mit seinem Gefolge empor. Da ist endlich, die gewaltige Stadt noch gewaltiger umschließend, die weite Ebene, das oft gewählte Schlachtfeld, das die Niederlage von drei Erbfeinden des deutschen Landes sah: der Slaven unter König Ottokar, der Türken und der Franzosen.

Und der Berg selbst! Oft Gesagtes muß hier noch einmal kurz erwähnt werden, so wie es ja jeder neue Besucher sich frisch vor die tiefbewegten Sinne zu rufen versucht. Das Merkwürdigste und Schönste, was hier oben stand, es ist längst völlig verschwunden: die feste Warte der Römer, die Prachtburg der Babenberger, der Hort deutscher Kunst und deutschnationaler Sänger, wie Walthers und Reinmars von Zweter. Die Nachfolger der Markgrafen, so die Kaiser Leopold I. und Karl VI., begnügten sich damit, an der Stelle der wiederholt zerstörten Burg „neue Altäre" zu bauen, oder auch, wie Kaiser Franz, nur zu „wünschen". Die noch stehende Kirche ist wohl weder würdig des außerordentlichen Ortes, noch der außerordentlichen Stunde, deren Andenken sie gilt: dem Mittag des 11. September von 1683, da Fürsten und Heer der Christenheit hier auf den Höhen erschienen, um Tags darauf den asiatischen Erbfeind für immer zu verjagen.

Von Berg und Landschaft mit ihren Erinnerungen geht aber das Auge doch immer wieder zurück auf das gigantische Bild der Stadt, sucht immer wieder den hoch und dunkel aufragenden Dom in ihrer Mitte, mit dem geliebten Stephansturm. Der Blick auf Wien ist, wie alles Große, stets interessant, selbst in der ungünstigsten Stunde, es geht dort immer etwas vor. Bei Sonnenaufgang, wenn über die unter bläulichen Nebelschatten ruhenden Häusermassen zuerst der goldene Riesenadler von Sankt Stephan hinblitzt, oder hell angeschienen und plastische Klarheit gewinnend im Lichte der Nachmittagssonne, endlich des Abends, wenn mit der fortschreitenden Dunkelheit mehr und mehr Lichterreihen in den Straßen der Stadt aufglimmen. Zuletzt sahen wir Wien im Lichte eines gewitterschwülen Hochsommermittags. Auf dem weiten Plane wechselten tiefblaue Wolkenschatten mit weichen Sonnenblicken, tiefe Stille mit fernem Wettergrollen, hier floß sinkendes Dunstgewölk mit aufsteigendem Erdenqualm in eins zusammen, drüben gingen schon die ersten grauen Regenstreifen nieder. Und fast erschien uns diese Stimmung, unklar und ahnungsvoll, als nicht übel bezeichnend auch für den gegenwärtigen Gemütszustand unserer guten alten Stadt selbst, die einen großen Umgestaltungsprozeß noch lange nicht vollendet hat. Wohlbekannte äußere und innere Ereignisse haben ihr einen guten Teil des Glanzes und der Macht genommen, die sie als altes Erbe so lange besaß. Dieselben letzten Decennien brachten Wien eine so wesentliche Erweiterung, ein völlig neues architektonisches Prachtgewand. An die baldige Erfüllung desselben auch mit einem neuen, kräftig-bewußten deutschen Leben glauben wir zuversichtlich — ohne daß wir deswegen fürchten, Wien und seine schönen Umgebungen würden dadurch für den deutschen Wanderer an ihrer altberühmten „Gemütlichkeit" wesentliche Einbuße zu erleiden haben.





Der Dörnbergsche Aufstand.

Von

Rudolf Scipio.

Der Fluch der bösen That, des Vaters wie der eigenen, hatte sich an dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen erfüllt; indem gerade das Verhältnis zu England, welchem das Haus Hessen durch zwei Generationen das Blut seiner Landeskinder verkauft hatte, die Veranlassung bot, den Zorn Napoleons zu erregen. Durch den Baseler Frieden war dem Kurfürsten die Verpflichtung auferlegt worden, den abgelaufenen Subsidienvertrag mit England nicht wieder zu erneuern; und wenn er auch nicht wagte, dieser Verpflichtung geradezu entgegenzuhandeln, so trugen doch die langjährigen, für das Haus Hessen so vorteilhaften Beziehungen zwischen beiden, welche dieses zu der reichsten deutschen Herrscherfamilie gemacht hatten, die Schuld, daß der Kurfürst nicht so entschieden mit England zu brechen vermochte, als Napoleon dieses forderte. Während des Jahres 1805 hatte der französische Gesandte in Kassel wiederholt dieserhalb Klagen nach Paris und Beschwerden an den Kurfürsten gelangen lassen. Die letzteren blieben ohne Erfolg, nicht aber die ersteren; denn als Napoleon erkannte, daß dem Kurfürsten trotz aller seiner Versicherungen völliger Neutralität die Freundschaft Englands höher stehe als die seinige, ließ er noch im Herbste des Jahres 1805 den Kurfürsten seinen Zorn dadurch fühlen, daß er dessen Land eine Kriegssteuer von sechs Millionen Franken auferlegte. Dieser Maßregel folgte vierzehn Tage später, am 31. Oktober, der Einmarsch einer französischen Heeresabteilung von 20000 Mann unter dem Marschall Mortier. Der völlig überraschte Kurfürst, den man französischerseits bisher durch allerlei Ausreden über den Zweck dieses Marsches beruhigt hatte, erfuhr erst kurz vor Mitternacht, nachdem er sich bereits zur Ruhe begeben, durch eine Note des französischen Geschäftsträgers St. Genest, daß die im Laufe des Tages in Hessen eingerückten französischen Truppen den Befehl hätten, das Land zu besetzen. Gleichzeitig damit forderte St. Genest seine Pässe.

Der Kurfürst, welcher bisher stets nur von einem Durchzug der Franzosen hatte reden hören, war wie aus den Wolken gefallen, und da er, völlig unvorbereitet, dem Feinde keinen Widerstand mehr zu leisten vermochte, so verließ er, um wenigstens seine Person in Sicherheit zu bringen, noch in derselben Nacht die Stadt. Die Straße nach Berlin, wohin er sich hatte begeben wollen, war bereits von den Franzosen besetzt, er mußte deshalb eilig umkehren und wählte nun den Weg durch das noch unbesetzte Kölnische Thor nach Arolsen, von wo er dann zunächst nach Holstein floh.

Dem Hessenvolke hat stets der Ruhm gebührt, daß es trotz aller Mißhandlungen von seiten seiner Fürsten in der Treue gegen diese niemals wankend geworden ist,

und diese Treue hat sich gerade in der nun kommenden Zeit aufs schönste bewiesen. Als am Morgen des 1. November die Inbesitznahme Hessens durch die Franzosen und die Flucht des Kurfürsten bekannt wurden, verbreitete sich zunächst ein lähmender Schrecken durch das Land, der sich aber bald in eine tiefe Erbitterung gegen die fremden Eindringlinge verwandelte. Der Kurfürst, obgleich er bei allem, was er that, stets nur an sich und seinen eigenen Vorteil zu denken gewohnt gewesen und der dieses auch bis zuletzt gethan, indem er ohne ein Wort des Abschieds bei Nacht und Nebel davongegangen war, erschien seinem treuen Volke als eine Art Märtyrer, für dessen Recht man Gut und Blut zu opfern bereit war.

Bei der großen Zahl außer Dienst befindlicher, zum Teil unbeschäftigter, mittelloser, mit den neuen Verhältnissen in hohem Grade unzufriedener und daher nur zu sehr zu irgend einem Gewaltstreich aufgelegter alter hessischer Soldaten war die Lage des französischen Gouvernements in Kassel, dem nach dem baldigen Abmarsche der Occupationsarmee nur noch eine geringe Besatzung zur Verfügung stand, eine keineswegs ungefährliche; und man versuchte daher, um jenen alten Soldaten Beschäftigung zu geben, dieselben für die französische Armee anzuwerben; doch vergebens. Auch die ehemaligen hessischen Offiziere hatten in der Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der von dem Kurfürsten mit Napoleon angeknüpften Unterhandlungen den ihnen angebotenen Eintritt in die französische Armee abgelehnt, weshalb man sie, da ihre Haltung Mißtrauen erregte, in der Festung Mainz internierte.

Nachdem so der erlassene Aufruf zum freiwilligen Eintritt in die französische Armee unbeantwortet geblieben war, schritt das Gouvernement in Kassel zu einer förmlichen Einberufung der alten Soldaten und bestimmte als Gestellungszeit die Woche vor Weihnachten; wobei man des besseren Nachdrucks wegen den Nichterscheinenden mit der Strafe des Erschießens drohte. Dieser Aufforderung wurde nun zwar Folge geleistet, aber in einer ganz anderen Weise, als dieses von den Franzosen beabsichtigt war, indem die Leute sich zwar an ihren Sammelplätzen einstellten, doch nur um von jetzt an gemeinsam zu handeln. Sie stürmten die Zeughäuser, bemächtigten sich der dort vorhandenen Waffen und ordneten sich zu einer ernsten Gegenwehr. An mehreren Orten, in denen die kleine französische Besatzung dieses Treiben zu hindern suchte, kam es zu blutigen Zusammenstößen, in denen die Franzosen in der Regel den kürzeren zogen, so z. B. in Hersfeld, Marburg, Ziegenhain und Schmalkalden, in welcher letzteren Stadt die Aufständischen sogar dreizehn Geschütze eroberten.

Der französische General-Gouverneur Lagrange in Kassel, welcher sich dem drohenden Sturme gegenüber machtlos fühlte, erließ nun, um die Aufrührer zu besänftigen, die Erklärung, daß es von dem freien Willen eines jeden abhängen solle, in französische Dienste zu treten, und daß man niemanden dazu zwingen werde. Gleichzeitig aber wurden, um für alle Fälle gesichert zu sein, französische Truppen aus der Maingegend herbeigerufen, welche dann auch bereits am 4. Januar 2000 Mann stark unter General Barbot heranrückten, der sich zunächst nach Eschwege wandte, wo er Geld und Schuhwerk requirierte und einige in seine Gewalt gefallene aufständische Soldaten mit sich nahm. Darauf wandte er sich nach Hersfeld, in welcher Stadt während der vorangegangenen Unruhen ein französischer Soldat erschossen worden war. Hier sollte zur allgemeinen Abschreckung ein besonders hartes Strafurteil gefällt werden. Zunächst wurde das Haus, aus welchem jener unglückliche Schuß gefallen war, bis auf den Erdboden niedergerissen und ein Bürger, dessen Teilnahme an dem Aufstande nachgewiesen war, erschossen, die Stadt selbst aber durch eine starke Zwangslieferung bestraft. Auch in den anderen Städten, welche sich an dem Aufstand beteiligt hatten, wurden mehrere Teil-

nehmer an dem Aufstande verhaftet und zwei derselben, der Unteroffizier Triebfürst, der das Kommando bei dem Sturme auf Ziegenhein geführt, und der Wirt Wetzel von Germerode, der die Sturmglocke geläutet und zum Totschlagen der Franzosen aufgefordert hatte, kriegsrechtlich erschossen.

Gegenüber den Ausschreitungen, welche die Aufständischen sich dem französischen Gouvernement gegenüber hatten zu schulden kommen lassen, erschienen die gegen sie verhängten Strafen ziemlich milde, und es zeigte sich darin wohl der Einfluß des Generals Lagrange, eines Mannes von wohlwollender, edler Denkungsart. Leider sollte jedoch mit den von ihm verhängten Strafen die Sache keineswegs beendet sein; denn während die bedroht gewesenen Anführer wieder erleichtert aufzuatmen begannen, zog ein neues Unwetter über sie herauf.

Hinter dem Rücken des General-Gouverneurs war inzwischen von dienstbeflissenen Schergen dem Kaiser über die Vorgänge in Hessen berichtet und dabei offenbar vieles übertrieben und entstellt worden, so daß Napoleon, sowohl über die Sache selbst, wie über die erfolgte milde Bestrafung aufs heftigste erzürnt, die nachträgliche, unnachsichtliche Bestrafung der Schuldigen befahl. Er sandte, da er von der Milde des Generals Lagrange wenig erwarten mochte, gleichzeitig den Obersten Rabbé mit einem Kommando zur Ausführung seiner Befehle nach Hessen ab.

Um die Schuldigen zu ermitteln, ließ Rabbé in den Orten, welche sich an der Erhebung beteiligt hatten, die Behörden vor sich laden und trug ihnen unter Androhung der Todesstrafe auf, ihm die Schuldigen namhaft zu machen, welche er nun bei Nacht und Nebel aufheben und zur Aburteilung nach Kassel bringen ließ, wo eine große Anzahl von ihnen erschossen wurde. Hinsichtlich der Stadt Hersfeld lag ein besonderer Befehl des Kaisers vor, nach welchem diese unglückliche Stadt zur Strafe für die dort erfolgte Tötung eines französischen Soldaten der Plünderung verfallen und dann an allen vier Ecken angesteckt werden solle.

Zum Glück für die Bürger wurde die Ausführung dieses Befehls den bei den Exekutionstruppen befindlichen badischen Jägern unter Major Lingg übertragen, welcher, nachdem seine Leute auf das ihnen zustehende Recht der Plünderung verzichtet hatten, den erhaltenen Befehl zwar insofern wörtlich ausführte, als er die Stadt an allen vier Ecken anzünden ließ, dabei aber gleichzeitig dafür Sorge trug, daß nur die von ihm zur Vernichtung ausersehenen vier alten Häuser ein Opfer der Flammen werden konnten. Sobald dieselben emporloderten, rückten die wackeren Badenser ab, und Lingg konnte melden, daß der Befehl pünktlich ausgeführt worden sei.

Mit der Erschießung der Hauptbeteiligten war der Aufstand beendet, welcher indessen nur als eine Art Vorspiel zu dem sogenannten Dörnbergschen Aufstand anzusehen ist.

Wenn auch die nun folgende nächste Zeit, die Zeit der „tiefsten Erniedrigung“, wenig danach angethan war, die wackeren hessischen Patrioten zu einer neuen Erhebung zu ermutigen, so wurde doch gerade durch sie der in ihren Herzen schlummernde Groll noch vermehrt und auf weitere Kreise übertragen. Die still erduldete Schmach zu rächen, wurde das Ziel der Wünsche von vielen Tausenden, und als dann endlich nach der Niederwerfung Österreichs und Preußens ein bis dahin unbekannt gewesener Geist in dem ganzen deutschen Volke erwachte und auf Anregung Steins und seiner Genossen aller Orten deutsche Männer zur Befreiung des Vaterlandes sich zusammenscharten, da war es abermals das hessische Volk, welches sich mit bewaffneter Hand für sein angestammtes Herrscherhaus gegen den fremden Gewalthaber erhob, und zwar geschah die Erhebung im Gegensatz zu jener ersten, welche einen rein örtlichen Charakter getragen und sich nur auf die Kreise der alten Soldaten beschränkt hatte, in Übereinstimmung mit den Leitern der

schon damals beabsichtigten allgemeinen deutschen Volksbewegung.

Hessen erwies sich aus dreifachen Gründen als ganz besonders zur Ausführung der ihm zugeteilten Rolle geeignet. Einerseits befand sich hier infolge der früheren militärischen Verhältnisse eine unverhältnismäßig große Anzahl kriegsgeübter alter Soldaten; sodann besaß, außer etwa dem preußischen, wohl kein anderes deutsches Volk eine solche, zu jedem Opfer fähige Liebe zu seinem angestammten Fürstenhause; und als drittes fand sich damals in Hessen ein Mann, welcher durch seine persönlichen Eigenschaften wie wohl kein zweiter dazu geschaffen war, seine Landsleute zum Kampfe zu führen. Es war dies der Freiherr Wilhelm v. Dörnberg, der Nachkomme eines alten hessischen Rittergeschlechts; ein Mann, welcher alle zu einer Aufgabe wie der ihm bestimmten erforderlichen Eigenschaften des Geistes wie des Körpers in sich vereinigte. Eine Siegfriedsgestalt, dabei in allen ritterlichen Künsten erfahren, von raschem, sicherem Blick, klug, tapfer und feurig; in der Stunde der Gefahr aber kühl und bedächtig, verband er mit einem achtunggebietenden, vornehmen Wesen ein freundliches und leutseliges Benehmen. Rommel vergleicht ihn in Bezug auf seine Schweigsamkeit mit dem Oranier, und Hormayer nennt ihn in seinen Lebensbildern aus den Befreiungskriegen einen Mann von heiterem sanftem Löwenmut, der in der Verlassenheit aus Steinen Brot zu machen verstanden habe.

Ursprünglich in hessischen Diensten stehend, hatte er diese infolge einer erfahrenen Zurücksetzung verlassen, war in die preußische Armee eingetreten und mit Blücher in Lübeck gefangen worden. Als er nach seiner Freilassung in seine hessische Heimat, wo seine Güter lagen, zurückkehrte, fand er hier den Boden zu einer Erhebung günstig, was ihn veranlaßte, sich mit dem bekannten früheren preußischen Gesandten am hessischen Hofe, dem Fürsten Wittgenstein, welcher im Begriff stand, für Preußen mit England zu unterhandeln, in Verbindung zu setzen. Es war Dörnbergs Plan, mit Hilfe einer englischen Truppenabteilung in Hessen einen Volkskrieg gegen Frankreich zu beginnen; bei der großen Zahl der noch in Hessen befindlichen alten Soldaten erschien es ihm aber als die Hauptsache, die für diese Leute erforderliche Menge Waffen zu erhalten, während er an Truppen nur so viele zu haben wünschte, als etwa nötig waren, um den Aufstand zu unterstützen und zu organisieren. Dörnberg fand bei dem damaligen englischen Kriegsminister, Lord Castlereagh, mit seinem Plan williges Gehör; die von ihm gewünschte Zahl Truppen wurde unverzüglich ausgerüstet und der Befehl über dieselben dem Lord Cathcart übergeben. Im letzten Augenblicke aber scheiterte Dörnbergs Hoffnung daran, daß der König von Schweden darauf drang, die zur Verwendung schon bereiten Truppen sogleich nach Stralsund zu senden.

Dörnberg erhielt nun zwar das Versprechen, daß alsbald eine zweite Expedition ausgerüstet werden solle; bevor man aber hiermit zu stande gekommen war, machte der am 9. Juli 1807 zu Tilsit abgeschlossene Friede der Sache ein Ende, und Dörnberg kehrte unverrichteter Sache wieder zurück. Er stand zu jener Zeit noch in preußischen Diensten, da aber infolge des Friedens das preußische Heer eine so bedeutende Verminderung erfuhr, daß für ihn augenblicklich an eine Verwendung nicht zu denken war, zugleich aber König Jerome alle Landeskinder seines neuen Königreiches bei Verlust ihrer Güter zur Rückkehr in ihre Heimat hatte auffordern lassen, so nahm Dörnberg in Preußen seinen Abschied und begab sich nach Hessen zurück. Mehr noch als der Gedanke an seine Güter aber leitete ihn nach seiner eigenen Mitteilung der Gedanke, welcher auch dem Tugendbund zu Grunde lag: der Wunsch, unter der Fremdherrschaft den deutschen Geist aufrecht zu erhalten und dazu in seinem engeren Vaterlande thätig zu sein. Er hat, wie aus den von ihm hinterlassenen Auf-

zeichnungen über jene Zeit hervorgeht, dem Tugendbund selbst nicht angehört und den Eintritt in denselben abgelehnt, „um nicht vielleicht ein willenloses Werkzeug in der Hand unbekannter Oberer zu werden".

Die Ausführung seiner ursprünglichen Absicht, sich still auf seinem unweit Ziegenhein gelegenen Gute Hausen zu halten, wo er, „um nicht von anderen schikaniert und beobachtet zu werden", das Amt des Maire zu übernehmen wünschte, wurde durch die Verhältnisse verhindert. Schon bald nach seiner Rückkehr mußte er sich mit der hessischen Ritterschaft dem Könige vorstellen. Seine schöne, ritterliche Erscheinung und sein freimütiges, biederes Wesen, dessen Zauber sich niemand zu entziehen vermochte, gewannen ihm bei dieser Gelegenheit sogleich die Gunst Jeromes in solchem Maße, daß dieser ihn zum Bataillonschef der Gardegrenadiere ernannte.

„So war ich denn," schreibt Dörnberg, „ehe ich mich besinnen konnte, in westfälischen Diensten; denn an ein Ablehnen war nicht zu denken, ohne mich im höchsten Grade verdächtig zu machen. Der erste Augenblick war mir höchst peinlich; doch der Gedanke, nun noch besser zu unserem Zwecke arbeiten zu können, söhnte mich wieder etwas aus. Qualvoll war indessen diese Zeit doch sehr, und ich kam in tausend verwickelte Verhältnisse mit meinen besten Freunden und Bekannten, die oft ganz anderer Ansicht waren als ich."

Das Unangenehme seiner Stellung wurde für Dörnberg noch dadurch vermehrt, daß Jerome ihn fortgesetzt durch neue Gnadenbeweise auszeichnete. Schon im Februar 1808 erhielt er die Ernennung zum Groß-Major des dritten Infanterie-Regiments, welches in Braunschweig errichtet werden sollte, und als Jerome im Mai desselben Jahres nach Braunschweig kam, um das neue Regiment in Augenschein zu nehmen, erfolgte Dörnbergs Ernennung zum Oberst der Chasseurs Carabiniers, einer aus Förstern und Förstersöhnen bestehenden Elitetruppe, welche Dörnberg in Marburg errichten sollte.

„In Marburg fing ich nun recht ernstlich an," schreibt Dörnberg, „an meinem Plane zur Befreiung von Deutschland zu arbeiten. Der Hauptmann v. Lützow war die Hauptmittelsperson, um die Verbindung zwischen Scharnhost, Gneisenau ꝛc. mit mir und den preußisch-westfälischen Provinzen zu unterhalten." Die Grundidee bei dem hier erwähnten Plane war die, bei dem Ausbruche eines schon damals (Sommer 1808) als unvermeidlich erscheinenden abermaligen Krieges zwischen Österreich und Frankreich gleichzeitig in ganz Norddeutschland das Volk zum Kampfe aufzurufen. Auch die österreichische Regierung wurde mit diesem Vorhaben bekannt gemacht und hatte das Corps des Erzherzogs Ferdinand zur Unterstützung der Aufständischen bestimmt, welches dann freilich später anderwärts Verwendung fand.

Dörnbergs Stellung in Marburg war ganz besonders danach angethan, ihn für die Ausführung des Planes, soweit er Hessen betraf, wirken zu lassen, indem er unter seinen Jägern ein Material fand, wie er es sich gar nicht besser zur Unterstützung der Sache wünschen konnte. Alle ohne Ausnahme waren gut patriotisch gesinnt und deshalb ohne Gefahr und mit leichter Mühe für Dörnbergs Ziele zu gewinnen. Unter den Offizieren waren namentlich der Graf v. d. Gröben, nachmals der Schwiegersohn Dörnbergs, und v. Bothmer, beides ehemalige preußische Offiziere, sowie der Adjutant Schmalhaus im Vertrauen, während einige andere es mit den Franzosen hielten und als Spione zu fürchten waren. Am meisten mußte Dörnberg vor dem in Marburg stehenden General Börner auf der Hut sein, der mit Unmut den unter den Jägern herrschenden Geist wahrnahm und sich wiederholt tadelnd darüber gegen Dörnberg äußerte.

In Anbetracht der damals unvollkommenen Verkehrsmittel erschien es für Dörnberg wünschenswert, mit den Gesinnungsgenossen in Kassel eine unverdächtige Verbindung zu unterhalten. Hierzu bot das etwa auf der Mitte des Weges zwischen

Marburg und Kassel gelegene Städtchen Homberg eine treffliche Gelegenheit, und namentlich das dort befindliche adlige Fräuleinstift bildete bald den Mittelpunkt der Verbündeten in Hessen. Zur Zeit war dasselbe nur von drei bereits betagten Stiftsdamen, der Äbtissin v. Gilsa, der Dechantin Marianne v. Stein, der Schwester des großen Staatsmannes, und der Kanonissin v. Metzsch bewohnt. Außerdem lebten in Homberg noch einige andere Angehörige hessischer Adelsfamilien, welche sämtlich um Dörnbergs Pläne wußten und dieselben unterstützen halfen. In dem außerhalb des politischen Treibens gelegenen stillen Homberg und in den gegen jeden Verrat schützenden Räumen des Stiftes vereinigten sich die Gesinnungsgenossen aus Kassel und Marburg, sowie aus der ganzen Umgegend zu anscheinend geselligen Zusammenkünften, bei denen man, ohne Verdacht zu erregen, die Einzelheiten des großen Befreiungsplanes beraten und Nachrichten austauschen konnte.

Neben dieser Adelsverbindung bestand eine anfangs von ihr völlig unabhängige Verbindung der bürgerlichen und ländlichen Bevölkerung, welche merkwürdigerweise ihren Hauptsitz ebenfalls in Homberg hatte. Hier standen der frühere hessische Forstaccessist und damalige „Sousinspektor" bei der Forst- und Domänendirektion Berner, der Friedensrichter Martin und dessen Schwiegervater, der Apotheker Rommel, an der Spitze. Beide Vereinigungen unterschieden sich außer durch den hier bürgerlichen, dort aristokratischen Charakter ihrer Mitglieder noch dadurch, daß die erstere als Ziel ihres Strebens die Befreiung Deutschlands, die letztere aber nur die ihres engeren Vaterlandes im Auge hatte. Etwa gegen Anfang des Jahres 1809 fand eine Annäherung beider Parteien statt, der denn auch, da dieselben naturgemäß aufeinander angewiesen waren, alsbald eine Verschmelzung folgte, so daß nun beide Dörnberg als ihren Führer anerkannten.

Zu der Zeit, als dieses geschah, erwiesen sich die allgemeinen Verhältnisse als zu einem baldigen Losschlagen besonders günstig. Österreich bereitete sich zum Kriege gegen Frankreich vor, und es galt das versprochene Hilfscorps, welches durch Sachsen und Thüringen nach Hessen rücken sollte, nachdrücklich zu unterstützen. Wegen der zu einer allgemeinen Volkserhebung in Hessen unbedingt erforderlichen Mittel sandte Dörnberg seinen Bruder Fritz an den damals in Prag weilenden Kurfürsten. Dieser, welcher indessen nur gewohnt war, mit seinen getreuen Unterthanen Geld zu verdienen, ohne etwas dafür auszulegen, und der, so gern er auch wieder im Besitz seines Landes gewesen wäre, es als guter Kaufmann doch für leichtsinnig hielt, für einen ungewissen Erfolg ein Opfer zu bringen, gewährte die erbetene Unterstützung des Aufstandes in Gestalt einer Anweisung auf 30000 Thaler, welche indessen den Vermerk trug: „zahlbar, wenn diese Pläne gelungen sind." Dörnberg, über ein solch engherziges Berechnen gegenüber einer Sache, für welche andere Gut, Freiheit und Leben auf das Spiel setzten und durch die obendrein vorzugsweise das Interesse des Kurfürsten gefördert wurde, tief entrüstet, gab die Anweisung sogleich an den Geheimerat Schmerfeld, den damaligen Geschäftsträger des Kurfürsten, zurück.

Während die hessischen Patrioten der Entwickelung der Ereignisse hoffnungsfreudig entgegensahen, erhielt Dörnberg unerwartet den Befehl, sein Bataillon mit den zum Abmarsch nach Spanien bestimmten Truppen zu vereinigen. Ihm selbst wurde gleichzeitig vertraulich mitgeteilt, daß er das Bataillon nur bis Mainz begleiten, dann aber nach Kassel zurückkehren solle, um dort das Kommando der Chasseurs de la Garde zu übernehmen.

Die unerwartete Absendung seines Bataillons, noch mehr aber seine bevorstehende Berufung nach Kassel erregten in Dörnberg den Verdacht, daß die Sache verraten sei und daß man ihn durch jene Maßregeln zunächst wehrlos und dann unschädlich machen wolle. Er beschloß, da es jetzt entweder handeln oder die Sache verloren geben hieß, in der Voraussicht

des baldigen Ausbrechens des österreichischen Krieges sogleich loszuschlagen und sandte den Lieutenant v. Bothmer nach Homberg ab, wo der Aufstand beginnen sollte. Kaum war Bothmer indessen abgereist, als Dörnberg die Nachricht erhielt, daß zwei Divisionen französischer Truppen von Mainz aus im Anmarsch wären. Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als den gefaßten Entschluß wieder rückgängig zu machen, und Dörnberg sandte deshalb sofort die Weisung an Bothmer, alles wieder abzusagen. Obgleich bei der Ankunft des Boten bereits die Greben (Vorsteher) von etwa dreißig Dörfern durch Bothmer benachrichtigt waren, so blieb doch das Geheimnis gewahrt.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen Dörnberg dem Befehle, mit seinen Jägern nach Mainz zu marschieren, nachkam, von wo er dann in Begleitung des Gendarmerie-Obersten Bongars nach Kassel reiste, um, wie er nicht anders erwartete, dort sogleich bei seiner Ankunft verhaftet zu werden.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen wurde er indessen dort sehr gut aufgenommen und den Chasseurs sogleich als ihr Oberst vorgestellt. Seine erste Sorge war nun, seine Jäger wieder zurückgerufen zu sehen, was ihm auch dadurch gelang, daß er auf den großen Nachteil hinwies, welcher dem Lande durch die Entziehung und den etwaigen Verlust aller angehenden Forstmänner notwendig entstehen müsse.

Dörnberg war inzwischen nicht müßig, auch die Leute seines jetzigen Bataillons für seine Pläne zu gewinnen, und auch hier war sein Streben, dank seinem liebenswürdigen, echt volkstümlichen Wesen, von Erfolg begleitet. Nicht minder war es mit Hilfe von Dörnbergs jüngstem Bruder, welcher als Rittmeister bei dem in Homberg und Melsungen kantonnierenden Kürassierregimente stand, gelungen, einen Teil der Offiziere und Mannschaften desselben für die Sache der Verbündeten zu gewinnen.

So war die Mitte des Monats April herangekommen, und die sich jetzt verbreitende Kunde von dem Ausbruch des Kampfes zwischen Österreich und Frankreich, infolgedessen Jerome mit einer Anzahl von Regimentern nach Sachsen marschierte, ließ die Zeit zum baldigen Losschlagen geeignet erscheinen, und man wartete nur noch auf die Ankunft der von Österreich versprochenen Hilfstruppen, als ein Zwischenfall eintrat, welcher Dörnberg bewog, auf eigene Faust das Zeichen zum Kampfe zu geben.

Es war der französischen Polizei gelungen, einen der Kundschafter der Patriotenpartei aufzufangen, und aus einem bei diesem vorgefundenen Briefe hatte sie von dem beabsichtigten Zuge Schills Kenntnis bekommen. Sobald der preußische Gesandte in Kassel dieses erfahren hatte, schickte er sogleich den Ministerial-Sekretär v. Bothmer nach Berlin, um Schill warnen zu lassen, und Dörnberg benutzte diese Gelegenheit, um diesen zum sofortigen Losschlagen aufzufordern, da zu befürchten war, daß im anderen Fall auf Schill nicht zu rechnen sein werde, indem es nahe lag, daß der König, aus Rücksicht auf Frankreich und um sich nicht selbst einer Mitschuld verdächtig zu machen, den Verschwörer seines Kommandos entheben werde.

Bei den damaligen unvollkommenen Verkehrsmitteln bedurfte man einer nach unseren heutigen Begriffen sehr beträchtlichen Zeit, um eine solche Nachricht von Kassel nach Berlin gelangen zu lassen; zudem war es ungewiß, ob Schill imstande sein werde, der Aufforderung Dörnbergs sogleich zu folgen. Da man ferner nicht wissen konnte, wie lange Schill bedürfen würde, um mit seinen Reitern durch ein vom Feinde besetztes Land herbeizukommen, so wünschte Dörnberg den Tag des Aufstandes in Hessen von der Ankunft Schills abhängig zu machen. Die Folge hat gezeigt, wie verhängnisvoll es für beide Teile werden sollte, daß man hiervon abging.

Der bedächtige und klar blickende Dörnberg wurde indessen in einem von den Führern der hessischen Patrioten zu Kassel abgehaltenen Kriegsrate überstimmt und

der 24. April als Tag der Erhebung festgesetzt. Einige Tage nachher, am 19. April, ließ Dörnberg, infolge einer von Berlin empfangenen Nachricht, nochmals an seine Genossen die Weisung ergehen, den Tag der Erhebung bis auf weiteres hinauszuschieben, sah sich aber, als er erfuhr, daß am 22. einer der mit im Bunde befindlichen Offiziere den Befehl der Schloßwache habe, mit Rücksicht auf diesen für den Ausgang der Sache günstigen Umstand veranlaßt, am 21. unerwartet den folgengen Tag zur Ausführung zu bestimmen.

Dörnbergs Anordnungen gingen dahin, am Abend des genannten Tages rings in den um Kassel gelegenen Städten und Dörfern die Bewohner zur Erhebung aufzufordern und die diesem Rufe folgenden Mannschaften während der Nacht nach Kassel zu führen, so daß sie am 23., einem Sonntage, bei Tagesanbruch vor den Thoren der Residenz ständen. Noch während der Nacht sollten der kurz zuvor wieder heimgekehrte König, sowie die in Kassel anwesenden fünf französischen Generale gefangen genommen und in das Kastell gesteckt werden, zu welchem Zwecke man den Befehlshaber desselben, Major Krupp, mit in das Vertrauen gezogen hatte.

Von den in Kassel stehenden Soldaten war vorzugsweise der Widerstand der zum größten Teile aus geborenen Franzosen bestehenden Garde, sowie einer Compagnie polnischer Lanciers zu fürchten. Die ersteren hoffte Dörnberg durch die auf seiner Seite stehenden Gardejäger und Jäger-Carabiniers im Schach zu halten, die letzteren sollten ebenfalls während der Nacht in ihrer Kaserne gefangen genommen und entwaffnet werden. Die Aufgabe, dies zu thun, war von dem Lieutenant v. Bothmer freiwillig übernommen worden. Im Falle des Gelingens dieses Planes waren der Staatsrat v. Witzleben und der Geheime Referendar v. Schmerfeld ausersehen, vorläufig die Regierung zu führen.

Mit Windeseile flog Dörnbergs Ruf zu den Waffen durch das Land, und bald — ja an vielen Orten sogar früher, als es in Dörnbergs Plane lag — verkündete der Ruf der Sturmglocken in Stadt und Land, daß die lange ersehnte Stunde der Erhebung gegen die verhaßte Fremdherrschaft geschlagen habe.

Der Friedensrichter Martin, der sich als ein sehr geschickter Agitator erwiesen, hatte es verstanden, das Volk für den Aufstand zu gewinnen; in der Leitung des durch ihn in Bewegung gesetzten Stromes zeigte er indessen weniger Geschick; freilich mochte die Aufgabe, diese vom Geiste des Patriotismus, zugleich aber auch dem des Alkohols erregten, teils schon beim Beginn des Aufstandes die etwaigen Folgen fürchtenden und teilweise an keine Ordnung gewöhnten Scharen unter einen Willen zu bringen, wohl keine leichte sein.

Das Städtchen Homberg, der eigentliche Herd der Bewegung, war auch einer der Hauptsammelplätze der Aufständischen, und nachdem sich dieselben aus der Schwalmgegend hier versammelt hatten, wurden sie von Martins greisem Vater, dem Pfarrer des Städtchens, in einer warmen patriotischen Ansprache begrüßt, in welcher er die Rechtmäßigkeit des Aufstandes nachzuweisen suchte. Sodann wurde von Martins Schwiegervater, dem Apotheker Rommel, ein im Namen des Kurfürsten verfaßter Aufruf an das hessische Volk verlesen, der mit lautem Jubel begrüßt ward.

Eine wenig beneidenswerte Rolle bei dem nun sich entwickelnden Schauspiel, dem die zahlreich zwischen den Gestalten der Bürger und Landleute vertretenen alten hessischen Soldaten in den Uniformen ihrer ehemaligen Regimenter ein recht buntes Kolorit verliehen, war das der in Homberg stehenden Kürassiere. Ebenso wie ihre Offiziere standen auch sie auf der Seite der Aufständischen und waren gleichfalls dem allgemeinen Rufe zu den Waffen gefolgt. Als sie sich nun aber auf dem Marktplatze ordneten, zeigte es sich, daß die beiden Rittmeister, Müller und Wolf v. Gudenberg, fehlten. Der erstere hatte sich krank melden lassen; der letztere war ohne Entschuldigung ausgeblieben. Indessen erschien nach einiger Zeit der Rittmeister Weiße und der Lieutenant v. Girse-

wald. Von diesen wurde es den Kürassieren überlassen, sich entweder an dem Aufstand zu beteiligen oder sich für die nächsten Tage neutral zu halten.

Durch einige der Kürassiere, denen die Sache nicht ganz geheuer schien und die es deshalb für besser gehalten hatten, die Stadt zu verlassen und sich zu ihren der Bewegung fern stehenden Kameraden nach dem etwa drei Wegstunden entfernten Melsungen zu begeben, wo der übrige Teil des Regiments nebst dem Stabe sich befand, war die Kunde von der zweifelhaften Haltung der Homberger Eskadrons auch hier bekannt geworden, und einige mit den Aufständischen nicht sympathisierende Offiziere drangen in den Regimentscommandeur, Oberst v. Marschall, die abtrünnigen Schwadronen zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Der Oberst konnte sich diesem Drängen nicht entziehen und brach, wenn auch recht sehr wider Willen, mit einem Teil seiner Leute nach Homberg auf.

Hier befand sich noch alles in größter Unordnung, und die Straßen wie der Marktplatz boten mehr das Bild einer Fastnachtsmaskerade als einer kriegerischen Vorbereitung. Die Bewaffnung der noch bis zum Abend völlig ungeordnet sich durcheinander drängenden Mannschaft war eine höchst unzureichende. Mit Ausnahme der Förster besaßen nur einige wenige Gewehre, während die meisten nur Sensen, Mistgabeln und Äxte oder gar nur Zaunpfähle als Waffen führten.

Während Martin noch immer vergebens bemüht war, Ordnung in die lebhaft erregte ungefügige Masse zu bringen, sah man ganz unerwartet auf schaumbedecktem Pferde den Obersten v. Dörnberg heransprengen. Im ersten Augenblicke verursachte das Erscheinen des beliebten Führers, der infolge seiner persönlichen Eigenschaften wie seiner Stellung das Vertrauen aller besaß und der in diesem Zustande vollkommenster Verwirrung und Kopflosigkeit manchem wie ein rettender Engel erscheinen mochte, lebhaften Jubel und er wurde von allen Seiten mit stürmischen Hochrufen begrüßt.

Diese anfängliche Begeisterung wich indessen, als man den Grund von Dörnbergs Anwesenheit erfuhr, schnell einer lebhaften Besorgnis. Dörnberg teilte seinen Freunden mit, daß die Regierung Kenntnis von dem Aufstande besitze und Truppen zu dessen Bekämpfung abgesandt habe. Dörnberg selbst war bei seinem Wegritt von Kassel mit einer Abteilung derselben zusammengetroffen. Seine weiteren Mitteilungen ließen auch sogleich die Veranlassung dieses frühen Bekanntwerdens der Sache erraten. Ebenso wie Martin hatte auch der in der Gegend von Wolfhagen mit der Leitung des Aufstandes beauftragt gewesene Forstaccessist Berner in seinem Übereifer gegen den Befehl Dörnbergs bereits am Morgen statt am Abend die Bevölkerung alarmiert. Während nun Martins Übereilung, wie wir bereits gesehen, das Einschreiten des Obersten v. Marschall veranlaßte, sollte das verfrühte Losschlagen Berners von noch weit übleren Folgen für den Aufstand begleitet sein, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Berner die eigentliche Schuld des Mißlingens des ganzen Planes zugeschrieben werden muß. Ein unglücklicher Zufall fügte es nämlich, daß der Stallmeister v. d. Malsburg, welcher die Abwesenheit des Königs von Kassel zu einem Besuche auf seinem Gute Elmarshausen benutzt hatte, bei der Rückkehr von dort einem Trupp der Aufständischen begegnete und bei seiner Ankunft in Kassel dem inzwischen ebenfalls wieder dorthin zurückgekehrten Könige hiervon Mitteilung machte, ohne jedoch den Umfang des Aufstandes zu ahnen.

Der König hatte infolge dieser Mitteilung sogleich den Staatsrat zu einer Sitzung berufen, um über die zu ergreifenden Maßregeln Beschluß zu fassen.

Der Grund, weshalb Dörnberg selbst Kassel in dieser wichtigen Stunde verlassen hatte, war die Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit. Durch den Lieutenant v. Bothmer war ihm mitgeteilt worden, daß in jenem Conseil auch sein Name genannt sei, und Dörnberg hatte

hieraus geschlossen, daß der König sich im Besitz des ganzen Planes befände. In diesem Falle aber konnte seines Bleibens nicht länger in Kassel sein.

Wie sich nun freilich später herausstellte, war Dörnbergs Verdacht ein irriger gewesen, indem Malsburg bei seiner Mitteilung des Dorfes Dörnberg erwähnt hatte, unweit dessen er mit den Aufständischen zusammengestoßen war. An Dörnbergs Beteiligung bei der Sache hatte damals noch niemand gedacht.

Es ist zweifelhaft, ob dieses Mißverständnis den Obersten vor einer ihm drohenden Gefahr gerettet hat oder ein weiterer Grund des Fehlschlagens der ganzen Erhebung gewesen ist; denn einstweilen hielt man in Kassel, weit entfernt, den vollen Umfang der Erhebung zu ahnen, das Ganze für die Revolte einiger unzufriedener Bauern und hatte sich damit begnügt, Garde-Chevauxlegers unter dem General d'Albignac nach Wolfhagen zu entsenden. Dieses war auch die Abteilung gewesen, welche Dörnberg bei seinem Wegreiten von Kassel gesehen. Die übrigen in Kassel stehenden Truppen waren nur alarmiert worden, um sie im Fall der Not sogleich zur Hand zu haben. Hierdurch wurde nun aber gerade die eigentliche Entdeckung des ganzen Planes veranlaßt, welche Dörnberg, wenn er selbst noch in Kassel gewesen wäre, vielleicht hätte verhindern können.

Einer seiner Genossen, der noch sehr jugendliche Lieutenant v. Gayl, welcher noch nicht die nötige Festigkeit besaß, um die beim Bekanntwerden der Mitteilung Malsburgs sich seiner bemächtigende Besorgnis zu verbergen, hatte, als die Alarmsignale zum Sammeln der Truppen ertönten, durch sein Benehmen den Argwohn seiner Anverwandten erregt und auf deren Drängen auch alsbald ein offenes Bekenntnis seiner Beteiligung an dem geplanten Aufstande abgelegt. Sein Oheim, der Kammerherr v. Jagow, war darauf sogleich in das Schloß geeilt und hatte dem Könige gegen Zusicherung seiner Verzeihung für den unbesonnenen Neffen das Geheimnis mitgeteilt. Jetzt erst begann man die volle Bedeutung der Nachricht Malsburgs zu ahnen. Der erste Verdacht gegen Dörnberg scheint entstanden zu sein, als dieser beim Sammeln seines Bataillons fehlte und man nun von seiner Abwesenheit von Kassel Kenntnis erhielt.

Während Dörnberg, welcher im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit seines Bataillons, trotz des Vorgefallenen, den beschlossenen Marsch gegen Kassel nicht aufgeben wollte, bemüht war, einige Ordnung unter den in Homberg versammelten Aufständischen herzustellen, brachte man ihm die Meldung, daß in der Richtung von Kassel Kavallerie heranrücke. Es war der Oberst v. Marschall mit seiner Schar, der sich eine Anzahl französischer Infanteristen angeschlossen hatte, die durch das von allen Seiten vernehmbare Läuten der Sturmglocken aus ihren Standquartieren vertrieben worden waren. Als Dörnberg, der den Ankommenden entgegenritt, sich ihnen näherte, machten die Franzosen Miene, ihn niederzuschießen, woran sie indessen durch das Einschreiten der Kürassieroffiziere verhindert wurden. Dörnberg ließ durch einen der von ihm mitgenommenen Leute den Obersten v. Marschall bitten, zu ihm vorzureiten, da er mit ihm zu reden habe. Der Oberst leistete seinem Wunsche Folge und war völlig darüber außer sich, Dörnberg an der Spitze „der Rebellen" zu finden. Dörnberg bemühte sich, ihn zu bestimmen, sich der Sache des Vaterlandes anzuschließen, und teilte ihm mit, daß das ganze nördliche Deutschland gegen die Franzosen im Aufstande sei. Der Oberst wollte sich auf nichts einlassen, er versprach indessen, mit seinen Leuten nach Melsungen zurückzureiten und sich vorläufig in der Sache neutral zu halten — eine Rücksichtnahme, welche ihm wenige Tage später seine Stelle kostete.

Bei seiner Rückkehr nach Homberg fand Dörnberg dort wieder alles in der früheren Unordnung, und er hatte die größte Mühe, bis zum Eintritt der Dunkelheit die notwendige Ordnung wieder herzu-

stellen. Als man gerade im Begriff war, den Marsch nach Kassel anzutreten, erschien vor der Front der Marschkolonne ein junges Mädchen mit einer die hessischen Farben zeigenden Fahne; dieselbe trug die eingestickte Inschrift „Sieg oder Tod im Kampfe fürs Vaterland!" Die Trägerin der Fahne war die jugendlich schöne Karoline v. Baumbach, welche zur Zeit bei ihrer Tante, der Witwe des ehemaligen hessischen Ministers v. Baumbach, in Homberg lebte. Es war ein erhebender, allen Zeugen dieser Scene tief sich einprägender Augenblick, als Dörnberg entblößten Hauptes die Fahne aus der Hand der schönen Geberin empfing und dann laut die Worte der Inschrift nachsprach, was von allen Umstehenden in brausendem Chor wiederholt wurde.

Der Abend war bereits angebrochen, als endlich der Befehl zum Abmarsch erfolgte. Man war noch nicht weit marschiert, als von der Vorhut die Meldung anlangte, daß der Oberst v. Marschall mit seinen Kürassieren kurz vorher marschiere. Das Regiment hatte in einem an der Straße liegenden Dorfe gefüttert und beim Herannahen der Aufständischen sogleich seinen Marsch wieder fortgesetzt. Kurze Zeit später stieß Dörnbergs jüngster Bruder, welcher als Offizier bei dem Regimente stand, zu den Aufständischen. Er hatte versucht, einzelne von seinen Leuten zum Mitgehen zu bewegen, was ihm jedoch nicht gelungen war. Dörnberg, dem ein einzelner Mann nicht viel helfen konnte, gab ihm den Rat, sich dem Regimente, bei welchem man der Dunkelheit wegen seine Abwesenheit wohl noch nicht bemerkt haben werde, wieder anzuschließen, da er auf diese Weise Gelegenheit habe, die Verbündeten in Kassel von dem Herannahen seiner Schar zu benachrichtigen.

Unter dem Geläut der Sturmglocken, welche noch immer die wehrhaften Männer von allen Seiten herbeiriefen, ging es nun durch die laue Frühlingsnacht dahin, bis man bei Tagesanbruch unweit des Dorfes Kirchbaune anlangte. Dort sah man auf der gegenüberliegenden Höhe, bei der sogenannten Knallhütte, die Kürassiere mit polnischen Lanzenreitern und einer Batterie aufgestellt, welche letztere beim Herannahen der Aufständischen zu feuern begann; und zwar zunächst blind. Dörnberg teilte dieses seinen Leuten mit und gab in der Hoffnung, daß die Kanoniere überhaupt nicht auf ihre Landsleute schießen würden, den Befehl, im Laufschritt zum Sturm auf die Geschütze vorzugehen. Die Batterie begann nun scharf zu feuern und warf Kartätschen in die dichte Masse der Heranstürmenden. Als gleichzeitig auch die Reiter zum Angriffe vorgingen, wandte sich die schon durch die Schüsse in Verwirrung gebrachte Masse zur Flucht und eilte, ohne sich von ihrem Führer halten zu lassen, der in ihrem Rücken liegenden bewaldeten Höhe zu. Hier erst gelang es Dörnberg, seine Leute zum Stehen zu bringen; da er sich aber selbst überzeugt hatte, daß er mit seiner schlecht bewaffneten Schar nichts gegen die ihm entgegenstehende Macht auszurichten vermöge, so gab er seinen Leuten, um sie für eine bessere Gelegenheit zu erhalten, den Rat, sich zu zerstreuen und in ihre Dörfer zurückzukehren. Dörnberg selbst ritt in Begleitung des Oberforstmeisters v. Buttlar nach Homberg zurück und floh, nachdem er dort seine Uniform mit bürgerlicher Kleidung vertauscht und sich von der Äbtissin v. Gilsa zwanzig Friedrichsdor geliehen hatte, nach Böhmen, wo der Kurfürst sich aufhielt. Mit ihm gelang es den meisten Führern des Aufstandes, sich zu retten, da man überall, wohin sie kamen, ihrer Flucht Vorschub leistete und nirgends ein Verräter sich fand.

* * *

Bevor noch die Schar unter Dörnberg zerstreut war, hatte der Forstaccessist Berner, der Leiter des Aufstandes in der Gegend von Zierenberg und Wolfhagen, schon am Abend des 22. (Sonnabend) das Spiel verloren, indem seine Schar unweit Wolfhagen von dem gegen ihn ausgesandten General d'Albignac zersprengt wurde.

Während so die Kraft des Aufstandes bereits gebrochen war, hatte der Lieutenant v. d. Malsburg, der Leiter der Erhebung im Diemel- und Warmethale, ohne Kenntnis von dem Schicksale seiner Freunde erst am Sonntagmorgen angefangen, seine Getreuen um sich zu sammeln, und rückte, nachdem er seine Schar mit der des Herrn v. Spiegel und der Brüder Wolf v. Gudenberg vereinigt hatte, in der Stärke von etwa 4000 Mann von Norden her auf Kassel zu, wo die Nachricht von seinem Anmarsche lebhafte Besorgnis eregte, da man die verfügbaren Truppen bereits am Morgen nach anderen Richtungen entsandt hatte. In dieser Not übernahm es ein Verwandter Malsburgs, diesem entgegenzureiten und ihn unter Hinweis auf das Schicksal der Schar Dörnbergs und Berners durch Vernunftgründe zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Malsburg war jedoch nicht so leicht von der Verfolgung seines Zieles abzubringen und ließ den Warner vorläufig gefangen nehmen; nachdem er sich aber im Laufe der Nacht vom Sonntag zum Montag vergebens bemüht hatte, weitere Verstärkungen, darunter auch eine Compagnie von Dörnbergs Jägern, an sich zu ziehen, mußte auch er sich allmählich von der völligen Erfolglosigkeit des Aufstandes überzeugen und löste deshalb am Morgen des 24. seine Schar auf.

Auch an der Werra war im Laufe des Sonntags das Landvolk durch den Freiherrn Karl v. Eschwege und den Lieutenant v. Hasserodt zu den Waffen gerufen; doch hier ohne jeden Erfolg, da in dieser Gegend die blutigen Folgen des vorigen Aufstandes noch in zu lebhafter Erinnerung standen. Die beiden Genannten wurden von den französischen Behörden gefangen genommen und in das Kastell nach Kassel abgeführt, wo sie sich mit einer großen Anzahl ihrer Freunde und Gesinnungsgenossen aus allen Ständen zusammenfanden, um mit diesen hier ihr Schicksal zu erwarten.

* * *

Der unglückliche Ausgang der Dörnbergschen Erhebung sollte auch für das Unternehmen des im Einverständnisse mit Dörnberg handelnden Schill verhängnisvoll werden. Sogleich nach dem Eintreffen Bothmers in Berlin hatte Schill mit seinen Husaren diese Stadt verlassen, um sich mit Dörnberg zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen, und war über Wittenberg, Dessau und Köthen bis Bernburg gelangt, wo er am 4. Mai die Schreckenskunde von der Niederwerfung des Aufstandes empfing. Hiermit war auch sein und seiner Leute Schicksal besiegelt, und alle weiteren Kämpfe dieser wackeren Schar konnten nichts weiter mehr erzielen als ein ehrenvolles Ende.

Während das französische Kriegsgericht in Kassel noch in voller Thätigkeit war und die Beteiligung an dem Aufstande mit Gefängnis, Güterentziehung und Erschießen ahndete, kam plötzlich aus Marburg die Kunde von einem neuen Aufstande. Es sollte diesem Drama auch das Nachspiel nicht fehlen.

Die dortigen Häupter des Aufstandes, der fast achtzigjährige Oberst Emmerich und der Professor der Medizin Sternberg, hatten sich samt ihren Gesinnungsgenossen an dem Zuge Dörnbergs nicht beteiligt, weil sie zu spät benachrichtigt worden waren. Als nun gegen Mitte des Monats Juni beim Herannahen des Herzogs von Braunschweig mit seiner schwarzen Schar, bei welcher sich auch Dörnberg mit mehreren bei der Erhebung beteiligt gewesenen Offizieren befand, eine große Anzahl der bisher im Kastell zu Kassel interniert gewesenen Aufständischen, die man dort nicht mehr für sicher hielt, nebst vielen schon Freigesprochenen, neuerdings aber aus Furcht wieder Eingezogenen, sowie anderen, den Franzosen verdächtigen angesehenen Männern, deren Einfluß auf das Volk man fürchtete und die man wider alles Recht und ohne Urteil gefangen genommen hatte, gleich Verbrechern nach Mainz transportiert wurden, stieg dem alten Emmerich die Galle in das noch immer jugendlich heiße Blut,

und da obendrein zur Zeit nur wenig französisches Militär in Lande lag, so schien ihm die Zeit günstig, eine abermalige Erhebung ins Werk zu setzen. Er sammelte seine Getreuen und brach in der Nacht vom 23. zum 24. Juni unter dem Rufe: „Kurhessen raus!" mit einer kleinen Schar gegen die Franzosen los, entwaffnete eine französische Wache und setzte den Kommandanten, General v. Dalwigk, so in Schrecken, daß dieser mit den wenigen ihm zu Gebote stehenden Truppen die Stadt verließ, um sich auf Kassel zurückzuziehen. Erst nachdem er durch einen ihm nachgeeilten Diener erfahren hatte, daß Emmerich über nicht mehr als etwa vierzig bis fünfzig Bauern verfüge, kehrte er wieder um und schritt zum Angriff gegen die Aufständischen. Der Kampf war ein nur kurzer, und noch vor Anbruch des Tages war die Schar des tapferen Emmerich gesprengt und er selbst mit einem großen Teil seiner Leute gefangen. Hofrat Sternberg, der durch Krankheit verhindert worden war, sich an dem nächtlichen Kampfe zu beteiligen, wurde am anderen Tage in seiner Wohnung verhaftet und mit den übrigen — es waren im ganzen fünf Leiterwagen voll — nach Kassel gebracht, wo er am 19. Juli auf dem Forst erschossen ward, nachdem tags zuvor der Oberst Emmerich auf derselben Stelle mit der eines alten Soldaten würdigen Ruhe den Tod erlitten. Die Gattin Sternbergs hatte sich, obgleich unmittelbar vor ihrer Entbindung stehend, nach Kassel aufgemacht, um die Gnade des Königs für ihren Gemahl anzuflehen. Sie gelangte indessen nur bis Jesberg, wo sie, unfähig weiter zu reisen, bleiben mußte. Das Urteil wurde an demselben Tage vollzogen. Von den übrigen Gefangenen teilten zwei das Schicksal ihrer Führer.

Von den Genossen Dörnbergs waren wenige Wochen zuvor zwei, der Lieutenant v. Hasserodt und der Kürassierwachtmeister Hohnemann, an derselben Stelle erschossen worden. Von den übrigen zum Tode verurteilt gewesenen Gefangenen gelang es mehreren, aus dem Gefängnisse zu entkommen; einige andere, wie der Freiherr v. Eschwege, der Forstinspektor v. Buttlar und der Lieutenant v. d. Malsburg, wurden auf Fürsprache ihrer Angehörigen vom Könige, der sich überhaupt bei dieser Gelegenheit als ein milder und zum Vergeben geneigter Charakter bewies, begnadigt. Neben zahlreichen anderen Beteiligten mußten auch die Damen des Stifts Homberg sowie die Geberin der Fahne, Karoline v. Baumbach, ihre Unterstützung des Aufstandes mit längerer Gefängnisstrafe büßen, welche durch das rücksichtslose, oft geradezu rohe Benehmen der französischen Kerkermeister, die sich darin gefielen, die Gefangenen durch mancherlei Schreckensnachrichten zu ängstigen, noch härter gemacht wurde. Sophie v. Baumbach, die Tante der Geberin der Fahne, welche freiwillig die Gefangenschaft ihrer Nichte teilte, erlag der Angst und Aufregung — man hatte den unglücklichen Frauen u. a. erzählt, daß sie nach Cayenne gebracht werden sollten —, Karoline selbst wurde nach längerer harter Haft von ihren Verwandten gegen Erlegung einer namhaften Geldsumme losgekauft und starb bald nach der Niederwerfung Napoleons infolge der Pflege verwundeter Soldaten am Lazarettfieber.

Ein näheres Eingehen auf die zum Teil sehr interessanten und abenteuerlichen Erlebnisse der übrigen Beteiligten würde uns zu weit führen, wir begnügen uns daher mit einigen Worten über das spätere Schicksal Dörnbergs, des Leiters der Erhebung. Nachdem er dem Herzog von Braunschweig nach England gefolgt war, trat er 1812 zunächst in russische und nach dem Frieden in hannöversche Dienste, war während einer längeren Reihe von Jahren hannöverscher Gesandter in Petersburg und starb zweiundachtzigjährig 1850 zu Münster.





Eine Reise

von Bombay durch die indischen Prachtstädte.

Von

Richard Garbe.

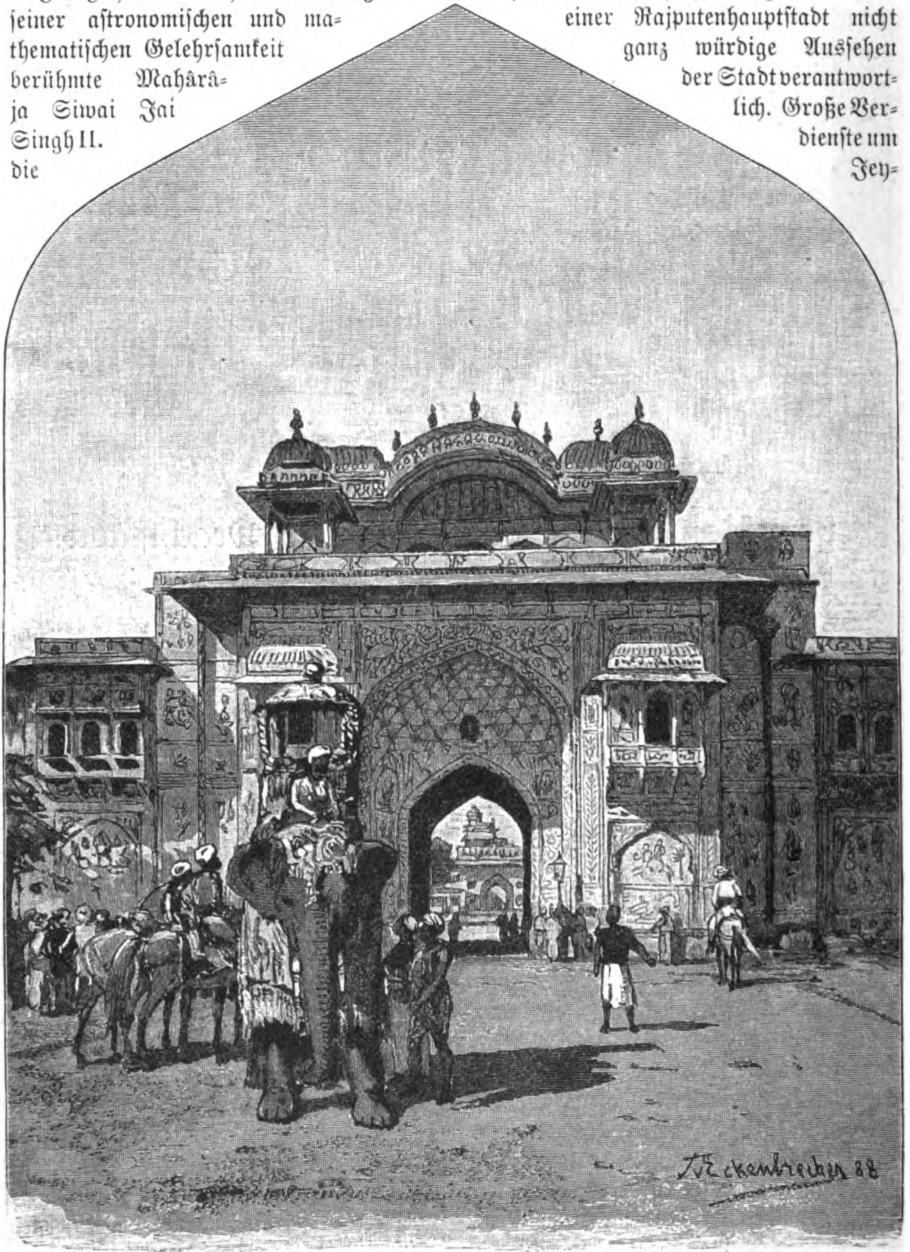
II.

Eine Bahnfahrt von fast vierundzwanzig Stunden bringt den Reisenden von Ahmedabad nach Jeypur, der bedeutendsten Stadt in der Râjputâna. Nach fünfstündiger Fahrt verläßt man in Palanpur das britische Territorium, um mit mäßiger Fahrgeschwindigkeit auf der einspurigen Râjputâna-State-Railway das Gebiet mehrerer einheimischer Staaten zu durchkreuzen. Den ganzen Nachmittag und Abend bis zum Hereinbrechen der Nacht behält man die Berge der Arâvalî-Kette zur Seite, deren höchste Erhebung, Mount Abu, 5650 Fuß hoch, zur Sommerfrische für Europäer eingerichtet ist.

Wenn man aus der alten Moslim- und Jaina-Stadt Ahmedabad in das moderne, mit fast mathematischer Regelmäßigkeit erbaute Jeypur, die jetzige Hauptstadt des nach ihr benannten Fürstentums, versetzt wird, ist der Kontrast einer der überraschendsten, die man sich denken kann. Durch lange, gerade und breite Straßen fährt man dahin, um rechts und links lauter gleichartige Häuser eines halb europäischen, halb indischen Baustils zu sehen, von oben bis unten rosa angestrichen und mit weißen Verzierungen geschmückt. Ich hatte den Eindruck, als ob ganz Jeypur mit Himbeersaft begossen wäre. Aber welch ein Leben in diesen Straßen, und welch ein Volk! Stolz und frei, mit königlicher Haltung, das kühne, markige Antlitz mit einem pechschwarzen wallenden Barte umrahmt, schreitet der Rajpute einher, als ob ihn keinen Augenblick das Bewußtsein seiner edlen Abstammung von den alten arischen Kriegergeschlechtern verließe. Es ist die einzige indische Rasse, die ich als schön bezeichnen kann, auf sie aber wende ich die Bezeichnung im besten Sinne des Wortes an, trotz Mantegazza, der in seinem Buche über Indien sagt, daß die Physiognomie des Rajputen die eines reißenden Tieres sei. Ein hübsches Seitenstück zu seiner Erklärung, daß die Aboriginer-Rasse der

schwammigen, aufgedunsenen Bengalen den reinsten arischen Typus repräsentiere!

Im Jahre 1728 hatte der wegen seiner astronomischen und mathematischen Gelehrsamkeit berühmte Mahârâja Siwai Jai Singh II. die auf einem Bergrücken gelegene uralte Hauptstadt seines Reichs, Ambir, verlassen und in der nahen Ebene das heutige Jeypur, die „Siegesstadt", gegründet. Von ihm berufene italienische Architekten sind für das höchst originelle, aber einer Rajputenhauptstadt nicht ganz würdige Aussehen der Stadt verantwortlich. Große Verdienste um Jeypur hat sich der vorletzte, vor einigen Jahren verstorbene Mahârâja erworben, dem die Stadt, welche jetzt gegen 150000



Eingangsthor zum Palast des Mahârâja in Jeypur.

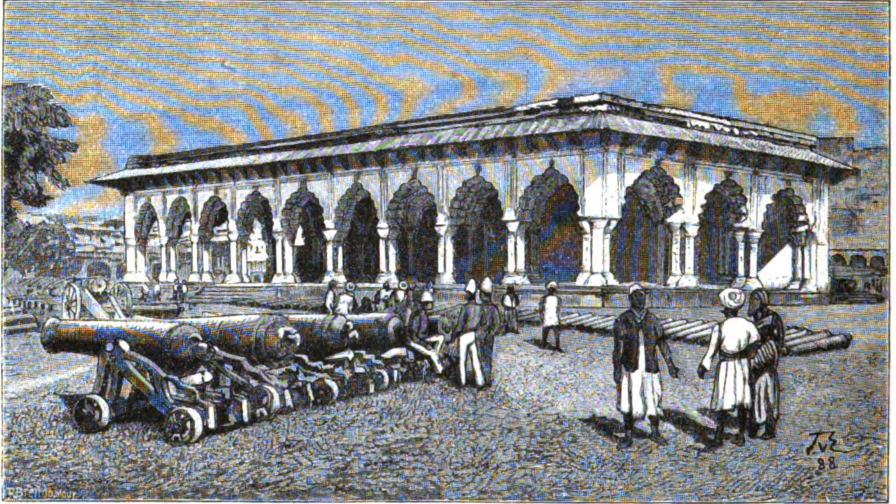
Einwohner zählt, ihre Gasbeleuchtung, ein gutes Museum, eine Kunstgewerbeschule und einen ganz nach abendländischem Muster angelegten großen öffentlichen Garten verdankt. In der Mitte dieses Stadtparkes spielt allabendlich die zwar aus Eingeborenen zusammengesetzte, aber europäisch geschulte Hofkapelle des Mahârâja, welche schon seit Mitte der sechziger Jahre — wie ich durch Zufall erfuhr — unter der Leitung eines deutschen Kapellmeisters, eines Herrn Böker aus Braunschweig, steht. Ich freute mich, im Herzen der Râjputâna mit einem ganz



Hawâ-Mahal (Windpalast) in Jeypur.

zufällig entdeckten Landsmann ein paar deutsche Worte sprechen zu können.

Im Centrum von Jeypur befindet sich der riesige Königspalast, zu dem man über einen weiten Hof durch ein architektonisch nicht unschönes, aber mit allerhand Arabesken und sonstigen Malereien, abgerissenen Darstellungen aus der indischen Mythologie, Tierwelt und Vegetation zu bunt bemaltes Eingangsthor gelangt. Die Erlaubnis zu einem Besuche der Privatbibliothek des Mahârâja wurde mir durch die freundliche Vermittlung des Dr. Hendley zu teil, des hochverdienten Chefs des Medizinalwesens von Jeypur, der gleichzeitig ein eifriger Förderer aller künstlerischen und gemeinnützigen Unternehmungen und ein bewährter Freund des fürstlichen Hauses ist. Die Bücher- und Handschriften-Sammlung des Mahârâja steht unter der Leitung des borniertesten aller Bibliothekare, eines Mannes, der nicht ein Wort Sanskrit gelernt hat, trotzdem er einen wahren Schatz von Sanskritmanuskripten zu hüten hat. Er legte mir den geschriebenen Katalog derselben vor, eine rohe Liste von Namen, in der nur ein Teil der vorhandenen Handschriften verzeichnet stand. Als ich ihm diejenigen Werke nannte, die ich zu sehen wünschte, erklärte er sich nicht autorisiert, mir dieselben zu zeigen: er habe den Befehl erhalten, mich in die Bibliothek einzulassen, aber um Bücher zu sehen, müsse ich einen zweiten Befehl des Mahârâja erwirken. O sancta simplicitas! Als ob ich gekommen wäre, um die verschlossenen Schränke der Bibliothek zu bewundern! Während ich mich ärgerlich zum Gehen anschickte, legte mir der Bibliothekar — nicht etwa um einen unpassenden Scherz zu machen, sondern in rührender Naivetät — ein Album vor mit der Bitte, ein Gutachten über die von ihm geleitete Anstalt abzugeben. Diesem Verlangen entsprach ich, indem ich unter das enthusiastische Certifikat eines englischen Fachgenossen, offenbar des einzigen Europäers, der vor mir in jener Musterbibliothek gewesen, schrieb, daß ich mich deeply obliged to His Highness the Mahârâja of Jeypur fühle für die Erlaubnis, den unvollständigen Katalog seiner handschriftlichen Sammlungen durchzulesen.

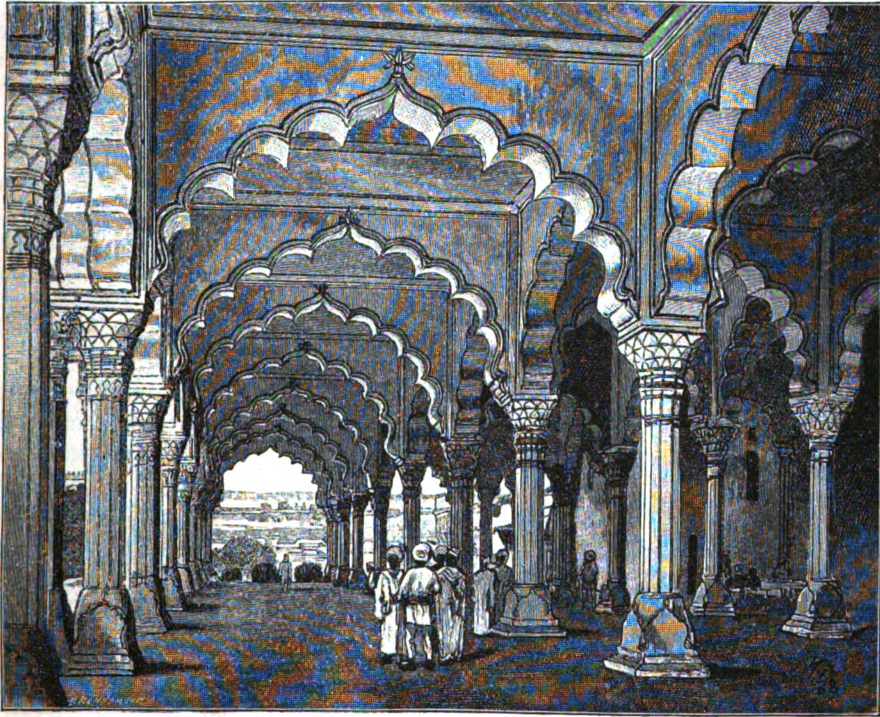


Diwân-i-Âm in Dehli.

Eine Sehenswürdigkeit des Palastes sind die Marställe des Mahârâja, in denen vierhundert edle Pferde, zum Teil von wunderbarer Schönheit, und achtzig Ele-

fanten gehalten werden; von den letzteren waren einige noch so wild, daß man mich, trotzdem dieselben mit schweren Ketten an den Füßen gefesselt waren, schon von weitem warnte, ihnen nahe zu kommen.

Wohl das barockeste Gebäude in Jeypur ist der Hawâ-Mahal, der Windpalast, welcher seine luftige, mit pyramidenförmigen Erkertürmchen überladene, schwindelhaft hohe Fassade der Straße zukehrt, die zu dem Königspalast führt. Ein phantastischer Engländer (Edwin Arnold, India Revisited, S. 143) nennt diese Ausgeburt baumeisterlicher Verschrobenheit „eine Vision von kühner und zierlicher Lieblichkeit" (a vision of daring and dainty loveliness), „einen förmlichen Berg luftiger und



Ein Teil vom Inneren des Diwân-i-Âm in Dehli.

verwegener Schönheit", und fügt, indem er nicht Worte genug finden kann, um sein Entzücken zu äußern, hinzu: „Weder Aladins Zauberer hätte ein wunderbareres Gebäude ins Leben rufen können, noch war der Perl- und Silberpalast der Peri Banu more delicately charming."

Auf dem Bergrücken oberhalb Jeypurs erhebt sich ein stattliches Fort, Tigerfort geheißen, und auf dem Felsabhang unter demselben steht seit dem Besuche des Prinzen von Wales mit ungeheuren weißen Buchstaben das meilenweit sichtbare freundliche Wort Welcome geschrieben. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß, wie für alle noch selbständigen indischen Staaten, auch für Jeypur die Zeit kommen werde, da man einrückende englische Truppen nicht mit einem solchen Willkommsgruß empfangen wird.

Wenn meine Leser aus der Erwähnung der mancherlei europäischen Einrichtungen den Eindruck gewonnen haben sollten, daß das Leben in Jeypur schon bis zu einem bemerkenswerten Grade von abendländischer Kultur durchtränkt sei, so muß ich

sie mit großer Entschiedenheit des Gegenteils versichern. Nur noch in Benares hat das indische Volksleben den Charakter der höchsten Altertümlichkeit so rein und ungeschminkt gewahrt als in Jeypur, wo auf den großen Plätzen die Massen sich zu Hunderten und Aberhunderten drängen, die Kamel- und Elefantentreiber Mühe haben, durch laute Zurufe Platz für ihre mächtigen Tiere zu schaffen, und einem Europäer nicht die Ehrerbietung gezollt wird wie auf britischem Gebiet.

Es befindet sich nur ein kleines, natürlich einem Native gehöriges Hotel in Jeypur, „Zur Kaiserin von Indien" benannt (Kaisar-i-Hind-Hotel), in welchem mit Rücksicht auf die des Hindustani unkundigen Reisenden ein widerwärtiger Goanese angestellt war, der ein wenig englisch radebrechen konnte. Ich war eine Nacht der einzige Gast in jenem Hause und gefiel mir — die kleine Schwäche muß ich eingestehen — in dieser für mich damals noch idealen Situation, in einem ganz indischen Lande weit und breit keinen Europäer außer mir zu wissen; ja, es kam mir ganz romantisch vor, als ich mich zur Ruhe auf mein unverschließbares Zimmer begab und vor demselben einen riesigen Rajputen mit blankem Schwert in der Hand sitzen sah, den der Wirt dort zu meiner Sicherheit für die Nacht stationiert hatte.

Als ich am dritten Abend meines Aufenthalts in Jeypur, voll von Eindrücken, in das Hotel zurückkehrte, fand ich dort einen italienischen Maler vor, der gar kein Hindustani und nur zwei englische Worte, Yes und No, verstand. Auf welche Weise es dem Manne gelungen war, mit Italienisch und Französisch seinen Weg bis mitten in die Râjputâna zu finden, ist mir noch heute ein Rätsel; in Jeypur hatte ihn aber das Bewußtsein der völligsten Hilflosigkeit derart übermannt, daß er mir bei meinem Eintritt ins Hotel ohne weiteres in die Arme fiel.

Ich durfte mich glücklich schätzen, in Jeypur einen kundigen und unermüdlichen Führer in der Person des gelehrten und vorurteilsfreien Pandits Durgâprasâd gefunden zu haben, der mir drei Tage lang seine Zeit in der liebenswürdigsten Weise gewidmet hat. Da der Pandit nicht englisch sprechen konnte, meine Kenntnis des Hindustani aber zu beschränkt war, um ein zwangloses Gespräch zu führen, haben wir uns Tag für Tag auf Sanskrit unterhalten; es war das erste Mal, daß ich an mir selbst die praktische Bedeutung kennen lernte, welche noch heute die alte Litteratursprache Indiens als Mittel zur Verständigung in ihrem Heimatlande besitzt. Schon die einfache Thatsache, daß ich an Durgâprasâds Seite durch die Straßen ging oder fuhr, brachte mich mit dem Volke in mannigfache Berührung; jedem Pandit oder sonstigen Bekannten meines neuen Freundes, der uns begegnete, wurde ich vorgestellt, und die darauffolgende Unterhaltung rief Dutzende von Menschen herbei, die uns in einem undurchdringlichen Knäuel umringten, um den „Pandit aus dem Lande Jarman" ihre alte heilige Sprache reden zu hören. An dem Morgen meiner Abreise kam Durgâprasâd auf den Bahnhof, brachte mir seine Photographie und versicherte mir, daß er, „solange diese Existenz währe", mich nicht vergessen würde. Seitdem sind wir in regelmäßiger Korrespondenz geblieben.

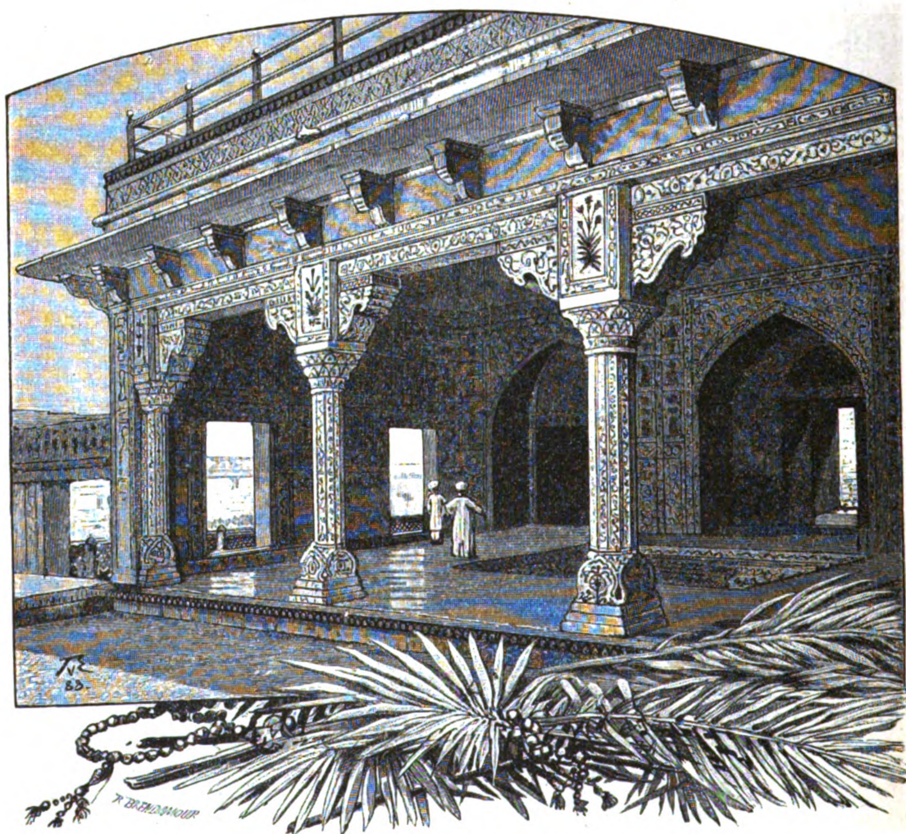
Kein Besucher von Jeypur versäumt einen Ausflug nach der alten Ruinenstadt Ambir zu machen, die außerordentlich bequem zu erreichen ist, da der Mahârâja von Jeypur jedem Europäer, der sich schriftlich anmeldet, einen Elefanten aus seinem Marstalle zur Verfügung stellt. Man erhält auf seine Meldung keine Antwort, findet aber zur festgesetzten Stunde den Elefanten vor dem Thore der Stadt. Um vor dem Hereinbrechen der Tageshitze, gegen neun Uhr morgens, schon wieder zurück zu sein, erhebt man sich lange vor Sonnenaufgang und durcheilt die Stadt im Morgengrauen mit einem schnellen Gefährt. Durch die erfrischende Luft, ihre ungewohnte Reinheit — denn im Laufe des Tages und besonders gegen



Ansicht von Agra.

Abend füllen sich die Straßen mit einem wahrhaft undurchdringlichen Staube, von dessen Dichtigkeit keine Beschreibung eine Vorstellung erwecken kann —, durch das zunehmende Tageslicht, in dem Umrisse und Farben immer deutlicher erscheinen, wird eine Morgenstimmung erzeugt, die in Indien eine noch weit erhebendere Wirkung hat als bei uns. Ein schöner Morgen der kalten Jahreszeit kann alle Leiden, die man in dem heißen Lande zu ertragen hat, vergessen machen.

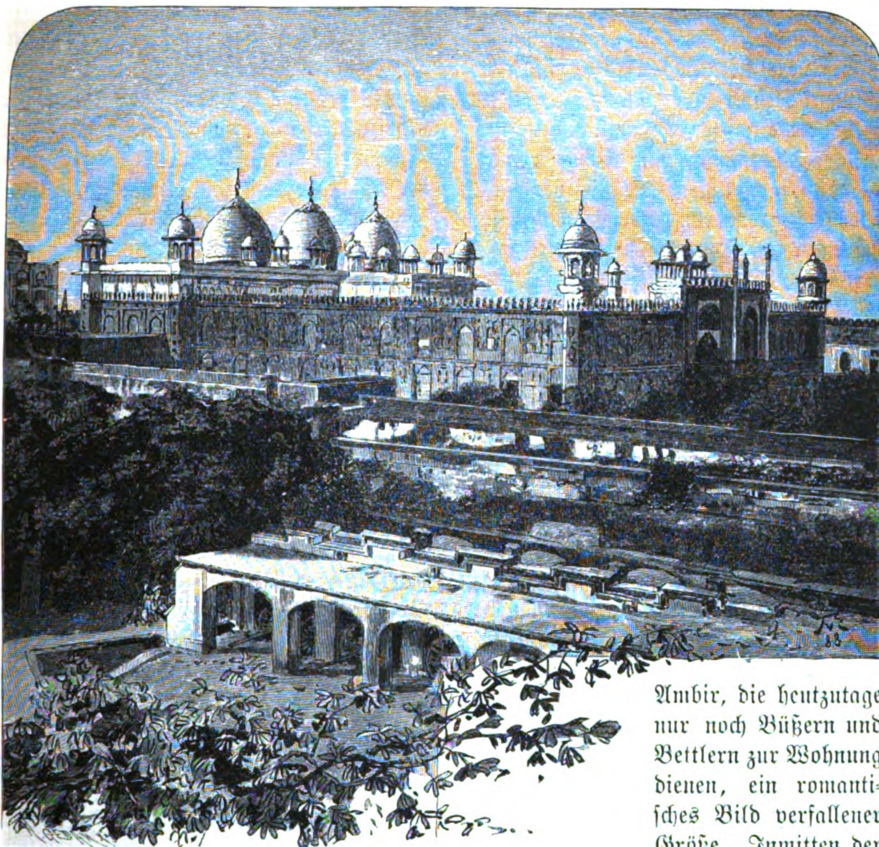
Nach dreiviertelstündiger Fahrt sah ich meinen Elefanten, ein ganz ungeheures Tier, zwischen mannshohen, den Weg ein-den beiden Seiten des Elefanten für vier Personen Platz gewährt. Doch ritt ich auch so, obschon nicht gerade bequem sitzend, mit einem unsäglichen Behagen das herrliche Thal nach Ambir hinunter. Die ganze Situation und Umgebung war für einen Neuling zu fremdartig, um ihn kalt zu lassen: lange Reihen bepackter Kamele kamen mir entgegen, unter den starkblätterigen Feigenbäumen und den zartbelaubten Tamarinden tummelten sich Affen, und viele Dutzende wilder Pfauen schritten gravitätisch auf den Abhängen einher. Ich äußerte dem Mahaut, der auf dem Kopfe des bedächtig sich vorwärts



Akbars Palast in Agra.

rahmenden Kakteen stehen. Eine Howdah hatte man mir nicht spendiert, wie ich gehofft, sondern nur den gewöhnlichen Sattel, welcher auf zwei Sitzbrettern an

bewegenden Elefanten saß, den Wunsch, den Trab des Tieres kennen zu lernen. „Alte Elefanten laufen nicht, Sahib," erwiderte er, „und Hussein Pyârî" (die



Moti Masjid in Agra.

Ambir, die heutzutage nur noch Büßern und Bettlern zur Wohnung dienen, ein romantisches Bild verfallener Größe. Inmitten der Ruinen erhebt sich, von starken Befestigungen

Freundin des Hussein — so hieß mein riesiges Elefantenweibchen) „ist hundertundzwanzig Jahre alt.“ Der Mahaut erzählte dann weiter, daß in der Gegend, die wir durchritten, bei Nacht die Tiger ihr Wesen trieben; doch zögen sich dieselben bei Tagesanbruch weiter in die Berge zurück. Auch wimmele die Umgegend Jeypurs noch von Dacoits (Räubern). Zu den Kolonnen gefesselter Sträflinge, die ich des Abends in den Straßen der Stadt gesehen, sollen diese das Hauptkontingent stellen. Im Thale unterhalb Ambirs befindet sich ein großer künstlicher Teich mit schmutzigem grünlichem Wasser, in dem ich mehrere Alligatoren schwimmen sah. Auf dem Rücken und dem Abhange des Berges, den mich der Elefant nun hinauftrug, liegen die Trümmer von

umgeben, der Sommerpalast des Mahârâja, dessen lange Reihen von Marmorhallen, Sälen, Zimmern und Bädern zur Zeit meines Besuches leer und verlassen standen; daß die Räume des Harems einen großen Teil des Palastes in Anspruch nehmen, ist nicht verwunderlich; denn der jetzige Mahârâja, ein blutjunger Mann, den man in Jeypur, wie ich mehrfach hörte, in wenig schmeichelhafter Weise mit seinem verstorbenen Vater vergleicht, besitzt außer drei eigentlichen Königinnen noch zweihundert andere Frauen. Von besonderem Interesse war es mir, daß ich in dem Tempel des Palastes, einem der blutgierigen Göttin Durgâ geweihten Heiligtum, das erste Tieropfer mit ansehen konnte. Jeden Morgen wird dort seit vielen Jahren eine schwarze Ziege ge-

schlachtet, in früherer Zeit aber soll alltäglich ein Mensch vor dem Altar der Göttin verblutet sein. Das läppische Benehmen der Priester war geradezu empörend: die ganze Ceremonie wurde nicht nur geschäftsmäßig von ihnen betrieben — das wäre begreiflich und verzeihlich gewesen —, sondern unter Schwatzen und Lachen, während das arme Opfertier zitternd vor Todesangst seinem Schicksal entgegensah. Nachdem der Hauptpriester vorschriftsmäßig sich mehrfach den Mund ausgespült, besprengte er das Tier und legte ihm aus einem Blechgefäße ein paar Blumen auf den Kopf, der dann von einem Manne niederer Kaste mit einem wohlgezielten Schwertstreich abgetrennt wurde. Den Rumpf schaffte man sofort aus dem Tempel, das Haupt aber wurde auf einer Schüssel zu dem greulichen Bilde der Göttin gebracht, das man jetzt meinen Blicken durch einen roten Vorhang verhüllte.

* *
*

Nach einer zehnstündigen Bahnfahrt durch reizloses, zum Teil steppenartiges Land gelangt man von Jeypur nach Dehli, der indischen Kaiserstadt. Die Herrschaft der Moguls, welche dort und in Agra residierten, pflegt uns als ein blutiger Despotismus zu gelten, gekennzeichnet durch Raub, Erpressung und fanatische Unterdrückung des Hindutums. Und doch sollte man nicht vergessen, daß es diese mohammedanischen Herrscher gewesen sind, welche wahre Kunst und Kultur nach Indien gebracht haben, daß sie in den zauberhaften Prachtbauten jener beiden Städte das Schönste geschaffen, was in dem weiten Indien zu finden ist, daß sie dem heißen staubigen Lande den Ruf eines romantischen Reiches voll feenhafter Pracht in unserem fernen Westen begründet haben. Indien würde für uns nicht das „Land der Wunder“ sein, wenn nicht die Schilderungen derjenigen Europäer, welche einst an den Höfen der Moguls geblendeten Auges Zeugen eines märchenhaften Prunkes gewesen, wie er auf Erden nicht wieder entfaltet ist, im Abendlande den Wahn erweckt hätten, daß solche Pracht über ganz Indien ausgegossen sei.

Die bewegte Geschichte von Dehli seit der Zeit, da die Mohammedaner dort Fuß faßten, bis auf die furchtbaren Kämpfe der Engländer mit den aufständischen Eingeborenen im Jahre 1857, an welche man noch heute in Dehli und Umgegend auf Schritt und Tritt erinnert wird, ist so bekannt, und Darstellungen dieser Geschichte sind für jeden, den sie interessiert, so leicht erreichbar, daß ich es nicht für meine Aufgabe halten kann, dieselbe auch nur in den Umrissen zu skizzieren. Desgleichen sind gewiß viele meiner Leser mit den Bauten von Dehli und ebenso mit denen von Agra durch die mannigfachen Beschreibungen schon so vertraut geworden, daß ich mich durch eine ins Einzelne gehende Schilderung in ihren Augen nur einer Wiederholung früherer Berichte schuldig machen würde. So möge denn hier nur eine kurze Charakteristik des Wichtigsten und Bedeutendsten Platz finden. Der alte kaiserliche Palast im Osten der Stadt, hart an der Jumna, ist von den Engländern in ein Fort umgewandelt, in dessen Innerem Kanonen und sonstiges Kriegsmaterial eine sonderbare Nachbarschaft für die Wunderwerke Shah Jehâns bilden. Unfern der aus rotem Sandstein erbauten Säulenhalle des Diwân-i-Âm, die für öffentliche Audienzen bestimmt war, steht der kostbare Diwân-i-Khâs, die kaiserliche Privat-Audienzhalle, von weißem Marmor mit reicher Vergoldung, Mosaiken aus edlen Steinen und der stolzen persischen Inschrift:

Wenn es auf Erden ein Eden giebt,
Ist es dies, ist es dies, ist es dies;

daneben der Rang Mahal, das Frauengemach, verschlossen durch ein Thor aus durchbrochenem Marmor, und die drei großen luftigen Hallen der Bäder. Der Engländer Fergusson, die erste Autorität auf dem Gebiete der indischen Architektur, nennt diese Bauten die Perlen des früheren Kaiserpalastes, „aber,“ fügt er hinzu, „ohne die sie verbindenden Höfe und

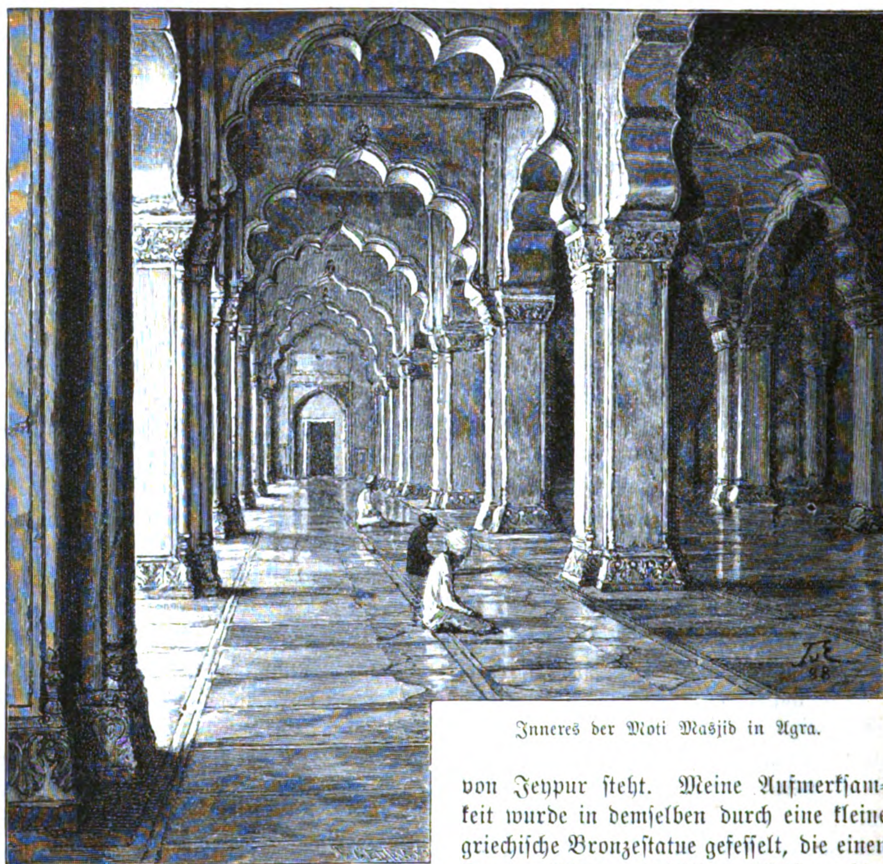
Gänge verlieren sie ihre ganze Bedeutung und mehr als die Hälfte ihrer Schönheit. Jetzt in der Mitte eines britischen Kasernenhofes gelegen, erscheinen sie wie kostbare Steine, die aus ihrer Fassung in einem herrlichen Stücke orientalischer Juwelierarbeit herausgebrochen und aufs Geratewohl auf eine Unterlage von gewöhnlichem Mörtel versetzt sind."

Jenseit des Weges nach Westen zu liegt die von Aurungzeb in der bekannten Hufeisenform erbaute Perlmoschee (Moti Masjid), unter den weltberühmten Moscheen vielleicht die kleinste, aber für mich mit ihren zarten Raumverhältnissen die schönste, die ich gesehen. Ihr Material ist milchweißer Marmor aus Jeypur, der in dem grellen indischen Sonnenlicht im vollsten Sinne des Wortes einen blendenden Eindruck macht. Die drei Kuppeln, welche die Fassade krönen, sind vergoldet, ebenso wie die Ecktürmchen auf dem platten Dache des Dîwân-i-Khâs.

Das imponierendste Gebäude der Stadt ist zweifellos die außerhalb des Forts gelegene Jum'a Masjid, halb roter Sandstein, halb weißer Marmor, die größte Moschee der Welt, die zu erbauen fünftausend Arbeiter sechs Jahre lang beschäftigt gewesen sind. Auf vierzig Stufen steigt man zu einem vierzig Fuß hohen Portal hinauf, übrigens dem schönsten Teil der Moschee, um in einen Hof einzutreten, der vierhundertfünfzig Quadratfuß groß ist. Danach wird man eine Vorstellung von dem Umfang des ungeheuren Bauwerkes gewinnen. In einem der beiden hundertdreißig Fuß hohen Minarets steigt man auf einer bequemen Wendeltreppe zur Spitze hinauf und erfreut sich oben an einem schönen Rundblick auf die vollständig mit grünen Bäumen durchsetzte geschäftige Stadt, die auch heute noch über 160000 Einwohner zählt. Wenn man die Riesenmoschee zur Genüge betrachtet hat, macht eine Kuriosität in einer Ecke am Eingangsthor den Beschluß. Ein zitternder Greis zeigt dort ein paar sehr alte Koran-Handschriften, ein Haar aus dem Barte des Propheten, einen Schuh desselben und auf einem Stein seine mindestens einen halben Zoll tiefe Fußspur. Ganz wie in katholischen Ländern! Als ich dem alten Hüter dieser Schätze zwei Annas (zwanzig Pfennige) — den in Indien bei solchen Gelegenheiten üblichen Backhschisch — gab, erklärte er in ebenso üblicher Weise, die Sâhib-lôg, die Herrenleute, bezahlten ausnahmslos eine Rupie (einen Gulden) für den Anblick dieser Reliquien, war aber sichtlich darüber erstaunt, daß diese Insinuation mich bestimmte, noch zwei weitere Annas zuzulegen.

Dehli weist außer vielen engen, schmutzigen und winkeligen Gassen Hauptstraßen von einer solchen Breite auf wie wenige andere Städte in Indien; unter denselben ist die bedeutendste der vierundsiebzig Fuß breite Chândni Chauk, der Silbermarkt, oder die Silberstraße, wie wir sagen würden; in ihr befinden sich die Läden der Juweliere und die Warenlager der reichen Kaufleute, die mit Seidenstickereien, gold- und silberdurchwirkten Stoffen und kostbaren Gewändern handeln. Noch mehr Beachtung von seiten der Reisenden aber als die silbernen Broschen und Armbänder, als die prunkenden Gewänder und Gewebe verdient ein in Dehli heimisches Kunstgewerbe, das dort mit meisterhafter und nirgends in Europa übertroffener Fertigkeit betrieben wird; ich meine die Darstellung der Prachtbauten durch Handzeichnung auf kleinen ovalen Elfenbeinplättchen. In keiner Technik wird im heutigen Indien so Vollkommenes geleistet als in dieser.

Unter der handeltreibenden Bevölkerung von Dehli ist die Kenntnis des Englischen ziemlich verbreitet; englische Firmenschilder sind ganz gewöhnlich, darunter freilich auch solche, die ihrer Fehlerhaftigkeit oder sonstigen Originalität wegen eine höchst komische Wirkung hervorrufen. Ein Muselmann hat hinter seinen Namen die Konsonanten D D B X M K R gesetzt, die Vokale aber nach der Schreibweise des Urdu (und aller Sprachen, die sich der semitischen Lautzeichen bedienen) ein-

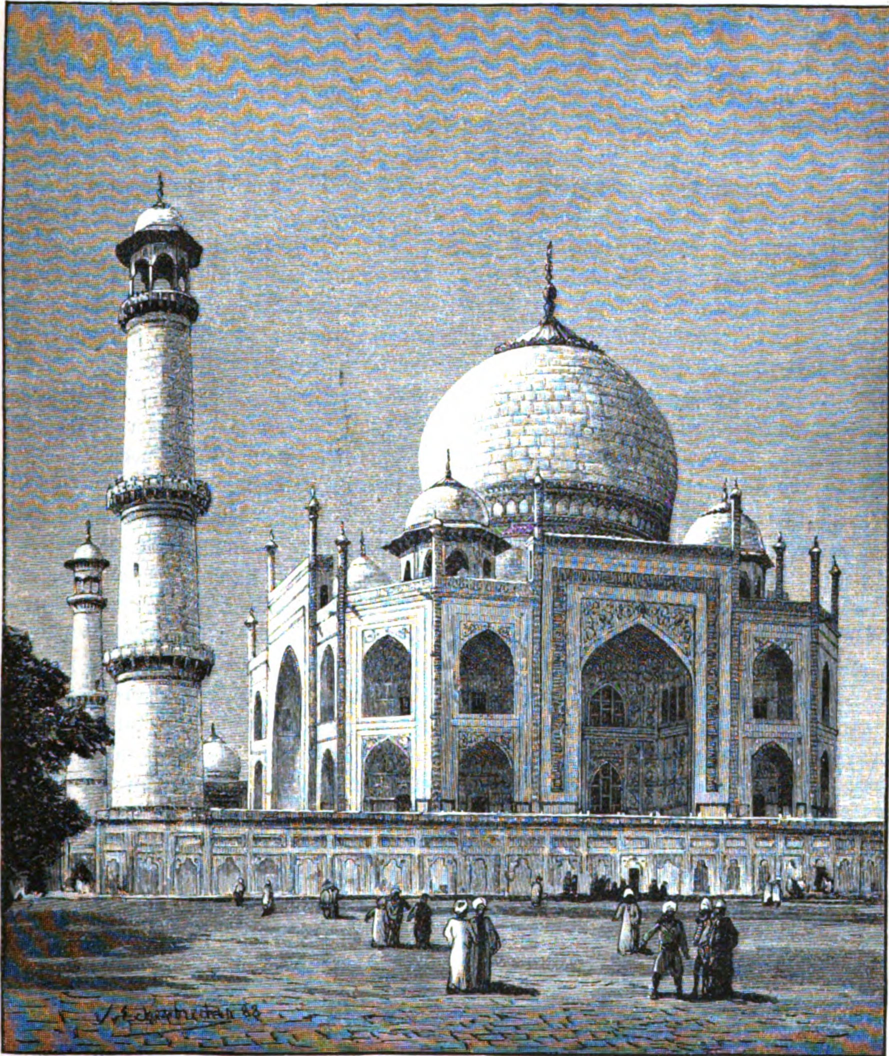

Inneres der Moti Masjid in Agra.

fach weggelassen. Meine Leser werden sogleich erraten haben, was der Mann seines Zeichens ist: ein dead-box-maker, ein Totenkastenmacher. Ein Bäcker kündigt sich als English loafer an, als „englischer Bummler", womit er natürlich sagen wollte, daß er Brot (loafs) nach englischem Rezept backe. Ein hübsches Pendant dazu ist der Schneider, der mit seinem Ladies and Gentlemen made to order ein Unternehmen annonciert, das gewiß viel dankbarer ist als die Anfertigung von Kleidungsstücken.

Zu den Sehenswürdigkeiten im Inneren der Stadt gehört noch ein schöner, schattiger Park, Queens Gardens genannt, in dem die großen grauen Flamingos einherschreiten und wilde Tiere in Käfigen gehalten werden, ferner ein Museum, das jedoch weit unter dem Niveau desjenigen von Jeypur steht. Meine Aufmerksamkeit wurde in demselben durch eine kleine griechische Bronzestatue gefesselt, die einen sitzenden Mann mit schönem bärtigem Angesicht und einem Lorbeerkranz auf dem Haupte darstellte, vermutlich einen der indobaktrischen Könige. Als ich den einheimischen Wärter fragte, was die Statue bedeute, entgegnete er bloß das eine Wort: Fâkir! In der That, ein artiges Quidproquo! Ein hellenischer Fürst und ein schmutzbesudelter indischer Büßer!

Vor dem Kashmirthore von Dehli dehnen sich weithin wohlgepflegte Spazierwege aus, die zum Teil durch anmutige Anlagen führen. Dies ist die Gegend, in welcher das englische Belagerungsheer in den heißesten Monaten des Jahres 1857 eine Leidenszeit durchzumachen hatte, von welcher nur derjenige sich eine annähernde Vorstellung bilden kann, der selbst einen Sommer in Nordindien verlebt hat. Verschiedene Gebäude erinnern dort draußen an einzelne Begebenheiten

aus jener denkwürdigen Zeit, an Jammer und Elend, aber auch an britische Ausdauer, Pflichttreue und Opferfreudigkeit, darunter ein schönes Monument aus rotem Sandstein, das dem Andenken der Gefallenen geweiht ist. Doch ist für den Indianisten von größerem Interesse ein Denkmal, an dem die meisten Reisenden achtlos vorübergehen werden: eine einfache graue Steinsäule, welche zweitausendeinhundert Jahre alt ist und eine Inschrift des berühmten buddhistischen Königs Açoka trägt, der im dritten Jahrhundert vor Christo seine milden Grundsätze an den verschiedensten Stellen seines großen Reiches auf Felsen und Säulen verewigen ließ und in diesen Edikten seinen Unterthanen einen sittenreinen Wandel, sowie die Schonung alles Lebens zur Pflicht machte. Zwei solcher Säulen hatte der Kaiser Firoz Shah im vierzehnten Jahrhundert nach Dehli schaffen lassen, um sie



Tâj-Mahal in Agra von der Nordseite gesehen.

als Wahrzeichen des großen Umfanges, den er der Stadt gegeben (Firozabad), an den beiden Enden derselben aufzustellen. Die Säule vor dem Kashmirthor stammt aus dem nahe gelegenen Mirut. Der mohammedanische Wirt meines Hotels, das den stolzen Namen Imperial Hotel trug, aber kaum für acht bis zehn Personen Platz gewährte — ich war derzeit der einzige Gast —, hatte mir gesagt, daß ich durch einen Spaziergang von einer halben Stunde den Açoka-pillar erreichen würde und nicht fehl gehen könnte. Im Vertrauen darauf wartete ich die Abendkühle ab und brach um vier Uhr nachmittags auf; bald aber hatte ich mich auf den zahlreichen Wegen vor der Stadt derart verirrt, daß ich mehrfach Erkundigungen einziehen mußte und glücklich kurz vor sechs Uhr, gegen die Zeit des Sonnenuntergangs, bei dem Ziel meiner Wanderung anlangte. Nachdem ich die Säule und ihre Inschriften mit schuldiger Ehrerbietung betrachtet, machte ich mich, da kein Mondschein zu erwarten war, eilig auf den Rückweg, um womöglich in zwanzig Minuten zu Hause zu sein; denn es ist eine der ersten Regeln, welche die Europäer beobachten, das Fußwandern im Dunkeln der Schlangengefahr wegen zu vermeiden. Nach wenigen Minuten aber wurde ich von dem Aufsteigen der Abendnebel und dem rapiden Hereinbrechen der Dunkelheit überrascht; die Schakale fingen an zu heulen, und in nächster Nähe klirrten die Fußspangen von Frauen, welche sich zu Abendceremonien nach abgelegenen Tempeln begaben. So echt orientalisch alle diese den Anfang der Nacht begleitenden Züge waren, fing ich doch an, mich etwas ungemütlich zu fühlen, als ich nun meinen Weg vollständig verlor. Nach längerer Wanderung durch eine menschenleere Gegend stieß ich an einer Mauer auf büffeltreibende Menschen, die ich nach dem Kashmirthor von Dehli fragen konnte. Ich muß noch mehrfach falsch gegangen sein, denn ich gelangte schließlich zu einem Felde, auf dem bei zahlreichen Wachtfeuern große Herden von Rindern, Pferden und Büffeln gehütet wurden. Überall erhielt ich auf meine in schlechtem Hindustani gestellten Fragen nur kurze Antworten: ein bei nächtlichem Dunkel fußwandernder und des Weges unkundiger Sahib ist eine so abnorme Erscheinung, daß er keinen Anspruch auf die übliche Ehrerbietung machen kann. Um halb acht Uhr stand ich, nachdem sich meine Schritte immer mehr beschleunigt hatten, wieder vor dem Kashmirthore, und bald darauf saß ich mit einem seltenen Appetit bei meinem einsamen Dinner im Imperial Hotel.

Die Stadt, welche ich in vorstehendem kurz zu beschreiben versucht, ist das moderne Dehli, nach ihrem Erbauer auch Shahjehanabad genannt. Obwohl auf den Besucher den Eindruck einer Großstadt machend, verschwindet es doch geradezu im Vergleich mit der gewaltigen Fläche, welche die Reste von Alt-Dehli bedecken. Im Süden und Westen der heutigen Stadt vor dem Ajmerethore liegen dieselben über nicht weniger als fünfundvierzig englische Quadratmeilen zerstreut. Doch ist es im Grunde unstatthaft, von Alt-Dehli als einem einheitlichen Begriff zu sprechen, vielmehr handelt es sich um eine ganze Reihe von Städten aus der alten Hinduzeit und den Jahrhunderten der moslimischen Herrschaft, die in dieser Gegend zerstört, erbaut, wieder zerstört oder einfach verlassen sind. Stellenweise ist aus den Ruinen neues Leben erstanden und ganze Dörfer haben sich innerhalb der alten Mauern entwickelt. Dazwischen finden sich wohlerhaltene mohammedanische Bauten, wie das imposante Mausoleum des Kaisers Hûmâyun, das Grabmal Nizamu 'd din Auliyas, die einfache, aber allzeit mit frischen Blumen bestreute Grabstätte des berühmten Dichters Khusrau und anderes mehr. Da ich hier nicht eine Liste der sehenswürdigen Punkte des ungeheuren Trümmerfeldes geben und Namen aufzählen will, die für den Leser doch nur mehr oder minder inhaltlos sein würden, führe ich ihn geradeswegs zu dem zwölf englische

Meilen von dem Ajmerethor entfernten bemerkenswertesten Denkmal von Alt-Dehli, zu dem Kutub Minâr. Dies ist ein mächtiger, schlanker und doch symmetrischer Turmbau aus rotem Sandstein, der den Namen seines Erbauers Kutub ud din verewigt, des ersten mohammedanischen Kaisers, welcher (im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts) seine Residenz in Dehli aufgeschlagen hat. Mitten in der weiten Ebene erhebt sich der Minâr zweihundertvierzig Fuß hoch und gewährt von seiner Spitze eine Rundschau über die Trümmerstätten, wie man sie sich schöner nicht wünschen könnte.

Die Reste der nahegelegenen großen Moschee, welche von Alau 'd din im Jahre 1300 errichtet wurde, sind ein höchst bezeichnendes Beispiel für die grausam höhnische Art, in welcher die mohammedanischen Herren die Religion der unterworfenen Hindus mit Füßen zu treten pflegten. Laut einer arabischen Inschrift sind siebenundzwanzig indische Tempel zerstört und die Säulen derselben — zwölfhundert an der Zahl — zum Bau der Moschee verwendet worden. Immer zwei dieser ungewöhnlich kunstvoll gemeißelten Säulen, von denen der größte Teil noch heute erhalten ist, sind aufeinander getürmt, sämtliche Skulpturen aber, welche Götter- und Tierbilder darstellen, in brutaler Weise beschädigt. Die bildliche Darstellung lebender Wesen ist dem Islam bekanntlich ein Greuel, und so haben denn die Erbauer der großen Moschee in Alt-Dehli nicht versäumt, sämtlichen Figuren auf den Hindusäulen sorglich die Köpfe abzuschlagen.

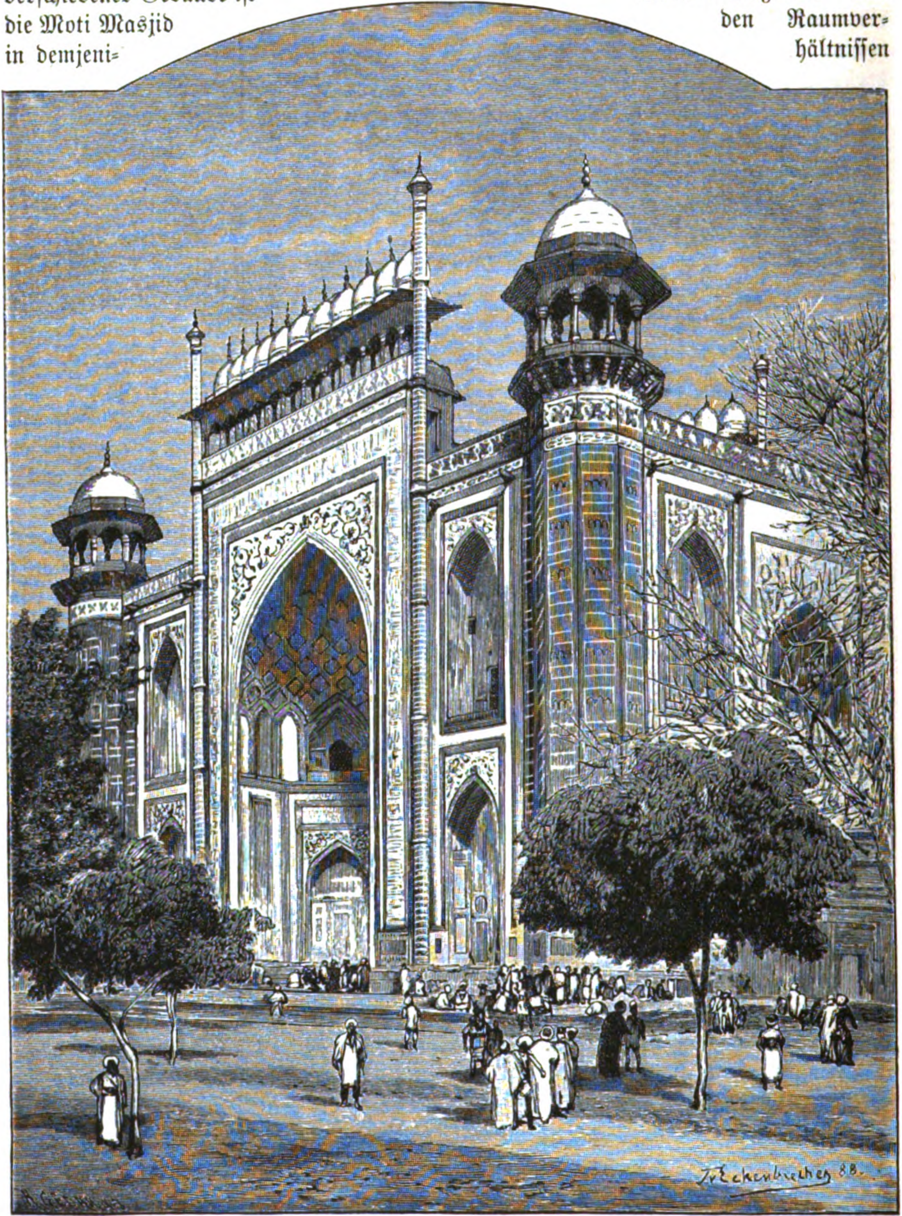
Innerhalb der Moschee befindet sich ferner das älteste Denkmal, das aus den Zeiten der Hindukönige jener Gegend erhalten ist: eine massive, mit einer Sanskritinschrift versehene eiserne Säule, deren Errichtung von den Archäologen in das vierte Jahrhundert n. Chr. verlegt wird. Der Schaft mißt sechzehn Zoll im Durchmesser und ragt zweiundzwanzig Fuß aus dem Erdboden empor. Um die Gesamthöhe dieser Säule festzustellen, an welche sich wunderliche Sagen knüpfen, hat man die Erde sechsundzwanzig Fuß tief aufgegraben, ohne das untere Ende zu erreichen oder auch nur den metallenen Koloß zu lockern; die Vermutungen über die Länge desselben schwanken seitdem zwischen vierzig und sechzig Fuß.

* * *

Am Nachmittage des 6. November legte ich die siebeneinhalbstündige Fahrt nach Agra zurück. Da es der Neujahrstag der Hindus war, der überall mit großer Illumination begangen wird, zeigten sich mir sämtliche Orte und Dörfer, die ich nach Sonnenuntergang passierte, in festlicher Beleuchtung. Abends um neun Uhr rollte der Zug über die große Jumnabrücke, und vor mir lag die unvergeßliche Stadt, die Perle des Landes, in dem Lichterglanz des Neujahrsfestes ausgebreitet. Die herrlichen Bauten von Dehli werden an Schönheit womöglich noch von den gleichnamigen Wunderwerken übertroffen, welche die Kaiser Akbar, Shah Jehân und Aurungzeb in Agra erbauten. Nachdem man die Jum'a Masjid, die große Moschee aus rotem Sandstein mit ihren drei Kuppeln, in welche Streifen aus weißem Marmor in Zickzackmustern eingelegt sind, bewundert hat, tritt man ein in die Citadelle Akbars, des großen vorurteilsfreien Kaisers, des größten Fürsten, der über Indien geherrscht hat.

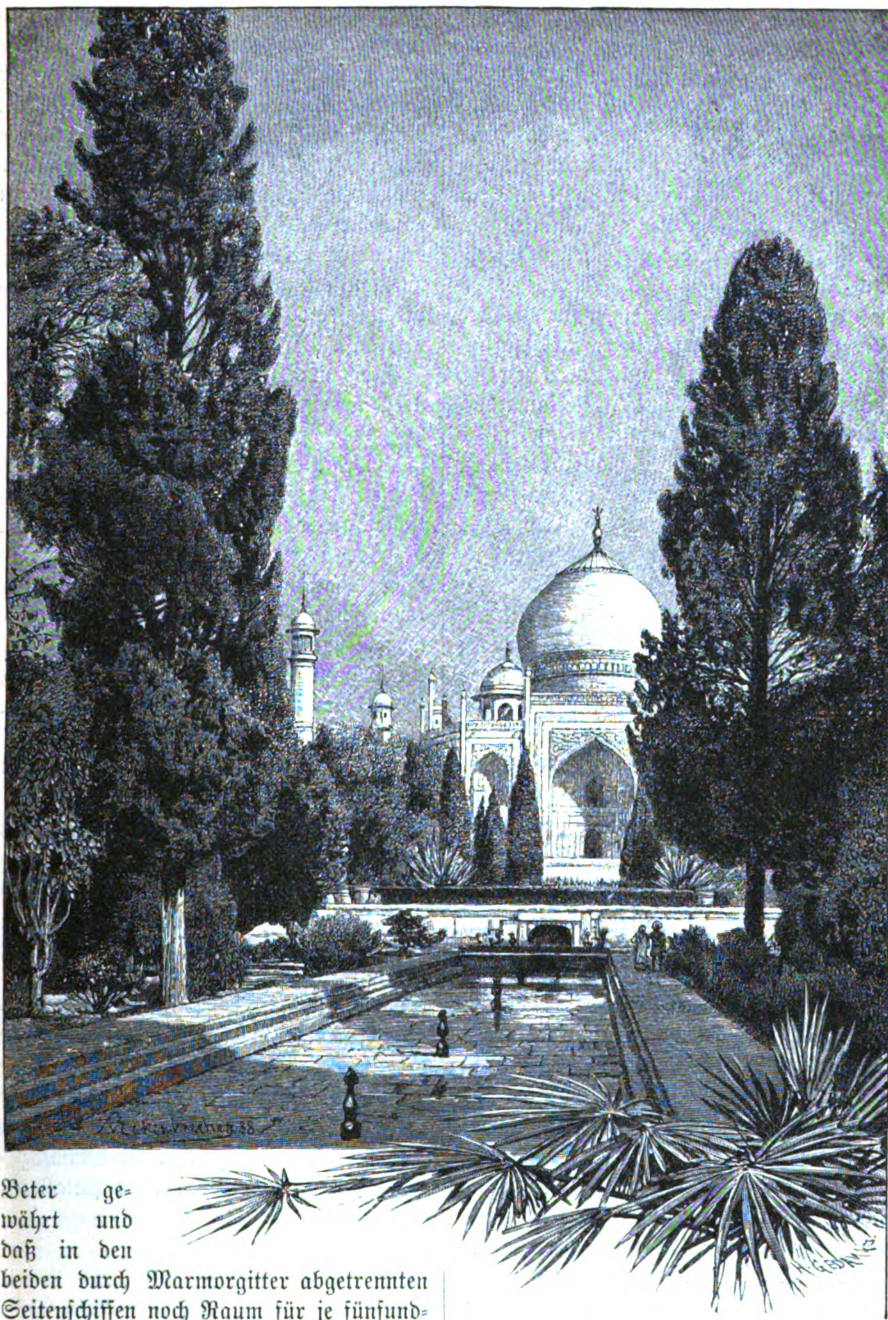
Im Inneren der Citadelle — oder des Forts, wie es offiziell heißt — drängen sich die Prachtbauten und schieben sich förmlich übereinander: die Marmorhallen des Diwân-i-Khâs und Diwân-i-Âm, verbunden durch die tiefer liegenden Korridore des Macchi bhâvan, des „Fischhauses", und alle die anderen luftigen Teile von Akbars Palast, in denen man mit dem Blick ins weite Land und auf die ruhig fließende Jumna auf getäfeltem Marmor einhergeht, unter Marmordecken und durch Marmorsäulen, die mit Mosaiken aus edlen Steinen verziert

sind. Ein von der Moti Masjid, der Perlmoschee, in dem Fort zu Dehli völlig verschiedenes Gebäude ist die Moti Masjid in demjeni-



Eingangsthor zum Tâj-Mahal in Agra.

gen zu Agra; die letztere ist ungleich viel größer und mit zahlreichen zierlichen Türmen in Pavillonform bedeckt, während das Innere durch einen riesigen, mit Marmorquadern gepflasterten Hof gebildet wird, den prachtvolle Säulengänge im Geviert umgeben. Von den Raumverhältnissen dieser Moschee kann man sich eine Vorstellung auf Grund der Thatsache bilden, daß die Säulenhalle an der Frontseite des Hofes Platz für fünfhundertsiebzig



Beter gewährt und daß in den beiden durch Marmorgitter abgetrennten Seitenschiffen noch Raum für je fünfundvierzig Frauen ist.

Tâj-Mahal in Agra, vom Eingangsthor unten gesehen.

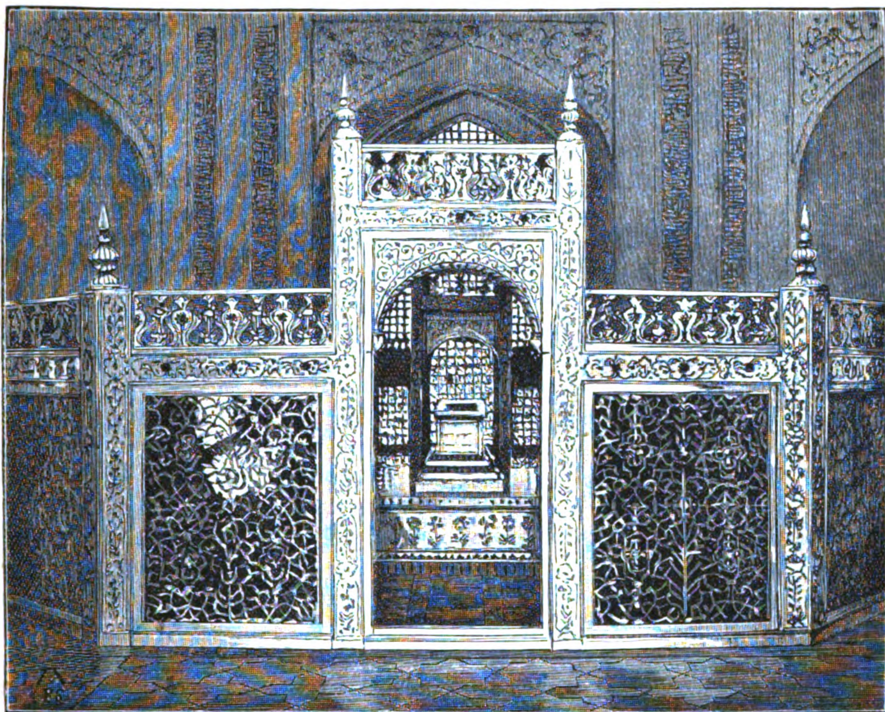
Alle diese Herrlichkeiten aber, welche Akbars Citadelle birgt, versinken zu voller Bedeutungslosigkeit, wenn es dem Reisenden draußen vor der Stadt beim Anblick des Mausoleums, das Shah Jehân seiner Lieblingsgattin hart am Ufer der Jumna errichtet hat, zum Bewußtsein kommt, daß er das Schönste erschaut, was auf

Erden zu schauen ist. Mag seine Erwartung durch die vielen begeisterten Schilderungen des Tâj-Mahal auf das höchste gespannt sein, sie wird doch ausnahmslos übertroffen; und wohl noch nie hat einer unter den Glücklichen, die durch den entzückenden Thorbau aus rotem Sandstein in den paradiesischen Cypressenhain eintraten, den Mund zu einer kritischen Bemerkung über den vor ihm sich erhebenden schneeweißen Marmordom geöffnet. Worte vermögen den überwältigenden Eindruck, den dieses vollendete Kunstwerk erweckt, nicht zu schildern; auch kann ich kaum hoffen, daß die beigegebene Abbildung mehr als eine Ahnung von der unaussprechlichen Schönheit des Tâj zu gewähren im stande sein wird. Die kostbare Verzierung des zweihundertfünfundvierzig Fuß hohen Gebäudes durch Arabesken aus Edelsteinmosaik tritt vor der Großartigkeit und Anmut des Ganzen in den Hintergrund; doch gewinnt man bei der Betrachtung des Einzelnen ein Verständnis für die ungeheuren Summen, welche als die Kosten des Tâj genannt werden. Obwohl ein großer Teil des Materials und der Arbeit unbezahlt geblieben ist, sollen während der siebzehn Jahre, die der Bau in Anspruch genommen hat, nahezu zweiunddreißig Millionen Rupien ausgegeben sein, und Shah Jehâns Memoiren zufolge betrug allein der Lohn für die Arbeiter drei Millionen. Trotzdem hat der Kaiser den Gedanken gehabt, auf dem gegenüberliegenden Ufer der Jumna einen zweiten Tâj als Ruhestätte für seine eigenen Gebeine zu erbauen; aber als die marmorne Plattform vollendet war, welche noch jetzt Zeugnis von diesem gigantischen Plan ablegt, ist er gestorben, und sein Sohn Aurungzeb, der schon bei Lebzeiten des Vaters die Herrschaft an sich gerissen, hat ihn an der Seite seiner Gattin bestatten lassen. Im Inneren des Tâj, in welches von oben ein ungemein wohlthuend gedämpftes Licht durch die feinen Öffnungen des durchbrochenen Marmors hereinfällt, kann man schwer entscheiden, was höhere Bewunderung verdient, die harmonischen Proportionen des Gewölbes oder das kunstvolle Marmorgitter, welches die beiden Sarkophage umgiebt. Während der Besucher in stummes Entzücken versunken dasteht, ruft hinter ihm der Hüter dieser geweihten Stätte ein halblautes aber klangvolles Allah, und in melodischem Rauschen hallt das Wort zurück, erst lauter, als es gesprochen wurde, dann sanfter und sanfter, aber immer und immer wieder, bis es endlich zart wie Sphärenmusik verklingt.

Fragt man nach dem Namen des Mannes, in dessen Geiste dieser „Traum aus Marmor“ Form und Gestalt gewonnen, so schweigt die Kunde jener Zeiten; doch können wir mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein Franzose, Austin de Bordeaux, der in hohen Ehren am Hofe Shah Jehâns gelebt und zu mehreren seiner Prachtwerke die Pläne entworfen hat, als der eigentliche Schöpfer des Tâj zu betrachten ist; keinesfalls ist er bei der Erbauung unbeteiligt gewesen. Austin hatte in früherer Zeit durch geschickte Fälschungen wertvoller Edelsteine verschiedene Fürsten Europas betrogen und war nach der Entdeckung genötigt gewesen, im fernen Osten bei dem kunst- und prachtliebenden Kaiser von Indien Zuflucht zu suchen. Ein kaum faßbarer Gedanke, daß ein Betrüger und Fälscher fähig gewesen ist, mit so idealer Empfindung die trauernde Gattenliebe seines Herrn zu verewigen; denn einen erhebenderen Ausdruck hat der Schmerz um einen geliebten Toten nie auf Erden gefunden als in diesem marmornen Trauerliede, das noch nach vielen Jahrhunderten den Ruhm der Mumtaz-i-Mahal, „der Auserkorenen des Palastes“, verkünden wird.

* *
*

Der Abschied von Agra ist zugleich ein Abschied von den Herrlichkeiten Indiens. Wenn man nach einer dreizehnstündigen Nachtfahrt des Morgens in Allahabad ankommt, ist der Kontrast ein zu trübseliger. Wehe den Illusionen,



Ein Teil von dem die Grabmäler umgebenden Schrein im Tâj-Mahal zu Agra.

welche ein Indianist sich von der unter dem Namen Prayâga seit altersgrauen Zeiten bei den Hindus berühmten Stadt macht, die am Zusammenfluß von Ganges und Jumna liegt, der heiligsten Badestätte des Hindutums! Aus den alten Zeiten ist nur noch ein dürftiger Rest in den Kellern des Forts übrig geblieben, das Kaiser Akbar über dem einst hochberühmten Tempel errichtete, von welchem uns eine Beschreibung des chinesischen Pilgers Hiuen Thsang aus dem siebenten Jahrhundert vorliegt. Wie dieses Fort, ist auch die heutige, eine halbe Stunde von demselben entfernte Stadt von Akbar gegründet, der den alten Namen Prayâga durch Allahabad (Gottes Stadt) ersetzte. Die Stadt hat jetzt gegen 150000 Einwohner und erfreut sich eines nicht unbedeutenden Handelsverkehrs, wobei ihr die günstige Lage als Knotenpunkt zweier großer Eisenbahnen zu statten kommt. Ihre heutige Bedeutung ist lediglich durch die Engländer gemacht, welche sie zur Hauptstadt der Nordwestprovinzen erhoben und damit eine stattliche europäische Bevölkerung dorthin gezogen haben. Als Sitz eines großen Verwaltungsapparates, eines Obergerichts, einer starken Garnison, des Muir College, einer gelehrten Schule, welche jetzt zu einer Universität umgestaltet wird, macht Allahabad einen höchst modernen Eindruck: in den geraden breiten Straßen folgt ein langweiliges europäisches Bungalow auf das andere. Das Eingeborenenviertel zeigt gleichfalls auf Schritt und Tritt die Spuren abendländischer Afterkultur; schlechte europäische Produkte werden in den kleinen schmutzigen Läden der stinkenden Bazare feilgehalten, durch welche sich dichte Volksmassen wälzen, und zwar mit so flegelhaften Manieren, wie sie mir in Indien nicht wieder begegnet sind. Ganz hübsch ist der öffentliche und wohlgepflegte Garten des Khusrau (Khusrau bâgh) mit seinen drei mohammedanischen Mausoleen, an deren Anblick man sich wohl erfreuen

kann, wenn man nicht aus Agra kommt. Die einzige wirkliche Sehenswürdigkeit aber ist das Fort, das durch seine Größe und Stärke, sowie durch die Masse jeglichen Kriegsmaterials imponiert; von den Wällen desselben blickt man auf die Jumna hinunter, die hier ein schöner großer Fluß mit klarem grünem Wasser ist. Mehrere Kähne, deren Insassen eigentümliche Melodien sangen, fuhren den Strom hinab zu der heiligen Stätte des Zusammenflusses, und auf der flachen, kahlen Landzunge zwischen Ganges und Jumna zeigte sich ein buntes Gewimmel von Hindus, die dorthin gekommen waren, um sich durch ein Bad von allen ihren Sünden zu reinigen. Im Inneren des Forts befindet sich ein nahezu fünfzig Fuß hoher Açokapfeiler, der außer den Edikten des buddhistischen Königs noch spätere Inschriften trägt, und der unterirdische Tempel, den ich schon oben erwähnte. Ein Hindu führt den Besucher mit einer übelriechenden Thranlampe durch die Säulenreihen, indem er die Skulpturen unter allerhand groben Verwechselungen erklärt, die er, wenn er verbessert wird, mit verdutztem Lächeln eingesteht, hin zu dem „ewigen Feigenbaum“, dem akshâi bar, der das große Wunder des Ortes ist. Da schon Hiuen Thsang einen großen Baum vor dem Heiligtum erwähnt mit dem Bemerken, daß ein Dämon in ihm hause, ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß die Legende von dem unzerstörbaren Feigenbaum in jene alten Zeiten hinaufreicht. Jetzt wird ein in Boden und Decke festgeklemmter, doppelt geästeter starker Stamm vorgezeigt, der, solange er Saft hat, in der feuchten, ungesunden Kellerluft etwas ausschlägt und, sobald er vertrocknet, durch einen neuen Stamm ergänzt wird. Ein englischer Beamter hat beobachtet, daß während der Zeit seines Aufenthaltes in Allahabad der ewige Feigenbaum dreimal erneuert ist. Warum sollten auch die schlauen brahmanischen Hüter der Ortes den unzähligen Frommen, welche alljährlich gepilgert kommen, um das Wunder zu sehen, dieses Mittel zur Erbauung und sich selbst eine so einträgliche Erwerbsquelle verschließen! Vor den Stamm hatte man auf einen mit Vishnus Fußspuren gezeichneten Stein mehrere Rupien gelegt, angeblich die Spenden der letzten Besucher dieser heiligen Stätte, und lächelnd mußte ich an den alten Reliquienhüter in der großen Moschee zu Dehli denken. In diesem Punkte wenigstens gleichen sich Muselmann und Hindu vollkommen!

Allahabad zu verlassen, wurde mir nicht schwer. Am 9. November, dem achtzehnten Tage seit meiner Landung in Bombay, erreichte ich Benares, das Ziel meiner Reise und den Ort meiner Thätigkeit. Die Zeit des Genießens war vorüber, die Zeit ernster Arbeit gekommen.





Eine Studienreise.

Novelle
von
Adalbert Meinhardt.

I.

Venedig, Sonnabend 19. März 1887, abends.
Trattoria con alloggio di Donna Eufemia.

Liebe Alte!

a wäre ich also. Deine Bitte ist mir Befehl, und so erhältst du gleich diese Karte mit Gruß und Adresse. Ist das genug, oder willst du mehr hören? Als ich aus der Bahnhofshalle ins Freie trat, war es schon dunkel und regnete. Daß man, anstatt wie auf festem Lande in einen Wagen, hier in die Omnibusbarke steigt und ins Feuchte hinausfährt, berührt freilich seltsam. Aber nun denke dir nur nicht, es sei deshalb so poetisch. Über die dunstige Luft da drinnen hättest du sicher dein aristokratisch Näslein gerümpft. Venetianer mit nassen Mänteln und Regenschirmen duften ebensowenig nach Orangen wie die Leute bei uns an der Ostsee. Und wenn die Fenster beschlagen sind, hat man nicht viel Pläsir davon, durch den Canal grande zu fahren. Übrigens ging ich ja auch nicht zu meinem Vergnügen nach Italien, das habe ich dir genug wiederholt. Daß ich das Muß dieser unfreiwilligen Reise mir auf meine Weise, das heißt durch Besuchen von Bibliotheken versüßen will, ist doch wohl erlaubt. Die Zeit, welche meine Kasse und das Rundreisebillet mir gewähren, will ich schon nützen, verlaß dich darauf. Morgen ist Sonntag, da bleibt hier, leider, die Markusbibliothek geschlossen; da werde ich mir denn Venedig gründlich anschauen. In einem Tage wird man, denke ich, damit fertig. Und also, um morgen desto früher mein Pensum beginnen zu können, will ich jetzt thun, was mich auf Reisen, spät abends, das Klügste dünkt — nämlich schlafen. Gute Nacht. Es grüßt dich sehr dein todmüder Bruder

Alwin Burau,
Professor der Geschichte — in spe.

* * *

Sonntag 20. März, morgens 10 Uhr.

Es scheint mir doch schön hier. Das muß ich dir lieber gleich heute sagen.

Denn gestern, daß ich's nur gestehe, wollte sich alles das, was du meine kleinstädtisch deutschen Vorurteile nennst, in mir aufbäumen. Die Gassen, durch welche ich vom Anlegeplatz der Barke hierherging, waren so schmutzig! Der Kerl, der meinen Handkoffer dienstbereit mir entrissen hatte, rannte, in seinen schwarzen, abgeschabten Mantel vermummt, so eilig davon, daß ich befürchtete, er wolle mir meine Habe nicht nur tragen, sondern davontragen. Und als ich an dies Haus kam — man hat mir's als billig und gut empfohlen —, war die Treppe wackelig, das Zimmer feuchtkalt, mit zerrissenen Stühlen und gesprungenen Fensterscheiben. Kurz, das viel gepriesene Land Italien wollte mir urungemütlich erscheinen. Und wieder einmal verwünschte ich das gutgemeinte Testament der armen Tante, das mir diese Reise „sobald als thunlich“ zur Bedingung macht, aus Gründen, die einem Rüffel denn doch zum Verwechseln ähnlich sehen. Und daß der Vater dies „sobald als thunlich“ wörtlich nimmt und daß er mich jetzt, wo ich unmittelbar vor der Arbeit zu meiner Doktordissertation stehe, herausreißt und fortschickt, das ist vollends zum Verzweifeln. Bin ich denn überangestrengt, wie ihr behauptet? — Ich glaube, das müßte ich doch selber wissen.

Heute wenigstens spüre ich nichts davon. In aller Frühe stand ich auf, um gehorsam, wie das Reisehandbuch es vorschreibt, in der Morgenbeleuchtung zuerst einen Überblick der Stadt von einem der hohen Glockentürme zu gewinnen. Meine Wirtin — wenn die ordnungsliebende Tante Minona die Sonntagstoilette dieser Italienerin gesehen hätte, die weißgewesene, halboffene Nachtjacke und das ungekämmte Haar, ich glaube, ihre Begeisterung für das nie erreichte, gelobte Land hätte dagegen nicht stand gehalten! — Donna Eufemia also rief mich im Flur an, ich dürfe ohne Frühstück nicht fort. Dazu hatte ich nun zwar keine Zeit. Aber mein Verlangen nach häuslichem Behagen und mein Reinlichkeitsbedürfnis hießen mich es nicht mit der guten Dame verderben. Nach einigen höflichen Redensarten erreichte ich es auch, daß sie versprach, gewiß noch heute mir eine neue Fensterscheibe, vor allem aber — eine etwas größere Waschschüssel zu schaffen. Sie wies mir darauf den Weg zum Campanile von S. Marco. Aber — ich kam nicht hinauf! Nicht daß der Weg schwer zu finden gewesen wäre, oder meine zungengewandte Wirtin ihn mir ungenügend beschrieben hätte. Zwei kleine Gassen, erst links, dann geradeaus, darauf gleich rechts durch eine breitere, die Merceria, so geht man zur Piazza, auf welcher der Glockenturm sich erhebt. Und doch —

Du weißt, wie ich das Versemachen seit meinen Primanerzeiten kaum mehr geübt habe, als wenn ich einmal krank war und im Bett lag. Aber wie ich da durch den Bogen der Arkaden in diesen sonnigen, lachenden Marmortanzsaal hinaustrat und die Säulenreihen ringsher, die goldene, buntglänzende Kirche sah, gerade vor mir den Campanile und dahinter das Meer, blauen Himmel und Tauben ... weiß Gott, ich hätte dichten, singen, tanzen oder sonst etwas recht Unvernünftiges anstellen mögen. Am liebsten wäre ich einem Menschen um den Hals gefallen, der fühlte wie ich. Doch als ich mir die wenigen frühen Spaziergänger ansah und die Bettler an den Fußgestellen der berühmten drei Fahnenstangen, wen von ihnen ich durch meine Herzensergüsse wohl beglücken könne, da schien mir niemand so recht geeignet. Und als ich mir überlegte, wen denn sonst von Verwandten und Freunden ich mir herwünschte, ward es mir klar, auch von denen sei keiner der rechte, selbst du nicht, Alte. Es müßte — lache nicht! — eine Frau sein — meine Frau. Wen aber erwählen zu dem hohen Ehrenposten? Bis diesen Morgen habe ich darüber nie nachgedacht. Da stand ich also auf dem großen, weltberühmten Markusplatze und malte mir aus, wie sie sein müßte; und wandelte unter den Bogen der Prokuratien hin und sah mir die glänzenden Läden an, die Schmucksachen und tausend hübschen Kleinigkeiten, während sie neben mir

einherschritt. — Du siehst, ich erfülle deinen Wunsch, dir allerpersönlichst ehrlich zu berichten. Vor beschreibenden Bädekerbriefen kannst du vollständig ruhig sein.

Am Dogenpalast boten die Führer in allen Sprachen, die ich kenne und noch einigen mehr, sich mir an, sie wollten mir die Gefängnisse zeigen, Pozzi, Bleidächer Marterwerkzeuge. Aber keins dieser Lockmittel verfing. Ich machte das kabbalistische Zeichen, das dein italienerfahrener Freund mich gelehrt, mit dem Zeigefinger der linken Hand, da ließen sie enttäuscht mich ziehen. So wanderte ich längs der Riva weiter und sah und dachte — eigentlich nichts. Es ist das ein Zustand, der mir sonst fremd war.

Mein Magen mahnte mich endlich daran, heimzukehren, das verschmähte Frühstück nachzuholen. Aus der Vogelschau die Stadt, wie ich sollte, zu betrachten, habe ich — begreifst du das? — vergessen. Jetzt muß ich zur Post. Ich fürchte, sie könnten hier am Sonntag um Mittag schließen. Und Professor M. hat mir gesagt, als ich ihm meine Abschiedsvisite machte, er wolle sofort ein Verzeichnis von Manuskripten, die ich für ihn einsehen solle, zusammenstellen und mir nachschicken. Der Brief kann schon da sein. Ich will ihn mir holen, um morgen früh diesen ehrenvollen Auftrag pünktlich erfüllen zu können. Habe ich den ersten halben Tag für das Sehen der Stadt auch verloren, das schadet so viel nicht. Am Studium soll keine Träumerei mich hindern.

Grüße die Mutter, den Vater, die Schwestern. Sage ihnen, Venedig sei schön und es ginge mir gut. Aber höre! der Brief ist für dich, nicht fürs ganze Haus. Keine Gütergemeinschaft, das bitte ich mir aus, wenn ich weiter dir so schreiben soll, wie du es forderst. Leb wohl.

Alwin.

* * *

Sonntag Abend.

Ich muß dir heute zum zweitenmal schreiben. Denn, denke dir! — ich habe schon ein Abenteuer. Nun bist du hoffentlich mit mir zufrieden? Zwar, es ist bisher nur ein halbes — aber dennoch ... Laß dir erzählen.

Also, nachdem ich heute vormittag den Brief an dich in den Postkasten gesteckt hatte, trat ich an den Schalter, fragte, ob für mich etwas da sei. Ich mußte lange warten, meinen Namen vorbuchstabieren — von dieser umständlichen Langsamkeit der Beamten macht man sich bei uns keinen Begriff — abermals warten und erhielt schließlich nach langem Kopfschütteln und Überlegen zwei Briefe statt des einen. — Der ist aus Venedig, der ist nicht für mich. — Gewiß: Signor Alvin Burau, ferma in posta. Er ist für Sie, basta. — Und er wendet sich zu meinem Hintermann.

Da stehe ich nun mit meinen zwei Briefen und beschaue sie mir von allen Seiten. Der eine ist richtig aus Berlin, von meinem hochverehrten Lehrer. Daran kann kein Zweifel sein. Eine so kritzelig kleine Hand schreibt überhaupt nur ein deutscher Gelehrter. Ganz ehrfurchtslos schiebe ich das kostbare Autogramm, um das mich so mancher beneiden würde, ungelesen in die Tasche. Denn der andere — urteile selbst, da schicke ich dir das kleine rosenfarbene Couvert, du hältst dich ja für eine große Graphologin — ist das nicht von einer Dame, und von einer jungen obendrein? Wer aber kennt mich in Venedig? wer weiß, daß ich hier bin? Erst wollte ich das Ding gar nicht öffnen. Aber es schien doch für mich bestimmt, obwohl mein Vorname mit einem v anstatt mit w geschrieben ist; — dünkt dich das nicht hübscher? Fast thut's mir leid, daß Tante Minona, als sie mir schuldlosem Säuglinge einst den gezierten Namen anhing, ihn nicht ebenso schrieb; — und endlich: wie sollte ich erfahren, von wem das rätselhafte Briefchen herrührte, wenn ich es nicht las?

Die unruhige Posthalle war dazu nicht der Ort, und ich wandte mich, zu gehen. Nun besitzt aber in dieser wunderlichen Stadt jedes Gebäude zwei Ausgänge. Den, durch welchen ich eingetreten, hatte

ich wohl verfehlt. So befand ich mich urplötzlich nicht auf der Straße, sondern am Wasser, auf den Stufen, die zum Kanal führen. Gondola! ruft es von allen Seiten, vuole la gondola, signor? — Einer der gebräunten Kerle fragt nicht viel, nimmt mich beim Arm und leitet mich, der ich nur schwach ihm widerstrebe, in sein Boot. Es war eine Verschwendung, ja. Aber was willst du? Ich brauchte Ruhe, um jenes Brieflein zu studieren.

Und wisse, es ist keine schlechte Erfindung, sich so, in schwellende Kissen zurückgelehnt, unter zierlichem, schattenspendendem Zeltdach in schaukelndem Takte zwischen ragenden Palästen hinrudern zu lassen und dabei einen Liebesbrief zu lesen. Denn das ist er. Und ist für mich? Chi lo sa! wie sie hier sagen. — Ich muß das Schriftstück deiner wohlweisen Beurteilung unterbreiten und übersetze es zu dem Zweck. — Weißt du, es war doch ganz gut, daß Tante Minona mir ein bißchen Italienisch beigebracht hat.

Also, so schreibt man an deinen Bruder:

Mein liebster, vielgeliebter Freund!

Ihr seid in Venedig? Und ich bin glücklich! Ich muß Euch sehen! will mit Euch reden, wenn's auch noch so schwer zu erreichen sein mag! Denn ich habe Euch so viel zu sagen! Für Eure Untersuchungen auf der Bibliothek wie auf dem Archiv muß ich Euch Notizen geben. Und sonst auch ... Wollt Ihr al tocco vor San Moïsé sein? Nicht eine Minute vorher noch später? Seid Ihr pünktlich? — Ich zähle darauf!

Was sagst du zu diesem echt weiblichen Briefchen mit den vielen Frage- und Ausrufungszeichen, doch ohne Unterschrift und Datum? — Und nun denke, was mir geschieht. So etwas kann auch nur mir passieren. Wie ich den Brief noch einmal überlese und das einzige Wort, das mir nicht gleich verständlich war — al tocco — mir nachdenklich wiederhole, tönt plötzlich ein lauter Schlag durch die Luft, der das Boot erzittern macht und von den Wänden der alten Paläste, an denen wir hinfahren, langdonnernd nachhallt. Was ist das? frage ich.

Niente, signor, sagt beruhigend der Gondolier, è il tocco. Der Kanonenschlag, wissen Sie, der zum Zeichen, daß Mittag ist, draußen bei S. Giorgio gelöst wird.

Il tocco! jetzt schon. Das heißt also Mittag? Zu San Moïsé! Ich muß pünktlich um Mittag bei der Kirche San Moïsé sein.

Mein Gondolier streckt nur den Zeigefinger aus: Signor, hier sind wir am Rialto.

Der Unglückselige! — Weil ich ihm nicht gesagt wohin, hat er mich, den er sofort als Neuling erkannte, geradeswegs in den Canal grande gerudert, mir die berühmte Brücke zu zeigen. Ich aber sah mir den Rialto nicht einmal an. Zu S. Moïsé! rufe ich in heller Verzweiflung, nur schnell, nur schnell.

Er zuckt gemächlich mit den Schultern: Va bene, signor; — und lenkt sein Boot wieder zurück in den Seitenkanal, aus dem wir gekommen, der an der Post vorüberführt. Du glaubst es aber nicht, wie entsetzlich ungeduldig solche Gondelfahrt macht, wenn man Eile hat. Dies Parlamentieren an jeder Ecke: stali und premi, bis die Entgegenkommenden wissen, nach welcher Seite sie ausweichen sollen. Dies freundliche Begrüßen und Plaudern mit anderen Barcajuolen und gar das kunstreiche Ausweichen selbst, wenn die Gondel zwischen großen Marktkähnen, die kaum handbreit voneinander entfernt sind, sich vorsichtig lautlos hindurchwindet — man meint gar nicht von der Stelle zu kommen. Mein Gondolier sagt, er habe die Fahrt vom Rialto bis S. Moïsé in seinem Leben nicht in so kurzer Zeit gemacht. Wohl möglich. Daß ich aber etwa ein viertel nach zwölf Uhr zu der Kirche gelangte, daß der offene Platz vor derselben menschenleer, wie ausgestorben in voller Mittagssonne dalag und niemand sehnsüchtig dort meiner harrte, hast du dir schon gedacht, nicht wahr? Ergieb dich darein.

Was noch so hübsch romantisch begonnen, müsse, so sagtest du einmal, zwischen meinen steifen Fingern in Nichts zerrinnen. Mir selbst ist es lieb so. Meine Zeit ist mir viel zu kostbar für dergleichen. Nur thut mir die arme Kleine leid, die denken muß, der, dem sie gut ist, ließ sie im Stiche. Ich möchte ihr erklären können, daß jener nicht kam, weil er ihr Schreiben gar nicht erhielt.

Von Venedig ein andermal mehr. Für jetzt nur Grüße. Addio.

Alwin.

Ich sah mir eben das Briefchen noch an. Sie schreibt nicht ausdrücklich, daß ich heute kommen solle. Vielleicht erwartet sie mich um die Mittagszeit morgen oder einen anderen Tag. Ich will's doch probieren.

* *
*

22. März.

Früh auf der Bibliothek gewesen. Leider zu früh. Erst um zehn Uhr wird aufgeschlossen. Ich wanderte, mir die Zeit zu vertreiben, durch den Hof und die Arkadenreihen. Vor Jahren einmal habe ich das Buch von Ruskin: Stones of Venice, kopfschüttelnd auf die Seite gelegt, weil es mich ermüdete, wie genau und mit welchem Entzücken jeder einzelne Baustein und jede Säule des Dogenpalastes eingehend darin besprochen wird. Aber wahrlich, der englische Gelehrte hat recht, jeder Stein hier ist bewundernswürdig durch Kunst, Geschichte und Poesie.

Entsinnst du dich noch, wie wir zwei auf meiner ersten Ferienreise in Hamburg waren und wie wir dort zum Grasbrook gingen, die Stätte zu suchen, allwo der große Seeräuber Claus Störtebeker seinen Kopf lassen mußte? Wir fanden sie nicht. Neue Häuser und Fabriken bedeckten den Raum; selbst die Formation der Gegend, die Verteilung von Land und Wasser, stimmte nicht mehr zu den alten Beschreibungen, und kein Mensch wußte so recht uns zu sagen, wie es hier einst gewesen sein mochte. — In Venedig erlebt man das Gegenteil. Ein jeder Führer zeigt die Stelle, wo des Dogen Falieri Haupt fiel, wo es die Stufen der breiten Treppe hinunterrollte. Die Treppe freilich ist etwa dreihundert Jahre jünger als jenes Ereignis. Aber was thut das! Die Geschichte lebt in uns auf, wenn wir ihre Stätten zu sehen glauben. Da ich auf der Piazzetta stand, fiel mir ein Satz aus der Chronik des Sanudo ein: Die Mitverschworenen Marino Falieros wurden aufgeknüpft an den Säulen des Dogenpalastes, von den roten bis an den Kanal. Damals fragte ich mich: Was sind die roten? Nun sah ich sie vor mir, in der langen Arkadenreihe des ersten Stockes die beiden rötlichen Säulenschäfte.

Du siehst, ich gehe hier den Spuren deines alten Byronschen Lieblingshelden nach. Für mein Thema, die Handelsverbindungen der Hansa, habe ich noch nicht viel gethan. Heute hatte ich mich so lang in dem herrlichen Hof und an der Riva umhergetrieben, wo man dem Meer, den Schiffen, dem liebenswürdigen Treiben des Volkes stundenlang zuschauen möchte, daß es darüber Mittag wurde. Und um die Zeit ... um die Zeit mußte ich mein zweites Frühstück nehmen in dem kleinen Café in der Straße von S. Moïsé.

25. März.

Auch heute bin ich noch nicht fleißig gewesen. Menego sagt, es liegt am Scirocco. Menego, wie man ihn hier ruft, mit seinem richtigen Namen aber Domenico, ist der Gondolier, der mich am ersten Tage fuhr, und mein bester Freund. Er hat seinen gewöhnlichen Standort vor S. Moïsé. Da setze ich mich denn zu ihm in die Gondel und wir unterhalten uns. Es ist eine stille Zeit jetzt, wenige Fremde noch in Venedig, er verdient nicht viel. So ist er mir dankbar, wenn ich ihm nach einer solchen Plauderlektion — er spricht mir zur Belehrung ein wahres Musteritalienisch — höchstens eine Cigarre schenke.

Dieser Menego also behauptet: daß ich nichts Rechtes schaffe, zum Studieren wie zu jedem gründlichen Sehen untauglich bin, eigentlich nur mich behaglich fühle,

wenn ich der Länge nach ausgestreckt mich im Grund seiner Gondel dehne; diese meine unbegreifliche und mir sonst unähnliche Faulheit habe nur der Scirocco verschuldet, der Südwind, der diese Woche hier weht. Ich muß die Erklärung gelten lassen, ich weiß keine bessere.

26. März.

Kennst du einen Maler Bonifacio Veneziano? und kennst du sein Bild Il convito del epulone, Das Gastmahl des Prassers? Der hat's verstanden, wie man hier einzig leben kann! In einer offenen Säulenhalle sitzt der stattliche Mann mit seinen schönen Freundinnen und läßt sich ein Musikstück vorspielen; Diener gehen aus und ein, die Bettler, das Elend bleiben hübsch fern. Sein Prassen ist nicht grobleibliches Schwelgen, es ist das ruhige Genießen eines feingebildeten Geistes. Aber die jüngere der Frauengestalten neben ihm findet doch darin nicht die rechte Befriedigung. Er hat sie bei der Hand gefaßt, als ob er bange, ihre Gedanken könnten sie ihm noch entreißen. Nachdenklich hält sie den Kopf gestützt, lauscht dem Geigenspiele und blickt ins Weite vor sich hin. Worüber sinnt sie? Über die Parabel von arm und reich, welche das Bild versinnlichen soll? Oder träumt sie, sie weiß selbst nicht recht was, allerlei verliebte Gedanken, und weiß nicht von wem? Wenn ich's nur ergründen könnte!

Da hast du's nun wieder, auch das ist Scirocco. Menego hatte mich beredet, in die Gemäldegalerie Accademia delle belle arti zu gehen. Es sei eine Schande, meinte er, für einen Fremden, schon fast acht Tage in Venedig und noch nicht dort gewesen zu sein. Da war ich nun eben. Aber was ist mir davon geblieben? Nur ein wunderlich nachdenkliches Gesicht und weiter nichts.

28. März.

Denk nur, ich habe sie gesehen! Das Mädchen aus der Akademie, leibhaftig und wirklich. Heute auf dem Heimweg gedankenlos schlendernd, fand ich mich von ungefähr in einem Palasthof. Wie reich hier alles ist und wie lustig! Das prächtige Portal, die Säulenornamente, die Balkone, das Kleinste selbst zeugt von der Freude am Schönen. Es war zum Beispiel da an der Thür ein bronzener Klopfer, der bestand aus einem Neptun, welcher, stolz den Dreizack schwingend, über zwei verschlungenen Delphinen sich erhebt. Und von ähnlicher Anmut der Zeichnung ist jedes Stück. Doch ist der herrliche Palast von seiner Höhe tief gesunken. Durch die Thür mit jenem Klopfer gelangt man zu einer Mädchenschule, und am Eingang sind so viele Namen verzeichnet, daß es scheint, der alte Bau ist in zahlreiche kleine Mietswohnungen abgeteilt.

Wie ich so stehe und über den Verfall einstiger Pracht und Größe mir meine weisen Gedanken mache, kommt der Briefträger in den Hof. Er guckt in die Höhe und ich ihm nach. Ganz hoch droben, nahe dem Dache, wo einer der geschwungenen Balkone von grünem Blattwerk umwachsen ist, stützt ein Mädchen sich auf das Geländer. Sie hält die Wange in der Hand, gerade wie jene auf dem Bilde, und schaut auch wie jene, halb froh und halb traurig, nachdenklich verträumt, ins Blaue hinaus. Wie ich, entzückt nach oben starrend, sie mit dem Ideal in meinem Kopfe vergleiche, wendet sie den ihren plötzlich, erblickt — nicht mich, sondern den Briefträger, winkt und beugt sich vor und lacht. Ob jene auch so lachen könnte? Und dann läßt sie einen Korb an langer Schnur in den Hof herunter, der Postbote legt einen Brief hinein, sie zieht den Faden in die Höhe und verschwindet eilends ins Haus.

Da stand ich nun und gaffte hinauf. Aber das Mädchen kehrte nicht wieder.

Hättest du das Bild nur gesehen! könnte ich es dir nur schildern, so wie es gewesen: der blaue Himmel, der Sonnenschein, die graue, verwitterte Palastwand und inmitten dies Gesicht! Wahrhaftig, wenn ich noch lang genug bleibe, lerne ich sehen, wie du es forderst. Aber ich

merke, dazu braucht's nicht der Augen allein. Man muß mit dem Herzen sehen. Darin steckt's.

31. März.

Heute muß dieser Tagebuchbrief seine Endschaft finden. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, ihn nicht abzuschicken, ehe ich dir über meine Arbeiten hier etwas Vernünftiges sagen könne. Aber nun habe ich versprechen müssen, dir sofort, noch heute abend, Grüße zu senden von — ja, wenn du das erraten könntest!

Also, wie ich am Nachmittag wieder von der Akademie zurückkomme und durch die breite Via del venti due marzo gehe, an deren Ende S. Moïsé liegt, von goldgelbem Sonnenlicht beschienen — es ist sonderbar, wie man von allen Wegen in Venedig immer wieder gerade zu dieser Kirche gelangt —, da ist die Straße von Menschen erfüllt, die zur Brücke hinlaufen. Was geht hier vor? Niemand scheint es zu wissen. Sie drängen sich, recken ihre Hälse einer über die Schulter des anderen, das gewölbte Brückengeländer ist von einem Kranz gespannter Gesichter dicht besetzt. „Die Neugierigen" von Ludwig Passini. Du kennst ja das Bild. Da ich nun näher herangehen will, mein Scherflein zu der Neugier der anderen beizutragen, da streckt sich plötzlich aus der Menge eine Hand vor: Herr Burau, Sie hier!

Ich gestehe dir, daß ich eine Sekunde dachte: Also doch! Jemand kennt mich in Venedig. Sie ist's, die mir schrieb. Zugleich aber hatte ich mich schon gewendet und sehe und erkenne — wen? ... Eine lange, dürre Gestalt, grau-gelbliche Locken an den Schläfen. Nun kurz, es war die alte Irländerin, die euch eine Zeit lang englische Konversationsstunde gab; Miß Mac Carthy hieß sie, glaube ich. Die in Venedig!

Sie hatte meine Hände ergriffen und schüttelte sie und drückte sie mir mit einer Herzlichkeit, als sei ich ihr nächster Freund. Ich war etwas verlegen. Denn daß ich ein paarmal von euch Schwestern beauftragt wurde, Miß Macs einschläfernd lange Stunden durch meinen Eintritt zu unterbrechen, ist alles, was ich noch von ihr wußte. — Kommen Sie, hatte sie gleich gesagt, indem sie mich mit sich von der Brücke fortzog, Sie müssen mir so viel erzählen, lassen Sie uns weitergehen. Es war nur ein junger Thunichtgut, der mit einer Guitarre singend vorbeifuhr. Das Volk hier läuft zusammen um nichts. Aber ich bin dem Gedränge, das mich nicht vorwärts kommen ließ, dankbar. Gab es mir doch Gelegenheit, Sie hier zu treffen, Sie, einen so lieben alten Freund aus einem Hause, das ... Und so weiter.

Du kennst sie ja. So wirst du auch wissen, wie überschwenglich ihre Ausdrucksweise ist. Übrigens besaß sie Verstand genug, dich, meine Alte, vor allen zu loben. Ich konnte ihr wenig Neues erzählen, denn sie war — durch welche Verbindungen weiß ich nicht — über alles, was sich in den letzten zwei Jahren bei uns begeben, unterrichtet. Selbst von dem Tod der guten Tante und meiner Reise schien sie schon gehört zu haben. Aus Höflichkeit erkundigte ich mich nach ihrem Ergehen. Da errötete sie. Ja, denke es dir, dies pergamentene Gesicht — sie ist inzwischen nicht schöner geworden — kann noch erröten! Und sie erzählte mir ganz verschämt, daß sie nicht mehr Miß Mac, sondern das eheliche Gemahl eines hiesigen Conte sei. Aus einer der ersten Adelsfamilien, selbstverständlich. Die M'Carthy stammen nämlich, wie ich hierbei erfuhr, von dem sagenberühmten, uralten irischen Königshause der Mac Cauras, und niemals, nie würde sie sich entschlossen haben, eine unebenbürtige Heirat einzugehen. Sie sei mit einer leidenden Dame als deren Reisegesellschafterin hierher gekommen; jene, sich plötzlich kränker fühlend, habe ihr Testament gemacht, und einer der Zeugen, die den Notar begleiteten, war eben der Conte Giulio Pisani. So lernte die gute Miß Mac ihn kennen. Ein paar Tage darauf hält der edle Don um die arme Gesellschafterin an. Doch zögerte sie noch, ihn zu erhören. Aber als die Kranke kurz darauf starb, nicht ohne ihr,

Mac, ein kleines Jahrgeld auszusetzen, als sie sich allein sah, in der Fremde, und er so hilfreich ihr mit seinem Rate beistand, war es da nicht sehr begreiflich, daß sie die Freundeshand ergriff? — Das alles erzählte mir die Gute unter reichlichen Thränen der Rührung. Ob dieselben dem Verlust ihrer Beschützerin oder dem ihrer jungfräulichen Freiheit galten, weiß ich nicht zu sagen. Nun, wir werden ja sehen. Denn ich habe ihr versprochen, sie vor meiner Abreise aufzusuchen. Diesen venetianischen Nobile, der sich als Zeugen von einem Notar mitnehmen läßt und darauf höchst uneigennützig ein altes, vertrocknetes Fräulein heimführt, muß ich mir doch einmal anschauen. Daß sie mich, den sie kaum kannte, mit so überströmender Wärme wie einen alten Freund begrüßte, scheint mir nicht gerade ein Zeichen dafür, daß sie mit ihm ein sehr freudenreiches Dasein gefunden. Wer weiß, ob dieser adelige Herr ihr nicht ihr bißchen Geld abnimmt und sie schlecht behandelt. Ich gedenke der Schutzengel deiner guten Miß Mac — um Vergebung! — der Frau Contessa zu sein.

Sie läßt sich übrigens dir und der Mutter zu Füßen legen. Ich ditto.

Alwin.

* * *

1. April.

Liebste Alte!

Besten Dank für deine heutigen Zeilen. Also der namenlose Brief ist nicht für mich? Als ob ich das nicht selbst gewußt hätte! Du sagst, die Endstriche beider Namen verliefen so unklar, daß man nach Belieben einen jeden Buchstaben des Alphabetes herauslesen könnte? Schon möglich. Aber daß die Schreiberin eine arge Kokette sein soll, so eigensinnig wie hinterlistig, das scheint mir doch zu hart geurteilt. Willst du das alles aus der Handschrift der Adresse auf dem Couvert erkennen können? Du überängstliche Schwesterseele! Sei ruhig, mir wird sie nicht gefährlich. Die Geschichte hatte mich wohl belustigt, doch nicht, wie du glaubst, ernstlich beschäftigt. Denn ich denke ganz wie du: dergleichen taugt einmal nicht für mich.

Heute war ich auf der Marciana, der Bibliothek im Dogenpalast. Und zwar durchaus nicht infolge deines Briefes, bilde dir das nur nicht ein, gute Alte. Ich habe die Notizen ausgezogen, die Professor M. von mir erbeten. Zu eigenen Studien brauchte es größerer Sammlung, als ich sie bei diesem flüchtigen Aufenthalt hier finden kann. Auch weht einmal eine zu schlechte Arbeitsluft in dem wunderlichen Wasserneste. Und da doch in den nächsten Tagen, der Karwoche wegen, die Bibliotheken überall geschlossen bleiben, scheint mir, ich könne nichts Klügeres thun, als, nachdem ich mich hier schon länger, als ich eigentlich wollte, aufgehalten, jetzt weiterzureisen, um meinem ursprünglichen Plan gemäß über Bologna und Florenz noch zu Ostern nach Rom zu gelangen. Es wäre doch unverantwortlich, wenn ich durch mein böses Beharrungsvermögen der armen guten Tante Minonà edle Absichten für meine Bildung gar so schändlich vereitelte. Ich muß von Italien etwas mehr heimzubringen suchen als die Erinnerung an S. Moïsé. Denn ehrlich gestanden, viel anderes als die Barockfassade dieser kleinen Kirche, mit ihren sich ballenden steinernen Wolken, den flatternden Gewändern der leidenschaftlich bewegten Heiligenfiguren am Giebel, die sich scharf umrissen von dem glänzend blauen Himmel dahinter abheben, viel mehr habe ich nicht hier gesehen. In Rom wird das anders sein. Mein nächster Brief von dort soll dir melden, daß ich wieder bin, wie du mich kennst und mich haben willst,

dein pünktlicher, ruhiger, arbeitsamer und sehr vortrefflicher Bruder

Alwin.

* * *

Venedig, 4. April.

Da bin ich noch immer. Liebste Alte, laß dir erzählen. Nachdem ich neulich dir geschrieben, meine Sachen gepackt, von Menego zärtlichen Abschied genommen und mit Donna Eufemia meine Rechnung

beglichen hatte, fiel mir ein, ich müsse vor der Abreise noch — der Zug ging spät abends — der guten Mac mein Versprechen erfüllen, sie aufzusuchen. Der Palast Pisani war leicht zu erfragen. Ich wunderte mich, daß sie ein Haus bewohne, das jeder kennt. Aber ich wunderte mich noch mehr, als ich den schönen Spätrenaissancebau wiedersah, in dessen Hof ich schon einmal gestanden; du entsinnst dich wohl, ich schrieb dir von dem bronzenen Neptun als Klopfer und von dem reizenden Mädchengesicht auf dem blumengeschmückten Balkon. Dort lebt also deine alte Freundin. Freilich nicht durch das große Portal gelangt man zu ihr. Die Portierfrau wies mich zu einem Nebeneingang, von welchem aus ich auf schmaler Stiege zahllose Stufen erklimmen mußte. Dem Conte Giulio gehört von dem, was einst wohl das Erbe seiner Familie bildete, nur mehr eine kleine, bescheidene Wohnung. Ich war bis fast unter das Dach gestiegen, bevor ich zu der Thür gelangte, an welcher eine Visitenkarte, mit vier Stiften zierlich angenagelt, vermeldet, hier hause Mary Jane M'Carthy, Contessa Pisani, und sei bereit, für Lernbedürftige jeden Alters und Geschlechts Unterricht im Englischen zu erteilen. Die Ärmste! also sie muß wieder Stunden geben.

Ich läutete an dem zerrissenen Glockenstrang und mußte lange warten, bis man mir aufschloß. Dann war sie es selbst, die ihren Kopf durch die Thürspalte steckte und mich etwas erstaunt begrüßte. Ob die dringende Aufforderung, sie zu besuchen, nur ein Ausfluß irländisch-italienischer Höflichkeit gewesen war? Es schien fast so. Denn sie zeigte sich diesmal minder erfreut ob meines Anblicks. Der Graf sei gerade ausgegangen, erklärte sie mit flüsternder Stimme, und in seiner Abwesenheit wisse sie nicht, ob ... Ich wollte schon gehen. Da ruft es von drinnen: Mac, chi è di là? Und gleichzeitig krächzt eine heisere Stimme: Mac, Mac, Mac! in schier endloser Wiederholung. Die alte Irländerin erschrickt, als sei sie auf einem Verbrechen ertappt. — O, nun hat sie's doch gehört, murmelt sie, nun kommen Sie nur herein, Herr Burau, es geht nicht mehr anders, sonst lacht sie mich aus.

Ei, denke ich, wenn der Gatte nicht da ist, vor dem sie bangt, wen hat er ihr denn zum hütenden Drachen gesetzt? wie viele Menschen leben hier von der kleinen Pension und den spärlichen Stundengeldern der guten Mac? — So folge ich ihr nicht eben in angenehmer Erwartung.

Es ist ein langer, weiter Saal, in den sie mich zögernd hineingeleitet, mit steinernem Estrich, kahlen Wänden und wenig Gerät. Wie unbehaglich diese großen venetianischen Palasträume sind! Eine Glasthür am entgegengesetzten Ende führt ins Freie. Und in derselben, halb draußen auf dem grünumrankten Balkone, halb noch im Zimmer, ruht auf einem Schaukelstuhle eine lichte Gestalt. Verschlafen richtet sie sich auf und kehrt uns ihr Gesicht entgegen ... Sie ist's, sie selbst, das Mädchen mit dem Brief, die Schöne aus dem Gastmahl des Epulone. Che c'è? fragt sie wieder, was ist's? Und der Papagei, der ihr auf der Schulter hockt, spricht ihr nach: Mac, che c'è? Mac, chi è di là?

Es ist nur ein Besuch für mich, ein Deutscher, sagt verlegen die alte Dame. Laß dich deshalb nicht stören, Ghita. — Und zu mir gewendet: Sie müssen verzeihen, meine Stieftochter spricht leider weder deutsch noch englisch, überhaupt nichts als ihre Sprache. — Sie sagte das mit so bedauerlicher Miene, daß ich sie schnell auf italienisch versicherte, es mache mir keinen großen Kummer, da ich, dank der guten Tante Minona, diese schöne Sprache ein wenig verstünde.

Das Mädchen nickte: Sicuro; ein so gelehrter junger Herr! Denn Sie sind doch Gelehrter, nicht wahr? Das sieht man gleich. Madre mia, mache dir nur keine Sorgen. Auch der Papa weiß die Menschen zu beurteilen und wird dich's nicht entgelten lassen, daß du diesen Herrn hereingeführt hast. Seien Sie uns herzlich willkommen und nehmen Sie Platz.

Mac, Mac, Mac! schrie der Papagei

wieder laut, ihre Worte unterbrechend. Sie hieß ihn schweigen. — Finden Sie es sehr unrecht, fragte sie mich, daß der Checco und ich meine Mutter so nennen? Was wollen Sie! Der Name paßt zu ihr. Sie hat es mir verraten, sie selbst, daß sie bei ihren Schülerinnen nie anders hieß. Und Sie, mein Herr, sagen Sie einmal ehrlich, würden Sie von meiner lieben Frau Mama immer nur als von der Frau Contessa reden — oder als von der guten Mac? Meint man doch, wenn man sie sieht, sie müßte die Regel, die Strenge selbst sein. Mein Herr Vater — il babbo — nahm sie nur um dieses ihres Gouvernantengesichtes willen zu seiner Gattin. Er konnte nämlich allein mit mir nicht mehr fertig werden. Der Ärmste! welch eine böse Enttäuschung! Denn so eisern sie dreinschaut, meine Mac läßt sich um den Finger wickeln, um diesen meinen kleinsten hier. Ihr Unglück ist nur — der Papa dreht sie nach links, sehen Sie, so. Und dann komme ich und nehme seine Arbeit auf, und drehe zurück, zurück, zurück, bis ich sie auf meine Weise mir nach rechts gewickelt habe.

Du kannst dir nicht denken, wie komisch, aber wie reizend es war, wie sie mir diesen geistigen Prozeß, den die arme Seele ihrer Stiefmama durchmachen müsse, im Schaukelstuhl zurückgelehnt, an ihren beiden kleinen Fingern mit einem Faden vortragierte. Und jene saß daneben und seufzte.

Ja, sprach das Mädchen, noch heftiger seufzend, so ist es, leider! Auch meine Arbeit hält nicht fest. Sie gleicht — ich sag's nur im Vertrauen — der Figur auf der Kuppel der Dogana — einer Wetterfahne! Darum bin ich mit ihr auch so wenig zufrieden. Wozu schafft man sich denn eine Stiefmutter an, wenn man keinen Halt an ihr hat? Nicht wahr, madre mia? — Sie schmiegte die Wange an die Schulter der stocksteifen Irländerin und sah ihr mit einem so zärtlich lieben Ausdruck in die Augen, daß es mir undenkbar schien, wie jene einer ihrer Bitten zu widerstehen vermöchte.

In der nächsten Minute plauderte sie dann wieder mit mir. Ich mußte ihr von meiner Reise erzählen, von meinen Studien hier auf der Bibliothek, für die sie sich erstaunlich zu interessieren schien, und endlich von dir und von der Heimat. Von der Lage unserer kleinen Vaterstadt im Norden Deutschlands, an der Ostsee, vermochte sie sich keinen rechten Begriff zu machen. Doch grämte ihr Nichtwissen sie nur wenig. Da sie dagegen zufällig entdeckte, wie ich nie gehört, was sie seit frühester Kindheit erlernt, nämlich daß es zu Venedig fünfunddreißig, hier geborene, speciell venetianische Heilige, meist aus den besten Familien, giebt und wie sie heißen, da lachte sie mich gründlich aus. Nach einer halben Stunde war sie so vertraut mit mir wie mit einem alten Freunde. Als ich Abschied nehmen wollte, bat sie, ich möchte sehr, sehr bald wiederkommen. Ich sagte bedauernd, ich müsse reisen. Auch ihr schien es leid zu thun, daß unsere Bekanntschaft schon aus sein solle. Sie hätte noch so viel zu fragen. Und sie könne so viel von mir lernen. Und sie wisse nicht einmal meinen Namen ...

Richtig, Mac hatte in ihrer Verlegenheit bei meinem Eintritt ganz vergessen, uns einander vorzustellen. Nun holte sie's desto förmlicher nach: Signor Alwin Burau — Contessina Margherita Pisani.

Alwin Burau ... sagte sie langsam, Alwin Burau? ... Wie fremd und neu mein Name mir in der weichen Aussprache klang.

Alwi, Alwi! wiederholte sofort der Papagei. Aber so heiser geflüstert, so schwer verständlich kamen die Silben aus seinem gebrochenen Schnabel hervor, wie wenn ein Mensch ein gefährliches Geheimnis nicht laut zu sagen wagt.

Sie werden bleiben, sagte das Mädchen, ich erwarte das von Ihnen, Signor Alwin. Denn wenn ich gleich Freundschaft für Sie empfinde, fühlen Sie nicht auch ein wenig für mich? Sie kennen ja Venedig noch gar nicht. Ich zwar kenne es auch nicht. Der Papa ist so altmodisch streng, er läßt mich fast niemals aus dem Hause. Aber bei einem

fremden Gelehrten würde er — wer weiß! — vielleicht einmal eine Ausnahme machen, und wir könnten zusammen die Stadt uns anschauen. Wäre das nicht hübsch? Sie müssen auch notwendig Ihre Studien auf der Bibliothek weiterführen. Wie lautete doch das Testament, von dem Sie erzählten? Sie sollten Italien kennen lernen, unter anderem Himmel anders sehen und urteilen lernen? Nun, hier ist Italien, hier ist's schön und hier sind Menschen, die Sie gern behalten möchten, gute Freunde. Wozu also noch weiter fahren?

— Ich habe in diesen zweien Tagen viel darüber nachgedacht, weshalb sie wünschte, ich solle bleiben. Vielleicht ergründest du es, Schwester. Du bist klüger als ich und, obschon du weniger noch als ich bisher von der Welt gesehen hast, auch welterfahrener. Denn ich, ich bin ehrlich und muß es dir sagen — ich begreife es nicht.

Gestern wiederholte ich meine Visite. Da lag sie im Lehnstuhl, spielte mit ihrem Papagei, ließ sich von Frau Mac bedienen und schien mich kaum zu kennen. Ihr Vater, der Conte, war zu Hause. Ein kleiner, vornehm aussehender Herr, mit edlem Gesichtsschnitt und weißem Haar. In seiner Haltung, der tadellos sorgfältigen Kleidung zeigten sich die Gewohnheiten der alten Schule. Seiner Gattin begegnete er mit ausgesuchter Höflichkeit, aber doch schien sie vor ihm zu zittern. Gegen mich trug er anfangs eine gewisse Zurückhaltung zur Schau, die ich ihm nicht übel nehmen konnte. Meine Vorurteile gegen den Eheherrn der guten Mac zerfielen in nichts vor diesem würdevollen, echt aristokratischen und obendrein hochgebildeten alten Mann. Nachdem er die erste Kühle der Fremdheit überwunden und entdeckt hatte, daß ich Historiker von Beruf und mit der Absicht, die Bibliotheken nach mittelalterlichen Dokumenten zu durchstöbern, nach Italien gekommen sei, da veränderte sich sein Wesen. Nun hieß er mich erst willkommen bei sich. Er gestand, er betreibe selbst ähnliche Forschungen — natürlich nur als Dilettant und ohne die Absicht, den zünftigen Herren Geschichtschreibern ins Handwerk zu pfuschen; er habe nämlich eine Familiengeschichte des Hauses Pisani seit den ältesten Zeiten in Angriff genommen, eine sehr wichtige, schwierige Arbeit.

Während er mir das erzählte, beugte sich die Contessina in ihrem Lehnstuhl auf die Seite, daß er sie nicht sah, und winkte hinter seinem Rücken mir mit Hand und Augen zu. War es ein Wunsch, ein Gruß, ein Befehl? Ach, leider bin ich im Begreifen von dergleichen Zeichen immer noch nicht viel schneller geworden, als ich es bei unserer allerersten gemeinsamen Lesestunde war, wo ich dir heimlich, was du nicht wußtest, zusagen sollte und statt dessen laut fragte: Was willst du von mir? — Zwar diese Frage stelle ich jetzt nicht mehr. Aber so konnte ich auch nicht erfahren, was sie begehrte.

Der Conte hatte sich inzwischen erkundigt, was ich bisher hier gesehen, und bot sich mir zum Begleiter an, um Kirchen, Paläste und einige Privatgalerien in Augenschein zu nehmen, die den Führern nicht zugänglich seien. Auch sprach er davon, mir einen Permeß zu Forschungen auf dem alten Staatsarchiv zu schaffen, sowie die Erlaubnis, meine Arbeiten dort in dieser, der Karwoche, wo sonst alles geschlossen bleibt, betreiben zu dürfen. Es sei ihm ein Leichtes, er kenne die Herren alle und die Kustoden kennten ihn und wüßten, wer von ihm empfohlen, sei vertrauenswert. Ist das nicht ungemein liebenswürdig? Ich nahm sein Anerbieten natürlich mit Freuden an.

Die Contessina sprach ich kaum. Aber ich hoffe sie bald wieder zu sehen. Denn beim Abschied hat der Conte mich noch versichert, er freue sich sehr, meine Bekanntschaft gemacht zu haben, und hoffe, ich werde ihm recht häufig Gelegenheit geben, von derselben zu profitieren.

Und also, Alte — dir wird's zwar nicht recht sein — ich reise nicht nach Rom weiter, ich bleibe. So lang wie möglich! Ich kann nicht anders.

Alwin.

* * *

5. April.

Nun fange ich also erst an, Venedig regelrecht zu sehen. Der Conte hat mich abgeholt, wir waren in verschiedenen Kirchen, ich glaube in sieben, und in zwei Privatgalerien. Aber ich kann und soll sie dir ja nicht alle schildern. Wenn ich jemals Kunstverstand bekomme, so wird es jetzt durch den Conte sein. In seinem weißen, wohlfrisierten Kopfe scheint der alte Kavalier eine wahre Fundgrube von Wissenswertem aus der Geschichte Venedigs zu tragen, daß man unendlich viel von ihm lernt. Von jeder Straße, jedem Haus und jeder Brücke, die wir kreuzten, wußte er mir etwas zu erzählen. Wir gingen den ganzen Morgen zu Fuß. Er fährt nämlich aus Princip so wenig wie möglich, weil er mit den Gondolieren — questa razza di canaglie, wie er sie nennt, — höchst unzufrieden ist. Sie fordern, sagt er, immer den vierfachen Preis statt der Taxe und wollen jeden Gentiluomo schmählich übervorteilen. Aber auch sie sind ihm, so scheint es, nicht günstig gesinnt. Als ich meinen Freund Domenico, den ich die letzten Tage her nicht wiedergesehen, auf dem Heimweg anrufen wollte, that er, als ob er nichts merke, und ruderte eiligst auf und davon.

Der Conte — wäre er nur nicht gar so höflich! — hat mich bis hierher vors Haus begleitet, während ich viel lieber mit ihm bis zu seiner Wohnung gegangen wäre. So konnte ich nichts thun, als seinen Damen meine beste Empfehlung senden.

7. April.

Ich muß dir von einer Bekanntschaft erzählen, die ich heute machte. Auf seltsame Weise. Der Conte Pisani hatte mir den Permesso gebracht, laut welchem ich in dieser Woche das Archiv benutzen darf. Es ist das ein ziemlich teures Vergnügen. Gleichviel, ich war dem alten Herrn dankbar für seine Aufmerksamkeit und dafür, daß er sich selbst zu mir herbemühte. Als ich ihn die wackelige Treppe hinabbegleitet hatte — unbegreiflich ist mir's bei diesem höflichen Volk, wie wenig respektvoll Donna Eufemia meinen Besucher behandelte —, machte ich mich sofort auf den Weg zur Kirche der Frari, neben welcher das altvenetianische Staatsarchiv sich befindet. Ich ging mit einer gewissen Erregung daran, dort zu arbeiten. Ein zweiter Ranke, hoffte ich schon der Geschichtsforschung ganz neue Wege zu erobern. Wie ich mit solchen ehrgeizigen Plänen die Treppe ersteige, kommt mir von droben jemand entgegen. Gehen Sie nicht erst hinauf, sagt er, es ist umsonst; alles verschlossen für den, der keinen speciellen Permeß hat. — Ich mußte lachen über den verzweiflungsvollen Ton, in welchem der junge Mann das sprach. Du mußt dir einen schlanken Menschen denken, kaum älter als ich, mit lockigem Haar, zierlich gedrehtem Schnurrbärtchen, in elegant moderner Kleidung, so ziemlich das Gegenteil von alledem, was man sich unter einem Gelehrten vorstellt. Dennoch schien ihm die Wissenschaft fast mehr noch als mir am Herzen zu liegen. Denn da ich entgegne: Mir bleibt nichts verschlossen, sehen Sie her! — und das kostbare Zettelchen aus der Brieftasche nehme, ergreift er meine beiden Hände und redet mit südländisch leidenschaftlicher Suade auf mich ein: er hätte seinen Permeß vergessen, oder verloren, oder niemals einen besessen — daraus ward ich nicht recht klug; jedenfalls aber fleht er mich an, ihm den meinen zu überlassen. Was sagst du zu diesem bescheidenen Verlangen von seiten eines Unbekannten? Denn er hatte mir weder gesagt, wer noch was er sei; nur daß er einzig nach Venedig gekommen, um hier auf dem Archiv eine ihm persönlich höchst wichtige Sache nachzusehen, wahrscheinlich nicht länger als bis über Ostern bleiben könne und also Zeit, Geld und Mühe und dazu noch eine teure Hoffnung verlieren müsse, falls ich ihm nicht helfe. Ich könnte ja noch nächste Woche, so oft ich wollte, hier studieren. Heut aber ... Während er also beweglich bat, war er mir ganz nahe getreten, hielt die Linke wie beschwörend mir auf den Arm gedrückt und rührte mit den Fingern seiner

Rechten an das Papier, das ich noch nicht wieder eingesteckt hatte. Und ehe ich mich dessen versehe, hat der freche Gesell mit einem schnellen, geschickten Griff mir das Blatt aus der Hand gewunden, hält es lachend in die Höhe und blitzt mich mit seinen schwarzen Schelmenaugen so übermütig herausfordernd und dabei doch so gutmütig an, daß ich ihm nicht gram sein konnte. Mir blieb nichts übrig, als mich zu ergeben und die Treppe hinabzusteigen, die ich heraufgekommen war, indessen er, ein Liedchen trällernd, gleichfalls Kehrt machte und mit seinem Raube eiligst hinauflief. Er hatte aber doch noch die Gnade, über das Geländer mir nachzurufen, daß er mich um die Dämmerstunde am Markusplatz beim Café Specchi treffen wolle, mir den Schein zurückzustellen. Dort könnten wir bessere Bekanntschaft machen.

Eigentlich war ich recht ärgerlich. Ich wütete über meine — Nachgiebigkeit, wollen wir einmal sagen, um dem Ding einen nicht allzu unhöflichen Namen zu geben. Ich lief durch die Straßen ohne Ziel und schalt mit mir selbst. Um meine Laune zu verbessern, gedachte ich endlich einen Besuch im Palazzo Pisani zu machen. Mich verlangte danach, der Contessina mein Abenteuer zu berichten, ihr Mitleid zu erregen. Aber auch das gelang mir nicht. Kaum betrete ich den Hof, so kommt der Conte mir entgegen: Sie schon wieder da, war es nichts mit der Arbeit? Nun, kommen Sie, wir promenieren ein wenig, und unterwegs erzählen Sie mir, wie es Ihnen erging. Und er schiebt seinen Arm in den meinen und zwingt mich dadurch, vor der Schwelle seines Hauses mit ihm umzukehren. Ich schielte sehnsüchtiglich hinauf zu dem grünumwachsenen Balkon. Aber niemand war droben zu sehen. So mußte ich ihm geduldig folgen.

Nun war es mir aber bei seiner Frage plötzlich und schwer aufs Gewissen gefallen, daß ich vielleicht gar nicht berechtigt gewesen, das Papier, das er mir mit vieler Mühe verschafft, an einen Wildfremden weiterzugeben, und daß der alte Herr wahrscheinlich meine thörichte Gefälligkeit recht übel vermerken werde. Ich suchte also, so gut ich es konnte, seinen Fragen auszuweichen. Bevor ich nicht wußte, ob ich das fatale Blatt je wieder zurück erlangen würde, wagte ich nicht davon zu reden. Und als er mir vorschlug, heute zuerst das Museo Correr zu besuchen, dann bei einem Antiquar mich umzusehen und endlich in ein paar Paläste zu gehen, sagte ich zu allem ja. Er behauptet immer, er wisse sich keine bessere Zerstreuung, als was er längst kenne, mit einem Neuling, also gleichsam mit frischen Augen wiederzusehen.

Heute durfte ich ihn zum Schlusse zu dem Palazzo Pisani zurückbegleiten. Aber als ich dort Miene machte, die Treppe mit ihm hinaufzusteigen, blieb er stehen und — stelle dir meine Enttäuschung vor! — schüttelte mir sehr freundlich die Hand, mit einem kräftigen, gar nicht mißzuverstehenden Drucke, der mich zur Thür hinaus- statt hineinschob. — A rivederla. Wenn's Ihnen recht ist, treffe ich Sie heute abend auf der Piazza. — Sprach's und ging.

Und ich begab mich in eine benachbarte Trattoria, verspeiste mein Mahl — sehr guten risotto con fegatini — mit meinem Ärger. Also habe ich den ganzen Tag die Contessina nicht erblickt, und was das Schlimmste ist: ich weiß nicht, ob und wie ich sie morgen sehen werde.

Daß ich mich hierauf viel zu früh beim Café Specchi unter den alten Prokuratien einfand, wirst du dir denken. Und ebenso, daß ich nach kurzer Zeit des Wartens drauf und dran war, mich zu entfernen, überzeugt, jener kecke Räuber meines Permesso habe mich nur zum besten gehabt und werde mich im Stiche lassen. Ich hielt die heftigste Philippika über die Wortbrüchigkeit der Italiener und über eines deutschen Gelehrten thörichte Vertrauensseligkeit. Wie ich mich aber eben anschicken will, zu gehen — es dunkelte schon —, da beugt sich aus dem Gäßchen, welches gerade neben dem Café Specchi auf den Markusplatz mündet, der lockige Kopf meines Unbekannten vor. Ich rufe ihn an.

Er hört mich nicht, sondern späht mit suchender Miene nach allen Seiten, wie ein Dieb, der sich vor dem Häscher fürchtet. Aber es muß doch wohl anderes gewesen sein, was ihn zögern machte. Denn plötzlich leuchtet sein Auge auf, er winkt und einer der Polizisten, die mit ihren hohen schwarzen Hüten, den zugeknöpften langen Röcken, weißen Handschuhen und kurzen Stöckchen durch ihre komisch gravitätische Erscheinung aus der Menge hervorleuchten, statt ihn zu verfolgen, kommt an ihn heran, sie flüstern miteinander, er drückt dem Diener der Gerechtigkeit vertraulich etwas in die Hand, jener entfernt sich und er tritt zu mir.

Nun, sagt er, indem er sich auf das kleine Ledersofa neben mich sinken läßt, haben Sie wohl schon gedacht, ich entwischte Ihnen und würde Ihnen Ihr kostbares Gut, den Permesso, entführen? Leider nein, ich bin kein Dieb. Ich wollte, ich wäre es. — Und dabei seufzte er so beweglich, daß ich lachen mußte.

Ich fragte, ob der Schein ihm Nutzen gebracht und ob er bei seiner Arbeit auf dem Archiv, was er suchen wollte, gefunden?

Da seufzte er abermals. — Die Notizen, die er gehabt, sich danach zu richten, seien vielleicht nicht ganz fehlerlos gewesen, jedenfalls sei seine Untersuchung ohne Resultat geblieben — wie manche frühere. Und er gestand mir, daß er gar nicht Gelehrter, sondern Kaufmann von Beruf sei und auf das Entziffern mittelalterlicher Manuskripte sich im Grunde schlecht verstehe. Als ich ihm meine Hilfe antrug, blickte er mich von oben bis unten forschend an: Vielleicht wäre das ein Mittel! Nun, wir wollen sehen. Erst, freilich, müßten wir uns besser kennen lernen. — Und dann lehnte er sich zurück an die Hauswand — du mußt wissen, wir saßen vor der Thür des Café unter dem Arkadengang — und begann zu plaudern. Wie schön Venedig sei und wie es ihn mit starken Ketten zurück hierher zöge jedesmal, wenn er in der Ferne sich aufhalten müsse. Wie hübsch die Lichter, die man rings um den Platz entzündet, sich in den Augen der vorübergehenden Mädchen spiegelten. Und daß es nirgends so wunderholde Gesichter gebe und daß deshalb die alten venetianischen Maler herrlichere Frauengestalten darstellen konnten als alle anderen. Als ich ihm sagte, ich hätte zwar sonst noch nicht sehr viel von der Welt gesehen, aber Venedig, seine Mädchen und seine Bilder schienen auch mir der Gipfel aller Schönheit auf Erden, da ward er ganz glücklich: Nicht wahr? so ist's. Es gefällt mir von Ihnen, daß Sie es schon ebenso empfinden. Sie sind ein ehrlicher Kerl, amico mio. Das bin ich auch. Ich denke, wir sollten Freunde werden, wenn's Ihnen so recht ist. Hier meine Hand.

Und wir hatten noch nicht einmal unsere Namen ausgetauscht! Er schien durchaus nicht neugierig, obschon es sonst die Italiener, wenigstens die ich bisher kennen lernte, alle sind. Auch blieb uns, um einander näher zu kommen, keine Zeit. Denn im Gespräch unterbrach uns der schwarzberockte Polizeimann, der, eilig herankommend, schon von weitem seinen hohen Cylinder respektvoll lüftete und darauf meinem Genossen leise etwas ins Ohr sagte. Dieser sprang auf: Ich muß fort. Ein andermal mehr. Und — Ihr Wort darauf! — Sie sagen doch keiner Seele in Venedig von mir und unserem Zusammentreffen? Ich baue auf Sie. Also auf morgen, zu derselben Zeit hier. — Bevor ich etwas erwidern konnte, war er um die Ecke in der schmalen Gasse verschwunden. Den Permesso hat er mir übrigens nicht wiedergegeben.

Nicht lange darauf traf ich den Conte Pisani, der allabendlich vor demselben bescheidenen Café seine Dominopartie zu machen pflegt. Er stellte mich mehreren seiner Freunde vor. Es sei ihm sehr lieb, sagte er, statt seines gewohnten Mitspielers Don Battista einmal einen Fremden, dessen Stärke er noch nicht kenne, zum Gegner zu haben. Es scheint, das kindliche Steinesetzen wird hier nicht ganz so kunstlos betrieben, wie wir zwei es wohl ehedem übten, wobei ich regelmäßig dich zu

schlagen und mir den ganzen Einsatz an Nüssen zu erobern pflegte. Heute wenigstens unterlag ich schmählich, zu verschiedenen Malen. Und es war ganz gut, daß das Spiel nur um die Zehrung ging und daß der Conte so mäßig ist. Denn ein paar Gläschen der schwächsten Limonade zu zahlen, reicht mein Reiseportemonnaie gerade hin. Du hättest aber nur hören sollen, wie er sich weigerte, mich, den Fremden und seinen Gast, also in Unkosten zu versetzen. Schließlich ließ er mich gewähren, gegen das feierliche Versprechen, daß ich ihm morgen sicher Gelegenheit geben würde, sich zu revanchieren. — Er hat mir auch einen Gruß seiner Tochter bestellt. — So war es denn doch, trotz verschiedener Mißgeschicke und obwohl ich nicht zum Arbeiten kam, in Summa kein verlorener Tag. Und somit vale. Bald hörst du mehr.

9. April.

All diese Tage das gleiche Programm: mit dem Conte Kirchen besucht und den Feierlichkeiten beigewohnt. Heute faßte ich mir ein Herz und fragte ihn, ob ich denn sein Fräulein Tochter nicht wiedersehen dürfe? Da stellte er sich vor mich hin — es war an der Riva degli Schiavoni, in brennender Sonne — und faßte mich beim Rockknopf: Amico mio, das verstehen Sie nicht. In der Karwoche wird keine Dame aus guter Familie Besuche empfangen. Und überdies — wenn Sie ein Venetianer wären und nicht Forestiere und Gelehrter — glauben Sie, daß ich Donna Giovanna — so nennt er Frau Mary Jane, seine Gattin — je den Verstoß verziehen hätte, den sie beging, indem sie Sie einließ? Sie wissen gar nicht, wie klein die Stadt ist, wenigstens der Teil von Venedig, zu dem ich mich zu zählen die Ehre habe; wie viel geredet wird und gelästert. Von einer Contessina Pisani darf man nicht reden, eine Pisani, wenngleich ihr Vater — ich kann es nicht leugnen, Sie werden es wissen — arm geworden — eine Pisani darf nur einen Mann bei sich empfangen: ihren Verlobten. Mein armes Kind aber wird sich so leicht nicht vermählen können. Die Ehe mit einem Bürgerlichen ist selbstverständlich ausgeschlossen. Wenn aber ein Kavalier sich fände, dessen Adel dem unseren gleichkommt, nähme er eine Frau ohne Mitgift? Und wenn er sie selbst nehmen würde — könnte ihr Vater, könnte ich es ohne tiefste Beschämung ertragen, daß meine Tochter unausgestattet, ohne den Glanz, der ihrem Rang zukommt, seinen Palast betreten müßte?

Aber das ist ja empörend! rief ich; einem Bürgerlichen wollen Sie Ihr Kind nicht geben, weil er zu niedrig, einem Adeligen nicht, weil er zu hoch steht? Und Sie, der Sohn einer einstigen Republik, hegen so enge Vorurteile? Da lobe ich mir die Bürger unserer alten nordischen Hansastädte, die ...

Caro mio, so unterbrach mich der alte gelehrte Herr, die waren wohl auch nicht viel anders. Zwar kenne ich von Ihren Chroniken und Gesetzsammlungen nichts. Aber das weiß ich, hätte eine Patriciertochter je es gewagt, sich dem Sohne eines geringeren Mannes zuzuneigen, es wäre beiden schlecht ergangen. Darin werden Sie mich schwerlich eines anderen belehren. Ihr Vorwurf trifft mich nicht. Im Gegenteil, ich bin weit freisinniger als so mancher. Habe ich selbst nicht, um meinem Kinde mütterliche Aufsicht zu geben, mich entschlossen, einer Dame von vortrefflichem Charakter die Hand zu reichen, deren Adel jedoch — denn offen gestanden, die Legende der Mac Cauras klingt mir sehr ... legendenartig — deren Adel mindestens zweifelhaft ist? Soweit man aber die Geschichte des Hauses Pisani zurückverfolgen kann, bis in die ältesten Zeiten der Niederlassungen auf den Inseln des Rialto, so lang ist es nicht vorgekommen, daß eine Tochter dieses Hauses sich einem Manne verbunden hätte, dessen Name dem ihren nicht gleichstand. Und es soll auch nicht geschehen, solange ich atme. — Freilich, das will ich nicht behaupten, daß ich die gleichen Ansprüche einem Ausländer gegenüber machen würde. Wenn sich einmal ein Fremder fände,

ein Gelehrter vielleicht, in gesicherter Stellung ... Aber was reden wir von Dingen, so fernliegend wie unwahrscheinlich! — Da sind wir schon am Arsenal, hier mögen Sie nordische Studien betreiben, wenn es Sie freut. Freilich, aus einer noch früheren Zeit als jener der Hansa. Die steinernen Löwen vom Piräus, die hier vor dem Portal stehen, tragen uralte Runenzeichen. Was meinen Sie, Freund, ob die Wikinger, die auf ihren kühnen Fahrten bis Griechenland vordrangen, die vielleicht jene Zeichen in den harten Stein eingruben, nicht auch Standesgefühle kannten und Stolz auf ihre tapferen Väter? Ich bezweifele es nicht. Die Welt hat sich so viel nicht geändert, seitdem sie steht. — Und nun wollen wir also die Löwen betrachten.

Damit war der alte Herr wieder ganz der kenntnisreiche, aufmerksame Fremdenführer, und während unseres weiteren Rundgangs gelang es mir nicht, ihn auf jenes Thema zurückzubringen.

Es ist in ihm eine seltsame Mischung von allerpraktischster Nüchternheit, wie sie mir fast undenkbar erscheint, und von feudalem Idealismus. Ich hätte nicht übel Lust gehabt, meinen guten Freund, den Unbekannten — er heißt übrigens Signor Alvise, und jeder Bettler hier scheint ihn zu kennen —, als ich ihn zur gewohnten Stunde auf dem Platz traf, zu befragen, ob es dergleichen seltsame Käuze mehr in seiner Vaterstadt giebt? Zufällig war ich noch nie mit den zweien gleichzeitig beisammen. Wie in der Comedy of errors, geht der eine, so erscheint der andere, und bevor dieser sich zurückzieht, kehrt jener nicht wieder. Da mich Alvise aber so dringend gebeten hat, mit keinem Menschen hier von ihm zu reden, und über seine eigensten Angelegenheiten so wenig mitteilsam ist, so mag ich auch von meinen Freunden nicht viel mit ihm sprechen. Ich weiß nur, daß er den Vater früh verlor, der ein kleiner Kaufmann gewesen zu sein scheint, und daß er seit einigen Jahren in Smyrna wohnt. Um schnell reich zu werden, wie er selbst sagt. Daß aber Geldverdienen allein ihm nicht Lebenszweck und noch minder Lebensfreude sein kann, das spürt man bald, wenn er von seinem Zorn auf jene Söhne des alten Adels spricht, die ihrer Ahnen Ruhm durch Nichtsthun und ängstliches Meiden jeder ehrlichen Arbeit zu wahren denken, von seinem Sehnen, der Vaterstadt dereinst besser nützen zu können als sie. Sein feingeschnittenes Gesicht gemahnt mich dann an die Porträts von Tizian oder Tintoretto, die uns als Typus der alten Senatoren gelten. Unwillkürlich denkt man, auch er sei bestimmt, etwas zu leisten, und was er in Angriff nimmt, müsse gelingen. Es will mir gar nicht recht zu ihm passen, daß er nach alten Familienpapieren so eifrig sucht und über das Nichtauffinden derselben so bitter verstimmt ist. Die Sache hat nur das Gute für mich, daß er seine Abreise einstweilen hinausschiebt. So erfahre ich vielleicht noch, bevor wir uns trennen, was ihn hier zur Geheimhaltung zwingt und was ihn bedrückt.

Ich denke manchmal, es muß ein Liebeskummer sein; obschon er eigentlich nicht danach aussieht, als könne ein Mädchen seinem Willen und seinen Augen Widerstand leisten. Aber, wer weiß? ... vielleicht ist es doch dergleichen. Ich glaube, auch das liegt hier in der Luft.

Schade, daß ich nicht älter bin, mein Examen abgethan habe, eine Professur besitze und — wie hieß doch die Hauptbedingung? — gesicherte Stellung. Wenn das alles wäre... Was würdest du sagen, wenn ich dir von der Italienreise eine sehr reizende Schwägerin nach Hause brächte?

Leider ist dazu noch wenig Aussicht. Wäre es doch!

Alwin.

(Schluß folgt.)





Franz Mueller-Fall (Lowuafluß).

Die Erforschung des Kassai und Sankuru.

Von

A. Woldt.

I.

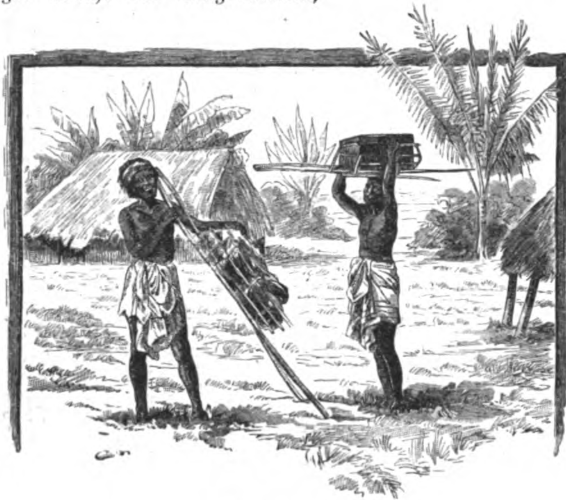


Es ist oft mit Recht hervorgehoben worden, daß unter den großen geographischen Aufgaben, welche die heut lebende Generation zu lösen hat, die Erforschung Innerafrikas eine der wichtigsten ist. Deshalb ist auch jener Feuereifer erklärlich, mit welchem die Kulturstaaten aller Erdteile sich an dem hochbedeutenden Unternehmen beteiligt haben, ein Eifer, der fast für ein volles Jahrzehnt alle übrigen Probleme in den Hintergrund drückte. Aus diesem Grunde durchdrang die Welt ein Jubel, als die Kunde von der endlichen Erforschung des letzten noch unbekannten afrikanischen Riesenstromes, des Kongo, durch Stanley bekannt wurde. Das Stromgebiet des Kongo ist größer als dasjenige jedes anderen afrikanischen Flusses, und in diesem Gebiete bildet der Kassai, welcher sich mit seinen zahlreichen Neben- und Beiflüssen über eine Fläche von fast hundert Gradfeldern, also über ein Terrain, das nahezu so groß als ganz Mitteleuropa ist, ausbreitet, den weitaus wichtigsten Teil.

Das Kassaigebiet ist die Perle von ganz Afrika.

Aus dem Hinterlande der portugiesischen Provinz Benguella, die an der Westküste Afrikas liegt, fließt die Hauptader dieses Stromes unter dem Namen Kassai von der Wasserscheide des Sambesi nach den nördlichen Regionen hinab, durch zahllose Wasseradern verstärkt, geht sie durch das mächtige Negerreich des Muata Jamwo,

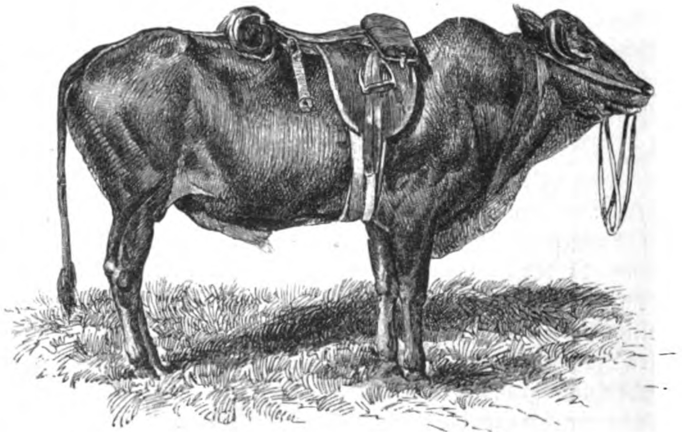
das schon seit Jahrhunderten blüht, strömt dann weiter durch eine Anzahl selbständiger Reiche der Eingeborenen,



Bondoträger.

nimmt riesige Nebenflüsse von rechts und links auf, welche andere Negerreiche durchzogen haben, darunter rechts den gewaltigen Sankuru, dessen Quellen sich bis ins östliche Seenrevier verfolgen lassen, links den Kuango, der Major v. Mechows Boot 1880 bis zur Steinbarre Kinganschi getragen hatte, und ergießt sich bei Kwa Mouth oberhalb des Stanley-Pool in den Kongo.

Es ist erst der neuesten Zeit vorbehalten geblieben, dieses hochwichtigste aller innerafrikanischen Stromgebiete zu erforschen. Als Stanley vor drei Jahren der Berliner Konferenz zur Gründung des Kongo-Staates das Becken des Kongo beschrieb, kannte er es selbst noch nicht, denn jenes ungeheure tiefinnerste Gebiet, welches durch den großen Bogen des Kongo halbkreisförmig umschlossen wird, war noch ein weißer Fleck unserer Landkarte. An keiner Stelle der großen Flüsse hatten die Eingeborenen Kenntnis über die Länge der Wasserläufe, und die Namen der einzelnen Stromstrecken waren nicht übereinstimmend. So konnte es kommen, daß Stanley auf seiner damaligen Karte die Mündung des Kassai nach Äquatorville, etwa 220 Kilometer weiter stromaufwärts, verlegte, als sie sich in Wirklichkeit befindet. Noch viel bedeutender ist der Irrtum, den Stanleys Karte in Bezug auf die Sankurumündung enthält. Man müßte von der wirklichen, heute festgestellten Mündung dieses Stromes eine Wasserfahrt von ungefähr achtzehnhundert Kilometern ausführen, um zu der auf der Berliner Konferenz als Sankurumündung bezeichneten Stelle zu gelangen.



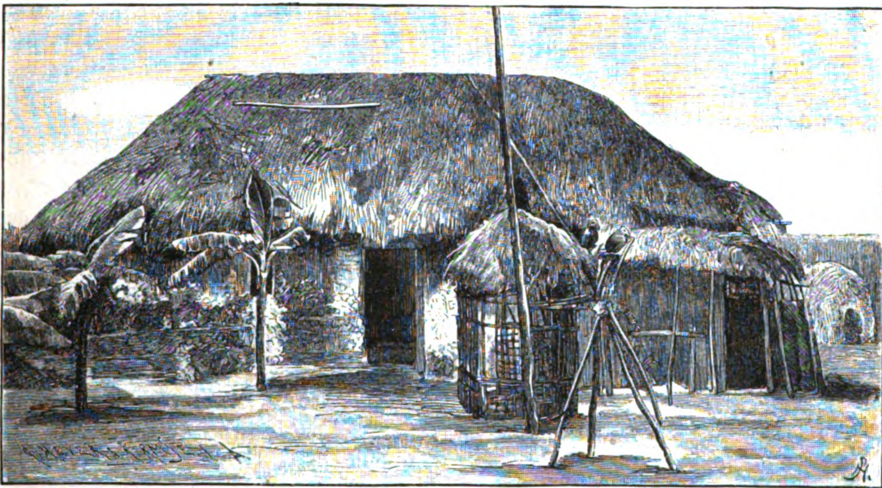
Dr. Paul Pogges Reitstier.

Die damalige hydrographische Auffassung des Kongobeckens war, wie dies bei unerforschten Stromgebieten so häufig

vorkommt, eine recht naive. Man kannte den Oberlauf einer Anzahl von Flüssen durch frühere Reisen, und um nun den weißen Fleck der Karte nicht ganz leer zu lassen, zog man willkürliche Verbindungslinien nach solchen Punkten des Kongo, welche durch Stanley als Flußmündungen erkundet worden waren. Diese Linien waren sämtlich falsch und haben eine kartographische Verwirrung herbeigeführt, welche zum Teil noch nicht ganz aufgeklärt ist.

Das ganze Geheimnis des Kassai-Sankuru-Problems besteht in folgendem: der Kassai nimmt etwa auf $4^{1}/_{2}$ Grad südlicher Breite von Osten her den Sankuru in sich auf und fließt dann auf 3 Grad südlicher Breite in den Kongo.

Es ist dies eine Thatsache von ungeheurer Wichtigkeit für die Verkehrsverhältnisse in Innerafrika, denn es ist dadurch eine Wasserstraße entdeckt worden, welche fast in gerader Richtung von dem Emporium des Westens, das einstmals mit der Küste durch eine Eisenbahn verbunden sein wird, von Leopoldville am Stanley-Pool, quer durch Innerafrika führt bis nahe zu dem Haupt-Handelsposten des Ostens, nach Nyangwe, das sicherlich in Zukunft nicht mehr von den blutgierigen arabischen Sklavenhändlern, sondern von den Vertretern der modernen Civilisation bewohnt werden wird. Was die Pacificbahn für Nordamerika, das bedeutet die freie Stromfahrt von Stanley-Pool bis in die Nähe von Nyangwe für Afrika. Was hätte das Deutsche Reich noch vor vier Jahren an Kolonialbesitz gewinnen können, wenn jene Stromverhältnisse damals schon so genau erforscht worden wären als heute. Von der von Sansibar bis zum Seengebiet sich erstreckenden deutschen Interessensphäre, die durch die Ostafrikanische Gesellschaft und deren Besitztum repräsentiert wird, ausgehend, hätte man das gesamte Kassaibecken als deutsches Schutzgebiet erklären können, unbekümmert darum, daß Portugal die Westküste Afrikas behauptet, denn der Ausgang durch den Kongostrom wäre in dem Freihandelsstaat immerdar gesichert gewesen. Selbst heute noch wäre es nicht zu spät, wenigstens längs der Südgrenze des Kongostaates die deutsche Interessensphäre vom Tanganijka- und Njassasee aus nach Westen weiter zu erstrecken und das ganze Reich des Muata Jamwo durch entsprechende Verträge mit hineinzuziehen. Aber die Schlußakte des Berliner Vertrages wurden am 26. Fe-



Dr. Paul Pogges Wohnhaus auf der deutschen Station Mukenge.

bruar 1885 unterschrieben, während Wißmann, L. Wolf, v. François und Mueller am 17. Juli 1885 ihre berühmte Kassaierforschung beendeten und L. Wolf die Erforschung des Sankuru im Jahre 1886 ausführte. Das Reisewerk, welches die erstgenannte Expedition veröffentlichte, erschien im Frühjahr 1888 unter dem Titel „Im Inneren Afrikas" im Verlage von Brockhaus; das Werk über die Sankuruexpedition ist noch gar nicht geschrieben, da der Reisende, Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, inzwischen im Auftrage des deutschen Auswärtigen Amtes als Führer der großen Togo-Forschungsexpedition Europa wieder verlassen hat. Der Verfasser dieser Abhandlung verdankt den Herren Wißmann und Wolf einen Teil des Inhalts sowie der Illustrationen.

Freilich giebt es ja auch einen Wasserweg vom Stanley-Pool direkt nach Nyangwe, nämlich den Lauf des Kongo selbst, aber dieser Weg ist, abgesehen von dem Schiffahrtshindernis, welches die Stanley-Fälle bereiten, fast noch einmal so lang als die Fahrt den Kassai, Sankuru und den Nebenfluß des letzteren, den Lomami, hinauf und führt auch nicht durch so reiche und fruchtbare Gebiete, deren Aufschließung für den Handel unseren Weltteil Europa schließlich für die zahlreichen und schweren Opfer an Geld und Menschenleben, welche es gebracht hat, entschädigen soll.

Die Erforschung des Kassaigebietes darf Deutschland mit Stolz voll und ganz als das Werk seiner Reisenden betrachten; die zahlreichen Flüsse, welche von links her dem Kassai zueilen, der Lui, Kuango, Kuilu, Loange, Luschiku, Lowua und Tschikapa, ferner der Lovo, Luelle, Luatschim, Tschihumbo, Luana, Luembe und Luija, sind ebenso wie der Kassai und jenseit desselben die Neben- und Zuflüsse des rechten Kassai-Ufers, der Luebo, Lulua, Luisa, Kallanji, der Sankuru, Lukenje, Lomami, Lukassi und andere mehr von den Sendboten der Afrikanischen Gesellschaft, Dr. Paul Pogge, dem unvergeßlichen Märtyrer, von Dr. Max Buchner, Major Mechow, Wißmann und anderen überschritten und teilweise erforscht worden. Aber den schönen Schlußstein auf das Gebäude der Forschung setzte der König Leopold von Belgien, indem er die größte Expedition, welche jemals im Inneren Afrikas existierte, ins Leben rief und unseren vielerfahrenen Landsmann Wißmann mit der Aufgabe betraute, das reich gegliederte Stromnetz des Kassai bis zum Mündungspunkt in den Kongo zu verfolgen und das fast verwirrende Bild der Wasseradern klar zu legen.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß jenes Stromsystem erst durch diese Expedition den Namen Kassaigebiet erhielt, eine Bezeichnung, zu welcher Wißmann und Wolf dadurch veranlaßt wurden, daß die längste und bedeutendste Wasserader während des größten Teiles ihres Laufes diesen Namen trägt. Im Unterlauf wurde der Fluß von den Bewohnern gewöhnlich Kwa genannt, auch ist neuerdings für ihn von anderer Seite der Name Sankuru in Vorschlag gebracht und von verschiedenen Kartographen acceptiert worden. Aber dann würde der längere Fluß, der Kassai, ein Nebenfluß des kürzeren, des Sankuru, werden, was doch geographisch nicht richtig ist. Erst das Erscheinen des hier genannten Werkes hat Aufklärung in diese Verwirrung gebracht. Dergleichen Irrtümer sind bereits einmal in diesem Gebiete vorgekommen, indem Livingstone, welcher nicht wußte, daß der Kongo viel länger und der eigentliche Hauptfluß ist, annahm, daß nicht der Kassai in den Kongo münde, sondern daß der Kassai am Punkte des Zusammentreffens beider Flüsse den Namen Saire erhalte und sich später unter dem Namen Kongo bei Banana ins Atlantische Meer ergieße.

Nachdem Wißmann in den Jahren 1879 bis 1882 mit seinem Freunde und Gefährten Dr. Paul Pogge beim Herrscher Kalamba von Mukenge, im Mittelpunkt des Kongobeckens verweilt und beide Reisende dann ostwärts mit Unterstützung des Genannten nach Nyangwe marschiert

waren, trennten sich die Forscher am genannten Ort und Wißmann kehrte — wie seiner Zeit ausführlich in Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften berichtet wurde — über Sansibar nach Europa zurück, während Pogge sich mit



Franz Mueller. Hans Mueller. Hermann Wißmann. Ludwig Wolf. Kurt v. François.

dem Negerfürsten Kalamba wieder nach Mukenge begab, um daselbst die von ihm für die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland angelegte wissenschaftliche Station weiter zu beaufsichtigen. Während Wißmann im Frühjahr 1883, von Jubel empfangen und von tausendstimmigem Beifall umrauscht, in Berlin Bericht über seine Reisen abstattete, gedachte er unablässig des fernen Freundes, der, abgeschnitten von der civilisierten Welt, im tiefsten Inneren Afrikas geduldig und ohne Klage weilte und wie ein treuer Soldat auf Ablösung harrte, die ihm — leider — nicht zu teil werden sollte. Die Afrikanische Gesellschaft in Berlin verfügte damals über keine Mittel für neue Unternehmungen, und so erhielt Pogge weder

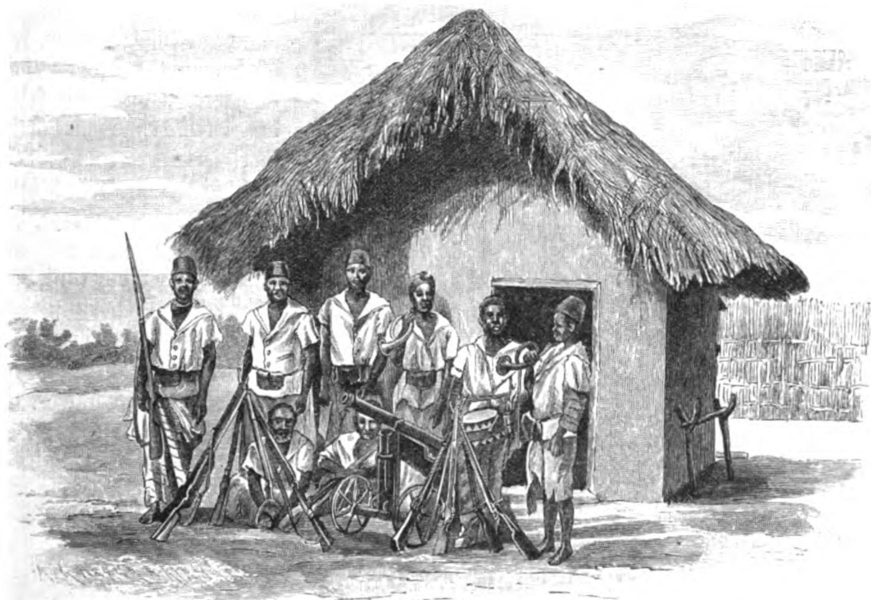
einen Stellvertreter, noch die nötigen Gelder zur Rückreise und zur Erledigung seiner Verbindlichkeiten.

Während Wißmann noch darüber nachsann, auf welche Weise seinem darbenden Freunde, dessen Lage er selbst besser zu beurteilen verstand als jeder andere, geholfen werden könnte, kam ihm, nachdem er erst wenige Monate seit seiner Rückkehr aus Afrika in der Heimat verweilt und noch keine Zeit gefunden hatte, an die wissenschaftliche Ausarbeitung seiner Materialien zu gehen, unerwartet der Auftrag des Königs Leopold II. von Belgien, das Kassai-Problem zu lösen, sich also ungesäumt zunächst wieder nach Mukenge zu begeben, wo Pogge auf Hilfe harrte. Wißmann zögerte nicht, diesen Auftrag anzunehmen, da sein hochherziger Auftraggeber außer den reichen Mitteln, die er für die Expedition zur Verfügung stellte, ihm noch die Vollmacht erteilte, Dr. Paul Pogge und seine Arbeiten im Inneren des schwarzen Erdteils für die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland zu unterstützen. Nun war Aussicht vorhanden, daß sich noch alles zum Guten wenden würde! Außerdem erhielt Wißmann die Vergünstigung, ethnographische und sonstige wissenschaftliche Sammlungen für die königlichen Museen in Berlin erwerben zu dürfen. Anfangs 1884 befand sich Wißmann bereits wieder in Westafrika und zwar auf der Tour nach Malansch, an welchem Ort sämtliche Mitglieder der Karawane zusammentreffen sollten. Hier war es, wo er unterwegs seinem unglücklichen Freunde Pogge wieder begegnete, der nach jahrelangem Warten endlich mit letzter Anstrengung sich losgerissen hatte aus den Armen der Not und des Elends und, wohl im Vorgefühl seines nahen Todes, der Küste zueilte. Welch ein Wiedersehen! Fast bis zum Skelett abgemagert, von quälendem Bluthusten heimgesucht, in ein Gewand aus dem als Tauschartikel benutzten Baumwollenstoff gehüllt, so trat der edle Dulder seinem jungen Freunde entgegen. Wißmann war aufs tiefste erschüttert, aber dennoch glücklich darüber, daß er Pogge von den pekuniären Verbindlichkeiten befreien konnte, und dann trennten sich beide am nächsten Tage; Pogge um nach der Küste zu gehen, woselbst seine Leiden durch den Tod beendet wurden, Wißmann zu neuer Forschungsexpedition, die er mit einer mehr als fünfhundert Köpfe umfassenden Menschenmenge in der Mitte d. J. 1884 von Malansch aus antrat.

Die Europäer, welche als Begleiter zur Unterstützung, Übernahme detachierter Unternehmungen und zur Ausführung verschiedener wissenschaftlicher Unternehmungen ausgewählt waren, gehörten sämtlich unserer Armee an. Es waren folgende: Dr. Ludwig Wolf, königlich sächsischer Stabsarzt, der bereits Erfahrungen in tropischen Gebieten gesammelt hatte und zugleich mit den anthropologischen Arbeiten betraut wurde; Kurt v. François, königlich preußischer Lieutenant, jetzt Hauptmann, welcher Geograph der Expedition war; Franz Mueller, königlich preußischer Lieutenant, dem die meteorologischen Beobachtungen und photographischen Aufnahmen oblagen; Hans Mueller, Lieutenant im königlich preußischen Feldjägercorps und Forstreferendar, welcher als Zoologe und Botaniker thätig war. Der Chef der Expedition, Premierlieutenant H. Wißmann, engagierte ferner noch den Schiffszimmermann Bugslag, der sich schon auf der Reise des Major v. Mechow in Afrika bewährt hatte, dann die Büchsenmacher Schneider und Meyer. Da in Afrika die Frage der Beschaffung von Lebensmitteln für eine größere Mannschaft eine bedeutendere Rolle spielt als in manchen anderen Ländern, so teilte Wißmann seine kleine Armee in vier besondere Karawanen, indem er selbst mit der Elitetruppe die Verbindung von drei getrennt unter der Führung von Wolf, François und Franz Mueller marschierenden Expeditionsgruppen vermittelte.

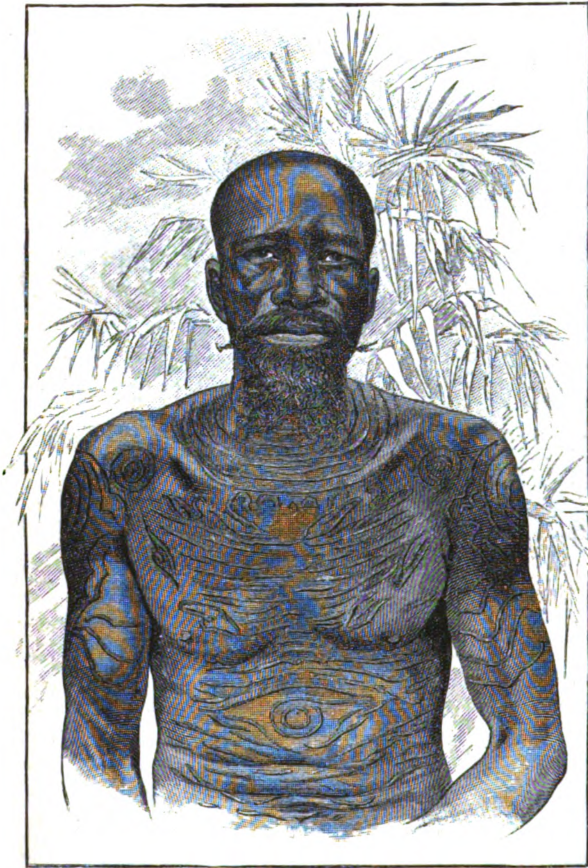
Ganz anders gestaltete sich auf dem viermonatlichen Marsch, welcher die Reisenden nunmehr in nordöstlicher Richtung nach Mukenge, der Hauptstadt des be-

freundeten Balubafürsten Kalamba, führte, die Situation als bei früheren Expeditionen, auf denen die Sorge wegen der feindseligen Haltung der einzelnen Negerfürsten fast immer im Vordergrunde stand. Ohne besondere Schwierigkeit wurden die Gebiete passiert, die Flußübergänge wurden überall, wo man auf den Beistand der Eingeborenen verzichten mußte, mit Hilfe eines aus Hamburg mitgebrachten zerlegbaren Stahlbootes, das den Namen „Paul Pogge“ erhielt, bewerkstelligt und reichliche Erfahrungen in Bezug auf Land und Leute, Fauna und Flora, Klima und Fruchtbarkeit gesammelt. Den einförmigen und unfruchtbaren, etwa 180 Kilometer breiten Küstensaum berührte die Expedition gar nicht mehr, da ihr Ausgangspunkt sich bereits in dem allmählich nach dem Inneren zu 300 bis 400 Meter Höhe aufsteigenden vielgenannten westafrikanischen Randgebirge befand, dessen Breite etwa 350 Kilometer beträgt. Beide Seitenabhänge dieses Gebirges sind wild zerrissen, von Wasseradern durchschnitten und durch Stromschnellen und Wasserfälle charakterisiert. Der bedeutendste dieser Katarakte ist derjenige des Kassai, der in der Nähe des Übergangspunktes liegt und von Wißmann besucht wurde. Die zahlreichen, tief eingeschnittenen Wasseradern erschwerten das Vordringen dorthin ungemein. Bald wurde das Rauschen des Falles vernehmbar, anfangs undeutlich, jedoch stets zunehmend, bis es zum Brausen anwuchs und plötzlich der herrliche Strom sichtbar wurde. In drei mächtigen Armen stürzten wirbelnd und schäumend die gewaltigen Wassermassen bei einer Breite von zweihundert Meter über den felsigen Untergrund in das sechs Meter tiefer gelegene Bett hinab. Hier strömten sie in eiliger Hast einem nur dreißig Meter breiten Felsenthor entgegen. Die Massen schoben und drängten sich, an den nackten Wänden leckten die gejagten Wellen hoch empor, und hindurch eilte in heftigem Toben das erregte Element, um noch



Die Wache auf Luluaburg, Station der deutschen Kassai-Expedition 1883 bis 1885.

lange zwischen Palmen und Pandanus dahinzufließen. Der Anblick war überraschend schön! Mochte das Auge den heranwälzenden Wogen entgegen oder hinab in den brausenden Kessel schauen, wo der weiße Gischt der zerrissenen Wellen sich an der Felswand brach, oder mochte es den Strom entlang über die palmenbedeckte Ebene schweifen, bis die blitzenden Windungen in der Ferne verschwanden, überall fesselte die großartige Scenerie der Natur. Unter dem frischen Eindruck des erhabenen Panoramas wurde zur Taufe geschritten; der schöne Fall erhielt den Namen „Pogge-Fall".



Kalamba-Mukenge, Beherrscher der Balubaneger.

Es ist die Eigentümlichkeit aller unregulierten Flüsse, durch Katarakte, Stromverengungen, seeartige Verbreiterungen, tiefe Einschnitte in den Untergrund und wechselnde Stromgeschwindigkeit sich dem Charakter der Landschaft anzupassen. Man hat aus diesem Umstande in Bezug auf die afrikanischen Ströme den Schluß ziehen wollen, daß sie jüngeren Alters seien als beispielsweise viele europäische Flüsse. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die letzteren durch die Hand des Menschen unaufhörlich korrigiert werden, und dennoch bieten sie, wie Rhein, Donau, Oder und Elbe, der Schiffahrt manche fast unübersteigliche Hindernisse dar. Wir müssen annehmen, daß jeder Fluß so alt ist als die Wasserscheide, von der er herabströmt, und daß ein sich selbst überlassener Fluß sich niemals ganz gleichmäßig durch die harten und weichen Gesteine seines Bettes einschneidet.

Während des Marsches der Expedition nach der Hauptstadt Mukenge wurden von den Forschern einige Beobachtungen über die Bevölkerung gemacht, welche verdienen, hier kurz angedeutet zu werden. Die weit über den Erdboden verbreitete Sitte, daß das Schwein als ein unreines Tier gilt, wurde bei verschiedenen Stämmen konstatiert. Die Häuptlinge durften das Schweinefleisch nicht essen. Diese Tiere bilden neben den mißgeachteten afrikanischen Hunden die Sanitätspolizei in den Negerdörfern, da sie allen Unrat vertilgen und auch den Schlangen zu Leibe gehen. Diese Schweine haben äußerlich mit unseren hochbeinigen Landschweinen einige Ähnlichkeit und leiden nicht selten an Finnen. Die Expedition traf mitunter eine einheimische Wespenart an, die durch die

weiße Kleidung und Kopfbedeckung der Mitglieder angezogen wurde und wütend über die ganze Karawane herfiel. In der Nähe des reizenden Urwaldflüßchens Zembu, dessen Ufer mit allen Reizen jungfräulicher Vegetation von Bäumen, Lianen, Farnen und Sträuchern geschmückt waren, erreichte man als Nachtquartier einen Ort Namens Bidimunene, das heißt „Viel zu essen"; weiterhin gelangte man an den ebenso schön gelegenen Ort Muele-Kuembe. Wilde Enten tummelten sich hier im Teich, während ausgedehnte Maniok- und Hirsefelder das Dorf umgaben. Lebensmittel mangelten nicht, nur Fleisch war wenig vorhanden. Die Männer waren engbrüstig und schwächlich, aber bis an die Zähne mit Speer, Pfeil, Bogen und Messer bewaffnet. Das weibliche Geschlecht dagegen war gut entwickelt, trat frei und etwas kokett auf. Einige junge Mädchen baten um Salz. Als ihnen Zucker dargereicht wurde, spien sie denselben mit der Miene des Abscheues wieder aus. Ihrer Zunge schien das Süße unangenehm zu sein, dagegen hatten sie für Salz eine besondere Vorliebe, denn alle naschten es wie unsere Jugend in Deutschland den Zucker. Die Bewohner dieses idyllischen afrikanischen Dörfchens entwickelten eine gewisse Intelligenz in der Anfertigung von Kinderspielzeug, von zierlichen Bogen und Pfeilen und sogar Stelzen, welche die Knaben sich an die Unterschenkel banden, um damit einherzustolzieren.

Dieses Bild war ungleich anmutiger als der Anblick, welchen die Reisenden kurz vorher erhielten, als sie nach Überschreitung des Kuango das Gebiet der von einer Fürstin regierten Maschinsche durchzogen und eines Abends im Dorfe Mona-Ndumba-Mukamba das Lager aufschlugen.



Meta Sangula, Mitbeherrscherin (Lukokescha) der Balubaneger.

Während die Expedition sich ihrem nächsten Ziele, der Hauptstadt Mukenge, näherte, die sie am 8. November 1884 erreichte, beauftragte Wißmann unterwegs am 22. September den Lieutenant Hans Mueller, mit zwölf Mann einen Abstecher direkt nach Norden zu machen, um den etwa 150 Kilometer entfernt wohnenden Fürsten Muata Kumbana zu besuchen und bei ihm Erkundigungen über den Lauf des Kassai und seiner Nebenflüsse einzuholen. Diese Tour war durchaus nicht ganz ungefährlich, denn Muata Kumbana, ein Vasall des mächtigen Muata Jamwo, Beherrschers des Lundareiches, stand mit Recht in dem Ruf der Grausamkeit, und es war nur der Energie und Unerschrockenheit des Lieutenants Hans Mueller zu verdanken, daß er mit seinem kleinen Häuflein und bei nur wenigen Tauschartikeln, welche er mitgenommen hatte, wohlerhalten die Gefahren dieses Zuges überstand. Der einflußreiche Fürst läßt sich selber mit Vorliebe Muata Jamwo nennen, und es hielt sich auch an seinem Hofe, freilich nicht als Mitregentin, eine sogenannte Lukokescha auf. Wir haben die weitverbreitete innerafrikanische Institution von der Existenz einer Lukokescha zuerst aus den Schilderungen Dr. Pogges

kennen gelernt, der aus der Residenz des wirklichen Muata Jammo im Jahre 1875 darüber berichtete. Aus Nachfolgendem erhellt das Nähere.

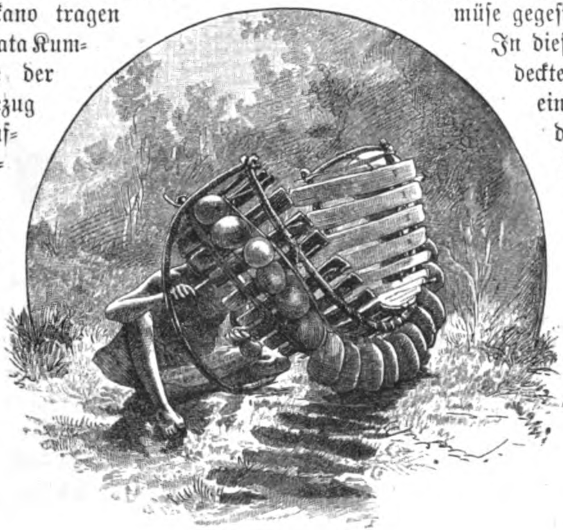
In dem großen Lundareiche regierte vor vielen Jahren der Häuptling Jammo mit zwei Söhnen und einer Tochter. Eines Tages gerieten die Söhne mit dem Vater in Streit und entflohen aus Furcht vor Strafe von ihm. Der Vater verstieß infolgedessen die Söhne und übergab seiner Tochter, zum Zeichen, daß sie nach ihm den Staat regieren sollte, den „Lukano“, ein Armband, welches aus einer Kupferspange besteht, die ganz dick mit Sehnen von Elefanten oder auch wohl mit der Haut dieses Tieres derartig umwunden ist, daß es einer kleinen runden Wurst gleicht. Nachdem der alte Jammo gestorben war, übernahm die noch unverheiratete Prinzessin die Regierung und heiratete dann einen Jäger Namens Kibinda, der unter dem Namen Jammo die Leitung des Staates übernahm, viele neue Provinzen eroberte und als Schöpfer des mächtigen Lundareiches den Namen Muata Jammo, d. h. großer Vater Jammo, erhielt. Seit jener Zeit ist es so verblieben. Alleinherrscher im Lande ist der Muata Jammo, die oberste Würdenträgerin ist die jedesmalige Lukokescha, welche unumschränkt neben ihm regiert. Bei wichtigen Ereignissen oder Plänen hat Muata Jammo gewohnheitsrechtlich die Lukokescha zu fragen. Ausschließlich im Besitze beider vererben sich die Staatsinsignien; dieselben bestehen aus dem Lukano, jenem Armband aus Elefantensehnen, der Krinda-Tschinga, einem Brustschmuck von Perlen und Metall, der Sala-Kalongo, einem großen Federbusch aus roten Papageifedern, der Lubembo, einem sichelartigen Scepter von Eisen, und der Lukonso, einem Teppich.

Beim Muata Kumbana, welcher an der Nordwestgrenze des mächtigen Reiches, etwa 400 bis 500 Kilometer von der Hauptstadt entfernt wohnt, erkundete Lieutenant Hans Mueller, daß eine der täglichen Besucherinnen seines Lagers, eine auffallend schöne Negerin Namens Nanganse, eine Lukokescha sei, da sie mit ihrem Bruder die Herrschaft in Kahangula teile. Diese Würde hatte sie jedoch nicht davor geschützt, daß sie als Geisel zu Muata Kumbana ziehen mußte, da dieser ihren Bruder besiegt und tributpflichtig gemacht hatte. Sie war in der mehrhundertjährigen Geschichte des Lundareiches wohlerfahren und erzählte dem Reisenden auch die Geschichte der ersten Lukokescha. Die Lukokescha ist nicht immer die Mutter des künftigen Herrschers, sondern wird zuweilen, wie dieser selbst, gewählt; sie genießt gleiche Rechte mit ihm, muß ihm jedoch gehorsam sein. Wenn sie stirbt, werden ungeheure Menschenopfer dargebracht, Hunderte von Leuten werden abgeschlachtet; beim Tode des Muata Jammo dagegen, der bei Lebzeiten für hinreichendes Gefolge im Schattenreiche gesorgt hat, werden nur vier Sklaven getötet. Ein Mann und ein Mädchen werden mit den Zähnen, Haaren und Nägeln des Herrschers, nachdem ihnen die Beine gebrochen sind, in die Gruft gelegt, während der Körper des Häuptlings, welcher sich nach dem Glauben der Bevölkerung in der Erde in ein wildes Tier verwandeln würde, in einen Bach nahe der Hauptstadt versenkt wird. Der Muata Jammo wird als Halbgott betrachtet, solange er es versteht, unbesiegbar zu bleiben.

Wir werden im weiteren Verlauf dieser Abhandlung noch eine dritte Lukokescha, die Schwester des langjährigen Freundes von Pogge und Wißmann, des Balubafürsten Kalamba in Mukenge, kennen lernen. Es ist dies die hochherzige Meta Sangula, eine thatkräftige, energische Prinzessin, die alle Eigenschaften eines innerafrikanischen Naturkindes besitzt und deren Mithilfe wohl in erster Linie die so überaus glückliche Lösung des Kassaiproblems zu verdanken ist.

Muata Kumbana empfing seinen weißen Gast, Herrn Lieutenant Hans Mueller, in einem mit Fetischen aller Art angefüllten Audienzhof inmitten seiner Hofburg. Am linken Arm trug er als Zeichen seiner

Herrscherwürde einen wohl vier Centimeter starken Armring, der aus Menschensehnen hergestellt ist. Es darf hier wohl die Bemerkung eingeschoben werden, daß nach Pogges oben angeführtem Bericht der Lukano ein „Orden“ ist, welchen der Oberherrscher des Lundareiches an große Häuptlinge verleiht, so daß ihn nur eine beschränkte Zahl hoher Würdenträger besitzt. Es ist wahrscheinlich, daß Muata Kumbana auf dieselbe Weise in den Besitz seines Lukano kam. Was die Lukokescha betrifft, so ist sie als Mitregentin die einzige Dame in der Hauptstadt, welche den Lukano tragen darf. Beim Muata Kumbana erkundete der Reisende in Bezug auf die Hauptaufgabe der Wißmannschen Expedition folgendes: Der Kassai wende seinen Lauf nach Westen. In ihn fließe der Tschikapa, der Lowua, der Loange und der Kuilu. Der Kassai nehme zuletzt noch den Kuango auf; wo er seinen Lauf ende, wußte jedoch niemand anzugeben. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese unerwartete Nachricht auf die Mitglieder der Expedition späterhin machte. Auf der Rückreise vom Muata Kumbana hatte Hans Mueller im Gebiete der Tupende noch einen harten Strauß mit der Habgierigkeit der räuberischen Bevölkerung zu bestehen.



Marimbaspieler.

Die Gegend zwischen Kombo und dem Lowua wies landschaftliche Reize in Fülle auf. Das Gelände ist hügelig, die Höhen sind mit Ölpalmenhainen gekrönt, die Schluchten und Niederungen mit schmalen Urwäldern bestanden. An den Hängen ziehen sich die wohlbearbeiteten, mit Maniok, Mais und Erdnüssen bestellten Felder der Eingeborenen hin. Der Boden an den Urwaldrändern ist mit förmlichen Dickichten von Ananas bedeckt, die hier so häufig vorkommen, daß ganze Körbe der schönen saftigen Früchte für wenige Perlen zu erhalten sind. Die Dörfer liegen meist auf der Höhe, idyllisch unter Ölpalmen und blühenden Sträuchern versteckt. Um sie herum sind kleine Anpflanzungen von Bohnen, Erbsenstrauch, Bataten und Gimboa, einer Pflanze, die unserem Kohl ähnlich sieht und auch als Gemüse gegessen wird.

In dieser Gegend entdeckte der Reisende einen Wasserfall, den er zu Ehren seines bald darauf in Afrika verstorbenen Bruders den „Franz-Mueller-Fall“ benannte. Oberhalb dieses im Lowua belegenen Falles beträgt die Breite des Flusses etwa 65 Meter; am Falle treten einige Felsen nahe zusammen und engen ihn auf etwa 25 Meter ein; unterhalb erweitert sich das Bett zu einem breiten Becken, um dann noch einmal auf 30 Meter Enge zusammenzutreten. Die Wassermassen stürzen sich wildtosend über schwärzliche Gneis- und Konglomerattrümmer; in der Mitte des Falles teilt sie ein Felsblock, den sie wild aufschäumend umtosen. Ein feiner weißer Nebel zerstäubten Wassers, in allen Farben des Regenbogens schillernd, lagert über den die Ufer umsäumenden Gebüschen.

In der Nähe dieses Punktes zog sich die Straße entlang, auf welcher die Gesamtexpedition vierzehn Tage vorher zum

Kalamba gezogen war. So schnell es möglich war, folgte Hans Mueller den Gefährten nach und befand sich bald darauf in der Hauptstadt des befreundeten Herrschers. Hier begrüßte ihn als eine der ersten die oben erwähnte Lukokescha, die Schwester des Kalamba, Namens Meta Sangula. Ihre Bewillkommnung bestand darin, daß sie als Hohepriesterin des im Lande verbreiteten Hanfkultus (Riambakultus) dem Reisenden Stirn und Hände mit Hanfasche einrieb und ihm dann mit weißem Thon einen Strich auf den Rock machte. Die Neger nennen diese Ceremonie, welche im ganzen Lundareiche verbreitet ist und durch die man ein glückverkündendes Zeichen ausdrückt, „Pemba machen". Alsdann führte Meta Sangula unseren Landsmann nach dem einfachen Hause, in welchem Dr. Pogge so lange gelebt und auf Ablösung von seinen Leiden gehofft hatte.

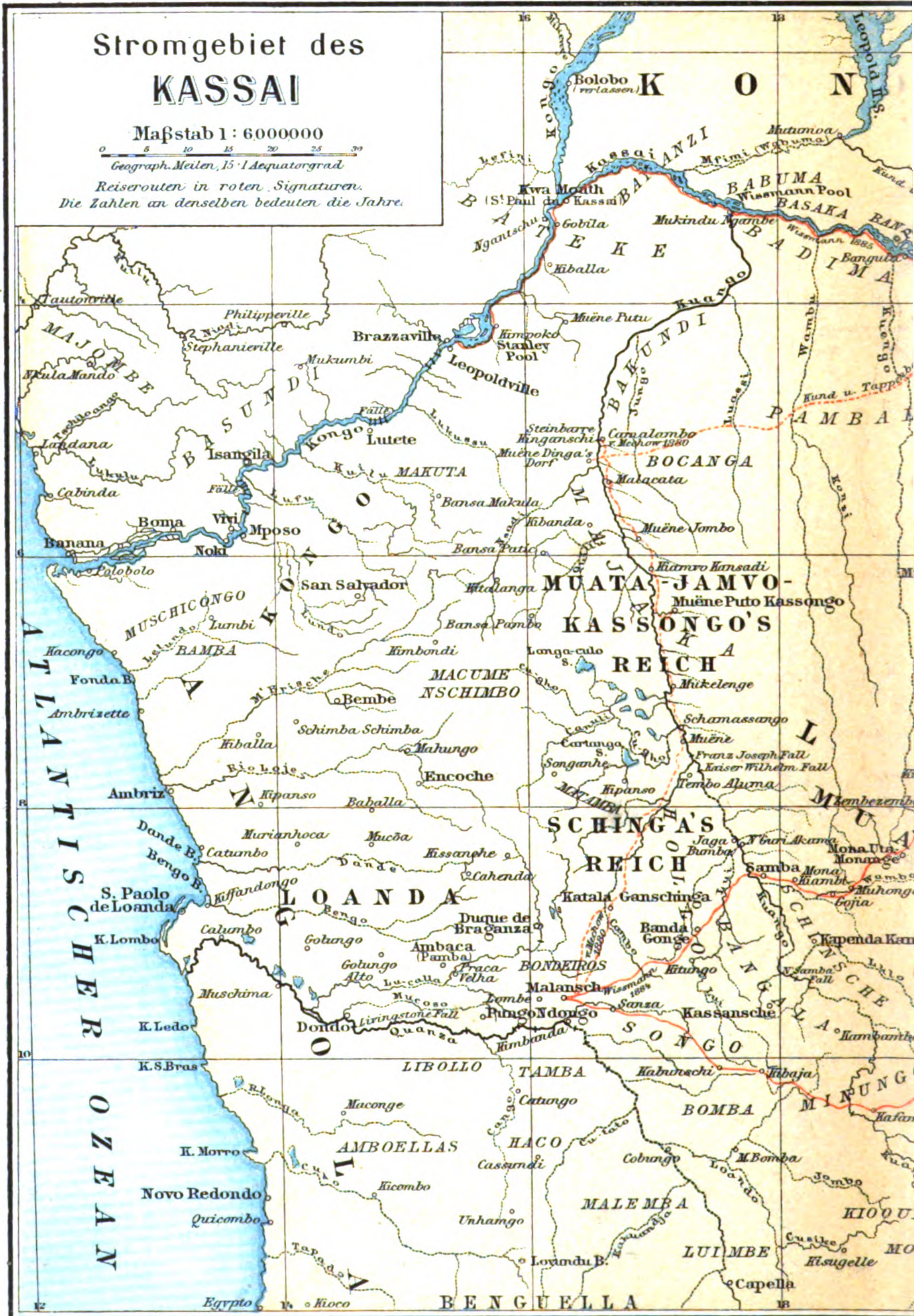


Riambatanz in Mukenge, der Residenz des Negerfürsten Kalamba.

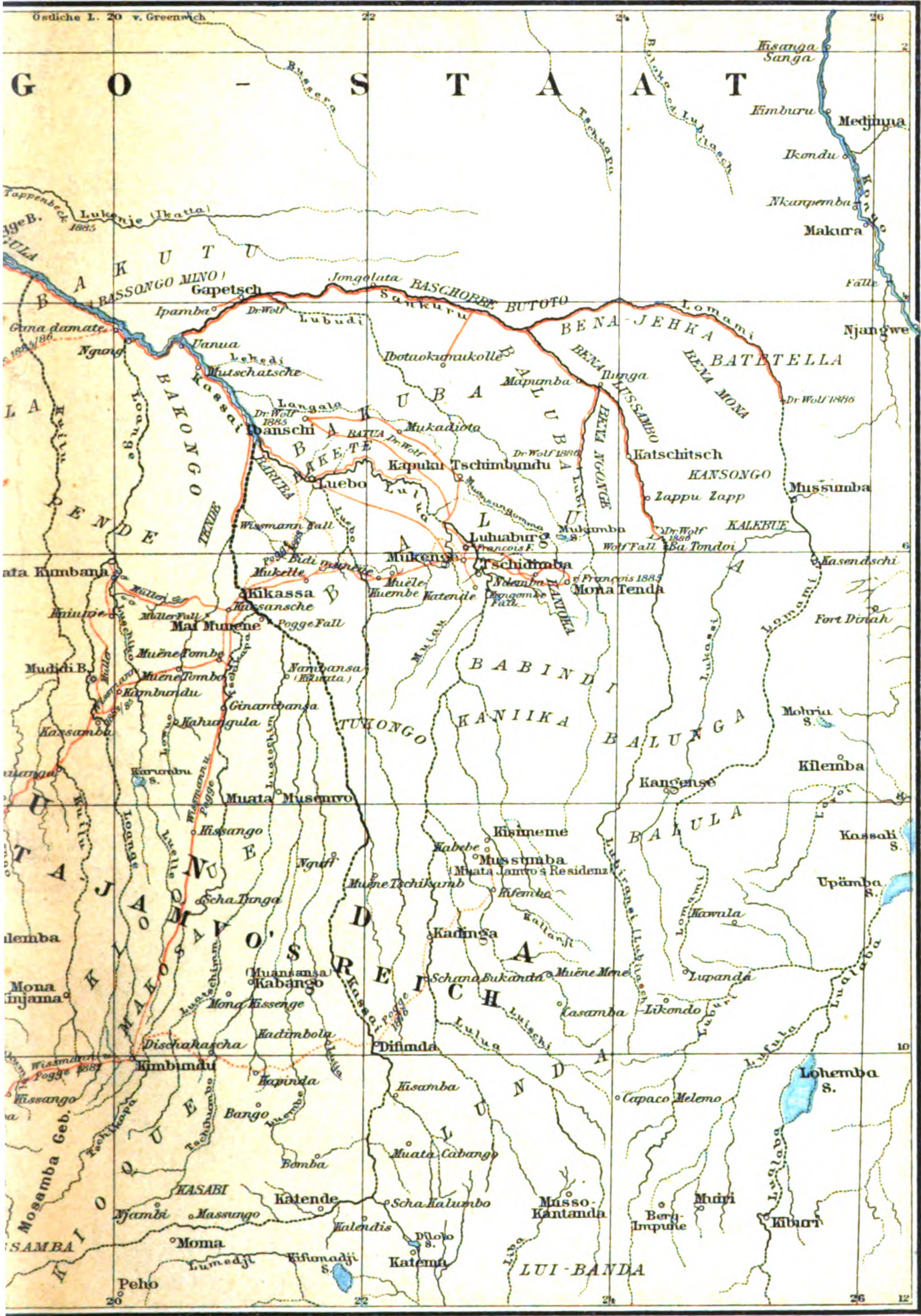
Inzwischen hatte Wißmann, der schon einige Tage vorher einen feierlichen Einzug in die Residenz Mukenge gehalten hatte und von Tausenden von jubelnden Einwohnern umringt worden war, die Anlage einer Station für die Expedition ins Auge gefaßt und etwa zehn Kilometer von der Hauptstadt entfernt eine Örtlichkeit am Lulua dazu bestimmt. Mit allen Kräften ging es hier an die Errichtung der nötigen Gebäude, und die Station erhielt den Namen Luluaburg. In wenigen Tagen entstanden geräumige, bienenkorbähnliche Grashütten für die einstweilige Unterkunft, sowie ein Lagerhaus für die Tauschwaren und Gewehre. Später wurde die Station ausgebaut und sogar mit einem Geschütz, welches Herr Krupp der Expedition geschenkt hatte, armiert.

Der Gesundheitszustand der Reisenden war bis dahin ein vorzüglicher zu nennen, trotzdem die Regenzeit während der letzten fünf Wochen des Marsches fast an jedem Tage die vollständige Durchnässung aller Karawanenmitglieder herbeiführte. Vom Fieber blieben alle im allgemeinen verschont, und kein Mitglied der Expedition hat auch nur einen Tag deshalb die Expedition aufgehalten. Dies war schon einer der Erfolge der verhältnismäßig größeren Reisebequemlichkeit, welche die Expedition ihren Mitgliedern infolge der vortrefflichen Ausrüstung bot. Morgens früh, wenn der Ausmarsch erfolgte und jedermann mit vollen Zügen die frische Luft einsog, „hatte man oft das Bedürfnis, sich durch einen Juchzer Luft zu

Karte zu der Abhandlung: Die Erf



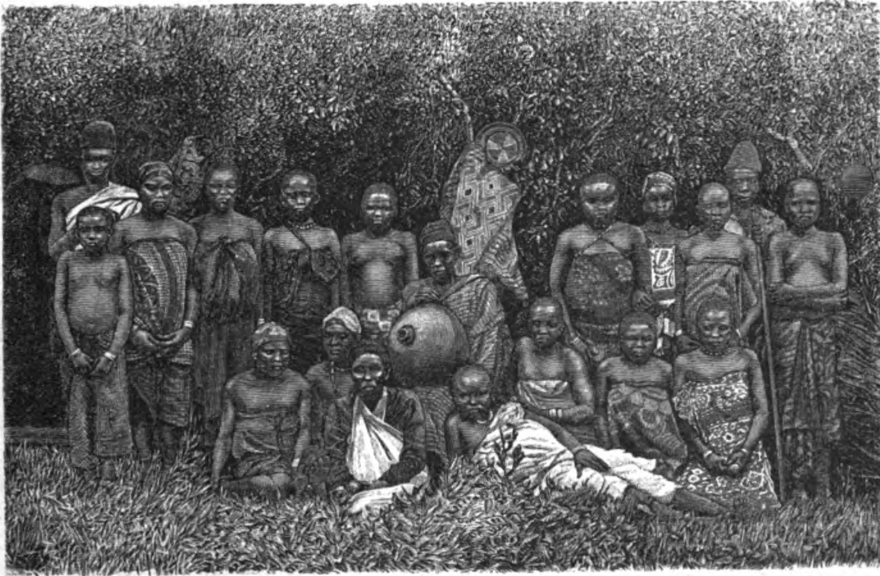
ɔrschung des Kassai und Sankuru.



November 1888.

machen", so meldet der Bericht des Stabsarztes Dr. Wolf. Als man sich der Hauptstadt Mukenge bis auf 110 Kilometer genähert hatte, führte der Weg den steilen, wild zerrissenen Ostabhang des Randgebirges hinunter nach der innerafrikanischen Hochebene, die ein sehr viel günstigeres Klima besitzt als die Küstengebiete. So bestätigten alle Wahrnehmungen dieser Expedition wieder die günstigen Berichte, welche Pogge und Wißmann schon bei ihrer ersten Anwesenheit im Lande der Baluba abstatteten.

Der König Kalamba herrscht seit etwa zwanzig Jahren über die Baluba, und es ist ihm mit Hilfe seiner Schwester, der „Lukokescha" Meta Sangula, gelungen, seine vorher als kannibalisch, roh und grausam geschilderten Unterthanen durch eiserne Strenge zu einer friedlichen Bevölkerung umzubilden, die ihm blind ergeben ist. Gegenwärtig etwa sechzig Jahre alt, ist Kalamba eine große stattliche Erscheinung von keineswegs grausamem Charakter, der seine Macht und sein Ansehen wesentlich dem von ihm und seiner Schwester mit allen Mitteln eingeführten und verbreiteten Riambakultus verdankt. Beide haben die Überzeugung gewonnen, daß eine Art Staatsreligion das beste Mittel sein würde, um die bis dahin wilden, zügellosen Baluba zu vereinigen und zusammenzuhalten. Somit wurde denn der Hanf (Riamba) als Berauschungs- und Betäubungsmittel gewählt, um in diesem Kultus die Hauptrolle zu spielen. Der Hanf giebt Freude und Zufriedenheit, der Hanf senkt den Schleier der Vergessenheit auf das Haupt und hüllt die Sinne wohlthätig ein. Der Riambakultus macht alle Menschen zu Brüdern, zu Freunden. Die „Bena-Riamba", d. h. die Söhne des Hanfes, verbringen ihr Leben in Freundschaft und fröhlicher Lust. Wenn der Baluba von Anstrengung ermattet auf dem Marsche oder bei der Arbeit niedersinkt, wenn er müde und hungrig ist, dann fachen ihn einige Züge aus der Riambapfeife zu neuer Thätigkeit an. Wenn abends die Männer sich auf dem freien Platze der Ortschaft vereinigen, dann kreist die Riambapfeife unter ihnen und der von diesem Kultus eingeführte frohe Gruß und Jubelruf „Moio!" d. h. „Gesund-



Meta Sangula, die Mitbeherrscherin der Balubaneger, mit ihrem Hofstaat.

heit!“ „Heil!“ schallt von allen Lippen. Stunde auf Stunde verrinnt, während die Söhne des Hanfes immer lauter ihr „Moio!“ rufen und ausgelassene Heiterkeit und Jubel ringsum im Kreise ertönen. Der Vollmond sendet seine bleichen Strahlen durch die tropische Nacht, schattenlos liegt der Platz da, denn der Riambakultus duldet keine Bäume an den Versammlungsorten der Hanf-Söhne. Das Holzfeuer inmitten des Platzes sendet seine Rauchwolken und trüben Flammen in die Luft und lockt zahllose Insekten an.



Makuba-Buanga, echter Balubafetisch. Schutzgott des Benam-Bahla-Häuptlings Tschiehwu. Die schöngeschnitzte alte Holzfigur stellt einen Balubahäuptling dar, der als Zeichen seiner Würde an einer Hüftschnur vor den Schenkeln ein Leopardenfell und in der rechten Hand das dreispitzige Schwert trägt.

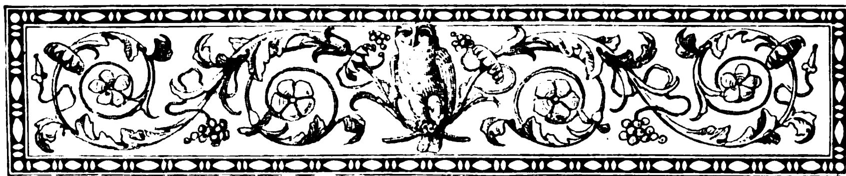
Da ertönt plötzlich eine Trommel — dann eine zweite und eine dritte. Mit eintönigem lautem Moio-Gesange fällt die ganze Menge ein, man schlägt den Takt dazu mit den Händen, und nach wenigen Minuten hat der Riamba-Tanz die ganze Masse der Bevölkerung ergriffen. In rasender Leidenschaft, in wilder Begeisterung entwickeln beide Geschlechter in allen Körper-, besonders aber in den Hüft- und Schultergelenken eine geradezu erstaunliche Beweglichkeit. Während die erhobenen Arme sich fortwährend flatternd bewegen, werden Oberschenkel- und Unterleibmuskeln so in Thätigkeit versetzt, daß An- und Abspannung derselben unmittelbar ineinander überzugehen scheinen. Bald produzieren sich gewandte Solotänzer und -tänzerinnen, bald tanzen alle zusammen in wildem chaotischem Durcheinander, bis ein Zustand wüster Raserei eintritt. Es ist ein wirres Gemisch springender Gestalten; das Auge kann nicht mit Ruhe ein bestimmtes Bild festhalten, denn will man den geschmeidigen Bewegungen des einen folgen, so ist er auch schon wieder in der Masse verschwunden. Man sieht nichts anderes als ein Chaos sich wiegender und beugender Oberkörper und zappelnder Gliedmaßen; der Tanz fesselt durch den Masseneindruck, nicht durch die Geschicklichkeit der einzelnen Tänzer. In den unermüdlichen Bewegungen, die mit großer Muskel-Anspannung ausgeführt werden und die besonders bei dem weiblichen Geschlecht eine erstaunliche Gelenkigkeit und Biegsamkeit in Lenden und Wirbelsäule zeigen, liegt eine wilde Leidenschaft, die durch das Schreien und Toben zur höchsten Entwickelung gebracht wird.

Während dieser Zeit sitzt die Mitherrscherin Meta Sangula, über dieses infernalische Treiben freudig lächelnd, am gemeinsamen Feuer, trinkt Hirsebier und feuert die Tanzenden an, indem sie mitten unter sie springt. Da plötzlich tritt der alte Fürst in majestätischer Würde aus seinem Zelt, gänzlich unbekleidet stellt er sich ans Feuer und hoch aufgerichtet läßt er seine Blicke ringsum schweifen, indem er mit lauter Stimme „Moio!“ ruft, welches Wort von allen wiederholt wird. Die bereits vor Ermüdung zu Boden Gesunkenen und die Schlafenden erheben sich bei diesem Ton, denn alle wissen, daß jetzt eine Haupt- und Staatsaktion folgen wird, sei es die Verkündigung des nächsten Feldzuges, sei es ein allgemeiner Befehl für den folgenden Tag. Feierlich



Ethnographische Gegenstände aus dem Kassai- und Sankurugebiet.

2 Maske, geschnitzt und bemalt, mit zwei Hörnern und mit Bart aus Raphiafasern. Bakuba. — 5 Tabakspfeife in Gestalt einer menschlichen Figur: aus Holz geschnitzt; langes Mundstück aus Eisen. (Wißmann.) — 6 Löffel aus Holz mit menschlicher Figur als Griff. — 7 Kleiner Fetisch aus Holz mit Kupferbeschlag, Pelz- und Schlangenhautbekleidung. (Dr. Pogge.) — 8 Halsband mit Menschenzähnen und einem Fetisch aus einem Antilopenhorn und Haarbündel; von Kannibalen herrührend. Bassange. (Wißmann.) — 9 Fetisch; Horn eines Widders, an der Spitze durchbohrt, an der Basis ein dichtes Geflecht, in dem etwa sechzig bis siebzig menschliche Zähne stecken; in der Mitte des kolbenartig aufgetriebenen nasalen Endes ein kleines Antilopenhorn, mit der Spitze nach innen, die hohle Basis nach außen. Bena-N'Gongo. (Wißmann.) — 10 Gürtel aus (in der Art der Kahnfibeln) hohl gebogenem Leder mit drei Beschlägen aus Kupferblech in der Form von eidechsenartigen Tieren. Ubagiwe. (Wißmann.) — 11 Großes Kriegsamulett aus Büffelhorn, reich geschnitzt. (Wißmann.) — 12 Buanga, weiblicher Fetisch. Bakuanpika; Baluba. (Dr. Wolf.) — 13 Schwert mit Holzgriff, der letztere reich geschnitzt, an Bronzegriffe erinnernd. Bakuba. (Wißmann.)



Litterarische Notizen.

Ins Unermeßliche wächst die Litteratur über Goethe, und doch, soweit es sich die Forschung angelegen sein läßt, die Gedankenschätze, welche dieser universelle Geist in einem Leben von beispielloser Ausreifung aufgehäuft hat, zu erschließen und ihn selber uns wahrhaft zu eigen zu machen, werden wir jede neue Veröffentlichung als eine Bereicherung unseres geistigen Nationalvermögens willkommen heißen. Ein solches Ziel verfolgt von den fünf uns vorliegenden Goetheschriften am entschiedensten das Werk Otto Harnacks: **Goethe in der Epoche seiner Vollendung** (1805 bis 1832). (Leipzig, J. C. Hinrichs.) Es ist der Versuch einer umfassenden Darstellung von Goethes Denkweise und Weltbetrachtung, aufgebaut zumeist auf den Prosaschriften und Sprüchen, den brieflichen und mündlichen Äußerungen aus der Zeit seiner Vollreife. Der Verfasser verzichtet auf alle willkürliche Systemkünstelei, auf jedes subjektive Raisonnement; was er giebt, ist Goethe selbst, die zahllosen Einzelheiten nach großen Gruppen — Grundlage Goethischer Denkweise, ethische und religiöse Anschauungen, Naturbetrachtung, Kunstanschauungen, Betrachtung der politischen und socialen Verhältnisse — zusammengestellt, geordnet, in schlichter, sachlicher Sprache vermittelt und abschließend auf ihren Kern zurückgeführt. Das Bild des Weisen, dem in einem edleren Sinne nichts Menschliches fremd war, ist mir nie erhabener und überwältigender entgegengetreten als aus diesem herrlichen Buche. — Eine zweite schwerwiegende Gabe hat der vielseitige Victor Hehn in seinen **Gedanken über Goethe** gespendet. (Berlin, Gebr. Bornträger [Ed. Eggers].) Der erste Aufsatz „Südwest und Nordost" spürt Goethes inneren Beziehungen zur Natur und geschichtlich gewordenen Eigenart seiner Heimatslandschaft und der späteren Stätten seines Wirkens wie seiner Erholung nach; der zweite „Goethe und das Publikum" mit dem bezeichnenden Nebentitel: „Eine Litteraturgeschichte im Kleinen", verfolgt des Dichters Verhältnis zu seinen urteilenden Zeitgenossen; das letzte Drittel des Buches handelt von den Naturformen des Menschenlebens und von den Ständen in Goethes Dichtung, von seiner Naturphantasie und seinen Gleichnissen. Hehns Anschauungs- und Darstellungsweise ist von einer imponierenden Selbständigkeit; Gedanke und Form tragen gleichermaßen das Gepräge einer kräftigen Persönlichkeit, die, wie sie selber keine laue Objektivität kennt und leidet, so auch den Leser entweder zu freudiger Zustimmung fortreißt oder zu entschiedenem Widerspruche herausfordert: den letzteren haben denn auch die meisten seiner geistvollen Paradoxien, namentlich die Abgrenzung eines deutschen Poetenklimas im ersten Aufsatze, die Beurteilung Lessings, Börnes, Heines im zweiten vielfach erfahren müssen. Meiner Überzeugung nach gehört die Charakteristik der beiden letztgenannten schriftstellerischen Persönlichkeiten zu dem Besten und Wahrsten, was je über sie geschrieben ist. — In ähnlichem Geiste behandelt Stephan Waetzoldt in seinen **Zwei Goethevorträgen** (Berlin, R. Wilhelmi) die Jugendsprache Goethes und Goethe und die Romantik. Wesentlich Neues konnte hier nicht geboten werden, aber gern liest man auch Bekanntes in so geistvoller und formvollendeter Behandlung. — Goethes langjähriges Interesse an der seiner Zeit wie seiner Individualität gleich naheliegenden Erziehungswissenschaft hat ihn unter unseren Klassikern die erste Stelle auch in dieser Hinsicht gewinnen lassen. Schon vor dreißig Jahren stellte Oldenberg die Grundlinien seiner Pädagogik zusammen; neuerdings hat Adolf Langguth dieselbe Bahn beschritten und läßt jetzt seiner ersten Schrift über „Goethes Pädagogik" eine zweite: **Goethe als Pädagog** (Halle a. S., Max Niemeyer) folgen, in welcher die praktische Erzieherthätigkeit, die der Dichter vornehmlich an dem Herzoge, an Fritz Stein, an seinem Sohne und Enkeln geübt hat, zu einer breiten, aber immer-

hin gefälligen Darstellung kommt. — Weniger sympathisch berühren Beiträge zur exakten „Goethephilologie", wie A. Huthers **Versuch über die verschiedenen Pläne im ersten Teile von Goethes Faust.** (Kottbus, P. Kittel.) Bei dem Bestreben, die Nähte nachzuweisen, die der Meister selbst sorglich auszuglätten bemüht war, verliert der Spürsinn des Verfassers nicht selten die Fühlung mit der ruhigen Urteilskraft und kommt zu den seltsamsten Ergebnissen: wenn z. B. Faust in der Scene in Gretchens Zimmer von sich sagt: „Der große Hans, ach wie so klein", so findet Huther in dem „großen Hans" nicht nur den Vornamen des Faust in der Volkssage wieder, sondern auch des Dichters eigenen „im Freundeskreise gewohnten verkürzten Namen" und damit den Beweis, daß sich Goethe hier noch selber erkennen lassen wollte. Schade um so viel Fleiß und Scharfsinn, schade um so mehr, als die ganze Frage so rasch durch die Auffindung der Göchhausenschen Abschrift in ein neues Stadium getreten ist!

Schillers Jungfrau von Orleans hat in G. F. Eysell einen Erklärer gefunden, wie er sich sorgfältiger und liebevoller nicht denken läßt. (Hannover, C. Meyer [G. Prior].) Es mag etwas reichlich scheinen, wenn der nicht eben umfangreichen Tragödie so viel enggedruckte Seiten gewidmet werden, wie Tage im Jahre sind. Aber in der That bietet kaum eine andere Dichtung unseres großen Dramatikers so viel ästhetische und ethische Probleme wie diese. Zu ihrer Lösung hat Eysell ohne Zweifel Wesentliches beigetragen: er lebt dermaßen in dem Drama, daß ihm keine noch so entfernte Beziehung entgeht, und man ihm höchstens den Vorwurf machen kann, er habe hier und da — z. B. in den Ausführungen, die sich an die Identität Talbots und des schwarzen Ritters knüpfen — zuviel sehen wollen. — Mit den Gestalten unserer Tragödie beschäftigt sich noch ein zweites, unlängst in zweiter Auflage erschienenes Buch von Hermann Semmig: **Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen.** (Leipzig, E. Peterson.) Allein obwohl auch hier die dichterischen Behandlungen des Stoffes eingehend besprochen werden, so sind es doch überwiegend die historischen Charaktere, welche Semmig uns nach den Quellen zu schildern unternimmt. Beides geschieht mit einem starken ethischen Pathos, das die ästhetische Würdigung z. B. gerade des Schillerschen Dramas entschieden beeinträchtigt. Die freundliche Charakteristik der Agnes Sorel seitens unseres Dichters ist Semmig so sehr ein Dorn im Auge, daß er sie als eine „Verhöhnung des sittlichen Gefühls" empfindet. Dankenswert bleibt jedenfalls die fleißige und umfassende Sammlung des historischen Materials.

Einem der liebenswürdigsten Vertreter der Frühromantik, Friedrich v. Hardenberg, hat A. Schubert in seinem Buche **Novalis' Leben, Dichten und Denken** (Gütersloh, C. Bertelsmann) ein litterarisches Denkmal errichtet. Der Verfasser, ein Gesinnungsgenosse und Geistesverwandter seines Helden, ist mit Erfolg bemüht gewesen, in die Tiefen dieser auf das Edelste gerichteten, nach schauender Erkenntnis ringenden Seele einzudringen, und für diejenigen, die ihm dabei folgen wollen, den Weg zu verlegenen und vergessenen Schönheiten und Wahrheiten aufzuschließen: namentlich die liebevolle Analyse des „Heinrich von Ofterdingen" zeugt von vollem nachempfindendem Verständnis. Die Litteraturgeschichte ist ihm für dieses schöne Lebensbild zu Danke verpflichtet, außerhalb ihres Kreises dürfte freilich die Zahl derer, die heute noch Zeit, Neigung und Fähigkeit besitzen, sich in den Gedankengängen eines so eigenartigen, unserem modernen Empfinden so fremdgewordenen Geistes heimisch zu machen, nur eine sehr beschränkte sein. — An ein um so größeres Publikum wendet sich **Heinrich Heines Autobiographie.** Nach seinen Werken, Briefen und Gesprächen. Herausgegeben von Gustav Karpeles. (Berlin, R. Oppenheim.) Die geschickt ausgewählten und zusammengestellten Bruchstücke gewähren, so ungleich naturgemäß die einzelnen Lebensabschnitte dabei abkommen und so wenig darin Wahrheit und Erfindung getrennt ist und sich trennen ließ, eine überaus fesselnde, an Abwechselung und Anregung reiche Lektüre. Nur das Erquickende und Aufrichtende, das sonst die Lebensaufzeichnungen unserer großen Geister atmen, wird und darf hier niemand suchen: dunkler und immer dunkler hebt sich von den lodernden, blendenden Garben der Witzraketen die Gestalt des unglückseligen Feuerwerkers ab. — In dieser Hinsicht mutet uns wie eine Oase nach der Wüstenwanderung das bescheidene Idyll an, das F. Reuter in seiner kleinen Schrift **Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp** nach Familienpapieren geschildert hat. (Hamburg, H. Seippel.) Klare, feste, deutsche Gestalten und Verhältnisse sind es, mit denen wir hier bekannt gemacht werden; der Zug von Hausbackenheit, den schon die kleinstädtische Enge und der in stiller Treue geübte Beruf mit sich bringen, nimmt ihnen nichts von ihrer schlichten vorbildlichen Geistesfreiheit und Seelengröße. Nebenher erhalten wir ein interessantes Kulturbild aus dem jener Zeit ziemlich abgeschlossenen geistigen Leben Bayerns. — Unter dem Titel: **Ludwig Uhland,** Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten (Leipzig, C. Reißner) giebt Georg Hassenstein zunächst einen Auszug aus Uhlands Abhandlung über die deutschen Volks-

lieber, der übrigens trotz der Begründung im Vorworte für den Zweck entschieden viel zu lang geraten ist, und weist dann im letzten Drittel des Buches das Verhältnis des Dichters Uhland zur Volkspoesie im einzelnen nach. So treffend und fruchtbar manche der vorgetragenen Vergleichungen und Beobachtungen ist, so verdient der schöne Stoff doch noch eine gründlichere und umfassendere Behandlung, zumal Hassenstein sich auch hier auf diejenigen Gebiete der Volkspoesie beschränkt, welche von Uhland selbst in seiner Fragment gebliebenen Abhandlung besprochen sind.

* * *

Die Lungengymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Atmungsorgane von Dr. Th. Huperz. Zweite Auflage. (Berlin u. Neuwied, Heusers Verlag.) — Nach einer kurzen Einleitung, welche von dem Einflusse der Kultur auf die Gesundheit und Lebensdauer, ferner von dem Tuberkelpilze handelt, wendet sich der Verfasser zur Beschreibung der Respirationsorgane und Erklärung der Atmungsvorgänge, bespricht dann die notwendigen Folgen einer mangelhaften Thätigkeit der Atmungsorgane und im Anschluß daran die diätetische Pflege der letzteren. Das letzte Kapitel endlich handelt von der gymnastischen Ausbildung der Respirationswerkzeuge. Es wird niemand verkennen, von welch hoher Bedeutung das Thema ist, dessen Bearbeitung sich der Verfasser gewählt hat, wenn man bedenkt, daß ein Siebentel aller Menschen an chronischer Lungenerkrankung (speciell Tuberkulose) zu Grunde geht. Huperz giebt uns in seinem Buche viel mehr, als wir dem Titel nach erwarten durften; eine große Menge sehr wichtiger hygienischer Vorschriften lassen das kleine Werk sehr wertvoll erscheinen. Die Darstellung ist kurz und bündig, und ist es dem Verfasser wohl gelungen, in engem Rahmen auch dem Laien verständlich alles dessen zu gedenken, was in prophylaktischer Beziehung, das heißt zur Vermeidung jener Erkrankungen von Wichtigkeit ist. Wir können deshalb die Lektüre des kleinen Werkes nicht dringend genug empfehlen.

Jahrbuch der Naturwissenschaften für 1886 bis 1887. Herausgegeben von Dr. Max Wildermann. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshdlg.) — Nach dem Vorbilde der viel gelesenen L'année scientifique eingerichtet, bietet das vorliegende Jahrbuch in der That eine gute Übersicht über die Fortschritte des Jahres 1886 in der Physik, Chemie, Mechanik, Physiologie ꝛc. Daß in diesem Jahrgange im Gegensatz zum ersten (1885) den einzelnen Artikeln die Namen der Verfasser beigefügt sind, halten wir für einen großen Vorzug, wie alles, was die verantwortungsfreie Anonymität auf litterarischem Gebiete einzuschränken bestrebt ist. Was den Inhalt anlangt, so vermissen wir zwar nicht mit anderen Philosophie, wohl aber diejenigen philosophischen Untersuchungen (z. B. aus der physiologischen Psychologie), welche für die Naturwissenschaften unentbehrlich sind.

* * *

Wiener Autoren. Von Ernst Wechsler. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Ernst Wechsler ist auch unseren Lesern als Verfasser kenntnisreicher und wohl abgewogener litterarischer Essays bekannt; im vorliegenden Buche schildert er das gegenwärtige Litteraturleben in Wien von einem ganz unabhängigen, selbstgewählten Standpunkte, den er in der Vorrede darlegt und rechtfertigt. Er giebt nämlich die Charakterbilder derjenigen Wiener Autoren, die er gerade persönlich kennt und bevorzugt, und indem er an diese ausführlichen biographischen Studien noch zwei Artikel über das Wiener Feuilleton und die dortigen Dramatiker, Lyriker und Epiker anfügt, wird er doch auch der Gesamtäußerung des Wiener schriftstellerischen Wirkens gerecht. Besonders wichtig und orientierend ist die Einleitung unter dem Titel „Persönliches und Allgemeines“. Auch eine höchst gelungene Abfertigung enthält das Buch. Dieselbe trifft Herrn Hans Pöhnl, dessen Selbstüberschätzung und Strebertum unter dem Titel „Richard Wagner II.“ gegeißelt wird. Sehr eingehend und mit liebevoller Schätzung sind F. Schlögl, C. v. Thaler und Marie v. Ebner-Eschenbach behandelt.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Blick vom Hotel Cappuccini auf die Marina von Amalfi.



Die schöne Helena.

Roman
von
Alexander Baron v. Roberts.

III.

Hubert wollte seine Frau nichts büßen lassen, er wollte die Zähne zusammenbeißen und seinen Grimm hinabschlucken. Er liebt sie — die Leidenschaft hat ihn damals übermannt, und er hat sie geheiratet. Er möchte um alles in der Welt nicht von ihr lassen!

Aber dennoch las sie auf Schritt und Tritt den Vorwurf in seinen Mienen. Sie sah, wie er litt, wie er sich unter den Trümmern seiner Hoffnungen vor Schmerzen krümmte. Sie hatte sich und ihm gelobt, daß sie es ihm vergelten wollte — mußte ihn aber nicht jedes liebe Wort von ihr, jeder Versuch einer Zärtlichkeit, durch die immer die Absicht zu schimmern schien, an das Bewußte erinnern?

Auch sie traf der Zusammenbruch ihrer gemeinsamen Hoffnungen wie ein schwerer Schlag. All ihr Ehrgeiz zielte dahin — hatte sie ihn denn nicht gerade des Feldwebels wegen geheiratet?

Doch das war nur die Enttäuschung eines Kindes, dem ein Spielzeug zerbricht, noch ehe es in seinen Händen ist, gegen das, was ihm der Zusammenbruch bedeutete. Sein Vater war Feldwebel gewesen wie sein Großvater, es war die Tradition der Familie. Schon als Knabe, da er noch mit dem hölzernen Säbel spielte, sah er in diesem schon den zukünftigen Feldwebeldegen. Ist doch diese Charge der Gipfel des Glanzes und des Ansehens, der dem Sohn eines Subalternbeamten zu erreichen möglich ist.

Es war nicht allein der persönliche Ehrgeiz, der nach dem Degen zielte. War doch die preußische Pflichttreue ein Bestandteil seines Blutes. Er fühlte, daß er das Muster eines tüchtigen Feldwebels abgeben würde. Die Compagnie war in seinen Augen verlodbert — wohlan, so ist er dazu berufen, wieder Schneid hineinzubringen! Man muß wissen, was ein umsichtiger und energischer Feldwebel für die Compagnie bedeutet; man muß die Macht kennen, die er über den inneren

Betrieb ausübt. Die sprichwörtliche Bezeichnung, daß er die Mutter der Compagnie sei, trifft nicht ganz zu, dafür ist er zu gefürchtet, denn er sieht alles, er hört, er weiß alles, er spürt nach jedem Keim eines dienstwidrigen Gedankens in den Köpfen. Weh dem, der es mit ihm verdirbt! Er genießt bei der Masse den Respekt des Oberpriesters, der den Zorn Sr. Gottheit des Hauptmanns zu erregen oder zu besänftigen vermag. Unter Umständen setzt er sich auf den Thron der Gottheit selbst.

Nein, sie sollte es nicht entgelten, aber der bittere Grimm lauerte unter jedem Blick und jeder Bewegung. Jetzt löste er die Flagge der Ehrenzeichen aus den Ösen auf seiner Brust und schleuderte das Ding auf den Tisch, daß die Medaillen klirrten — kein Wort, aber das Hinschleudern redete viel deutlicher: „Aus! Alles aus!"

Warum er nicht ausgeht und sich zerstreut, statt dort in der Ecke zu sitzen und die Kanone anzustarren?

Daß sie mit den Fingern auf ihn weisen! Er schämt sich so! O, er schämt sich so!

Es kommt ein Brief von seinem Vater, worin dieser anfragt, warum sein Sohn nicht schreibt. Wahrscheinlich sei es doch mit dem Feldwebel bald so weit, jeden Tag warte er, der Alte, auf die Ernennung.

Die Thränen funkeln Hubert in den Augen, als er das Schreiben über den Tisch nach ihr hingleiten läßt. Und er wollte sie doch nicht büßen lassen ...

Einmal nimmt er, da er nach Hause kommt, den Kehrbesen, der gerade neben der Thür steht: „Mein Degen — das ist fortan mein Degen!" ruft er höhnisch. „Die Civilversorgung!" und er lacht grimmig auf.

Nun ja, man wird einen Kasernenwärter aus ihm machen! „Ich werde mich famos ausnehmen, wenn ich erst im Flur und auf dem Hof den Schmutz zusammenkehre ..."

Seine ganze Wut stürzte sich auf Funk, ihn, der die schöne Helena damals so ins Gerede gebracht und den Paris des Garnisonkrieges gespielt. Zu einer Eifersucht war keine Veranlassung, augenblicklich nicht. Fast wünschte er insgeheim, daß sich solch ein Anlaß fände, damit er die Wut an dem Schreiber auslassen könnte — blutig — mit dem Bajonett, mit dem Faschinenmesser — mochte er meinetwegen auf die Festung spazieren! Schiebkarren fahren, oder den Flur fegen, es kommt fast auf eins heraus!

Sie begann zu zittern unter dieser verhaltenen Wut. Was sollte sie thun, um ihr Gelöbnis einzulösen? Hier erinnert ihn alles an das Vergangene. Fort — also fort! Aber sind sie einstweilen nicht wie angeschmiedet? Jedenfalls würde er zum Herbst nicht kapitulieren — was dann? An ihrer Tapferkeit soll es nicht fehlen — sie wird den Besen handhaben für ihn, wenn es sein muß!

Immer wieder fiel ihr ein, was die Sett dort auf dem Wall über Funk gesagt: daß er es in der Hand hätte, ob sie Feldwebel würden oder nicht. Ein kleiner Renommist steckte von jeher in ihm. Damals als simpler Füsilier that er schon so groß, als müßte noch das ganze Regiment einst nach seiner Pfeife tanzen. Später hieß es, seine Gewandtheit verschaffte ihm großen Einfluß auf dem Bureau, und der Adjutant bevorzugte ihn. Da spreizte er sich auch, als ob er wirklich das Bataillon führte. Und jetzt sollte er ihnen nach seinem Belieben den Feldwebel zuwenden oder vorenthalten können, jetzt, da er selbst gestürzt? Aber er tritt doch, wie die Welt behauptet, vom ersten April in seine Machtstellung zurück. Ob nicht dennoch ein Wort von ihm, das er dann an gewichtiger Stelle einwirft ...

Wie gesagt, sie hätte zu anderer Zeit darüber gelacht — nun begann sie sich an den Strohhalm zu klammern. Zum mindesten ist er es, der Einblick hat in das Gewebe der allerlei Intriguen, die solche Ernennung umspinnen; er wird wenigstens wissen, was zu thun ist, um solche Gewebe zu zerreißen. Warum soll

man ihn nicht um Rat fragen? Ihr Stolz sollte ihr das verbieten? Ah, er ist doch ihr Landsmann, und jetzt handelt es sich um ihre Existenz! Alles andere muß schweigen vor dieser Gefahr!

Kaisers Geburtstag war vor der Thür. Die beiden Nachbarcompagnien veranstalteten auch diesmal wie in früheren Jahren ihr gemeinsames Ballfest. Die sechste Compagnie hatte das Lokal vereinbart, es war die Köbesburg, die der Besitzer nach der Erstürmung in neuem Glanze hatte erstehen lassen.

Hubert lagen im Verein mit Blaumüller die Arrangements des Festes und die Ausschmückung des Saales ob. Blaumüller war unpraktisch und zu derlei nicht brauchbar, er machte gerade in der letzten Zeit den Eindruck, als ob er innerlich zusammenbrechen wollte, und es hieß allgemein, die nächste Musterung würde ihm wohl den Garaus machen. So nahm denn Hubert die Sache allein in die Hand, während Blaumüller in Gesellschaft von Herrn Blatz immer sorgfältigere Proben an dem den Mannschaften zu verschenkenden Bier und dem Bowlenwein der Chargierten anstellte.

Der Grimm kochte Hubert im Busen — hier war der Ort, wo im Sommer vorigen Jahres sein Geschick sich erfüllte! Aber darum sollte die Dekoration des Saales nicht schlechter ausfallen, und in seiner Peinlichkeit sah er scharf darauf, daß die Guirlanden hübsch und voll gebunden würden. Das geschieht doch zu Ehren Sr. Majestät! Persönliche Gefühle müssen dagegen schweigen! Hier ist Dienst wie ein anderer Dienst! Und Dienst ist ihm unter allen Umständen heilig!

Frau Hubert hatte nicht übel Lust, dem Feste fern zu bleiben. Was soll sie da? Eine lächelnde Miene aufsetzen, wo ihr Herz zerspringen will? Hüpfen und tanzen, da sie am liebsten in der Kasematte auf der Lafette gesessen und mit ihren Thränen das Bronzerohr benetzt hätte, wie sie in diesen Tagen oft genug gethan.

Hubert aber empörte sich: „Kaisers Geburtstag ist Kaisers Geburtstag! Morgen mag meinetwegen die Welt in Fetzen gehn! Heute sind wir lustig!“

Seine Augen funkelten wie in wirklicher Begeisterung, aber die Worte hatten einen so grimmigen Klang.

Als das Ehepaar die Köbesburg betrat, fiel Frau Hubert der gelbliche Lichterdunst des festlich erhellten Saales und das Geschwirr der drängenden Tanzpaare unter den tiefhängenden Guirlanden, die einen welken Laubgeruch verbreiteten, und das grelle Geschnatter der Musik wie eine schwüle Last aufs Herz, und sie meinte, der Atem verginge ihr — war es doch hier, wo sie auf der Höhe ihrer Triumphe gestanden!

Aber keine Zeit, solchen Betrachtungen nachzuhangen! Sofort war sie umringt und umworben. Ihre Erscheinung machte Aufsehen, sie sah reizend aus — sie trug ein wirkliches Ballkleid von duftigem rosa Tarlatan, ein Geschenk von Frau Pifferath, für deren verstorbene Tochter es gefertigt worden war, ohne daß diese es getragen; dazu der unverwüstliche Schmuck ihrer glänzenden Braunaugen und die blühende Jugendfülle ihrer prächtigen Gestalt.

Frau Feldwebel Moldauer wollte vor Neid platzen in ihrem abgehetzten Seidenfähnchen, mit dem immer wieder ihre spillrige Gestalt Parade machte. Sie scheute sich wohl, ihre eckigen und gelben Schultern auszustellen, und natürlich erklärte sie es für eine Schande, wie die Lena die üppigen Reize ihres Nackens vor den lüsternen Augen der Lieutenants leuchten ließ. Auch die anderen Damen sahen die Lena mit scheelen Augen an. Mutter Kilo, die mit zwei ihrer Mädchen erschienen war, ging vor Ärger immer mehr in die Breite: „Man meint, sie hätt genug poussiert — paß auf,“ stieß sie ihren Mann an, „sie bringt noch ein Duell zu stande zwischen den Herrn Lieutenants! Nun sieh einmal, die sind all geck!“

Da führte eben Funk ihre Bill zum Platz zurück. Niemand verstand eine Verbeugung zu machen wie er. Das hübsche lebhafte Gesichtchen des Mädchens glühte

vor Freude und Glück, als sie mit schelmischen Augen zum Dank ihren besten Pensionsknix ausführte.

„Kommen Sie, Herr Funk, nehmen Sie ein Glas Wein!“ sagte Frau Kilo verbindlich. Er war keine Spur von einer Partie für eine von den Prinzessinnen, aber man konnte damit die Hochmutspuppe da drüben ärgern!

„Nun, wie ist's, Herr Funk, tanzen Sie denn nicht mit Ihrem Altschatz?“ fragte sie schnippisch.

„Mit wem?“

„Nun, mit der da?“

Ein verächtliches Wackeln ihrer Schulterhügel nach der Lena hin, deren helles Lachen aus einem Kreis von Offizieren herübergellte.

„Gleich nachher,“ erwiderte er ganz trocken. Er wollte den Harmlosen spielen, doch seine Augen verrieten ihn; fort und fort suchten sie Lenas Gestalt. Ihr Erscheinen hatte sein Blut in Wallung versetzt, und die alte Leidenschaft fachte in hellen Flammen auf.

Gott, o Gott, wie schön sie ist! wie begehrenswert — wie umklammernswert! Hölle und Teufel, sie gehört ihm doch! — und die wilde Lust zischelte in ihm auf.

Zuerst, fast all die Wochen über, glaubte er den unseligen Bann zu besiegen. Seine Bemühung um Billa war nur ein Manöver gewesen, um Lenas Eifersucht zu stacheln und ihm die Geliebte dann um so sicherer in die Arme zu führen. Fast hätte ihn das Mädchen, das lebhaft und reizvoll war und vor Liebe offenbar verglühte, von der Leidenschaft kurieren können. Nun, da er die andere wiedersah, ward er dieses Selbstbetruges inne. Das arme Ding von einem Billchen dauerte ihn. Aber der Schwerenöter von ehemals, der die Weiberherzen wie die Nüsse aufknackte, um sie dann fortzuwerfen, war wieder da. „Anavang!“

Lena schien ihn nicht zu sehen, zum mindesten nicht zu beachten. Sie war so beschäftigt! Mit allen Offizieren zu tanzen, mit allen anzustoßen, jedem aus der geschniegelten, lorgnetbewaffneten Schar ein hübsches Wort zu erwidern — letzteres ward natürlich immer köstlich befunden. Sie feierte offenbar einen neuen Triumph an diesem Abend. Frau Moldauer schrumpfte vor Neid immer nichtiger zusammen dort am Galatisch, wo sie während des Tanzes die Bowlenterrine und die Gläser bewachte. Natürlich, ihr Mann nimmt den Abschied, da gilt sie schon jetzt nichts mehr — die Citrone ist ausgepreßt, fort damit auf den Kehricht!

Als wenn die schöne Helena wieder aufgelebt! Fast wollte der alte Übermut wieder über sie kommen. Ihre Blicke flogen so herausfordernd in die Runde: Seht doch her! Wagt ihr es, eine andere zur Feldwebelin zu begehren als die schöne Helena?

Der Herr Major, der unausstehliche Bärbeißer, erschien. „Bitte sich nicht stören zu lassen!“ rief er vom Eingang her mit seiner rostigen Stimme. Es wehte wie ein kalter Dienstwind herein. Und über sein Gesicht glitt eine ungeduldige Grimasse, da bei seiner Ankunft der Tanz stockte und ein fast erschreckendes Zusammenzucken durch all die Fröhlichkeit fuhr. Hinter seinem Rücken freilich spottete man über den Polterer, der sich daheim unter dem Pantoffel seiner Frau duckte und in steter Angst vor dem „blauen Brief“ schwebte, der all seine Herrlichkeiten mit dem a. D.-Besen hinwegfegen würde. „Nicht stören lassen!“ rief er gereizter, alle Muskeln des Gesichts wetterleuchtend. Er kam sich ungeheuer groß vor.

Aber selbst die Musik klang wie gelähmt.

Zuletzt fuhr er zwei Paare, die ihm zunächst standen, zornig an: „Was soll das heißen? Wollt ihr wohl tanzen! Sofort getanzt!“

Die armen kleinen Dienstmädchen zitterten am Arm ihrer Füsiliere, die gleich darauf mit ihnen auf den Befehl des gestrengen Herrn losfegten.

Der Herr Major verwunderte sich, daß es nicht lustig zuging. Warum nicht? Ob er stört? So will er sofort wieder

gehen! Die beiden Hauptleute thaten verzweifelt. Nun, so will er selbst das Beispiel geben, und er suchte im Saal nach einer Tänzerin umher. Jedenfalls nimmt er eine der Feldwebelfrauen, wie sich's geziemt. Aber siehe da, die schöne Helena stach ihm in die Augen. „Was ist das für ein allerliebster Käfer?" fragte er seinen Adjutanten mit einem Anflug von Vertraulichkeit, der ihm durchaus nicht stand.

„Frau Sergeant Hubert."

„Ah — charmant!" Er hatte so viel von ihr gehört!

Gleich darauf wurde er der schönen Helena von dem eleganten, sporenklirrenden Adjutanten vorgestellt. Und er walzte mit ihr los; anfangs mit einer gewissen steifen Grandezza, aber siehe da, wie er das schöne Weib dort in seinen Armen fühlte und sein Blick über ihre marmornen Schultern hinabglitt, stach auch ihn der Courmacher. Und man sah ihn seiner Tänzerin mit lüstern lächelnder Miene zuflüstern.

Sofort erwachte mit diesem Kompliment, das ihr Tänzer ihr hinwarf, der Gedanke, daß sie ihn im Garn festhalten, daß sie ihn nur weiter anbeißen lassen und ihm den Feldwebel dann einfach abpressen müßte. Jetzt oder nie galt es alles aufzubieten!

Da flog die Thür auf, und wieder ging ein Zucken durch den Saal. Am Eingang stand alles starr und steif wie die Säulen. Und durch diese Säulen trippelte eine niedliche, backfischartig bewegliche Dame herein, ein lachendes rosa Kindergesichtchen mit einer Stirn voll zierlicher Löckchen; nur in der Nähe und nachdem sich das Gesichtchen aus dem koketten spanischen Seidenshawl geschält, durfte man an seine dreißig Jahre glauben. Hinter seiner jungen Gattin folgte Se. Excellenz, höflich und jovial trotz der hervorquellenden Dienstaugen, die Hände in den viel zu weiten Waschledernen zum Salut bis in die Höhe des drahtartig gesteiften grauen Schnurrbarts erhoben.

Die Herrschaften waren überaus liebenswürdig und gnädig, sie nahmen an dem Galatisch Platz, nippten von der Avanciertenbowle, streuten bei ihrem Rundgang allerlei hübsche bonbonartige Bemerkungen aus; sie, die niedliche Excellenz, betrachtete mit dem goldenen Lorgnet, das an einem feinen Kettchen von gleichem Metall hing, Guirlanden, Waffendekorationen, die echauffierten Tanzpaare, alles ganz genau, fand alles reizend, selbst die Gruppe da, die einen Betrunkenen maskierte. Drei Mann hatten Mühe, dem Kerl den Mund zu halten, daß er nicht mit seinem Gesang vor den Excellenzen losgröhlte.

Doch es war kein Zug in dem Tanz. „Es schläft alles ein!" polterte der Major hinter dem Rücken der hohen Vorgesetzten. „Lieber Bolzdorf, animieren Sie ein bißchen!" raunte er dem Adjutanten zu. „Trinken wollen die Kerle, aber etwas dafür leisten ..."

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister!" Und mit dem Gerassel seiner gewaltig großen Sporen glitt der Adjutant durch den Saal, zum Tanz auffordernd. „Was, Sie da, Funk! Hier an der Säule! Zum Schwerebrett, was soll das heißen? Sind Sie festgeklebt? Sofort werden Sie da drüben die Frau Hubert engagieren, damit Leben in die Bude kommt!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Gleich darauf schoß Funk mit der Lena durch den Saal. Seine Hand hielt ihre Taille fest umspannt, sie überließ sich willenlos seiner Führung, hoch flutete ihr Busen, und er fühlte das Pochen ihres Pulses, das Beben ihrer Gestalt. Es war ihr so überraschend gekommen, ein Überfall, auf den sie nicht vorbereitet gewesen. Sie weiß nicht mehr, wie es geschah, alles andere schien hinter dem ungeheuren Schreck zu verblassen, der sie so plötzlich befallen.

Ihr Kopf ward ihr so seltsam schwer von dem Sturm der Gedanken — eine fast unwiderstehliche Neigung, ihn anzulehnen an die Schultern ihres Tänzers. Vor ihren Augen wirbelte es, Lichterkreise umwogten sie, zu glänzenden Rei-

fen ausgedehnt — die Gesichter, die Tische mit den Zechenden, die Guirlanden, die Excellenzen mit dem Schwarm der Offiziere, alles verschwand vor der einen Seligkeit, in seinen Armen dahinzufliegen.

„Genug — genug, Fünkchen!“ stammelte sie atemlos.

Nein, er wollte sie nicht lassen! Ob er sie je ein zweites Mal halten würde ...

Da schnitt die Musik ab. Außer Atem standen sie beide. Die Excellenzen kamen gerade auf ihrem Rundgange an ihnen vorüber, und das Kindergesichtchen betrachtete das hübsche, nun in der Erregung doppelt hübsche Weib durch die goldene Lorgnette und sagte wieder: „Reizend!“ Es nickte noch nachträglich, als wäre das „reizend“ wirklich aus dem Herzen gekommen.

Da erst erwachte die Lena. Ein paar Redensarten wechselte sie noch mit ihrem Tänzer, plötzlich erinnerte sie sich des Feldwebels. „Sag, Fünkchen“ — und das „du“ war wie ein Zwang, aus dem sie sich vergeblich befreit hätte — „sag, Fünkchen, ist es wahr, du hättest den Feldwebel für uns in der Tasche? Du bist mir einer!“

Er fühlte sich als Renommist ertappt. Aber sofort faßte er sich, gab sich ein wichtiges Air und sagte schmunzelnd: „Natürlich habe ich den Feldwebel für euch in der Tasche. Du thätest gut, dich mit mir zu halten.“ Und seine Augen bohrten sich leidenschaftlich in die ihren.

Nicht sofort wußte sie, was er meinen konnte. Mit krampfhafter Anstrengung hielt sie den Strohhalm fest: „Im Ernst — sag, mach kein Spaß!“

Ihre Augen flehten ihn an. Ist sie denn wirklich so einfältig, das zu glauben? dachte er. Und er nickte sehr bestimmt.

Da tauchte Huberts Gesicht in der Lücke zwischen zwei Köpfen hervor. Er beobachtete sie beide. Sichtbar bebte sie zusammen. „Jetzt ist nicht die Zeit, darüber zu sprechen,“ flüsterte sie verstört.

„Wann denn, Lena? Morgen?“

Es war, als ob damit ihr Urteil gesprochen würde, und sie schauerte vor dem Wort.

„Wo denn?“ drängte er.

Keine Antwort. Nur das Stürmen ihres Herzens.

„Morgen sieben Uhr am Pulvermagazin, du weißt — wir reden darüber ...“

Da war sie auch schon im Gewühl verschwunden.

* * *

Die Sett saß am geöffneten Fenster und stierte hinaus. Auf dem steinernen Außensims brannten Illuminationslämpchen in Blechschalen. Blaumüller hatte sie nach Hause gebracht, jedenfalls waren sie irgendwo bei der Beleuchtung der Kasematte überflüssig geworden.

„Was? auch noch illuminieren?!“ schrie sie ihn höhnend an. „Hahaha! Blaumüllers illuminieren!“

Damit ihr Elend so recht ans Licht gesetzt werde!

„Alles eins!“ knurrte er. „Nun grad illuminieren wir!“

Gleich besann sie sich. Das tote Fränzchen würde es schon verzeihen — es war kein Geld zum Petroleum da, so hatte sie wenigstens Beleuchtung für den Abend und brauchte nicht mit der Dunkelheit ins Bett zu kriechen, wie sie es gestern abend gethan. Sie hatte Scheu vor der Finsternis, da schwirren so unheimliche Gedanken umher ...

Das also war ihr Kaisers Geburtstag! Sie saß in der Blendung des grellen Scheines, der die Gegenstände im Zimmer mit scharfer Deutlichkeit beleuchtete. Durch den Qualm und die heißvibrierende Luft über den Flammen schaute sie alles dort unten wie durch einen Nebel: die fortlaufende Perlenschnur von Lichtern, die den Cordonstein der Kasematte säumte, die ölig schimmernden Flächen der Transparente an deren Fenstern und die gewaltig züngelnde Feuerglut am Haupteingang, wo die Pechkandelaber vor den beiden Waffenpyramiden loderten. Dort

staute sich eine gewaltige Menge von Zuschauern, deren Schatten riesengroß von den Flammen an den gegenüberliegenden Häusern hinangeworfen wurden. Die Luft war von allerlei Tönen erfüllt, nahe und ferne Tanzmusik schallte herüber, oft, wenn sich der Wind erhob, konnte man das Gestampfe der tanzenden Paare aus einem benachbarten Saale unterscheiden. Johlende, krähende Stimmen von betrunkenen Soldaten hallten aus den Gassen, hier und da erhob sich ein wüster Lärm. Jenseit der schwarzen Masse des Bastionswalles stieg von Zeit zu Zeit eine Rakete auf, eine Fülle von roten, blauen und gelben Sternen über das Firmament ausschüttend.

Und sie saß und starrte und horchte; krampfhaft schärfte sie ihre Augen und Ohren zu dieser mechanischen Verrichtung, immer von der Angst des eigenen Nachdenkens besessen. Am liebsten hätte sie den Ball auf der Köbesburg mitgemacht, im Rasen des Tanzes die schwülen Gedanken von der Seele geschleudert, aber schämte sie sich denn nicht, auch nur schon über die Straße zu gehen in ihren Lumpen? Nur spät am Abend pflegte sie, in ihr Tuch gehüllt, die wenigen Besorgungen zu machen; das Elend hielt sie wie in einem Gefängnis an die Stube gefesselt.

Wenn ein Windstoß kam, so wehte ihr die heiße Glut der aufgefachten Talgflammen vom Fenstersims ins Gesicht, und dann waren die Gedanken wieder da, pochten ihr durch die Adern, schossen ihr mit glühenden Wellen zum Kopf empor — einmal sprang sie auf vor Entsetzen und schlug die Hände gegen die Augen; aber auch unter den Händen, ja in den inneren Höhlungen der Augen lohte es. Sie sah die Feuersbrunst deutlich — deutlich — der lange, schwarze Schuppen im Bastionshof stand in Flammen, riesengroß leckten die feurigen Zungen himmelan — sie hörte das Knistern und Prasseln des wütenden Elements ...

Die Pifferaths waren nicht zurückgekehrt; immer noch hatte sie gehofft und gehofft, die beiden Leutchen würden vor der Musterung zurück sein — der rettende Balken entglitt ihren verzweifelnden Händen. Auch anderwärts hatte sie nach einem Ausweg umher getastet — Strohhalme, nichts als Strohhalme! Das Geld war nicht zu beschaffen — das „Geliehene" nicht zu ersetzen — der große Popanz wird den Fall sofort entdecken und als das bloßlegen, was er ist! Die Schande sitzt schon da und lauert, bald wird sie mit Fingern nach ihnen weisen — kein Entrinnen, kein Ausweg — das mußte kommen — einmal, so oder so wird das Schicksal über ihnen zusammenbrechen! Wohlan, so muß man dem Schicksal nachhelfen... Sie wäre auf solche Entsetzlichkeit gewiß nicht verfallen! Aber der Teufel muß, während Blaumüller schlief, die Cigarre vom Tische herabgeschoben haben, um ihr, der Sett, den Weg des Verbrechens zu weisen; der Versucher selbst hat das Papier hingelegt, und er, er war es, der den Sprung ihres Blickes von dem verkohlten Papier nach dem Haufen Werg hinübergeleitete. Seitdem war sie dem scheußlichen Plan verfallen.

Wie wird es werden? Der Brand wird in der Nacht ausbrechen, es wird Feuerlärm geschlagen, und man wird von allen Seiten herbeieilen, um zu löschen. Aber die Kabuse brennt ja wie eine Streichholzschachtel — ehe man die Spritzenschläuche darauf richtet, ist sie schon den Flammen verfallen. Die Bücher, die Bestände werden bald zerstört sein, und mit ihnen ausgelöscht für immer der Schandfleck, der ihnen beiden an der Seele fraß. Was dann? Man wird sofort Verdacht auf die Blaumüllers werfen — aber niemand vermag einen Beweis zu bringen. Ebenso kann die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters, der mit der Pfeife dort hantierte, das Unglück angerichtet haben — kann man zumeist nachweisen, wie ein Brand entsteht? Oft ist es ein ganz dummer Zufall. Zerbrecht euch doch die Köpfe über alle Möglichkeiten! Untersucht, solang ihr wollt! Kein Mensch in der Welt wird das Geheimnis des Bran-

des hier in dem geheimen Winkel ihrer Seele aufzuspüren wissen! Wohlan denn, ans Werk! Ist das Verbrechen so groß? Die paar Brocken, die Stiefel mit den großen Mäulern — es kostet den Popanzen dort oben einen Federstrich, so ist der Schaden ersetzt!

Aber der Schuppen birgt auch die andere Kammer — die Flammenglut wird bald die Holzwand, welche die beiden Nachbarräume trennt, durchfressen haben, das Feuer kann auch ebensogut dort wie hier entstanden sein. Man wird also Hubert mit in den Verdacht einziehen. Ja, die Laune des Windes kann es fügen, daß gerade auf seinem Flügel das Feuer zuerst bemerkt wird. Und vor solcher Möglichkeit stutzte sie immer wieder — pfui, welch eine feige Erbärmlichkeit, den anderen, den Kameraden ihres Mannes, ihre eigene Freundin in den häßlichen Verdacht hinabzureißen!

Welch ein Ungeheuer ist sie! Sie schaudert vor sich selbst. Lieber in den Rhein laufen, dann ist alles aus! Nein, nichts ist aus als ihr erbärmliches, elendes Stückchen Leben! Sie hat sich nur davon gedrückt, um ihn, ihren Mann, der Schande zu überlassen; und selbst wenn sie beide gemeinsam ins Wasser gingen oder einen anderen Tod suchten — bleibt nicht der Fleck bestehen? — leuchtet er nicht um so deutlicher auf ihrem Andenken?

Jetzt hatte sie sich vor der Flut von Fragen, die auf sie losstürmte, bis in den einen Winkel des Zimmers geflüchtet, wo sie sich auf einen Schemel hinkauerte. Laut hallte ihr Stöhnen durch den Raum — heiliger Gott im Himmel, giebt's denn keinen Ausweg?

An der Wand hing der Schlüssel zu der Montierungskammer, ein plumpes Ding mit einer ledernen Marke daran. Lose hing er an dem langen Nagel, und sein Schatten fiel auf die helle Wand, unmäßig verlängert. Der Schatten bewegte sich in dem unruhigen Flackerschein der Lampen; es sah aus, als wäre der Schlüssel es selbst, der sich regte, hin und her baumelte, ungeduldig, unwillig, wie man so lang zaudern könne. Es war so gespenstisch. Sie riß die Augen auf, ob das baumelnde Ding nicht zur Ruhe käme durch ihr Stieren. Nun sprang sie empor, wie von einer Wut erfaßt, stürzte auf den Schlüssel los, um ihn anzuschreien, daß er sie in Ruhe lassen soll —

„Ich will — ich will — ich will keine Brandstifterin werden! Mutter Gottes im Himmel und alle Heiligen steht mir bei! Bin ich denn nicht recht bei Sinnen? Macht mich all das Grübeln nicht noch verrückt? — bin ich es nicht schon?"

Ja, mit der konvulsivischen Gebärde einer Wahnsinnigen streckte sie die Hand nach dem Schlüssel aus — was will sie? — ihn herabnehmen? — hineilen — die Kabuse in Brand stecken — ein Ende — nur ein Ende von all den Marterqualen!

Da dröhnte ein schwerer Tritt auf der Treppe, jemand tappte im Dunklen herauf. Doch nicht schon Blaumüller? Nein, sein Kommen war anders. Oft, wenn sie im Bette wachend lag, hörte sie, wie er sich betrunken heraufquälte, wie er stolperte, stürzte, nach der Thürklinke faßte, keuchend ins Zimmer hereinprallte.

Es waren nägelbeschlagene Kommißsohlen, deutlich hörte sie das Knirschen des Eisens auf dem Treppensand. Jetzt klopfte es an die Thür, sie ließ die Hand sinken —

„Herein!"

„'n Abend, Frau Schersant!"

Matthäus sagte Schersant statt Sergeant. Er war es. Was wollte der gute Kerl? Sie that verwundert, ihn zu dieser Stunde kommen zu sehen.

„Ich wollte nach den Lampen sehn, Frau Schersant," stotterte er verlegen. „Die Gardine flog so im Wind, und ich hatte Angst, sie thät anbrennen."

Es war nicht deswegen, daß er gekommen war. Seine treuen Blauaugen in dem schmalen, gelblichen Gesicht baten sie, daß sie ihm wegen dieser Ausflucht nicht böse sein sollte.

Er war mit der Sonntagsgarnitur bekleidet und hatte das Faschinenmesser umgeschnallt; jetzt nahm er sich den Helm

vom Kopf, sein sonst so widerspenstiges Haar war fest angestrichen und glänzte von Pomade. Er hatte heute am Festtag etwas auf seine Erscheinung verwandt.

„Sind Sie denn nicht drüben auf der Köbesburg?" fragte sie, immer noch verwundert.

„Ich war dort, Frau Schersant."

„Und es war nicht schön? Es gefiel Ihnen nicht?"

„Doch!" nickte er und fuhr mit dem Ärmel über das blanke Messing des Helmes.

„Tanzen Sie denn nicht, Matthäus?"

Die Frage kam ihm komisch vor. Er ward rot und zuckte mit den etwas nach vorn gebogenen Schultern.

„Na, Mädchen giebt es doch genug."

Es that ihr so wohl, ihn jetzt da zu wissen, eine Menschenstimme, die ihr antwortete, statt der Gespenster ihrer Gedanken.

„Ich trink nicht, ich rauch nicht," sagte er ausweichend, „ich muß morgen um fünf heraus, da geht man am besten bald in die Klappe."

„Wieso denn um fünf?"

„Bin doch zur Küche kommandiert, die anderen wollen sich ausschlafen."

Es war so selbstverständlich, daß Matthäus gerade an solchen Tagen in die Küche kommandiert wurde, damit die anderen, die über Nacht getanzt und getrunken, sich ausschlafen könnten. Aber es war kein Ton der Klage in seiner Antwort — er ist es von Kind an so gewohnt, in alle Ecken geschoben zu werden. Er ist eine Waise, seine Mutter starb bei seiner Geburt im Krankenhaus — er hat immer und überall fürlieb nehmen müssen.

Sie wußte auch, weshalb er so früh die Köbesburg verlassen: die anderen uzen und narren ihn, verleiden ihm jeden Schluck Bier mit ihren Neckereien, es ist schon besser für ihn, daß er in die Klappe geht!

Das aber ahnte sie nicht, weshalb er so spät am Abend herauf getapft. Es hatte seinem braven Herzen keine Ruhe gelassen, sie an diesem Abend einsam und allein zu Hause zu wissen, sie, die immer gut und lieb mit ihm gewesen, die allein ihn verstand, ihm seine Ungeschicklichkeit nicht mit grausamen Neckereien vergalt, der er freiwillig, weil er es gern that, seine kleinen Dienste zur Verfügung stellte — der geheime Trieb, jemand, der ihm wohl will, mit Herz und Hand nach seinen Kräften dienend anzuhangen. Ja, es hatte ihm weh gethan, sie dort oben am Fenster sitzen zu sehen, während alle anderen auf der Köbesburg juchzten und tollten. Um ihretwillen war er heraufgestiegen.

„Ist noch was zu besorgen, Frau Schersant?" fragte er, sich in der Stube umsehend. „Vielleicht Wasser zu holen?" Und er öffnete die Kammer, um nachzusehen. Der Eimer war voll. „Aber Kohlen für morgen früh?" Zögernd wies er nach dem leeren Kohlenkasten. Und er trat näher, tappte mit der Hand über die Rundung des eisernen Ofens, der war eiskalt. Er nickte verständnisvoll für sich. Am Morgen hatte er schon einmal gefragt, ob er Kohlen holen soll.

„Nein!" war die fast schroffe Antwort.

„Auch Petroleum ist nicht mehr da."

„Nein!"

Später: Ob er Brot holen soll?

Wieder „Nein!" Diesmal so scharf, als schnitte sie ihm mit dem Messer alle weiteren Fragen ab.

Er verstand dies „Nein". O, er ist nicht so dumm, wie sie ihn alle machen wollen! „Wir essen kein Brot, wir brennen kein Öl, weil wir kein Geld dazu haben," das bedeutet ihr „Nein". Donnerwetter! (Fluchen hat er erst bei den Soldaten gelernt.) Donnerwetter, was ist denn das für eine Entsetzlichkeit! Ich, der Matthäus, habe doch mein warmes Bett und mein Kommißbrot und mein Traktement, und sie dort oben muß hungern und frieren!

Der Gedanke peinigte ihn während des ganzen Abends drüben im fröhlichen Gewühl der Köbesburg — und — und deshalb ist er gekommen!

„Setzen Sie sich doch, Matthäus, und erzählen Sie mir, wie es dort war," sagte Frau Blaumüller, um seine Aufmerksamkeit von dem leeren Kohlenkasten abzulenken.

Mit linkischer Bewegung ließ er sich auf dem Stuhle neben dem Ofen nieder, den Helm setzte er vor sich zwischen die Füße. Er verzweifelte daran, wie er das, was er vorhatte, fertig brächte. Und er erzählte, wie es in der Köbesburg zuging, vom Major, von Sr. Excellenz und dessen hübscher, junger Frau, die wie seine Tochter erscheint, von Frau Hubert und welches Furore die machte, auch von Funk, und daß der mit Frau Hubert getanzt.

„Ah —" fuhr sie heraus; zerstreut hatte sie zugehört. Ein Schauder überfiel sie, wenn sie an vorhin dachte, wo sie im Begriff war, hinzueilen und ein königliches Gebäude anzuzünden, heute an Kaisers Geburtstag!

Es ärgerte ihn, daß er so weit von seinem Vorhaben abschweifte. Jetzt wußte er nichts mehr zu erzählen, und da, während sie sich gerade über den Fenstersims beugte und sich an dem einen Talglichte zu schaffen machte, nahm er sich Mut und platzte heraus. „Frau Schersant," stotterte er, „Sie dürfen mir nicht bös sein, daß ich Ihnen damit komme. Hier ..." Er hob sich auf der einen Seite und griff tief in die Tasche, aus der er ein schmutziges Lederbeutelchen hervorzerrte. „Ich wollte es schon längst thun und Ihnen das bißchen zum — zum Aufbewahren bringen ..." Sein Gesicht strahlte vor Freude und Genugthuung, wie schlau er sich dennoch herausgezogen.

Sie starrte ihn verwundert an.

„Es ist nicht viel. Sie wissen, geschickt krieg ich nichts, von nirgends her, und vom Traktement bleibt nichts übrig. Aber Sie haben mir doch öfter ein paar Groschen zugesteckt. Ich hab's verwahrt. Ich rauch nicht, ich trink nicht, ich weiß nicht, was ich damit soll. Hier nehmen Sie es doch zum — Aufbewahren." Er war glührot ob der Heuchelei. „Bitte, Frau Schersant — dem Herrn Schersant aber nichts davon zu sagen."

Immer noch hielt er das Beutelchen nach ihr hin. Ein paar Augenblicke lang zuckte es ihr in den Fingern, zuzugreifen. Sofort schämte sie sich. Der Strohhalm war wieder gar zu erbärmlich! Es konnte höchstens ein Thaler sein, den er sich zusammengespart! So weit also sind sie gesunken, daß der ärmste aller Füsiliere kommen muß, um ihnen die paar kümmerlichen Groschen, die er sich am Munde abgespart, als Almosen anzubieten!

Eine Wut schoß ihr heraus: „Was soll das heißen, Matthäus! Sind Sie verrückt? Ich brauch Ihr Geld nicht! Was nehmen Sie sich heraus? Schaffen Sie sich einen eisernen Spind an, um Ihre Schätze aufzubewahren, oder tragen Sie sie zum Banquier Oppenheim! Sofort stecken Sie das Ding weg!"

Es war ein so harter, herrischer Ton, den er sonst nie an ihr gekannt. Er fuhr zusammen, ängstlich zwinkerten seine Augen, und er suchte so schnell als möglich das Säckchen einzustecken, fand aber in seiner Verwirrung die Tasche nicht gleich.

„Seien Sie — nicht — bös!" stammelte er kläglich.

Und er erhob sich und schritt, ohne ein Wort zu sagen, nach der Thür, sah sich nicht einmal um. Eine Thräne perlte über seine hagere Wange hernieder, die wollte er wenigstens verstecken. So tappte er mit seinen plumpen Stiefeln die Treppe hinunter und begab sich auf seine Stube, wo er sich beim Schein des Transparentes, das noch brannte, zu Bett legte.

Ihm war so unaussprechlich weh hier in der Brust. Sie wollten sein Geld nicht einmal! Zu Brot und Kohlen und Petroleum hätte es doch gereicht — aber selbst sein Geld taugt nichts, wie nichts an ihm taugt! Er ist so erbärmlich überflüssig überall!

* * *

Blaumüller war erst beim Morgengrauen erschienen; zwei Kameraden, selbst der Unterstützung bedürftig, hatten die

schwere, völlig besinnungslose Masse mit viel Lärm und Gelächter und komischen Flüchen die Treppe heraufgewälzt. „Es ist nun einmal Kaisers Geburtstag, Frau Blaumüller!“ lallten sie und verlangten noch Kaffee „zum Niederschlagen“. Murrend torkelten sie wieder die Treppe hinab — „daß man für die richtige Ablieferung des Frachtstückes nicht einmal eine Tasse Kaffee vorgesetzt kriegt!“

Der Betrunkene war wie ein Sack auf das Bett gesunken; wie ein Sack lag er da den ganzen Tag über, ohne zu erwachen. Immer wieder stand seine Frau vor dem Bett und stierte ihn an und horchte auf das An- und Abschwellen seines schwülen Atems. Doch kein Ausdruck des Abscheues oder des Unwillens in ihrem fahlen, übernächtigten Antlitz. Die Krankheit hatte einfach ihren höchsten Stand erreicht, es war die Krisis, eine Wendung muß und wird kommen! Immer noch entschuldigte sie ihn wegen des Vergehens, wie eine schwache Mutter, die ihren Liebling gegen die grausame Schulstrenge in Schutz nimmt. Ja, sie freute sich fast über seinen wüsten Schlaf — so ist er doch wenigstens nicht so wehrlos gegen die eigenen Gedanken!

Gegen Mittag schickte der Hauptmann nach ihm. Sie ließ sagen, daß ihr Mann sich nicht wohl befände; die Ordonnanz hatte Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken — man kennt schon das Unwohlsein des Sergeanten in der Kaserne! Gleich fiel ihr ein, und sie war so militärisch geschult, daß es eine solche Entschuldigung nicht gäbe. Sie rief der Ordonnanz die Treppe hinab nach, ihr Mann solle krank gemeldet werden. Mochten sie denken, was sie wollten!

Eine Weile darauf erschien der Zanitätsrat, zappelig wie immer, wie vom Wind hereingeweht. Wie es geht? Was sie macht? Wie sie gestern den Tag verbracht? Er selbst hat so viel zu thun und muß sogleich wieder eilen. Die Erinnerung an Fränzchens Tod störte ihn nicht in seiner Unbefangenheit; im Gegenteil, er trug es Blaumüllers immer noch nach, daß sie damals in der letzten Stunde den Stabsarzt gerufen — wenn sie bei seiner Behandlung geblieben, so wäre das Unglück nicht eingetroffen.

„Nun, unser Patient?“

Er sei vom Arzt geschickt, um die Krankheit dienstlich zu untersuchen, meldete er feierlich. Er setzte den Kneifer auf und trat ans Lager; obgleich er genau wußte, um was es sich handelte, und sich nachher ins Fäustchen lachte, begann er den Fall mit dem wichtigsten Air, die Augen weit aufgerissen, nach der peinlichen Doktorschablone zu untersuchen. Er befühlte den Puls mit emporgehobener Nase, tastete an dem Körper herum, stieß ein paar bedeutungsvolle „Hm, hm!“ heraus und preßte die bartlosen Lippen wichtig zusammen.

„Ein — hundert — sechs — und — siebzig —“ murmelte der Kranke im Schlaf.

Frau Blaumüller erschrak: es sind die Stiefel, die er im Schlafe zählt!

„Er phantasiert,“ sagte der Zanitätsrat. Diesmal konnte er ein leichtes ironisches Lächeln seiner Mundwinkel nicht unterdrücken. Gleich fiel er wieder in seine Rolle und, den Kneifer von der Nase schüttelnd, warf er die beiden schönen lateinischen Worte hin: „Temulentia strenua.“

Einen Augenblick stutzte sie vor dem Latein.

„Wir werden ihm, wenn er aufwacht, eine Tasse schwarzen Kaffee zu trinken geben,“ sagte jener, nach seiner Mütze und dem Cigarrenstummel greifend, der an der Tischkante einen senkrechten Qualmfaden emporsandte. „Kalte Umschläge auf die Stirn können nichts schaden!“

Da ward ihr erst die Komödie offenbar. Wetter nochmal! Sie hat keine Lust zu scherzen! „Betrunken ist er! Betrunken! Machen Sie doch keine Faxen!“ rief sie zornig.

Er hob Schultern und Augenbrauen: „Nennen Sie es, wie Sie wollen! Wir nennen es: Temulentia strenua — ich werde akuten Magenkatarrh in den Rap-

port schreiben — wünsche gute Besserung! Morgen!“ Und fort flatterte er, die Treppe hinab.

„Welch ein entsetzlicher Komödiant!“ rief sie laut für sich.

Später am Nachmittag stellte sich Unteroffizier Kleinert ein. Sein borstiges, rotgedrungenes Gesicht platzte fast vor übermütiger Fröhlichkeit. Lachend stolperte er in die Stube, sein Schritt war nicht ganz fest. Er hätte einfach nicht geschlafen, einfach durchgekneipt. Das sei das Beste — einen Rausch mit dem anderen totschlagen.

„Holla, alter Junge!“ Er rüttelte Blaumüller an den Schultern. Der wälzte sich mit einem ungeheuren Seufzer nach der Wandseite hin. „Das war Ihnen eine Kneiperei, Frau Blaumüller! Alle Hagel nochmal! Aber wie kann man sich nur ins Bett legen wie ein Mädchen? Heda! 'rraus!“ Er ahmte den langschnarrenden Herausruf der Wachtposten nach.

„Lassen Sie ihn doch schlafen!“ wehrte sie unwirsch.

Er rückte endlich mit dem Zweck seines Kommens heraus. Er solle Blaumüller vertreten. Die Sonntagssachen seien auf der Kammer abzugeben und er wolle den Schlüssel holen. Am Mittag sei die Nachricht gekommen, daß am 26. die Musterung beginne. „Natürlich haben sie alle den Koller bekommen, der Feldwebel ist aus dem Häuschen, der Angstmeier, der Hauptmann, steht auf dem Kopf. Blaumüller wird sich freuen, wenn er aufwacht.“

Und während er den Kammerschlüssel in der Hand hin und her drehte, erzählte er ihr von gestern, kam dann auf frühere Räusche zu sprechen — o, er hatte einmal zwei Tage und zwei Nächte an einem zu verschlafen gehabt. „Wenn Ihr Mann gescheit ist, so verschläft er die ganze Schinderei!“

Sie war so erschrocken. Die Musterung vor der Thür — jetzt ist es Zeit! Kein Zaudern mehr — heut muß es geschehen! Es ist alles günstig für die Ausführung: Blaumüller liegt dienstlich krank gemeldet zu Bett, ein Verdacht kann nicht auf ihn fallen; ein anderer, sein Stellvertreter, hat in der Kammer mit den Mannschaften zu thun, und die stecken alle noch halb im Rausch; heute oder nie kann man den Zufall hereinziehen, der aus der Pfeife eines der Soldaten einen Funken abspringen läßt in das Werg hinein. Wer will es nachweisen? Wohlan denn!

Die Knie bebten ihr eine Weile so heftig, daß sie sich niederlassen mußte. Und so saß sie auf einem Schemel an die Wand hingedrückt, die Hände schlaff im Schoß, den Kopf mit stierenden Augen vorgebeugt, und wartete. Nichts als das schwüle Atmen des Betrunkenen und das fiebernde Pochen ihres eigenen Herzens. Jetzt befiel sie ein Schüttelfrost und ihre Glieder flogen so heftig, daß sie meinte, sie müßte vom Stuhl herunterfallen. Sie hatte aufstehen und sich ein Tuch holen wollen, aber sie fühlte sich wie gelähmt, nicht so viel Energie, um sich zu erheben. Sie wünschte, diese Lähmung hielte an, oder sie fiele wirklich schwerkrank vom Stuhle, oder es käme sonst etwas, oder es träte jemand dazwischen, alles, das sie verhindern müßte, die That auszuführen. Schon genug, daß er dort aufwachte, sie mit seinen Augen ansähe und sie, wenn sie sich entfernte, fragen würde, wohin sie wollte. Sie hätte dann nicht den Mut, hinzugehen und das Verbrechen auszuführen. Doch er schlief so fest und sie kannte solchen Schlaf.

Es waren Stunden vergangen und die Dämmerung brach herein. Man muß die Nacht abwarten, damit man sicher ist, nicht gesehen oder gar an der Stelle ertappt zu werden. Auch da schien noch äußerste Vorsicht geboten, denn es war Mondschein, der Wind hatte die schwere Wolkendecke von gestern aufgerollt, immer weißer und deutlicher zeichnete sich das lang ausgestreckte Rechteck des Fensters auf der Diele.

Plötzlich — jetzt erst fiel ihr ein, daß der Schlüssel ja nicht zurück war. Also konnte das nicht einmal geschehen! Wie

in einem ungeheuren Jubel der Erlösung sprang sie auf. Gott im Himmel sei gedankt, er hat's nicht gewollt, daß es geschah! Eine seltsame Rührung kam über sie und sie ließ ihre Thränen stürzen.

Kleinert hatte es einfach vergessen, den Schlüssel zurückzubringen; er saß wohl drüben bei Mutter Kilo und hatte es beim Bier verbummelt: — auch morgen ist ja noch Zeit genug.

Der Schlüssel kam immer noch nicht. Ihre Angst steigerte sich — — wenn er dennoch gebracht würde!

Wenn unten eine Thür ging oder sich ein Tritt auf der Treppe hören ließ, so zuckte sie zusammen. Von dem Schlüssel wird es also abhängen, ob es geschehen soll! Heiligste Mutter Gottes, führe mich nicht in Versuchung!

Die fünfte Compagnie blies gerade das Ende des Unterrichts, es mochte sieben Uhr sein, da stolperte man die Treppe herauf. Das „Herein!“ erstickte ihr in der Kehle.

„Eine schöne Empfehlung von Herrn Unteroffizier Kleinert und da wäre der Schlüssel,“ sagte der eintretende Soldat. Und er konnte, während er wieder hinabstolperte, nicht begreifen, warum die Frau ihm den Schlüssel so gewaltsam aus der Hand gerissen, warum sie ihm mit so schreckhaften Augen ins Gesicht gestiert.

Nun ist alles vorbei! — es ist keine Rettung vor der That! Es muß geschehen! Der Teufel will es!

Sonderbar; nun, da die That unwiderruflich fest stand, verflog all die Aufregung dieser Stunden — eiseskühl überlegte sie. Es ist besser gleich hinzueilen. Eben noch hatte der Soldat sie zu Hause angetroffen, mithin konnte sie dies „zu Hause“ bezeugen lassen. Auch war es nicht gut, wenn sie später auf ihrem Gang gesehen würde. Sie schlug ihr Tuch um Kopf und Schultern und schlich hinab, ohne noch einen Blick auf das Bett zu werfen. Jetzt will sie nicht mehr gehindert werden! Niemand begegnete ihr, als sie das Haus verließ, es ging alles gut. Sie nahm nicht den direkten Weg an dem Wall der Kurtine entlang nach dem Nachbarbastion, aus Furcht, dort etwa getroffen zu werden. Auf einem Umweg durch ein paar Gassen erreichte sie erst das letztere.

An der Ecke des Plankenzaunes stand sie und wartete, ehe sie die Wallstraße überschritt. Der Posten, der seiner Instruktion gemäß um das Pulverhaus patrouillierte, mußte erst um die Ecke sein; später, wenn sie die Wallstraße passiert, war ihm die Sicht auf den Montierungsschuppen durch einen anderen, einen Pallisadenschuppen verdeckt.

Eine verräterische Helle übergoß den Wall, die Schuppen und das Innere des Hofes; die tiefdunklen Rasenflächen zeichneten sich scharf ab neben den grell beleuchteten. Die Dächer der Schuppen schimmerten weiß wie von frischgefallenem Schnee; die Lattenwände des Pallisadenschuppens, die neu geteert waren, glänzten wie Metall, und dort über dem Pulvermagazin funkelten, zweien Sternen gleich, die vergoldeten Spitzen der Blitzableiter.

Doch gerade die Helle war gut. Da würde der Posten nichts bemerken, solange die Flamme nicht zum Dach herausschlug. Noch günstiger war der Wind, der allerlei Rumor und Geräusch vollführte. Mit Säuseln und Flüstern strich er über das Gräserwerk der Wallkrone, jenseit derselben hörte man ihn mit einer dumpfen Wut zwischen den Mauern des Grabens dahersausen; dort verfing er sich heulend in einer offenen Hohltraverse, hier machte er zwischen den Pallisadenstapeln eine unheimliche Musik; ein Laden des Montierungsschuppens klapperte, irgendwo girrte ein losgerissenes Stück Dachblech.

Jetzt schnell über die Straße hingehuscht — gleich verschlang sie die tiefschwarze Nacht, die in der engen Gasse zwischen den beiden Schuppen lagerte. Eiskalt hauchte ihr hier der Wind wie in einem Schlot entgegen, und als gälte es gegen eine körperliche Macht anzukämpfen, drang sie mühsam gegen die Thür der Montierungskammer vor, die am Ende der schmalen Gasse im Mondschein leuchtete. Hochatmend, wie nach einer großen Anstren-

gung, stand sie vor der Thür, die Augen stier auf die winzige schwarze Öffnung des Schlüsselloches gerichtet.

Auch da drinnen im Schuppen rumorten allerlei gespenstische Laute — wohl der Wind, der sich durch ein paar Spalten der leichtgezimmerten Holzwände hindurchzwängte — doch klang es wie menschliches Stöhnen und Seufzen — jetzt winselte es deutlich. Und es schien ihr, als wäre das Schlüsselloch der Mund, der ihr all die unheimlichen Laute zuraunte — ja, sie fühlte den Hauch dieses Raunens.

Jetzt wurden von der Wallstraße her Tritte hörbar. Sofort flüchtete sie um die Ecke des Schuppens, hinter dem zerfallenen Lattenwerk der Laube Schutz suchend. Und dort hielt sie und lauschte. Es war die Ablösung für den Posten. „Halt — Ablösung vor!" dröhnte es laut, mit dem dumpfen Klirren der salutierenden Gewehre. Gleich darauf schallten die Tritte wieder näher, von dienstwidrigem Geplauder begleitet.

Sie wartete, bis die Tritte völlig in der Ferne verschwunden waren. Vor ihr lag die Öde des vom bleichen Mondlicht bedeckten Bastionshofes. Und sie gedachte der sonnigen Sommertage, da das summende Bienenvolk über dem würzig duftenden Blumenwerk wogte und das herzerquickende Jauchzen ihres kleinen Knaben dort im hohen Grase das Echo der Wallhügel zu so fröhlichem Leben weckte. Doch es ist jetzt keine Zeit für Thränen und Rückwärtsgedanken!

Sie hatte sich wie körperlich losgerissen von diesen wehmütigen Erinnerungen; jetzt hatte sie das Schloß geöffnet und stand im Inneren des Schuppens. Das heftige Girren des schadhaften Dachbleches deckte das Geräusch der Thür.

Hier innen dämmerte es bläulich; der eine Laden war nicht befestigt, langsam, leise ächzend schwankte er auf und zu, die Dämmerung abwechselnd vertiefend und erhellend. Überall von den Wänden schimmerten die Lichtkanten der Metallbeschläge, sie konnte alles ganz deutlich unterscheiden, selbst die Täfelchen an den Kleiderstapeln. Vorsichtig auf den Fußspitzen tastete sie weiter, jetzt hielt sie wieder — an der einen Wand raschelte und knisterte es — ein ganz seltsamer Gedanke durchrieselte sie wie ein Schauer: ob vielleicht das Schicksal ihr zuvorgekommen, ob es barmherzig gewesen, und der Zufall in Gestalt eines glühenden Tabakkornes, das der Pfeife eines Soldaten heute nachmittag entfallen, das Werk statt ihrer vollführt hatte? Mit gierigem Atemzug roch sie — es war doch Brenzliges in der Luft!

Dann hörte sie feine Pfötchen unter den hohlen Dielen trippeln, ein dünnes Pfeifen ließ sich vernehmen — ah, es waren ja nur die Mäuse, die das Rascheln und Knistern soeben verursacht.

Dort auf dem Tische lag das große weiße Viereck des aufgeschlagenen Kammerbuches; in der Ecke, an der Trennungswand schimmerten die Werghaufen. Schon hatte sie das Buch ergriffen, um es auf den Haufen hinzulegen, damit es am ersten von den Flammen ergriffen würde — gleich ließ sie es wieder auf den Tisch gleiten: wenn die That nur halb gelänge und das Werg nicht helles Feuer finge, so könnte man das Buch dort finden! — Die Flammen werden sich schon dehnen und recken und das Buch ergreifen, sie werden es mit ihren ungeduldigen Armen schon ersticken — nur Geduld — bald ist der entsetzliche Schandfleck mit dem Rauch verflogen! Ihre zitternde Hand wühlte in der Tasche nach der Streichholzdose, die sie doch gewiß vorhin eingesteckt — oder nur wollen? — nein, da ist sie!

Plötzlich heulte ein Windstoß daher, und der Laden schlug donnernd in den Rahmen, es war, als zitterte der ganze Schuppen. Alle Lichtkanten ausgelöscht, nichts als die grabdunkle Nacht; sie selbst bebte an allen Gliedern, aus weit aufgerissenen Augen stierte sie in das entsetzliche Dunkel hinein.

Plötzlich leuchtete etwas auf dem Tisch, dort an der Stelle, wo das Buch lag. Ein runder, matt phosphorisch schillern-

der Punkt, der sie anglotzt. Ist es der Schandfleck im Buch, der zu einem Auge geworden? Ist sie bei Sinnen? Heilige Mutter Gottes, was ist das für ein Auge?

Licht! Licht!

Sie riß die Schachtel auf und strich mit zitternder Hand ein Hölzchen an, zwei — drei — endlich zischelte die blaue Flamme. Auf dem Kammerbuch stand Mamsell, die Pfoten lang aufgestemmt, mit gekrümmtem Buckel, das Maul zum Miauen geöffnet, und ihr einziges Auge stierte sie an, grünlich, mit dem ovalen dunklen Schlitz der Pupille.

„Was, du hier, Mamsell?"

Sie will keinen Zeugen! Sie braucht keinen Zeugen! Selbst nicht die Katze da! Eine Wut ergriff sie gegen das Tier: „Willst du fort — Biest!" kreischte sie.

Und das Tier hatte bis dahin nur Schmeichelnamen von ihr gehört; war es doch Fränzchens Liebling gewesen.

Jetzt löschte die Flamme wieder aus, und das glimmende Stengelchen fiel zu Boden. Gleich in der Dunkelheit war das phosphorisch beleuchtende Auge wieder da, das sie so gespenstisch anstierte.

Teufel, will das dumme Tier sie an ihrem Vorhaben hindern? Weg damit! In einem blinden Zornanfall fuhr sie gegen den leuchtenden Punkt, packte die Katze mit den Händen und schleuderte sie mit aller Macht weithin auf den Boden.

Ein jämmerliches Klagegeschrei gellte durch den Raum. Eine kurze Weile stand sie regungslos da, wie gelähmt von den entsetzlichen Tönen. Das Tier wird noch die ganze Gegend alarmieren mit seinem Geschrei — hätte sie es doch gleich erwürgt!

Auf! Es ist keine Zeit zu verlieren!

Rasch zündete sie ein neues Streichhölzchen an, fiel in die Knie, wühlte in dem Werg — jetzt knisterte das fettige Zeug — flackernder Schein der aufzischelnden Flamme huschte durch den Raum — aus einer Ecke hinter einem der Kleiderstapel her kam das Winseln der verwundeten Katze.

Ein Entsetzen durchschauerte sie, sie taumelte empor, wankend und tastend wie ein Schwertrunkener stürzte sie davon.

* *
*

Wird sie kommen? Mit keinem Blick, mit keinem Zucken einer Miene hatte Lena „ja" gesagt, als sie dort auf der Köbesburg vor seinem Drängen davonhuschte. Funk hatte sich längst vor acht auf dem Kurtinenweg zwischen den beiden Bastionen eingefunden, um sie hier zu erwarten, denn das Pulvermagazin, das er ursprünglich als Ort des Rendezvous vorgeschlagen, war des Postens wegen und zumal bei der Mondhelle doch nicht geheuer. Aufgeregt eilte er droben auf dem Wallgang hin und her, zwischen den schwarzen Ahornstämmen, die den hinteren Wallrand bestanden, nach ihr ausspähend. Wenn sie kommt, so bedeutet das Triumph für ihn — es bedeutet Rache — aber das Gefühl der Rache würde gewiß von dem leidenschaftlichen Jauchzen seines Herzens übertönt werden!

Soll sie gehen? Den ganzen Tag schwankte sie mit dem Entschluß. Es muß sein — sie will Klarheit haben, ob der Feldwebel zu retten oder nicht! Und wenn wirklich das Fünkchen der Zauberkünstler ist, für den er sich ausgiebt, so soll er diesmal sein Meisterstück loslassen! Man muß ihn überzaubern! Der Zweck heiligt das Mittel! Bah, was für ein Verbrechen!

Dann dachte sie wieder an die alten Zeiten und die jüngsten Qualen, die ihr Herz in dem Banne seiner verhängnisvollen Nähe erduldet, und ihr ward bange. Bah, sie fürchtet sich doch nicht etwa vor ihm — oder gar vor sich selber? Die schöne Helena!

Hubert hatte sich den Tag über mürrisch herumgedrückt im Kampfe mit seinem körperlichen Jammer, den er nicht zugestehen wollte; man sah es ihm an, wie seine Gedanken in dem grauen Elend wühlten. Aber kein Wort der Verwünschung oder der Klage heute. Sie war

sanft gegen ihn, er wehrte stumm ihre Annäherung ab. Sie konnte es zuletzt nicht mehr ansehen: „Wart, ich helf dir!“ rief sie in sich hinein und beschloß hinzugehen.

Sie schützte eine Besorgung vor. Er werde sich derweilen schlafen legen, knurrte er — schlafen sei das Beste — es gäbe freilich noch Besseres ...

Sie hielt vor dem Spiegel, um ihr bordeauxbraunes Kapotthütchen, das ihr so reizend stand, zurecht zu setzen. Was, sie will doch keine Eroberung machen? Deswegen geht sie doch nicht hin! Weg damit! Gleich nahm sie das Hütchen vom Kopf und legte eine duftig weiße Wollenkapuze an, die ihr dunkles Gesicht erst recht verlockend umrahmte. Was kann sie für ihr Aussehen?

Endlich sah Funk sie kommen; sie schien wie in Hast und Angst, gleich einem aufgescheuchten Vogel daherzufliegen. Er stürzte die Böschung herab auf den hellbeschienenen Weg.

„Um Gottes willen, ich hab Sie nur aus Zufall getroffen —“ rief sie ihm atemlos entgegen. „Er schlägt mich tot!“

„Nun, nun, er wird nicht gleich — zum Totschlagen gehören zwei: einer der still hält — schönen guten Abend übrigens!“ Und in seiner gewandten Schwerenötermanier machte er ein halb ironisches Kompliment — „Ich dächt', wir sagten uns zum wenigsten guten Abend, Len'? Du bist gelaufen?“

„Um Gottes willen — du! Nicht du, ich bitt dich!“ flehte sie, und sie schrak fast zurück vor dem lüstern verliebten Lächeln, mit dem er sich an ihrem vom Monde erleuchteten Gesichtchen weidete.

„Mir recht!“ warf er nachlässig hin. „Also ‚Sie‘ und ‚gnädige Frau‘. Darf ich Ihnen den Arm reichen, Frau Sergeant?“

„Ich mein', was wir zu sagen hätten, das ginge auch ohne einzuhenkeln,“ wehrte sie. „Puh, die Beleuchtung! Warum hast du die Extralamp da oben anzünden lassen?“

Der Scherz kam etwas gezwungen heraus.

„Man könnt eine Stecknadel finden,“ fuhr sie fort. Und sie wies auf den Weg vor ihnen, der weiß erglänzte.

„Na, die Mauer da hat doch keine Augen — seit wann bist du denn so ängstlich?“

„Komm, wir wollen da herauf!“

Sie wies auf den Wallgang, wo man sich hinter den dicken Ahornstämmen verbergen könnte, wenn jemand käme.

„Mir recht!“

Gleich beim Betreten des nur mannsbreiten Pfades stolperte sie, er reichte ihr die Hand, um sie heraufzuziehen.

„Vorspann! Jüh!“ rief er laut.

„Pscht! Mach doch so keinen Spektakel!“ Wieder war die Angst von vorhin da. „Wenn es jemand hört!“

Oben hielt er ihre Hand noch in der seinen — und seine Augen, seine gefährlichen Augen, die sich in die ihren zu bohren versuchten. Sie riß sich los und stürmte mit ein paar Schritten die Böschung zur Geschützbank hinan, von wo sie über die Wallkrone schaute. „Jömmich, wie schön!“ rief sie.

Das Vorland verschwamm in einem magischen, silbern glänzenden Dämmerlicht; hier und da gleißten die Flächen von Schieferdächern herüber; dort wälzte sich die weiße Schlange eines Lokomotivdampfes durch den Silberdunst, doch das Wehen des Windes, der über die Ebene hinfegte, verschlang das Geräusch der Räder. Die schwarzen Baummassen der Glacispflanzung bewegten sich schwankend, mit ungeheurem Rauschen.

Er stand neben ihr — „Jömmich, du hast recht!“ sagte er ironisch nickend. Ganz leise legte er den Arm um ihre Taille.

Plötzlich fuhr sie herum: „Wenn du die Dummereien nicht läßt, Fünkchen, so — so —“

Sie stand da, die flache Hand drohend ausgestreckt, wie zu einer Ohrfeige ausholend; und ihre Augen blitzten ihn an. „Du weißt, ich mach kurzen Prozeß, du wärst der erste nicht!“

Er lachte, reckte sein Antlitz dicht bis

zu dem ihren: „Hier, man muß gegen Damen gefällig sein! Hau zu!“

Sie lachte ebenfalls und ließ die Hand sinken. Gleich aber ward sie sich des Zweckes ihres Kommens wieder bewußt.

„Ich hab nicht viel Zeit. Lassen wir den Schnickschnack! Komm, reden wir wie zwei Landsleut!“

„Wie es der gnädigen Frau gefällig. Hast du Nachricht von Haus?“

„Na überhaupt, nix mehr von der Duzerei. Was fällt Ihnen ein?“

„Ach so! Wie die gnädige Frau befehlen! Ich mein, das Duzen fiel Ihnen schwerer als dir das Siezen. Aber mir recht. Also Sie!“

„Ich hatte gestern einen Brief aus Poll,“ begann sie, als sie auf dem Wallgang dahinschlenderten. „Weißt du — wissen Sie schon, Herr Funk, daß Benders Milla tot ist? Sie hat doch vor einem Jahr geheiratet, und ihre Schwester, das Stien, starb doch erst vorigen Herbst.“

„Oh.“ Ein wirklicher Ton des Beileids entfuhr ihm, denn Benders Milla war ihr gemeinsamer Spielkamerad gewesen.

Damit waren sie wieder im Bann der Heimat. Zuerst, wie es ihrer Mutter ginge.

„O, passabel,“ und Lena seufzte — „sie hatte zu Kaisers Geburtstag kommen sollen, aber es war besser, sie blieb weg — seinetwegen!“

Sie sprach von Hubert nur mit „Er“. Wie es denn seinen Eltern ginge?

„O, gut“ — doch zuckte er mit der Schulter, und das „gut“ kam so klein heraus. Nach einer Pause berichtete er, daß sie ihr Haus verkauft und von Poll weggezogen wären. Sie hatte schon davon gehört. Und er begann nun, ihr sein Herz auszuschütten. Seine Familie ginge immer mehr zurück — „ich hätte wohl was anderes thun sollen, als Soldat spielen.“ Es war eine Anklage gegen sich selbst, daß er so ohnmächtig war, den Verfall der Familie aufzuhalten.

Eine Pause. Dann, um den düsteren Ton zu bannen, der gewiß nicht hierher gehörte, brachte er etwas Lustiges aufs Tapet. „Weißt du schon, der alte Toujours-Neres hat geheiratet.“

„Nicht möglich!“ rief sie mit aufgehelltem Antlitz. Er war der Pächter der Poller Ponte, ein drolliger, knorriger Kauz, der das Wetter für die Umgegend machte und seiner französischen Brocken wegen, die er aus der rheinischen Franzosenzeit bewahrte, den obigen Beinamen trug. Der häßliche, eingehutzelte Mann hatte wahrhaftig ein junges, neunzehnjähriges Ding geheiratet.

„Sie fuhr jeden Tag zweimal mit der Ponte — daher!“ erläuterte Funk.

Beide lachten sie — wie war es möglich! Gott, was hatten sie den zappeligen Kerl, der gleich vor Zorn sprühte, gehänselt und bis aufs Blut gepeinigt. Hundertmal hatte er ihnen gedroht, die nichtsnutzige Brut in den Rhein zu werfen. Und das gab den Ausgang zu anderen Erinnerungen. „Weißt du noch, damals — weißt du noch da und da ...“ Das vertrauliche „du“ schlüpfte immer wieder in das Gespräch. Sie überboten sich in der Aufführung all der Streiche und Abenteuer, die sie beide Wildfange zusammen ausgeführt.

„Ach ja, damals ...“ entfuhr es ihr plötzlich mit einem tiefen Seufzer. Sie waren an dem Ende der Kurtine angelangt. Unten lag in der bleichen Helle der Bastionshof mit seinen Schuppen. Der Anblick der letzteren schien die junge Frau plötzlich in den häßlichen Alltag zurückzureißen; dort war auch die Traverse, an deren Böschung Hubert ihr den Zusammensturz ihrer Hoffnungen mitgeteilt. Gerade jetzt zog ein Wolkenballen über den Mond hin, dunkelgrau, mit hellen Rändern, ein fahler, unheimlich gefärbter Schatten verzehrte die Lichtflächen, und all der fröhliche Glanz, der aus ihrer gemeinsamen Kinderzeit heraufleuchtete, schien plötzlich wie mit brutaler Hand hinweggewischt.

Es schauerte sie, als empfände sie

jetzt erst das durchdringende Wehen des Windes. „Es ist kalt hier oben, komm!“ Die Schultern enger in das Tuch schmiegend, lenkte sie ihre Schritte nach der Wallrampe, die in den Bastionshof hinableitete. Leise schüttelte sie den Kopf, wie in einem Unwillen, daß sie die kostbare Zeit mit solchen Lappalien vergeudet hatten. Setzt man sich deswegen der Gefahr aus, von „ihm“ totgeschlagen zu werden, um von Kindereien zu plaudern? Weshalb ist sie denn gekommen?

„Funk,“ sagte sie, als sie unten angekommen waren — nicht „Fünkchen“ wie vorhin — „Funk, du weißt, warum es sich handelt. Gestern auf dem Ball war die Red vom Feldwebel. Jetzt mach Ernst und sag, was du weißt und was du meinst, daß zu machen ist.“

Er kniff das rechte Auge ein und zwirbelte an der Spitze seines Schnurrbärtchens. „Hm!“ machte er. „Ihr thätet gerne Feldwebel spielen — lassen wir mal sehn, was zu machen ist.“ Er wollte sein großthuerisches Air aufsetzen, das gelang ihm nicht, der langverhaltene Grimm fuhr heraus: „Zuerst laß ich mich in Stücke hauen — lieg drei Monat im Lazarett — und als ich herauskomme, wer ist heidi? — natürlich die Len'! Na wart!“

Sie senkte den Kopf und sagte nichts.

„Und da soll ich helfen, wo ihr in der Patsche sitzt! Teufel nochmal, jetzt bin ich fieß! Tackerment nochmal, helft euch doch selber!“

„Hättest mich doch nicht heiraten können,“ warf sie gedämpft hin. „Was hätt es genützt?“ Dann den Kopf trotzig in die Höhe werfend: „Du weißt ja noch nicht mal, ob ich dich genommen hätte, wenn du mich gefragt.“

„Heiraten — heiraten —“ höhnte er. „Als ob ihr die Seligkeit mit Eßlöffeln freßt! Und doch nichts als Schinderei und Hungerleiderei. Nachher schreit ihr! Sag, bist du denn glücklich?“

„Wer sagt dir, daß ich nicht glücklich?“ brauste sie auf.

„Du wirst mir doch das nicht weismachen! Ich brauch dich nur anzusehn. Guck mir doch frei in die Augen!“

„Ich will nicht! Was geht es dich an, ob ich glücklich oder nicht!“ Feindlich drohten die Runzeln zwischen ihren Brauen, sie war stehen geblieben und stapfte mit dem Fuß auf den Boden. „Weißt du was, deswegen bin ich nicht hergemacht, um dir Red zu stehen. Ich will wissen, ob du mir helfen willst wegen dem Feldwebel oder ob du's nicht willst! Dann sag's kurz heraus!“

„Aha, Vögelchen — nun ist das Fünkchen gut genug! Wenn ich euch nun einen Strich machte — ich hätt gute Lust dazu!“

„Du bist mein Landsmann — das thust du nicht —“ lenkte sie ein.

„Ja wart, so billig geb ich den Titel nicht her! Was krieg ich, wenn ich helf?“

Er biß sich die Unterlippe, lüstern funkelten seine Augen.

„Was? Was du kriegst?“

Eine Röte schoß über ihr Antlitz, sie hatte von dergleichen gehört: Weiber, die sich für ihren Mann mit ihrer Ehre opfern.

„Pfui, schäm dich!“ rief sie nach einer Pause. „Ich geh! Ich brauch deine Hilfe nicht!“

Und sie wandte sich nach dem Schuppen hin.

„Len'! — Lena!“ rief er ihr nach. Gleich war er wieder an ihrer Seite.

„Schrei nicht so!“ herrschte sie ihn an. „Laß mich!“ Und mit wütender Gebärde hüllte sie die Schultern ins Tuch.

Wenn sie jetzt ginge, so würde sich keine zweite so günstige Gelegenheit mehr erhaschen lassen — wohlan denn! Das Blut kochte in ihm auf.

„Komm, Len'!“ flüsterte er an ihrer Seite. „Du hast recht, wir wollen als Landsleut zusammenhalten. Ich will dir helfen, was ich kann — aber ich muß dir offen heraussagen, viel wird es nicht sein! Man will ihm nicht gut! Ich kann nichts dafür, wenn sie alle verrückt sind und meinen, ich hätt das

Bataillon in der Hand und könnt nur so die Feldwebel auf- und absetzen. Ich werd doch nicht nein sagen, ich könnt nichts — so dumm! Aber dir muß ich die Wahrheit sagen!"

„Wetter nochmal, was bist du für ein Großmaul!" fuhr sie ihn an.

„Ich sag dir ja, die anderen wollen es so ... komm, sei ruhig, laß dich trösten."

Sie starrte ihn feindlich an, doch um ihre Augen zuckte es und ihre Lippen bebten. Plötzlich schlug sie die Hand vor das Gesicht: „Also nichts — nichts!" rief sie schrill. Jetzt erst fühlte sie alles, den Feldwebel, ihre Zukunft, den Frieden ihres Lebens zusammenstürzen.

„Nichts — nichts!" Wie konnte sie sich so zuversichtlich an den Strohhalm klammern! Wie dumm sie ist, dummer noch als die anderen!

Der dort neben ihr ist schuld, daß es so kommen mußte. Nein, er ist nicht schuld! Es ist der Zufall, es ist das Schicksal, es ist der Zwang der Erinnerungen aus der goldenen Jugendzeit, der sie immer wieder zusammenführt — auch heut abend! Leugne und trotze sie doch, so viel sie will — ihm, ihm gehört sie doch, keinem anderen! So wird es kommen — vergeblich, sich dagegen zu wehren!

Und eine Wildheit zuckte in ihr auf — ein plötzliches brennendes Durstgefühl nach einem Glück, das sie bisher nicht gekannt. Hat sie nicht ein Anrecht, glücklich zu sein? Sie liebt ihn! Das ist das Wort — einmal muß es heraus! Mag alles zu Grunde gehen! Sie liebt ihn von Anbeginn! Ein rebellischer Trotz hieß ihr Herz aufbäumen gegen das Schicksal, das sie mit häßlichen Ketten fesseln wollte. Die Lena läßt sich nicht fesseln!

Plötzlich kam aus dem Montierungsschuppen ein dumpfes Geräusch; etwas fiel dort zu Boden. Eine kurze Stille, Lena stand regungslos mit schreckensgroß aufgerissenen Augen. Es ist jemand dort drinnen. „Er" doch nicht? — Unsinn — er schläft auf dem Bett seinen Kater aus. Atemlos lauschte sie. Der Mond schoß eben hinter der Wolke hervor und leuchtete grell in ihr erblassendes Antlitz.

Jetzt erhob sich in dem Schuppen ein scharfes durchdringendes Jammergeschrei.

„Um Gottes willen, was ist das?" stieß sie bebend aus.

„Eine Katze, wie es scheint," beruhigte er sie.

Nun dehnten sich die Wehklagelaute und gingen in ein von einzelnen Aufschreien unterbrochenes Winseln über. Dazu das Säuseln und Rumoren des Windes in dem Holzwerk, und das unausstehliche gespenstisch weiße Licht ringsum.

„Komm!" rief sie von Angst getrieben, und sie stürzte ihm voraus in den engen Gang zwischen den beiden Vorratsschuppen, um dort in dem tiefschwarzen Schatten Schutz vor der Helle zu suchen.

Sofort war er an ihrer Seite. Wieder standen sie horchend. Jetzt ward das Winseln im Schuppen schwächer, dann war es plötzlich verhaucht. Doch ein anderes Geräusch war da. Ein eigentümliches Knistern, ein Fauchen und Hauchen, als wenn ein Ofen angezündet wird — jetzt glaubten sie deutlich das schütternde Prasseln zu hören, eine hungrige Flamme, die ihre erste Wut an dürrem Holzwerk befriedigt.

„Es ist der Wind —" flüsterte er. Und als Bestätigung fuhr ein wildes Geheul durch die Pallisadenstapel zu beiden Seiten des Ganges, alles andere Geräusch übertönend. Sie schauerte abermals zusammen und ließ es geschehen, daß er seinen rechten Arm um ihren Nacken legte und mit der Hand ihren Oberarm umfing.

„Was ist dir, Len'? Du hast Angst?"

Sanft zog er sie an sich. Auch das ließ sie geschehen. Es war die Enge des Ganges, die Unheimlichkeit des Ortes — ach, es war ihr Herz, das zu dem seinen hindrängte ...

„Mir war, als hätt ich Licht gesehn —" flüsterte sie angstvoll.

„Närrchen, du siehst Gespenster — komm!"

„Ich will fort von hier —!“ und mit erheuchelter Anstrengung suchte sie sich seines Armes zu entledigen.

„Nichts da, bleib!“

„Brandgeruch ...“ Mit vibrierenden Nasenflügeln witterte sie.

„Ich riech nichts — du bist mir eine, Len'!“

„Doch, doch ...!“

Sie drehte den Kopf herum, dicht an seinem Gesicht vorbei, dessen heißen hastenden Atem sie auf ihren Wangen spürte. War es nicht, als dränge dort hinter dem geschlossenen Laden des Schuppens ein roter, unruhiger Lichtschein hervor? Und nun meinte sie einen weißen Hauch, den der Wind fortriß, unter dem Dache hervorschwelen zu sehen.

Doch es war nur ein Nu, in dem sie solches erblickte. Später erst erinnerte sie sich dessen wieder. Es war wie ein Sturm über sie gekommen — seine Lippen auf die ihren gepreßt und das flehende, beteuernde, begehrende, verheißende Stammeln seiner Worte, die das heiße Ungestüm seiner Küsse unterbrachen — und das allmähliche Ersterben ihres Widerstandes — eine Gier, die durch ihre Adern pochte, das Glück, auf das sie ein Anrecht zu haben glaubte, mit klammernden Armen und leidenschaftlichen Wiederküssen zu halten und zu bannen — auf Minuten, vielleicht auf Nichtwiederkehr — mochte dann alles andere ringsum in Flammen aufgehen und die Welt in Scherben zertrümmern!

* * *

Feuerlärm!

Zuerst zitterten die Töne des Alarms aus der Ferne, vom Hauptportal der Kasematte her, traumhaft in die Betäubung des Schlafs. Bald war die ganze Luft da draußen wie hier innen in der Stube von dem schaurigen Tremulieren des Signalhornes erfüllt. Jetzt wogten die entsetzlichen Töne dicht unter den Fenstern und Scharten des Kasemattencorps.

In der Kaserne wurde es lebendig, Thüren wurden zugeschlagen, hastende Schritte dröhnten im Flur, Fenster wurden auf der anderen Häuserseite geöffnet, Fragen und Rufe hinauf und hinab, schon rannten Menschen auf der Gasse, von ferne trug ein Windstoß das metallisch-scharfe Wirbeln eines Trommelsignals herüber.

Der Flackerschein der Gasflamme, die unweit vor den Scharten der Huberts brannte, fuhr mit unruhigem Huschen über das Geschützrohr, wechselnde Lichter auf den Kanten und Rundungen des Metalls entzündend. Ein bleierner Schlaf lag auf Lenas Bewußtsein, immer noch meinte sie zu träumen, da ihre aufgeschlagenen Augen Hubert gewahrten, der sich in dem Flackerschein ankleidete.

„Was ist? Wo kommst du her?“ fragte sie verwirrt.

„Na, hörst du denn nicht?“ fuhr er sie an. „Feuerlärm! Die Nacht ist verpfuscht!“

Hatte sie nicht soeben dergleichen geträumt? Sie hatte im Schlaf Flammen lodern gesehen.

Da donnerte es gegen die Thür: „Sergeant! Feu—errr!“

„Halunkenbande!“ schrie er zurück — „ich bin doch nicht taub! Wo denn?“

„Bastion Friedrich!“ kam es zur Antwort.

„Nanu!“ rief er und beeilte seinen Anzug.

Abermals donnerte es gegen die Thür: „Sergeant, es brennt! Die Kammer brennt!“

„Unsinn! Verdammter Blödsinn!“

Lena sah ihn das Faschinenmesser vom Geschütz reißen und hinausstürzen.

Auf dem Appellplatz war das Scharren und Trippeln der antretenden Mannschaften; Moldauers Baßstimme überhallte den Lärm. Jetzt schallte Windischs krähendes Organ: „Laufschritt — märsch, märsch!“ Das Feuerpikett stapfte im schnellen Takt des Laufschrittes an den Scharten vorüber — „Eins — zwei —! Eins — zwei!“ krähte Windisch; auch jetzt wollte er die Tempos haarscharf haben, der Kommißfuchser!

Aus einer Gasse rückte das Gerassel von Rädern heran, das diesseitige Hornsignal schwieg, doch aus der Ferne hallten von allen Seiten Trompetentöne und Trommelwirbel, von dem sonoren feierlichen Dröhnen einer Glocke übertönt. „Wo denn? Wo brennt's?“ rief es immer wieder. Verschiedene widersprechende Angaben. Einer rief: „Das Pulvermagazin!“ Und ein Schrei aus Weibermund als Antwort.

Frau Hubert war mit einem Satz vom Lager. Die Kammer — das Pulvermagazin — Herr des Himmels! Die Knie wankten ihr vor Schreck, und sie sank noch unangekleidet zwischen die Schartenwangen, der Kälte ungeachtet, die das metallene Ungeheuer aushauchte. Jetzt erst war sie ganz erwacht. Gewiß, gewiß brannte es da! Sie wußte es eher als die anderen! Gestern abend brannte es schon! — sie erinnerte sich des roten Scheines an der Luke und des schwelenden Daches. Aber dann geschah das — und alles andere wie verweht und ausgelöscht vor solchem Sturm! Wie trunken war sie nach Hause geeilt, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen in dem Widerstreit von Reue und Glück, der ihre Brust durchtobte.

Mit zitternden Händen zog sie sich rasch an und eilte hin, dem Strome der Neugierigen nach, der sich die Kurtine entlang nach dem Feuerschein hinwälzte.

Es war nach elf Uhr; die Meldung war vom Posten des Pulvermagazins verzögert worden. Die Zehn-Uhr-Ablösung wollte noch nichts gemerkt haben, der Posten aber glaubte gegen seine scharfe Instruktion zu handeln, wenn er sich vom Pulvermagazin entfernte, um zu melden — so ließ er brennen, was brennen wollte — über den Fall war er nicht instruiert worden. Blaumüller hatte recht gehabt: die Montierungskammer brannte, wenn sie einmal Feuer gefangen, wie eine Streichholzschachtel — keine Möglichkeit zu retten. Einzelne Kleiderstapel hatte man dem Hunger der Flammen zu entreißen gesucht, sie lagen abseits, mit einem häßlichen Gestank in sich verkohlend. Mit einer Art begeisternder Wut fraßen die Flammen das von Teer getränkte Holzwerk, das lackierte Lederzeug und die allerlei Stoffe; nur mit Widerstreben schmiegten und beugten sie sich unter den Stößen des Windes. Begehrlichen Armen gleich reckten sie sich schon nach den benachbarten Schuppen. Auf deren Dächern waren Soldaten mit dem Abreißen der Dachpappe beschäftigt; ihre grell beleuchteten Gestalten umstiebte der Gischt der hart aufprallenden Wassergarben, die das Holzwerk vor dem Feuer schützen sollten.

Der Wall ringsum war dicht von Menschenmassen besetzt, deren Köpfe sich gegen das magische Blau des Mondhimmels zeichneten, während die Flammen deutlich die freudige Neugier der Gesichter über das furchtbar schöne Schauspiel beleuchteten.

Frau Hubert machte sich Bahn durch das Gedränge; unstät, wie im Fieber wechselte sie immer wieder ihren Platz. Doch nicht allein, um besser zu sehen? Es waren die Erläuterungen über das Feuer und dessen Ausbruch, vor denen sie immer wieder flüchtete.

„Herrlich! Wunderschön! — Bedanken Sie sich doch bei dem Veranstalter des Feuerwerks! — Wieso? Na, man weiß doch, wie solche Montierungskammern anbrennen! — natürlich Zufall!“ höhnte man.

An einer anderen Stelle wurde die Geschichte erzählt, wie sich vor vielen Jahren ein Feuerwerker mit dem Koblenzer Laboratorium in die Luft sprengte.

Wieder an einer anderen hieß es: „Wer hat es gethan? Der oder der? Es sind zwei und sie können sich in den Verdacht teilen! Die Flammen, die verraten nichts; wie soll es herauskommen?“

Also darüber war kein Zweifel: das Feuer war angelegt! Ein Betrug oder eine Rache, darüber teilten sich die Meinungen.

Eine Mädchenstimme rief neben Frau Hubert: „Sieh nur einmal, was der Hubert arbeitet!“

„Wo denn?“ fragte die fette Stimme einer älteren Frau.

„Nun dort auf dem Dach!“

Jetzt erst erkannte Lena ihren Mann, der vorn auf dem Giebel des zunächst gefährdeten Daches das Sparrenwerk mit wütenden Axthieben bearbeitete. Er war barhaupt und in Hemdsärmeln, man konnte das Glänzen des schweißtriefenden Gesichtes bis herüber unterscheiden.

„Natürlich!“ meinte die fette Stimme, „er zeigt sich, um den Verdacht von sich abzulenken. Er ist der Richtige! Auf den Blaumüller schwör ich, aber die Hubertschen, denen trau ich alles zu! Mit dem Feldwebel ist's nichts — na, so leistet man sich aus Wut darüber das Feuerwerk da unten ...“

„Mutter, still ...“

Es war Pfunds Fina, die das vor Schreck entstellte Antlitz Lenas, das sich ihr zuwandte, erkannt hatte.

„Ach was!“ sagte Mutter Kilo absichtlich scharf. „Man wird die Bande schon bei den Ohren kriegen! Hochmutsteufel spielen und Häuser in Brand setzen ...“

Die Lena glitt von der Wallkrone auf den Auftritt herab — als wenn der Haß der Worte, die sie soeben gehört, sie herabgestoßen hätte. Maria im Himmel! ist's möglich! Der Hubert und ein Brandstifter! Doch in ihr Entsetzen zischelte ein Zweifel herein: ob dennoch ...? nun gerade heraus: ob die Rache wegen des Feldwebels ihm dennoch nicht die Fackel in die Hand gedrückt? Gleich schleuderte sie den schändlichen Verdacht zur Seite: nie und nie ist er im stande, sich an königlichem Eigentum zu vergreifen! Er ist und bleibt unter allen Umständen ein Ehrenmann!

Für das Pulvermagazin war keine Gefahr, solang nicht die anderen Schuppen oder gar das Holzlager jenseit der Wallstraße Feuer fingen. Doch die Möglichkeit solch schrecklicher Katastrophe stachelte die Neugier ins Aufgeregte. Es wäre ja gar kein Pulver darin! hieß es. Die vom Militär thäten überall wichtig. Wozu denn aber der Posten? — Na, doch des Wachtdienstes halber! — Ein Artillerieunteroffizier behauptete dagegen, es wäre bis an den Rand mit Pulver gefüllt, fünfzehnhundert Centner, eher mehr als weniger.

Fünf—zehn—hundert — Centner!

Die unheimliche Notiz fuhr wie der Brand einer Zündschnur durch die Menge, und die Gesichter verzogen sich. Fünfzehnhundert! Gerade genug, um den ganzen Stadtteil in Atome zu zerlegen. Einige meinten, ganz Köln mitsamt seinem Dom würde zusammenpurzeln.

Nun, es war ja noch keine Gefahr. Doch der Wind hatte sich kräftiger aufgemacht; er fauchte und blies mit volleren Backen in die Glut. Hubert schien auf seinem Posten aushalten zu wollen. Es wurde nach ihm gefragt — „zum Teufel, wo steckt er denn?“ Man wußte schon nicht mehr, daß der Mann, der mit so unsinnigem, schier verzweifeltem Eifer die Axt schwang, dort oben in Qualm und Glut, der Kapitändarmes wäre, der doch irgendwo anders hingehörte. Nur Lena erkannte ihn immer noch. Und ein Grausen befiel sie — als wenn er an dem Zusammenbruch des Schuppens arbeitete, um unter dessen Trümmern sich und den schändlichen Verdacht, der gegen ihn anzischelte, zu begraben ...

Gleich wird auch dieser Schuppen wie eine Streichholzschachtel in Flammen stehen! Wie eine zitternde Erwartung lag es in der Luft — die Menge begehrte nach etwas Neuem. Da hallte in den Lärm der Flammen und der Löschenden der Taktschlag einer laufenden Truppe aus einer Seitengasse herein. „Die Pioniere!“ hieß es, „die Deutzer Pioniere!“ Näher kam das scharfe Tack-Tack der Kolonne, jetzt teilte sich die Menge, und die ersten Sektionen der Pioniere in ihren grauen Kitteln, Äxte und Arbeitszeug über den Schultern, ein frischer, blutjunger Lieutenant an der Tete, schwenkten auf den Platz ein. Ein Hallo! erhob sich aus den Zuschauermassen.

Sofort wurden die Trupps abgeteilt,

wimmelndes Leben beherrschte die Stätte, mit erneutem Eifer arbeiteten die Spritzen, jetzt stürzten sich die Trupps auf die beiden Schuppen, um dem Feuer seine Beute zu entreißen.

Und nun nichts als das ungeheure Dröhnen und Schallen der Axthiebe und das Ächzen und Splittern des Holzes.

Doch das Feuer ließ seine Beute nicht los. Plötzlich ward auch dieser Lärm durch ein gewaltiges Krachen verschlungen — „Der Giebel! Der Giebel ist eingestürzt!" Jetzt färbte sich der Dampf, der den Giebel umwogte, glührot — nun brach die Flamme jäh heraus — ein langgezogenes „Ah —!" der Befriedigung ging durch die Reihen. Endlich! Wunderschön! Sie finden es prachtvoll! Welch ein köstliches Schauspiel! Und man meinte das Hohnlachen der Flammen selbst zu hören, die über die Ohnmacht der Menschlein mit ihren Äxten und Wassergarben triumphierten, so siegesfreudig schlugen sie gen Himmel empor.

Aber es hat doch noch soeben einer dort oben gearbeitet — wo ist er?

Eine Frau sank vor Schreck in die Knie, ein geller Schrei entfuhr ihren Lippen, doch der verhallte in dem begeisterten Hallo der Menge. Lena preßte sich die Augen mit den Fäusten — immer wieder sah sie die Gestalt ihres Mannes wütend die Axt hantieren, immer wütender, und dann plötzlich in das krachende, dampfende Chaos hinabstürzen. —

Vergeblich hatte die Sett versucht, ihren Mann aus dem Schlaf zu rütteln. „Feuer, Karl! Wach auf! Es brennt!" Es war das Angstkeuchen ihres Gewissens. Sie tastete nach einem Gefährten, der die ungeheure Last ihrer Schuld tragen helfe. „Wach doch auf, Karl! Mein Gott, er hört nicht einmal den Lärm!" jammerte sie verzweifelt.

„Laß die — Kabuse — zum Donnerkeil! — doch brennen —" lallte er im Schlaf.

Was sagt er? Und sie stürzte sich auf die Worte, als enthielten sie eine Billigung dessen, was sie gethan. Vielleicht darf sie es wagen, ihm zu beichten, wenn er aufwacht.

Immer wieder eilte sie ans geöffnete Fenster, um die Ausbreitung des Feuerscheines und das Anwachsen des Lärms zu beobachten. Dann gab sie sich aufs neue daran, ihn wach zu schütteln. Plump, wie ein Toter, lag er da, und einmal vergoß sie kindische Zornthränen über ihr vergebliches Bemühen. Zuletzt kauerte sie sich ans Fenster in die Knie, das Kinn auf das Fensterbrett gestemmt, und stierte hinaus. Wer ihren Kopf von außen gesehen hätte, von der Aufregung verzerrt, von wirren Haaren umflattert, unheimlich gerötet von dem Widerschein der Feuersbrunst, die blutrot unterlaufenen Augen nach der Brandstätte gerichtet, hätte sie für eine Wahnsinnige halten können.

So mußte sie lang gestiert haben. Sie sah den Schein der Feuersbrunst anschwellen und von Farbe zu Farbe wechseln. Der zarte Mondglanz schien von der unheimlichen Glut immer mehr auszulöschen. Sie hörte das Wogen des Windes auf der Ebene draußen gleich einer unsichtbaren Flut, die immer mächtiger anstürmte gegen den Feuerschein. Jetzt züngelten die Spitzen der Flammen über die Wipfel der bengalisch beleuchteten Bäume, die sie bisher verdeckt. Feurige Fetzen wurden nach der Stadt hin durch die Luft getragen. Und nun hörte sie deutlich den wachsenden Lärm der aufgeregten Stimmen durch das Arbeiten der Spritzen und das Hallen der Werkzeuge. Einzelne Zuschauer kamen in aufgeregter Eile zurück: „Das Pulvermagazin!" hieß es, „das Pulvermagazin geht in die Luft!"

„Das Pulvermagazin ..."

Sett sprang auf. Heiß durchschauerte es sie. Sie stieß ein paar grelle Lachtöne aus. Verdutzt wandte sie sich: als wenn sie es nicht gewesen — so grausig klang das Lachen.

Nein, das nicht! nicht das! Das hat sie nicht gemeint! Nur die Vertilgung des Schandflecks — nicht den Weltunter-

gang! Alle Heiligen im Himmel, thut Einhalt!

Und beschwörend schüttelte sie die gekrallten Hände zum Fenster hinaus nach dem Feuerschein hin.

Dann raffte sie sich auf und flog die Treppe hinab. „Nicht das! Nicht das! Nicht das Pulvermagazin!“ raunte sie vor sich hin. Und in rasender Eile stürmte sie nach der Brandstätte, als käme sie noch zur Zeit, um mit ihren Händen den Brand zu ersticken und das Pulvermagazin vor dem Springen zu retten.

Der Hof des Bastions bildete jetzt ein Flammenmeer. Wie in einem ungeheuren Kessel brodelte die Glut, von den Windstößen immer wieder zu neuer Wut emporgewühlt. Heiß vibrierte die Luft über dem Kessel. Die Zuschauer hatten sich vor dem Wehen des erstickenden Glutbauches weiter nach der Kurtine zurückgezogen, die meisten waren geflüchtet, aus Angst vor dem auffliegenden Pulvermagazin.

Die wirkliche Gefahr war durch keine Beschwichtigung mehr zu leugnen. Die beiden Schuppen des Fiskus und ein Privatschuppen waren von den Flammen erfaßt und halb verzehrt. Der Wind stand nach der Stadt, aus dem Kesselinhalt wirbelten glühende und brennende Fetzen empor, unheimliche Vögel, die das Pulvermagazin umflatterten und dann stadtwärts hinflogen. Andere von diesen Vögeln kreisten hoch droben im stahlblauen, so friedlich klaren Äther, als suchten sie sich die Stelle aus, auf die sie herabstürzen wollten, um einen neuen Brand zu entzünden — nein, das waren wirkliche lebende Tiere, aufgescheuchte Tauben, die von der Blendung und der Glut betäubt im Kreise umherjagten; einzelne, von der Angst ermattet, fielen von der Höhe in den lodernden Kessel herab.

Auch der Löschenden, wie der Zuschauer, schien sich eine Art Betäubung bemächtigt zu haben. Eine Angst vor einem Ungeheuren, Entsetzlichen, das sich in jedem nächsten Augenblick ereignen müßte. Und diese Angst jagte alles wie in einem Fieber durcheinander; aus dem atemlosen Keuchen und Stöhnen der Spritzen und dem Zischen der Wasserstrahlen, aus dem schrill gellenden Getön der Signalpfeifen, aus den hastigen Kommandoworten hörte man diese Angst.

Ist es denn Ernst mit der Gefahr? Nun, so seht doch, wie das Pulvermagazin dampft! Welch unheimlich weißer Brodem sein Dach umschwelt! Man meint jeden Augenblick aus dem Dunst die Flamme herausschlagen zu sehen, wie vorhin bei dem Schuppen. Und dann ist's um uns alle, um den Stadtteil, ja um halb Köln geschehen.

Unsinn! Der Dampf rührt ja nur von den wasserdurchtränkten Decken her, mit denen man das Gebäude vorsichtig, als wäre es ein gefährlicher Fieberkranker, eingehüllt hat. Wasserdampf, der sich in der Glut entwickelt, weiter nichts!

Aber die fünfzehnhundert Centner, die noch drin stecken! Wieder durchrieselt die schreckliche Zahl wie ein Schauder die Menge. Es ist besser, zu fliehen, aber die Nähe der Gefahr fesselt. Die Aufregung hat sich über die nächsten Straßen, über die ganze Stadt verbreitet. Aus ihrem Schlaf geschreckt, wacht und lauert und zittert sie; die Ferne vergrößert den Schrecken, in allen Fenstern huschen Lichter, das Getöse der aufgeregten Menschenmassen in den nächsten Straßen hallt bis herüber; in einem entlegenen Stadtteil wimmert das hohe Glöcklein eines Frauenklosters ganz erbärmlich vor Angst.

Unsinn! Seht doch Se. Excellenz und alle hohen Herrschaften, die dort oben die Decke der Hohltraverse besetzt halten! Sie würden sicherlich nicht bleiben, wenn äußerste Gefahr drohte. Freilich die vorhin noch große Schar der Offiziere mit ihren Damen schrumpft immer mehr zusammen. Möglich, daß sich auch dieser Rest davonschleichen würde, gleich den anderen, wenn die beiden Excellenzen selbst nicht blieben! Das Kindergesichtchen Ihrer Excellenz in der Umrahmung

des weißen, kleidsamen Burnus, von dem Schein der Flammen blühend gerötet, hat eine herzliche Freude an dem seltenen Schauspiel. Sie hebt das Lorgnet an dem Goldkettchen immer wieder zu ihren vor Entzückung strahlenden Augen. „Reizend!“ ruft sie mit ihrem melodischen Stimmchen. „Wundervoll!“ Es ist das erste ordentliche Feuer, das sie sieht. Und sie will das wunderschöne Schauspiel von Grund aus kosten! Ein Feuer in der Nähe eines Pulvermagazins! — man muß schon eine Excellenz heiraten, um Gelegenheit zu solch einem Schauspiel zu haben!

Natürlich findet das „Reizend“ sein Echo in der devoten Umgebung. Unmöglich, sich dem „wundervollen Schauspiel“ zu entziehen, solange die Excellenzen selbst ihre Freude daran haben! Und sie weiß sie alle festzuhalten — unter der entzückten Kindermiene lauert die egoistische Befriedigung über die Machtrolle, die sie hier spielt: wenn ich's haben will, so springt man einfach ins Feuer!

Sie will die Geschichte der berüchtigten Mainzer Explosion, deren ein Offizier vorhin Erwähnung gethan, haarklein berichtet haben, denn jener ist selbst dabei gewesen. Ist sie des Teufels? — sich an der Erzählung dieser Katastrophe zu ergötzen, während da unten das Pulvermagazin schwelt und die Gefahr einer gleich grauenhaften Katastrophe alle Herzen klopfen macht!

Se. Excellenz, trotz der Kälte nur in einen dünnen Sommerpaletot gekleidet, ein Trumpf für die Lieutenants in ihren protzigen Pelzen, hält dort auf der Spitze der Traverse, das eine Bein vorgeschoben, die Hände auf dem Rücken, in einer Art Moltke-Stellung, und beobachtet, ohne an der Unterhaltung der anderen teilzunehmen, das Pulvermagazin. Er hat soeben in die durch Überhast verdeckte allgemeine Ratlosigkeit das Wort „Evakuieren!“ fallen lassen. Sofort pflanzt sich das Wort fort.

„Blödsinn! Die fünfzehnhundert Centner zu evakuieren!“ heißt es da unten.

„Excellenz haben es aber befohlen!“

„Nicht möglich! Das einzige ist, das Pulver in Wasser zu ersäufen! Immer mehr Wasser!“

Und alle Wassergarben sind bereits auf das dampfende Dach gerichtet, über dem die beiden vergoldeten Spitzen der Blitzableiter so fröhlich im Schein der Flammen glitzern.

Da kommt schon eine Anfrage Sr. Excellenz: wie es denn mit dem Evakuieren stände? Ob man seinen Befehl nicht verstanden?

Ein alter Feuerwerkslieutenant erklärt die Maßregel für ein Verbrechen. Zum Evakuieren des Pulvermagazins brauche er drei volle Tage. Pulvertonnen sind doch keine Heringstonnen, die man aus der Bude einfach auf den Rasen wälzt!

Einerlei, Excellenz haben es befohlen!

So wird also evakuiert! Eine Art Mauer von Mannschaften, die ausgespannte nasse Tücher halten, wird gebildet, um vom Eingang des Magazins bis zum deckenden Wall die Fässer vor der Glut des Brandes zu schützen, mögen die Kerle auch selber braten. Langsam, mit großer Vorsicht, werden die gefährlichen Tonnen, ebenfalls in Tücher gehüllt, herausgeschafft, während die Spritzen ein verstärktes Bombardement auf die Stätte richten. Der Lieutenant hat recht: drei Tage würden sie für das mühselige Evakuieren gebrauchen! Natürlich geschieht ein Unglück. Abgesehen von dem schönen Pulver, das unterwegs unter dem Wassersturz verdorben geht.

Wie kam es? Später erst ward die Veranlassung bekannt.

Plötzlich gellte ein Ruf aus der Menge da unten: „Es brennt! Es springt!“

„Wo denn? Was denn?“

„Es springt! Es springt!“

Entsetztes Kreischen zur Antwort. Geheul und Geschrei und der Ruf: „Es springt! Es springt!“ der sich immer lauter, immer schneller über die Menge verbreitet. Die Spannung hat lange genug gedauert — endlich schlägt die jache Flamme heraus.

Zuerst, mehrere Sekunden lang, ist's wie eine Lähmung. Selbst der Mechanismus der Spritzen stockt. Nur ein atemloses Lauschen auf den entsetzlichen Ruf, der die Luft durchschüttert.

Dann die Flucht, die Flucht! Ein Drängen, Stürzen, Jagen nach rückwärts. „Es springt! Es springt!" Mit den wälzenden Wogen schwillt der Ruf, das Entsetzen stachelnd. Im Nu sind die Menschen von dem Wall hinweggefegt. Aus den Straßen tost die Aufregung herüber, ein Beben des Grausens, das über die Stadt dahinrieselt.

Nur die kleine Schar, welche bei den Excellenzen noch stand hält, hat sich nicht der plötzlichen Flucht angeschlossen. Ihre Excellenz hält das Lorgnon in die Höhe, aber nur bis unterhalb der Augen, als wäre ihr die Bewegung ebenfalls im Schreck erstarrt. Doch das Gesichtchen lächelt puppenhaft wie immer. „Männe, was ist denn?" fragt ihr süßes Stimmchen, anscheinend völlig ruhig.

„Bitte, Herr Hauptmann, wollen Sie einmal nachsehn, was los ist," befiehlt der General, sich an einen Offizier hinter ihm wendend. Der stürzt diensteifrig die Wallböschung hinab.

Das Evakuieren nimmt seinen ungestörten Fortgang. Seine Excellenz begreift freilich nicht, warum das nicht fixer bewerkstelligt wird.

„Männe, ich dächte, wir könnten gehen. Es wird kalt!" Und mit einer graziösen Geste schlägt Ihre Excellenz den Burnus um den Nacken.

Der Hauptmann meldet, daß es nichts sei und niemand da unten die Panik begreift.

„Ich auch nicht!" antwortet Se. Excellenz streng. Dem Platzmajor wirft er den Befehl hin, daß er bis sieben Uhr früh Meldung, respektive Rapport haben will. Und mit einer väterlich zärtlichen Galanterie reicht er seiner jungen Frau den Arm. —

Die Panik war durch eine so lächerliche Trivialität hervorgerufen worden; später wurde viel darüber gelacht. Der Posten des Pulvermagazins war auch jetzt bei der schwülen Gefahr streng bei seiner Instruktion geblieben. Er hatte unter der gaffenden Menge jenseit der Chaine einen Civilisten erspäht, der eine brennende Cigarre im Munde führte. Er machte den Mann auf das Verbot aufmerksam, daß in der Nähe des Pulvermagazins nicht geraucht werden dürfte. Man lachte — jener wollte den Verbrecher arretieren, aus Mutwillen rief jemand: „Die Cigarre weg! Es springt!"

Die Sett saß da, unweit der gefährlichen Stätte, in den Rasen gekauert, das Kinn auf die Fäuste gestemmt. Als wenn sie ihren stierenden Augen die Macht zutraute, es dennoch zum Springen zu bringen. Der Anblick des Feuers hatte den Dämon in ihr entfacht und es war ihr, als stachelte sie der Wunsch, daß das Entsetzliche geschehen möchte — sie mit dem Pulvermagazin in die Luft fliegend und alles, alles aus!

Auf den Ruf war sie emporgeschnellt. Nicht um davonzulaufen gleich den anderen — nein, die unbegreifliche, die teuflisch unheimliche Freude, daß es geschähe, zerrte sie empor.

Nun sank sie wieder schlaff ins Gras. Es war nur blinder Alarm gewesen. Die Flammen begannen sich zu ducken, der Wind hatte nachgelassen, die Gefahr schien fast vorüber. Lange saß sie noch da, blöde in das Treiben stierend. Endlich machte sie sich auf.

Als sie daheim in die Stube trat, fand sie Blaumüller außerhalb des Bettes und angezogen. Er stand am Fenster und glotzte hinaus, noch leicht wankend vom Schlaf, die geschwollenen Augen noch voll Trunkenheit. Er wußte nicht, wie es kam, daß er aufgestanden. Es hatte jemand vom Feuer gesprochen — das war lange her — doch immer wieder glaubte er die Worte in seiner Betäubung zu vernehmen.

„Was ist das? Was ist los?" stotterte er, zum Fenster hinausweisend.

„Aber mein Gott, Karl! Siehst du denn nicht?" schrie sie ihn an.

„Ah, das Feuer —“ als wäre es etwas Selbstverständliches. Nun wußte er auf einmal, um was es sich handelte.

„Nun, die Kammer — die Schuppen — das Pulvermagazin —“

„Die Kammer — die Kammer,“ flüsterte er heiser. Und seine Augen erwachten und begannen aus den Höhlen zu quellen. „Die Kammer, sagst du —“ Er richtete sich auf und seine Brust dehnte sich, eine Anstrengung, immer wacher zu werden, um zu begreifen. „Wer — wer —?“

Weiter nichts als die lallenden Silben. Ein Krampf verzerrte sein Gesicht — man hätte es für den Anflug eines lächelnden Grinsens halten können. Aber es war das Grausen vor dem, was er aus dem seltsam entstellten Ton ihrer Stimme, aus ihren wie im Wahnsinn flackernden Augen zu lesen glaubte.

„Wer — wer —“

Und seine entsetzensstarren Augen hielten die ihren fest wie mit Klammern — es muß heraus! Kein Ausweichen!

Eine bebende Pause, in der sich ihre Blicke maßen. Plötzlich stürzte sie gegen ihn. Eine wilde Glut loderte aus ihren Augen, sie hielt die ausgestreckten Daumen der geballten Fäuste gegen sich gewandt und stieß damit heftig, gewaltsam ein paarmal gegen die eigene Brust, daß es dumpf dröhnte.

Ihre Kehle würgte an einem Wort — an ein paar Silben. Endlich war es heraus.

„Ich — ich,“ keuchte sie.

Dann erhob sie die Hände und preßte sie gegen sein Gesicht, Mund und Augen verdeckend — daß seine Augen sie nicht sähen! — daß kein Wort über das Geschehene seinen Lippen entschlüpfte! Er meinte, sie wollte ihn erwürgen in ihrem Wahnsinn.

* *
*

In der Garnison galt es für ausgemacht, daß einer der beiden Kapitändarmes den Brand auf dem Gewissen hätte. Man kannte dergleichen — man kannte die unvorsichtigen Tabakspfeifen, die solche Magazine in Brand stecken. Offiziell freilich beschränkte man sich zunächst auf die Untersuchung der Fahrlässigkeit, die etwa vorläge. Doch der Auditeur renommierte in seinem polternden Eifer, daß der Anstifter ihm nicht entgehen würde. Diesmal würde ihn seine Methode nicht im Stich lassen! Und er setzte ein Verhör aufs andere, und ließ die halbe Kasematte durch das Glühfeuer seiner Methode passieren. Beim Frühschoppen neckten sie ihn natürlich wie gewöhnlich mit seiner Methode, die jedenfalls wieder ein Loch hätte, denn das verbrecherische Zündhölzchen war noch immer nicht zur Stelle.

Endlich glaubte er die Sache bei der richtigen Handhabe zu fassen, aber die Entdeckung machte ihm diesmal kein Behagen; fast wünschte er, nicht ganz so scharf sondiert zu haben. —

Sergeant Hubert hatte beim Einsturz des Giebels verschiedene Verletzungen davongetragen. Man hatte ihn für tot aus den Trümmern befreit, doch es war nur die Betäubung des Qualmes gewesen.

Er hatte, solang er im Bett lag, mit finsteren Blicken vor sich hingebrütet. Nichts verzweifelnder für sein Weib als dies stumme Brüten. „So red doch, Hubert! Schwätz dich aus, sag, was du auf dem Herzen hast!“

Nur noch unheilvoller runzelten sich seine Brauen. Feindlich trafen sie seine Blicke: ob auch sie ihn im Verdacht hätte? ob auch sie annähme, daß ein preußischer Soldat, der die Treue für seinen König und sein Vaterland auf dem Schlachtfeld mit seinem Blute besiegelt, zu einem so erbärmlichen, so häßlichen Verbrechen herabsinken könnte? Wer sagt das denn? O, niemand wagt es, ihm solches ins Antlitz zu schleudern, trotzdem seine Rechte in der Binde eingeschnürt ist und man keinen Faustschlag von ihm zu fürchten hat. Aber die Blicke, die Mienen der anderen, so wenig er deren ansichtig wird,

selbst die Ordonnanz, die ihm eine Meldung ans Bett bringt — was hat der Kerl so sonderbar zu gaffen? Und er weiß, wie die da draußen mit Fingern nach ihm zeigen! Wenn auf dem Appellplatz die Compagnie angetreten ist, so fühlt er die Blicke der Soldaten die dicken Kasemattenmauern durchdringen, um ihn hier innen als den Verbrecher zu brandmarken. Während der Feuersbrunst hatte ihn schon allerlei Tuscheln umschwirrt, und das nicht am wenigsten hatte ihn dort auf den gefährdeten Posten am Giebel getrieben, daß er sich durch die ungeheure Muskelarbeit Luft schaffte vor dem entsetzlichen Verdacht.

Einmal war er schon verhört worden. Er hatte jedoch nachweisen können, daß am Nachmittag, als er die Paradegarnitur auf der Kammer abgegeben, diese in Gegenwart der Mannschaften abgeschlossen worden war, er keinen Augenblick dort allein gewesen und von da ab das Zimmer gehütet hatte.

Zum Teufel! welche unerhörte Schande, daß er überhaupt seine Unschuld erst nachweisen muß! Der Auditeur, der sich so überklug dünkt und seine Fallen so geschickt zu stellen wähnt, der beisitzende Lieutenant, der die Thür nach dem Hinterraum bewacht, aus der hier und da seine Frau tritt; der großthuerische Schreiber, ein Kerl von der Funkschen Sippe — hol sie doch alle der Teufel! Mögen sie doch den Blaumüller fassen — ein Säufer, dem ist eher die Gemeinheit zuzutrauen! Nein, auch ihm nicht! Auch der hat für König und Vaterland geblutet — ein Soldat besudelt nicht seinen Rock auf so schändliche Art!

Sonderbar, wie der Kasemattenklatsch sich immer wieder von Blaumüller abwendete, nach Hubert hin. Es war das Schüren des Kiloschen Klüngels. Blaumüller konnte sein Alibi nicht effektvoller nachweisen — hatte er doch betrunken wie ein Sack im Bett gelegen und seinen Rausch ausgeschlafen. Wer blieb übrig als der Hubert? Das Gift wegen des Feldwebels, der ihm durch die Lappen ging, hat ihn dazu getrieben, so hieß es. Gerade diese Scheinheiligen!

Hubert hatte endlich das Krankenlager verlassen, wie ein verwundetes Raubtier wütete er nun in dem engen Käfig des Blocks umher, dann saß er wieder stundenlang auf der Lafette, ohne ein Wort, und abwesenden Blickes; zuweilen bäumte er in seiner Wut empor, und unheimliche, fast tierische Laute, halb Stöhnen, halb Fluchen, entfuhren seinen sonst so hartnäckig zusammengepreßten Lippen; auch hatte er wohl einen Anfall, wo Lena fürchtete, daß es nicht mehr ganz richtig mit ihm wäre — als hätte er bei dem Feuer hier oben im Dachstübchen Schaden genommen. Dann schlug er mit der gesunden Hand auf das Bronzerohr und rüttelte daran, geriet in um so größeren Zorn, je weniger sich die ungeschlachte Metallmasse von der Stelle bewegen wollte.

In der Nacht hörte sie ihn sich wälzen und allerlei wüste, durch Flüche untermischte Worte zischeln. Immer der Verdacht, der ihm Tag und Nacht vor Augen brannte — und dahinter lauerte das hohle Nichts. Natürlich war es nun mit allem aus! Jetzt würden sie wohl ohne Besinnen nach dem Kehrbesen greifen müssen.

Heimlich weinte sie in ihre Kissen hinein, es war die brennende Reue, daß sie ihm die Untreue angethan — daß sie sich von dem Glücksdurst hatte überrumpeln lassen. Und sie gelobte, es zu büßen. Heraus aus ihrem Herzen mit dem Gedanken an den anderen! Als wäre wirklich jene Feuersbrunst die Fackel gewesen, die in den Abgrund vor ihr hinab geleuchtet. Dort, als sie im Grase kniete, die Augen auf den Giebel gerichtet, wo ihr Mann so unsinnig in Qualm und Hitze arbeitete, war das Bewußtsein ihrer Schuld wie eine andere Flamme in ihr aufgelodert. Sie ist sein Weib, und er soll fortan sehen, daß der Segen des Priesters nicht zur Komödie werden soll.

Eines Abends, da sie einen Gang auswärts hatte — und sie wagte sich nur

des Abends vor die Thür, wegen der Blicke, die überall auf sie lauerten —, war Unteroffizier Kleinert bei Hubert erschienen. Die beiden Sergeanten waren Kriegskameraden, sie waren an einem Tage als Rekruten eingetreten, hatten Schulter an Schulter im Kugelregen gestanden, und am Abend des Schlachttages von Gravelotte, da das umliegende Gelände noch vom Blut zu rauchen schien, waren ihnen die Tressen vor dem erbärmlich zusammengeschmolzenen Häuflein der Compagnie verliehen worden. Erst später war Kleinert zur sechsten Compagnie versetzt worden. Der rauhe Biedermann war der einzige, zu dem Hubert noch intime Beziehungen unterhielt.

„'n Abend, Hubert; nun, wie geht's? Wie steht's? Was giebt's Neues? Du machst ja ein Gesicht, als hättest du Mäuseschwänze verzehrt! Du bist auf, also geht's doch besser?"

Hubert antwortete nicht.

„Kerl, wenn du die Grimasse nicht ablegst, drück ich mich sofort! Ich thät ihnen all in das Gesicht lachen! Und wer mir nur mit einer Miene verriete, daß er mich für den Hundsfott hält, dem schlüg ich, hol mich der Teufel, die Zähne zusammen!"

Kleinerts breite und behaarte Faust, die sich auf Huberts Schulter legte, sah ganz danach aus, als ob ihm die Ausführung dieser Drohung ein Kinderspiel wäre.

„Laß mich!" wehrte Hubert, die Faust unwirsch abschüttelnd, „ich will nichts davon hören! Schick den Auditeur — laß mich ins Zuchthaus bringen!"

„Hoho! Du denkst doch, hol mich der Teufel — Tag und Nacht daran. Du bist quittengelb vor Nachdenken. Schwerenot, ich thät niemand den Gefallen!"

Aber das Verstellen fiel dem Biedermann schwer — er war doch deshalb nur gekommen! Das Cirkulär, welches er auf den Tisch warf, war nur ein Vorwand, es betraf das Unteroffizierkasino, zu dessen Vorstand sie beide gehörten.

Hubert hob es auf und schleuderte es gleich wieder hin.

„Bleib mir jetzt mit derlei Wischen vom Leib!"

„Na, beiß mich doch nicht gleich!"

Aber es mußte heraus, Kleinert ahnte, daß er dadurch irgend ein dunkles Unheil verhütete.

„Du willst zwar nichts davon hören — einerlei! Ich retirier hinter die Kanone, und nun paß auf!" Und von jenseit des Geschützes, die Hand auf das Rohr gestützt, begann er: „Das Weiberzeug rührt natürlich in der Sache herum. Ich muß dir's sagen, damit ihr auf der Hut seid. Natürlich die Kilos! Die haben herausgebracht, daß deine Frau am 23. abends bei Bastion Friedrich gesehen worden ist. Blödsinn, sagt ich gleich, was hat sie um die Stunde am Bastion Friedrich zu thun? Es war ein Gemunkel von der Hundeschnauze, dem Windisch. Er that groß, hatte natürlich wieder die Weisheit mit Löffeln gefressen. Wenn er reden wollte! Na, los dafür! sagt ich. Heraus mit der Katz! Aber die Weiber setzten ihm zu und da hielt er natürlich nicht stand. Er hatte an dem Abend den Posten revidiert, und will er deiner Frau auf dem Wege begegnet sein. Er hätte es längst gemeldet, aber er wollte nicht auch noch deine Frau in die Patsche bringen. Ach die! kreischten die Kilos. Gerade die! Gemeldet, Windisch! Am anderen Tage wußte es schon der Auditeur. Deine Frau soll also verhört werden."

„Und sie soll die Kammer in Brand gesteckt haben?!" Höhnisch lachte Hubert. Ja, das kam ihm selbst lächerlich vor, sogar in dieser Stunde, wo es ihm wahrhaftig nicht ums Lachen war. „Und warum? Ich bitt dich, Kleinert, es ist wirklich zum Lachen!"

„Nun, weil euch der Feldwebel doch durchgewischt!" entgegnete Kleinert, seine Stimme dämpfend, als fürchtete er, den anderen immer mehr zu reizen. „Heilig Kreuz und Bomben Schwerenot!" rief er dann, auf das Rohr schlagend, daß dieses

laut erklang. „Es ist der blödsinnigste Blödsinn, aber was willst du, wenn die Weiber die Hand im Spiel haben! Deine Frau können sie nicht verknusen. Sie ist ihnen zu hübsch.“

Er wollte Hubert mit diesem Kompliment beschwichtigen.

Doch Hubert hatte sich bereits auf die Anklage gestürzt. Seine Frau soll am 23. abends bei der Kammer — unmöglich! Windisch hat Gespenster gesehen! Was sollte sie dort? Sie ist freilich um die Stunde ausgegangen, während er sich mit seinem Kater zur Ruhe legte. Himmel und Hölle — und ein Verdacht stieg ihm mit einer heißen Blutwelle zum Kopf empor. Sie hat mit Funk auf der Köbesburg getanzt — er sah sie so intim zusammen tuscheln ...

Und in dieser Blutwelle versank alles, was in diesen Tagen seine Soldatenbrust so zermartert. Als wenn ihn die Welle auch körperlich zu Boden würfe — er wankte und mußte sich am Tisch halten. „Auch das noch ...“ ächzte er.

„Wie gesagt, ein Blödsinn,“ fiel Kleinert ein, betroffen über die Wirkung seiner Meldung. „Ich hielt es für meine Kameradschaft, dich zu warnen. Frag sie selbst.“

Bald, nachdem Kleinert fort war, erschien Lena.

„Jesses Mariam, was hast du wieder?!“ rief sie noch in der Thür. Sein Gesicht war erdfahl, und seine Augen sprühten vor Aufregung. Man könnte ernstlich Angst vor ihm bekommen!

Zögernd, die Augen nicht von ihm wendend, legte sie ab.

„Komm her!“ sagte er, seine Stimme klang tonlos heiser. „Komm her — man meint, du hättest Angst — du hättest kein reines Gewissen!“

Sie trat auf sein Geheiß dicht an den Tisch heran. „Da! was willst du?“ Sie vermochte ihr Zittern nicht zu verbergen, wie eine Verbrecherin stand sie vor ihm, von dem Bewußtsein ihrer Schuld belastet. Weiß er etwas? Ihre Augenwimpern zuckten unter seinem Blick.

Nach einer peinlichen Pause hob er mit unheimlich erkünstelter Ruhe an: „Sie sagen — du wärst es gewesen!“

„Was? Was soll ich —“

Und er kicherte hämisch. „Ein Blödsinn — du — du sollst die Bude in Brand gesteckt haben.“

„Herr du mein!“ Sie prallte entsetzt zurück, totenblaß.

Er warf die Schultern empor und grinste vor sich hin. Gleich fuhr er mit den Augen in die Höhe und scharf in die ihren, als wären es zufassende Krallen.

„Du bist am 23. abends um neun Uhr am Bastion Friedrich gesehen worden!“

„Ich?!“ Sie fühlte das Emporschießen der Glut in ihrem Gesicht. Sie war so wehrlos.

„Der Windisch will dich gesehn haben.“ Er richtete sich auf, als wenn er aufspringen und sie packen wollte, damit sie ihm auch nicht mit dem Vibrieren einer Miene ausweiche.

„Mich? Er ist ein Lügner! Er ist verrückt!“ kreischte sie überlaut auf. „Du bist verrückt! Ihr alle seid verrückt!“

„Nun, nun! Hab dich nicht so!“ fuhr er sie an. „Du sollst vor Gericht — wirst also nachzuweisen haben, ob du dort gewesen.“

„Was, ich soll die Bude in Brand gesteckt haben?!“ Und sie zeterte los. All das Aufgebot ihrer Lunge und ihrer Thränen; sie klammerte sich an die Ungeheuerlichkeit der Brandstiftung, um den Schreck über die Entdeckung ihres Stelldicheins mit Funk zu verbergen.

„Du mußt doch dort gewesen sein,“ herrschte er sie abermals an. „Wirst es ja zu beweisen haben — du wirst schwören vor Gericht!“

„Eine Schand! Eine Schand — eine Schand! Es sind die Kilos! Es ist der Neid!“ brauste sie abermals in voller Entrüstung auf. „Na, wart, wenn ich vor muß, so tränk ich's ihnen ein!“ Und die Wut wurde allmählich von einem Thränenstrom fortgeschwemmt.

„Weiber!“ zischelte er in voller Verachtung.

In der Nacht that sie kein Auge zu. Was nun? Man hat sie gesehen, mit Windisch war es richtig — sie hatte ihn damals, als sie in ihrer Aufregung an ihm vorüberstürzte, nicht beachtet. Was, und sie soll schwören, daß sie nicht dort gewesen? So muß sie wo anders gewesen sein um die Zeit. Das kann sie nicht. Es ist alles verloren! Das gerade fehlte noch!

Am anderen Morgen kam die Aufforderung zu Händen ihres Mannes, daß sie am nächsten Morgen zum Verhör in der Schnurgasse zu erscheinen hätte. „Nun gut, laß mich nur hin!“ trotzte sie. „Die mich ins Garn gebracht, sollen dran glauben!“

Doch unter dem Trotz zitterte die Angst. Folgendes wird geschehen. Man wird ihr zusetzen, wo sie gewesen ist. Schwört sie: an einem anderen Ort, so ist's ein Meineid. Sie darf nicht schwören! Zudem hat die Angabe, daß sie am Abend dort gesehen worden, den Verdacht um so schärfer auf ihren Mann gehetzt.

Befreit sie ihn nicht von allem Verdacht, wenn sie zugesteht, daß sie dort gewesen? Aber nicht allein! Es ist ein Zeuge da, und die Brandstiftung ihrerseits zerfällt in eine Lächerlichkeit, doch eine neue Schande wälzt sie damit, mit dem Bekenntnis des Stelldicheins, auf sein Haupt! Was ist zu thun? — Kein Ausweg! — Fliehen? — Ihn, dessen Ehre sie besudelt, mit dem schändlichen Verdacht im Stiche lassen? Feigheit! — So wird sie Mut fassen und für das Geschehene einstehen! Sie wird einfach zu seinen Füßen stürzen und ihm alles beichten! — Verzeihung? Nein, daran denkt sie nicht. Aber er wird sie niederschlagen mit der Faust — die Ehebrecherin! — schon fühlt sie an der Gurgel seine krallenden Hände, die ihr den Garaus machen werden ... Sie sieht ihn schon das Faschinenmesser zücken, um sie zu durchbohren — einerlei, was ist ihr Leben wert? Nur ein Ende, nur einen Ausweg von all der Qual!

(Schluß folgt.)





Amalfi.

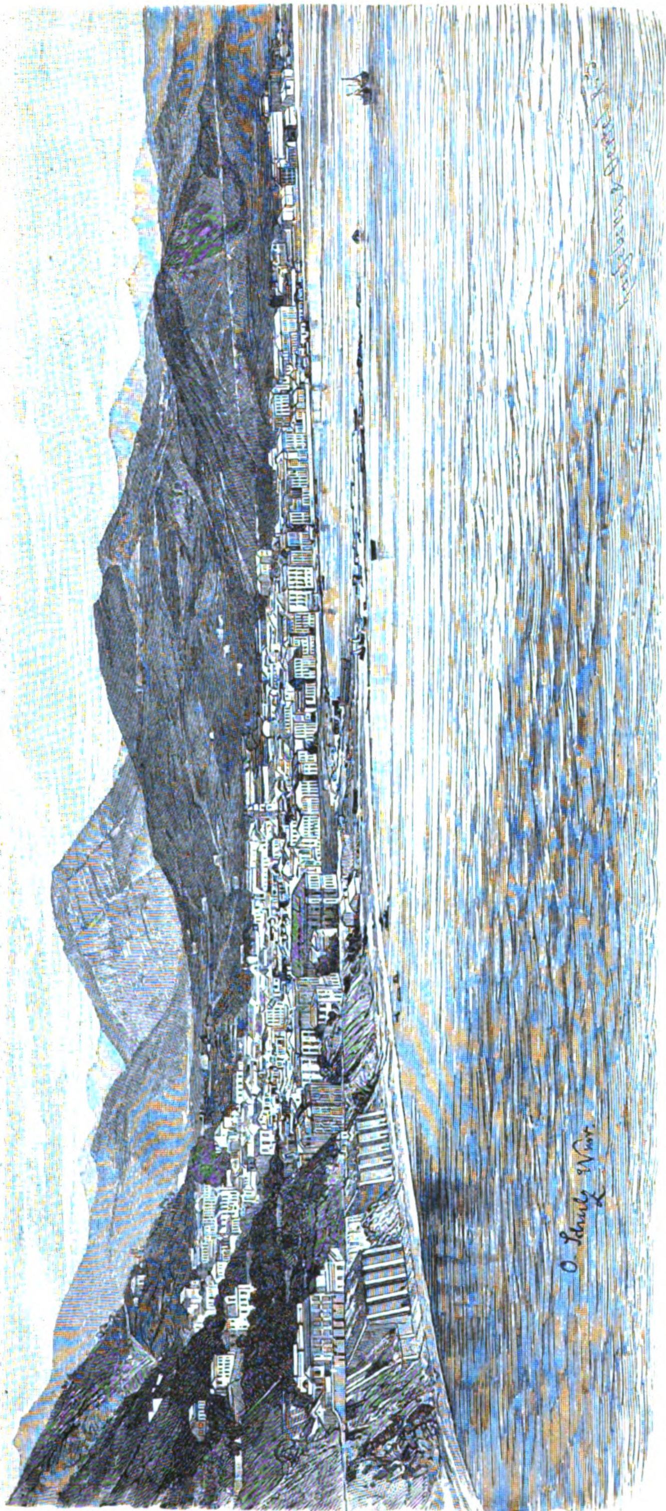
Der Golf von Salerno.

Von
Ludwig Salomon.

Den Golf von Neapel besuchen alljährlich viele Tausende, und die Reize desselben fesseln die meisten mit solcher magischen Gewalt, daß sie den Zauberkreis, der diese Gestade umschließt, nicht überschreiten. So kommt es, daß viele, die vom Kap Misenum bis zum Kap der Minerva die ganze Länge des Strandes von Neapel durchwandern, die Anmut des Golfes von Salerno gar nicht kennen lernen und sich infolgedessen einen großen Genuß entgehen lassen, den man sich heutzutage von Neapel aus so leicht verschaffen kann.

Die majestätische Schönheit des Golfes von Neapel besitzt der Golf von Salerno allerdings nicht; es fehlt ihm die künstlerische Gliederung des Naturbildes und der dämonische Vesuv; dafür birgt er jedoch eine Perle edelster Art, den Poseidontempel von Pästum, das interessante Salerno und das hochromantische Amalfi mit seiner Felsenstraße ohnegleichen.

Pästum ist eine uralte Kulturstätte. Dorische Griechen aus Sybaris waren es, welche sich hier zuerst festsetzten, etwa 700 vor Christi Geburt, und der neuen Stadt den Namen Poseidonia gaben. Bei ihrer günstigen Lage blühte die Kolonie rasch empor und machte sich, wie Herodot erzählt, bald durch ihre kunstfertigen Männer berühmt. Aber als die Macht und das Ansehen der Griechen sank, konnte sich auch die Kolonie nicht mehr behaupten; einheimische Völkerschaften, die Brut-



Salerno.

tier und Lukaner, eroberten die Stadt, und 273 vor Christo nahmen sie die Römer in Besitz und verstümmelten den Marmorsäulen und Quadern aus Pästum, und auch Vietri, Atrani, Amalfi versorgten sich mit diesem kostbaren Baumaterial.



Der Poseidontempel von Pästum.

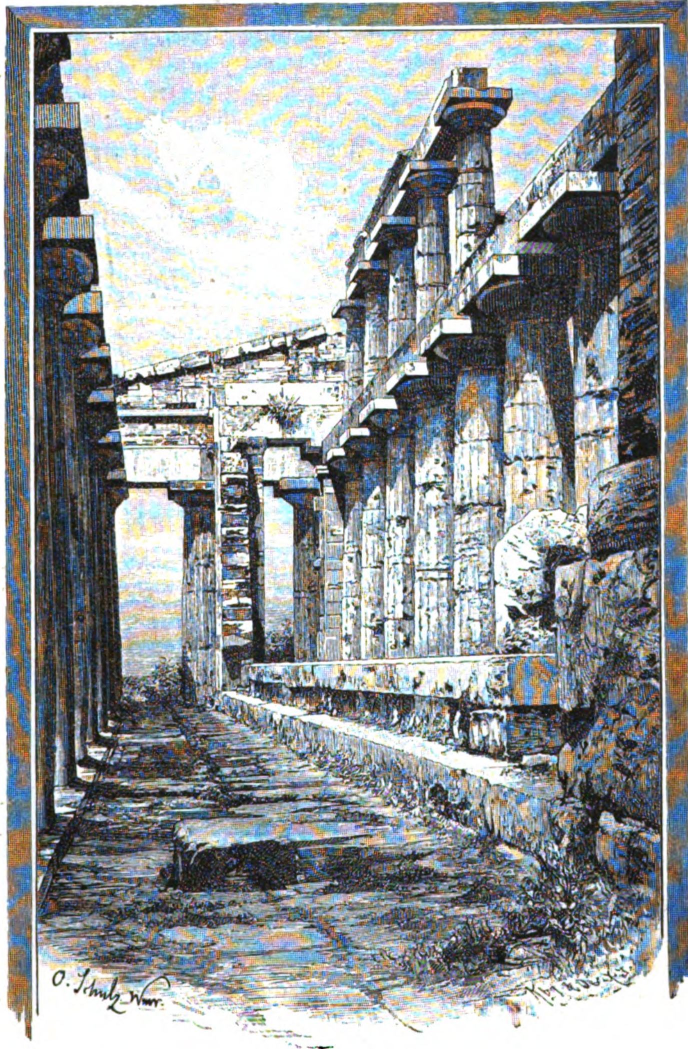
Namen Poseidonia in Pästum. Mit dem früheren Glanze war es nun freilich vorüber, aber noch immer galt die Stadt für eine besonders schöne und reiche. Virgil und Ovid preisen ihre herrliche Umgebung und berichten, daß ihre üppigen Rosengärten sich zweimal im Jahre mit Blüten schmückten. Mit dem Zerfall des Römerreichs erlosch auch der Stern von Pästum, aber noch mehrere Jahrhunderte standen die Paläste, Theater und prächtigen Säulenhallen, bis 871 nach Christi Geburt die Sarazenen hereinbrachen und die Stadt zerstörten. Der Hafen versandete, die Niederung versumpfte, und eine drückende Fieberluft lagerte sich über die Trümmerstätte. Jeder mied die gefährliche Gegend, nur wer Werkstücke für Bauten brauchte, suchte sie auf. So holte Robert Guiscard, als er von 1076 bis 1084 die Kathedrale von Salerno errichtete, eine große Menge von

Noch heute findet man in den Kirchen aller dieser Städte eine große Anzahl antiker Säulen aus Pästum; sämtlich zeichnen sie sich durch außerordentliche Schönheit aus. Endlich war alles hinweggeschleppt, was noch hatte verwertet werden können, nur noch drei hohe, gewaltige Tempel standen, die aber ließ man unberührt, denn sie waren ja nur aus Travertin.

Jahrhunderte gingen nun dahin, kein menschlicher Fuß betrat mehr die Stätte von Pästum, und niemand wußte mehr etwas von der ehedem so prächtigen und reichen Stadt. Da erblickte eines Tages zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Maler aus Neapel, der sich auf einer Studienreise befand, vom Gebirge aus die gewaltigen Tempel am Meeresstrande, stieg herab und erkannte sofort ihre große Bedeutung für die Kunstgeschichte. Nach seiner Rückkehr

nach Neapel verkündete er alsdann seine wichtige Entdeckung der kunstliebenden Welt, und nun wallfahrtete, wenn auch nicht die große Menge der Touristen, so doch jeder erlauchte Geist, der Italien besuchte, von Goethe, F. L. Stolberg, Seume bis zu Heyse, Scheffel und Spielhagen, zu den Tempeln von Pästum, und jeder wurde von der Schönheit und Hoheit dieser Tempel mit Bewunderung erfüllt. Goethe erklärt in seiner „Italienischen Reise“, daß der mittlere Tempel allem vorzuziehen sei, was man an griechischen Tempeln noch in Sicilien sähe; Graf Stolberg meint, dieser Poseidontempel habe einen Charakter von vereinigter Schönheit, Erhabenheit und Einfalt, gegen den die edelsten Gebäude des alten Rom kleinlich erschienen, und Seume sagt: „Der Anblick ist einer der schönsten und der traurigsten!“

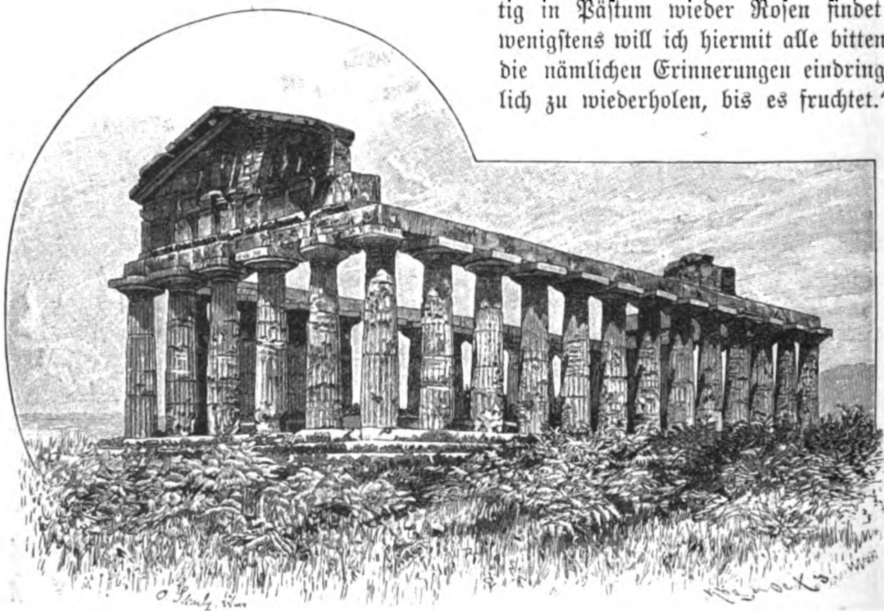
Der wackere „Spaziergänger“ bezeichnet hier mit kurzen Worten den Eindruck am treffendsten. Das empfindet man besonders, wenn man, wie das jetzt möglich ist, vom Bahnzuge in kurzen fünf Stunden aus dem bunten, geräuschvollen Neapel nach dem stillen, öden Pästum versetzt wird. Tief traurig wird man dann beim Anblick dieses weiten Trümmerfeldes zunächst gestimmt, und erst nach und nach vermag man sich zur Bewunderung zu erheben.



Die linke Seitenhalle im Poseidontempel von Pästum.

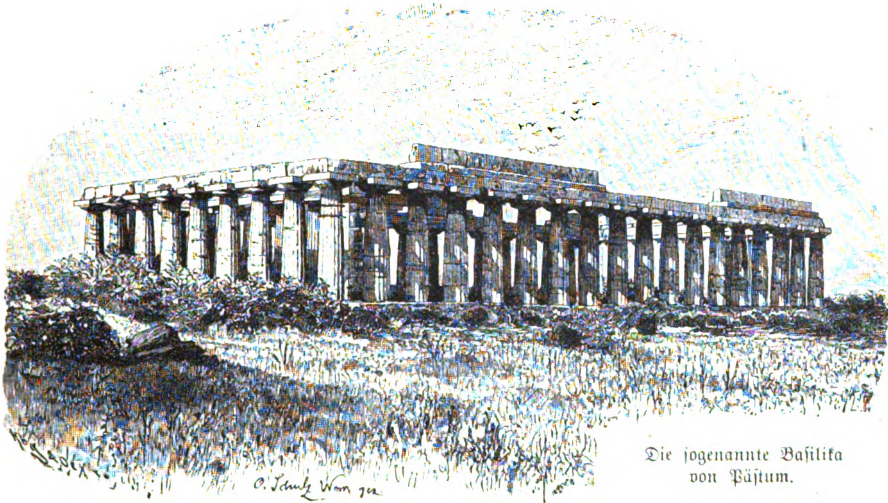
Wir verließen Neapel kurz nach acht Uhr morgens und standen um ein viertel vor ein Uhr auf dem Perron des kleinen Bahnhofes von Pästum. Die Fahrt war anfangs durch üppige Felder, dann von

Nocera bis Salerno durch ein interessantes Kalksteingebirge gegangen, hinter Salerno aber hatte sich uns eine breite Ebene eröffnet, und nun sahen wir uns mitten in derselben und blickten rechts und links in endlose sumpfige Heideflächen. Der Bahnhof selbst verdeckte die Aussicht auf Pästum. Wir bogen um das Bahnhofsgebäude, schritten einen ungepflegten staubigen Weg dahin und standen in wenigen Minuten vor dem Thore der alten Griechenstadt. Nach einem kleinen Sirenenrelief im Schlußsteine des Thorbogens wird es die Porta della Sirena genannt. Beklommenen Herzens traten wir ein, und unser Auge schweifte nun über eine weite öde Fläche, die kümmerlich mit Riedgras, Binsen und Brombeergebüsch überzogen war; weit hinten links erhoben sich der Poseidontempel und die sogenannte Basilika und rechts, etwas weiter ab, der Cerestempel. Wie gespenstische Riesen schauten sie über die braungrüne Heide. Ein unsäglich wehmütiges Gefühl ergriff uns. Das also war das ehemals so prächtige, so volkreiche Poseidonia! Aller Glanz war verblichen, alle Herrlichkeit dahingesunken, selbst die Rosen, die einst so viel gerühmten, waren verschwunden. Wir blickten um uns, nicht ein einziger Zweig eines Rosenstockes war zu entdecken. Auch Seume suchte seiner Zeit nach den Rosen von Pästum, um einem Leipziger Freunde ein „klassisch sentimentales Geschenk" mitzubringen, und als ihn die Leute versichert, daß in der ganzen Gegend rundumher kein Rosenstock mehr zu finden sei, ließ er sie — ganz gegen seine sonstige Art — hart an und „donnerte über das Piakulum an der heiligen Natur". Den Wirt der Osteria aber forderte er auf, wieder Rosen anzupflanzen, da jeder Fremde gern etwas für eine pästische Rose bezahlen werde. Er selbst würde wohl einen Piaster geben, wenn er nur eine einzige Rose erhalten könne. „Der Wirt versprach," schließt Seume, „darauf zu denken, und ich habe vielleicht das Verdienst, daß man künftig in Pästum wieder Rosen findet; wenigstens will ich hiermit alle bitten, die nämlichen Erinnerungen eindringlich zu wiederholen, bis es fruchtet." Fünfundachtzig Jahre hindurch hat es nicht gefruchtet; man darf daher wohl annehmen, daß alle Liebesmüh vergebens gewesen ist.



Der Cerestempel von Pästum.

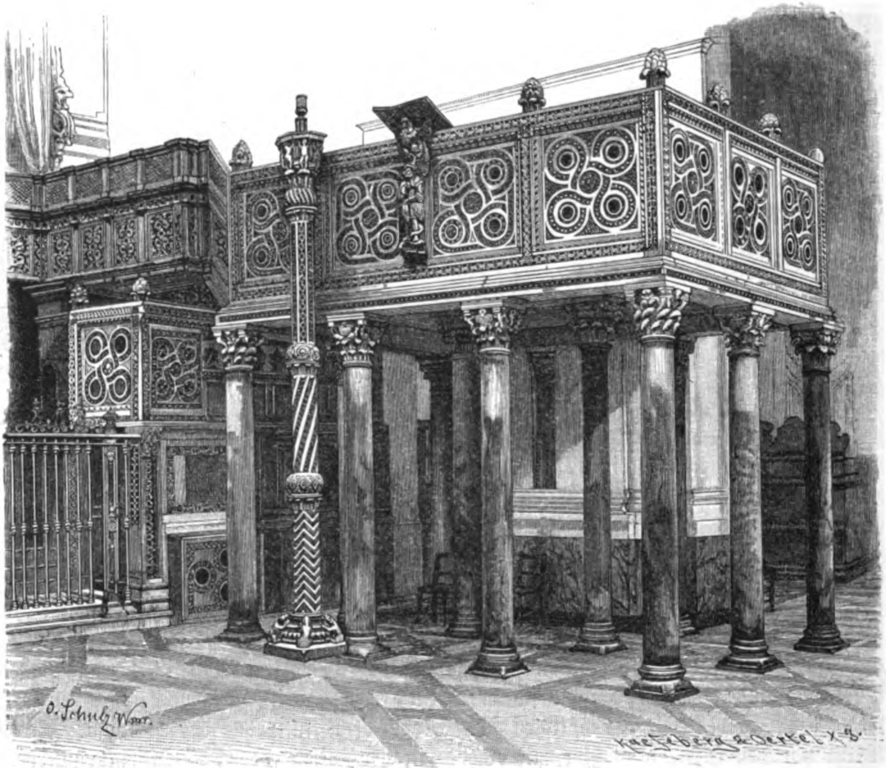
Der Kustode näherte sich uns jetzt, und wir entrichteten ihm unseren Obolus; darauf wandten wir uns dem Poseidontempel zu. Je näher wir kamen, desto großartiger, desto gewaltiger hob er sich empor. Die grelle Mittagssonne strahlte auf ihn herab, aber nichts blendete an ihm; wie aus Bronze gegossen stand er da. „Das Gefühl einer unendlichen Ehrfurcht vor den Göttern ist hier mit einer Gewalt zum Ausdruck gebracht, daß es uns selbst ganz und gar ergreift und erfüllt," sagt der feinsinnige Wilhelm Roßmann in seinem Buche „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen". „Alles Beängstigende, Kleinliche und Verwirrende fällt auf Augenblicke hinter uns, die Seele fühlt sich von Grund aus harmonisch und rein gestimmt, wir verlieren uns an ein Höheres und sind bereit, das Unheil gelassen zu ertragen, das Gute mutig zu vollziehen. Denn das menschliche Leben kündet sich uns in diesen Momenten in seinen höheren Schätzen, in seinem unendlichen Werte; wir erfüllen uns mit der ewigen Geltung der Ideale." Und der Architekt Max Nohl schreibt in seinem „Tagebuche einer italienischen Reise": „Das Schöne an sich, wie es hier ohne irgend welchen Einwand dem Beschauer entgegentritt, spricht ohne Reflexion zu uns, es übt eine Gewalt über uns aus, der wir nicht widerstehen können; das Fragen, das Zerlegen gehört dem Verstande an, der erste Eindruck spricht nur zum Herzen."



Die sogenannte Basilika von Pästum.

Der gewaltige Bau ist der am besten erhaltene dorische Tempel aus der Zeit vor dem Auftreten des Phidias. Er ist in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt erbaut und hat daher noch nicht die Leichtigkeit der späteren griechischen Tempel, wirkt aber desto mehr durch seinen Ernst und seine Würde. Die Plumpheit, welche sich bei den 2,27 Meter dicken Säulen geltend machen könnte, ist durch sehr tiefe Kannelüren bezwungen und dann noch durch ein höchst geistreiches Mittel, das man erst in neuerer Zeit entdeckt hat. Die Schäfte der Säulen sind nicht nur nach oben stark verjüngt, sondern zeigen auch noch eine leise Anschwellung, so daß den Linien die harte Straffheit genommen ist. Bei der Höhe von 8,09 Metern, welche die Säulen besitzen, ist diese kunstreich geschaffene Kurve kaum zu bemerken, aber ihre Wirkung wird empfunden. Auch an den Linien des Profils, am Gebälk sowohl wie am Unterbau, sind solche Kurven entdeckt worden; sie

haben überall den Zweck, dem Gebäude das Harte und Scharfe zu nehmen, und bekunden somit das feinste Schönheits-



Die Evangelienkanzel und der Osterleuchter im Dome von Salerno.

gefühl, das, wie Jakob Burckhardt in seinem „Cicerone“ sagt, auch in scheinbar streng mathematischen Formen überall einen Pulsschlag inneren Lebens zu offenbaren suchte.

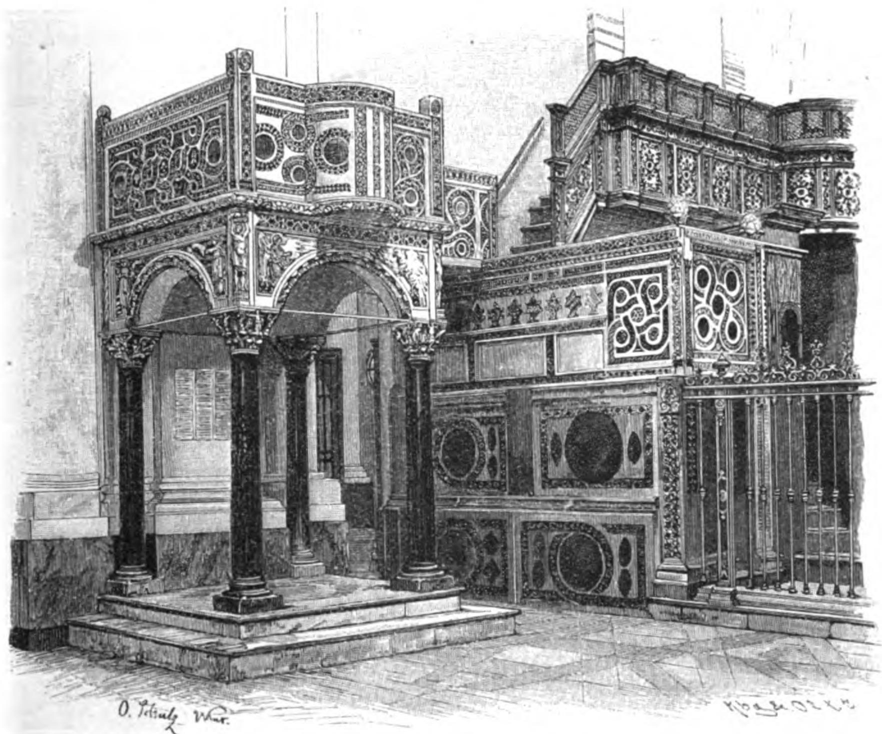
Bei einer Breite von 26 Metern bilden sechs kannelierte Säulen die Vorder- und sechs die Rückseite, die 58 Meter messenden Langseiten sind mit je vier kannelierten Säulen bestellt, so daß also der Tempel im ganzen sechsunddreißig Säulen aufweist. Im Inneren der Cella stehen dann noch zwei Reihen von je sieben Säulen, die einen Durchmesser von zwei Metern haben. Sein Licht empfing der Tempel von oben, er war also ein hypäthraler. Wandelt man in den Säulengängen dahin, so ist es von außerordentlichem Reize, zu beobachten, wie mit jedem Schritte die Perspektive sich ändert und zwischen den braunen Säulen das ferne blaue Meer schimmert.

Die beiden anderen Bauwerke stammen aus einer etwas jüngeren Zeit, „die es mit den Göttern schon leichter nahm“. Der dorische Stil zeigt sich nicht mehr so rein und schlicht, die Säulen verjüngen sich zu stark und bei dem Gebälk vermißt man wiederholt die edlen Verhältnisse. Zudem sind die Tempel aus einer anderen Art Travertin erbaut, die mit der Zeit eine graue Farbe angenommen, welche bei weitem nicht den malerischen Eindruck macht wie das warme Braun des Poseidontempels. Dennoch sind auch diese Tempel in hohem Grade imposant; besonders wirken sie mächtig durch die große Menge ihrer Säulen; zählt doch die sogenannte Basilika nicht weniger denn fünfzig und der Tempel der Ceres vierund-

dreißig. Die sogenannte Basilika weicht in höchst eigentümlicher Weise von der allgemeinen Tempelform dadurch ab, daß sie in der Mitte eine Reihe von zwölf Säulen aufweist, durch welche der Bau in zwei Hälften geteilt wird. Man hat daher schon die Ansicht ausgesprochen, daß man es hier mit einer Doppelstoa, einer Halle für irgend einen öffentlichen Gebrauch zu thun habe.

Nach der Besichtigung der Tempel durchwanderten wir noch das öde Stadtgebiet nach verschiedenen Richtungen hin. Überall verriet das unebene Terrain, daß unter der Rasennarbe noch viele Trümmer liegen. Wiederholt konnte man deutlich die Fundamente großer Gebäude erkennen. Hier machten sich die Reste eines Amphitheaters bemerkbar, dort erkannte man die Linien eines Forums, weiterhin zeigte sich die Basis einer Pyramide, und unter Dornengebüsch verbargen sich die Überreste eines Friedenstempels. Je länger wir dahinschritten, desto klarer trat das Bild der alten Stadt vor unsere Seele; schon bevölkerte unsere Phantasie die öden Straßen, fast vermeinten wir vom Poseidontempel her den feierlichen Chor der Priester zu vernehmen, als wir gemahnt wurden, zum Bahnhofe zurückzukehren. Nur mit Mühe entwanden wir uns dem Zauber, der uns umfangen hielt, und noch vom Zuge aus mußten wir immer wieder zu den hehren Tempeln hinüberblicken, die immer hoheitsvoller zu werden schienen, je weiter wir uns von ihnen entfernten.

Nach einer kurzen Fahrt von etwa einer Stunde und vierzig Minuten trafen wir wieder in Salerno ein und nahmen nun hier in der uns empfohlenen Trattoria Roma Quartier. Das Gasthaus ist nur klein und bescheiden, aber es hat eine ausgezeichnete Lage an dem breiten, herr-



Die Epistelkanzel im Dome von Salerno.

lichen Corso Garibaldi, der sich am Meeresstrande entlang zieht. Als wir auf den kleinen Balkon des Hauses hinaustraten, lag der ganze Golf breit und prächtig vor uns, und zur Rechten türmten sich die Felsen des Apennin auf, an denen sich die Kunststraße nach Amalfi wie ein dünner gelber Faden dahinschlängelt. Zu unseren Füßen aber zog sich der bunt belebte Corso hin, dem sich drüben rechts lauschige Laubgänge anschlossen.

Wir eilten, uns durch einen Pranzo zu stärken, und stiegen dann zur Straße hinab, wo wir uns bald in einem heiter angeregten, behaglichen Treiben befanden. Es nahte ja der Abend, an dem sich nun jeder nach des Tages Last und Hitze hier Mädchen meist in hübschen, gefälligen Toiletten. Vor den Kaffeehäusern waren bald alle Stühle besetzt, man schlürfte Eis, das hier ganz so wie in Neapel in den verschiedensten Sorten zu erhalten war, trank Kaffee oder erquickte sich mit mussierendem Wasser. Das niedere Volk aber drängte sich um eine weitläufige, bunt bemalte Holzbude, eine Melloneria, in der ganze Berge von Melonen aufgeschichtet lagen und wo diese viel begehrten, allbeliebten Früchte teils ganz, teils scheibenweise verkauft wurden. Als die Dämmerung hereinbrach, erfuhr die allgemeine wohlige Stimmung noch eine Steigerung durch die Vorträge einer Militärkapelle. Dieselbe spielt allabendlich während der schönen Jahreszeit in den



Teil von Amalfi vom Meere aus gesehen.

am Meeresstrande zu erholen sucht. Von allen Seitenstraßen kamen die Spaziergänger dahergeschlendert, die Frauen und städtischen Parkanlagen und sammelt dann ein zahlreiches Publikum um sich. Hier nehmen auf einer langen Reihe von Stüh-

len die vornehmen Familien Platz, dort lehnen mehrere Priester in ihren langen schwarzen Röcken an einem Eisengitter und lauschen aufmerksam; auf einem freien Platze drüben spielen Kinder einen Ringelreigen, weiterhin im Halbdunkel lagert eine ganze Gruppe von Fischern auf dem Erdboden. Dazwischen wogen Spaziergänger auf und nieder. Jeder ist angeregt, aber niemand läßt sich eine Unschicklichkeit oder gar eine Ungezogenheit zu schulden kommen. Ernst blickt auf das bunte Treiben eine weiße Statue herab, das Marmorstandbild des Genuesen Carlo Pisacana, eines „precursore di Garibaldi“, der in Kalabrien für die Befreiung des Vaterlandes von den tyrannischen Bourbonen sein Leben opferte.

Unter den Musikstücken, welche zum Vortrage kamen, befand sich auch die Ouverture zur „Stummen von Portici“, und da berührte es uns denn seltsam, daß wir diese hier am Golf von Salerno hören mußten: drüben in dem Städtchen Atrani wurde 1620 Masaniello geboren und hat es sich wohl niemals träumen lassen, daß nach Jahrhunderten noch Melodien, die ihn verherrlichen, an diesem heimatlichen Strande erklingen würden.



Blick auf die Marina von Amalfi.

Am nächsten Morgen galt unser erster Besuch dem berühmten Dome von Salerno. Man wandert vom Corso eine schmale Straße hinauf und sieht sich bald einer Treppe gegenüber, die in den weiten Vorhof des Domes, eine Art Atrium, führt. Die vier Seiten des Vorhofes bilden eine schöne Säulenhalle, deren sämtliche achtundzwanzig Säulen antik sind, aber aus verschiedenen Bauten stammen. In den Säulengängen ist eine ganze Menge von Sarkophagen aufgestellt, von denen die meisten römischen Ursprungs sind. Die praktischen Normannen benutzten diese prächtigen Totenschreine zum zweitenmal und brachten dabei neben den Darstellungen antiken Lebens ihre mittelalterlichen Wappen und gotische In-

schriften an, was nun zu seltsamen Kontrasten geführt hat. Der hohe dreischiffige Dom ist wiederholt umgeändert und restauriert worden und hat darunter viel gelitten; sein größter Schatz, seine herrlichen Mosaike, sind ihm aber zum größten Teil erhalten geblieben. Sie sind das Schönste, was ich von dieser Art je gesehen habe. Weder Venedig noch Rom hat derartiges aufzuweisen. Gleich beim Eintritt in den Dom fallen die beiden sich gegenüberstehenden Kanzeln auf. Die auf der rechten Seite stehende, für die Evangelien bestimmt, ist außergewöhnlich groß und wird daher heute als Sängertribüne benutzt; die linke, für die Epistel, hält sich in den gewöhnlichen Formen. Beide sind außerordentlich reich mit Mosaiken geschmückt und zeigen eine entschiedene Hinneigung zum arabischen Geschmack. Ganz wundervoll wirken die Farben in ihrer sorgfältig erwogenen Zusammenstellung; mit großem Geschick ist das Gold verwendet, das dem Ganzen den Charakter des Prächtigen und Glänzenden giebt. Vor der großen Evangelienkanzel steht noch ein überaus zierlicher, in hohem Grade geschmackvoll mosaizierter Osterleuchter. Nach einer Inschrift ist die Evangelienkanzel im Jahre 1175 errichtet worden, man kann daher annehmen, daß die Mosaike in Konstantinopel angefertigt wurden, wo auch die Bronzethüren des Domes um 1200 gegossen wurden. Noch weitere herrliche Mosaike finden sich an den Schranken des Chors. Vor dem Hochaltar sieht man sich durch zwei entzückend schöne antike Säulen aus grünem Marmor überrascht, die jetzt als Kandelaber dienen. In der Kapelle rechts neben dem Hochaltar ruhen die Gebeine des Papstes Gregor VIII., der, nachdem ihn Robert Guiscard aus der von Heinrich IV. belagerten Engelsburg befreit hatte, in Salerno am 25. Mai 1085 starb. In den Seitenschiffen fallen noch verschiedene antike Sarkophage auf, die mit ihren weltfröhlichen Darstellungen einen eigentümlichen Gegensatz zur christlichen Askese bilden. In der Krypta, deren reicher Schmuck aus neuerer Zeit stammt, werden die Gebeine des Evangelisten Matthäus aufbewahrt.

Nachdem wir den Dom besichtigt, verlangte es uns, nun auch irgend welche Erinnerungen an die einst weltberühmte medizinische Schule von Salerno zu sehen. Einst nannte sich die Stadt mit Stolz Civitas Hippocratica, Tausende von Studenten zogen im elften und zwölften Jahrhundert alljährlich hier aus und ein, und selbst in Deutschland stand die medizinische Schule in hohem Ansehen, so daß Hartmann von Aue seinen „armen Heinrich“ mit der reinen Magd, die ihr Leben für den kranken Herrn lassen will, nach Salerno reisen läßt.

So fuhren gen Salerne
Fröhlich und gerne
Die Magd mit ihrem Ritter

heißt es in dem mittelhochdeutschen Epos. Es war aber nirgends auch nur das geringste Überbleibsel von der ehedem so berühmten medizinischen Schule zu entdecken; überall, wo wir fragten, begegneten wir Kopfschütteln. Selbst Priester wußten nicht, daß es einmal in Salerno eine medizinische Schule gegeben hatte. Dagegen ward uns plötzlich ein höchst wunderlicher Anblick, der einen grellen Gegensatz zu dem alten medizinischen Salerno bildete. Bei unserer Rückkehr auf den Corso sahen wir einen Mann in eleganter Tracht auf dem Bocke eines von oben bis unten vergoldeten Reisewagens stehen und laut und lebhaft zu der großen Menge sprechen, welche die Kutsche umstand. Zu seinen beiden Seiten auf dem Deck glotzten Totenköpfe herab, am Spritzleder hing das Gerippe einer Hand und auf dem Kutschersitz standen viele Gläser und Flaschen. Ein Quacksalber war es, der sich uns hier darbot, einer jener Wunderdoktoren, die noch heute, wie bei uns vor hundert Jahren die Charlatane, in Kalabrien von Ort zu Ort ziehen und immer gute Geschäfte machen sollen. Auch der Dottore vor uns bekam sehr bald viel zu thun. Männer und Frauen stiegen zu ihm hinauf und ließen sich

coram populo die Zähne ausziehen, bestreichen und bepflastern. Wir sahen lange zu: dieser Anblick mußte uns hier werden, wo einst jene medizinische Schule blühte, die man als die „Mutter aller medizinischen Fakultäten Europas“ betrachtet!

Aber trotz alledem ließen wir uns über das hübsche, freundliche Salerno von heute nicht verstimmen, wie weiland Gottfried Seume, der ähnliche Erfahrungen machte. Gern wären wir noch einige Tage in der anmutigen Stadt geblieben, allein unsere Zeit reichte dazu nicht aus, und so fuhren wir am Nachmittage über Vietri nach Amalfi.

Die Felsenstraße nach Amalfi ist noch weit bedeutender und großartiger als die vielgerühmte Straße nach Sorrent. Über Bäche und Schluchten geht sie dahin, tief in die Klippen ist sie eingehauen, kunstreich windet sie sich um alle Hindernisse — ein Riesenwerk menschlichen Fleißes. Und über ihr türmen sich die Felsen, teils kahl und zerklüftet, teils mit Citronen- und Weingärten geschmückt, oder auch mit alten grauen Warttürmen und kleinen weißschimmernden Häuschen bestellt. Zur Linken aber glänzt beständig das azurblaue Meer und gewährt dem Auge einen schier endlosen Ausblick.

Die ernsten Warttürme wecken die Erinnerung an die Vergangenheit. Ein viel umworbener Besitz war einst dieses Gestade. Zuerst setzten sich hier die Griechen fest, sodann die Langobarden; darauf kamen die Sarazenen und die Normannen, und ein jahrhundertelanger Kampf zwischen diesen spielte sich ab. Das Örtchen Cetara, nicht weit hinter Vietri, war der erste Punkt, wo die Sarazenen festen Fuß faßten und sich anbauten. Gregorovius fand noch jetzt in der maurisch-pittoresken Bauart, den gewölbten und schwarz übertünchten Dächern, den Logen und Verandas der kleinen Häuser, der bizarren Architektur der kleinen Kirche und in manchem anderen lebhafte Anklänge an die arabische Kultur. Später siedelten sich die Sarazenen auch in Majori, Minori, Amalfi und selbst oben in Ravello an und haben dort viele Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen. Die vielen Warttürme längs der Küste erbaute Kaiser Karl V. zum Schutze gegen die Seeräuber.

Nach einer Fahrt von etwa drei Stunden langten wir in Amalfi an. Die Orte, durch die wir bisher gekommen waren, hatten wenig Leben gezeigt; in Amalfi sahen wir uns durch ein Auf- und Niederfluten außerordentlich großer Volksmassen überrascht. Auf dem Marktplatz gingen die Menschen fast immer Schulter an Schulter, immer schwatzend und gestikulierend, aber auch immer höflich ausweichend, wenn der Fremde um Platz bat. Dieser große Verkehr herrscht stets in Amalfi, denn das arbeitsame Hinterland liefert fort und fort große Mengen von Waren, die nun hier verhandelt und verschifft werden. Nächst Früchten sind es besonders Maccaroni und gewöhnliche Papiersorten, die den Markt füllen. Sie werden in den vielen Fabriken hergestellt, die hinter der Stadt in einem engen Thale liegen. Ein Bach, der aus dunklen Felsenklüften dahergestürzt kommt, wird sorgfältig zum Treiben der Maschinen verwendet. Amalfi selbst ist fest eingekeilt zwischen zwei hohen Felswänden. Viele Häuser sind förmlich in die Felsen hineingeklebt; jeder Vorsprung ist benutzt; oft hat man kunstreich Terrassen gebaut, um Wasserleitungen darüberzulegen oder Treppen anzubringen; bisweilen ist dem Gestein auch ein Gärtchen abgewonnen. Durch diese nicht selten höchst wunderlichen Bauten bekommt das Bild der Stadt einen sehr malerischen, überaus originellen Charakter.

Es war uns der Albergo dei Cappuccini empfohlen worden, da aber der Weg dort hinauf sehr sonnig ist, so quartierten wir uns in dem Albergo d'Italia am Domplatz ein, wo der Wirt, ein außergewöhnlich schöner und liebenswürdiger Mann, in bester Weise für uns sorgte. Vom Balkon unseres Zimmers aus genossen wir eine entzückende Aussicht auf

das Gewühl des Marktes, den Dom, den wunderlichen, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden, aus bunten, glasierten Steinen erbauten Glockenturm, die grotesken, fast über die Häuser herüberragenden, vielzackigen braunen Felswände und das blaue Meer zur Rechten.

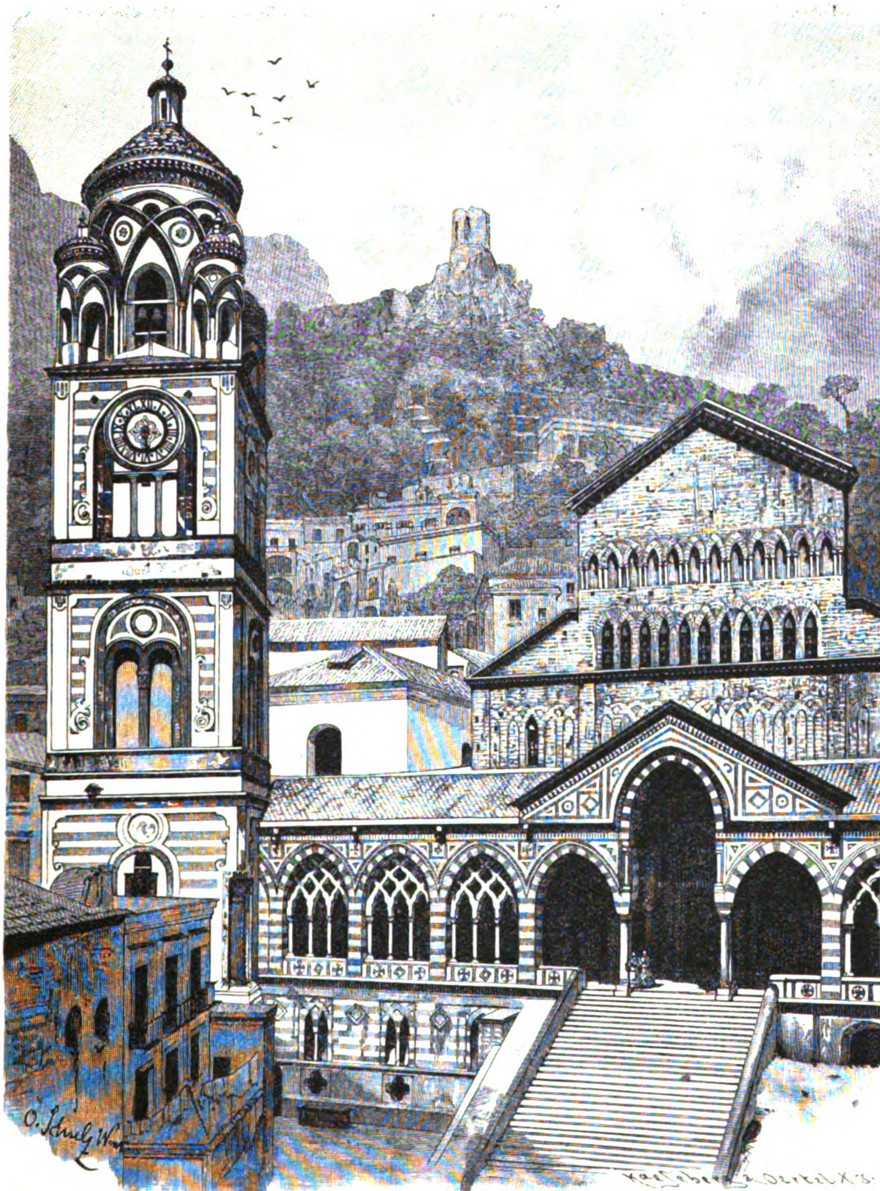
Der Handel Amalfis hat von jeher geblüht, ja er war im Mittelalter noch weit bedeutender als heutzutage. Im neunten Jahrhundert war die Stadt so reich und mächtig, daß sie sich zum Freistaat erheben und den seefahrenden Nationen Seegesetze, die Tabulæ Amalphitanæ, vorschreiben konnte. Damals besaß sie denn auch gegen 50000 Einwohner, während sie jetzt deren kaum 7000 zählt. Ihre Macht sank, als sich im zwölften Jahrhundert Pisa und Genua erhoben, doch auch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war sie noch ein wichtiger Stapelplatz für den Handel am Mittelländischen Meere. Aus ihrer Glanzperiode stammen denn auch die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, vor allem der imposante Dom. Er ist in normannisch-sicilischem Stile erbaut und gewährt mit seiner großen Freitreppe und den normannisch-sarazenischen Spitzbogen der längs der Fassade hinlaufenden Vorhalle einen in hohem Grade malerischen Anblick. Das Innere der Kirche bietet dagegen wenig, es ist bedeutend modernisiert und verdorben worden. Sehenswert sind nur die schönen Erzthüren, welche 1066 in Konstantinopel verfertigt wurden, und die Verzierungen in arabischem Geschmack an den Marmorpfosten des mittleren Portals. Als wir am Vormittag den Dom besuchten, fanden wir ihn vollständig öde und menschenleer, was uns unser Wirt, den wir nachher darum befragten, dahin erklärte, daß man in Amalfi viel zu viel zu thun habe, um in der Woche in die Kirche gehen zu können. Es ist dies eine in Italien höchst seltene Erscheinung.

Den Nachmittag widmeten wir, nachdem wir noch vorher dem Albergo der Kapuziner und dessen Weinlauben einen Besuch abgestattet, dem still in seiner Einsamkeit dahinschlummernden Ravello. Einst war Ravello so zu sagen das Villenviertel Amalfis. Hierhin zogen sich die reichen Kaufleute aus dem Lärm des Marktes zurück und gaben sich in der herrlichen, paradiesischen Natur und stetig angefächelt von dem kühlen Seewind, dem fröhlichen Genusse hin. Eine Reihe von prächtigen Palästen erhob sich, in denen aller Luxus der Zeit zu finden war, besonders die orientalisch-sarazenische Pracht. 36000 Einwohner zählte damals die Stadt, heute sind deren kaum 1500 zu finden.

Der Weg zu Ravello hinauf ist steil und schwierig; anfangs beschatten ihn Weingelände, Kastanien und Johannisbrotbäume, weiterhin wird er immer sonniger und beschwerlicher. Von der Stadt aber bemerkt man keine Spur, bis man plötzlich durch ein hohes schwarzes Thor schreitet und sich nun mit einemmal seltsamen Häusern mit arabischen Zieraten, halbversunkenen Mauern mit wunderlichen Architekturen und allerlei Türmen und Thoren mit maurischen Spitzbögen und Ornamenten gegenüber sieht. Und alles ist öde und verlassen; nur hier und da hocken einige Kinder, aber sie können auf unsere Frage keine Antwort geben; sie verstehen uns nicht; fast will es scheinen, als sprächen sie noch einen alten sarazenischen Dialekt, den die Leute da unten längst vergessen haben.

Einer dieser halbversunkenen und verschütteten Paläste ist aber vor einiger Zeit von einem Engländer wieder ausgegraben und etwas restauriert worden, der Palazzo Ruffoli, und diesem galt unser Besuch. Leider ist von dem ganzen Bau nur noch etwa ein Drittel vorhanden, aber auch dieses bietet noch des Interessanten und Eigenartigen die Hülle und Fülle. Gleich der kleine Hof, in den man zunächst tritt, mutet mit seinen Arkadenkorridoren, seinen zierlichen Ornamenten und Bändern an wie eine Scene aus Tausend und einer Nacht, und dann

begegnet man auf Schritt und Tritt zierlichen Spitzbögen, reizvollen Arabesken, wunderlichen Tierfiguren, hier sauber erhalten, dort halb vermauert oder überwuchert von Ephen oder Rosen. Von welcher wunderbaren Schönheit muß dieser Palast gewesen sein, als er in allen Teilen vollendet und mit der Pracht des Orients ausgestattet dastand!



Glockenturm und Dom von Amalfi.

Während uns noch dieser Gedanke beschäftigte, traten wir in den Garten des Palastes und sahen uns nun hier vor

einem neuen Bilde, dem wir zunächst ganz sprachlos gegenüber standen. Hoch oben auf steiler Felswand befanden wir uns, und weithin über den ganzen Golf von Salerno schweifte der Blick! Von den pittoresken Felsgraten von Amalfi zog sich die Linie über Atrani, Minori und Majori herum, bis ganz weit hinten links im blauen Duft, kaum erkennbar, die Tempel von Pästum das entzückend schöne Panorama schlossen. „Schaut man in dieses sirenische Meer,“ schreibt Gregorovius, „das ein zweiter lichtdurchdrungener Himmel zu sein scheint, dann sehnt man sich zu fliegen.“ Uns war es schier, als hätten wir Flügel und schwebten hoch über allem Irdischen und schauten hinein in selige Gefilde, in die kein Schmerz und keine Sorge dringt.

Unterdessen sank die Sonne tiefer und tiefer, das Azurblau des Meeres wandelte sich in Purpur, die Felsenkuppen glänzten wie Goldbronze, immer märchenhafter wurde die ganze Landschaft, wie traumverloren hüllten sich die Städte am Strande in dichte Schleier — noch wenige Minuten, und mit der Schnelligkeit, die wir im Norden gar nicht kennen, war die Nacht hereingebrochen.

Wie verzaubert stiegen wir nach Amalfi hinab; noch nie hatte sich uns die Schönheit Italiens in so berückender Weise offenbart, noch nie waren wir von solcher Naturhoheit und Naturherrlichkeit so tief ergriffen worden. Als hätten wir Sorge gehabt, daß uns das wunderbar schöne Bild durch irgend etwas getrübt werden könnte, beschlossen wir, schon in aller Frühe am anderen Morgen mit dem Dampfer nach Salerno zurückzufahren, und so verließen wir Amalfi, noch ehe die Sonne wieder aus dem Meere emportauchte.

Wer je in Italien gewesen, hat Goethes Vater einmal gesagt, der kann im Leben nie mehr ganz unglücklich werden. Einen Talisman aber gegen alle Kümmernisse wird er in sich tragen, möchten wir hinzusetzen, wenn er den Golf von Salerno von Pästum bis Ravello geschaut.





Sön-nín,
ein orientalisches Fest in Amerika.

Von
Emil Riedel.

Wie die chinesischen Vorstädte den nordamerikanischen Städten im Westen — namentlich an der Küste des Stillen Oceans — ihr eigentümlichstes Gepräge geben, so sind es auch die Feste der mandeläugigen und bezopften Söhne des „Himmlischen Reiches“, die dem kosmopolitischen Leben dieses Landes die auffallendsten und buntesten Farben verleihen.

Mit rührender Treue hängt der Mongole an Zopf, Vaterland und Göttern, um so mehr wo er abgeschlossen, gewissermaßen als Paria lebt, wie in den Chinesenvierteln von San Francisco, Los Angeles, San Diego u. s. w.

Insbesondere gedenkt er der nationalen Feste seiner Götter, Heroen oder Heiligen. Ihre Bildnisse hat er auch nach Amerika importiert. Sie sind nicht nur in den größeren Städten in den Bethäusern (chinesisch Beó̄ji *) vertreten, sondern fast in jeder Hütte schmücken sie einen Hausaltar, ganz ähnlich wie bei den Italienern. Wie in einem Puppentheater befindet sich auf einem Prospekte das Bild eines Gottes, vorn beleuchtet aus einem hängenden Ölglase, geschmückt mit künstlichen Blumen und Wachskerzen und gelegentlich beräuchert mit Weihrauch.

Ein bevorzugter Heiliger ist Kuin-kong, der Schutzpatron des Krieges. Seine wohlbeleibte Gestalt ziert am häufigsten die Hausaltäre der Chinesen. Er ist gewöhnlich in prächtige Gewänder gekleidet, trägt langen, martialischen Schnurr- und Knebelbart und hat meistens hinter sich einen erschreckend grimmigen Krieger mit Hellebarde. Verschiedene Legenden erzählen von seinen wunderbaren Erscheinungen, sogar in der Neuen Welt, um seinen Landsleuten beizustehen, wie zum Beispiel bei dem Ausbruch des Feuers im chinesischen Viertel von Havana, das durch seine Vermittelung plötzlich zum Stillstand kam.

Die chinesischen Beó-jis in San Francisco (hier Joss-houses genannt) machen mehr den Eindruck von Kasinos oder Klubhäusern, denn von Tempeln. Es sind dort drei solcher Gebäude vorhanden. Der erste Stock enthält Warte- und Rauchzimmer, Küche, Speisesaal und Geschäftszimmer der chinesischen Auswanderungsgesellschaft, welche das Haus errichtet hat. Im zweiten Stockwerk ist ein kleiner Saal für religiöse Zwecke. Die Wände desselben sind dekoriert mit moralischen Gedenksprüchen aus Kong-fu-tse und anderen Schriftstellern, welche die Gläubigen zur Treue, zur Aufrichtigkeit und anderen Tugenden ermahnen. Vor dem Bilde des Heiligen befindet sich die Maschine, welche die gedruckten Gebete empfängt.

* Die deutsche Schreibweise der chinesischen Worte, meist in Dialekten von Kanton, ist der Aussprache möglichst nahe gebracht.

Die Heiligen werden an ihren Gedenktagen oder auch an allgemeinen Feiertagen geschmückt und beschenkt.

Das populärste Fest ist Sön-nin, das Neujahrsfest der Chinesen, welches allgemein mit großem Geräusch und vielen Ceremonien gefeiert wird, das sich auch unter der amerikanischen Bevölkerung Teilnehmer und Freunde erworben, die sich von Jahr zu Jahr mehren.

Sön-nin gewährt den Amerikanern alljährlich um Februar ein geräuschvolles Spektakel, das die Yankees an ihre Feier des 4. Juli (Independance-day) erinnert.

In allen Städten, wo sich Chinesenviertel befinden, wartet man nach dem christlichen Neujahr gespannt auf den chinesischen Feiertag, und namentlich ist es die liebe Jugend, welche den Tag in gutem Andenken behält, wo es „Chinese Candies", „Fire-crackers" und „lots of fun" giebt. Aber auch die Erwachsenen sind gern bereit, von der Freigebigkeit des sonst gehaßten und verachteten „Chinaman" Gebrauch zu machen, und lassen sich seine Früchte, seinen Reisschnaps und seine Cigarren wohlschmecken.

Lärmen und Schmücken, Schenken und Beglückwünschen sind die Hauptfreuden des chinesischen Neujahrs. Sön-nin enthält unsere Weihnachts-, Sylvester- und Neujahrs-Vergnügungen vereint, dauert daher eine volle Woche, mit den ersten beiden Tagen als Hauptfesten. Der Altar wird schon vor dem Feste bunt und phantastisch geschmückt mit Guirlanden, Ballons und Ampeln von künstlichen Blumen. Schalen mit flüssigem Thee und andere mit Reis werden davor in Reihen aufgestellt, unterbrochen und eingefaßt mit den steingefüllten Blumentöpfen, welche die duftenden chinesischen Lilien enthalten. Außer der Öllampe werden noch zahlreiche Wachskerzen (künstlich gefärbt und verziert wie die katholischen Votiv- und Osterkerzen) angezündet, während die Sandelholz-Räucherstäbchen (chinesisch Hē-ong) ihren Wohlgeruch mit dem Duft der Lilien und Orangen mischen.

Wie wir den Weihnachtstisch mit Geschenken, Früchten, Kuchen und dem glänzenden Tannenbaum schmücken, so ziert der Chinese seinen Neujahrstisch, der sich gewöhnlich dem Altar anschließt, mit Geschenken, den Glückwünschen seiner Freunde, mit Blumen, Früchten, bunten Konfekten, Wachs- und Räucherkerzen. Da laden Schalen mit Zuckerkandis, kandierter Kokosnuß, Ingwer, Orangen oder Melonen jeden Gast zur Prüfung ein. Andere Gefäße enthalten getrocknete Melonenkerne, Datteln und eingemachte Früchte. Eigenartig sind die in Schweinefett gebackenen Maccaroni von chinesischen Bohnen (chinesisch Sai-fon), im Aussehen ein Muster der Kochkunst, glänzend und schön gefärbt. Zu den mannigfach gestalteten und gefärbten Konfekten (die auch europäischem oder amerikanischem Gaumen zusagen) gesellen sich Flaschen mit verschiedenen Liqueuren von Reis und Thee. Alle diese Gegenstände sind direkt importiert von China und werden von San Francisco aus überall hin versendet.

Eine Hauptzierde des Neujahrstisches sind die verschiedenen chinesischen Orangen (von der kleinen Mandarine bis zur kopfgroßen Pō-luk); sie sind die goldenen Äpfel unseres Weihnachtsbaumes. Vielleicht ist der Orangenbaum, dessen Früchte um Mitte Winter reifen, das Prototyp unseres Tannenbaumes?

An unser Bleigießen in der Sylvesternacht erinnert das chinesische Orakelspiel mit Holzstäben, aus deren Fallen die Chinesen am Neujahrstage ihr Schicksal erkennen.

Neujahrsvisiten und Neujahrskarten sind auch bei unseren bezopften Mitmenschen noch immer im Gebrauch; ihr „kung hi fat tōi!" entspricht etwa unserem „Prosit Neujahr!" das sie sich bei jeder Begegnung zurufen.

Die chinesischen Neujahrskarten sind bunte Papierstreifen (meist rot), etwas schmäler und etwas länger als unsere Briefbogen. Sie enthalten entweder nur den Namen des Gratulanten, wie unsere Visitenkarten, oder sie sind gefüllt mit blumensprachigen Glückwünschen. Sie wer-

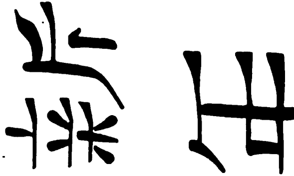


Laubengang beim Hotel Cappuccini in Amalfi.

den gewöhnlich einmal in der Länge und einmal in der Breite zusammengefaltet. Glückwünsche werden auch an Wände, Thüren und über dem Altare befestigt, wobei der Humor ebenfalls seine Rechnung findet.

Ein guter Schmaus gehört auch in China unbedingt zu einem Feste, und die chinesischen Gabeln (die Finger und das Stäbchenpaar) arbeiten in verschiedenen köstlichen Leckerbissen, zu denen vornehmlich Gerichte von Schweinefleisch, Reis, indischen Vogelnestern und feisten Ratten zählen.

Ähnlich wie wir in Deutschland das neue Jahr mit „Heidenlärm" eröffnen, bestehend aus Jauchzen, Singen, Prosit-schreien und Hilferufen, so beginnt auch der Chinese sein Sön-nin mit großem Spektakel. Während des ganzen Tages lärmen die Tamtams, knattern die Feuerwerkskörper. Eine große Schachtel, schön verziert wie unsere Bonbonattrappen, mit Tausenden von kleinen Raketen gefüllt, fehlt auf keinem Neujahrstische. Am großartigsten wird das Neujahrsfest in dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Chinesenviertel von San Francisco gefeiert. Dies ist gewissermaßen die Metropolis von China in Amerika.


Sön-nin. Neujahr.

Sön-nin begann in diesem Jahre am 11. Februar. Trotz der Abwesenheit des chinesischen Konsuls, der dem Feste durch einige große Unterhaltungen stets einen besonderen Glanz zu verleihen wußte, war die Feier diesmal lebhafter und allgemeiner denn jemals zuvor.

Bei der gegenwärtigen Chinesenhetze wurden Störungen von seiten der Hoodlums (Bummler) San Franciscos allgemein erwartet. Gerade hierin zeigte sich aber die Beliebtheit des Festes auch bei den Amerikanern, daß niemand es wagte, das Schauspiel zu stören.

Niemals war „Chinatown" anziehender als diesmal. Straßen und Häuser überboten sich im Schmucke von Guirlanden aus Immergrün, Papierblumen, bunten Stoffen, Flitter, phantastischen Laternen und der gelben Flagge mit dem chinesischen Drachen. Das Tuten der Hörner, das Geräusch der Tamtams und der Trommeln mischte sich in das Jauchzen und Rufen der kleinen gelben Bewohner dieses Viertels. In Scharen pilgerten die Amerikaner am Abend zur Illumination der grotesken, schmalen und schmutzigen Straßen dieses kuriosen Stadtteiles. Jung und alt beteiligte sich am Lärm und machte vielfach Gebrauch von der Freigebigkeit und Gastfreundschaft der Chinesen. Jedermann ist willkommen und darf teilnehmen an Freude und Leckerbissen. In verschiedenen Buden verkauften unternehmende Chinesen und Amerikaner Feuerwerkskörper, chinesisches Konfekt, Apfelsinen und Galanteriewaren.

Am Morgen besuchten die meisten Chinesen die Beöjis, um den Heiligen Früchte, Konfekt und Liqueure darzubringen; den Abend brachten viele in den beiden chinesischen Theatern in Jacksonstreet zu.

Zwei Eigentümlichkeiten des Chinesen sind noch besonders merkwürdig. Es ist eine heilige Pflicht des Mongolen, vor Neujahr seine Schulden zu bezahlen. Wenn ein Chinese nicht im stande ist, allen Gläubigern gerecht zu werden, so verpfändet er ihnen sein Hab und Gut.

Während bei uns alle Diener, vom Portier bis zum Laternenanzünder, mit ihren Glückwünschen die eigennützige Idee des „Trinkgeldes" verbinden, beschenken im Gegenteil die chinesischen Arbeiter ihre Arbeitgeber mit Blumen, Konfekt, seidenen Tüchern, Pfeifen u. s. w. und traktieren sie mit Speisen und Getränken.

Jede Waschfrau masculini generis macht ihren Kunden Neujahrsvisite und überreicht ihre Karte und häufig noch eine Vase mit Lilien.

Hausknecht und Koch, Diener und Ar-

beiter beschenken ihren Boss und bestürmen ihn mit Einladungen zu einem Mahle. Wer sich nicht vor Ratten oder Schweinefleisch fürchtet, der macht ihnen gewöhnlich das Vergnügen — schon der Kuriosität wegen.

Fast überall, wo chinesische Dienerschaft ist, wurde auch am 11. Februar chinesisches Konfekt gegessen und von der Jugend chinesisches Feuerwerk angezündet.

Diese letztere Sitte ist allgemein und trägt nicht wenig dazu bei, Sön-nin zu einem beliebten amerikanischen Volksfeste zu gestalten. Das beste Spiegelbild dieses orientalischen Einflusses bietet Kalifornien, der Staat des Goldes und der „Mirages“ (Fata Morgana), wo jetzt fast jeder größere Ort eine eigene „Chinatown“ hat, oder doch wenigstens eine kleine Kolonie von chinesischen Bleichern und Arbeitern besitzt, die sich ebenso fest an den Zopf chinesischer Sitten und Gebräuche anklammern wie ihre Landsleute hinter der chinesischen Mauer.

Die ausgewanderten Chinesen betrachten den Aufenthalt in Amerika nur als einen Ausflug nach dem goldenen Vließe. Sie lassen deshalb meist ihre Familien zurück und hoffen bald mit Schätzen beladen in die Heimat zurückzukehren, um dann im „himmlischen“ Reiche als gemachte Leute zu leben. Dazu gehört nicht viel in China; schon eine kleine Sammlung von goldenen Adlern genügt! Den Zopf und die Hoffnung, wenigstens in China begraben zu werden, giebt ein Mongole nur selten auf.

Die amerikanischen Kulis stammen meist aus der südwestlichsten Küstenprovinz Chinas, aus der Provinz Kuang-tung (Kanton), und sind größtenteils Landleute, nur ausnahmsweise Kaufleute oder Handwerker. Sie haben, je nach dem Distrikte, dem sie angehören, verschiedenen Dialekt und abweichende Gebräuche. Im allgemeinen ist ihr Charakter ein Gemisch von bäuerischer Schlauheit und Einfältigkeit, mit eigenartigen Spuren von Tugend und Laster. Die Chinesen sind reinlich in Bezug auf ihren Körper, den sie häufig mit Wasser in Berührung bringen; dagegen skrupellos, wo es sich um ihre Umgebung handelt. Ihre engen Wohnungen sind Rumpelkammern, gefüllt mit einer Luft, die für Ozon wenig Raum übrig läßt. An Frugalität übertreffen sie noch die Italiener; aber viele vergeuden ihr Hab und Gut in Spiel und Opium oder bei einnehmenden Frauen. Trunkenheit ist selten unter ihnen. Einige dieser Bauern zeigen guten Mutterwitz und spekulative Begabung. Es ist nicht selten, daß der „little brown man“ nicht nur englisch und spanisch sprechen, sondern auch schreiben lernt. Das kauderwelsche Englisch (ohne R und mit angehängtem I als Endung) der Chinesen hat hier den Namen „pigeon English“ erhalten. Wie „pigeon“ (Taube) klingt nämlich dem „Melican“ (American) das so gewichtige Wort „business“ (Geschäft) im Munde des Mongolen.

Die Hauptbeschäftigung der Chinesen in Amerika ist jetzt weiblicher Art, als Waschfrau, Köchin und Dienstmädchen; doch sind sie auch zu jeder anderen Arbeit bereit. Eine kleine Anzahl treibt Handel in chinesischen Waren, insbesondere mit ihren Landsleuten, während sich andere dem Handwerk widmen. Opiumschmuggel ist besonders in San Francisco in Blüte, und hier ist auch der Hafen für weiblichen Sklavenschmuggel zum Zwecke der Prostitution.

Als Gemüsegärtner und Wäscher (Bleicher) ist der Chinese besonders geschätzt in Amerika. Chinesische Wäschereien befinden sich im Westen und Osten der Vereinigten Staaten in fast allen Stadtvierteln.

Die Auswanderung wurde bis vor Annahme der antichinesischen „Restriction-Bill“ durch die sechs chinesischen „Emigration Companies“ in San Francisco geleitet, in so ausgezeichneter Weise, daß sie alle ähnlichen Institutionen des Westens übertraf. Jede Gesellschaft vertrat einen Distrikt. Sobald ein Auswandererschiff eintraf, besuchten es die Agenten und nahmen die zu ihrem Distrikt gehörenden in

ihren besonderen Schutz. Sie verschafften ihnen sofort Wohnung, sorgten für ihren Unterhalt und ihre Anstellung und gaben ihnen die Mittel zur etwaigen Reise. Diese Agenturen unterstützten die Auswanderer im Falle von Krankheit oder Not und übernahmen die Rücksendung der Leiche zur Beerdigung bei den Vorfahren. Sie ordneten auch die Streitigkeiten unter ihren Schützlingen und prüften die Verhältnisse der Rückkehrenden, daß sie keinerlei Verpflichtungen unerfüllt ließen. Die Mittel der Gesellschaften bestanden nur aus freiwilligen Beiträgen der Auswanderer.

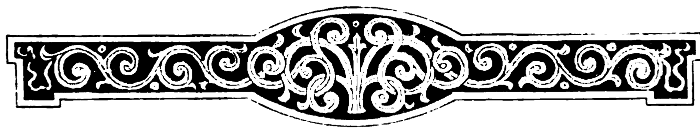
So sehr die chinesischen Kulis auch besonders von der Arbeiterklasse als Konkurrenten gehaßt und verfolgt werden, so wenig kann sie der noch immer schwach bevölkerte und unkultivierte Westen entbehren. Gewisse großartige Unternehmungen, z. B. die Central-Pacific-Eisenbahn, konnten nur durch Hilfe derselben ausgeführt werden. Die Hände der Chinesen haben viel dazu beigetragen, das Chaos im Westen zu ordnen in einer Zeit, wo Arbeitskräfte selbst zu hohen Preisen in jenem Lande nicht zu finden waren.

Als Arbeiter ist der Chinese gewissenhaft, ausdauernd und willig für seinen Bossee (Boss, Herr) zu wirken bei Tag und Nacht, an Sonn- und Festtagen, solange er eben dafür bezahlt wird. Er ist ein ausgezeichneter Nachahmer. Mit größter Genauigkeit befolgt er die einmal gegebene Vorschrift oder das Beispiel, ist aber äußerst hartnäckig gegen Änderungen oder Neuerungen.

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“ sagt die republikanische Partei in den Vereinigten Staaten. „The Chinese must go!“ schreien die Arbeiter. Der Chinaman spielt in Amerika gewissermaßen die Rolle des Juden, den „Nathan“, der durchaus verbrannt werden soll. Fast in jedem Kongreß wird der Versuch gemacht, das Anti-Chinesengesetz zu verschärfen, und zur Zeit ist man wiederum damit in Washington beschäftigt — wahrscheinlich jedoch auch diesmal ohne Erfolg.

Die Chinesen verstehen es zu gut, Onkel Sam um den Bart zu gehen, und ihre Freigebigkeit findet nur zu oft hohle, leere Hände, die sich ihnen offen entgegenstrecken und sich nur schnell und heimlich schließen, wenn sie mit Gold berührt werden.

In San Francisco wurden in der ersten Hälfte des vorigen Jahres trotz Restriction Act mehr Chinesen gelandet als in gleicher Zeit jemals zuvor (cirka 11400). England unterstützt noch immer den Kulihandel. Englische Schiffe bringen viele Mongolen von Hongkong nach Vancouver (Britisch-Kolumbia), dem Endpunkt der kanadisch-pacifischen Eisenbahn, von wo ein großer Teil in die Vereinigten Staaten geschickt wird.





Eine Studienreise.

Novelle
von
Adalbert Meinhardt.

II.

Ostersonntag, 10. April.

Die Contessina läßt dich sehr grüßen. Es müsse hübsch sein, meinte sie, eine Schwester zu haben, nur manchmal etwas unbequem. Denn einer Schwester gegenüber könne man sich schwer verstellen. Ob ich dir denn wirklich in allem und immer die reine, lautere Wahrheit sage?

Du entnimmst hieraus schon, daß ich sie sah und sprach. Und das nicht hastig, minutenlang nur. Ja, es war ein Tag, den ich rot in meinem Kalender anstreichen kann. Wie ich dies Wunder durchgesetzt habe? Eigentlich, wenn ich ganz ehrlich sein soll, war nicht ich es, der es erreichte.

Am Morgen, ganz von ungefähr — ich sollte den Conte später erst auf der Piazza S. Marco treffen — ging ich durch die festlich belebten Straßen und kam am Palast Pisani vorüber. Sie stand auf ihrem Balkon, sah mich und machte mir ein Zeichen. Ich sprang die steile Treppe hinauf. Behutsam, leise schloß sie die Thür auf: Zitto, nur still. Mac ist noch in der Messe. Und der Babbo macht Toilette. Was sind Sie für ein Mensch! Ich erwarte alle die Tage, daß Sie mich einmal auffordern werden, Sie bei Ihren Wanderungen durch die Stadt zu begleiten. Wir hatten ja verabredet, Venedig miteinander zu sehen. Aber nein, der Signor begnügt sich mit dem Vater als Führer und läßt das Töchterlein hübsch zu Hause. Eine ganze Woche lang, selbst heut, am Ostertag. Ist das galant? Ist das nur gerecht? Denn wem verdanken Sie den Vorzug, daß Sie noch hier sind, alle die Kirchenfestlichkeiten so gut gesehen haben? Wie, war nicht ich es, die Sie beredet? Und glauben Sie wirklich, ich that das gänzlich uneigennützig, nur zu Ihrem Vergnügen?

Ja, aber — während ihrer lebhaften Standrede blieb mir kaum Zeit, meine Antwort einzuschalten — ja aber, Contessina, was soll ich thun, wenn Ihr Herr Vater mir alles weigert, selbst den Zu-

tritt hier, den er mir doch am ersten Tage in Aussicht gestellt?

Er Ihnen? Sie rümpfte die feine Lippe. Er wird Ihnen nur so lang etwas weigern, bis Sie ihn zu Ihrem Willen bekehren.

Wie soll ich das anfangen? Raten Sie mir. Ich selbst kann es nicht.

Sagen Sie ihm, Sie wollten überhaupt nichts mehr sehen. Hören Sie? nichts. Ich möchte, Sie thäten das im Ernst, ich kann es nicht leiden, wie er Sie benutzt und umherschleppt. Wenn ich dabei wäre ... ich würde schon gut acht auf ihn geben.

Ich verstehe Sie nicht.

Nicht? Desto besser. Es ist auch kaum nötig. Sprechen Sie nur, wie ich's Ihnen sagte, und Sie werden die Wirkung schon spüren. Und dann schlagen Sie ihm vor, einstweilen irgend etwas zu unternehmen, woran Mac und ich teilnehmen könnten. Vielleicht heute abend zu dem Konzert auf der Piazza zu kommen, wenn's Ihnen recht ist, heißt das, — ja? Es soll eine Illumination stattfinden und ein Feuerwerk auf der Piazzetta. Ich wäre sehr froh, das sehen zu dürfen.

Und ich erst! Ach, Signorina Ghita, wenn Sie wüßten, wie glücklich ...

Still, er hört Sie sonst. Also, nicht wahr, so machen Sie es? Und — noch eins. Sie haben ihn bisher nicht gebeten, Ihnen einmal seine Arbeit zur Geschichte der Pisani zu zeigen. Das thun Sie doch, das würde ihn freuen. So, nun klingeln Sie nur recht stark, daß er's hört. A rivederci.

Da stand ich auf dem Treppenabsatz wieder allein.

Ich riß an dem alten Glockenzuge, daß mir die Hälfte in der Hand blieb und der ganze Palast von dem lauten Klang meines Läutens nachzitterte. Der Conte Pisani schloß mir auf: Wer ist da? Ah, Sie sind's, Signor Burau! Sehr viel Ehre. Weshalb, wenn ich fragen darf, warten Sie nicht, wie verabredet war, am Platz, bis ich komme?

Sein Ton war nicht einladend. Aber ich hatte meine Lektion vortrefflich begriffen. Du behauptetest sonst, ich könnte nicht sagen, was nicht ganz wahr sei. Wärst du nur dabei gewesen, du hättest gestaunt, wie glatt und geläufig meine Zunge den Satz hersprach. Man lernt viel auf Reisen.

Der alte Herr, noch immer in der Thür stehend, zu welcher er mich nicht einließ, wiegte unzufrieden den Kopf: Müde vom Sehen? Jetzt schon? Und Sie kennen doch kaum noch die Hälfte des Sehenswerten. Doch obwohl Sie angegriffen sind, wollen Sie sich zu der Festa begeben? Es ist wenig daran, ich versichere es Sie; ein Volksgewühl.

Gerade um das Volk kennen zu lernen, suchen Fremde dergleichen mitzumachen.

Wohl, Männer. Aber junge Mädchen gehören nicht in das Gedränge. Ich bin bereit, mit Ihnen zu gehen, wenn Sie es wünschen. Die Damen lassen wir zu Haus.

Signor Conte, ich hab's mir einmal in den Kopf gesetzt, ein echt venetianisches Fest in echt venetianischer Gesellschaft zu sehen. Dazu gehören auch die Damen. Wird uns das Gedränge zu arg, so steigen wir an der Piazzetta in eine Gondel und schauen uns das Feuerwerk vom Wasser aus an. Ich weiß, Sie sind viel zu liebenswürdig, mir diese Bitte abzuschlagen. Und noch eine andere habe ich längst auf dem Herzen: Wollten Sie mir nicht das Manuskript Ihrer Studien über die Pisani einmal zeigen? Thun Sie's doch heute!

Er verbeugte sich. Sie sind sehr freundlich, dafür Interesse zu zeigen. In der That, Signor Alwin, Sie sind ein vortrefflicher junger Mann, ich schätze mich glücklich, Sie nahe zu kennen. Aber weshalb stehen Sie so lang auf der Treppe? Treten Sie näher. Ja, meine Notizen — viel mehr ist's noch nicht — zeige ich Ihnen, da Sie es wünschen.

Und was meine andere Bitte betrifft?

Ah, wegen heut abend? Nun, mein Freund, es ist zwar gegen meine Principien, meine Tochter zu dergleichen Lust-

barkeiten mitzunehmen; wenn Sie aber darauf bestehen . . . kommen Sie mit herein. Sie sehen, daß ich Ihnen nichts abschlagen kann.

Im Saal lag Ghita in ihrem Schaukelstuhl, blickte kaum auf, als wir eintraten, und gab auf ihres Vaters Rede, meine Einladung betreffend, eine so gleichgültige Antwort, daß ich wahrlich zu zweifeln begann, ob ich vorhin recht gehört habe. Kommen Sie nur, amico mio, sagte der Conte, die Bagatelle wäre glücklich abgethan; jetzt zu etwas Wichtigerem! — Er rieb sich vor Vergnügen die Hände, da er mir seine Arbeit zeigen wollte, und schritt voran zu seinem Studio.

Ich aber sah mich noch einmal um. Da hatte sie den Kopf etwas erhoben, den Papagei hielt sie sich an die Lippen gedrückt, als ob sie den garstigen schwarzen Schnabel küssen wolle, und ihre Augen grüßten mich lächelnd. Im Hinausgehen hörte ich noch, daß der Vogel meinen Namen undeutlich flüsternd wie neulich mir nachrief: Alwi, caro, carissimo Alwi! — Es klang ordentlich hübsch.

Der Alte fuhr mit dem Kopfe herum: Quel maledetto animalaccio! Der verfluchte Vogel, was ruft er da wieder?

Und dann haben wir uns miteinander in die Geschichte des Hauses Pisani vertieft. Zu meinem Glück ist noch nicht viel davon niedergeschrieben. Das Meiste besteht in langen Auszügen aus Dokumenten auf dem Archiv und noch längeren Listen von anderen, die verglichen werden sollen. Über die ersteren sollte ich meinen Rat erteilen, was wohl wichtig sei zu benutzen und was minder. Aber ich konnte nicht auf das achten, was ich las. Ich konnte nichts denken, als wie der Abend werden würde. Die Worte und Zahlen tanzten mir vor den Augen, die Schrift selbst, mit welcher sie niedergeschrieben, verwirrte mich. Sie kam mir so wunderlich bekannt vor, und doch wußte ich mich nicht zu entsinnen, wo ich sie gesehen haben mochte. Da ich merkte, wie meine Gedanken weit abschweiften und wie schlecht es mit meiner Aufmerksamkeit bestellt sei, bat ich den alten Herrn um Erlaubnis, das ganze Manuskript mit mir nehmen zu dürfen, um es in größerer Muße und Ruhe daheim gebührend zu studieren.

Da liegt es nun vor mir, ein gewaltiger Berg. Und ich muß hindurch!

Als ich gegen Sonnenuntergang, mit zwei Blumensträußen bewaffnet, in den Palazzo Pisani kam, fand ich die Familie, zu dem Ausgang gerüstet, in lebhaftem Disput begriffen. Mac lief von ihrem Gatten zur Tochter und von der Tochter zu dem Gatten, wie eine arme alte Glucke, unter deren streitlustiger Schar plötzlich ein Zwist entglommen ist.

O dear Mr. Burau, rief sie mir entgegen, o gut, daß Sie kommen, Sie sollen entscheiden! Es wäre doch zu schade, um solcher geringfügigen Ursache willen das Konzert versäumen zu müssen. — Die Contessina, in hellem Kleid und schwarzem Spitzenschleier, schön wie noch nie, stand abgewandt und klopfte mit ihrem kleinen Fächer ungeduldig auf die Messingstäbe an Ceccos Käfig; der alte Conte brummte zornig vor sich hin, während Mac mit weinerlich verzweifelter Stimme auf englisch mir auseinanderzusetzen suchte, was sich zugetragen. Dazwischen schrie der Papagei, daß ich ihre Worte kaum hören konnte. Es schien, daß Ghitas Kopfbedeckung das Streitobjekt sei. Ohne Hut, so erklärte der Conte, dürfe sie sich nicht zeigen. Ein Hut sei das unerläßliche Zeichen der Vornehmheit, indessen das schwarze Kopftuch, den Schleier, das Volk allein trüge. Ob es bei uns daheim anders wäre, ob eine Dame aus guter Familie — es ist das seine stehende Rede — eine meiner Schwestern zum Beispiel, ohne Hut aus dem Hause gehen würde?

Fräulein Ghita drehte sich auf dem Absatz zu uns herum. Ich weiß nicht, sagte sie und pflückte ein paar Blüten aus meinem Strauße, was andere Damen thun, noch was Sitte ist in fernen Ländern. Das aber weiß ich, mag man mich deshalb zum Volke zählen! ich liebe das Volk und wünsche mir nichts Besseres,

als zu ihm gehören zu dürfen, daß ich keinen Hut aufsetze, der mir nicht gefällt. Und daß dieser Schleier — oder finden Sie's nicht? — mir ganz gut steht. Sie nestelte die roten Blüten auf der Brust in den Spitzen fest und sah mich an...

Ich aber entschied mit weiser Miene, es herrschten allerdings bei uns, im kühleren Norden, andere Gewohnheiten. Doch müsse überall, wie mich dünke, der Adel bestrebt sein, alte löbliche Landessitten aufrecht zu erhalten, als Gegengewicht gegen die Emporkömmlinge, die sich sklavisch jeder neuen Mode fügen.

Das Wort gab den Ausschlag. Wie du siehst, bilde ich mich hier allmählich noch zum Diplomaten aus. Der alte Herr bot höchlich befriedigt seinen beiden Damen den Arm, und so machten wir uns auf den Weg. In den engen Straßen, die zum Markusplatz führen, konnte man aber bei dem Gedränge dieses Abends zu vieren nicht gehen, und mir wurde die Ehre zu teil, die Frau Contessa führen zu dürfen. Die beiden anderen schritten vor uns her. Ich sah, wie die Leute stehen blieben, um Ghita nachzuschauen, so schön war sie. Ihr Vater merkte es wohl auch. Denn er hielt seinen weißen Kopf noch stolzer in die Höhe als sonst und setzte seine bewundernswert kleinen Füße in den glänzenden Lackschuhen zierlich wie nie.

Mac drückte mir den Arm: You are a dear. Daß Sie das erreicht haben! Ich bin Ihnen so dankbar. Und Ghita erst! Sie zeigt's nur nicht so. Wissen Sie, daß wir beide noch nie eine Festa auf dem Platze mitgemacht haben? Wie wird es nur sein? Ich denke es mir wie in einem Märchen. Sie nicht auch?

Ich dachte es mir nicht nur, ich war schon mitten im Märchen. Denn da traten wir durch den Bogen des Quergangs, welcher die beiden Seitenflügel der Prokuratien verbindet, hinaus auf den Platz, von zahllosen Lichtern und Lampen war es so hell wie am Tage, die Kirche uns gegenüber schwamm in rötlichem bengalischem Lichte, einzelne Leuchtkugeln stiegen geradeswegs in den tiefblauen Himmel zu den blinkenden Sternen empor, und zwei Militärmusikcorps ließen abwechselnd, von dichtem Volksgewühl umdrängt, ihre lustigen Weisen ertönen und Ghita nickte mir heiter zu.

Paarweise traten wir in den Strom der Vorüberwandelnden ein, der Conte mit Ghita immer voran, wir zwei ihnen folgend. Das war nun freilich nicht so ganz, was ich mir von dem Abend erwartet hatte. Wie sollte ich es anstellen, an ihre Seite zu gelangen?

Da bleibt sie stehen: War das nicht Don Battista, dein Freund? Er sah sich um, als suchte er jemanden.

Wo, fragt der Conte schnell, wo war er? Ich sah ihn nicht. Und ich muß ihn doch sprechen. Ich vergaß ... Signora Contessa, so wandte er sich an seine Gattin, Sie bürgen mir dafür, daß meine Tochter nicht in das Volksgedränge gerät. Und Sie, Signor Alwin — er drückte mir feierlich die Hand, als ob er mir seines Kindes Leben ans Herz legen wollte — ich weiß es, Ihnen darf ich vertrauen. Sie schützen die Damen! Gleich bin ich zurück. — Und eilends verschwindet er in der Menge.

Signor Alwin, sagt Ghita, da er noch kaum den Rücken gekehrt, nun schnell einen Tisch. Es ist nicht unrecht, sei ruhig, Mac, im Gegenteil: wir könnten den Babbo eher verfehlen, wenn wir weiter gehen würden. Deshalb laß uns hier warten. Ich kenne ihn, gar so schnell kommt er uns nicht zurück. So lange aber ... Rasch, dort an dem Pfeiler, sehen Sie nicht? der Platz ist frei. Komm, madre mia. Ach, wie das hier hübsch ist! Ich wünschte mir immer vor dem Café Florian zu sitzen. — Sie hatte sich auf dem Sofa in der Pfeilerwandung niedergelassen. Als ich vorschlug, ihr ein Gefrorenes zu verschaffen, nickte sie einverstanden. Und wie sie lachte, als es mir nicht gelingen wollte, des vorüberschießenden Kellners habhaft zu werden! wie sie mich neckte, ein Italiener sei immer behender als solch ein gelehrter Deutscher!

Schließlich dauerte es auch mir zu

lange. Ich sprang auf, den Kellner zwischen Tischen und Stühlen zu verfolgen, richtete dringlichst meine Bestellung aus und kehrte atemlos zurück, um nur nicht meine Damen länger ohne Ritter zu lassen. Und so komme ich zu dem Pfeiler. Und — da sitzt Mac allein, ohne Ghita.

Wo ist das Fräulein?

Ich denke bei Ihnen. Sie folgte Ihnen, um zu sagen, sie wolle lieber doch kein Eis.

In dies Menschengewühl! — Du magst dir meinen Schrecken denken.

Ich zwänge mich also abermals — die Alte in ihrer Angst und Verzweiflung hätte mich gern festgehalten — zwischen den Tischen, den Stühlen durch und dringe vor bis zur Musik, auf allen Seiten gehemmt und gestoßen. Nun eine Reihe Marinesoldaten, Arm in Arm, ein Liedchen trällernd; nun eine ganze Mädchenschar, die sich über meine Eile lustig macht und mir den Weg versperrt; nun eine breite Bürgerfamilie, Vater, Mutter und hübsche Töchter, so wie wir vorhin ein geschlossenes Glied. Und Engländer, die kräftig fluchen, da ich vorbeistürme, und Gondoliere, Bersaglieri, Confettiverkäufer, Blumenmädchen und Bettler. Wenn ich sie mir im Gedränge hier denke, von dem einen geschoben, von dem anderen mit neckendem Wort begrüßt und ohne Schutz und allein ... Die bengalischen Flammen erhellen den Platz bis in jeden fernsten Winkel — ich finde sie nicht. Die Flammen verlöschen, ich sehe deutlich nur die nächsten Gesichter um mich her — ich finde sie nicht. Zweimal war ich schon wieder am Pfeiler bei Mac, doch vergebens — sie ist nicht da. Der Kellner brachte das bestellte Gelato. Da steht es unangerührt. Die Alte weint. Ich rede ihr zu, sie solle sich fassen, es könne ja ihrer Tochter nichts geschehen hier auf dem Platz; vielleicht habe sie Bekannte gefunden, oder den Conte aufgesucht; und was dergleichen Vernunftgründe mehr sind, an die ich selbst nur nicht recht glaube. Sie aber schluchzt trostlos: Ach, Sie wissen nicht, was ich befürchte!

Nun, was befürchtest du denn, alte Mac? sagt hinter mir der Contessina lachende Stimme; daß ich diesem Herrn sehr böse sein werde, weil er sich nicht von mir einholen ließ?

Kind, Kind, da bist du! Was für eine Angst hast du mir bereitet! welche fürchterliche Stunde!

Eine Stunde? Das Mädchen lacht. Kam's dir so lang vor, madre mia? Mir nicht ... Ah, da ist ja auch das Eis schon. Signor Alwin, ich ging Ihnen nach, um Ihnen zu sagen, wir würden doch schwerlich Zeit dazu haben. Aber, da es nun einmal da ist — sie probiert es auf der Spitze des kleinen Löffels — und da es gut ist ... Nun, wollen Sie sich denn nicht zu uns setzen und auch etwas nehmen? Wissen Sie, daß ich bis in die Mitte bis fast zur Musik ging? Hörten Sie den Königsmarsch? Horch, da spielen sie ihn noch einmal. Ja, das ist recht. Sie müssen applaudieren, Signor Alwin, das gehört sich so. Weshalb sind Sie so still? Haben Sie auch, wie meine Mac hier, eine „Stunde“ lang mich entbehrt? Man sitzt hier gar so hübsch behaglich. Ach, Signor Alwin, wie ich Ihnen danke, Sie wissen es gar nicht!

Sie blickt mich, während sie so redet, mit ihren schönen Augen an. Und ich begreife schon nicht mehr, was das dumpfe Gefühl von Angst und quälendem Schrecken will, das mir noch die Brust beschwert. Ich war ein Thor und bangte um nichts. Auch Mac hat sich bald beruhigt. Da der Conte noch immer nicht zurückkehrt, giebt sie sich völlig ihrem Entzücken über Musik und Beleuchtung hin. — Ich habe meinen Stuhl ganz nah an Ghitas Seite gerückt, wir plaudern so ungestört, als wären wir beide allein auf dem Platz. Der Lärm, die Musik, das wechselnde Licht dienen nur, uns zu isolieren, meine Worte zu übertönen. Was ich ihr sagte, ich weiß es selber nicht mehr so recht. Viel Vernünftiges wird es wohl schwerlich gewesen sein. Denn sie schüttelt den schönen Kopf: Was wollen Sie nur! Woran zweifeln Sie denn? Sie sind ein rechtes Kind, Signor Alwin.

Contessina, ich bin älter als Sie.

Den Jahren nach vielleicht. Aber sonst? . . . Was haben Sie denn erfahren, das alt macht? Haben Sie je gefühlt, wie es weh thut, Menschen, die man lieb hat, nicht achten zu können, wie man es möchte? Haben Sie, was Ihnen am nächsten und heiligsten war, verbergen gelernt? gelernt sich zu verstellen, den Leuten ein freundlich Lächeln zu zeigen, wenn Ihnen selbst mehr nach Weinen zu Mut war, nur weil man mit Lachen leichter seinen Zweck erreicht?

Und Sie, was haben Sie erlebt, das Ihnen so bittere Weltkenntnis brachte?

Ich! O ich! — Sie lehnt den Kopf gegen die Pfeilerwandung zurück, ihre dunklen Augen gehen weit, weit hinaus, über den Platz mit dem Menschengedränge, über den Lärm und über die Lichter, zu dem stillen Nachthimmel draußen. — Was gäben Sie darum, wenn ich Ihnen etwas erzählte? Wirklich, ich spüre manchmal Lust, Ihnen mein Herz recht auszuschütten. Sie sind ein Mann und dabei so offen, durchsichtig, harmlos, fast wie meine liebe Mac hier. Ich wußte bis vor kurzem nicht, daß es so treue, ehrliche Seelen geben könne. Man muß Ihnen gut sein.

Ob das nun die allerhöchste Auszeichnung war oder das gerade Gegenteil?

Indem sie sprach und mit demselben träumerischen, weichen Ausdruck ins Weite starrte, folgte ich mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Spiel ihrer Hand mehr fast als ihren Worten. In den Fingern hielt sie noch das Eislöffelchen und zeichnete mit der Spitze desselben allerlei Linien in die Feuchtigkeit auf dem Tische, und Kreise und verschlungene Lettern . . . ein A und M, ein B und P — ihre Initialen und meine.

Fräulein Margherita, sagte ich leise, wenn das wahr werden könnte . . .

Sie sah mich an: Was fällt Ihnen ein? Mit raschem Erröten strich sie quer durch die früheren Züge, hin und her, bis alles verlöscht war. Sie sind ein Kind. Sagt ich es nicht? Und nun ist's genug. Komm, madre mia, wir müssen nach dem Vater sehen. Wo mag er nur bleiben? Wir wollen ihm entgegengehen. — Sie hatte sich erhoben und hing sich an den Arm ihrer Stiefmutter.

Wir hatten kaum ein paar Schritte gethan, als der Conte auf uns zukam, ganz atemlos. Das sei ein Gedränge, das! Wie man zum Vergnügen solche Festlichkeit aufsuchen könne, begreife er nicht. Mindestens zehnmal auf dem kurzen Weg von einer Seite des Platzes zur anderen sei er aufgehalten worden durch Bekannte und Unbekannte. Er habe gefürchtet, uns zu verfehlen. Und er wischte sich mit seinem eleganten, seidenen Tüchlein den Schweiß von der Stirn.

Povero babbo — sie streichelte ihm die Schulter — du hast also wirklich die ganze Zeit dazu gebraucht, nur hin und her, von den neuen Prokuratien zu den alten zu gehen und wieder zurück?

Die ganze? Hm, nein. War es denn so lang? — er zog seine Uhr. — Ich traf Don Battista erst vor den Specchi drüben und . . . Weißt du, Ghita, daß er schwört, gar nicht hier, an dieser Seite des Platzes gewesen zu sein, wo du ihn doch sahst? . . . Bevor ich nicht eine Partie mit ihm gemacht, ließ er mich nicht los.

Sehen Sie, sagte Ghita mir leise, so ist es immer. Die warten und suchen, denen erscheint die kurze Zeit lang, den anderen nicht.

Der Conte lobte uns, daß wir hier so ruhig auf und ab gegangen, ihn zu erwarten. Es wäre ihm höchst unlieb gewesen, hätte man in seiner kurzen Abwesenheit seine Tochter ohne ihn bemerkt, vielleicht gar vor einem Café. Wir schwiegen alle drei weislich dazu. Er führte wieder beide Damen. Vor den hell erleuchteten Läden hielten sie ihn an, um Schmuck und Perlen bewundern zu können. Man muß die Frauen gewähren lassen, sagte er, sie sind wie die Kinder, lieben, was glänzt.

Die Männer minder? fragte Ghita und deutete, nur für mich bemerklich, auf den

großen Diamanten, den er immer in der Krawatte trägt.

Ich war an ihrer Seite geblieben. Sie zeigte mir dies und jenes, was ihr gefiel. Ich aber dachte, wie ich an dem ersten Tag in Venedig vor denselben Schaufenstern gestanden hatte, neben mir meine erträumte Frau. Ich sagte es ihr, leise, daß es die anderen nicht hören sollten. Da nickte sie nachdenklich: Ja, es muß hübsch sein, eine Hochzeitsreise zu machen und einander fremde Länder zeigen zu können.

Fräulein Ghita, sagte ich, ermutigt von ihrem Ton, wenn das wahr ist, was Sie vorhin zu mir sprachen ...

Sie kehrte sich zu mir herum. Mit einem übermütigen Blicke sah sie mir gerade ins Gesicht. Was meinen Sie? wenn was wahr wäre? Daß ich Ihnen gut bin, Signor Alwin? Weshalb zweifeln Sie daran? Wie gut ich Ihnen aber bin ... ja, wer das wüßte! So viel etwa, sollte ich denken, wie Sie mir. Sie selbst werden wohl erst in späteren Jahren ermessen können, wie viel das war.

Zu anderen als zu solchen orakelhaften Aussprüchen war sie nicht zu bewegen. Sie hörte nicht auf das, was ich ihr sagte, hing sich nur fester an den Arm ihres Vaters und ließ sich von ihm, scheinbar mit dem größten Interesse, die Züge seiner Dominopartie auseinandersetzen. Nun, ich muß wohl zufrieden sein, daß sie so viel gesagt hat. Ich bin's auch, wenn ich an ihre Augen, ihr Erröten denke und daran, wie sie schnell mit der Löffelspitze jene feuchten Züge auf der Tischplatte verwischte.

Liebste Alte, wärst du nur hier! Ach, wenn du sie gesehen hättest, wie sie zum Abschied unter dem Portal des Palazzo sich noch einmal zu mir wandte und mir die Hand hinhielt: Felicissima notte. Ich danke Ihnen für diesen Abend. Es war so hübsch! Ich werde es Ihnen niemals vergessen. — Und wie sie mir zunickte und wie das Licht des Mondes, der über den Dächern gerade hervorkam, sich in ihren Augen spiegelte ...

Nein, ich will es dir lieber nicht schildern. Sonst denkst du am Ende gar, der Mondschein hätte es mir angethan, daß ich heute mein letztes Restchen Verstand verloren. Um dieser Gefahr nicht in Wirklichkeit zu verfallen, will ich jetzt — es ist nahe am Morgen — nicht weiter schreiben, sondern versuchen, ob meine alte Schülerpanacee gegen jedwedes Leid, der Schlaf, mir hilft, die Dinge und Menschen mit etwas ernüchterten Sinnen zu sehen. Gute Nacht also.

Alwin.

* * *

Montag, 11. April

Aus den verzauberten Träumen von gestern hast du mich nicht eben sehr sänftiglich aufgeweckt, meine liebwerte Alte. Ich hatte, nachdem ich bis weit über Mitternacht hinaus an dich geschrieben, so süß geschlummert — du siehst, dieses mein Haupttalent verließ mich noch nicht, auch der Appetit ist so ziemlich, ich danke; — daß, sage ich, meine brave Wirtin, Frau Eufemia, vergebens zweimal, wie sie behauptet, angeklopft hat, ja bis an mein Bett gekommen ist, ohne daß ich sie bemerkt. Ich glaube, der Seewind, der durch die kleine Spalte im Fenster — die versprochene neue Scheibe fehlt nämlich noch — mich die Nacht hindurch anbläst, macht meinen Schlaf hier so fest und tief. Wie dem nun sein mag, da ich erwachte, fand ich zweierlei auf meinem Tischchen am Bett: die Karte des Conte Giulio Pisani und deinen Brief. Daß ich den Besuch verschlafen, war mir schon ganz recht. Denn es stand mir der Sinn nicht danach, heute wieder mit ihrem Vater Kunststudien oder, noch viel schlimmer, Pisanische Geschichte zu treiben. Dein Brief aber — brr, ich muß mich schütteln, war das ein Sturzbad! Was schrieb ich denn, was dich zu dieser verächtlich spöttischen Kühle berechtigt? Nur daraus, daß sie mich freundlich empfing, kannst du doch nicht schließen, daß sie mich mißbrauchen werde? Was könnte sie denn mit mir wollen? Sich ein wenig amü-

sieren. Ist das so schlimm? Ich sollte mich, schreibst du, vor allzu klugen, allzu liebenswürdigen Fräuleins hüten, denen ich doch nicht gewachsen sei? Ja, wahrhaftig; vor solchen, wie meine Schwester, die anfangs einen harmlosen Reisenden zu Bekenntnissen förmlich verlockt, durch ihre Teilnahme, durch ihre Bitten, er möchte nur recht viel erleben und womöglich noch etwas mehr schreiben; doch wenn besagter gutmütiger Kerl sich hinreißen läßt, zu schildern, was ihm in der Fremde Hübsches und Neues in den Weg läuft, dann wehe ihm! Dann schüttet die gestrenge Dame einen ganzen Eimer eiskalten Wassers brieflich auf sein lockig Haupt. — Hätte ich nur nicht den gestrigen Abend auch dir gerade so ehrlich geschildert! Und hätte ich nur den Brief nicht geschlossen und frankiert und noch in der Nacht der Cameriera mit der Weisung übergeben, sie solle ihn mit dem ersten Frühlicht zur Post besorgen! Was hilft's — er ist fort. So weiß ich denn kein anderes Mittel, als dir ebenso wahrhaft weiter zu schreiben. Magst du mich verhöhnen, wenn es dir Spaß macht, weil ich gar so leichtgläubig bin; von Ghita darfst du nichts Ungutes denken. Und daß du es nicht thust, daß du sie ebenso ansiehst wie ich, das hoffe ich noch am sichersten zu erreichen, wenn ich dir auch ferner alles von ihr getreulich berichte. Denn ich habe das Zutrauen zu dir, daß du sie günstiger beurteilen lernst, wenn du sie besser kennst.

Heute habe ich sie nicht gesehen. Ich ward ganz einfach von der Portinaja abgewiesen, der Herr Graf sei nicht zu Hause und die Damen allein bedauerten, nicht empfangen zu können. Daß diese übertriebene Vorsicht von dem Conte ausging, der seinen gestrigen Fehler, uns so lange unbewacht gelassen zu haben, höchst wahrscheinlich damit gut machen wollte, bezweifle ich nicht. Nun, warte nur, du alter Sünder, du sollst es mir büßen! Gleich heute abend, beim Domino. Denn daß ich bisher ganz regelmäßig jeden Tag ihm die Limonade bezahlte, geschah nur, weil ich längst entdeckte, wie froh er ist, wenn er gewinnt.

Jetzt will ich auf die Piazza gehen, den Signor Alvise aufzusuchen, den geheimnisvollen Unbekannten, wie du ihn noch nennst, obwohl ich dir längst, soviel ich mich entsinne, seinen Namen geschrieben habe. Gestern ließ ich ihn im Stiche. Ich war viel zu erregt in Erwartung des Abends, um unserer gewohnten Stelldicheinstunde zu gedenken. Später, bei der Illumination, schien mir's ein paarmal, als sähe ich von fern aus der Menge seinen energischen Kopf auftauchen. Aber als ich ihn grüßen wollte, war er schon verschwunden. Heute hoffe ich ihn nicht zu verfehlen. Doch ich werde mich wohl hüten, ihm von deinen vielen Fragen nur eine einzige vorzulegen. Du scheinst dich ja ganz gewaltig für ihn zu interessieren, mein Schwesterlein. Schade, daß ich dir nicht gleich ein paar hochromantische Abenteuer von ihm zu erzählen weiß! Am Ende könnten sie dich auch für meine Erlebnisse milder stimmen. Nun, vielleicht erfahre ich etwas bis morgen. Ich schicke heute den Brief noch nicht ab.

Dienstag, 12. April.

Über Abenteuer Signor Alvises wollte ich dir berichten? oder über meine eigenen? Wie war es doch? Der gestrige Abend, den wir miteinander verlebten, war romantisch genug.

Ich ging zum Markusplatz, traf ihn nicht, wartete und schlenderte dann durch die Gassen, durch welche er sonst zu kommen pflegt. An einer Brücke — es dämmerte schon — war ein Auflauf, wie jener, bei dem mich gleich in den ersten Tagen hier Frau Mac entdeckte. Diesmal wollte ich doch wissen, was vorging. Ich trat zum Rand und beugte mich über. Wie hatte sie damals verächtlich gesagt? Ein kecker Mensch mit einer Guitarre. Ist der heut derselbe? Aufrecht steht er in seiner Gondel, ein schlanker Mann in der Kleidung der Gondoliere. Doch die Ruder ruhen, er läßt sich langsam vom Wasser treiben, spielt dazu eine schwer-

mütige Weise und ist — wer? Mein großer Unbekannter selbst. — Signor Alvise, rufe ich unwillkürlich laut, da sind Sie ja! — Er fährt zurück, als wolle er sich im Dunkel verbergen. Aber da er mich erkannt: So, Sie sind's, sagt er, kommen Sie mit? — Und nimmt das Ruder und stößt zum Lande. — Wohin, frage ich, und was haben Sie vor? — Das wird sich schon finden, kommen Sie nur, entgegnet er, und seine Augen blitzen so lustig, als machte es ihm ein besonderes Vergnügen, mich, den er schon ein paarmal neckend einen „unschuldsvollen Jüngling" genannt, zu irgend einem unerlaubten Streiche zu verführen.

Ich ließ mich denn auch nicht lange bitten. Der alte Bettler, der überall auf den Wasserstufen an Ankommenden und Abfahrenden sein Strandrecht übt, hat mit seinem langen Haken die Gondel schon herangezogen, hält den Arm hin, mir hineinzuhelfen. Ich gebe den obligaten Soldo und wir stoßen wieder ab. Die Zuschauer auf der Brückenwölbung beugen sich vor, uns nachzusehen, wie wir unter dem Bogen hindurchfahren.

So, sagt Alvise, Sie können doch rudern? Stellen Sie sich hierher, auf die Poppa, ich spiele indessen ein Stücklein noch.

Wohl, rudern kann ich. Aber sitzend und nach rückwärts. Nicht, wie man's hier macht.

Nicht? — er lacht — schon gut, spielen Sie jetzt und ich fahre uns weiter.

Spielen? — Bester, ich lernte ein wenig Klavier zu klimpern. Doch auf dem Ding da ...

Auch nicht? Nun, so bleibt es eben beim alten und Sie begleiten mich nur als Laie und Publikus. — Er hängt sich die Guitarre wieder um den Nacken, greift zu den Rudern und bringt mit ein paar gewichtigen Stößen uns aus dem einen schmalen Rio in einen anderen, der nicht minder eng und gewunden ist.

Sie rudern ja wie ein Gondolier, sage ich. Und da er nun seine Guitarre wieder zur Hand nimmt und eines von den hübschen Liedern zu singen beginnt, die man hier häufig hört, da muß ich hinzufügen: Und Sie singen wie ein Sänger!

Er lacht und setzt die Guitarre ab: Das eine gehört wohl zu dem anderen. Brotlose Künste! Man lernt's als Kind wie das Atmen und das Essen, weil man einmal am Wasser wohnt und weil man am Wasser, nachts, in Venedig, nicht anders kann, als ein Liedchen zu singen. In der Ferne vergißt man das schnell genug.

Und übt es doch wieder, wenn man wieder einmal in der Nacht, in Venedig, am Wasser ist. Und wenn man ein liebes, harrendes Mädchen begrüßen will.

Ein Mädchen! — er wendet sich schnell herum — wen meinen Sie ...?

Niemanden, Freund. Beruhigen Sie sich, ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen. Nehmen wir an, daß Sie nicht einer, sondern allen Schönen Ihrer Heimat dies Ständchen bringen. Dabei an eine specielle zu denken, sei nicht verwehrt.

Auch Ihnen nicht? fragt er mit argwöhnischer Miene. — Ich glaube, Eifersucht und Mißtrauen stecken diesen Italienern so tief im Blute, daß sie ohne jeden Anlaß in ihnen erwachen. — Auch Sie denken vielleicht dabei an eine — die Sie lieben?

Vielleicht ... ein wenig ...

Ein wenig! — Der wunderliche Mensch wirft die Guitarre hin und springt in einem Satze bis zu mir und umarmt mich und lacht: O, wenn Sie nur ein wenig lieben, das ist nicht Liebe. Und wenn Sie Enttäuschung darum leiden müßten, würde das auch wohl nur ein wenig sein. Ich aber — er richtet sich straff in die Höhe, seine schwarzen Augen blitzen und er breitet beide Arme aus — ich liebe! Nicht ein wenig, nicht viel. Ich liebe! So wahr ich bin und so stark wie ich bin. Und weil es so ist, muß ich es erreichen und werde es erreichen. Wenn jetzt noch nicht, so in kurzem doch. Was frage ich viel, was sich zwischen uns drängt, sinnlose, veraltete Regeln, kindi-

sche Menschen, alte und junge; ich verscheuche sie, so — er spritzt mit dem Finger einen Tropfen vom Ruder fort — und ich gehe ans Ziel, geradeaus, frohmütig und siegessicher. — Das habe ich Ihnen sagen müssen, so schließt er ruhiger, daß Sie's nur wissen. Und nun ist's genug, nun wollen wir nicht weiter reden, noch einander Geständnisse machen, sondern singen. Unter sämtlichen Balkonen, wie Sie vorhin meinten; mir ist es recht.

Als zwei gute Kameraden schüttelten wir uns tapfer die Hand — obwohl er mir von seinen Geheimnissen nicht viel verraten hatte — und er begann sofort seinen Feldzug.

Wie es zuging, daß wir uns nach nur kurzer Fahrt an der düsteren Wasserfront des Palazzo Pisani befanden, kann ich nicht sagen. Hatte ich den Weg angegeben, er von ungefähr ihn eingeschlagen, ich weiß es nicht mehr. Wir waren da, er warf mir die Ruder zu, nahm die Guitarre und begann. So weich, so schmelzend hatte seine schöne Stimme noch vor keinem Hause geklungen. Es war, als fühle er, was ich fühlte, und sein Gesang sei nur der Ausdruck meiner innersten Herzensgedanken. Wie diese venetianischen Weisen einschmeichelnd sind, wie zärtlich sie zu klagen wissen! Er sang und ich blickte hinauf. Die alten Wände über dem schmalen Wasser blieben schwarz und leblos; hinter den erblindeten Fenstern erschien kein Licht; nichts bewegte sich in dem ganzen Hause. Erst beim letzten Verse des hübschen Volksliedes, in dem der Schiffer sein Mädchen bittet, mit ihm hinaus in die freie Lagune zu kommen:

> Là podaremo soli, soleti,
> Parlarse, o cara, dei nostri afeti,
> Là godaremo fra cielo e mar,
> Andemo in gondola a respirar!

bei diesem leisen, lang hingehauchten, oftmals wiederholten Kehrreim hörte ich droben, nahe dem Dach, ein Fenster gehen. Durch die ängstlich geöffnete Spalte bog sich ein Kopf vor. Man konnte die Züge kaum erkennen. Aber ich wußte wohl, wer es war. Nicht nur an meinem beschleunigten Herzschlag. Denn die da droben, nachdem sie eine Minute lang spähend herabgeblickt, fing an zu lachen. Erst leise, dann lauter, silberhell; es klang von den alten Mauern wieder, aus den Steinen, aus den Wellen, es klang in der feierlich stillen Nacht so übermütig, so ausgelassen, so ansteckend lustig, daß wir beide, jung wie wir waren, mit einstimmen mußten. Obwohl ich ein kleines bißchen enttäuscht war, so wenig poetisch empfangen zu werden. Signor Alvise, wie leidenschaftlich er mir noch eben vorher von der Liebe geredet, vergaß seinen Ernst. Er winkte zu ihr hinauf wie ich und lachte, und spielte immer tollere Accorde. Das schwärzliche Wasser, die alten Mauern des düsteren Baues, sie schienen förmlich licht und heiter.

Da, urplötzlich, verstummt das Lachen, das Fenster droben schließt sich mit einem jähen Schlage, Alvise läßt die Guitarre sinken.

Nun stand die Palastwand wieder dräuend, die Wellen schlugen mit glucksendem, unheimlichem Stöhnen wie schluchzend an die verfallenden Steine, und mit langen, eiligen Stößen ruderte er aus dem engen Rio uns in den breiten Kanal hinaus. Dort war das bunte, heitere Venedig, das die Fremden alle kennen. Aber die enge Wassergasse mit ihrem Schweigen, dem kurzen, auflichtend hellen Lachen und der düsteren Nacht, die geheimnisvoll wieder alles zudeckt, das ist echte Romantik. Wer das gesehen und erlebt hat, der erst weiß, was Venedig ist.

Abends.

Nachspiel. Obige Zeilen waren noch kaum getrocknet, als der Conte Pisani eintritt: Ist es wahr, daß Sie gestern nacht unter dem Fenster meiner Tochter gewesen sind?

Ja, allerdings.

Und daß Sie ihr ein Ständchen brachten?

So ist es.

Und zu ihr hinaufgewinkt haben, als Ghita, ungehorsam genug, das Fenster öffnete?

Auch das ist richtig.

Er schüttelt den Kopf. — Ich wollte es nicht glauben, wenn ich es nicht von Ihren eigenen Lippen hörte. Es schien mir undenkbar. Sie, ein Gelehrter! Ja, wissen Sie denn, was ich einem Venetianer, der solches gewagt hätte, sagen würde? Signor, seid Ihr von Adel, so habt Ihr noch heute mit Eurer Mutter zu mir zu kommen, um meiner Tochter Hand anzuhalten. Thut Ihr das nicht, so spürt meinen Degen.

Ich versichere dich, der kleine Herr sah gar nicht spaßhaft aus, als er so sprach. Ich würde mich nicht gewundert haben, hätte er wie einer seiner tapferen Ahnen augenblicklich das Schwert gezogen. Obwohl er so modern gekleidet wie nur einer vor mir stand, im schwarzen Gehrock und mit einer Nelke im Knopfloch. Seine buschigen Brauen waren drohend zusammengezogen, seine Lippen zitterten. Das alte Aristokratengesicht war gerötet von Zorn. Wo es sich um seine Tochter handelt und um seinen Familienstolz, da merkt man jedesmal, daß es ihm doch mit etwas Ernst ist. Ich fühlte mich so sehr als Verbrecher ihm gegenüber, daß ich am liebsten schuljungenhaft mich herausgeredet hätte, mein Freund sei's gewesen, nicht ich, der gesungen.

Aber, fuhr er fort, Sie sind fremd hier und sind mein Gast. Es stünde mir schlecht an, mit den Waffen von Ihnen Rechenschaft zu fordern für eine Thorheit, die Sie Jugend und Unkenntnis unserer Sitten begehen ließen. Ein Forestiere, werde ich unseren Nachbarn sagen, was der thut, was hat's zu bedeuten? Meiner Tochter Ruf soll, so hoffe ich, darunter nicht leiden. Und daß dergleichen nicht wieder vorfällt — ich denke doch, Sie werden so bald unter meinem Fenster keine Serenade mehr bringen? Und wenn auch — daß man Ihnen nicht wieder das Fenster aufthut, dafür sorge ich schon. Noch eins: sie rief Ihnen nicht etwas zu? sie warf nichts hinunter?

Nichts, gestand ich seufzend, der Wahrheit gemäß, sie lachte nur.

Schon gut, entgegnete er mit Würde, das hörte ich selbst, das war's, was mich herbeirief. Ghita sagte, es sei weiter nichts geschehen. Nun will ich es glauben. Und so verzeihe ich Ihnen denn.

Ist das nicht ein fatales Ende eines so hübschen Abenteuers? Gnädigst sich verzeihen lassen, weil man so jung ist, so unbedeutend, daß es nicht viel darauf ankommt, was man thut oder läßt. Und noch dafür ausgelacht zu werden und weiter nichts! Denn als ich vorhin auf der Piazza deinem Freunde Alvise die Sache erzählte, was that der Schelm? Er lachte, lachte — wie gestern Ghita, nur lauter noch, daß es ihn schüttelte. Und fiel mir um den Hals und lachte, und streichelte meine Wange und lachte, und meinte lachend, ein Freund wie ich sei noch gar nicht dagewesen, der unaufgefordert so mutig und tapfer zu schweigen verstünde. Zwar glaube ich nicht, daß der Conte ihm so ohne weiteres seinen Degen durch den Leib gerannt haben würde, hätte er erfahren, daß ein anderer, daß dieser junge Venetianer mit mir im Boot war. Aber Alvise schien mir mehr, als er zeigen wollte, von der Sache beschäftigt. Er bat mich sehr ernstlich, sein Inkognito ferner zu wahren, er werde nun nächster Tage wohl reisen, sein Bleiben hier führe jetzt doch zu nichts. Was er suchen gewollt, einen Nachweis über einen einstigen Adelstitel, der in seiner Familie gewesen sein soll, hätte er nicht gefunden, auch so recht nie daran geglaubt, daß dergleichen zu finden wäre. Für sich — er richtete sich in seiner ganzen Höhe auf — für sich selber brauche er das Ding wahrlich nicht, er wolle auch ohne solche Stütze zum Ziele gelangen. Aber was thäte man nicht alles für ... seine Stimme verlor sich in Murmeln. Dann gab er mir den Permesso zurück, riet mir aber, das Blatt fürs erste lieber nicht zu benutzen; man kenne ihn einmal auf dem

Archiv als Inhaber desselben und könnte leicht einem anderen, der es vorzeigen wollte, unbequeme Fragen stellen.

Sonst hat er mir keine Konfidenzen gemacht. So kann ich dir auch den Gefallen nicht erweisen, dir, wie du mich in deinem heutigen Briefchen bittest, seine vollständige Adresse mitzuteilen. Weshalb will denn der Name Alvise dir noch nicht genügen? Es ist ein Vorname, sagst du? Wohl. Und dazu ein so echt venetianischer wie nur einer. Viele der Dogen trugen ihn, man liest ihn noch auf den Goldzechinen, auf welchen der regierende Fürst kniend vor dem heiligen Markus, dem Schutzpatrone seiner Stadt, dargestellt zu werden pflegt. Die Sitte, solche alte Taufnamen als Familiennamen zu verwenden, ist so gebräuchlich in Italien wie bei uns. Ich begreife nicht, was dich daran so mißtrauisch macht. Auch sonst kann ich dir nur den Rat wiederholen, dich um deines Bruders Umgang und Sicherheit nicht so viel zu sorgen. Man stellt ihm nicht nach hier, wie du denkst, man hält einen jungen deutschen Studenten nicht für eine so kostbare Beute, um ihn mit Listen einzufangen. Im Gegenteil: anstatt sich viel um ihn zu mühen — lacht man ihn aus! Dir wird das ganz recht sein, fürchte ich.

Alwin.

* * *

Freitag, 15. April.

Alte! Herzenskind! meine Schwester!

Ja, ist denn das möglich? Der Brief war von ihr! Ich kann's noch nicht glauben. Jener Brief, den ich am ersten Tag hier erhalten, das duftende, kleine, rosenfarbige Billetdoux, das war — von Ghita! Sie sagte es, sie selbst. Mir schwindelt der Kopf noch. Ich schreibe dir gleich, weil ich mir nicht traue, weil ich es nicht fassen kann, weil ich es hier, schwarz auf weiß, vor meinen Augen sehen, mir selbst bestätigen muß. Denn es ist so. Und ob's auch ein Wunder scheint — es bleibt so.

Also höre. Der Conte holte mich ab. Wir gingen in mehrere Kirchen, waren auch im Palazzo Cavalli, allwo eine Treppe zu sehen ist, für die ganz Venedig jetzt sich begeistert: von Marmor, reich an Kunst und Arbeit, ein kostbar Bauwerk, ganz wie die alten — nur funkelnd neu. Aber was erzähle ich dir da von dem, was wir heut am Morgen sahen! Darauf kommt es nicht an. Genug, wir waren müde vom Schauen und ich schlug vor, daß wir zu Bauer gehen wollten, ein Glas Bier zu trinken. Der Conte wie immer — er liebt alles Deutsche — war einverstanden. Wir kamen von der Piazza S. Marco, so daß unser Weg an San Moïsé vorüberführte. Es war gegen Mittag, der Gottesdienst mochte gerade beendet sein. Und unter den Menschen, welche aus den Pforten der Kirche ins Freie traten, entdecke ich eine schlanke Gestalt, den schwarzen Schleier auf braunen Haaren, die mit langsam wiegendem Gang uns entgegenschreitet. Ich hatte alle die Tage sie nicht gesehen, ich eile voll Freude auf sie zu. Aber ihr Vater: — Ghita! sagt er mit einem Ton, der nichts Gutes bedeutet, du hier? Bist du's wirklich? Was soll das heißen?

Auch sie schien im ersten Moment betreten. Ich sah sie einen raschen Blick in die Runde thun. Dann aber warf sie mit leichtem Lachen den Kopf in den Nacken: Ja, freilich bin ich es. Zweifelst du daran?

Scherze nicht, spricht er streng. Ich will es wissen: wie kommst du hierher? weshalb bist du allein?

Sie zieht die Brauen erstaunt in die Höhe: Ja, was denkst du denn eigentlich, babbo? Wir waren zur Messe in San Moïsé, wie gewöhnlich. Daß Mac frömmer ist als du, ich dadurch jetzt täglich die Kirche besuche — du lobtest es selbst.

Und wo ist sie?

Wie du fragst! Sie ging dort zu dem Mosaicisten, an dessen Thür sie sich als Lehrerin angezeigt hat. Ich glaube, sie wollte sich erkundigen, ob neue Schüler sich gemeldet. Frage sie nur. Da kommt sie schon.

Richtig, aus der Thür des kleinen Mosaikladens tritt die gute Irländerin auf den sonnigen Platz, erblickt uns, kommt eiligst auf uns zu, voller Freude, uns so von ungefähr hier zu treffen. Wie gut doch, daß Ghita vor der Ladenthür warten wollte! Sonst wären wir wohl gar vorübergegangen, ohne von ihrer Nähe zu wissen!

Contessa — so unterbricht der Conte mit würdevoller Gemessenheit ihren freudigen Wortschwall — Contessa, ich muß es tief beklagen, daß Sie nach bald zweijähriger Ehe sich noch immer nicht genugsam die wenigen, aber allerdings strengen Anstandsgesetze, auf welche ich halte, zu eigen machten. Ich wünsche — das sollten Sie endlich wissen — entschieden nicht, daß meine Tochter allein auf der Straße gesehen werde.

Arme Mac! flüsterte Ghita mir mitleidig zu, nun wird sie's wieder ausbaden müssen.

Und war es denn nicht ihre Schuld? frage ich. Wir gingen weiter, geradeaus durch die Straße, in der Richtung zum Palast Pisani. Der Conte war über den Zwischenfall viel zu aufgeregt, um an den Frühschoppen noch zu denken. Zu meiner Freude war er es so sehr, daß er mein Mitgehen nicht beachtete. So konnte ich, während er noch auf die thränenvoll sich entschuldigende Mac heftig einsprach, neben seiner Tochter bleiben. Sind Sie etwa die Schuldige, Contessina?

Sie lacht. Wie kommen Sie zu der Frage? Weshalb sollte es mir wohl erwünscht sein, einmal der Aufsicht zu entschlüpfen! Können Sie sich so etwas nur denken?

Ich weiß es nicht, ich glaube es nicht. Aber — jetzt begreife ich es selbst kaum, wie ich dazu kam, das ihr gerade zu sagen! — aber ich weiß wohl, junge Mädchen, die man so ängstlich wie Sie behütet, wagen sich gern auf allerlei verbotene Wege. Es soll sogar vorkommen, daß man heimliche Briefchen sendet, zum Stelldichein ...

Woher wissen Sie das? weshalb glauben Sie das? Hat man für Sie schon dergleichen gethan? sagen Sie es aus Ihrer Erfahrung oder — ich muß wohl rot geworden sein, denn sie lacht plötzlich hell auf — aus Ihrer eigenen Vergangenheit also! Und hier in Venedig, in diesen vier Wochen? Das muß ich wissen, das ist zu lustig. Heraus damit, wer schrieb Ihnen so verfängliche Briefe?

Ich erklärte, es sei nur ein Beispiel gewesen, wie man's eben braucht, ohne persönliche Hintergedanken. Aber sie ... fast scheint mir, sie kennt mich schon so gut wie du und weiß sofort es mir anzusehen, wo ich die lautere Wahrheit nicht sage. Denn sie lachte nur: Gestehen Sie's doch. Ich möchte wohl das Briefchen sehen. Ob Sie darauf geantwortet haben, frage ich nicht einmal. Sie, ein deutscher Ehrenmann, ein Gelehrter! glauben Sie, ich könnte denken, Sie wären zum Rendezvous gekommen? O nimmermehr, Sie verachten dergleichen. Aber ich gar nicht. Ich bin so neugierig, neugierig wie Eva. Und deshalb, bitte, bitte, bitte — den Brief! — Sie hatte die schlanken Hände gefaltet. Unter ihrem schwarzen Spitzenschleier schauten mich die dunklen Augen so lieb, so erwartungsvoll an ...

Was war mir jene Unbekannte! Ich gab ihr den Brief.

Aber es scheint nicht so ungefährlich, jungen Venetianerinnen auf der Straße etwas Geschriebenes zu zeigen. Wir hatten uns im Eifer des Redens schneller gehend von ihren Eltern entfernt. Die Straße führt dort nicht mehr in gerader Richtung zwischen zwei Häuserreihen weiter, sondern lenkt seitwärts über eine gekrümmte Brücke, den ponte storto. Der Conte und seine Gemahlin hatten, in langsamerem Tempo uns folgend, noch die Biegung nicht erreicht, konnten also wohl von der Seite uns deutlich übersehen. In einer Sekunde war der Alte neben uns: Was hast du da? was für ein Brief ist das? wer wagt's, dir zu schreiben?

Die Contessina, die sonst so tapfer ist und so heiter ihr Recht zu wahren weiß,

nachdem sie nur einen flüchtigen Blick auf das rosa Blättchen geworfen, lehnt an dem steinernen Brückengeländer, bleich bis in die Lippen.

Signor Conte, sage ich ruhig an ihrer Statt — sein Zorn und ihr Schrecken schienen mir ziemlich gleich unbegreiflich —, das Briefchen da gehört mir. Es ist durchaus nicht an Ihr Fräulein Tochter gerichtet.

Er sieht mich an, sieht sie an, schüttelt den Kopf und greift nach dem Papier, das sie noch in der Hand hält: Laß doch einmal sehen. — Was ist denn das? das hast du ja geschrieben!

Ja, spricht Ghita, die von ihrem Schrecken sich schon erholt hat, richtet sich auf und wendet den Kopf mit ihrem gewohnten Lächeln ihm zu: povero babbo, welche Enttäuschung! Du dachtest dein Kind auf irgend einer gefährlichen, verbotenen Korrespondenz zu betreffen? Und was findest du? Weiter nichts als eine Bitte, auf dem Archiv gewisse Akten nachzusehen, deren Erforschung dir, ich weiß es, für unsere Familiengeschichte von Wert schien.

Abermals war der Conte geschlagen. Abermals mußte er sich darein ergeben. Er brummte etwas von Ausflüchten und Winkelzügen, was mich diesmal nicht so völlig unberechtigt bedünken wollte.

Weshalb, fragte ich, da wir in einer engen Gasse wieder zu zweien gehen mußten, weshalb sagten Sie, der Brief sei von Ihnen?

Weil es wahr ist, erwiderte sie kurz, ich lüge nicht gern.

Contessina! Dieser Brief wäre von Ihnen geschrieben?

Zweifeln Sie noch daran?

Ja, aber — dann ist er nicht für mich.

Was Sie alles fragen! — sie lacht belustigt — haben Sie ihn nicht selbst erbrochen und gelesen?

Das wohl. Aber — es ist doch unmöglich. Sie wußten kaum, daß ich existiere, konnten nicht wissen, daß ich in Venedig. Und wenn auch ... wir hatten uns niemals gesehen ... Wie hätten Sie — so! — mir wohl schreiben können.

Wahrlich, ruft sie in hellem Zorn, Sie sind ja ärger noch als der Vater mit Ihren Fragen. Ich dachte, wir zwei wären gute Freunde. Sie haben selbst seine Strenge getadelt. Und nun wollen Sie mich ausforschen und quälen? Nichts da, Signor Inquisitore! dazu gab ich Ihnen kein Recht. Ich schrieb das Blatt, Sie haben's gelesen, was wollen Sie weiter noch? Steht denn so Verfängliches darin, daß ich mich dessen zu schämen hätte? Nun gut, so soll es vernichtet werden, soll es niemand mehr sehen. — Und ehe ich sie daran zu hindern vermag, hat sie das rosa Briefchen zu einem Ball zusammengedrückt und wirft es — wir kreuzten eben wieder eine der zahllosen kleinen Brücken — mit schnellem Schwunge in den Kanal. Nun ist's genug, nun will ich nichts wieder davon hören. Glauben Sie, oder glauben Sie nicht, was Ihnen Spaß macht. Von mir erfahren Sie kein Wort mehr! — Damit wendet sie sich zu den Eltern, hängt sich an den Arm ihrer Mutter und plaudert mit der. Auf dem ganzen Weg bis zum Palast Pisani gönnte sie mir auch nicht einen Blick. Dort aber, unter dem Portal, kehrt sie den Kopf herum und nickt mit einem unbeschreiblichen Lächeln: Ich bin Ihnen doch sehr gut, Signor Alwin. A rivederci! — und schlüpft ins Haus.

Der Conte hatte mich zurückgehalten: Signor Alwin, auf ein Wort noch. Das Blatt war von meiner Tochter geschrieben, ich sah es selbst. Aber — auf Ehre! — sie hat es Ihnen nicht zugesteckt, daß Sie's einem anderen ... Sie verstehen mich gar nicht? So? hm, hm. Verzeihen Sie. Es war nur ein Verdacht, der mir aufstieg. Also für Sie, für Sie selber, wahrhaftig? Nun, wenn das so ist ... Sagen Sie mir, Sie sind zwar noch jung, mein vortrefflicher Freund, aber Ihre Familie in Deutschland ist ziemlich bemittelt, wenn ich durch die Contessa recht berichtet bin. Ist dem nicht so?

Liebste Alte, was soll ich beginnen! was glauben, was nicht? Ist es möglich, daß sie durch Mac, wie diese manchmal behauptet hat, längst ehe ich herkam, von mir wußte, von unserem Hause? Daß sie im Corriere di Venezia meinen Namen las? — Es ist ja denkbar, man veröffentlicht hier manchmal, wenn auch recht unregelmäßig, die Listen der angekommenen Fremden. — Und wenn beides wahr ist — könnte sie nicht an jenem selben Sonntagmorgen, da sie also erfuhr, ich sei in Venedig, in irgend einer Mädchenlaune das Briefchen mir geschrieben haben? Daß es von ihr ist, kann ich nicht bezweifeln. Vor mir liegt noch das große Manuskript des Conte mit den Notizen dazu, deren Handschrift mir so bekannt schien. Jetzt weiß ich woher. Wenn es aber für mich bestimmt war, wenn ich das glauben darf, wäre dann nicht das andere auch möglich, das mir jetzt noch viel fabelhafter klingt, beseligend und undenkbar zugleich — daß sie mich wirklich ... Ich glaube es ja selbst nicht. Aber wenn .. Mag dann der Brief sich als Irrtum erweisen, immerhin, mich soll es nicht kümmern. Wenn das wahr ist! ...

Schwester, sage den Eltern noch nichts. Ich bin ja zu jung und wir müssen noch warten. Aber wenn ... Du wirst sie lieb haben, nicht wahr, meine Alte?

Eines ist sicher: der Papagei — wie konnte ich das kluge Tier nur hassen — rief: Caro Alwi, caro Alwi! als ich zum erstenmal sie besuchte.

Was denkst du davon? und von allem anderen? Der Conte scheint es fast zu erwarten, daß ich um seine Tochter anhalte. Wär ich doch älter, mein eigener Herr erst ... Schreib mir, Schwester! Ich bin so glücklich. Und kann's doch nicht ganz sein. Schreib mir, Alte. Ich brauche es. Alwin.

* * *

Sonnabend, 16. April, nachmittags.

Ich konnte nicht schlafen. Die lange Nacht hindurch warf ich mich von einer auf die andere Seite. Liebt sie mich? treibt sie mit mir ihr Spiel? Erwartet der Alte, daß ich seiner Tochter Ruf, der durch mich gekränkt sein soll, wieder herstelle, indem ich ihr meine Hand antrage? Oder wird er dem mittellosen, unadeligen Fremdling die Thür weisen, so er sich erkühnt, ein Wort davon zu sagen? Was soll ich thun, was soll ich lassen! Die Eltern kränken, dem ersehnten Gelehrtenberuf, bevor ich noch recht in ihn eingetreten, den Rücken wenden, um mich und mein Weib auf rascherem Wege ernähren zu können? Was ist Pflicht hier, was nicht? Bis zu dieser Nacht glaubte ich immer so sicher entscheiden zu können, was das Rechte sei. Du kennst mich ja, langes Schwanken ist sonst nicht meine Sache. Auch ertrug ich die Qual nicht. Ich sprang auf, da der Morgen kaum graute. Mich verlangte ins Freie, fort aus der Stadt. Es war nicht Feigheit, was mich davontrieb, sondern das Bewußtsein, daß ich mich in der Einsamkeit auf mich selber besinnen müsse, um dann entschlossen thun zu können, was mir als recht erscheinen würde.

Früh, da ich durch die noch stillen Gassen ziellos hinlief, kam mir der Menego in den Weg, mein alter Gondolier und Freund. Er fragte vorwurfsvoll, weshalb ich denn nie mit ihm fahre? Da sagte ich ihm, heute sei ich bereit, und hieß ihn mich führen, wohin er wolle, nur weit, recht weit fort.

Wir ruderten quer durch die ganze Stadt und hinaus in die Lagunen. Rechts blieb San Michele, mit der rosa schimmernden Mauer, hinter welcher Venedig seine Toten bestattet, und links Murano mit Häusern und Kirchen und altersgrauen Glockentürmen. Lichtblau und silbern dehnte sich die Wasserfläche; aus tieferem Blau ragte im Norden eine duftige Bergkette auf. Es seien die Tiroler Alpen, sagte Menego mir. Und gen Süden, wie schwebend über dem Wasser, sah man die Hügelreihe der Euganeen. Es war mir wie in einem Traum: die Berge stiegen auf aus den Fluten, die Schiffe

wandelten über das Land. Denn es ziehen sich durch die Lagunen grüne Streifen, schwimmende Wiesen, zwischen welchen bunte Segel sich bewegten. Und fern, schon fast am Horizonte, wo ein Dampfboot vorübergegangen, stand in der klaren Luft unbeweglich ein durchsichtig zartes Rauchwölkchen. In mir zitterte die Erregung; um mich her war es still. Kaum, daß die Wellen sich bewegten. Fast lautlos glitt die schlanke Gondel mit wiegendem Gleichmaß durch die Flut. Nur Menegos Fuß, wie er stetig rudernd sich hob und senkte, gab hinter mir auf der Poppa den Takt an. Ein leiser Windhauch spielte mit den Zacken der weißen Coperta, mit den Vorhängen an den Seiten, die mich gegen die Sonnenstrahlen schützen sollten. Er fächelte mir die heiße Stirn, die durstig trockenen Lippen; er wehte lindernd und kühlend mild mir über die unruhvollen Gedanken.

Wir fuhren geradeaus, zwischen zwei langen Reihen von Pfählen, die in dieser Wasserweite die Straße bezeichneten. Desgleichen Weges mit uns gingen andere Boote, Leute von den Inseln, die, nachdem sie am Fischmarkt beim Rialto ihre Ware abgesetzt hatten, mit leeren Körben heimkehrten. Zu zweien und dreien standen sie, das Ruder führend und singend in ihren Gondeln. Doch Menegos Barcajuolenstolz litt es nicht, daß sie schneller fuhren, er überholte sie allesamt. So kamen wir an einem großen Lastschiff vorüber. Die gelben Segel waren mit einer Sonne bemalt über dem Namen des Padrone, aus der kleinen Kajüte stieg Rauch auf, der Schiffer saß bei seiner Polenta und ließ sich's schmecken, vor ihm, auf einer Matte am Boden lag ein Kind, das mit seinen Ärmchen in die Luft griff. Nun that sich die Thür zur Kajüte auf; die Frau, ein blühend junges Weib, kam hervor, hob das Kind auf den Arm, setzte sich zu ihrem Manne und fütterte abwechselnd ihren Kleinen und sich aus der Schüssel. Ich aber blickte, solang ich konnte, zurück auf das ehelich hübsche Bild.

Veda, signor. Der Menego störte mich auf aus meinen Träumen. Das da ist Mazzorbo und dort drüben liegt Burano. Jetzt fahren wir erst bis nach Torcello, zu den alten Kirchen. Dann auf dem Rückweg landen wir aber in Burano, daß Ihr die Spitzenschule Euch anseht, und zu guter Letzt in Murano, wo die Glasfabriken sind.

Lieber Freund, sagte ich, laßt mich in Frieden. Ich verstehe nichts von Spitzen und habe kein Geld, mir viel zerbrechliche Gläser zu kaufen.

Eh! entgegnete er, Ihr braucht nichts zu kaufen. Ich will ja nichts, als daß Ihr hineingeht. Thut Ihr's doch täglich für den Conte. Als ob solch ein Signor den Verdienst so viel nötiger hätte denn ein ehrlicher Gondolier.

Den Verdienst? fragte ich. Was redest du da, Menego. Glaubst du, der Conte ließe sich dafür bezahlen, wenn er mich in Paläste und Kirchen begleitet? Wohl möglich, daß Ihr Gondoliere dergleichen treibt. Doch ein Conte Pisani ...

Eh! machte er wieder mit seinem kurzen Lieblingston, eh, che volete? Die Kustoden haben dem Führer einen Anteil am Trinkgeld zu geben, die Ladeninhaber zahlen dafür, daß man ihnen einen Fremden hinbringt, wenn er gleich keine Einkäufe macht. Das ist einmal Brauch so. Weshalb sollte er sich weigern anzunehmen, was ihm zukommt? Ein Conte ist auch ein Mensch und will leben. Dieser gar erst ...

Dieser, sagte ich kurz, ist mein Freund und ich werde nichts gegen ihn hören.

Come commanda, brummte der Menego, wie Sie befehlen. Er trat zurück auf seinen Platz, von dem er zu mir herabgekommen, und tauchte die Ruder wieder ins Wasser, sie fleißig rührend.

Da waren sie wieder, die Zweifelgedanken, die ich so gern, so gern vergessen, abschütteln gewollt. Nun fielen sie mich heftiger an. Denn wenn es so war, wie Menego sagte — und fast mußte ich es ihm glauben —, so lebte sie bei ihrem Vater ein unwürdiges Leben, ein Dasein,

dem sie zu entreißen des Mannes Pflicht ist, der sie liebt. Sie selbst, das wußte ich, fühlte so stolz, verachtete solch niedriges Treiben so sehr wie ich. Aber ob sie mir fort von den Ihren, fort aus ihrer schönen Heimat folgen würde? — Ich kann sie mir denken als eine der Patricierinnen des alten Venedig, fürstlich prächtig angethan in golddurchwirkten Brokatgewändern, wie sie, umgeben von einem Hofstaat demütiger Verehrer, von der Loggia ihres Palastes kühl lächelnd hinabblickt auf das Volkstreiben des Canal grande. Ich kann sie mir denken als das Weib des armen Fischers oder Schiffers, gleich jener, die ich vorhin geschaut, die, vom Sonnenschein froh umspielt, ihr jauchzendes Kindlein hoch in die Luft hob. Aber daheim, im Norden, bei uns ...

Ich sah nicht Meer, noch Himmel, noch Inseln. Ich wußte nicht, welchen Weges wir fuhren. Nur: soll ich? — soll ich nicht? — wie ist es möglich? — wie kann es enden? — raunten die Wellen, hauchte der Wind im Vorüberstreifen, knarrten die Ruder, wie sie auf- und niedergingen.

Da ich zu Torcello aussteigen sollte, mußte ich mich erst gewaltsam fassen, mir klar zu machen, wo ich sei. Es ist auch kein Ort, um dort des Träumens Herr zu werden. Die Insel schläft selbst. Im vollen Mittagssonnenschein lag sie grasbewachsen und menschenleer, ein leiser Hauch wie von modernder Vergangenheit schien dem Boden zu entsteigen. Hier hat einmal eine Stadt gestanden. Bevor noch Venedig zu Ansehen gelangt war, blühte Torcello, trieb weithin Handel und baute stattliche, große Kirchen für sein zahlreiches Volk. Die Kirchen stehen noch. Altersgrau, ehrwürdig und schweigend ragen sie auf aus dem Wiesengrunde. Ein Kustode — der einzige Einwohner von Torcello, den ich erblickte — kam mit klirrendem Schlüsselbunde, sie zu zeigen. Erst Santa Fosca, einen achteckigen Rundbau, dann den Dom mit dem altertümlichen Bischofssitz in der Apsis. Es ist gleich leer und still in beiden, unsere Schritte hallten laut auf dem Steinfußboden, sonst kein Ton, keine Beter, kein Gottesdienst. Nur derselbe feuchte Totengeruch, den man schon draußen, im Tageslicht, zu spüren meinte. Und die uralten Mosaiken schauen traurig vorwurfsvoll, als wollten sie sagen: Wie, du lebst noch? Du willst noch hoffen?

Ich war froh, als ich wieder in der warmen Sonne stand. Und doch war mir bedrückt zu Mut, unruhig und bang. Ich ging rund um die Kirchen und wanderte weiter, setzte mich irgendwo in den Schatten zwischen Dom und Baptisterium und sprang wieder auf und setzte mich wieder, bis ich schließlich Domenico sagte, daß ich genug von Torcello gesehen und fahren wolle. Da blickte er mich fast so vorwurfsvoll an, wie die byzantinischen Heiligen im Dome. Und der Kustode hob seine Schlüssel: C'è il museo! — Ja freilich, ehe ich das Museum nicht besichtigt, schickte es sich nicht, von der Insel zu scheiden.

Und wenn ich jetzt denke, ich wäre wieder fortgefahren, ohne dort drinnen gewesen zu sein ...

Das Museum von Torcello enthält ein wunderliches Durcheinander, aus welchem man die Geschichte der verschwundenen Stadt entziffern möchte. Der Gedanke, hier den frühesten Handelsverbindungen des Nordens mit den venetianischen Inseln nachzuspüren, der Gedanke, um dessentwillen ich mich überhaupt mit dem Plan dieser Italienreise versöhnt, tauchte seit Tagen zum erstenmal wieder in mir auf. Ich habe sonst hier in Venedig wahrlich nicht viel für meine Doktordissertation vorgearbeitet. Der Kustode aber trieb mich vorwärts. — Ihm kam es, so schien es, nur darauf an, daß ich meinen Namen mit kratzender Feder und vertrockneter Tinte in sein Fremdenbuch eintrage und ihm darauf mit inhaltreichem Händedruck den Abschied gäbe. Eiligst geleitete er mich die Wendeltreppe hinunter, die im Inneren des kleinen Gebäudes ins Erdgeschoß führt, einen halbdunklen Raum, vollgestellt mit alten Bauteilen, wie sie

die Restaurierung des Domes kürzlich erst ans Licht gefördert. Daran sei nichts Besonderes, meinte er, indem er mir die Thür aufschloß, mich in Gnaden zu entlassen. Im Vorübergehen kehrte ich ein paar der alten Steinplatten von der Wand ab, zu sehen, was sie enthalten mochten. Es waren meist Grabtafeln mit Kreuzen von früh-mittelalterlicher Form und schwer zu entziffernden Inschriften. Und wie ich so den einen nach dem anderen der verwitterten Steine mir betrachte, da trifft mein Auge — denke dir! — plötzlich auf ihren Namen. Ja wirklich: Margarita Pisan ... so viel las ich ganz deutlich. Die übrigen Lettern dieser Reihe waren zerstört und abgebröckelt. Aber ich warf mich auf die Knie, kratzte mit meinem Federmesser Erde und Staub von dem alten Stein ab und brachte auch den Rest der Inschrift noch zu Tage. Sie lautete also, soweit sie erhalten:

Margaritæ Pisan ...
Uxori suæ dilectissim ...
Aloysius Buranus p.

Daß ich alle Fragmente und Trümmer, die sonst hier noch zu finden waren, allergründlichst nach ähnlichen Spuren untersuchte, kannst du leicht dir vorstellen. Ich fand zwar nichts weiter. Doch ging ich nicht fort, bevor ich den Stein mit den drei Schriftzeilen, die er trug, mir Strich für Strichlein gewissenhaftest in mein Notizbuch abgezeichnet. Leider war keine Jahreszahl zu finden. Doch mag er kaum viel jünger sein als der Dom.

Damals also gab's schon eine Ghita. Ich nehme selbstverständlich an, daß sie nicht aus der Stadt Pisa gebürtig, sondern wirklich vom Stamme der Pisani war. Der Gatte, der seinem vielgeliebten Weibe den Grabstein setzte, ist wohl nicht von Adel gewesen, da er sich nur einfach als Buranus bezeichnet, einen Bewohner der Nachbarinsel von Torcello. Aloysius oder Alvise ist jener altvenetianische Name, den auch mein Freund trägt. Sie aber ist dem Manne gefolgt aus ihrem Palast, vielleicht sogar gegen des Vaters Willen, in die einsame Stille der Inseln und machte ihn glücklich und war glücklich mit ihm. — Die Ghita, die ich kenne, würde ebenso handeln, wenn sie liebte. Ich wußte es, wußte jetzt auch erst deutlich, was ich will und muß. Das Bild des jungen Schifferpaares, das ich am Morgen gesehen hatte, trat mir wieder vor die Seele. So soll es werden. Und falls ihr Vater doch ob meiner allzuschlichten bürgerlichen Herkunft noch unerwartete Einwände macht, so weise ich ihm die Grabschrift vor. Durch eine Mitteilung aus der Geschichte seines Hauses kann man bei ihm alles erreichen. Darauf muß er einwilligen.

Also bin ich denn doch nicht umsonst auf Torcello gewesen, habe diesen langen Tag nicht nutzlos verträumt. Auf der stillen, sonnigen Heimfahrt spann ich mir es aus, wie das sein wird — wenn Ghita mein Weib ist. — In der leise schaukelnden Gondel sah ich sie neben mir, wir zwei allein, soli, soleti fra cielo e mar, ... wie Alvise gesungen hatte.

Und das ist die Antwort auf deinen Brief, den ich in diesem Augenblick erhalte. Ich solle mir nicht einreden, schreibst du, was nicht wahr sei? was ich jetzt fühle, das sei noch nicht Liebe, sondern geschmeichelte Eitelkeit? Nun wisse, Schwester, ich bin entschlossen, sofort, womöglich noch diesen Abend, bei ihrem Vater um der Contessina Ghita Pisani Hand anzuhalten. Obwohl ich weiß, daß dieser ihr Vater kein Mann ist, wie ihn mein Vater achtet. Obwohl ich weiß und deutlich fühle, daß sie zu euch, zu uns nicht paßt. Obwohl ich die Zukunft wie in einem Schleier von dräuenden Unmöglichkeiten vor mir sehe! Trotz alle und alledem will ich's versuchen, sie zu erringen, sie zu befreien aus dieser ihrer unwürdigen Lage. Zweifelst du jetzt noch, daß ich sie liebe?

Im nächsten Briefe sollst du unsere gemeinsamen Pläne erfahren. Heute bin ich noch allein

dein treuer Alwin.

* * *

Sonntag, 17. April 1887. Morgens früh.

Alte! Du sollst recht behalten. — Es wird mir schwer, es dir zu schreiben. Du siehst, meine Feder will noch nicht so ganz, wie sie soll, die Hand zittert mir ein wenig. Aber Geduld, es wird schon noch werden. Ich bin ja kein Knabe mehr, bin ein Mann. Von heute ab sollst auch du, denke ich, mir die Befugnis, mich so zu nennen, nicht länger bestreiten.

Also, nachdem ich dir gestern geschrieben, ging ich gegen Abend zur Piazza, wo ich um diese Zeit den Conte zu treffen dachte. Ich war entschlossen, noch vor Nacht meine Werbung anzubringen. Doch da ich zum Café Specchi komme, höre ich, er sei soeben fortgegangen, werde aber wahrscheinlich nochmals später auf dem Platz nach mir sehen. Was thun? Stillhalten, ihn erwarten? Und wenn nun der Conte nicht wiederkäme, ich noch eine Nacht mit der Ungewißheit auf dem Herzen hinbringen müßte? Nein, das war mehr, als ich ertragen konnte. Ich wollte geradesweges in sein Haus. Und traf ich den Vater nicht, ihm zuerst, pflichtgemäß, meine Absicht mitzuteilen — um so besser, so traf ich die Tochter!

Einer der Kellner hielt mich zurück, höchst geheimnisvoll mir einen Brief zuzustecken: von Signor Alvise, er lasse mich grüßen und reise noch heute. Das hätte mir eigentlich leid thun sollen. Doch hatte ich jetzt nicht Gedanken für ihn. Ich schob das Schreiben ungelesen in meine Tasche und eilte davon.

Denn ich dachte nur noch eines: vor Ghita stehen, offen mit Ghita reden zu dürfen! Indem ich hastig quer über den Platz lief, wo die Menschen in dichtem Kreis die Musik umstanden, kam mir's zu Sinn, wie lieb und vertraut sie vor wenigen Tagen hier mit mir gewesen. Und schnell schritt ich weiter durch die Gassen, von keinem Zweifel mehr behindert, von erwartender Freude wie auf Flügeln vorwärts getrieben, geradeaus, bis ich zu dem wohlbekannten Platz von San Moïsé kam. Doch ein begreifliches Mitgefühl für einen, dem es jetzt schon so gut war, wie ich erst hoffte, daß es mir demnächst werden sollte, machte mich hier einen Augenblick innehalten.

Die Gaslaternen der Brücke brannten dunkel. Es war still auf dem kleinen Campo, denn um diese Zeit strebt alles, was in Venedig noch wach ist, zum Markusplatz und zur Musik. So war wohl auch außer mir keine Seele, die beachtet hätte, wie da unten auf den flachen Landungsstufen, im Schatten der Brücke, zwei Liebende sich umklammert hielten. Ein Gondolier, richtig wieder mein Menego, stand wartend bereit. Er schien ungeduldig zu mahnen. Zweimal hatten sich die beiden schon getrennt, und kaum waren sie einen halben Schritt entfernt, so flogen sie wieder Wang an Wange, als ob es gar nicht möglich sein könne voneinander zu lassen. Draußen, von der Dogana her, klang der schrille Ton einer Dampfpfeife, dann längeres Läuten, das Signal von einem Schiff, das sich zur Abfahrt rüstete. Menego hatte mich vorhin, als wir von den Inseln gekommen waren, bevor wir landeten, noch rund um den schwarzen, mächtigen Leib des Triestiner Lloyddampfers gerudert, der im Hafen bereit lag zur Fahrt nach Alexandrien und der Levante. Es fiel mir ein, daß auch Alvise möglicherweise mit diesem Schiffe reisen würde. Und wie ich schärfer hinsehe — wahrhaftig, da ist's die sehnig schlanke Gestalt meines Geheimnisse liebenden Freundes, die dort sich über das Mädchen beugt, daß ich von diesem nur ein Kleidzipfelchen und ein Spitzentuch sehen kann. Nun schien es mir doppelt indiskret, das Pärchen zu beobachten. Also drückte ich mich möglichst lautlos zur Brücke hin. Aber kaum habe ich die breiten Steinstufen derselben zur Hälfte erstiegen, da höre ich hinter mir meinen Namen atemlos rufen. Ich schaue mich um. Es ist der Conte. Und ich schicke mich an, die Stufen der Brücke wieder hinab, ihm entgegenzugehen. Aber was ist das? Der Conte kommt nicht auf mich zu, auch sein Fuß stockt inmitten des Platzes.

Da eben vom Hafen her, von dem Dampfschiff das Läuten ausklingt, der Pfiff zum drittenmal laut ertönt, haben sich die zwei dort unten in bitterem Ernst voneinander gerissen. Mein Freund Alvise steigt ins Boot. Das Mädchen, das sich die Augen trocknet, kommt die Stufen vom Wasser herauf, wendet sich, mit der Hand am Geländer, mir entgegen, das Licht der Laterne fällt voll auf sie nieder, sie läßt das Tuch sinken, winkt ihm noch einmal schmerzlich zu, hebt das Antlitz in die Höhe, und — —

Ghita!

Ob der Aufschrei mir nur im Herzen klingt, ob er laut, in heftigem Zorn hervorgestoßen von anderen Lippen über den Platz gellt, weiß ich nicht zu sagen. Ihr Vater ist neben ihr, er hat ihre Hände gepackt, ihre Arme; Alvise ist wieder ans Land gesprungen und wirft sich dazwischen. Also da sind Sie, Mädchenräuber! ruft der Alte, wußte ich es längst doch, Alvise Buran, Sie müßten in der Nähe sein und ich dürfe dem Frieden nicht trauen. Aber daß mein eigenes Kind, daß mich meine Ghita so verrät ...

Ich höre nicht recht, was er weiterredet, heiser vor Wut. Ich weiß einen Augenblick lang überhaupt nicht, was um mich vorgeht. Schwindelnd fühle ich, als wäre der breite alte Brückenbogen unter mir auseinandergeborsten, als sollte ich hinabstürzen in die schwarzgrüne Flut und versinken, ohne Halt. — Der Zustand kann aber wohl nicht lang gedauert haben. Meine Arme halten noch das Steingeländer der Brücke umklammert. Was die da unten sprechen, saust unbegriffen mir vor den Ohren. Desto deutlicher klingen im Inneren mir allerlei Stimmen, sind mir in meinem dunklen Hirn befremdlich helle blendende Lichter aufgegangen, die mir vor- und rückschauend plötzlich alles erleuchten. Also die beiden kennen sich. Also ihr galt seine Schwermut, ihm galt ihr Lächeln und ihm auch ... der Brief? — Wie hatte der Conte ihn genannt? Hastig ziehe ich aus der Tasche das Schreiben, das vorhin mir der Kellner gegeben hat, und reiße es auf und lasse es sinken. Richtig, bei dem Licht der Brückenlaterne las ich die volle Unterschrift. Alvise ist sein Vorname nur. Sein voller Name aber lautet: Alvise Buran ... O Alte, du hast wieder einmal recht! Der, dem sie schrieb und den sie liebt, ist nicht Alwin Burau, sondern, leider! Alvise Buran. —

Und wie sie ihn liebt! Da mir die Nebel vor den Sinnen sich verziehen, daß ich nur zu klar um mich blicke, sehe ich sie, wie sie da unten auf den Wasserstufen steht, die Stirn erhoben, die Arme über der Brust gekreuzt. Wohl, spricht sie, und ihre weiche Stimme klingt so klar, so volltönend wie immer, durchdringt all das Dröhnen vor meinen Ohren; — wohl, mein Vater, das kannst du fordern, daß ich jetzt ihm nicht folge, nicht glücklich werde, weil ich dein Kind bin. Du siehst, ich wollte dir gehorchen; ich habe, ich selbst, ihn gebeten zu gehen. Sein Bleiben schafft doch nur Herzeleid und zwingt uns beide zu häßlichen Lügen, die ich verabscheue. Ich habe hier Abschied von ihm genommen, du sahst es ja selbst. Aber das kannst auch du nicht verlangen, kann kein Vater, daß seine Tochter in ihrem Herzen ihr Fühlen ändert. Dir mißfällt er, weil er nicht von Adel, weil sein Vater ein Kaufmann war und weil auch er selbst durch redliche Arbeit sich Reichtum erwirbt. Hätte er alte Schriften gefunden, wie er um meinetwillen es wünschte, in welchen seiner Vorfahren gedacht ist — und wäre er sonst auch der allermüßigste Müßiggänger vom Markusplatze —, dir wäre er recht. Mir aber nicht. Welchen Namen er führt, ob er schlicht Alvise Buran heißt, weil einer seiner Vorvordern vielleicht als Schiffer von Burano hierherkam, deshalb sollte ich ihn minder lieben? Wie wäre das denkbar! Ich liebe ihn, daß du es nur weißt, ob er adelig oder vom Volke, ob er Kaufmann ist oder König, ob hier oder fern, ob ich mit ihm glücklich werde — oder sehr traurig durch deinen Willen. Nie werde ich einem anderen gehören. Am wenigsten jenem armen jungen Fremden, der viel

zu gut ist und mir viel zu wert, als daß ich ihm sein ehrlich treues Freundesherz durch Lieblosigkeit kränken möchte. Und also — sie wendet sich von dem Vater zu dem Geliebten — also, mein Freund, ist's genug geredet. Es bleibt alles beim alten. Wir scheiden heute, wie wir es beschlossen hatten. Ich hoffe, du erreichst wohl dein Schiff noch. Lebe wohl und gehe. — Sie hält ihm die Hand hin, weiter nichts, und sieht ihn an. Und er gehorcht dem Blick ihrer Augen und beugt sich stumm auf ihre Hände nieder.

Mir aber ist inzwischen ganz leicht ums Herz geworden. Am Ende, Alte, ist dein Bruder denn doch kein ganz unnützer Kerl. Wenn das Schicksal nicht will so wie wir wollen, sagtest du einmal, muß man es beim Schopf ergreifen und zwingen, statt sich von ihm niederzwingen zu lassen. — Kann sie mit mir nicht glücklich werden, so will ich doch mein Bestes dazu thun, daß sie es durch mich wird — mit einem anderen.

Schon während sie vorhin von dem bürgerlichen Namen ihres Liebsten und von dessen Abstammung gesprochen, hatte ich den Brief, den ich noch in der Hand hielt, in die Brusttasche zurückgeschoben und dafür mein Notizbüchlein mir hervorgeholt. Und nun stand ich, ich wußte selbst nicht, wie ich hinabgelangt war, plötzlich mit meinem offenen Buche zwischen jenen, hielt Alvise zurück, der eben in seine Gondel steigen wollte, und sprach — ich weiß selbst nicht recht, was.

Aber der Inhalt meiner ganz unvorbereiteten, sehr eindringlichen und ebenso erfolgreichen Rede war etwa der: Signori, ehe Sie sich trennen, möchte ich Sie ersuchen, dies Blatt zu betrachten. Nicht nur, weil mir die Contessina die Freundschaft erwies, meiner so liebreich zu gedenken. Mehr aus historischem Interesse wünsche ich den Signor Conte darauf aufmerksam zu machen, daß seine Geschichte des Hauses Pisani noch Lücken zeigt. Denn sehen Sie nur — und ich hielt ihm meine Kopie des Steines von Torcello vor die Augen —, von dieser Tochter des alten Stammes, die etwa im Jahre zwölfhundertundsoviel mit einem Manne aus Burano vermählt ward, von der vermeldet Ihr Geschlechtsregister nichts. Und der eigentümliche Fall sollte doch, dünkt mich, schon als Präcedens für die Nachkommen Wert behalten. Wie ich Sie kenne, Signor Conte, kann er auf Ihre Entschlüsse nicht ohne Einfluß bleiben. Was aber Sie betrifft, Freund Alvise — so sprach ich weiter, zu jenem gewendet —, erlauben Sie mir wohl eine Bemerkung: ein Kaufmann mag sonst ja höchst praktisch sein, welterfahren und menschenkennend; so es sich aber um archivalische Forschungen handelt, möchte ich ihm den Rat erteilen, sich doch lieber vertrauensvoll an einen Mann vom Fach zu wenden. Und somit, da alles, wie mir scheint, auf dem besten Wege zu gedeihlichem Ausgang, will ich Sie nicht länger zurückhalten, falls Sie diesen Platz zu verlassen wünschen. Gestatten Sie mir, ich bot der Contessina den Arm, Sie noch zu Ihrer Gondel zu führen. Wenn Sie aber künftig, fügte ich leiser, für sie nur allein verständlich hinzu, Ihrem Herrn Liebsten und hoffentlich baldigen Ehgemahl schreiben, so ziehen Sie das Schluß-n seines Namens, ich bitte Sie sehr darum, immer recht deutlich. Man sagt wohl, jemandem ein x für ein u zu machen, sei nur ein Spaß. Aber Sie wissen gar nicht, Contessina, wie schmerzlich es weh thut, wenn man einmal ein n für ein u liest ...

Damit hatte ich sie unter die Felze der Gondel geleitet. Und ehe sie mir noch antworten konnte, trat ich zurück, um den Conte und Alvise hineinzulassen. Dieser schüttelte mir die Hände in wortlosem Dank. Der alte Herr drückte mich an sein väterlich Herz: Ich muß Ihnen folgen. Sie sind ein Gentiluomo, Signor Alwin, das wußte ich immer. Sie zeigen mir die Möglichkeit, mein Kind glücklich zu machen und der Ehre meines Namens zugleich zu genügen. Der Himmel segne Sie dafür. Und nun kommen Sie mit, wir wollen die Verlobung feiern.

Ich schob ihn ohne viel weitere Reden

den anderen nach, rief ihm noch meine beste Empfehlung an die Frau Gemahlin zu, winkte dem Menego: Palast Pisani! und sprang ans Land zurück. Denn mir ist die Luft unter solchem schwarzen Gondeldeckel allzu beengt. Besonders wenn das sargähnliche Ding sich wie das Grab meiner Hoffnungen ausnimmt. Ich zog es entschieden vor, draußen zu bleiben. So stand ich am Ufer und sah ihnen nach, wie ein Leidtragender dem sich entfernenden Trauerzuge. Oder lieber, weil doch am Ende, was soeben sich begeben, nicht so sehr traurig war, außer für mich, wie der Schutzengel der Liebenden, der ihnen seinen Segen nachwinkt.

Und der Mond kam hervor, und auf dem Großen Kanal draußen tönte sanfter Guitarrenklang, und es war eine lieder- und liebeerfüllte venetianische Nacht, wie man sie sich denkt und träumt. —

Jawohl, Venedig ist sehr schön. Für den, der in der Gondel dahinfährt. Aber auch für den, der am Ufer, in der Nacht, allein stehen bleibt, den Fahrenden nachblickt, ist's nicht gar so schlimm. Mir war es neu und erstaunlich zugleich, wie beruhigend das Bewußtsein einer guten That auf den Herzschlag wirkt. Auch das ist eine von den vielen Errungenschaften dieser unglaublich lehrreichen Nacht. Ich wanderte von dem Campo San Moisé über den Markusplatz bis hierher, gleichmütiger als an früheren Abenden. Ja, ich ließ mir sogar noch Zeit, bei den Fratelli Pallotti, den ersten Juwelieren unter den neuen Prokuratien, einzutreten. Dort hatte im Fenster, an jenem Abend, als ich mit ihr um den Platz gelustwandelt, Ghita ein Halsband von Goldkettlein und kleinen weißen Perlen bewundert. Und obwohl der Ladeninhaber just im Begriff stand, sein hell erleuchtetes Gewölbe zur Nacht zu schließen, verschmähte er nicht, mir das blitzende, zierliche Ding unter vielfachen Versicherungen, daß es — sul suo onore! — mindestens das Dreifache wert sei, zu einem entsprechenden Preis abzulassen. Da liegt es vor mir, in dem Kästchen mit meiner Karte, so wie es morgen, sobald ich fort bin, Menego ihr hintragen soll.

Denn ich reise, daß du es nur weißt. Durch diesen Einkauf ist meine Börse so ziemlich erschöpft, mein Rundreisebillet läuft in wenigen Tagen ab, für Florenz und Rom bleibt mir doch keine Zeit mehr. Und dann — kann ich nicht mit gutem Gewissen, meiner weisen verstorbenen Pate letzten Willen vollständig erfüllt zu haben, jetzt heimwärts kehren? Ich solle nach Italien reisen, um zu lernen, daß man seine Augen aufthun, Welt und Leute verstehen müsse, nicht nur Bücher, um das Leben beherrschen zu können? Nun, ich habe hier mein Lehrgeld richtig bezahlt. Und nicht ganz vergebens, wie ich hoffe. Nicht nur um etwas Herzweh erfahrener, nicht nur brauner und gekräftigt, sondern sonst auch in mancher Beziehung reicher geworden, kehre ich jetzt zu euch zurück. Eines aber habe ich mir vorgenommen: auf eine zweite Italienreise wage ich mich nicht allein. Doch will ich feierlichst geloben, nur mit deiner allerhöchsten schwesterlichen Zustimmung versehen den gefahrvollen Schritt, den ich heute so tollkühn wagen gewollt, zu unternehmen. Wenn mir dereinst, in Amt und Würden, auch dieses beste Glück zu teil wird, dann fahre ich sofort hierher nach Venedig, um meine kaum begonnenen Studien — auf der Marciana — fortzusetzen. Ach, daß es bis dahin noch gar so lang ist!

Aber auch das hat vielleicht sein Gutes. Denn so lange bleibe ich dir. Und einstweilen, weißt du, gehören wir zwei doch wohl noch mehr und noch fester zueinander als ich zu irgend einer unbekannten oder, ach! nur zu wohl bekannten lächelnden, schönäugigen Maid.

Und also auf Wiedersehen!

Alwin.



Die Erforschung des Kassai und Sankuru.

Von

A. Woldt.

II.

Somit handelte es sich denn zunächst darum, weitgehende Vorbereitungen für die Reise zu machen. Zu diesem Zwecke war es nötig, daß zwei besondere kleine Expeditionen entsandt wurden, um im Osten und im Norden von Luluaburg Erkundigungen über den Lauf der Flüsse einzuziehen. Bevor dies geschah, beteiligte sich Wißmann mit Wolf, v. François und Franz Mueller an einem afrikanischen Feldzuge, den Kalamba gegen den Häuptling Katende unternahm. Sie waren zu dieser Bundesgenossenschaft durch das getrunkene „Kischila" verpflichtet, außerdem aber hatten sie keine Veranlassung, den bedrohten Häuptling zu bedauern, da derselbe mit seinen Leuten früher den wehrlosen Pogge beschimpft und ihm jedes freundliche Entgegenkommen versagt hatte. Das Heer des Kalamba, in welchem jeder Krieger die unvermeidliche Riambapfeife trug, glich mehr einem starken Orchester von Dudelsackpfeifern und Tubabläsern als einem Troß Krieger. Der Feldzug dauerte nur wenige Tage, dann wurde der feindliche Häuptling von seinen eigenen Leuten gefangen genommen und ausgeliefert. Kalamba, welcher wußte, daß Dr. Ludwig Wolf für die anthropologische Gesellschaft Schädel sammelte, stellte den Kopf des Katende dem Gelehrten großmütig zur Verfügung. Dies hatte für den Gefangenen das Gute zur Folge, daß er vor der Wut seiner Gegner von den Weißen geschützt wurde, ihnen aber seine Hauptfetische zur Komplettierung der Sammlung überlassen mußte. Nach der Rückkehr erfreute sich der Katende der behaglichsten Ruhe im Schutze von Luluaburg.

Die erste der beiden erwähnten Expeditionen hatte geradezu den Wert und die Tragweite einer Entdeckungsreise; auf ihr errang sich Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf die ersten Lorbeeren in seiner Thätigkeit als selbständiger Afrikaforscher und damit zugleich die Anwartschaft auf die ihm späterhin übertragene Führerschaft der Expedition. Mit siebenundzwanzig Mann,

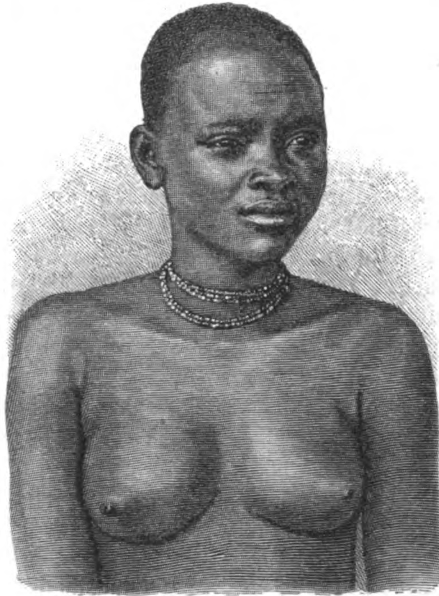
unter denen sich zwölf Baluba befanden, verließ er im Auftrage Wißmanns am 30. Dezember 1884 die Hauptstadt Mukenge, um mit dem vielgefürchteten, noch niemals von Reisenden besuchten kriegerischen Volk der Bakuba im nördlichen Teil des Kassaigebietes in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Ein sagenhafter Nimbus umgab den Bakubakönig Lukengo, einen Mann, von dessen Macht und Grausamkeit die unglaublichsten Geschichten erzählt wurden. Ganz abgeschlossen von allen Nachbargebieten sei sein Land, das niemand betreten dürfe, wurde berichtet. Hierzu kam noch, daß sich vor dem Lande der Bakuba dasjenige der kaum minder gefürchteten Bakete befand.

Dr. Wolf marschierte mit seinem Häuflein mutig vorwärts und überraschte die Bakete so plötzlich, daß dieselben nicht Zeit gewannen, an ernsthaften Widerstand zu denken. Er erreichte diesen Erfolg mit Hilfe zweier landeskundiger Häuptlinge, welche er unterwegs als Führer gewann. Ein großer Vorteil für die Kassai-Expedition war es, daß Wolf die Wasserfälle des Lulua besuchte und daselbst erfuhr, daß von ihnen aus thalabwärts der Lulua bei hohem Wasser für die Kanoefahrt schiffbar sei. Eine Folge dieser Erkundigung war es, daß an dieser Stelle, die zugleich reich an mächtigen Urwaldriesen war, späterhin der Kanoebauplatz für die Kassai-Expedition errichtet wurde. Auf dem Weitermarsch führten die nächsten Tage durch ununterbrochenen Urwald, so daß mit Beil und Messer ein Weg durch Lianengewirr und üppig wucherndes Unterholz gebahnt werden mußte. Mit überraschender Sicherheit wußten die führenden Häuptlinge, welche in diesen Wäldern den Spuren der zahlreichen Elefanten oft gefolgt waren, die Richtung beizubehalten. Oft war der Wildpfad, dem die kleine Karawane Wolfs folgte, durch einen umgestürzten Urwaldriesen oder durch heruntergefallene abgestorbene Äste und Zweige völlig verlegt, so daß es unmöglich schien, weiterzukommen und den Anschluß zu finden. Um die Reitstiere durch derartige Dickichte zu bringen, mußte abgesessen und mit dem Messer fortwährend das Sattelzeug von den Lianen gelöst werden, die sich in demselben verfangen hatten. An einer Stelle hatte in der Nacht vorher eine Elefantenherde ihr übermütiges Zerstörungsspiel getrieben. Sie hatten die Dächer einiger verlassener Hütten abgedeckt und starke Palmen in der Mitte spielend umgeknickt. Oft führte der Marsch durch ausgedehnte Felder Ananas, die auch hier, wie an so überaus vielen Stellen des äquatorialen Afrika, wild wächst und deren saftige Früchte mühelos gepflückt werden konnten. Die Elefanten sollen den Ananasfeldern oft Besuche abstatten.

Auf dem Marsche gelangte Wolf an dem heiligen Wald Dihto vorbei, in welchem das von den Bakete herübergenommene Heilmittel Lukalula aufbewahrt wird, dessen Genuß den guten Menschen Schutz gegen alle bösen Zaubereien verleihen, den Verbrechern aber den Tod bringen soll. Ein besonderer Priester verabreicht Lukalula im Walde selbst. In Streitfragen kann jeder, der sich schuldlos fühlt, den geheiligten Wald ungestraft betreten und das Heilmittel, dessen Zusammensetzung nur dem Priester bekannt ist, genießen, während der Schuldige sich dadurch den Tod holt. Je näher der kleine Expeditionszug dem Gebiete der Bakete kam, um so ängstlicher wurden die Führer, so daß Wolf sie zuletzt nur durch Drohungen mit dem Revolver zum Weitermarsch veranlassen konnte. Am Luehlofluß erreichte man das Gebiet der Bakete, die, mit Bogen, Pfeilen und Speeren bewaffnet, das Erscheinen der Fremden zuerst sorglos ansahen, weil sie die vielfach zum Stützen der Traglasten verwendeten Gewehre noch nicht kannten und für Knüttel hielten. Hier war der Punkt, an welchem jeder europäische Einfluß durch Tauschhandel verschwand und eine reine innerafrikanische Kultur dem Reisenden entgegentrat.

Kaum hatte die Karawane den Fluß passiert, als Wolf seine Mannschaft sich sammeln und geschlossen durch das nächste,

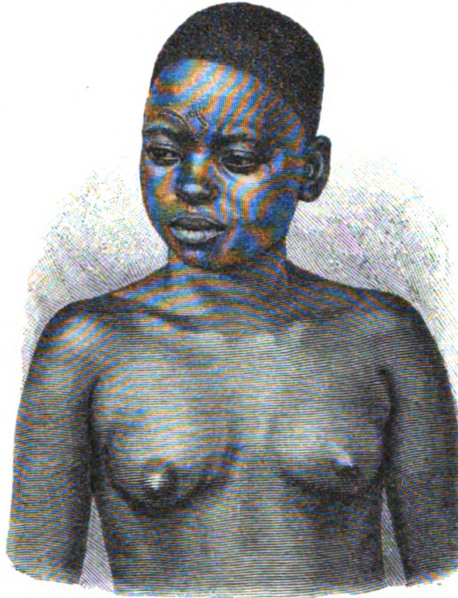
aus vierhundert Häusern erbaute Dorf der Bakete marschieren ließ. Die überraschten Einwohner machten zwar einen Massenangriff, wurden aber bald durch einige Schüsse, die auf eine entfernte Palmkrone abgegeben wurden, belehrt, welche Bewandtnis es mit den Waffen des weißen Mannes habe. Somit wurde der Friede hergestellt, am anderen Morgen in schnellem Marsche das Gebiet der Bakete wieder verlassen und bald darauf das erste Dorf der gefürchteten Bakuba erreicht. Die wenigen Eingeborenen benahmen sich vollständig kopflos, als sie unerwartet zum erstenmal in ihrem Leben einen Weißen und noch dazu auf einem Reitstier sahen. Sie standen anfangs wie festgebannt, und doch schien es, als ob sie am liebsten geflohen wären. Einige hielten sich vor Erstaunen sprachlos die hohle Hand vor den Mund, andere liefen planlos mit ihren Speeren hin und her, während eine Frau den Dr. Wolf mit dem Ausdruck höchster Überraschung anstarrte und sich dabei mit Kraftanstrengung in die Bauchfalten kniff, so daß sich der Schmerz, welchen sie sich selbst zufügte, deutlich in ihrem Gesicht widerspiegelte. Als die Eingeborenen sich ein wenig beruhigt hatten, unterbrachen sie ihr auffallendes Erstaunen über die Person des weißen Reisenden, seine Stiere und Teckelhunde, die er mitführte, durch ein tiefes, kurz hervorgestoßenes Uh! Uh! Wolf konnte nicht umhin, mit steigendem Interesse diese Gruppe Bakuba zu betrachten, diese echten Typen eines innerafrikanischen Stammes. Es waren kräftige Gestalten, deren Äußeres ganz dem Bilde entsprach, das die Phantasie sich von einem wilden Naturmenschen zu entwerfen pflegt. Schon ihre äußere Erscheinung ließ erkennen, daß sie einem ganz anderen Volke angehören als die Baluba. Alle waren mehr als mittelgroß, hatten breite Schultern, stark entwickelte Muskulatur, auch der Waden, und große Hände und Füße. Sie trugen an den Hand- und Fußgelenken dicke, blankgeputzte Kupferringe. Ihre sorgfältig gearbeiteten Bogen, die mit Federn geschmückten Pfeile, die spiegelblanken, ciselierten Spitzen der zwei Meter hohen Speere, die kunstvoll geschmiedeten Dolchmesser, welche ohne Scheide an der rechten Körperseite hingen, zeigten auf den ersten Blick, daß der Reisende es mit einem noch ursprünglichen innerafrikanischen Volksstamm von hoher eigenartiger Kultur zu thun habe.


Balubamädchen.

Die Bakuba waren noch so wenig von europäischem Einfluß berührt, daß sie europäische Zeuge überhaupt nicht als Tauschmittel annahmen und sich mit Kaurimuscheln und Glasperlen begnügten. Im nächsten Dorfe wurde Wolf durch den Häuptling mit würdevollem Ernst inmitten einer tausendköpfigen Menge empfangen; er eroberte sich hier die Achtung der Bevölkerung und Respekt vor der Gewalt seiner Waffen dadurch, daß er eine vierzehn Fuß lange Riesenschlange durch einen Schuß Rehposten tötete und ihren Leib zerfetzte. Der Häuptling war zugleich der Neffe des gefürchteten Herrschers Lukengo

und trug als Zeichen seiner hohen Stellung einen kunstvoll mit Kupfer eingelegten Speer. Er nahm den Reisenden zuerst mit Mißtrauen auf und sagte ihm in voller Offenheit, daß bei den Bakuba ein Gesetz bestehe, nach welchem jeder Fremde, der das Land betrete, als Feind zu behandeln sei. Stabsarzt Wolf erklärte seine friedlichen Absichten und betonte besonders, daß er nicht in die Prärogative des Bakubaherrschers, Elfenbeinhandel zu treiben, eingreifen wolle. Er habe nur mitzuteilen, daß in nächster Zeit mehrere seiner weißen Brüder den Kassai hinabfahren und als Freunde kommen würden; dies möge Lukengo seinen Unterthanen am Strome melden, damit keinerlei Feindseligkeiten entständen.

Der Häuptling, hierdurch befriedigt, stellte Wolf unter seinen Schutz und warnte ihn zugleich vor der Bevölkerung, die aufgeregt und räuberisch sei. Tausende würden jetzt herbeiströmen und ihn bedrängen, er möge sich in einem Lager verteidigen, so gut es ginge. So kam es denn auch. Obgleich die Bakuba allnächtlich weithin durch das Land vermittels der Trommelsprache von den friedlichen Absichten des Reisenden unterrichtet wurden, kamen sie doch in großen Scharen herbei und wurden täglich in ihrer Stimmung und Haltung feindseliger. Hierzu kam noch, daß sie alle dem Genuß des Palmweines so sehr ergeben waren, daß die ganze Gesellschaft meist schon zur Mittagsstunde betrunken war. Es waren bange Tage unablässiger Sorge für unseren Landsmann und sein kleines Häuflein.



Balubamädchen.

Endlich nahte die Erlösungsstunde, indem der Herrscher Lukengo die Nachricht sandte, daß er mit Wolf zusammentreffen wolle. Auch für ihn war die Angelegenheit eine Haupt- und Staatsaktion gewesen, die er erst in einem großen Familienrat und in Gegenwart einer großen Volksmenge gründlich durchberaten hatte. Alsdann war — ganz nach Art der alten Römer — ein Augurenspruch herbeigeführt worden, indem man einem Hahn einen Gifttrank reichte. Die Auspizien waren günstig und darum der Beschluß verkündet, daß der Fremdling nicht als Kriegsfeind, sondern als Freund zu behandeln sei. Die Nachricht beruhigte auch die Bevölkerung, welche zugleich den Befehl erhalten hatte, den Weißen nicht mehr zu belästigen. Wolf brach demgemäß auf und setzte seinen Weg durch das Land fort, während ihm der Lukengo mit dem ganzen Pomp eines Königs der Bakuba entgegenreiste. Ganz anders gestaltete sich jetzt das Bild, als der Reisende am Ort der Zusammenkunft, in Ibanschi, eintraf. Hier bewillkommnete ihn im Namen ihres Gebieters eine besondere Gesandtschaft, die als Geschenke Ziegen, Hühner, Mais, Zuckerrohr und mächtige Kalebassen voll Palmwein überbrachte und den Besuch des Lukengo für den nächsten Tag anmeldete. In der Nacht wurde wieder durch die Trommelsprache verkündet, daß niemand bei Todesstrafe es wagen solle, den Fremden zu berauben. Der Ort war mit Leuten überfüllt, während noch fortwährend größere und kleinere Trupps

von allen Seiten zum Hoflager des Königs stießen.

Auch Wolf hatte sich geziemend vorbereitet. Inmitten seines Lagers wehte die deutsche Flagge am schlanken Palmenschaft, einige Leute der Karawane, bekleidet mit weißen Matrosenjacken und rotem Fes, traten mit aufgepflanztem Seitengewehr an, während der Reisende in schneeweißer Kleidung, mit dem Tropenhelm auf dem Haupte, seine beiden Teckelhunde zur Seite, an der Spitze seines Häufleins der Menschenlawine entgegentrat, an deren Spitze der schwarze Herrscher sich befand. Man konnte sich kaum etwas Imponierenderes in Bezug auf Haltung und Würde denken als den Lukengo, der, eine wahre Riesengestalt an Größe und Umfang, in seiner von acht kräftigen Sklaven getragenen Sänfte sich hoch und stolz aufrichtete, als er sich seinem weißen Gaste bis auf etwa fünfzehn Schritt genähert hatte. Diese Scene wurde vervollständigt durch die Scharen der Bevölkerung, die sich vor ihrem Herrscher auf die Knie warfen und ihn mit lautem Jubelruf begrüßten, während die Begleitungsmusik die Elfenbeinhörner und mächtigen Trommeln weithin ertönen ließ.

Während die Menge noch auf den Knien lag, senkte sich die Sänfte, der Lukengo entstieg und, von drei Speerträgern begleitet, schritt er auf Wolf zu. Unverwandten Blickes hatten sich beide angeschaut, der eine als Repräsentant vieltausendjähriger innerafrikanischer Kultur, die ihre Reminiscenzen vielleicht noch aus der Zeit der Pyramiden treu bewahrte, der andere angethan mit dem siegenden Zauber modernster Entwickelung. Wie immer, gewann auch hier der weiße Mann von vornherein das moralische Übergewicht durch das ruhige Selbstbewußtsein des Auftretens und dadurch, daß er die persönliche Unnahbarkeit des Herrschers nicht respektierte. Er streckte letzterem die Hand zum Gruße entgegen, und als Lukengo, aus Unkenntnis dieses Grußes, sie mit dem Speer berührte, schob er diese Waffe beiseite und schüttelte kräftig die Rechte des Königs. Erstaunt ob dieser Kühnheit, doch schnell sich fassend, nahm Lukengo das Wort und begrüßte Wolf als seinen ersten weißen Freund, der sicher ein großer Zauberer sei, denn sonst hätte er es nicht verstanden, mit seinen wenigen Leuten durch das Gebiet der Bakete, die als seine Sklaven die strengsten Wächter der Landesgrenze seien, unerkannt zu marschieren. Er wies auf das Abzeichen seiner Herrscherwürde, eine blutrote Korythaixfeder, hin, welche er im Haar trug, und sprach die Vermutung aus, daß Wolf kein Geschäftsmann sei, der Elfenbeinhandel treiben wolle. Ebenso würdevoll antwortete ihm unser Landsmann und klärte ihn über den Zweck seiner Reise auf. Damit war das Ende der offiziellen Begrüßung gekommen, aber bevor Lukengo sich ebenso majestätisch wieder entfernte, als er gekommen war, kam bei ihm die Wißbegierde des einfachen Naturmenschen doch zum Durchbruch, und auf seine Bitten mußte ihm der Reisende eine erste Probe unserer Kultur vorführen, indem er seine Spieluhr ertönen ließ. So grenzenlos Lukengos Erstaunen war, suchte er sich doch gewaltsam zu beherrschen und hielt die Hand vor den Mund, um vielleicht etwaige unwillkürliche laute Ausrufe der Bewunderung zu verhindern.

Auf diesen Empfang folgte am nächsten Tage der offizielle Besuch Wolfs beim Herrscher, dann wieder kam der Lukengo mit kleinerem Gefolge zu ihm, und so ging es täglich mit den Verwandten, Frauen, Räten und schließlich dem Volke selbst weiter. Hier nun verfolgte der Reisende beharrlich sein Ziel, über die Flußläufe im Norden näheres zu erkunden, und es gelang ihm auch, von einem der alten Räte Lukengos einige höchst wichtige hydrographische Aufschlüsse zu erhalten, die ihm im Anfange kaum glaublich erschienen, sich späterhin aber als wahr herausstellten. So berichtete dieser Rat von einem großen mächtigen Flusse Schankole, auch Sankole genannt, der aus dem Süden komme und dann mit einem großen nordwestlichen Bogen

in den Kassai münden solle. Es war zuletzt gar nicht mehr zu bezweifeln, daß dieser Sankole der Sankuru sei, von dem man bisher, wie bereits oben erwähnt ist, annahm, daß er geradeswegs nach Norden in den Kongo fließe. Von früheren Reisen wußte man, daß die Abdachung des Kassaigebietes bis etwa zum sechsten Grad südlicher Breite nach Norden gerichtet sei, man wußte ferner durch Stanley, daß die Abdachung des Kongobettes nördlich vom Äquator durchschnittlich von Osten nach Westen gerichtet sei. Es wäre nun nicht sehr schwierig gewesen, hieraus einfach zu folgern, daß die nördliche Hälfte des Kassaigebietes mit ihrer Senkung sich derjenigen des Hauptstromes anschließen und demzufolge ihr Gefälle sich nach Nordwesten und Westen richten müsse, aber diesen Schluß that niemand. Der alte dunkelfarbige Gewährsmann erzählte dem Reisenden ferner von einem noch weiter nördlich, anfangs parallel mit dem Sankole laufenden Flusse, den er Lukenje nannte und der ebenfalls in den Kassai und dieser selbst schließlich in den „großen Fluß" münde. Staunend und doch noch voller Zweifel hörte und sah Wolf dem Manne zu, als er mit sicherer Hand ihm den Lauf der Flüsse in den Sand zeichnete. Und doch sind des Afrikaners Angaben vollständig richtig gewesen.

Nach ihrer eigenen Angabe sind die Bakuba aus dem Nordosten eingewandert; mit ihren südlichen Nachbarn, den Baluba, haben sie nichts gemein. Aber Anklänge an alt- und neuägyptische Sitten und Gebräuche finden sich mehrfach bei ihnen. Sie rauchen Tabak aus Pfeifen, welche genau mit den von Schweinfurth beschriebenen Dinkapfeifen übereinstimmen. Vereinzelt unter den Männern findet man oft einen scharf ausgesprochenen semitischen Typus; bei dem weiblichen Geschlecht findet man durchschnittlich hübsche Gesichter, die nicht selten an europäische Formen erinnern. Die Bakuba besitzen eine eigenartige Fertigkeit, wie sie Wolf bei keinem anderen Stamme sah, aus den Fasern der Raphia Zeuge zu weben, sie zu färben und zu sticken. Die dichte Bevölkerung war überall bestrebt, dem Boden durch Rodung neue Kulturstrecken abzugewinnen. Überall finden sich ausgedehnte Kulturanlagen, doch statt Maniok werden vorwiegend Mais und Erdnüsse, außerdem Hirse und Zuckerrohr angebaut. Nach dem Stande der Feldfrüchte mußte der Boden sehr ergiebig sein. An Haustieren fanden sich Ziegen und Hühner, die vorzüglich genährt in großer Anzahl vorhanden waren. Die Abgeschlossenheit des Landes gegen Fremde hat ihren Grund darin, daß der Herrscher Lukengo sich zum Besitzer aller Elfenbeinzähne in seinem Reiche erklärt hat und selber einer der größten Elfenbeinhändler Afrikas ist.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch der klassischen Schilderung, welche Schweinfurth seiner Zeit über eine Episode seiner oberägyptischen Reise unter der Überschrift „König Munsa tanzt vor seinen Weibern" gegeben hat. An diese Erzählung wurde Wolf lebhaft erinnert, als ihn König Lukengo am 18. Februar zu sich einlud und ihn in seiner Halle, die an diesem Tage wohl mehr als dreihundert Lanzenträger enthielt, empfing. Seine Kleidung war besonders festlich. Es war gerade einer der alle fünf Tage sich wiederholenden Markttage, und viele Tausende waren herbeigeströmt, um den ersten Weißen zu sehen. Lukengo, dessen eigentlicher Name Lukengo Muana heißt, denn das Wort Lukengo bezeichnet nur den Titel „Herrscher" wie „Muata Jamwo" 2c., hatte beschlossen, bei dieser Gelegenheit dem Volke zu zeigen, wie sehr er mit Stabsarzt Dr. Wolf befreundet sei.

Er ergriff ihn bei der Hand und besuchte mit ihm den Markt, auf dem sich in zierlicher Anordnung einheimische Stoffe, Matten, Töpferarbeiten, Rotholz, Körbe, Mais, Erdnüsse, Hirse, Bananen, Ananas, Palmöl und Palmwein, dann abseits Ziegen und Hühner befanden und von Weibern und Männern verkauft wurden. Es entwickelte sich nun eine höchst dramatische Scene, deren Ausgang niemand ahnte: Mitten auf dem Marktplatze hielt Lukengo

eine Ansprache und erzählte, daß er mit seinem weißen Gaste unverbrüchliche Freundschaft geschlossen habe und für denselben sein Land stets offen sei.



Stabsarzt Dr. Ludwig Wolfs Zusammentreffen mit Lukengo Muana, Beherrscher der Bakubaneger.

Plötzlich begann die Leibgarde den Marktplatz rücksichtslos zu säubern und einen großen Halbkreis zu bilden. Lukengo hatte beschlossen, seinem Volke ein festliches Schauspiel zu bereiten und auf offenem, schattenlosem Marktplatz zu tanzen. Zwei riesengroße Sklaven begannen zwei lange Trommeln mit den Händen zu bearbeiten. Lukengo trat allein auf den Platz, hob sich abwechselnd auf die Zehenspitzen, machte dann mit dem Speer in der Hand mächtige Ausfallsschritte nach links und rechts oder Hochsprünge in die Luft, wobei die vielen Kupferringe um Arm- und Fußgelenke klirrend aneinander schlugen und sich manche Kaurimuschel von seinen fliegenden Schärpen löste. Immer wilder wurden seine Bewegungen und um so lauter schrien auch die begeisterten Zuschauer. Aller Augen waren nur auf Lukengo gerichtet, der plötzlich etwas ruhiger wurde, wie ein Balletttänzer auf den Zehenspitzen ging und seinen mächtigen Körper hin und her wiegte, um alsbald wieder in tollen Sprüngen über den freien Platz zu rasen. Diese Leistung in glühender Mittagssonne, von einem Menschen, dessen Körper gewiß weit mehr als zweihundert Pfund wog und der außerdem an Kleidung, Schmucksachen und Waffen noch mindestens gegen dreißig Pfund trug, war geradezu erstaunlich. Erschöpft hielt Lukengo einige Minuten inne und lehnte sich gegen zwei bereitstehende Sklaven, um alsdann einen neuen Tanz zu beginnen. Bei diesem war er Vortänzer, wobei er ähnliche Evolutionen ausführte, die aber von allen nachgemacht wurden. Hinter ihm befanden sich rangweise seine Häuptlinge, Minister und Krieger, einer hinter dem anderen; dann kamen für sich, ebenfalls in einer Reihe, die Frauen und Mädchen, deren Tanzbewegungen verschieden von denen der Männer waren und darin bestanden, daß sie sich abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuße wiegten und eine erstaunliche Hüftgelenkigkeit entwickelten. Hierbei wurde die linke Hand mit gespreizten Fingern hoch über den Kopf

und die rechte dagegen gerade hinunter gehalten. Finger und Handgelenke befanden sich stets in korrespondierender Bewegung mit den Hüften. So dauerte diese Massenvorstellung in brennender tropischer Glut bis etwa zwei Uhr nachmittags, als Lukengo sich erschöpft zurückzog. Nun aber fiel seine Leibgarde wie auf ein gegebenes Zeichen über die zahlreichen Marktverkäufer und -verkäuferinnen her und plünderte sie nach allen Regeln der Kunst aus, indem sie auf diese Weise die Belohnung für die Tanzleistung einzog. Niemand konnte sie hindern, da dies ihr eigener Herr nicht that und dieser solche Ausschreitungen seiner Krieger nicht zu bestrafen pflegte. Aber die ganze Wut der beraubten Marktweiber wandte sich nun gegen Stabsarzt Wolf, der die hochgehenden Wogen der Entrüstung jedoch mit einigen Kaurimuscheln wieder glättete.

Wer hätte eine solche Scene in dem noch unerforschten innersten Punkt Centralafrikas erwartet!



Kanoe-Bauplatz.

Wenn man im Anschluß hieran die nahezu begeisterten Schilderungen liest, welche Wolfs Bericht über die frohe, sorglose, in voller Gesundheit strotzende Bevölkerung, über die zierlichen Hütten und mächtigen Hallen, über den europäischen Baustil in den geraden Häuserreihen der regelmäßig angelegten Straßen, über die Kunstfertigkeit der Schmiede in Eisen- und Kupferarbeiten, ihre zierlichen Schnitzarbeiten, ihre Töpferwaren enthält, so kann man sich nicht von dem Eindruck befreien, daß dieser Teil Afrikas in der That für die Kultur des weißen Mannes einstmals noch ungeahnte Früchte bringen wird. Andererseits erinnert man sich noch, daß die Berichte, welche Dr. Pogge, der bekanntlich ein erfahrener Landwirt war, nach seinen mehrjährigen Erfahrungen aus dem nur einen Breitengrad südlicher gelegenen Balubalande eingesandt hatte, von vielen Seiten als Übertreibungen erklärt wurden. Nun finden wir nicht nur in diesen Bakuba-Schilderungen von Wolf, sondern in den Berichten über die unmittelbar bei Pogges Station, in Luluaburg, gemachten Erfahrungen eine volle Bestätigung. Das Reisewerk spricht dies

direkt mit den Worten aus: „Unsere auf Luluaburg angestellten und weiter fortgeführten Versuche bestätigen durchaus die Ansicht Pogges über den fruchtbaren Boden im Balubalande, und dieser ebenso bescheidene als erfolgreiche Reisende, dem gewiß Übertreibung ebenso fern lag als die Absicht, die Verdienste anderer neidisch herabzusetzen, hat in seinen Berichten nicht zu viel behauptet!"

Am 5. März 1885 trat Wolf den Rückmarsch an, reich beschenkt von seinem Freunde, dem mächtigen Bakubaherrscher Lukengo. Unterwegs besuchte er noch eine Niederlassung des afrikanischen Pygmäenvolkes, der Batua, und erreichte nach zwölf Tagen wieder die Station Luluaburg, welche, dank der unermüdlichen Schaffungskraft Wißmanns, mit ihrem Ausbau und mit ihren üppigen Feldern einen überraschenden Eindruck auf ihn machte. Leider traf er einen von der Schar seiner weißen Freunde und Genossen nicht mehr an: Lieutenant Franz Mueller ruhte seit einigen Monaten in afrikanischer Erde, nachdem er trotz der sachkundigsten Behandlung rasch einem perniciösen Fieber erlegen war.



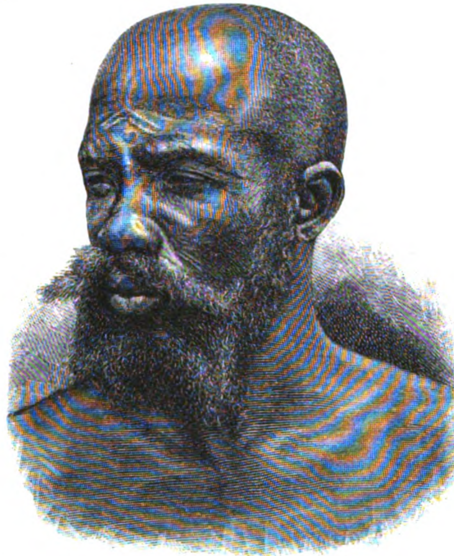
Häuptling der Balubaneger.

Während der Rückreise Wolfs führte v. François im Auftrage Wißmanns eine Expedition nach östlicher Richtung aus, um den selbständigen Baluba-Häuptling Mona Tenda zu besuchen und die Route dorthin kartographisch festzulegen. Diese Tour dauerte zwei Wochen und gab dem Reisenden Gelegenheit zu reichen Beobachtungen über Land und Leute. Mona Tenda entpuppte sich dabei als ein unruhiger, gewaltsamer Charakter, dessen räuberische Gelüste sich nach jeder Richtung hin kundgaben. Unterwegs stieß v. François auf den Oberherrscher Kalamba und die Meta Sangula, welche eine große Tour behufs Eintreibung rückständiger Steuern durch das Land machten und den Freund herzlichst begrüßten. Die Meta lud bei dieser Gelegenheit den letzteren sogar abends zu einem gemütlichen Glas Hirsebier ein. v. François' Rückkehr erfolgte am 23. März. In Luluaburg war inzwischen alles für die Kassaifahrt vorbereitet worden und unter Schiffszimmermann Bugslags Leitung an dem durch Wolf erkundeten Kanoebauplatz bereits die Herstellung einer kleinen Flottille in Angriff genommen. Nachdem auch Kalamba von einem Raubzuge heimgekehrt und ihm ein festlicher Empfang bereitet worden war, wurden nochmals alle Punkte betreffs der großen Expedition durchberaten, und Ende Mai begann die Fahrt unter Wißmanns Führung.

Die Expedition besaß das Stahlboot „Paul Pogge" sowie zehn große und sechs kleine Kanoes. Wißmann befehligte das Stahlboot; Wolf, François, Mueller befehligten jeder ein großes Kanoe mit je vierzehn bis achtzehn Bewaffneten. Schneider und der Dolmetscher hatten mächtige Fahrzeuge mit Tauschwaren und Lebensmitteln; Kalamba, Meta Sangula, Tschingenge und die übrigen Häuptlinge führten je nach ihrem Rangverhältnis größere oder kleinere Kanoes. Die ersten Tage der Fahrt auf dem schnellfließenden,

an Stromschnellen reichen Lulua waren nicht ohne Gefahr, auch ereigneten sich einige Unglücksfälle. Aber über allen Kummer half die ruhige treue Zuversicht der Meta Sangula, welche ihre Landsleute ermutigte, sowie die Anhänglichkeit Kalambas hinweg.

So näherte man sich dem Gebiete der Bakete und der Bakuba, die, dem Befehle ihres mächtigen Herrschers Lukengo gehorchend, der Fahrt keine Schwierigkeiten in den Weg legten. Am siebenten Tage wurde die Mündung des Lulua erreicht und der Eintritt der Flottille in den Kassai nicht ohne Schwierigkeiten ausgeführt. Die Länge der Stromfahrt bis hierher betrug 187 Kilometer. Weiterhin wurden zwei Bakubadörfer passiert, deren Bewohner in ihre Kanoes eilten und dem Zuge eine Strecke das Geleit gaben. Es gewährte einen schönen Anblick, die muskulösen Gestalten, welche zu acht bis zehn Mann in jedem Fahrzeug standen, ihre Kanoes handhaben zu sehen. Sobald sie die Ruder in das Wasser gleiten ließen, gingen sie ruckartig mit vornübergebeugtem Oberkörper in die Kniebeuge und belasteten das Fahrzeug derart, daß es nahe am Wasserschöpfen war. Es schien, als ob das Fahrzeug durch das gleichzeitige Niederbeugen und Emporschnellen des Körpers vorwärts getrieben würde. Sie gefielen sich sichtlich darin, pfeilschnell mit eleganter Leichtigkeit zwischen den schwerfälligen Fahrzeugen der Kassai-Expedition, die sich neben den ihrigen wie Lastwagen neben einem Jagdgefährt ausnahmen, hindurchzufahren. — Überraschend ist der Reichtum des Kassai an Flußpferden. Die Tiere sind gar nicht scheu; die Eingeborenen leben mit ihnen im besten Einvernehmen und fahren furchtlos mitten durch die Herden, ohne belästigt zu werden. Oft besuchten die Flußpferde nachts das Lager der Reisenden, wenn der Weg nach ihrem Weideplatz durch dasselbe führte.

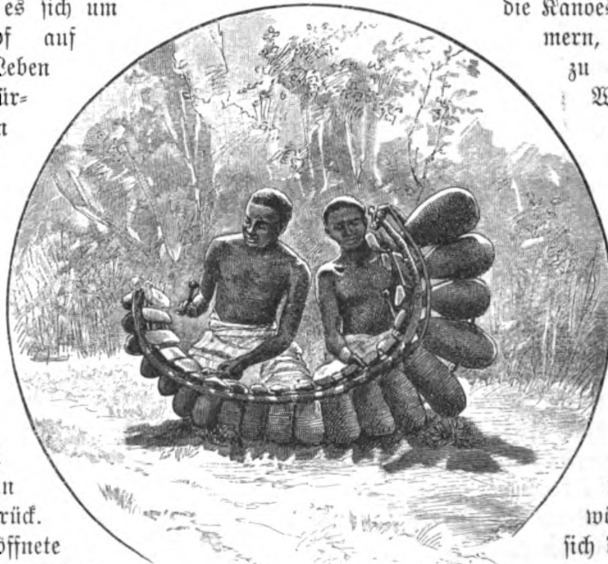

Tschingenge, Häuptling der Balubaneger.

Mitte Juni wurde die Mündung des Sankuru in den Kassai erreicht und nach einigem Aufenthalt der Weg an ihr vorüber fortgesetzt. Kurz unterhalb dieser Stelle liefert der Kassai bei 520 Meter Breite, 6 Meter Tiefe und einem Meter Stromgeschwindigkeit in der Sekunde stündlich mehr als 12 Millionen Kubikmeter Wasser.

Mit einer gewissen Besorgnis wurde am 24. Juni die Fahrt durch das Gebiet der feindlichen und grausamen Bassongo-Mino angetreten. Kaum erblickten die Bewohner des ersten Dorfes die kleine Flotte Wißmanns, so führten sie am Ufer wilde Kriegstänze auf, und der dumpfe Ton ihrer Kriegshörner verkündete weithin stromabwärts, daß die längst erwarteten weißen Feinde in Sicht gekommen seien, und auf der ganzen Kassaistrecke, welche durch das Land dieses Stammes führt, rüstete man sich zum Krieg gegen die Reisenden. Hier entfaltete Wißmann sein ganzes Talent, indem er bei Fortsetzung der Fahrt in einigen glänzenden Gefechten die Feinde überall in die Flucht schlug.

Der erste größere Überfall, den die

Bassongo-Mino versuchten, fand an einem etwa sechzig Meter breiten Kanal statt, der links vom Flußufer und rechts von einer Insel begrenzt war. Wißmann und François fuhren an der Spitze, Mueller in der Mitte und Wolf am Schluß der Flottille. Da jedoch der Wasserstand zu niedrig war, mußten die Mannschaften aussteigen und die schwersten Kanoes vom Grunde abschieben. Plötzlich belebten sich der Fluß und das Ufer. Etwa zwanzig flachgehende feindliche Kanoes kamen dem Zuge im Kanal entgegen, landeten an der Insel und eröffneten sofort einen Angriff. Zu gleicher Zeit kamen auch vom linken Ufer die Pfeile dicht geflogen, da die im Hinterhalt befindlichen Feinde den Moment benutzten, in welchem einige Fahrzeuge festgefahren waren. Das wilde Kriegsgeschrei Niama! Niama! das heißt Fleisch! Fleisch! mit welchem die Bassongo-Mino, fröhlich jauchzend, von allen Seiten den Angriff ausführten, bewies, daß es sich um einen Kampf auf Tod und Leben handeln würde. Wißmann und François traten sofort dem Angriffe auf der Insel entgegen und trieben die Feinde nach sehr großen Verlusten in den Fluß zurück. Mueller eröffnete von der Insel aus den Kampf mit den stromaufwärts gekommenen feindlichen Kanoes, Wolf stand mitten im Wasser bei den festgefahrenen Booten und trieb die Feinde zurück, welche teils vom Ufer, teils von ihren leicht beweglichen Fahrzeugen aus angriffen. Die Bassongo-Mino gingen mit großer Tollkühnheit vor und schossen ihre Pfeile alle paar Sekunden ab, während die farbige Mannschaft der Flottille ersichtlich deprimiert war. Somit blieb nichts anderes übrig, als daß die Weißen allein die Entscheidung brachten, was ihnen in einer halben Stunde gelang. Unter den auf der Insel Gefallenen befand sich auch der feindliche Häuptling, ein herkulisch gebauter Mann, der eine Kugel mitten durch die Stirn erhalten hatte. Die Feinde zogen sich zurück, die Expedition machte ihre Kanoes wieder flott und bezog unweit davon auf einer Grasinsel Nachtquartier. Aber hier hatten sie, während die dumpfen Töne der Kriegshörner der feindlichen Bevölkerung weithin ertönten, noch einen zweiten Kampf zu bestehen, denn die eigentlichen Besitzer der Insel, die Flußpferde, wollten auf ihrem Lagerplatze ihre gewöhnliche Weide halten und versuchten verschiedentlich, unter lautem Schnauben die Kanoes zu zertrümmern, um ans Land zu kommen. — Wißmann und seine Gefährten hatten sich während ihres langen Aufenthaltes beim Kalamba so sehr an die Lebensweise des Balubavolkes gewöhnt, daß sie sich derselben einigermaßen anschlossen, wenigstens in Bezug auf die Anwendung des Gruß- und Aufmunterungswortes „Moio!“ Hatten nun die Meta Sangula und ihr zärtlich geliebter Bruder, der Herrscher Kalamba, bei Beginn der Kassaifahrt manches „Moio!“ ihren Krie-



Marimbaspieler.

gern zugerufen, so war es jetzt Wißmann, der durch ein kräftiges „Moio!" seinen farbigen Bundesgenossen neuen Mut einflößte. Begeistert stimmten die Baluba in den kriegerischen Ruf ein, als die Weiterfahrt am anderen Morgen angetreten wurde; sie schwangen drohend die Waffen gegen die Eingeborenen am Ufer, und ihr lautes Kriegsgeschrei Ho! Ho! Ho! klang so gräßlich, daß die Bassongo-Mino eingeschüchtert sich zurückzogen.


Lieutenant Franz Muellers Grab in Mukenge.

Weiterhin wurde das Gebiet der Bangula erreicht, mit denen wieder ein friedlicher Verkehr unterhalten werden konnte. In Bezug auf die bei diesem Volksstamm eingezogenen Erkundigungen enthält das Werk folgende merkwürdige Stelle: „Den Kassai nennen die Bangula Nschari und auch Sankullu. Sie erzählen, daß er links einen Nebenfluß Kuije aufnähme und bald darauf in den Balibi einmünde. Wahrscheinlich ist mit dem Kuije der Kuango und mit dem Balibi der Kongo gemeint." Diese Erklärung stimmt mit den Thatsachen überein, dagegen ist nicht erklärt, warum die Bangula den Kassai mit dem Namen Sankullu belegen. Hierfür kann man folgendes annehmen: Sowohl die Bangula wie die Bassongo-Mino wohnen vorwiegend auf dem rechten Ufer des Kassai und des in denselben einmündenden Sankullu oder Sankuru. Bei dem vielfachen Inselgewirr und der mächtigen Breite des Kassai, welche im Gebiet der Bangula bis zu sechs Kilometer erreicht, ist es erklärlich, wenn beide Ströme von den Bewohnern des rechten Ufers für nur einen Strom gehalten werden, um so mehr, als beide vereint eine von Osten nach Westen gehende Wasserstraße in ihrem unteren Laufe bilden. Daß die Flußnamen bei Naturvölkern immer nur für gewisse Strecken gelten, ist eine bekannte Thatsache. Aus diesem Grunde konnten auch die Reisenden Kund und Tappenbeck, welche diese Region berührten, als Bezeichnung für diese Strecke des Kassai den Namen Sankulu vernehmen und den Schluß ziehen, daß dieser Fluß den Kassai in sich aufnehme und nicht der letztere ihn. Unterhalb der Bangula wohnen die Badima, Basaka, Baduma und andere am Kassai.

Eine eigentümliche Beobachtung wurde mehrfach gemacht, die sich auf die Wirkung der Töne unserer Harmonikas auf die Negerbevölkerung am Kassai bezog. Schon auf dem ersten Lagerplatze an diesem Flusse, im Gebiete der Bakuba, gab sich dies kund. Lieutenant Mueller zeigte den Leuten seine mitgebrachte Harmonika; sie schüttelten über das wunderbare Ding, dessen Zweck sie nicht ergründen konnten, nachdenklich den Kopf; als es nun aber gar einen Ton von sich gab, jagte die ganze Gesellschaft erschrocken von dannen. Sie wurden indes beruhigt und lauschten nun mit großem Interesse, wobei einzelne ihre Gesichter schmerzlich verzogen, den heimischen Weisen, welche Hans Mueller zum besten gab. Noch eigenartiger wirkten die Töne dieses Instruments auf die Neger am unteren Kassai. Anfangs schien sich der Neger eine tiefe Traurigkeit zu

bemächtigen, die sich in Gesicht und Gebärden ausdrückte und dann anscheinend dem Gefühl eines großen körperlichen Schmerzes wich. Sie zogen unter entsetzlichem Gesichterschneiden die Knie bis an den Leib und schienen jeden Augenblick in Weinen ausbrechen zu wollen; dabei wehrten sie beständig ab und suchten durch Gesten Mueller vom weiteren Spiele abzuhalten. Das Ganze gewährte einen so urkomischen Eindruck, daß sämtliche Teilnehmer der Kassai-Expedition, Schwarze und Weiße, sich nicht enthalten konnten, aus vollem Halse zu lachen.



Stuhl, 0,64 hoch; sehr sorgfältig geschnitzte Figur einer aufrechtstehenden Negerin mit langen spitzkonischen Brüsten und mächtiger Narbentättowierung in der Nabelgegend. Diese und die Art der Haartracht soll nach Stabsarzt Dr. Wolf charakteristisch für Bakuba sein. Baluba, Lualaba, 7 Grad südl. Br.

In der Nähe der Kassai-Mündung mehrte sich die Zahl der Flußpferde stündlich, überall sah man die schweren Kolosse einzeln oder in Familien. An einem Tage wurden etwa zweihundert Stück beobachtet. Je näher die Flottille ihrem nächsten Ziele, der Einmündung des Kassai in den Kongo, kam, desto größer die Spannung unter den Weißen. Nach Stanleys Karte wußte man wohl, daß man sich in der Nähe des Leopoldsees befinden mußte, aber über alles andere war man nicht orientiert. Endlich, am 9. Juli 1885 in der Mittagsstunde, wurde ein Gebäudekomplex bemerkt, auf den sich sofort alle Ferngläser und Krimstecher richteten. Es war die langersehnte Station am Kongo, denn lustig flatterte über ihr die blaue Flagge mit goldenem Stern. Die majestätische Wasserfläche des Hauptstromes breitete sich unabsehbar aus, als die zweihundert Personen der Flottille unter Jubelruf und Moio! ihre Ankunft der herbeiströmenden Bevölkerung kundgab. Die Station hieß Kwamouth; ihre Vorsteher, zwei Engländer, waren nicht minder erstaunt als Wißmann und seine Freunde, daß die längst bekannte Kwa-Mündung diejenige des Kassai sei; sie hatten auch nicht die Ankunft der Expedition erwartet, sondern mehr als dreihundert Kilometer stromaufwärts am Kongo in der Äquatorstation hatte man seit Monaten bereits der Ankunft der deutschen Forscher entgegengesehen. Acht Tage später landete die Kassai-Expedition in Stanley-Pool.

Hiermit war die Aufgabe, welche König Leopold II. von Belgien Wißmann gestellt hatte, gelöst, soweit es sich um den eigentlichen Lauf des Kassai handelte, wenn man auch noch nicht wußte, wo der unter dem Namen Sankullu oder Sankuru bezeichnete Nebenfluß des Kassai seinen Ursprung hatte. Die Anstrengungen, welche sämtliche Teilnehmer der Fahrt hatten ertragen müssen, waren sehr bedeutend gewesen und hatten die Gesundheit der meisten angegriffen. Wißmann selbst hatte sich ein schweres Nervenleiden zugezogen, das ihn zwang, das Kommando über die Expedition abzugeben. Er legte es in die bewährten Hände seines Freundes, Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, dem dadurch die schwierige Aufgabe gestellt wurde, den Kalamba, die Meta Sangula und die getreuen Baluba wieder in ihre ferne Heimat nach Mukenge zurückzuführen. Lieutenant Hans Mueller und Büchsenmacher Schneider kehrten wegen Kränklichkeit nach Europa zurück, und Lieutenant v. François beteiligte sich, nicht mehr im Zusammenhang mit der Expedition, an einer Privat-Forschungsreise des Missionärs Grenfell.

In der Erforschung des Kassai ist, wie bereits angedeutet, eine Verkehrsader aufgedeckt worden, welche geeignet ist, ein

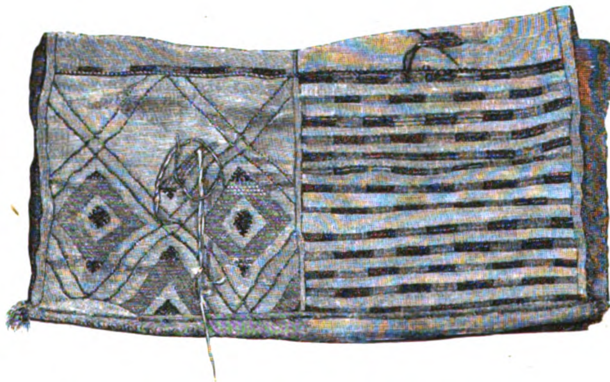
Handelsweg ersten Ranges zu werden. Der Kassai selbst, welcher im ganzen auf einer Linie von 650 Kilometer für größere Flußdampfer von einem bis zwei Meter Tiefgang schiffbar ist — ein Vorzug, den kein einziger deutscher Strom besitzt —, führt hinauf zu den Handelsmärkten der Koqua und Kalunda, sein großer Nebenfluß, der Lulua, zu den zugänglichen Baluba; der mächtige Sankuru, dessen Erforschung, wie im folgenden beschrieben ist, Wolf ausgeführt hat, in bis dahin noch jungfräuliche Gebiete, unter deren Bewohnern das interessante hochentwickelte Bakuba-Volk mit seiner uralten Kultur einen hervorragenden Platz einnimmt, und der Kongo zu den Bondo und Bangula.


Becher, aus Holz geschnitzt, in Gestalt einer armlosen menschlichen Figur mit behaarter oder tättowierter Stirn; abweichender Typus. Batetela. (Wißmann.)

Das Reisewerk der Herren Wißmann, Wolf, v. François und Mueller endet mit der Beschreibung der Ankunft und des Aufenthaltes der Kassai-Expedition in Stanley-Pool. Über die Zeit, während welcher Dr. Ludwig Wolf das Kommando der Expedition verwaltete, liegt noch kein Reisewerk vor, da der Genannte, welcher bekanntlich durch das Vertrauen des Auswärtigen Amtes zu der hohen Aufgabe, das Hinterland des Togogebiets zu erforschen, berufen ist, seit Februar 1888 Deutschland verlassen hat und bis dahin keine Zeit fand, das Material aufzuarbeiten.

Die Station Leopoldville am Stanley-Pool hatte der Kassai-Expedition einen festlichen Empfang bereitet und teilte kameradschaftlich mit ihr ihren geringen Vorrat an Genüssen aus der civilisierten Welt. Nachdem Wißmann am 22. September 1885, von seinen getreuen Bundesgenossen Abschied nehmend, sich nach der Küste begeben hatte, mahnten häufig auftretende Erkrankungen unter den Baluba, besonders Lungenentzündungen, welche auch bereits ihre Opfer gefordert hatten, dringend an einen schleunigen Aufbruch aus dieser verhängnisvollen Zeit der Unthätigkeit. Am 5. Oktober 1885 konnte Wolf endlich Leopoldville verlassen.

Schon während der Hinfahrt hatte die kleine Flotte beim Passieren der Kuango-Mündung von den dortigen Eingeborenen die Nachricht vernommen, daß ein Dampfer kurz vorher diesen Nebenfluß des Kassai hinaufgefahren sei. Der brave alte Balubaherrscher Kalamba, welcher Wißmann und seine Gefährten schon seit ihrer Ankunft über Art und Wesen der „Feuerkanoes der weißen Männer“ ausgefragt hatte und der es für selbstverständlich


Gewebte Matte mit unfertiger Knüpfarbeit. Bakubaneger.

hielt, daß ihm für seine aufopfernde treue Bundesgenossenschaft mindestens eines derselben in die Heimat als Geschenk mitgegeben werden würde, hatte schon damals freudig in die Hände geklatscht und gerufen: „Nun ist es gut, nun wird uns mein Dampfer sicher und ruhmgekrönt in die ferne Heimat zurückbringen!“ Als dann Wißmann, der Expedition nach Stanley-Pool vorauseilend, mit dem Vorsteher der englischen Mission, Mr. Grenfell, auf dem diesem Missionär gehörenden Dampfer „Peace“ seinen Getreuen wieder entgegengefahren war und vom Deck aus ein „Moio!“ gab, wirkte der erste Anblick dieses mächtigen Feuerkanoes so überwältigend auf alle, daß selbst der ernste Kalamba in kindliche Ausgelassenheit geriet. Noch größer wurde die Freude, als Mr. Grenfell am nächsten Tage auf Wißmanns Ersuchen dem Kalamba, seiner Schwester, der Meta Sangula, und dem Häuptling Tschingenge gestattete, auf dem „Peace“ die Spazierfahrt nach Leopoldville mitzumachen.

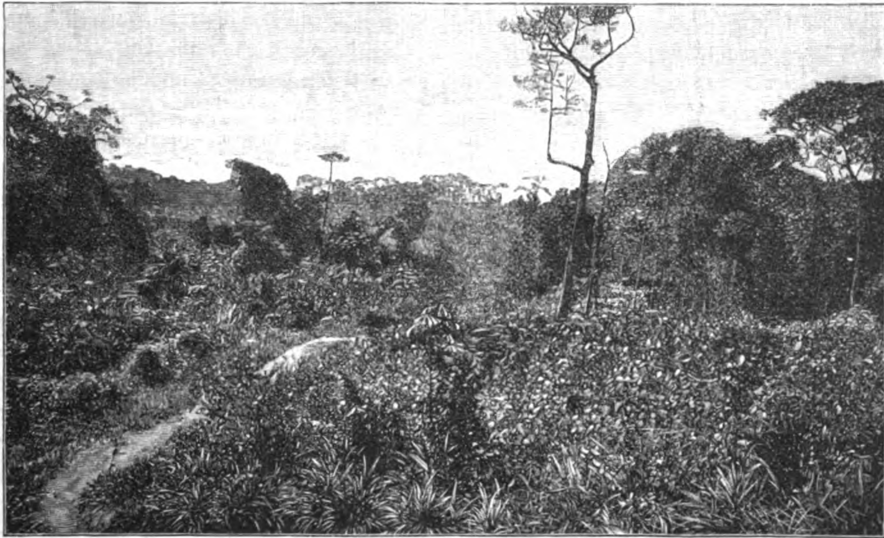
König Leopold II. hatte befohlen, der Kassai-Expedition, falls sie den Kongo erreichen sollte, ein Dampfboot zur Verfügung zu stellen. Da aber die Kassaimündung am Äquator vermutet worden war, so fand man keinen Dampfer vor. Der für die Expedition bestimmte Dampfer „En Avant“ war den großen Strom aufwärts gegangen. Demgemäß begab sich Stabsarzt Dr. Wolf den Kongo abwärts zu dem Generaladministrator des Kongostaates, welcher in liebenswürdigster Weise sofort für den Rücktransport des Herrschers Kalamba und seiner Baluba den neuen schönen Dampfer „Stanley“ zusammenstellen ließ. So ging die Fahrt den Kongo, Kassai und Lulua aufwärts bis zur Luebomündung, wo das Gebiet der Baluba beginnt. Da hier die Grenze der Schiffbarkeit für größere Fahrzeuge liegt, so erfolgte die Landung der Leute. Die vom Lulua und Luebo gebildete Landzunge schien dem nunmehrigen Chef der Expedition, Stabsarzt Dr. Wolf, der günstigste Platz für die Anlage einer befestigten Hafenstation. Der Dampfer „Stanley“ fuhr nach viertägigem Aufenthalt am 11. November 1885 wieder nach Leopoldville zurück, während der Dampfer „En Avant“, welcher für die weiteren Forschungszwecke der Expe-



Der Luila-Fall.

dition dienen sollte, am Luebohafen verblieb.

Es handelte sich jetzt zunächst darum, die etwa 160 Kilometer lange Strecke



Das Kepethal bei der Residenz Mukenge.

nach der Station Luluaburg oder nach der Hauptstadt Mukenge, welche jedermann unbekannt war, zu durchziehen. In den ersten Wochen nahm das Fällen der mächtigen Urwaldriesen und die Rodungen in dem mit Unterholz dicht bewachsenen Terrain alle Kräfte der Expedition in Anspruch. Es war, nachdem die Stationsarbeiten in geregelten Gang gekommen waren, eine Strecke von nicht weniger denn zwanzig Kilometer Länge mitten durch den dichten Urwald zu schlagen, dann konnte der Marsch über offenes, zuweilen noch mit Strichwald besetztes Terrain, durch Baum- und Buschsavanne fortgesetzt werden, bis die allmählich sich vergrößernde Bevölkerungsdichtigkeit und die Fruchtbarkeit des Landes anzeigten, daß man sich der Hauptstadt Mukenge nähere. Wolf traf mit dem Zuge zuerst auf der Station Luluaburg ein, woselbst er den dort als Verwalter zurückgelassenen Schiffszimmermann Bugslag im besten Wohlsein antraf. Dieser vielseitige Mann hatte die Zwischenzeit dazu benutzt, um einen neuen Beweis seines unvergleichlichen Organisationstalentes zu liefern, denn er übergab dem neuen Chef ausgedehnte Reis-, Zucker-, Erdnuß-, Mais-, Hirse- und Maniok-Pflanzungen, die er mit reichem Ernteerfolge angelegt hatte.

Nun kam endlich auch der feierliche Tag, an welchem der treue Herrscher und Bundesgenosse Kalamba mit seiner Schwester, der Lukokescha Meta Sangula, und den Häuptlingen sowie den etwa zweihundert Baluba, welche sich an der Kassaifahrt beteiligt hatten, wieder einziehen konnten in ihre Residenz Mukenge. Von nah und fern war zu dieser Festlichkeit die Bevölkerung des Landes herbeigeströmt, um ihrem hochgefeierten Fürsten und dessen verehrter Mitregentin, die ihre Machtstellung und ihr Ansehen mehr als je durch diese Reise befestigt hatten, einen noch nie dagewesenen Empfang zu bereiten. Und Stabsarzt Dr. Wolf schloß sich nur zu gern diesen Ovationen an, denn nur die treue Hilfe und unablässige Opferfreudigkeit des Königs Kalamba war es, welcher die deutsche Nation nunmehr zwei ihrer hervorragendsten Großthaten auf dem Gebiete der Afrikaforschung verdankte. Er war es, der zuerst persönlich mit sei-

nen Kriegern Wißmann quer durch das südliche Kongobecken begleitet und dadurch die richtige Kenntnis erschlossen hatte; er war es jetzt, mehrere Jahre später, der das Kassaiproblem mit Hilfe seiner Leute lösen half. Nie hat ein sogenannter „Wilder“ die geographischen Zwecke mehr und erfolgreicher befördert als er! Von allen innerafrikanischen Herrschern gebührt ihm und seiner Schwester zuerst ein dauerndes Andenken dafür, daß sie aus ungezügelten Anthropophagen durch das allerdings sehr drastische Hilfsmittel des Riamba-Kultus zunächst gehorsame, ergebene Menschen erzogen und dieses lebende Material für die höheren Zwecke der Wissenschaft dienstbar gemacht haben.

Nachdem Wolf den Kalamba mit seinen Leuten feierlichst in seine Residenz zurückgebracht hatte, kehrte er unverzüglich nach der Station Luebohafen zurück, um von dort aus sich der Erforschung des Sankuru und seiner Nebenflüsse zu widmen. Er hatte, wie bereits mitgeteilt, für diesen Zweck den Dampfer „En Avant“ erhalten. Dieses Dampfschiff spielt in der Geschichte der Kongoforschung eine so bedeutende Rolle, daß es vielleicht gestattet ist, kurz darauf einzugehen.

Am 14. August 1879 begann Stanley, nachdem er zwei Jahre vorher seine berühmte Erforschung des Kongo, des zweitgrößten Stromes der Welt, ausgeführt hatte, von der Mündung desselben Flusses aus seine große civilisatorische Expedition, um stromaufwärts Niederlassungen an den Ufern anzulegen, die letzteren in friedlicher Weise zu erobern und sie gemäß den modernen Ideen in nationale Staaten umzuwandeln. Auf dieser Reise hatte er eine ganze Flottille von kleinen Dampfern aus Europa mitgebracht, deren Gesamtpreis etwa hunderttausend Mark betragen hatte. Eines dieser Fahrzeuge war der Raddampfer „En Avant“, welcher dreiundvierzig Fuß lang, sieben Fuß elf Zoll breit war, elf Fuß Tiefgang hatte und sechs nominelle Pferdekräfte besaß. Dieser Dampfer hätte zuerst mit viel mehr Recht den Namen enfant terrible verdient, denn sein Erbauer hatte ihm eine unglückliche Konstruktion gegeben. Schon bei der Probefahrt beklagte sich Stanley darüber. Der Dampfer machte sich der seltsamsten Launen schuldig, indem er einen Augenblick unter zehn Atmosphären Druck dahinstürmte, so daß die Passagiere, die ersten Zeichen einer Explosion erwartend, sich bereit machten, über Bord zu springen, während das Manometer im nächsten Augenblick wieder fast gar keinen Druck zeigte und die Maschine kaum so viel Kraft besaß, um die Schaufelräder in Bewegung zu setzen; auch hatte das Ruder nicht die geringste Kontrolle über die Bewegungen des Fahrzeugs. Der arme Maschinist befand sich in einer höchst peinlichen Lage, denn er wurde ebensosehr auf die Probe gestellt wie sein Dampfer und fast zum Selbstmord getrieben. Eine Reihe von Experimenten wurde durch Ingenieure mit dem Fahrzeug vorgenommen, bis es endlich einem Italiener gelang, den „En Avant“ zum Laufen zu bringen. Das Schiff fuhr dann mit Stanley bis Vivi hinauf, trotzte den Stromschnellen oberhalb Manjauga, war der Pionier auf der Fahrt Stanleys nach dem König Leopold II.-See und das erste, welches die Gewässer des Aruwimistromes durchfurchte und sogar bis nach den Stanley-Fällen hinauffuhr.

Dieses Schiff war im Dienste der Kongoforschung zum halben Wrack geworden, als es Wolf für seine Forschungsfahrt auf dem Sankuru erhielt. Zwar sollten der Hülle des „En Avant“ neue Reserveteile einverleibt werden, aber bevor dieselben ankamen, mußte Wolf mit den Baluba die Rückreise antreten und das Schiff nach Station Luebohafen mitnehmen. Nachdem er die Baluba und ihre Herrscherfamilie nach Mukenge zurückgeführt, bemannte er den „En Avant“ mit sechs Sansibariten, sieben Balubanegern und drei Angolaleuten. Der äußerst schadhafte Zustand des Fahrzeuges war durch die Sachkenntnis und den Fleiß des Kapitäns v. d. Felsen und des Militärbüchsenmachers Schneider einstweilen

verbessert worden, so gut es ging; die zersprungene Kesselplatte und der durchlöcherte, verbrannte Schornstein mußten während der Fahrt fortwährend mit Lehm dicht gehalten werden. Schneider wurde zum Maschinisten ernannt und arbeitete sich so gut ein, daß mit dem Schiffe zu Wasser noch zwölfhundert englische Meilen zurückgelegt werden konnten. Freilich erreichte der „En Avant“ gegen den Strom bei weitem nicht die Durchschnittsgeschwindigkeit einer gewöhnlichen Landkarawane. Bei scharfen Biegungen des Flusses mußte oft mit vollem Dampf eine bis zwei Stunden gearbeitet werden, um nur eine Strecke von dreihundert Schritt gegen die Strömung zu gewinnen. Während der Reise mußten Gewehrläufe als Ersatz für die verbrauchten Siederohre eingesetzt werden und auch für die verbrannten Roststäbe als Aushilfe dienen. Die geringe Zahl der dem Reisenden zu Gebot stehenden Gewehre wurde dadurch auf eine unangenehme Weise vermindert, da bei der Ausrüstung nicht an diese Eventualität gedacht worden war.

Während des Aufenthaltes in Stanley-Pool hatte Wißmanns Expedition die Lieutenants Kund und Tappenbeck angetroffen, welche zu der im Jahre 1884 von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland entsandten Kongo-Expedition gehörten, deren Aufgabe unter anderem darin bestand, den nächsten direkten Weg vom unteren Kongo nach der von dem unvergeßlichen Dr. Pogge gegründeten Station in der Hauptstadt Mukenge zu erkunden. Da diese Aufgabe durch die Kassaifahrt Wißmanns gelöst war, so wandten sich beide Reisende einer anderen Aufgabe zu, welche darin bestand, den Mittel- und Unterlauf der Flüsse im westlichen Teile des südlichen Kongobeckens zu erforschen. In einem kühnen Marsche von einundsiebzig Tagen erreichten Kund und Tappenbeck, indem sie vom Stanley-Pool sich zuerst südlich, dann östlich wendeten und eine Reihe von Flüssen des Kassaisystems überschritten, den Hauptstrom selbst, an dessen Ufer der erstgenannte die Passagestelle durch ein in einen mächtigen Baobabbaum eingeschnittenes K kennzeichnete. Nach Überschreitung des Stromes marschierten sie noch einen Monat — November 1885 — weiter in östlicher Richtung und erreichten den Lukenje-Strom, dessen Erforschung sie innerhalb der nächsten beiden Monate ausführten, indem sie ihn gleichzeitig hinabfuhren. Dieser Fluß berührt das Südende des Leopold II.-Sees und ergießt sich unter dem Namen Mfinie in den Kassai. Auf diesem Marsche fand die mehrfach bereits erwähnte Bezeichnung des Hauptstromes mit dem Namen seines Nebenflusses statt. Kund bemerkte hierüber folgendes: „Der Sankullu oder Sankuru ist der Wißmannsche Kassai, welchen letzteren Namen die Eingeborenen nicht kennen. Der Fluß heißt dort, wo wir ihn überschritten, stets Sankullu.“ Durch diese Äußerung wollte Kund sich in Gegensatz zu der Wißmann-Wolfschen Bezeichnung des Kassai, von der er ja durch diese Herren kurz vorher in Stanley-Pool unterrichtet worden war, stellen, und er that dies nach den ihm von der Bevölkerung gemachten Mitteilungen zunächst mit dem Anschein vollen Rechtes. Seine Passagestelle befindet sich jedoch etwa siebzig Kilometer unterhalb der Vereinigung beider Ströme.

Eine Entscheidung, wer von beiden wirklich recht hatte, war nicht leicht zu fällen. Stabsarzt Dr. Wolf, der ja bereits durch seine Erkundigungsreise beim Bakubaherrscher Lukengo mit dem Sankuruproblem in nähere Beziehung getreten war und bei der Thalfahrt der Kassai-Expedition ganz besondere Aufmerksamkeit anwandte, um die Sankurumündung aufzufinden, stieß sogar bei seinen eigenen Gefährten auf Widerspruch, als er die durch ein Gewirr von Sandbänken und Inseln verdeckte Mündungsstelle des Sankuru auffand. Unmittelbar vor der Mündung verlaufen beide Ströme bei einer Gesamtbreite von annähernd viertausend Meter parallel nach Westnordwest, so daß man versucht ist, das rechte Sankuru-Ufer für das rechte Kassai-Ufer zu halten.

Dann aber, weiter stromaufwärts, ändert der Sankuru seinen Lauf, indem er aus Nord und Nordost kommt, während der Kassai aus Süd und Südost strömt. Die wahre Entscheidung, welches der Hauptstrom sei, wurde später, nach Dr. Wolfs Expedition, durch den wieder genesenen Wißmann und den Missionär Grenfell gebracht, welche die Wassermengen der einzelnen Ströme maßen. Hiernach ergab sich, daß der Sankuru nicht nur nicht der Hauptstrom ist, sondern daß an Wassermasse der Kassai ihn um mehr als das Doppelte übertrifft. Ja, noch mehr, der Sankuru ist nicht einmal der bedeutendste Nebenfluß des Kassai, denn der linksseitig in den Unterlauf des Kassai einmündende Kuango — der zuerst durch v. Mechow befahren wurde — übertrifft ihn an Wassermenge.



Fetisch; Rock von Raphia-Faserzeug, darüber ein großer Fellschurz, in der Bauchgegend ein Säckchen fest eingeklemmt, um die Brust ein Ring von Eidechsenhaut, um den Hals an einem Riemchen eine durchbohrte harte Frucht, in der Scheitelgegend ein Stück Antilopenhorn in Fell eingewickelt, kleine Kaurimuscheln als Augen. Benan-Gongo. (Wißmann.)

Stabsarzt Dr. Wolf hatte seine Sankuru-Expedition am 6. Januar 1886 begonnen. Weiter aufwärts eröffnete sich ihm der Sankuru als ein schöner mächtiger Strom, dessen Breite zuweilen zwei- bis dreitausend Meter erreichte und der eine vorzügliche Wasserstraße bei drei Meter durchschnittlicher Wassertiefe bildete. Er bewies durch den Charakter seiner Ufer, ebenso wie auch der Unterlauf des Kassai, wie irrig die Vorstellung sein würde, daß man beim Befahren eines afrikanischen Flusses nichts als Wasser und Bäume sehe. Wald, üppige Palmenvegetation wechseln mit freien, oft endlos erscheinenden Grasflächen und bieten dem Auge landschaftlich schöne Bilder.

Die Bewohner des rechten Ufers gehören stromaufwärts auf einer Strecke von nahezu dreihundert Kilometer zu den grausamen und gefürchteten Bassongo-Mino, die bereits auf der ersten Kassaifahrt Wißmanns die Gewalt der europäischen Waffen kennen gelernt hatten. Auch bei der Rückfahrt hatte Wolf einen blutigen Strauß am Kassai mit ihnen zu bestehen, und jetzt auf dem Sankuru zeigten sie ihm gleichfalls zuerst eine recht feindselige Haltung, als er das Gebiet ihres mächtigen Häuptlings Gapetsch Quebuladia erreicht hatte. Aber hier trat das weibliche Element vermittelnd und versöhnend ein. Die hübsche Tochter des Häuptlings, Prinzessin Pemba, welche schon durch die früher vom Kongo durch das Land gedrungenen Handelsbeziehungen ein wenig mit europäischen Waren bekannt geworden war, gebot Frieden und machte, nur mit einem kleinen Gefolge, Wolf an Bord des „En Avant“ einen Besuch, um Perlen, Messing und bunte Zeuge gegen Elfenbein und jene kunstvoll aus der Palmfaser gewebten Stoffe, in deren Herstellung die Bakuba und ihre Nachbarn so sehr erfahren sind, einzutauschen. Damit war ein gutes Einvernehmen hergestellt, und dasselbe blieb von längerer Dauer, denn Wolf machte bei seiner Rückkehr von der Fahrt der lieblichen Pemba einen feierlichen Gegenbesuch, bei welchem er gastlich empfangen und von den Bewohnern aufgefordert wurde, dort zu bleiben und ein Haus zu bauen. Man verpflichtete sich sogar, alle Bäume am Ufer des Sankuru niederzuschlagen, damit der „En Avant“ beim Landen nicht mehr behindert würde.

Auf dem Strome herrschte ununterbrochen starker Verkehr. Wie ihre südlichen Nachbarn, die von Wolf besuchten Bakuba, sind die Bassongo-Mino, die dem großen Stamme der Bakutu angehören, der Urtypus eines kräftigen, körperlich



Ethnographische Gegenstände aus dem Kassai- und Sankurugebiet.

1 Reichgeschnitzter Holzpokal; Griff in Form eines Armes. Sankuru. (Dr. Wolf.) — 2 Trommel. Bassongo-Mino, zwischen 3 und 4 Grad südl. Br. (Dr. Wolf.) — 3 Häuptlingsstock. Bena-Luwemba; Sankuru, rechtes Ufer, Lubimündung. (Dr. Wolf.) — 4 Reise-Fetisch. Sankuru, rechtes Ufer; Koto. (Dr. Wolf.) — 5 Messer. Östlich vom Lomami. (Wißmann.) — 6 Schwert mit schönem Kupfergriff in Form eines menschlichen Kopfes. Sankuru a. d. Lubi-Mündung. (Dr. Wolf.) — 7 Breitklingiges Messer. Kassai. (Dr. Wolf.) — 8 Becher in Form eines tättowierten menschlichen Gesichts: Nase, Augen 2c. mit Kupfer, Messingblech und Eisenstiften verziert. Bakuba. (Wißmann.) — 10 Schale aus Holz geschnitzt, als Henkel eine menschliche Figur. Bakuba. (Wißmann.) — 11 Hölzerner Henkelbecher in Form eines menschlichen Kopfes. Sankuru. (Dr. Wolf.) — 12 Holzbecher in Form eines menschlichen Kopfes. Sankuru. (Dr. Wolf.) — 13 Alte Form der Baluba-Messer nebst Scheide. Ob. Sankuru. (Dr. Wolf).

ausgezeichnet gut entwickelten Naturvolkes. Sie unterscheiden sich von den breitschulterigen Bakuba durch ihre etwas schlankere Gestalt und tragen die oberen und unteren Schneidezähne spitz gefeilt. Mino heißt Zähne. Sie werden von allen Nachbarvölkern als gefürchtete Anthropophagen bezeichnet, was zu sein sie jedoch bestreiten. Wolf fand in ihren Dörfern keine Beweismittel für die Behauptung, wohl aber wurde ihm, als er aus dem Bereich der Machtsphäre des Häuptlings Gapetsch Quebuladia gekommen war und stromaufwärts beim Bassongo-Mino-Häuptling Jongolata lagerte, eine Andeutung über den Kannibalismus der Bewohner. Der „En Avant“ war nämlich wieder einmal schadhaft und leck geworden, so daß er repariert und die Sachen der Expedition zum Trocknen am Ufer ausgebreitet werden mußten. Schon war eine Kiste mit Patronen für die Perkussionsgewehre durch die Nässe verdorben. Plötzlich näherten sich zwei stark bemannte Kanoes, aus deren einem ein hochgewachsener Krieger mit Pfeil und Bogen an Land sprang, einen wilden Tanz aufführte und seine Genossen aufforderte, das Eigentum der Expedition an sich zu nehmen, da die Zahl der Verteidiger nur gering und schlecht bewaffnet sei. Die Bassongo-Mino zögerten keinen Augenblick, sprangen ans Ufer und näherten sich in feindlicher Absicht. Sie standen offenbar in demselben Irrtum, in dem sich die Bakutu ein halbes Jahr vorher gegenüber Wolf befunden hatten, daß die Feuerwaffen gewöhnliche Holzknittel seien. Einer der Bakuba-Männer der Schiffsbesatzung erregte durch seinen wohlgenährten Körper die besondere Aufmerksamkeit, und der erwähnte Bassongo-Mino forderte seine Genossen auf, Wolf nebst seinen paar Leuten zu ermorden, zu verspeisen und sich der schönen Waren und Tauschartikel zu bemächtigen. Vergebens war dieser Stimmung gegenüber der Versuch einer freundschaftlichen Annäherung seitens des Reisenden. Da zog er schnell, einer augenblicklichen Eingebung folgend, seinen Revolver und schoß denselben unmittelbar vor der Nase des Häuptlings Jongalata ab. Dieser Schreckschuß verfehlte nicht die beabsichtigte Wirkung, denn der am ganzen Körper zitternde Häuptling griff sofort an seine Ohren, gleichsam als ob sich dort der Knall als ein fremdes Etwas festgesetzt hätte, dann änderte er sein Benehmen, beteuerte seine Freundschaft und schenkte schließlich Wolf zwei Hühner.

Der Sankuru beschreibt im großen und ganzen einen Halbkreis, welcher auf dem Zifferblatt einer Uhr etwa von der vier in umgekehrter Richtung über drei, zwei u. s. w. bis zur zehn reichen würde, und bei welchem zwölf den Norden, sechs den Süden anzeigen würde. Der Durchmesser dieses Halbkreises ist etwa vierhundert Kilometer lang; in seiner Mitte liegt Kalambas Hauptstadt Mukenge, so daß also von diesem Orte jeder Punkt des ganzen Sankuru ungefähr zweihundert Kilometer entfernt liegt. Diesen Halbkreis fuhr Wolf mit dem „En Avant“ entlang. An der Stelle, welche — um im Bilde zu bleiben — der Ziffer eins entsprechen würde, also fast nördlich von Mukenge, fließt von der rechten Seite her in den Sankuru der Lomami, wo die Ziffer zwei stehen würde, von der linken Seite der Lubi. Bis zu diesem letzten Punkte, d. h. auf einer etwa 350 Kilometer langen Strecke, herrschte ein ununterbrochener lebhafter Verkehr auf dem Sankuru.

Das Kongobecken ist fast in allen seinen der Schiffahrt zugänglichen Teilen ein Tummelplatz für Kanoes. Kriegs- und Fischereifahrzeuge bewegen sich auf den breiten Wasserflächen, deren Passage oft wegen der Schnelligkeit der Strömung sowie durch Wind und Wellen nicht ungefährlich ist. Im Kampfe mit dem feuchten Element hat sich die Bevölkerung im Rudern und Handhaben der Kanoes tüchtig herausgebildet. Die schon von der Kassai-Expedition beobachtete Geschicklichkeit der Eingeborenen wurde von Wolf auch auf dem Sankuru täglich bewundert. Nicht selten hatte eines der Kanoes, das

kunstvoll aus einem Urwaldriesen gehauen war, die doppelte Länge des „En Avant“ und trug bis gegen achtzig Personen. Mitunter war der Reisende von fünfzig und mehr derartigen Kanoes umgeben, die ihn oft stundenlang begleiteten. In voller ungebändigter Naturkraft und in wildem Wetteifer pflegten sie oft mit schnellen Ruderschlägen das mühsam dahinkeuchende Dampfschiff zu überholen, um dann irgendwo gemeinsam zu warten, bis das invalide Fahrzeug ankam, und ihre Freude über den Sieg in der Wettfahrt durch lautes wildes Geschrei, wobei mit den Handflächen auf die Kanoewandungen getrommelt wurde, zum möglichst lebhaften Ausdruck zu bringen. Die Eingeborenen ruderten, wie auf dem Kassai, im Stehen und im Takte, der bei einzelnen Völkerstämmen durch Gesang angegeben wurde.

Im Mittellaufe des Sankuru traf Wolf mit Völkerschaften zusammen, zu denen, wie bei den Bakuba, selbst der Zwischenhandel scheinbar keine europäischen Erzeugnisse irgend welcher Art gebracht hatte. Elfenbein sah er in großen Mengen; mächtige Kriegshörner, Waffen und Hausgeräte werden aus diesem kostbaren Material verfertigt. Der Dampfer „En Avant“ wandte sich, immer den Sankuru aufwärts fahrend, der nunmehr schon die Richtung von Süden nach Norden hatte, Gegenden zu, welche durch Wißmanns erste Reise bereits bekannt waren. Es war dies jene neue Welt, östlich von dem prachtvollen, durch reichste Flora geschmückten Tropenfluß Lubi, welche sich durch die mächtig großen reinlichen Dörfer mit meilenlangen schnurgeraden Straßen und durch einen schönen kräftigen Menschenschlag auszeichnete. Hier war es, wo Pogge und Wißmann, begleitet von ihrem getreuen Bundesgenossen, dem Kalamba, nebst zweihundert seiner Krieger durch das Gebiet des uralten, blinden, geheimnisvollen Königs Katschitsch im Januar 1882 zogen und von diesem finsteren, unheilbrütenden Fetischmann, der diese lachenden Gefilde weithin beherrschte, vergebens am Weitermarsch verhindert werden sollten.

Stabsarzt Dr. Wolf traf beim Katschitsch mit seinem Dampfer vier Jahre später, am 16. Februar 1886, ein und erfuhr, daß der Sankuru hier in seinem oberen Laufe den Namen Lubiläsch führe. Er setzte seine Fahrt mit dem „En Avant“ noch eine Strecke weiter gegen Süden fort, dann geboten Stromschnellen der Schiffahrt überhaupt Halt. In Fortsetzung seiner Expedition mußte Wolf teilweise den Landweg einschlagen und gelangte auf diese Weise bis zum 6. Grad südl. Breite, d. h. also in eine Gegend, die östlich von der Hauptstadt Mukenge liegt. Nahe dem Endpunkte seiner Tour traf er mit dem mächtigen Häuptling Zappu Zapp zusammen, der damals der am weitesten nach dem Inneren Afrikas und nach dem Westen vorgedrungene Repräsentant der schrecklichsten Geißel des dunklen Erdteiles, der gefürchteten Sklavenjäger, war und als Menschenräuber weit und breit gefürchtet wurde. Er hatte dem Reisenden seine beiden Söhne bis in die Hauptstadt des Katschitsch entgegengesandt und ihn unter Darreichung von Geschenken dringend als den ersten Weißen eingeladen, ihm, dem Freunde der Araber, einen Besuch zu machen. Diese Zusammenkunft beider fand einige Tage später statt, weniger zum Vorteil der Sankuru-Expedition als zum Entzücken der Sansibariten, welche sich mit Zappu Zapps Leuten in ihrer eigenen Muttersprache unterhalten konnten. Der Plan des alten abgefeimten Sklavenjägers war, sich mit List oder Gewalt, im Guten oder im Bösen in den Besitz der Gewehre und der Munition Wolfs zu setzen — eine Absicht, welche der Reisende durch Gegenmaßregeln gründlich vereitelte. Schließlich schieden beide in ziemlich gutem Einvernehmen.

Zurückgekehrt vom Zappu Zapp, bestieg Wolf wieder den Dampfer „En Avant“, in dessen Schlepptau sich während der ganzen Fahrt das Stahlboot „Paul Pogge“ befand, und lenkte seinen

Weg stromabwärts, also nach Norden zunächst bis zur Mündung des Lubi. Dieser Nebenfluß des Sankuru wurde etwa neunzig Kilometer stromaufwärts erforscht, bei welcher Gelegenheit der Chef der Expedition wieder einmal einem Volksstamm, den räuberischen Benan-Gongo, die überlegene Macht deutscher Waffen zu zeigen gezwungen war. Auf diesem Gewässer entgingen die Reisenden nur durch einen glücklichen Zufall dem fast sicheren Untergange, der sie insofern bedrohte, als der „En Avant“ bei der Thalfahrt, durch die starke Strömung und durch die kurzen Biegungen des Flußlaufes steuerlos geworden, gegen eine hervorspringende Uferecke geschleudert wurde und erheblichen Schaden litt. Sechzig Kilometer unterhalb der Mündung des Lubi liegt auf dem entgegengesetzten rechten Ufer der Lomami, welchen Wolf etwa zweihundert Kilometer stromaufwärts erforschte. Die Ufer waren dicht bewaldet nnd bis zweihundert Meter ansteigend. Wunderbar war der Anblick der wenigen scheuen Eingeborenen, die sich bei Beginn der Fahrt in den Ästen der Bäume zeigten, aber bei Anblick des Dampfers eiligst entflohen. Das ungastliche Ufer ließ die Expedition in Bezug auf die Lebensmittel im Stich, so daß Wolf mit seinen Leuten kurze Zeit lang von nichts als verschimmelten afrikanischen Bohnen leben mußte, da ihm alle übrigen Lebensmittel ausgegangen waren.

Endlich hatte er das Glück, einen auf dem linken Lomamiufer wohnenden Volksstamm anzutreffen, der sich nicht nur freundlich erwies, sondern bei Annäherung des „En Avant“ in abergläubischer Furcht zur Anbetung überging. Die Leute warfen sich auf den Boden und begrüßten das Feuerkanoe mit Händeklatschen. Dies war in Bezug auf die Hoffnung des Reisenden, Lebensmittel zu erhalten, eine gute Vorbedeutung; in der That gelang es ihm, eine Ziege und einige Yamswurzeln einzutauschen. Dann setzte er seine Fahrt ohne Aufenthalt stromabwärts fort, denn der gute brave Dampfer befand sich in einem so schadhaften Zustande, daß er mehr einer geflößten Hütte als einem Dampfschiff ähnelte.

In diesem Zustande traf Wißmann, welcher sich auf besonderen Befehl des Königs Leopold wieder nach der Station Luluaburg begab, am 12. April 1886 den „En Avant“ an der Station Luebohafen an, wo Wolfs Expedition ihr Ende fand. Hocherfreut über das Zusammentreffen übergab der Reisende dem wiedergekehrten Chef der Kassai-Expedition die Stationen Luluaburg und Luebohafen. Dann machten beide im Boot „Paul Pogge“ noch eine Forschungsreise den Kassai aufwärts und stellten die Grenze der Schiffbarkeit desselben auf 6 Grad südlicher Breite fest. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse so gefügt, daß beschlossen worden war, die Station Luluaburg dem Kongostaat einzuverleiben. Auf Befehl Königs Leopold II. übergab Wißmann den Herren de Macar und Batemann diese Station. Der Dampfer „Stanley“, welcher diese beiden Agenten herbeigeführt hatte, führte zugleich den Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, dessen Urlaubszeit abgelaufen war, nach Stanley-Pool, von wo aus er sich nach der Kongomündung begab und die Rückreise nach der Heimat fortsetzte. Er erreichte den vaterländischen Boden im September 1886 nach fast dreijähriger Abwesenheit, während Wißmann, von Bugslag und von der Meta Sangula, seiner alten Freundin, begleitet, seine zweite große Durchquerung Afrikas im Auftrage seines hohen Gönners ausführte.





Aus Neigung.

Eine Erzählung

von

Marie von Bunsen.

Neulich bei einer Gesellschaft war das Gespräch glücklich bei der neuesten Verlobung angelangt, einem Ereignis, welches um so größeres Interesse erweckte, als „er" ein armer Hauslehrer und „sie" die Schwester seiner Zöglinge, ein junges Mädchen aus stolzer, altadeliger Familie war. „Ach, solche Heiraten sind so außerordentlich rührend," hieß es allgemein, und dabei mußte ich einer „Hauslehrerliebe" denken, die mir auch, allerdings in anderem Sinne, „rührend" vorgekommen war — möge sie in kurzen Worten hiermit folgen.

Dr. Albrecht Karsten war eines Frühlings als Hauslehrer beim Herrn von Quilitz in Arnau angekommen.

Seine vier Zöglinge, rotbäckige, kräftige Kinder im Alter von acht bis vierzehn Jahren, hatten sich am ersten Abend, als ihn das neue, kalte Gefühl der Fremde umschlich, um ihn gestellt und erzählten ihm zur Erheiterung von seinen Vorgängern. „Der erste bekam zerrüttete Nerven und mußte in eine Kaltwasserheilanstalt, der zweite ärgerte sich, weil wir ihm einmal Kletten ins Bett gelegt hatten, und der letzte meinte, für uns wäre er doch noch zu gut, und ging." Schließlich jedoch kam Albrecht Karsten mit seiner wilden, aber gutgelaunten Horde ganz gut weiter, er lebte sich mit seiner Umgebung ein und fühlte sich im neuen Wirkungskreise befriedigt.

Schon öfters war von den nächsten Nachbarn, den Krachtens auf Stuckritz, die Rede gewesen, und als Albrecht einstens seine Zöglinge zu einer dort stattfindenden Geburtstagsfeier begleiten sollte, erkundigte er sich bei der Frau von Quilitz nach den dortigen Familienverhältnissen und erfuhr, daß die Krachtens aus dem Grafen, der Gräfin, zwei Söhnen in der Armee, zwei verheirateten Töchtern und einer jüngeren unverheirateten, der Gräfin Hedwig, beständen. Zu den Kindern der ältesten, welche jetzt auf Stuckritz die großen Ferien verlebten, war die Quilitzsche Jugend eingeladen worden, und dorthin

ging es nun, eng in einem Jagdwagen zusammengepfercht. Der Weg führte durch einen heißen, würzigen Tannenwald, der helle Staub wirbelte herauf, und über den stumpfgrünen Kiefern brannte die Sonne vom graublauen Himmel hernieder. Plötzlich hielten die Pferde mit scharfem Ruck, und ehe Albrecht es sich versah, waren seine Zöglinge aus dem Wagen geklettert und stolperten mit lautem Geschrei den grünen Waldabhang herauf. Es war eine Buchenlichtung, ein frischer Wind spielte durch das tanzende Laub, und dort im Sonnenschein stand ein junges Mädchen. „Tante Hedwig!" hatten die Kinder gerufen, und so stellte sich der Hauslehrer denn der jungen Gräfin vor, wurde von dieser freundlich begrüßt, und während seine Zöglinge mit ihren Altersgenossen, den Pellenbergschen Kindern, sich im lauten Glück des Wiedersehens in den Wald hineintummelten, folgten die beiden Erwachsenen in der Richtung des in der Ferne blinkenden Sees.

Während sie die ersten gleichgültigen Worte gleichgültig tauschten, beobachteten sich beide von der Seite. Sie war mittelgroß und kräftig gebaut, dunkelblond mit frischen Farben; ihre ganze Erscheinung machte einen „einfachen" Eindruck, aber wenn sie lächelte, lag ein weicher, sehr ansprechender Zug auf ihrem jungen Gesicht. „So denke ich mir ungefähr die Jungfrauen, welche von den deutschen Jünglingen zu Anfang dieses Jahrhunderts angebetet und angesungen wurden," dachte Karsten halb bewundernd, halb ironisch, und als ihr Blick seine hohe, schlanke Gestalt und offenen, hellblickenden Augen streifte, sagte sie sich, daß Totila im Kampf um Rom so ausgesehen haben müsse. Es war Karstens stetes Los gewesen, für außerordentlich harmlos und offen zu gelten, und von seinem grübelnden, zergliedernden Charakter, der sich selbst noch nicht verstand und mit sich selbst noch nicht fertig wurde, hatten seine schön geschnittenen, freundlichen Züge nichts zu berichten.

Durch leuchtend grüne Zweige hindurch blitzte das von einzelnen Sonnenstrahlen getroffene Wasser, und der kleine See plätscherte vor ihnen in des Buchenwaldes Schatten. Das „Fräulein" der Pellenbergschen Kinder erwartete dort die Gesellschaft: auf dem mit Wurzeln, Blaubeergestrüpp, vertrockneten Blättern und Farnen bedeckten Boden lagerte man sich unter den denkbar größten Schwierigkeiten zum Kaffee, und durch das wirre Dickicht der jungen Bäume jagte nachher die ganze Gesellschaft unter Lachen und Schreien einher. Albrecht war kinderlieb und gab sich gern den harmlosen Spielen hin. „Wieviel Herz er zu haben scheint; das findet man bei Männern so selten," dachte Hedwig, welche unter Männern ihre Brüder, Schwäger, einige Freunde derselben, die zur Jagd gekommen waren, und die Lehrer aus dem Altenburger Stift verstand — andere kannte sie nicht, denn im elterlichen Hause war das Leben recht still.

Als man später nach Stuckritz fuhr, saßen die beiden zusammen, und Albrecht, welcher als Student in den besten Kreisen der Universitätsstadt verkehrt hatte, unterhielt sie fließend über die Gegenstände, von denen er bei ihr ein Interesse voraussetzen durfte. Sie fand ihn ungemein unterrichtet, gewandt und geistreich.

„Sie sind noch nicht viel in der Welt gewesen, gnädige Gräfin?" frug er.

„Ach nein; seit meine Schwestern verheiratet sind, gehen die Eltern schon gar nicht mehr nach Berlin; die letzten zwei Jahre wollten sie mich nach P. zu den Regimentsbällen und Rennen führen, es kam aber immer etwas dazwischen; in der ganzen Nachbarschaft sind keine jungen Mädchen und es wird gar nicht getanzt, so daß ich kaum ausgegangen bin und außer nach dem Stift noch nie eine Reise unternommen habe."

„Das wird Ihnen noch überreichlich blühen," meinte Albrecht ermutigend, während er im Herzen Betrachtungen darüber anstellte, wie unendlich viel mehr seine in knappen Verhältnissen lebenden Schwestern im Vergleich zu dieser hoch-

geborenen jungen Gräfin vom Leben gehabt hätten.

Hedwig sah träumerisch vor sich hin. Sie hatte keinen Ehrgeiz, keine hochfliegenden Wünsche, keine ungezügelte Phantasie — sie wünschte sich Glück, und unter Glück verstand sie Liebe.

Es war kühl; nach dem Abendessen wurden Gesellschaftsspiele unternommen, und es kam die Reihe an die leidigen, aber unter solchen Verhältnissen unvermeidlichen „Verlobungszettel". Mit wenig Witz und unendlichem Behagen schrieben die Kinder Namen ihnen bekannter Herren und Damen auf, welche unter gegebenen Umständen sich treffen, einige Phrasen wechseln, aus denen dann dieses oder jenes Ergebnis entsteht. Gleich auf dem ersten Zettel standen Albrecht und Hedwig, ihr zärtliches, wenn auch keineswegs originelles Zwiegespräch und die unausbleibliche Verlobung wurde vorgelesen — gegenseitiges Erröten der Betreffenden, das wachthabende Fräulein wird unruhig, lauter Jubel seitens der Kinder.

Zweimal innerhalb kurzer Zeit wiederholte sich noch dieser alberne Scherz, ehe Hedwig in ärgerlicher Verlegenheit aufsprang, die Kinder zu Bett schickte und mit den beiden Erwachsenen sich in das anstoßende Zimmer ihrer Eltern begab. Der alte Graf beehrte den Gast hierauf mit einer längeren politischen Abhandlung, welche jede weitere Unterhaltung ausschloß, aber beim Gutenachtsagen erhielt Albrecht einen reizend verlegenen Gruß von der Tochter des Hauses.

Als die Gräfin Krachten am nächsten Morgen mit Hedwig auf der schattigen Veranda saß, sprach sie sich in anerkennendster Weise über den Quilitzschen Hauslehrer aus. „Ein netter, frischer, wohlerzogener junger Mann!" — Hedwig sprach kein Wort und nähte weiter. „Weißt du, was mir eingefallen ist," fuhr die Mutter fort, „er würde so ganz vorzüglich für die gute Fräulein Seelenheim passen. Ich würde das arme Mädchen zu gern versorgt sehen! — Du warst ja gestern den ganzen Nachmittag mit ihnen zusammen, hast du irgend etwas bemerkt?"

„Nicht das Geringste," antwortete Hedwig kurz, faltete ihre Arbeit zusammen und ging in ihr Zimmer, um, wie sie sagte, Briefe zu schreiben.

Beim zweiten Frühstück wurde Albrecht neben Fräulein Seelenheim, die bleichsüchtige Erzieherin der Pellenbergschen Kinder, gesetzt, und nachdem die Gräfin ihm unter dem Vorwand, einen hundertjährigen Weinstock am Hause zu zeigen, verschiedenes Lobendes über seine Kollegin gesagt hatte, wurde diese aufgefordert, ihm das Innere der naheliegenden Kirche mit den altertümlichen Krachtenschen Grabdenkmälern zu zeigen. Denn, so überlegte sich die wohlwollende Gräfin, heute abend fahren die Quilitzschen fort, nächste Woche sind die Ferien zu Ende, folglich müßte die Sache schleunigst ins klare kommen.

Albrecht war, wie schon erwähnt, lange nicht so harmlos, als er aussah, und durchschaute die beabsichtigte Verfügung seines Schicksals ganz gut. In der Kirche unterhielt er seine Begleiterin über das Wetter und die Umgegend, bei Tisch ließ er sich ihre erst kürzlich überstandenen Examenängste vorerzählen. So entging er allen Klippen, und da nachher ein gemeinschaftlicher Ausflug geplant worden war, hoffte er die Gesellschaft der ihm sympathischeren „deutschen Jungfrau", wie er Hedwig Krachten für sich benannte, wieder einmal genießen zu können.

Auf einem fernen Vorort sollte das „Erntebinden" stattfinden, bei welchem Akte Hedwig die Familie zu vertreten hatte, und durch die frische Sommerluft ging es auf holperigen Landwegen an den mit Blumen umsäumten Wiesen und Feldern vorbei. Das junge Mädchen kutschierte im einen Wagen und Albrecht saß an ihrer Seite; sie hatte ihm verlegen, aber mit Bestimmtheit diesen Platz angewiesen, und jetzt waren sie im eifrigsten Gespräch begriffen. An einem Feldrand hielten die Wagen, und die Gesellschaft ging auf die Schnitter zu. Ein hübsches junges Mädchen in blauem Kattunrock,

mit schneeweißen Hemdsärmeln, trat errötend hervor, schlang ein bunt eingewirktes Band mit einigen reifen Kornähren um Hedwigs Arm, indem sie mit niedergeschlagenen Augen schnell ihren Vers hersagte:

„Ich wollt die gnädige Gräfin binden
Mit lieblichen Dingen und lieblichen Sachen.
Ich habe nicht viel Zeit, Komplimente zu machen.
Ist der Vers auch schlecht,
Ist der Will' auch recht" u. s. w.

Albrecht hielt sich abseits und betrachtete die Gruppe; wie sicher und doch wie freundlich stand Hedwig mitten unter den Dorfleuten, wie gut paßte ihre gesunde, gerade Gestalt mit den klaren grauen Augen zu dem frischen Sommertag und der reinen, kräftigen Luft. Bis jetzt war sie ihm nur junges Mädchen gewesen, jetzt sah er die Tochter zahlloser Schloßherrinnen in ihr, so ruhig stand sie mitten unter ihren Untergebenen und so selbstverständlich trug sie alle auf sich gerichteten Blicke.

Der Vers war aus, das übliche Silberstück wurde der Schnitterin mit lächelndem Dank in die Hand gedrückt, und nachdem die übrigen, mit passenden Änderungen des Spruches, auch an die Reihe gekommen, ging man noch lange zwischen den würzigen Ähren und am feuchten, üppigen Bachrande einher. Unter einer grauweißen Weide knieten Albrecht und Hedwig im langen, saftigen Grase und pflückten sich nasse Vergißmeinnicht. „Wie rührend und idyllisch müssen wir uns ausnehmen," dachte Albrecht spottend, und doch bewunderte er seine Gefährtin. „Sie ist so einfach und bescheiden, so frisch und natürlich, sie hat gesunden Menschenverstand und viel Gefühl — vielleicht zu viel."

Hedwig schwamm und tanzte es vor den Augen. „Dies ist Glück, Glück, wie die Dichter es besungen haben — ach, wie schön ist der Sonnenschein und die Sonne, wie schön sind die Blumen und die Wiesen, und er ist der Beste, der Schönste von allen — und ich liebe ihn!"

Die Kinder kamen jetzt hinzu, und auf der Rückfahrt mußten Frag- und Antwortspiele vorgenommen werden; so kam es zu keiner ruhigen Unterhaltung. Als aber die Abschiedsstunde kam, standen die beiden allein an der Freitreppe neben der verschnörkelten Balustrade. Er dankte für die freundliche Aufnahme, ebenso wie er es vorhin den Eltern gegenüber gethan hatte; dann stockte er. Sie war so offen und liebenswürdig zu ihm gewesen, die beiden Tage hatte sie so verschönt, solche Tage würden ihm wohl nicht so leicht wiederkehren — gern hätte er etwas von diesem allem gesagt, und doch durfte er sich nichts herausnehmen.

„Wie schade, daß die Ferien schon zu Ende gehen," sagte sie schließlich und sah weg. Er schwieg noch immer. „Vielleicht sehen wir uns noch einmal in Arnau," fuhr sie dann fort.

„Sie sind viel zu gütig, gnädige Gräfin," antwortete er in aufrichtigem Tone und glättete verlegen an seinem Hute.

Sie sah ihn groß an und wurde blaß, stockte einigemal und sagte dann hastig: „Es würde mir eine große Freude sein." Dann errötete sie heftig, richtete sich schnell empor, reichte ihm flüchtig die Hand und trat in den offenen Hausflur zurück.

* *
*

Während der Heimfahrt saß Albrecht Karsten still und verschlossen da, von Zeit zu Zeit schüttelte er seinen Kopf; die Überraschung war zu plötzlich gekommen. Natürlich konnte er auch jetzt niemandem beweisen, daß Hedwig Krachten ihn liebte — bis zu einem gewissen Grade kann man das eigene Verhältnis zu einem anderen Menschen überhaupt nicht beweisen, man kann es nur fühlen und glauben. Aber er wußte es, wußte, daß es keine Laune, keine Koketterie, sondern, gleichgültig ob erklärlich oder unerklärlich, die volle, kindlich fraglose Liebe eines jungen unerfahrenen Gemütes war.

Mit dieser merkwürdigen Thatsache trug er sich all die nächstfolgenden Wochen herum und versuchte seine Gefühle zu ergründen. Hedwig hatte unterdes unendlich viel in seinen Augen gewonnen — denn er

war nicht anders wie alle! Sie war ihm nicht mehr das liebenswürdige junge Mädchen, welches so nett sich mit ihm unterhielt, welches inmitten der Dorfleute so sicher und einfach vornehm dastand, welches mit ihm Vergißmeinnicht pflückte — sie war das junge Mädchen, welches ihm eine große, erste Neigung darbrachte, welches mit neuem poetischem Schimmer seine Werkeltage umwob, welches unerdachte, zarte Gefühle in seinem Herzen wachrief. Und diese Umwandlung in seiner Anschauung nahm mit jeder Woche zu und er freute sich mit aufgeregter Gespanntheit auf den Augenblick des Wiedersehens. Kam ihm die Frage: Was aber dann? was sollst du armer Hauslehrer mit der Liebe einer jungen Gräfin anfangen? so kam er (wie, das wußte er wohl selber auch nicht) irgendwie über diese Klippen hinweg und freute sich nur darauf, „sie" in diesem neuen Lichte, unter diesen veränderten Umständen wiederzusehen und zu beobachten, wie und was er empfände und ob er eigentlich in sie verliebt sei oder es erst werden würde.

Bei den Quilitzens war unterdessen, ohne daß gerade ein schreiendes Bedürfnis dafür empfunden worden wäre, ein siebentes Kind angekommen und sollte nun allernächstens getauft werden. Zur Taufe wurde aber die ganze Nachbarschaft, worunter die Krachtens mit einbegriffen waren, in Arnau erwartet.

Etwas beiseite, umringt von seinen Schülern, stand Albrecht Karsten im großen Saal, während Herr und Frau von Quilitz die Gäste empfingen. Da traten Graf und Gräfin Krachten, von ihrer Tochter gefolgt, herein. Hedwig hatte Albrecht bald entdeckt, sie errötete lächelnd und strahlte über das ganze Gesicht. Diesem schlug das Herz heftig, er empfand die Freundlichkeit lebhaft; aber — diese Demonstration mußten ja alle, oder wenigstens alle älteren Damen bemerkt haben. Er bedauerte dieses in ihrem Interesse, aber auch in seinem. „Ce n'est que le ridicule qui tue" — zum erstenmal empfand er sich als armer Hauslehrer — hatte sie denn gar keine Haltung?

Es war auf die Krachtens gewartet worden, und gleich nach ihrer Ankunft begann die Taufe. Hedwig vertrat ihre älteste verheiratete Schwester und stand unter den Paten; als auch sie das Kind hielt, konnte Albrecht die Augen nicht von ihr wenden, denn es lag eine Weihe, eine Tiefe der Empfindung, eine ahnungsvolle Rührung in ihren jungen Zügen, die durch den schreienden, ihr keineswegs nahestehenden Täufling kaum hervorgerufen werden konnte — und wieder schlug ihm das Herz in Aufregung und Beunruhigung höher. Bei Tische saß er mit seiner Dame, der Frau Pastor, ziemlich weit von ihr entfernt, und sorgfältig vermied er es, ihrem Blick zu begegnen. Liebte er sie oder liebte er sie nicht? Er hatte die Lösung dieser Frage von dem unmittelbaren Impuls ihrer ersten Begegnung erhofft, aber ihm war nur verstörter, unklarer wie je zu Mute.

Auf der Terrasse wurde der Kaffee herumgereicht, Karsten mußte jetzt notwendig auf die Krachtens zugehen und sie begrüßen. Die Gräfin war sehr freundlich und erzählte ihm von der Abreise des Fräulein Seelenheim, der Graf versprach ihm, ihr neulich angefangenes politisches Gespräch ein andermal fortzusetzen, und Hedwig reichte ihm mit fast verklärtem Gesicht die Hand. Sie hatte all diese Zeit über von diesem Augenblick geträumt!

Die Trennung mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen ist in Herzenssachen die beste Vermittlerin, sie webt Illusionen, die manchmal jahrelanger Wirklichkeit trotzen — nur die hoffnungslose Trennung tötet die Neigung — oder in einzelnen glücklicherweise sehr seltenen Fällen das Lebensglück.

Die Sonne in Hedwigs Gesicht besiegte seinen Zweifel, und da die Gesellschaft sich im Garten zu zerstreuen begann, bat er die junge Gräfin, ihr die neuen Rosenanlagen zeigen zu dürfen. Zusammen gingen sie die Stufen hinunter und zwi-

schen den Blumenbeeten hindurch die schmalen Wege entlang. Es war ein Augustabend und die Nacht kam bald heran. Hedwig hüllte sich in ihren weißen Shawl, und im dämmernden Sternenschein gingen sie noch immer langsam auf und ab. Und als im schwarzen Himmel die Sterne grell und geheimnisvoll aufleuchteten, hatten sie sich Liebe und Treue bis in den Tod gelobt.

Wie war es gekommen? Das frug sich Albrecht in seinem Kämmerlein, nachdem die beiden von den vorfahrenden Wagen aus ihren Himmeln geschreckt, eilig in das Haus zurückgekehrt und sich noch ziemlich unbemerkt unter die Gesellschaft bis zum Aufbruch gemischt hatten.

Deutlich lebte er alles noch einmal durch. Wie hatte sie gezittert, wie sprechend die Augen niedergeschlagen. Er hatte natürlich nur von sich selbst gesprochen und sie ebenfalls nur ihr eigenes Ich ausgebeichtet; das ist ja bekanntlich der Reiz einer „flirtation“. „Les amants ne s'ennuient jamais, parce qu'ils ne parlent que d'eux-mêmes.“ — Es war abscheulich, mußten ihm abgeschmackte Cynismen in den Sinn geraten, nachdem er so glücklich, so glücklich gewesen war? Und er stand auf und öffnete das Fenster und blickte den Sternenhimmel an und dachte an seine Geliebte und wußte, daß auch sie jetzt mit ihren Augen an dem leuchtenden Dunkel hinge — und wieder kamen ihm störende Reminiscenzen aus der Litteraturgeschichte der romantischen Periode und aus unzähligen guten und schlechten Romanen.

Unwillig ging er auf und ab. „Liebst du sie denn nicht?“ frug er sich erbittert. „Ja, ich liebe sie, ich liebe sie mit meinem ganzen Herzen, ich kann ja fast sagen, daß sie eigentlich wirklich meine erste Liebe gewesen ist — die anderen in Bonn und in Göttingen zählten nicht mit. Wie ist sie gut, wie ist sie liebevoll, wie weich, wie anschmiegend und doch so stolz und rein. Ja, ich liebe sie, ich liebe sie von ganzem Herzen.“ Und schneller und schneller schritt er im Zimmer auf und ab.

Aber jetzt war es zu spät, die Sache gehen zu lassen, abzuwarten; jetzt war es geschehen, und das Schreckensbild der unvermeidlichen Unterredung mit dem Grafen Krachten zerstörte den Liebesrausch, in den er sich hineingeredet hatte. „Siehst du, meine Eltern haben mir immer mein ganzes Leben lang nur Gutes erwiesen, ich kann sie nicht hintergehen, du mußt baldmöglichst mit ihnen sprechen,“ so hatte sie es ihm vor einer Stunde im Garten gesagt und ihm dabei mit ihren offenen, sternenbeschienenen Augen ins Gesicht gesehen. Natürlich hatte sie recht — aber es war eine schreckliche Zumutung!

Albrecht Karsten beurteilte Standesunterschiede vernünftig und klar. Er war aus guter, bürgerlicher Familie und hatte schon als Kind viel in adligen Häusern verkehrt. Er wußte, was ihm bevorstände, aber je näher die Stunde der Enthüllung seines Geheimnisses rückte, desto dorniger schien ihm der Weg, und im tiefsten Innersten fühlte er wohl auch, daß dort Zweifel versteckt lägen, ob sein Leben nicht ohne diese bevorstehenden Kämpfe glücklicher und friedlicher verlaufen wäre.

Aber alles spielte ihm die verhängnisvolle Stunde in die Hand. Während er beim Mittagsessen sich auf irgend einen Vorwand besann, kraft dessen er sich ein Fuhrwerk ausbitten könnte, erschreckte ihn wie ein Schicksalswink die Aufforderung der Frau von Quilitz, heute nachmittag nach Stuckritz hinüberzufahren. „Die Hedwig ist wirklich zu nachlässig, läßt das Mädchen ihren Sonnenschirm und ihren Staubmantel hier zurück.“ Er ging in sein Zimmer hinauf, um sich zurechtzumachen, und überlegte, ob er etwas mitzunehmen hätte, um sich über seinen Vermögensstand, seinen Charakter u. s. w. auszuweisen. In Büchern und Lustspielen hatte man immer „Papiere“. Ihm fiel aber nichts ein; sein Taufschein und seine Schulzeugnisse waren doch kaum geboten, und was die Vermögensverhältnisse anbetraf, so waren sie fast gleich Null, sein bißchen Gehalt ausgenommen. In ner-

vöser Erregung bürstete er sich das Haar, das Vorfahren des Wagens ersehnend. Ach, wie weit zurück lag der Sternenschein und der Rosenduft der vergangenen Nacht! Jetzt saß er im Wagen, und der Kutscher schien ihm entsetzlich schnell zu fahren, schon war die Stuckritzer Grenze überschritten; da, dort war die Stelle, wo er Hedwig zum erstenmal gesehen! Die damaligen Tage waren sonnig gewesen, aber jetzt erinnerte er sich der stürmischen, trüben Wochen, welche gefolgt waren. Ach, warum war sie keine Professorstochter und warum liebte er sie nicht noch leidenschaftlicher. „Aber doch liebe ich sie," rief er sich dann zu, „gewiß liebe ich sie, sie ist so gut, so süß, so lieb. Aber der Vater! aber diese Unterredung! Je eher vorüber, desto besser," sagte er sich und ließ sich sofort bei dem Herrn Grafen anmelden.

Der Herr Graf waren in seinem Zimmer und lasen die Zeitung. „Ei, da sind Sie ja, lieber Neumann — pardon, so hieß nämlich unser letzter Hauslehrer — ich mache da so leicht Verwechselungen — nun, was machen Sie denn, lieber Kastan? Was sagen Sie nur zu dieser Stöckerschen Rede? Ist das mir ein Mann! Ein zweiter Luther! Setzen Sie sich aber doch, mein lieber ..." Wieder entging ihm der Name und er half sich mit dem etwas lahmen „Setzen Sie sich, mein Lieber."

Albrecht ergriff den nächststehenden Stuhl, wischte sich die Stirn und hielt dann seinen Hut mit beiden Händen auf den Knien fest. „Herr Graf," begann er mit todesmutiger Stimme, „ich komme, um Ihnen eine Mitteilung zu machen. Diese Mitteilung wird mir sehr schwer; dürfte ich Sie von vornherein bitten, mich als einen anständigen Mann zu betrachten, als einen Mann, der trotz seiner Fehler den Kopf unter rechtschaffenen Leuten hochhalten kann!"

Der Graf sah ihn erstaunt an. „Ich habe absolut keinen Grund, etwas anderes von Ihnen zu halten."

Albrecht standen die dicken Tropfen auf der Stirn. „Herr Graf, Gräfin Hedwig und ich lieben uns und bitten um Erlaubnis, uns verloben zu dürfen."

Der alte Herr wurde vor Schrecken und Erstaunen rot und sprang vom Stuhle auf, unruhig mit den Händen fuchtelnd. „Nein, hören Sie, alles was recht ist, ich bin wahrhaftig nicht übermäßig auf Rangunterschiede verbissen, ich bin immer menschlich gewesen, aber alles was recht ist! Was denken Sie sich eigentlich, was denken Sie sich denn — Herr — Herr Dr. ..."

Albrecht stand vor ihm, hoch aufgerichtet und kreidebleich. „Sie geben mir also keine Hoffnung — verzeihen Sie meine Vermessenheit." Mit einer kurzen Verbeugung verließ er das Zimmer, versah sich mit der Thür, und statt in die Halle zu treten, befand er sich plötzlich auf der langen Veranda, die sich am Hause entlang zog. Als er aber rasch die Stufen hinuntereilen wollte, schmiegte sich etwas Weiches, Warmes an ihn, und ehe er wußte, was ihm geschähe, hatte Hedwig ihn aus der blendenden Sonne in ihr kleines, kühles Zimmerchen gezogen. „Laß mich, Hedwig, lassen Sie mich, Gräfin, es ist alles vorbei, ich würde lieber sterben, als von Ihrem Vater noch einmal abgewiesen werden."

Hedwig ließ ihn erstarrt los und sank schluchzend in einen Lehnstuhl zurück. „Um Gottes willen, du liebst mich also nicht?"

„Aber Hedwig, aber meine geliebte Hedwig, du weißt ja, daß ich dich liebe!" Und er kniete nieder und tröstete das weinende Mädchen.

„Dann würdest du mich nicht so leicht aufgeben," sprach sie, sich erregt aufrichtend. „Hast du denn glauben können, die Eltern würden gleich ihre Zustimmung geben?"

„Ich bin nun einmal stolz," antwortete Albrecht trotzig, „du kannst dir nicht vorstellen, was es für einen Mann bedeutet, zurückgewiesen, nicht angehört zu werden, und bloß weil man nicht reich und ‚vornehm' ist."

„War Papa denn so furchtbar böse?“ frug sie mit kindlich erschrockenen Augen.

Albrecht konnte es, streng genommen, nicht behaupten.

„Verweigerte er denn seine Zustimmung ein für allemal? Verbot er dir das Haus?“

Albrecht versuchte die Unterredung getreu wiederzugeben.

„Aber dann ist ja noch nichts verloren, dann kann ja noch alles werden, habe nur Geduld. Papa räsonniert und spricht überhaupt gern, aber ich bin ja die Lieblingstochter, du wirst sehen, mir können sie nichts abschlagen.“ Und sie umschlang ihn fest und lehnte beglückt das Haupt an seine Brust; aber ihm war nicht so wohl zu Mute, als es ihm in den Armen einer ihn anbetenden Braut hätte sein müssen, und er fühlte sich stolz und gedemütigt und unglücklich.

Unterdessen beratschlagte der Graf mit seiner Frau, zu der er gleich, nachdem ihn Albrecht so ungestüm verlassen hatte, geeilt war. Kaum hatte sie die Nachricht vernommen, so sprang sie erregt auf: „Das war es also, der Hauslehrer ist es! Gestern abend spät besuche ich nämlich die Hedwig und finde sie mit aufgelöstem Haar, wie sie in Thränen gebadet den Himmel verklärt anlächelt. Es war dumm von mir, so herauszuplatzen, aber gleich dachte ich an den Herrn von Marstein, der sie doch zu Tische geführt hatte und jetzt schon zwei Jahre Witwer und so reich ist, und ohne erst anzutippen, umarme ich sie und sage: Herzenskind, der gute Marstein hätte zwar erst mit uns sprechen können, aber wenn ihr euch liebt, geben wir euch gern unseren Segen. Darauf springt das Mädchen entsetzt auf, lacht laut und weint dann wieder und behauptet schließlich, wir verstünden sie nicht und sie fühlte sich unglücklich. Ich habe dir nichts davon sagen wollen, weil ich der Sache erst auf den Grund gehen wollte, und, lieber Mann, wie hätte ich auch auf den Hauslehrer kommen können!“ Und verstört sah sie ihren Gatten an, der seinerseits an der Krawatte zupfte und kreuzunglücklich aussah.

Das ältliche, gutherzige Pärchen betete diese jüngste, spätgeborene Tochter an, und unwillkürlich ahnten die beiden, daß, wenn ihre Hedwig den Hauslehrer nun einmal liebte, sie früher oder später doch schon nachgeben würden.

Plötzlich berührt die Gräfin ihren Mann und deutet auf die Thür. „Hörst du,“ sagt sie mit entsetztem Flüsterton, „da sind sie!“ Beide horchen gespannt auf die undeutlich vernommenen Stimmen, bis der Graf auf einmal mit beiden Händen sich im Lehnstuhl festhält: „Hörst du, Amalie, sie küssen sich!“

Es wurde totenstill im Zimmer, endlich holte die Gräfin ihr Taschentuch mit nervös zitternden Händen heraus und trocknete sich die roten Augen. „Lieber Papa, ich fürchte, wir kommen jetzt zu spät, es ist natürlich meine Schuld, aber wie sollte ich ahnen, daß — daß — daß es so je kommen könnte. Du weißt, daß die Hedwig, wenn sie einmal etwas will, es auch gründlich will. Wenn dem jungen Menschen etwas vorzuwerfen ist, so bricht ihr das Herz, und wenn er, wie ich immer gehört habe, tüchtig ist und wir doch nicht nachgeben, so bricht ihr ebenfalls das Herz. Ach, lieber Papa, es ist eine recht schlimme Geschichte, aber du weißt ja, wie es mit den anderen beiden Mädchen gegangen ist!“ Sie weinte jetzt laut und der Graf sah ernst vor sich hin.

Denn die beiden älteren Töchter hatten zwar gute Partien gemacht, lebten aber ohne Liebe und ohne Glück mit ihren Männern, und die Eltern konnten sich von dem Vorwurf nicht befreien, wenn auch mit den besten Absichten, aus äußeren Rücksichten einen Druck auf ihre Töchter ausgeübt zu haben.

Und als die Thür sich leise öffnete, Hedwig hereinhuschte und sich in die Arme ihrer Eltern warf, leidenschaftlich ausrufend: „Ich kann nicht ohne ihn leben, ihr wollt mich doch nicht auf immer unglücklich machen!“ — da hatte sie den Sieg schon halb davongetragen.

Albrecht war stolz und mißmütig im Zimmer seiner Braut geblieben, als nach einer Weile der Graf ernst aber freundlich ins Zimmer trat und ihm die Hand reichte. „Glauben Sie mir," sagte er stockend, „ich meine es gut mit Ihnen; vom Zaun läßt sich eine solche Angelegenheit natürlich nicht brechen, wenn aber meine Erkundigungen über Sie meiner vorgefaßten Meinung nicht ganz und gar widersprechen, will ich meine Einwilligung nicht aus Standesrücksichten vorenthalten, und wenn Sie meine Hedwig — meine Lieblingstochter" — hier zitterte seine Stimme — „glücklich machen, so sollen Sie mir, lieber Karsten, der willkommenste und liebste Schwiegersohn sein."

Da brach Albrechts Stolz zusammen, da drückte er dem alten Herrn die Hand und dankte ihm warm und bewegt.

So regelte sich die Sache allmählich, doch sollte die Verlobung vor der Hand nur den nächsten Angehörigen vertraulich mitgeteilt werden. Die Eltern sprachen von einigen „Prüfungsjahren" und hatten dabei nur den sehnlichen Wunsch, die Trennung von ihrer Hedwig so lange als möglich hinauszuschieben, und alle sahen ein, daß unter diesen Umständen eine lange öffentliche Verlobung den beiden Beteiligten nur peinlich sein müßte. Herr und Frau von Quilitz hatten die Sache erraten und benahmen sich Albrecht gegenüber auf das taktvollste und teilnehmendste, und wenn die Verlobung auch von den Geschwistern der Braut kalt ignoriert wurde, machte sich doch keine laute Opposition bemerkbar.

* *
*

Zu Michaelis nahm Karsten Wolf und Erhard Quilitz nach Berlin, wo die beiden Knaben das Wilhelms-Gymnasium besuchen sollten. In einem Familienpensionate richteten sie sich sehr behaglich ein, und Albrecht, der abends seine Zöglinge in guten Händen wußte, wurde die erwünschte Gelegenheit, sich an Berlins geistigen Anregungen beteiligen zu können. So befand er sich einmal im Schauspielhause mit einem Freunde, als dieser ihm neckend sagte: „Mensch, hast du denn einen Mord auf dem Gewissen, hinter uns sitzt ein Detektiv, der dich nicht aus den Augen läßt." In der nächsten Pause kam dann auch dieser sogenannte Detektiv auf Albrecht zu, verbeugte sich höflich, stellte sich als Professor Gerstorffer vor und bat angelegentlichst, ob Albrecht ihm wohl zu einer Büste Modell sitzen würde. „Ich beschäftige mich nämlich schon seit längerer Zeit in Gedanken mit einer Hamletbüste, kann nirgends ein passendes Modell auftreiben und bin nun ganz überrascht, in Ihren Zügen meine innersten Conceptionen verwirklicht zu sehen. Es brauchten wirklich nur wenige Sitzungen zu sein, ich bitte Sie, schlagen Sie mir mein Anliegen nicht ab."

Die wenigsten Leute wissen, wie angreifend das Modellsitzen ist, aber selbst die fühlen sich geschmeichelt, wenn der berühmteste Bildhauer der Hauptstadt eine diesbezügliche Bitte an sie richtet; so versprach denn Albrecht alles, die Stunde wurde festgesetzt und er mußte sich nur noch den ganzen Abend als „professional beauty" necken lassen.

Die Sitzungen beim Professor verliefen ganz nach Wunsch. „Sehen Sie," sagte der Künstler, „ich will Hamlet als den kräftigen, jungen Prinzen darstellen, den das Schicksal in eine ihn überwältigende Lage drängt; denn hat er auch Willenskraft und tiefes Gemüt, so liegt doch eine Schwäche in seiner Seele, die ihn zu Grunde richtet. In Ihrem Gesicht finde ich nun Kraft und Gemüt und, verzeihen Sie es mir, auch eine gewisse Unentschlossenheit."

Die beiden hatten manche anregende Gespräche, und Albrecht war diese halb idealistische, halb luxuriöse, halb keck ungebundene Atelieratmosphäre neu und interessant. Der eigentliche Arbeitsraum mit seinen Thonmassen und dem unordentlichen Gipsstaub öffnete in ein lauschiges, kleines Gemach mit persischen

Diwanen und alten geschnitzten Eichenmöbeln. Hier nahmen sie von bunten irdenen Schüsseln und Krügen das improvisierte Atelierfrühstück ein; Gänseleberpastete und sehr trockenes Brot, vorzüglichen Wein und in Zeitungspapier eingeschlagenen Aufschnitt — wie es gerade so kam.

Einmal vermißte Albrecht in der einen Ecke dieses Nebenraumes ein orientalisches „Stillleben“, welches die Künstlerhand aus Ketten, seidendurchwirkten Tüchern, perlmutter-eingelegten Lauten und Palmwedeln leicht an der Wand befestigt hatte. Auf sein ausgesprochenes Bedauern antwortete ihm der Professor: „Ja, bei uns wurden gestern abend lebende Bilder gestellt; meine Tochter stand als ägyptische Lautenschlägerin und holte sich dazu die Sachen. Nachher tanzte sie mit dem Sohn des Orientalisten G. einen nubischen Tanz — ich versichere Ihnen, alle waren hin, das Mädchen tanzt famos!“

„So, so, Sie haben eine Tochter?“ frug Albrecht mit höflichem Interesse.

Der Professor sah ihn mit naivem Erstaunen an. „Gewiß, die Viktoria.“ Er erholte sich augenscheinlich noch gar nicht von der Überraschung über diesen jungen Mann, der nichts von seiner Tochter wußte, denn nach einer Pause fuhr er fort: „Also Sie kennen die Viktoria nicht; wissen Sie was, wir sehen ziemlich viel Leute bei uns, jeden Donnerstag-Nachmittag empfängt meine Frau, kommen Sie doch einmal heran.“

Albrecht nahm die Aufforderung dankbar an und dachte bei sich: Dann kann ich Hedwig wieder einmal etwas erzählen. Dieses Fräulein Gerstorffer ist gewiß ungeheuer „künstlerisch“ und absonderlich, wahrscheinlich auch etwas verrückt.

Am nächsten Donnerstag stand er vor der reich beschnitzten Thür des schönen Hauses in der Regentenstraße und wurde von dem Diener durch den mit persischen Vorhängen ausgeschlagenen Flur in ein von grau-blauem Plüsch wiederschimmerndes Zimmer geführt. Eine blasse hagere Dame mit interessanten Gesichtszügen erhob sich vom niedrigen Sessel am Kamin, um welchen sie mit einigen Damen und Herren saß, empfing ihn freundlich und führte ihn in ein kleines Nebenzimmer, wo sie ihn ihrer Tochter vorstellte.

Er sah ein etwa dreiundzwanzigjähriges junges Mädchen vor sich. Sie war groß und schlank, mit fast zu kleiner Taille, ihre Hände und Füße waren zierlich und lang, die Haare rotbraun, und im schmalen Gesicht leuchteten rotbraune Augen wie halbverschleierte glühende Kohlen. Sie hatte die blendend weiße Haut, die mit rotem Haar zusammengeht, aber bei ihr beschränkte sich die sonst so leidige Zugabe von Sommersprossen auf einige dunkle Punkte, die wie Schönheitspflästerchen die durchsichtige Reinheit der Gesichtsfarbe nur hervorhoben. Ihr wollenes Kleid war sehr einfach gemacht, saß wie eine Aalhaut und zeigte nur hier und da reichschimmernden Besatz. Wie sie elegant ist, dachte Albrecht, ein wunderschönes Mädchen. Er wandte keinen Blick von ihr und beobachtete die tadellose Sicherheit ihres Auftretens, den feinen, halb wegwerfenden Zug um den Mund und das Geschick, mit dem sie am Theetisch stehend eine leichte lebhafte Unterhaltung zwischen den Anwesenden, einem sehr modern angezogenen, berlinisch schlagfertigen Geschwisterpaar, einem gewandten, vielgereisten jungen Litteraten und einem sie offenbar sehr bewundernden Offizier aufrecht erhielt. Das Zimmer war klein, die Fenster mit halbdurchsichtigen, zartgetönten Vorhängen verschleiert, ein leichter orientalischer Stoff diente den zahllosen Bilderchen, Statuetten, Vasen, Pfauenfedern und Fächern als ruhig gedämpfter Hintergrund, über die Decke war ein Velarium gespannt und kleine venetianische Glasampeln verbreiteten ein gebrochenes Licht.

Albrecht hatte, wie schon erwähnt, von Jugend auf in den gebildeten und aristokratischen Kreisen der Provinz verkehrt — aber der künstlerische Luxus dieser Umgebung, der weltmännische Schliff dieser Damen war ihm eine Offenbarung.

Unwillkürlich mußte er seiner letzten Gesellschaft gedenken — der Taufe in Quilitz — und er sah die grünen Ripsmöbel, die zwei Bilder der Großeltern an der hellen Wand, den geblümten kleinen Teppich unter dem runden Mahagonitisch — die halb steife, halb biedere Begrüßung der Gäste durch die etwas aufgeregten Wirte und — und — Hedwig in dem weißen Kleid mit den endlosen Rüschen und Falten und Spitzen und der großen, festen Haarfrisur. Selbstverständlich waren jene alle ungleich vornehmer geartet als diese Leute — aber, aber, sie sahen lange nicht so aristokratisch aus und sie hatten lange, lange nicht so viel Welt.

Er nahm nur den nötigsten Anteil an der allgemeinen Unterhaltung, beobachtete und bewunderte Viktoria aber um so mehr. Die übrigen Gäste hatten sich allmählich entfernt, und auch er sah sich nach seinem Hute um, als ihn die Tochter des Hauses so liebenswürdig zum Bleiben nötigte, daß er ihr nur zu gern folgte, um, wie sie sagte, „Papas Sachen, unsere Bilder und all meinen dummen Kram" sich anzusehen. Plaudernd führte sie ihn durch die prächtigen Zimmer; im chinesischen Boudoir ihrer Mutter sah er sehr geschickte kleine Terracottastatuetten. „Ach, die sind von mir, ich modellierte schon ein bißchen, ehe ich lesen oder schreiben konnte. Eine Replika von dieser Tänzerin besitzt Majestät, welche zu Papa immer sehr freundlich ist und deren Patenkind ich auch bin; diese Gruppe aber," fügte sie mit Stolz hinzu, „ist auf der Jubiläumsausstellung gewesen!" Sie zeigte ihm nun die übrigen Statuen und Bilder, merkte bald, daß er in der modernen deutschen Kunst ziemlich unbewandert war und gab ihm nun in wenigen leichten aber prägnanten Sätzen eine Andeutung der Individualität und des Schaffens und der Schule der verschiedenen in Rede kommenden Künstler.

„Gnädiges Fräulein sind unglaublich gut bewandert," bemerkte Karsten.

„Nicht im geringsten, aus diesen Modernen mache ich mir eigentlich nicht viel. Die Spanier, das sind mir die Wahren! Hier im Museum haben wir zu wenig, und so quälte ich denn vor drei Jahren den guten Papa so lange, bis er mich nach Madrid mitnahm." Und sie holte ihre Photographien heraus. „Also auf ein anderes Mal," sagte sie in ihrer halb liebenswürdigen, halb stolzen Art, als er sich endlich empfahl, und ihre Mutter bat ihn, ihre Donnerstage nicht zu vergessen.

Er vergaß sie keineswegs, als aber der nächste herankam, sprach er ernstlich mit sich selbst. Als Bräutigam thut man besser, nicht zuviel in Gesellschaften zu gehen, besonders aber sollte man keine Bekanntschaften anknüpfen, die der künftigen Frau vielleicht unsympathisch sein könnten — natürlich — aber, dieses ist nun einmal etwas ganz anderes, dieses Haus ist mir eine Bildung, eine Erweiterung meines Gesichtskreises für das ganze Leben, der ich geradezu unrecht thäte auszuweichen. Er ging also hin, und dieses Mal wurde er Zeuge eines lebhaften Gespräches über französische naturalistische Romane, wobei er aus Mangel an Kenntnissen sich passiv verhielt, was bei einer nachfolgenden feinen und gewürzten Satire auf einige bekannte Damen der Hofkreise noch mehr der Fall war. Es schien ihm jedoch zu genügen, Viktoria Gerstorffer zuzuhören und sich an ihrer leiblichen und geistigen Grazie zu bilden. Beim Abschiede erhielt er eine Einladung zu einem musikalischen Abend, zu welchem er sich einige Tage darauf pünktlich einstellte.

Überall Blumen und Plüsch und Stickereien, und von diesem üppigen Hintergrunde hob sich Viktoria gleich einer zarten Blüte ab, wie sie in ihrem einfachen weißen schleppenden Seidenkleide mit einer Perlenreihe als einzigem Schmuck schlank und bleich und leuchtend dastand.

Es war ein interessant gemischter Kreis zugegen: bekannte Politiker, schöne Banquierfrauen, Künstler, Kunstmäcene, Hofchargen, Litteraten, fashionable, reiche Professorenfamilien vom neuen Stil, junge

Offiziere — alles durcheinander. Mit kleinstädtischem allgemeinem Vorstellen wurde man nicht gequält, man sprach mit seinen Bekannten, geschickt wußten die Wirte passende Gäste zusammenzuführen, mehrere „Sterne" sangen und spielten, und später bildeten sich zwanglose, lebhafte Gruppen an kleinen Tischen um das prächtig aufgebaute Büffett. Alles machte sich ganz wie von selbst, man merkte, daß Wirten und Gästen diese Abende eine geläufige Sache seien. Albrecht war es wirr zu Mute — er hatte mehrere der bekanntesten Erscheinungen des Tages gesehen, mit einigen derselben sich näher unterhalten, war in einer Atmosphäre von kostbaren Stoffen und bloßen weißen Schultern und duftenden Treibhausblumen gewesen und in dem Professorssohne aus der Provinz waren latent in ihm schlummernd gewesene ästhetisch-luxuriöse Empfindungen erwacht. Vor allem, er hatte Viktoria sprechen dürfen, und an sie nur dachte er, während er die große Treppe herunterging, vor ihm zwei Offiziere, welche ihre goldgestickten Gardekragen vorsichtig in weißseidene Tücher hüllten und, Cigarren im Munde, sich über die eben verflossene Gesellschaft unterhielten.

„Wer war der hübsche Mensch, der die Viktoria so angaffte?" frug der eine.

„Ein Dr. Karsten," war die Antwort, „ziemlich obskur, soll Hauslehrer sein."

„Dr. Karsten? Alle Wetter noch mal, weißt du das ganz bestimmt?" erwiderte der junge Mann hastig und bestürzt.

Albrecht biß sich auf die Lippen, und es war vielleicht ganz gut, daß in diesem Augenblick ein Herr, dessen Gespräch mit ihm vorhin unterbrochen worden war, ihn jetzt einholend am Arm ergriff. „Kommen Sie mit zu ‚Bauer', darüber müssen wir uns doch noch aussprechen; nehmen Sie es mir nicht übel, aber in diesem Punkte sind Sie ganz auf dem Holzweg!"

Er folgte der Aufforderung, aber die Schneide fehlte ihm heute und er gab den Auseinandersetzungen des jungen Professors ziemlich zerstreut bei. Der geringschätzige, beleidigende Ton dieser jungen Offiziere wurmte ihn schwer, aber in die Seele schämte er sich hinein, daß von ihm, dem Bräutigam der Hedwig Krachten, bemerkt worden war, er sei in ein junges Mädchen vergafft! Es ist ja nicht im geringsten wahr, versicherte er sich; meine Gefühle für Hedwig stehen mir doch unendlich hoch über dieser Treibhaus- und Atelieratmosphäre. Aber er wagte nicht zu untersuchen, ob nicht am Ende diese hohen Gefühle die abstrakteren der Achtung, Dankbarkeit und Pflicht seien, während in diesen heißen Regionen all sein Sinnen, sein Fühlen, sein Leben wurzele!

Aus übertriebener Vorsicht nahm er sich jedoch vor, am nächsten Donnerstag nicht zu Gerstorffers zu gehen; mit seinen Lehrerpflichten nahm er es ernster als je und schrieb Hedwig lange, interessante, schwungvolle Briefe — als aber der nächste Donnerstag herankam und seine Zöglinge wie an diesem Nachmittage immer zur Turnstunde abzogen — ging er doch hin.

Dieses Mal hatte er ein langes, langes Gespräch mit Viktoria, in welchem er ihr über sein Sehnen und Bestreben nach einem idealen Sein, nach einer tiefen und reichen Auffassung des Lebens sprach, und sie hörte ihm mit feinem Takte zu und bewunderte dabei sein schönes Profil und seine klangvoll vibrierende Stimme. Die Herren, die sie kannte, hatten, soweit sie es wußte, keine Ideale; dies war ihr neu und interessant. Und als er fertig gebeichtet hatte, lächelte sie ihm mit verschleierten, rotglühenden Augen zu, reichte ihm einen Augenblick ihre schmale kalte Hand und schwebte mit der ihr eigenen stolzen Grazie in das nächste Zimmer, wohin sie ihre Pflichten als Tochter des Hauses riefen. Durch seine eigenen, der Tiefe entfesselten Gedanken benommen, vom Blick ihrer Augen berauscht, blieb er dort in ihrem umhangenen Zimmerchen allein zurück. Er küßte die Stickerei des Sessels, auf welchen ihr zarter Arm sich gelehnt, er küßte die roten Anemonen im schillernden Glase, mit welchen ihre weiße Hand gespielt. „Komme, was komme;

gehe es, wie es gehen mag — ich liebe dich."

Mit seinem Gewissen suchte er sich nicht mehr abzufinden, dazu war er denn doch zu stolz. Er wußte zwar, daß sein Handeln sich mit guten logischen Worten beschönigen ließ, er wußte aber, daß sein besseres Ich ihn verdammte, er wußte, daß er den Stab des Lebens, die Treue, gebrochen hatte.

Ob er je glücklich werden würde, wußte er nicht, aber er fühlte, daß er heute die Krone seines Daseins ergriffen habe.

Als er am nächsten Empfangsabend hereintrat, sah er den jungen Offizier, den neulich die Nennung seines Namens so peinlich überraschte, über Viktoria gelehnt, in eifrigster Unterhaltung begriffen, auf „seinem" Lehnstuhl sitzen. Sie bemerkten ihn nicht und er hörte nur Brocken des Gesprächs ... „Gnädiges Fräulein waren gestern nicht bei Tattersall ... sah vergebens aus ... überhaupt seit einer Woche nicht den Vorzug gehabt ... Ball beim Minister X. hatte ich Unglückswurm Wache ... Heute abend bei L.s werde ich doch endlich mehr Glück haben, aber der Cotillon ist natürlich schon längst vergeben ... nicht ... ach, unverhofftes Glück ..." Und die beiderseitigen kleinen Engagementsbücher wurden hervorgeholt, um den Tanz geschäftsmäßig einzutragen.

Jetzt trat Albrecht fest auf die beiden zu, schüttelte Viktorias dargereichte Hand und stellte sich dem Offizier vor. „Graf Krachten," antwortete dieser, sich verbeugend, aber mit einem plötzlichen Erröten und feindseligen Blick. „Glaube, daß Sie auch im Hause meiner Eltern verkehrt haben," fügte er trocken und scharf hinzu.

Hedwigs jüngerer Bruder, der bei den Gardedragonern stand, sagte sich Karsten erblassend. Aber er war dort an der Stelle, wo er sich gesagt hatte: es komme, wie es kommen mag; es gehe, wie es gehen mag — ich liebe dich. Freilich, entsetzlich nahe trat ihm jetzt die Notwendigkeit, der er von Tag zu Tag feig ausgewichen war, die Notwendigkeit, Hedwig alles zu schreiben. Es ist ja eine Liebe der Verzweiflung, sagte er sich, ich wußte, daß mir kein sanftes, leichtes Glück bereitet wäre, und er setzte sich zu Viktoria und sprach mit einer Beredsamkeit auf sie ein, die ihn selbst überraschte und bald den Grafen Krachten vertrieb. Wieder horchte Viktoria gern und sah ihn mit seelenvollen Augen an; ein grundgescheites Mädchen, interessierte sie sein Gespräch, welches sich jetzt in metaphysische Höhen verstieg; sie spürte die glühende Bewunderung heraus, und wie manche sie auch schon besinnungslos in sie verliebt gesehen hatte, ein sympathischeres, edleres Gesicht hatte sie nie angeblickt und schöner hatte noch nie einer gesprochen.

Für ihn war diese Stunde trotz der drohenden Vergangenheit und der drohenden Zukunft vielleicht das leidenschaftlichste Glück seines Lebens.

Er ging taumelnd nach Hause und suchte sich über seine Absichten und Pläne klar zu werden. — Vor allem mußt du Hedwig schreiben! sagte er sich, und da an der Hausthür wurde ihm ein Brief überreicht, ein Brief von ihr. Mit zerrissenem Herzen erreichte er sein Zimmer und öffnete den Brief mit trockenen, heißen Fingern. Er las Seite nach Seite, das Haupt auf die Hand gestützt, und als er zu Ende gelesen, versuchte er aufzuspringen und Luft zu schöpfen, aber er sank zurück und halb schluchzend flog sein kurzer Atem in der Bitterkeit seiner Selbstanklage. Dann raffte er sich auf und las den Schluß des Briefes noch einmal über. „Nun lebe wohl, mein Geliebter. — Mein Herz ist so erfüllt vom ruhigen Glück, ich gehe so auf in dem seligen Gedanken an ein nie getrennt zu werdendes Wiedersehen, ich bin so glücklich und zufrieden in meinen vielen Beschäftigungen, die mich deiner würdiger machen sollen, daß mir manchmal ist, als ginge es mir zu gut im Leben. Lebe wohl, mein Liebster — bis auf den Tod, deine Hedwig." Er stöhnte halblaut und vergrub das Gesicht in seine Hände.

Wie war es gekommen? Gewiß, es war ein schweres Unrecht gewesen, ihr

Liebe zu bekennen, wenn er doch nicht die wahre empfand, aber — nur zu gut wußte er es jetzt, sie war es gewesen, die ihn zuerst geliebt, die ihn mit ihrem rührend zärtlichen Vertrauen hatte glauben machen, er liebte sie. „C'est toujours l'un qui baise, et l'autre qui tend la joue.“ Hatte er denn wirklich unrecht gehandelt? Glücklich hätte er sie gemacht, wäre nur alles so geblieben, ein guter Mann wäre er ihr gewesen. Worin lag denn das Unrecht, war es nicht Verhängnis eher zu nennen?

Und daß er sie jetzt unendlich unglücklich machen sollte, war das wiederum sein Unrecht oder sein Verhängnis? Wie unbemerkbar war er in seine Leidenschaft zu Viktoria hereingeraten — bis denn urplötzlich der Nebel zerrissen war und er erkannte, daß es zu spät, daß alle Vergangenheit verloren sei.

Er brütete vor sich hin — da schlug es sechs. Gott sei Dank, es war für die heutige Abendpost zu spät, so hatte er wenigstens bis morgen nachmittag noch zu diesem entsetzlichen Briefe Zeit.

Am nächsten Mittag trieb ihn die Unruhe ins Freie, und mit hastigen Schritten eilte er nach dem Tiergarten. Die kalte Wintersonne schien durch die dunklen Fichten, glitt an den feuchtschwarzen Stämmen herunter und malte blasse Schatten auf den halb vergangenen Schnee. Er bog in die Siegesallee ein und sah da plötzlich Viktoria mit ihrer Mutter und einem anderen Herrn gerade auf ihn los kommend und ihn auch jetzt schon erkennend. Der alte General unterhielt sich auf das eifrigste mit der Frau Professor, und so gingen Karsten und Viktoria hinter den beiden einher.

Das Blut strömte Albrecht nach dem Herzen, sein Kopf schwamm. „Wie glücklich bin ich, Ihnen auf so unerwartete Weise begegnet zu sein,“ begann er mit halb erstickter Stimme. Sie hatte mit etwas hoch aufgerichtetem Kinn vor sich hin gesehen, jetzt drehte sie sich zu ihm, schlug kalt und gleichgültig die Augen auf und bemerkte mit klarer, höflicher Stimme: „Es muß Sie gestern gefreut haben, Ihren künftigen Herrn Schwager bei uns kennen zu lernen. Wir sprachen abends mit lebhaftem Interesse von Ihrem hübschen Roman.“

Der Schlag kam unerwartet, aber er war verdient, und Albrecht faßte sich nach einem Augenblick der Bestürzung. „Viktoria, wollen Sie mich anhören,“ bat er dringend. „Sie müssen mich anhören — jetzt wissen Sie ja mein Unglück, das Unglück, an ein liebendes Mädchen gebunden zu sein, das man von Herzen verehrt, aber eben nicht lieben kann, weil man eine andere liebt. Sie wissen, wen allein ich leidenschaftlich, bis zum Tod liebe. Es ist sehr wenig, das ich Ihnen bieten kann, schön und groß ist daran nur meine Liebe, aber, Viktoria, etwas Größeres und Schöneres kann man doch auch im ganzen Leben nicht geben und man giebt es nur einmal. Viktoria, seien Sie mein Weib!“

Zuerst hatte sie ihn mit weichem Ausdruck in den feinen Zügen angehört, aber bei den letzten Worten zuckte sie kalt zusammen. „Also Sie möchten mich heiraten?“ frug sie gedehnt.

„Was denn sonst,“ war seine erstaunte Erwiderung.

„Ja, sehen Sie, davon kann überhaupt keine Rede sein,“ fuhr sie ruhig fort, „das würden meine Eltern ja nun und nimmermehr zugeben. Papa hat schon so viele abgeschlagen, weil sie ihm nicht gut genug waren: ich bin ja sein einziges Kind, da würde es ihm das Herz brechen, wenn ich keine große Partie machte.“

Albrecht atmete einigemal kurz, ihm schien alles, an das er mit der Glut seines Herzens geglaubt hatte, in der kalten nebligen Luft dieses Wintertages auseinander zu fließen. „Hätte ich mich denn so getäuscht,“ begann er leise und langsam, „ist es wahr, daß Sie mich gar nicht verstanden haben?“

„Ja, sehen Sie,“ antwortete Viktoria, indem sie etwas befangen ihren weichen Sealskin-Muff streichelte, „ich habe die Sache gleich richtig aufgefaßt. Ich versichere Ihnen, daß Sie und Ihre schönen

Worte ... ja ... und Ihre schönen Augen einen großen Eindruck auf mich gemacht haben. Sie werden es vielleicht nicht glauben," fuhr sie sinnig über sich selbst lächelnd fort, „aber ich habe öfters, nachdem Sie dagewesen waren, lange, lange still da gesessen und geträumt — und sonst bin ich doch wirklich nicht sentimental, nicht wahr? Sie waren aber so anders als die Herren, die ich hier in Berlin getroffen hatte, da dachte ich mir eine kleine ‚Episode' mit Ihnen zurecht, und ich glaube fast, es wäre die allerpoetischste meines Lebens gewesen."

„Viktoria, Viktoria, lieben Sie mich denn gar nicht?" stammelte er leise mit gepreßter Stimme.

„Aber, können Sie denn nicht verstehen, wie die Sachen liegen ..." versetzte sie etwas empfindlich. Da aber wurden die beiden von einem Lieutenant unterbrochen, der sein leichtes Fuhrwerk plötzlich angehalten hatte und jetzt auf sie zueilte. Es war Graf Eberhard Krachten.

„Habe ich schon wieder das Vergnügen, Sie anzutreffen, Herr Doktor," bemerkte er kalt.

„Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite, Herr Graf," antwortete Albrecht in gleichgültigstem Ton.

„Meine arme Schwester sitzt aber unterdessen im einsamen Stuckritz und wird sich wohl weit weniger gut unterhalten wie Sie."

„O Gott, es ist alles zwischen uns aus," antwortete Albrecht mit gequälter Stimme und sah leidenschaftlich ängstlich auf Viktoria, den blassen, glänzenden Stern seines Lebens.

Zorn und Eifersucht blitzten in Eberhard Krachtens Augen. „Ach, pardon," sagte er bitter, „ich wußte nicht — scheine gestört zu haben — werde mich entfernen."

„Bleiben Sie, Graf," entgegnete Viktoria lächelnd.

Aber die Zorneswolke auf Eberhards Stirn wich nicht und er antwortete mit scharfer Betonung: „Wünschen Sie, daß ich bleibe, ja oder nein?"

Sie verstand die Tragweite dieser Frage und wählte schnell. „Ich wünsche es sogar ganz besonders. Dr. Karstens Antrag habe ich eben ablehnen müssen, da ist denn die Stimmung etwas schwül, und es ist besser, wir unterhalten uns nun vom Wetter."

Bleich starrte sie Karsten an, und zornig aufglühend fixierte ihn Eberhard; dann verbeugte sich dieser tief vor Viktoria, raunte Karsten ins Ohr: „Ich schicke Ihnen meinen Sekundanten heute abend", grüßte die Mutter und den General und bestieg seinen ihm folgenden Wagen.

Nicht zehn Minuten waren vergangen, seit Albrecht Viktoria begegnet war, ruhig waren sie mit den übrigen Spaziergehenden den kalt sonnigen Weg an den kahlen dunklen Bäumen entlang gegangen, ihre Stimmen hatten sich nie über den gewöhnlichen Gesprächston erhoben, Frau Professor Gerstorffer und der General von Steinmann sprachen noch immer über dasselbe demnächst zu arrangierende Wohlthätigkeitskonzert — aber das Schicksal dreier Menschen war in dieser kurzen Spanne Zeit entschieden worden.

Erregt gingen die beiden lautlos einher.

„Leben Sie wohl, Viktoria," sagte er mit rauher Stimme und drückte ihr zum letztenmal die Hand.

Er konnte sie nicht länger achten, aber leider hat er seine Liebe zu ihr nie gänzlich ertöten können.

* *
*

Als Albrecht am Abend vor dem Duell, seine Angelegenheiten ordnend, mit bitterem Herzen seiner von ihm wahrhaft geliebten Eltern und des Schiffbruchs all seiner und ihrer Hoffnungen gedachte — da wünschte er sich den Tod. Als er aber am nächsten Morgen die schwarzen Läufe auf sich gerichtet sah, kochte sein Blut, Verzweiflung ergriff ihn und Totschlag zuckte aus seinen Augen. Da schoß Krachten als erster, und Albrecht fühlte einen Schmerz in der Seite und merkte, wie das Lebensblut warm herausquoll;

noch hielt er sich aufrecht und schoß mit der letzten Gewalt auf Krachten, den Bruder seiner verlassenen Geliebten. Aber der Schuß aus zitternder Hand ging fehl und zähneknirschend sank er in den Armen seines Freundes zurück.

Ein Telegramm brachte seine Mutter noch vor Ende des Tages an sein Krankenbett; keine edlen Teile waren verletzt, und der Heilungsprozeß schien normal verlaufen zu wollen.

In Arnau, bei den Eltern seiner Zöglinge, traf die Nachricht von dem unglücklichen Ereignis zugleich mit Albrechts Bitte um baldmöglichste Lösung seines Verhältnisses ein. Wozu den niederschmetternden Eindruck schildern, den Eberhard Krachtens Bericht in Quilitz verursachte? In den Eltern rang der Schmerz um die bittere Enttäuschung der geliebten Tochter mit dem Stolz ihrer Stellung und Geburt. Wie rein menschlich, wie vertrauensvoll waren sie diesem jungen Manne entgegengekommen, und wie hatte er es ihnen gelohnt! Aus einem glücklichen, träumerischen jungen Mädchen war ein hart geprüftes, schwer getäuschtes Weib geworden, dem selbst der traurige Trost des Kummers mit Rücksicht auf die alten Eltern nicht gegönnt war.

Die Monate verstrichen. Albrecht erholte sich in seiner alten Heimat, wo er das, wie er sich selbst sagte, ganz unverdiente Glück hatte, eine durch Krankheit vorübergehend frei gewordene hohe Stelle am dortigen Gymnasium zu erhalten und zu behaupten. Mit Leib und Seele warf er sich auf diese Arbeit — eine Arbeit, die vielen unsäglich undankbar, aufreibend und unangenehm dünkt, in die er aber alles, was ihm an Energie, an Hoffnungen, an Idealen geblieben war, hinein versenkte. Seine persönliche Anziehung, die ihm schon so viel Unglück gebracht hatte, hier gereichte sie ihm zum Vorteil. Ehe er es sich versah, ohne daß er auf Popularität ausging, war er der beliebteste Lehrer geworden, der Lehrer, um dessentwillen all diese unbändigen, unästhetischen, schmutzig befingerten Knaben besser und williger arbeiteten. Aber er arbeitete auch wie kein zweiter am Gymnasium; mit fieberhafter Gewissenhaftigkeit bemächtigte er sich der Lehrgegenstände und mit selbstvergessender Hingebung vertiefte er sich in die individuellen Charaktere seiner Schüler.

Unterdessen reiften zwei Schicksale in Berlin heran. Wenige Wochen nach dem Duell wurde Eberhard Krachtens und Viktoria Gerstorffers Verlobung unter der Hand herumgeflüstert, um schließlich veröffentlicht zu werden. Er liebte sie mit einer Leidenschaft, welche ihn die gänzliche Verschiedenheit ihrer Charaktere und Anschauungen vergessen ließ; sie mochte ihn recht gern; der Name konnte gar nicht besser sein, er sah vorzüglich aus, war keineswegs aggressiv dumm — aber der Geldpunkt machte Schwierigkeit. Bei Gerstorffers ging es echt künstlerisch zu, viel wurde eingenommen, die Frau hatte eigenes Vermögen, aber bis auf den letzten Pfennig wurde alles immer ausgegeben, so daß der Vater behauptete, keine Mitgift, sondern nur ein kleines Jahresgeld aussetzen zu können. Bei Eberhard stellte es sich heraus, daß er seiner dreitausend Thaler Renten aus der Familienstiftung durch seine Heirat mit einer Bürgerlichen verlustig werden würde; sein Vater, der seine Einwilligung bis zuletzt nicht erteilte, verabfolgte ihm nur die in seinem Regiment übliche Lieutenantszulage, so daß das junge Paar schließlich doch von dem Professor unterhalten werden mußte. Durch hohe Vermittelung wurde es dahin gebracht, daß seitens des Regiments kein Einspruch eingelegt wurde, und wenigstens begrüßten die unverheirateten Lieutenants die neue „Regimentsdame“ mit Acclamation. So wurde die Hochzeit mit großem Prunke, wenn auch nur mit sehr spärlicher Vertretung der Krachtenschen Familie gefeiert, und Viktoria nannte sich Frau Gräfin.

Die Neuvermählten stürzten sich in Geselligkeit, machten ein ziemliches Haus und verbrauchten begreiflicherweise sehr viel. Die Verhältnisse wurden immer

gespannter, und Eberhard fing an, hoch zu spielen. Der Erfolg war der übliche, wenige Monate nach der Hochzeit waren Wechsel im Betrage von 40000 Mark fällig geworden. Da verließ Viktoria das sinkende Schiff. Er ist schwach, sagte sie sich; selbst wenn Papa ihm dieses Mal hülfe, stünden die Sachen in zwei Jahren ebenso. Während er nach der Altmark zu seinen Eltern reiste, um die Ausgleichung der Schulden auf irgend eine Art zu ermöglichen, kehrte sie in das Haus ihrer Eltern zurück und teilte ihrem Manne ihren Entschluß mit, dasselbe nie wieder zu verlassen und sich als von ihm getrennt zu erachten. Eberhard hatte die Verhältnisse schlecht genug übersehen, aber ihren Charakter hatte er doch in diesen Monaten genügend verstehen gelernt, um von dem Unwiderruflichen ihres Entschlusses überzeugt zu sein. Es sieht ihr recht ähnlich, sagte er sich, und geknickt, elend und gebrochen ließ er sich nach einer kleinen Posener Garnison versetzen, wo er im Wirtshausleben verödete und verstumpfte.

Viktoria ging es besser. Im nächsten Winter erschien sie wieder als Glanzpunkt ihrer früheren Kreise, ohne die Berührung mit denen ihres Mannes, was wenigstens seine jungen Kameraden betraf, verloren zu haben. Schließlich ist alles doch recht günstig abgelaufen, sagte sie sich. Früher oder später hätte ich mich in diesen einseitig exklusiven Offizierskreisen sicherlich gelangweilt; den ersten Reiz habe ich doch schon abgeschöpft, nun kehre ich zu meinen interessanten Leuten zurück und behalte noch dazu das beste vom ganzen Adel — den hübschen Namen. So führt sie denn ein buntes, geistig angeregtes, ästhetisches Leben und ist mit sich und der Welt zufrieden.

— — — — — — — — — — — —

Albrecht und Hedwig sollten sich noch einmal begegnen.

Eines Herbsttages befand sich Karsten auf der Eisenbahn in einem Nichtraucherwagen und dachte, alles andere vergessend, an einen jungen Schüler, der, durch das Abiturientenexamen gefallen, in seiner Verzweiflung mit Selbstmordgedanken umging, bis Karsten, welchem die schlimme Änderung des Knaben nicht entgangen war, durch ernste Worte und rastloses Zusammenarbeiten und Miteinanderleben ihm den offenen Blick in die Zukunft wiedergegeben hatte. Da hielt der Zug an einer Station, und erregte Frauenstimmen durchkreuzten seinen Gedankengang. „Die junge Dame reist ja allein, Sie müssen doch in erster Klasse oder Damencoupé einen Platz noch frei haben.“ Entgegnungen des Schaffners erfolgten, dann wurde die Thür seines Wagens aufgerissen, Obstkörbchen, Reisetaschen und Plaidbündel wurden vom Gepäckträger auf das Netz gelegt, draußen hörte man noch Küssen und Abschiedsworte, dann, auf das Drängen des Schaffners, sprang eine junge Dame hastig herein und der Zug setzte sich in Bewegung.

Es war Hedwig Krachten.

Die Augen trafen sich gleichzeitig, und gleichzeitig bedeckte eine brennende Röte ihre Gesichter. Lautlos begrüßten sie sich und es entstand eine lange Stille. Da sah Albrecht, wie die großen, heißen Thränen auf Hedwigs Wangen herunterströmten und wie sie, die Augen hinuntergeschlagen, vergebens nach Fassung rang.

Der Anblick schnürte ihm das Herz zu. Als ein glücklich frisches, jugendliches Geschöpf hatte er sie verlassen, und jetzt sah er sie wieder, von Thränen erstickt, blaß und verblüht.

Und er hatte ihr die Jugend geraubt! O Gott, gern wollte er alles tragen, was noch getragen werden könnte, wenn er nur den ganzen Schmerz auf sich nehmen dürfte und sie nicht durch seine Schuld schuldlos litte. Gegen seinen Willen mußte er sie wieder ansehen; sie war ruhig geworden und ihre Blicke begegneten sich. Da lächelte sie schwach und frug mit leiser, unendlich rührender Stimme: „Geht es Ihnen gut?“

Um Karsten war es geschehen — ehe er wußte, was er that, warf er sich vor

sie hin und ergriff ihre Hand. „Können Sie mir verzeihen?“ frug er mit tonloser Stimme.

Und sie weinte wieder und barg sich schluchzend in die Kissen, und er küßte ihr leidenschaftlich die Hand, als könnte er ihr dadurch das Unrecht gut machen. Und sie sah ihn zu ihren Füßen, hörte den Klang seiner Stimme, sah die geliebten Züge und glaubte, er sei zu ihr zurückgekehrt. Sie richtete sich auf, warf ihre Arme um seinen Hals und frug leise: „Warum hast du mir das gethan?“

„Hedwig, verzeih mir,“ war seine herausgepreßte Antwort.

„Liebst du mich noch?“ fuhr sie mit zitternder Stimme fort, ihm in ihrer allvergessenden, reinen Liebe fest in die Augen sehend.

Eine ganze Welt durchtobte ihn, er atmete mehreremal auf, dann war der Würfel gefallen, er hatte sich für das ganze Leben entschieden. „Hedwig, nimm mich wieder an, du sollst es nicht zu bereuen haben. Bei Gott, ich will versuchen, dich glücklich zu machen. Ich will offen und nüchtern sprechen, ohne glühende Liebeserklärungen. Sieh, ich bin in diesem letzten Jahr alt und ernst geworden. Ich bin nur ein Lehrer und zwar ein Lehrer, dem sein Beruf der Mittelpunkt, das Ziel seines Lebens ist. Willst du aber mit meiner Liebe, so wie sie ist, vorlieb nehmen, willst du mit deiner grundlosen Güte alles vergeben, was ich an dir verschuldet habe, willst du dich in meine kleinen Verhältnisse mit deinem freundlichen Verständnis hereinfinden? So gebe uns Gott seinen Segen dazu!“

Und sie sank, überströmend von Glück, in seine Arme.

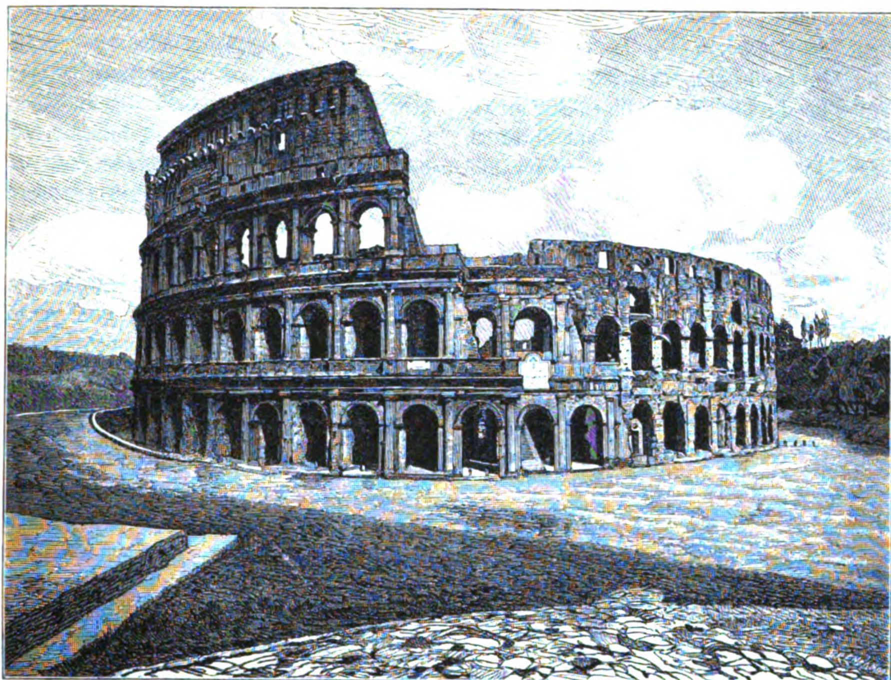
— — — — — — — — — — —

Daß es vieler Verhandlungen bedurfte, ehe die Eltern in diesem unvorhergesehenen Fall ihre Zustimmung gaben, wie hätte es anders sein können. Aber bei der alten Gräfin Krachten hatte sich ein unheilbares Leiden eingestellt, und da sie vor ihrem Ende ihre Tochter glücklich sehen wollte, war sie bald, trotz allem Vergangenen, auf Hedwigs Seite. Die finanziellen Mittel waren für Karstens bescheidene Stellung vollkommen ausreichend, und Hedwig erlaubte nicht, daß ihm von seiten ihrer Familie auch nur das Ansinnen, seinen Beruf aufzugeben, nahe gestellt wurde. So fand denn die Hochzeit ganz still, ohne Begeisterung seitens irgend eines beiderseitigen Verwandten, aber auch mit Zustimmung aller in Stuckritz statt. Der Gymnasiallehrer Dr. Karsten und seine junge Frau, geborene Gräfin Krachten, lebten sich in der Provinzialstadt ein und wurden jahre- und jahrelang als Helden einer romantischen Liebesgeschichte Neuangekommenen gezeigt und von allen Backfischen der Stadt mit scheuer Bewunderung betrachtet.

Sie war im ganzen genommen eine recht glückliche Frau. Im tiefsten Inneren hatte sie wohl herausgefühlt, daß Albrecht sie nie wirklich geliebt hatte, aber sie verharrte nicht auf diesen Gedanken, die ihr nur Trübsal bereitet hätten. Sie hielt sich an der steten, rücksichtsvollen Freundlichkeit ihres Mannes und fand sich mit taktvoller Gemütsruhe und Zufriedenheit in die ihr so neuen Verhältnisse hinein.

Albrecht ging es gut; nur manchmal, wenn er allein am offenen Fenster saß und ein lauer Sommerwind Unverstandenes und Unerklärliches in seiner Brust erweckte, mußte er sich bitter fragen, weshalb denn ihm, dem kaum Dreißigjährigen, nur noch zweierlei — die Arbeit und die Dankbarkeit übriggeblieben wäre und weshalb gerade ihm alles Ideale, alles Jugendglück, alles Sehnen durch jenes Mädchen hätte geraubt werden können.

Aber dann erkannte er auch tiefer und wahrer und lernte das eigene, schwer zu entziffernde Ich im Lichte jener ereignisvollen Zeit verstehen, und er klagte sich selbst an: „Ich ja war's, der selbst den Trank mir braute.“



Das Kolosseum in Rom.

Ein Gladiatorenspiel
der ersten römischen Kaiserzeit.

Von

Paul Jonas Meier.

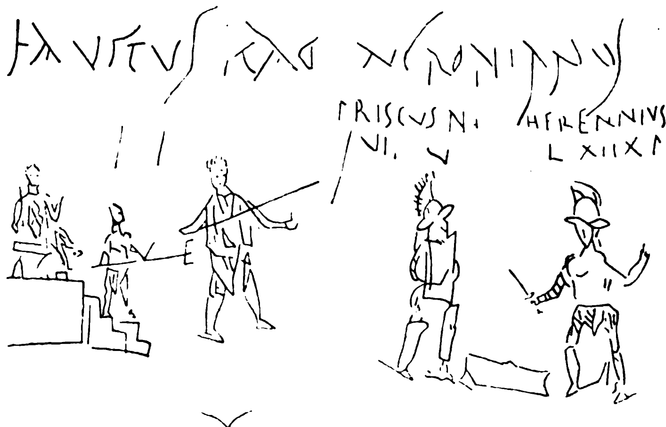
Man pflegt Griechisch und Lateinisch als tote Sprachen zu bezeichnen, insofern die sie sprechenden Völker untergegangen sind und die Sprachen selbst nicht mehr im Munde der Menschen leben und sich entwickeln. Aber wie wir uns trotz der stattlichen Reihe antiker Schriftsteller, die ein gütiges Schicksal uns bewahrt hat, keine klare Vorstellung von dem äußeren Klange und dem Wohllaut dieser Sprachen machen können — geht doch selbst über die Aussprache einzelner Laute noch heute der Streit hin und her —, so ist für uns doch auch das Leben der Alten, ihr eigenstes Denken und Fühlen nur in beschränktem Maße verständlich. Die Hauptthatsachen ihrer äußeren Geschichte sind uns bekannt, von ihren Kriegen, ihren Friedensschlüssen, ihren Gesetzen hören wir genug; aber wenn wir uns darüber Rechenschaft geben wollen, wie das alles so werden konnte, werden mußte, und wir uns dann die Antwort darauf so oft schuldig bleiben müssen, merken wir erst, wie mangelhaft und rein abstrakt doch unsere Kenntnis von jener großen Vergangenheit ist. Und gerade das, was uns so sehr interessieren würde: der Einblick in das alltägliche Leben und Treiben, die Kenntnis

von der Anschauungsweise, dem Wollen und Wünschen des gemeinen Mannes, von der Sprache des gewöhnlichen Umgangs, von Handel und Wandel auf Straßen der Stadt und des Landes, bleibt uns



Hoplomachus. Pompejanische Wandkritzelei.

vielfach verschlossen, weil dies Dinge sind, die zu selbstverständlich erschienen, als daß man sich die Mühe genommen hätte, sie zu verzeichnen. Nur wenige Schriftsteller giebt es, die uns einmal ein Stück der Vergangenheit im vollen Lichte der Sonne vorführen, und nur wenige Seiten des antiken Lebens, die uns bis in Einzelheiten hinein verständlich sind. Es geht uns dann nicht anders als dem gebildeten Reisenden, auf dem in Rom die ungeheure Wucht der den alten öffentlichen Denkmälern innewohnenden geschichtlichen Erinnerungen an alle die unzähligen Haupt- und Staatsaktionen schwer genug gelastet hat und der nun in Pompeji plötzlich eine antike Stadt kennen lernt, die von der großen Geschichte weit ab liegt und trotz des Todesernstes, der ihren halb zerstörten Gebäuden auch in der hellsten Sonne des Tages anhaftet, in ihm doch eine lebhafte Vorstellung der alten Zeit weckt. Es rührt uns, wenn wir an den steinernen Brunnen in den Straßen die abgenutzten Stellen sehen, wo Tausende und Abertausende von Menschen ihre Hand hingesetzt haben, um den Mund bequem an die Mündung legen zu können, oder wenn wir an den Wänden das Gekritzel und die Sudeleien der Straßenjungen sehen, oder auf den Pflastersteinen die tiefen Spuren der Wagenräder. Hier ist wirkliches, faßbares Leben des Altertums.

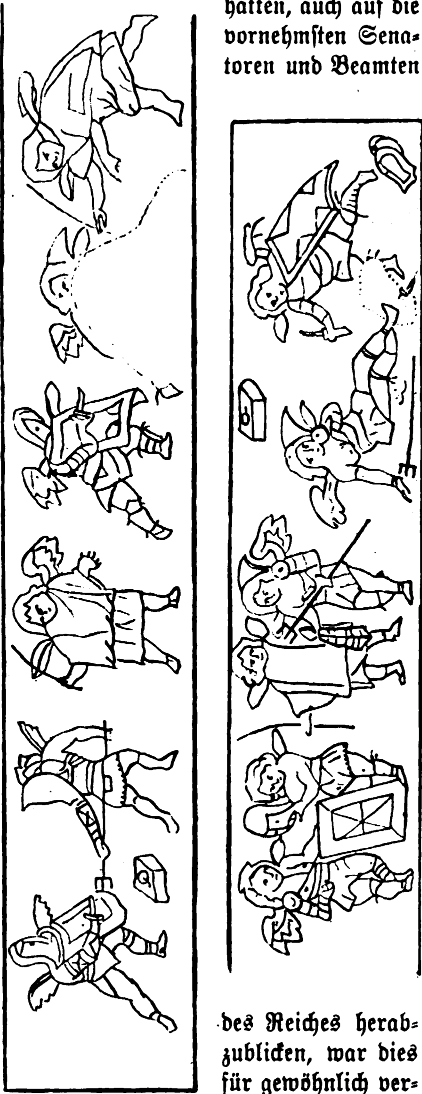


Hoplomachus vom Thräx besiegt; im Hintergrunde Lanista, Retiarius und Spielgeber. Pompejanische Wandkritzelei.

Der gütige Leser wird fragen, was diese Gedanken mit einem römischen Gladiatorenspiele zu thun haben, das ich zu schildern mir vorgenommen habe? Nun, die Wahl des Themas ist hauptsächlich eben diesen Gedanken entsprungen. Ich wollte versuchen, eine Seite des antiken Lebens vorzuführen, wo der Nachrichten so viele sind, daß es nur der zusammensetzenden Hand bedarf, um aus der Menge einzelner Steinchen ein fast lückenloses Mosaikbild entstehen zu lassen. Man kann behaupten, daß seit dem Ende der Republik, namentlich dann in der Kaiserzeit, nichts auf so allgemeines und tiefes Interesse bei hoch und niedrig, bei Gebildeten und Ungebildeten rechnen konnte als die Gladiatorenspiele. Man soll erst das Gebiet finden, aus dem Redner und Philosophen,

Dichter und Geschichtschreiber der Römer mehr Anspielungen und ausgeführte Gleichnisse für ihre besonderen Zwecke entlehnt haben. Und welcher Gegenstand aus dem ganzen Bereiche der Mythologie und des täglichen Lebens wäre nur annähernd so oft auf den Denkmälern der bildenden Kunst der Römer dargestellt worden als Gladiatoren, einzeln und paarweise! Ganz abgesehen von den unzähligen kleineren Gegenständen aus Thon oder Glas, die derartig geschmückt wurden, oder den meist kunstlosen Grabsteinen, die man gefallenen Fechtern zu setzen pflegte, so wurde es bald besonders in Italien Sitte, daß die Veranstalter eines Spieles dasselbe mit allen vorgekommenen Kämpfen, unter genauer Angabe der einzelnen Personen und des Erfolges, den sie gehabt, sei es als Wandgemälde, sei es als Mosaik für den Boden eines Saales, sei es als Relief darstellen ließen, und solcher Denkmäler ist eine nicht geringe Zahl auf uns gekommen. Und wie bei Grabinschriften von Männern, die ihren Landsleuten den Genuß eines derartigen Schauspieles verschafft haben, fast ausnahmslos desselben Erwähnung geschieht, so giebt es in Pompeji sogar ein Beispiel dafür, daß man einem vornehmen Manne, dem Umbricius Scaurus, der in seiner Eigenschaft als Beamter ein Gladiatorenspiel gegeben hatte, die Wiedergabe desselben an seinem Grabmal anbringen ließ, als wenn er kein höheres Verdienst in seinem Leben sich errungen hätte als die Veranstaltung eines derartigen Schauspieles.

Gerade wegen der Fülle des Stoffes möchte ich nun aber darauf verzichten, dies ganze Gebiet nach allen Seiten gleichmäßig auszuarbeiten, und mich vielmehr darauf beschränken, ein Kampfspiel aus der ersten Kaiserzeit zu schildern, so jedoch, daß ich an passender Stelle die eigentliche Schilderung unterbreche, um in belehrender Weise die eine oder andere Seite mehr zu beleuchten. Und zwar wähle ich für diesen Zweck ein kaiserliches Gladiatorenspiel. Denn seit dem Untergange der Republik durften Privatpersonen in der Hauptstadt Rom wenigstens keine größeren Festlichkeiten dieser Art mehr veranstalten. Selbst den mächtigen Günstlingen der Imperatoren, die es trotz ihrer Herkunft aus dem Sklavenstande rasch gelernt hatten, auch auf die vornehmsten Senatoren und Beamten des Reiches herabzublicken, war dies für gewöhnlich verboten. Wir hören vielmehr nur von Kampfspielen, die solche Leute zu Fidenä, Benevent, Puteoli oder Antium gegeben haben, und müssen daraus schließen, daß private Äußerungen der Volksgunst damals auf diese kleineren Provinzialstädte, besonders Italiens, an-



Eroten als Gladiatoren kämpfend. Mosaik aus einer römischen Villa zu Bignor in Sussex.

gewiesen waren. Ja, sehe ich recht, so ging die Beschränkung noch weiter. Auch die Municipalbeamten in diesen Städten nämlich, die ihren Wählern gegenüber zu einem Fechterspiele geradezu verpflichtet waren, geben doch in der Regel an, das Schauspiel gelte vor allem dem Heile des Kaisers oder der ganzen kaiserlichen Familie, während die eigentliche Veranlassung sich mit einer nachträglichen Erwähnung begnügen muß, und im Jahrhundert der Antonine mußte sogar zu jeder Aufführung in der Arena die besondere Erlaubnis des Kaisers eingeholt werden. Und nicht viel besser stand es mit den Beamten in Rom selbst. Zwar hatten zunächst die Prätoren, später, mit geringer Unterbrechung bis zum Abschaffen dieser Spiele überhaupt, die Quästoren die Verpflichtung, zu bestimmten Zeiten Gladiatoren kämpfen zu lassen; aber nirgends hören wir davon, daß ihre Spiele von irgend welcher größeren Bedeutung gewesen sind. Den kaiserlichen Beamten vollends, die als Statthalter oder in sonstigen höheren Stellungen in die Provinzen geschickt wurden, waren Gladiatorenspiele seit Nero überhaupt verboten. Das alles hat seinen guten Grund. Die Gladiatorenspiele, ursprünglich von Campanien her entlehnte Menschenopfer am Grabe eben Verstorbener, hatten sich seit den Zeiten Sullas mehr und mehr eine politische Bedeutung errungen. Nicht mehr, damit die Seelen der Toten durch das Blut der Gladiatoren versöhnt würden, sondern nur um bei der Bewerbung um das Konsulat, die Prätur, die Ädilität der Stimmen der großen Menge sicher zu sein, ließ man die Fechter sich hinschlachten. Kein Spiel war so zahlreich besucht, kein Spiel erreichte also besser diesen Zweck. Das mußte sich allmählich ändern, seit ein Kaiser das römische Weltreich beherrschte. Von jetzt an wurde jeder Versuch eines anderen, die Herzen der hauptstädtischen Menge sich zu erobern, argwöhnisch beobachtet und verhindert. Der Kaiser allein war es, der als Demokrat und Beglücker des unteren Volkes auftreten wollte. Er übernimmt jetzt auch die moralische Verpflichtung, dem Geschmack des verwöhnten Volkes zu huldigen.



Murmillo und Retiarius werden zum Kampf gerüstet. Von einem pompejanischen Relief zu Neapel.

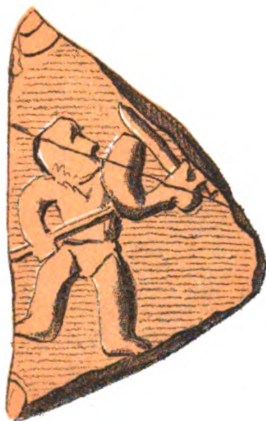
Ein kaiserliches Gladiatorenspiel soll gegeben werden. Wohl ein neuer, prächtiger Tempel, vom Kaiser gebaut und ausgeschmückt, sieht seiner Vollendung ent-

gegen; der Kaiser hat bestimmt, daß bei seiner feierlichen Einweihung auch Gladiatorenkämpfe stattfinden sollen. Eine fieberhafte Thätigkeit entfaltet sich in der kaiserlichen sogenannten „großen" Gladiatorenschule (ludus magnus). Von allen Seiten des Reiches treffen neue Fechter ein, die beim letzten Spiele gelichteten Reihen der einzelnen Waffengattungen wieder zu füllen. Kaiserliche Kommissare, Prokuratores, meist dem Ritterstande angehörig und über die kaiserlichen Schulen mehrerer Provinzen zugleich gesetzt, haben schon lange den Auftrag erhalten, die tüchtigsten der von ihnen gekauften oder geworbenen Gladiatoren unter angemessener Begleitung nach der Hauptstadt zu entsenden. Die lange Reise über Land und Meer hat die täglichen Übungen unmöglich gemacht, die Kraft der Muskeln und Sehnen, die Geschmeidigkeit der Gelenke hat etwas nachgelassen, das muß alles wieder eingebracht werden. Doch auch die anderen Fechter dürfen nicht feiern, am wenigsten diejenigen von ihnen, die als Rekruten erst zu dem blutigen Ernst der Arena herangezogen werden und auf den Namen eigentlicher Gladiatoren noch keinen Anspruch machen können; aber es ist bezeichnend, daß die zwei Klassen der Gladiatoren im strengeren Sinne, die wir neben den Tirones, den Rekruten, kennen, in der Regel nicht, wie man meist angenommen, mit den Namen der Kampferprobten (spectati) und Veteranen bezeichnet wurden, sondern nach den beiden Hauptgegenständen, die sie beim Üben benutzen, der Rudis, dem hölzernen Rappier, und dem Palus, dem hölzeren Pfahl, der als Modell des Gegners zu dienen hatte, die Namen summa und secunda rudis, beziehungsweise primus und secundus palus erhalten hatten, zum Zeichen dafür, daß sie, gleichviel ob ein Kampfspiel nahe bevorstand oder nicht, tagein tagaus sich in den Waffen üben mußten. So ist denn der ganze Hof der Fechterkaserne von den Gladiatoren besetzt; eine Reihe von Pfählen ist in die Erde gerammt; an ihnen übt der einzelne Fechter mit dem Holzrappier, während andere, gleichfalls mit stumpfen Waffen, gegeneinander kämpfen, um nun auch zu lernen, wie dem Angriff die Deckung zu folgen habe und wie man dem Gegner die Art des Ausfalls ablauschen könnte. Und alles muß streng nach den Gesetzen der Arena ausgeführt werden. Zwar machte man es dem Fechter zum Vorwurf, wenn man ihm im wirklichen Kampfe noch allzusehr die Schulung anmerkte, er sollte vielmehr im stande sein, das Gelernte frei zu ver-

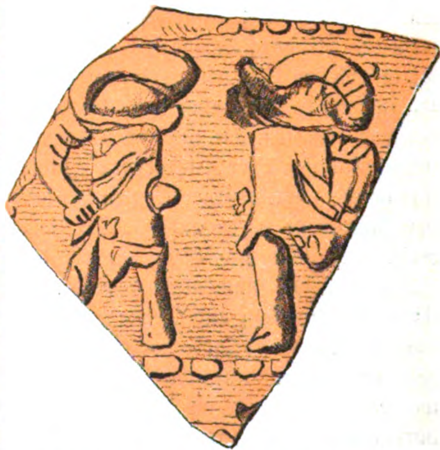


Pause im Kampf eines Hoplomachus und eines Thräx. Von einem pompejanischen Relief zu Neapel.

werten; aber ein wildes Drauflosschlagen war bei den Fechterspielen ebensogut verboten wie heutzutage bei den Studentenmensuren. Und darauf haben schon in dem Ludus die Lehrmeister und Aufseher, die sogenannten Doktores, zu achten, ehemalige Gladiatoren, die auf Grund einer längeren Dienstzeit von dem Auftreten in der Arena befreit sind, jedoch noch nicht Lust haben, das ganze Handwerk aufzugeben. Es sind die „Unteroffiziere", welche „kapituliert" haben; über alle Waffengattungen sind sie gleichmäßig verteilt, natürlich gehören sie noch jetzt derselben Gattung an wie vormals als eigentliche Fechter. Ein Paar nach dem anderen muß seine Kunst vor dem Doktor zeigen; mehr noch als gewöhnlich wird bei der Nähe des bevorstehenden Spieles gepaukt, lauter und erregter ertönen die Kommandoworte der Lehrer, dichter fallen die Schläge auf die Holzpfähle oder auf die Rüstung des Gegners. Das spricht sich bald in der Stadt herum, man hört auch davon, wie glänzend das ganze Spiel ausgestattet werden soll, vielleicht hat schon eine Andeutung in dem regelmäßig erscheinenden Staatsanzeiger, der acta diurna, gestanden, die auf weißer Holztafel öffentlich ausgestellt und durch Schreiber in zahlreichen Exemplaren abgeschrieben über alle Bezirke der Hauptstadt, ja über das ganze Reich hin verbreitet werden. Die Spannung und Erwartung des Volkes wächst, wochenlang ist in der Hauptstadt von nichts anderem die Rede als von dem bevorstehenden Kampfspiel. Nun erscheint die amtliche Ankündigung, vermutlich wieder in der Staatszeitung, aber gewiß auch ähnlich wie in Pompeji, wo uns eine ganze Reihe solcher Anzeigen erhalten ist, freilich nicht, wie heute bei uns, gedruckt und auf Säulen befestigt, sondern mit roter Farbe einfach an die Wände der öffentlichen und Privathäuser gemalt. Da heißt es z. B. in Pompeji: Der Duovir (ungefähr unserem Bürgermeister entsprechend) Cn. Allejus Nigidus Majus wird 30 Paar Gladiatoren und ihre Stellvertreter zu Pompeji kämpfen lassen am 24., 25., 26. November; es wird auch eine Jagd veranstaltet werden und Segel werden die Zuschauer gegen die Sonne schützen." Dann hat wohl ein besonders leidenschaftlicher Freund der Kampfspiele sein „Heil dem Duovir Majus" darunter geschrieben. Zuletzt wird dann auch ein genaues Programm veröffentlicht, gewiß wiederum ähnlich wie in Pompeji; das Spiel wird darin durch den Namen des Veranstalters und das Datum näher bezeichnet, dann folgt ein Verzeichnis der Fechter, wie sie paarweise miteinander sich messen sollen, unter Umständen auch die Angabe des tertiarius oder suppositicius, des Stellvertreters, der oft nach entschiedenem Zweikampf dem überlebenden Kämpfer noch einmal

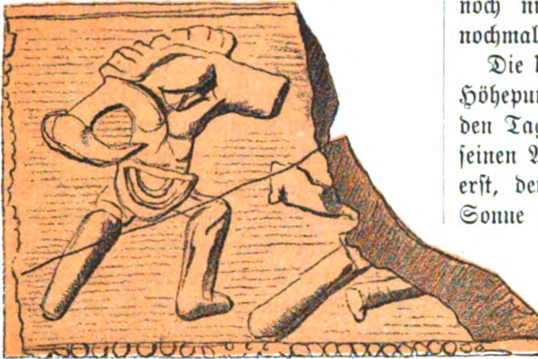


Retiarius. Scherbe von terra sigillata.



Hoplomachus und Thräx. Scherbe von terra sigillata.

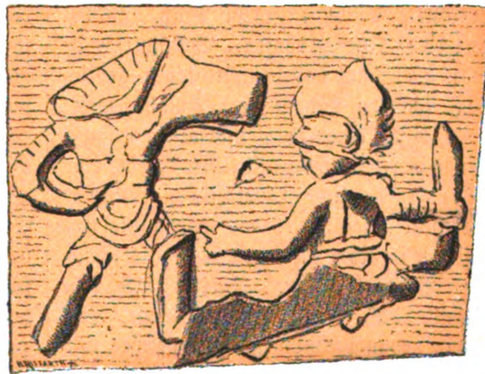
den Sieg streitig zu machen versucht; sorgfältig ist jeder Gladiator aufgeführt; sein Name, die Waffengattung, der er angehört, die Zahl der schon bestandenen



Thräx und Hoplomachus. Scherbe von terra sigillata.

Kämpfe und errungenen Siege, sobald es sich um ein Privatspiel handelt, auch der Name des Herrn, dessen Sklave er ist, ist dort zu lesen. Nur die Andeutung über den Ausgang des Kampfes fehlt natürlich noch, sie wird erst nachträglich hinzugefügt, der Sieger bekommt sein V = vicit, der Getötete sein P = periit. Das Gespräch der Hauptstadt erhält nach diesen Bekanntmachungen bestimmteren Inhalt. Viele der genannten Gladiatoren sind dem Volke wohlbekannte Helden; man kennt ihre Gestalt, ihren Mut, ihre Geschicklichkeit im Fechten, man hat sie in manchem Kampf bewundert, ihrem Siege zugejubelt, und wenn sie einmal durch schwere, besonders unverschuldete Verwundung unterlegen, Gnade für Recht ergehen lassen. Mancher soll einem nicht minder berühmten Gegner die Spitze bieten, denn als Schande galt es einem tüchtigen Fechter, wenn sein Gegner ihm nicht ebenbürtig war. Jeder der beiden Fechter findet seine Anhänger im Volke; lebhaft geht das Gerede hin und her, die Möglichkeiten werden beiderseits erwogen, vielleicht selbst Wetten eingegangen. Ja, es steht auch zu lesen, daß es dem Kaiser gelungen ist, für schweres Geld einen alten Gladiator, der bereits den Stab, das Abzeichen der Gladiatorenaufseher, erhalten hat, dessen Ruhm aber trotz längerer Zeit der Unthätigkeit noch nicht beim Volke erloschen ist, zu nochmaligem Auftreten zu gewinnen.

Die Ungeduld des Volkes ist auf ihrem Höhepunkt; am Nachmittage des folgenden Tages soll das langerwartete Spiel seinen Anfang nehmen. Am Nachmittag erst, denn nur zu dieser Zeit, wenn die Sonne sich wieder neigte, zur Unterwelt hin, pflegte man die Opfer für die Toten darzubringen, und so sehr man auch bereits in der ersten Kaiserzeit sich daran gewöhnt hatte, gerade die großartigsten Spiele von der ursprünglichen Verbindung mit dem Totenkult zu trennen, so zeigte sich doch wenigstens in den leeren Formen noch lange die frühere Sitte. Es mag hier die Thatsache erwähnt sein, daß, soweit wir wissen, in der Zeit der Republik, selbst unter der Diktatur Cäsars, jedes Gladiatorenspiel mit dem Namen eines verstorbenen Verwandten des Spielgebers in Verbindung gebracht wurde, daß aber z. B. sowohl Cäsar als der Sohn



Thräx und Hoplomachus. Scherbe von terra sigillata.

des Diktators Sulla nicht weniger als einundzwanzig Jahre verstreichen ließen, bevor sie ihren verstorbenen Vätern in Form eines „Munus“ ihr Opfer brachten.

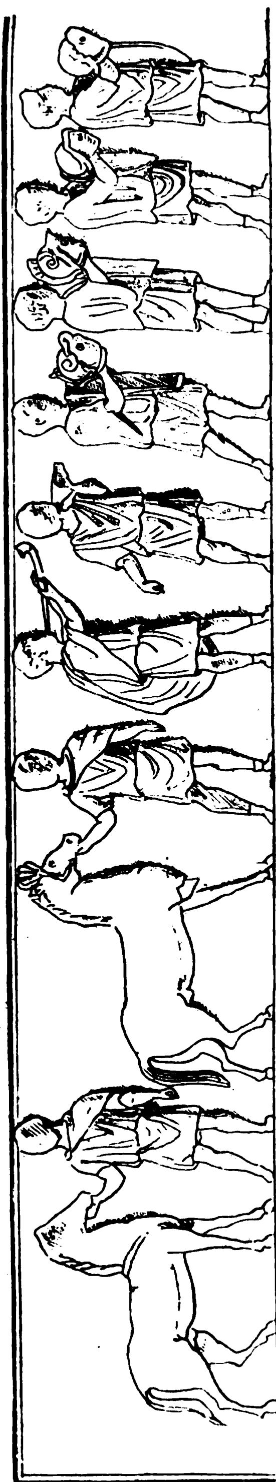
Auch die später regelmäßige Verbindung der Tierjagden mit den Gladiatorenspielen ist zur Zeit des Augustus höchstens eine zufällige; denn diese Hetzen haben ursprünglich mit Totenopfer keinerlei Verbindung, sondern treten als Teile der Cirkusspiele auf; später wurden sie auf den Vormittag gelegt, und die besondere Schule, in der die Tierkämpfer herangebildet wurden, hieß aus diesem Grunde ludus matutinus, Vormittagsschule, im Unterschiede von dem ludus magnus, der großen Schule.

Wenngleich die Kämpfe also erst am Nachmittag stattfinden, beginnt das Volk doch schon am frühen Morgen die Sitzreihen zu füllen. In ältester Zeit, zum Teil wohl auch noch später bei kleineren Spielen, kämpften die Gladiatoren am Grabe; so sind in Etrurien, wo die Sitte ihren Ursprung hatte, eine Reihe von Urnen erhalten, auf denen neben den Fechtern das Grabdenkmal abgebildet ist. Als aber diese Kämpfe immer mehr zu Volkslustbarkeiten sich ausbildeten und der Raum dem Andrang der Menge nicht mehr genügte, verlegte man in Rom den Schauplatz derselben auf das Forum, wo die Stufen der Tempel und der Basiliken, der Abhang des Kapitols mit seiner Treppe und für den augenblicklichen Bedarf rasch errichtete Tribünen mehr Platz und bequemere Sitze darboten. Bekanntlich ist man aber auch dabei nicht stehen geblieben, sondern hat in dem Amphitheater, das sich um einen ellipsenförmigen Kampfraum in regelmäßigen Reihen erhebt, eine besondere bauliche Form für die Gladiatorenspiele gefunden; das sogenannte Kolosseum in Rom gilt noch heute als schönstes Beispiel dafür. Aber es ist kein Zufall, daß das älteste stehende, aus Stein erbaute Amphitheater, welches wir kennen, sich nicht in Rom befindet, sondern in der Landschaft, aus welcher Rom erst die ganze Sitte entlehnt hat, in Campanien, in der kleinen Provinzialstadt Pompeji. Während dieses bereits im Jahre 70 v. Chr. bestand, errichtete in Rom erst Statilius Taurus 29 v. Chr. ein massives Amphitheater, welches jedoch unter Nero durch einen Brand zerstört wurde, so daß man sich wieder bis auf das Amphitheatrum Flavianum, das oben erwähnte Kolosseum, mit hölzernen, tribünenartigen Gebäuden begnügen mußte. Als Schauplatz unserer Schilderung mag jenes Amphitheater des Taurus dienen.

Die hoch hinaufgehenden Sitzreihen, für Tausende von Menschen geräumig genug, füllen sich allmählich; es wird nicht immer friedlich abgegangen sein bei der Eroberung der Plätze, und es mögen sich ähnliche Scenen öfter ereignet haben, wie sie uns bereits Terentius in der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts erzählt; als nämlich die zweite Aufführung seiner Hekyra bei den Leichenfeierlichkeiten zu Ehren des Ämilius Paullus im besten Gange gewesen war, hätte sich plötzlich das Gerücht verbreitet, es würden auch Gladiatoren kämpfen, und so wäre ihm das ganze Volk davongelaufen, hätte sich zusammengeschart und unter einem Höllenlärm um die Plätze geprügelt, so daß für ihn und sein Stück kein Platz mehr gewesen wäre. Indessen hat man doch das wilde Durcheinander von vornehm und gering, von Mann und Frau in der Kaiserzeit klüglich vermieden. Nur den höheren Beamten, den Senatoren und den Vestalinnen, auch wohl besonders verdienstvollen Männern sicherte man, wie es scheint, schon in der republikanischen Zeit bestimmte Sitze. Aber es war erst Augustus, der die Verordnung erließ, die erste Sitzreihe sei regelmäßig, auch in der Provinz, für den Senat frei zu lassen, den Soldaten, den verheirateten Männern des niederen Volkes, den Knaben, den Pädagogen seien bestimmte Teile des Zuschauerraumes anzuweisen, die Frauen nur auf den obersten Sitzreihen zuzulassen. Und außerdem hat man auch ohne Zweifel mit Nummern versehene Plätze gehabt, für welche nach einem bestimmten Satz Eintrittskarten vorher verkauft wurden. Dieselben wurden von solchen Personen benutzt, denen ein bestimmtes Amt oder ein

Rang, somit auch der Anspruch auf einen amtlichen Sitz abging und die doch nicht gewillt waren, sich mit dem gewöhnlichen Volke um die besten Plätze zu streiten.

Das Amphitheater ist bis auf den letzten Platz besetzt; auch der Kaiser ist mit den Mitgliedern seines Hauses und seinem Gefolge gekommen, ehrfurchtsvoll von der Menge begrüßt. Er giebt das Zeichen zum Beginn der Spiele: unten in der Arena öffnet sich die große Eingangspforte, und in langer Reihe, Paar für Paar, treten die Gladiatoren auf den Kampfplatz. Augustus meldet in dem Rechenschaftsbericht über seine Regierung, dessen Abschrift uns in dem sogenannten Monumentum Ancyranum lateinisch und griechisch erhalten ist, daß er im ganzen in seinem und seiner Söhne und Enkel Namen acht Gladiatorenspiele gegeben und dabei gegen zehntausend Menschen habe kämpfen lassen; somit kommen durchschnittlich auf ein Spiel zwölfhundert Fechter, also sechshundert Paare.



Doch dauerten größere Aufführungen wohl regelmäßig mehrere



Parade im Amphitheater. Von einem pompejanischen Relief zu Neapel.

Tage, und nur die für den betreffenden Tag bestimmten Fechter

werden sich an der Parade beteiligt haben. In feierlichem Zuge marschieren sie an der Umfassungsmauer der Arena entlang, begleitet von Flöten- und Tubabläsern und von den Klängen der Wasserorgel, die regelmäßig auch bei den Kämpfen selbst benutzt wurde.



Wasserorgel und Tubabläser. Mosaik zu Nennig.

Großartig ist der Anblick der zum Tode bereiten Gladiatoren. Freilich die Körper sind nicht von jener schönen, harmonischen Durchbildung wie einst im freien Griechenland, als man darauf hielt, jedes Glied des Körpers seinem Verhältnis zum Ganzen gemäß auszubilden, als derselbe Jüngling nacheinander im Springen, Laufen, Ringen, Diskos- und Wurfspießwerfen, dem sogenannten Pentathlon, zu bestehen hatte. Wie schon im späteren Griechenland die handwerksmäßig ausgebildeten Athleten, mußten die römischen Gladiatoren durch eine besondere Mast die Kraft ihrer Muskeln in übermäßiger Weise zu steigern suchen, und es liegt gewiß nicht allein an der Roheit und Ungeschicklichkeit der Maler und Bildhauer, wenn die Gladiatoren in den zahlreich erhaltenen Darstellungen meist als gewaltig vierschrötige, massiv gebaute Menschen auftreten. Aber wenn das Auge an den Gestalten selbst nicht mit Wohlgefallen haften bleibt, so wird es doch geblendet durch die ungewöhnliche Pracht der Rüstungen. In einem Gebäude zu Pompeji, das in einem großen

Hofe, Säulengängen und dahinter liegengen Kammern besteht und in oskischer Zeit mit dem naheliegenden Theater zusammenhing, während man es später als Gladiatorenschule benutzte, hat man eine große Menge von Gladiatorenrüstungen gefunden. Dieselben zeigen nirgends die Spuren der Hiebe, sind überdies so reich ausgestattet — auf einem Helme z. B. sehen wir die Zerstörung Ilions dargestellt — und von so gewaltigem Gewicht, daß die Annahme, man hätte sich ihrer beim Kampfe selbst bedient, eine irrige sein würde; noch viel weniger darf man aber glauben, sie wären bei den Übungen gebraucht, bei denen allerdings besonders schwere Waffen üblich waren; denn so kostbare Stücke dabei zu verwenden, würde eitel Verschwendung gewesen sein und die schon ohnehin bedeutenden Kosten eines Fechterspiels unnötig erhöht haben. So bleibt denn nur die Annahme übrig, daß es Prunk- und Prachtstücke gewesen seien, die lediglich bei dem festlichen Umzug getragen wurden. Und wenn man dann bedenkt, daß wir es hier nur mit Gegenständen einer kleinen Provinzialstadt zu thun haben, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie reich und kostbar vollends die Paraderüstungen bei einem kaiserlichen Gladiatorenspiel gewesen sein mögen. Hören wir doch schon von Cäsar, daß die ganze Ausstattung bei seinem Munus im Jahre 65 von Silber bestand, daß



Pägniarii. Mosaik zu Nennig.

sogar die Verbrecher in silberner Rüstung gegen die Tiere kämpften; Nero dagegen hatte bei einem Spiele die Rüstungen reich mit dem kostbaren Bernstein verziert.

Nun denke man sich das Bild, welches dem Auge sich darbot. Bis in schwindelnde Höhe hinauf auf den Sitzreihen die nach vielen Tausenden zählende Menge, ein ewig bewegtes Meer, in dem der einzelne fast völlig verschwindet, deutlich sichtbar nur auf den ersten Bänken die Vornehmen des Staates, die Beamten und Senatoren, am deutlichsten der Kaiser selbst, vom Hofe umgeben, in auserlesener Pracht und Herrlichkeit. Und viel mannigfaltiger ist der Anblick des Ganzen, als er einst zur Zeit der Republik sein konnte. Die weiße Toga, früher das Abzeichen jedes römischen Bürgers, ist nur noch das Festkleid der Senatoren und Beamten und dann, wie bekannt, mit dem breiten roten Streifen besetzt. Wer durch seine Stellung nicht gezwungen ist, dieselbe anzulegen, wählt ein bequemeres Kleidungsstück, keineswegs immer von weißer Färbung. So bietet sich dem Auge eine ungemein bunte Abwechselung in den Farben dar, die freilich zu grell gewirkt hätten, wenn nicht ein mächtiges, über das ganze Amphitheater gezogenes Segel fast ganz die glühenden Strahlen der südlichen Sonne abgehalten und so über das Ganze eine wohlthuende Harmonie gebreitet hätte. Dazu nun die glänzende Parade der Gladiatoren in ihren schimmernden Rüstungen, mit ihren mannigfaltigen Bewegungen. Wahrhaftig, ein Maler könnte sich keinen passenderen Vorwurf wählen, wenn es darauf ankäme, ein Gemälde nicht schöner Linien, sondern reicher Farben mit allen Abstufungen, mit allem Wechsel von grellem Licht, Dämmerlicht und Schatten zu geben.

Der glänzende Aufzug ist zu Ende; aber noch immer nicht beginnt das eigentliche Spiel; in gesuchter Steigerung sollen dem Volke die Genüsse vorgeführt werden. Schon in republikanischer Zeit hören wir von der prolusio, dem Vorspiel, bei welchem die Fechter, wie sie es in der Schule gewohnt waren, mit Holzrappieren kämpften, schwerlich nur immer ein Paar, sondern vermutlich sämtliche Teilnehmer an der Parade. Ob sie hier ihre Geschicklichkeit im Fechten zeigen sollten, oder ob es vielmehr auf ballettartige, elegante Bewegungen der ganzen Abteilung — soweit die plumpen Fechter derselben fähig waren — ankam, wissen wir freilich nicht.

Jetzt endlich hebt der blutige Ernst des Spieles an. Es ist Sitte, daß der Spielgeber sich zuerst die Angriffswaffen vorzeigen läßt; er prüft die Schärfe derselben und sucht so jeden etwaigen Betrug furchtsamer Fechter zu verhindern. Drusus, der Sohn des Tiberius, stand besonders im Rufe, nur sorgfältigst geschliffene Schwerter zu dulden, und in Petronius' köstlicher Schilderung einer Mahlzeit des ungebildeten Emporkömmlings Trimalchio hören wir, wie ein Teilnehmer das bevorstehende Fechterspiel eines Landsmannes mit den Worten lobt: „Er will scharfe Waffen geben, die Entlassung hat er ausgeschlossen, und die Leichenkammer wird mitten in die Arena gestellt, damit das ganze Amphitheater die Sterbenden sehen kann.“ Aber bisweilen hat auch mildere Anschauung Platz gegriffen; der vortreffliche, auch in seinem Leben philosophisch-rechtliche Mark Aurel verbot die übertriebene Schärfe und ließ mit stumpfen Waffen kämpfen. An der grausamen Einrichtung überhaupt durfte freilich selbst er nicht rütteln, ohne daß auch sein Thron ins Wanken gekommen wäre.

Indessen hat sich das erste Fechterpaar, welches das Spiel beginnt, zum Kampfe aufgestellt. Nehmen wir an, es sei ein Retiarius und ein Sekutor. Wir wissen nämlich, daß sich die große Masse der Gladiatoren auch nach ihrer Bewaffnung in eine Reihe besonderer Abteilungen gliederte. Wenn in der Regel die Kriegsgefangenen, die man nicht sofort an Ort und Stelle als Sklaven verkaufen konnte, sondern im Triumphzug mit auf das Kapitol führte, zum größten Teil ohne

weitere Vorbereitung, vielleicht sogar waffenlos, den wilden Tieren vorgeworfen wurden, so muß es doch schon in der derartigen Auftreten gezwungen wurden, und es ist von höchstem Interesse zu sehen, daß dieser einmalige Kampf mit den



Gladiatorenwaffen aus Pompeji. Neapel, Museo Nazionale.

republikanischen Zeit mehrfach vorgekommen sein, daß man diese, einem fremden Volke angehörigen Krieger, teils um das stolze Gefühl des Siegers zu erhöhen, teils um dem Volke das eigenartige Schauspiel eines fremden Nationalkampfes zu gewähren, in ihren eigenen Waffen kämpfen ließ. Ausdrücklich bezeugt ist dies von Livius für Capua, wo die im zweiten Samnitischen Kriege gefangenen Samniten von den siegreichen Campanern zu einem national-samnitischen Waffen auch später wiederholt wurde und sich so völlig einbürgerte, daß die Waffengattung der Samniten nicht allein zugleich mit dem ganzen Gladiatorenwesen von Rom übernommen wurde, sondern auch, wiewohl unter verändertem Namen, bis zur letzten Zeit sich hielt und gerade diejenige ist, die wir am häufigsten auf Denkmälern finden. Bezeichnend ist für dieselbe der Helm mit hohem Bügel und Federn, ein eigentüm-

licher Schutz für die Brust, die indes keineswegs völlig von ihm bedeckt wurde, ein kurzes, gerades Schwert, ein mächtiger muldenförmiger und länglicher Schild



Gladiatorenbeinschiene. Neapel, Sammlung Bourguignon.

und vor allem die Schiene am linken Bein, während am rechten nur ein Lederschuh und Bandagen für das Knie getragen wurden. Wenn nämlich der Kämpfer den Hieb seines Gegners mit dem Schilde abfangen will, so ist immer nur das linke Bein gefährdet; fällt er dagegen selbst mit dem Schwert aus, so daß der rechte Arm und der rechte Fuß dem Gegner nahegebracht wird, so liegt gerade in dem Angriff selbst der Ersatz für die Abwehr. Diese für das Volk der Samniten von Livius bezeugte Bewaffnung läßt sich nun bis in die Einzelheiten auch für die gleichnamigen Gladiatoren nachweisen, nur tragen die letzteren außerdem einen Schurz um die Lenden, ein festes, mit zahlreichen Löchern für die Augen versehenes Visier am Helm, und ferner, wie sämtliche anderen Gattungen auch, am rechten Arm Bandagen, denen ähnlich, wie sie bei den heutigen Studentenmensuren in Gebrauch sind.

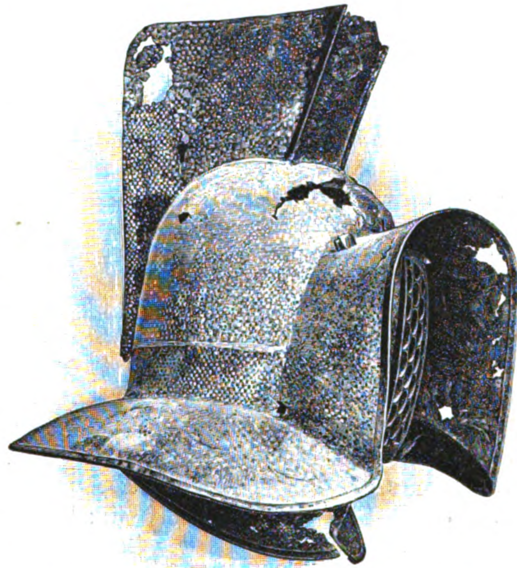


Gladiatorenhelm, Vorderansicht. Neapel, Sammlung Bourguignon.

Dieselbe Entstehung wie die Samniten unter den Gladiatoren haben nun ohne Zweifel — bestimmte Zeugnisse liegen hier freilich nicht vor — die sogenannten Galli und die Thräker gehabt; ja, die ersteren scheinen gleichfalls bereits in Capua vor der römischen Besitzergreifung der Stadt bestanden zu haben, während die Gattung der thrakischen Gladiatoren wahrscheinlich der sullanischen Zeit ihre Entstehung verdankt. Auch die sogenannten Andabatä, über die wir sonst so gut wie nichts wissen, sind sicher Nachahmung eines unterworfenen Volkes, die Essedarii, das heißt Wagenkämpfer, wenigstens nach den Schlachtwagen der keltischen Britannier genannt. Andere Namen sind hergeleitet jedesmal von der besonders eigentümlichen Waffe oder sonstigen Umständen: die Velites waren leicht bewaffnet und kämpften mit dem Speer, die Sagittarii mit Pfeil und Bogen, der Laqueator mit der Schlinge, die Dimachäri mit zwei Schwertern, die Equites zu Pferde. Alle diese Gattungen haben für uns weder in Hinsicht auf ihre Entstehungsart, noch in Bezug auf ihre Kampfesweise hervorragenderes Interesse; aber etwas ausführlicher muß ich mich über eine Be-

waffnung verbreiten, die aus sehr merkwürdigen Teilen besteht. Der Gladiator, den ich meine, der sogenannte Retiarius, hat zunächst seinen Namen von dem großen Netze, das er führt; daneben gebraucht er noch einen Dreizack, wie ihn die Alten sowohl bei der Eberjagd als besonders beim Fischfang anwandten, und einen Dolch. Von einem Rüstungsstück zum Schutz der Schulter, dem Galerus, spreche ich lieber später, wenn ich auf die Schilderung des Kampfes selbst übergehe. Dagegen muß hier erwähnt werden, daß dieser Fechter Bandagen am linken Arm und eine sogenannte Exomis, das heißt eine Tunika, welche die rechte Schulter und den rechten Arm frei läßt, trägt, aber weder Helm noch sonst eine Kopfbedeckung und ebensowenig Schild oder Beinschienen. Auch anderweitige Andeutungen lassen keinen Zweifel darüber, daß hier eine Nachahmung des Fischerhandwerks vorliegt. Der Fischer geht unbedeckten Hauptes, in Tunika, mit Netz, Dreizack und Dolch zum Fang aus. Und nun wissen wir auch, daß diejenigen Gallier, welche in der Arena dem Netzkämpfer entgegentraten — eine Zusammenstellung übrigens, die schon in der ersten Kaiserzeit aufhörte —, von einem Fisch auf dem Helm, dem *μορμύρος*, den Namen Murmillones erhielten und daß der Retiarius im Kampf mit diesen zu spotten pflegte: „Nicht auf dich ist es abgesehen, ich will mir nur deinen Fisch fangen; warum fliehst du vor mir, Gallier?“ Wie man darauf verfallen konnte, ein für unsere Begriffe ehrsames Handwerk durch Einführung in die Arena zu schänden, können wir nicht ahnen; doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß alle Gewerbe, bei denen es sich um den Verkauf von Waren und nicht um den reinen Geldverkehr handelt, bei den Römern für unehrenhaft galten, ungefähr wie im Mittelalter und auch heute noch bei uns der Beruf des Abdeckers und Henkers. Immerhin sind wir über die Kampfesweise dieser Retiarii ganz genau unterrichtet. Wir wollten uns ja auch zunächst den Kampf desselben mit dem Sekutor vor Augen führen.

Der Sekutor ist nichts anderes als der Samnite; wir kennen also bereits seine Bewaffnung und haben nur noch hinzuzufügen, daß der alte Name der Samniten ebensogut wie der Name der Gallier, seit der Aufnahme dieser Völker selbst in die römische Bürgergemeinde, unangenehm berühren mußte, so daß man sich dazu verstand, unter Augustus' Regierung alle Gallier Murmillones, die Samniten dagegen, soweit sie mit den Netzkämpfern fochten, Sekutores (Verfolger), soweit sie mit den Thrakern fochten, Hoplomachi (Schwergerüstete) zu nennen.



Gladiatorenhelm, Seitenansicht. Neapel, Sammlung Bourguignon.

Wir sahen oben, daß der Retiarius ein Netz führt, nicht ein Zugnetz, sondern das sogenannte Wurfnetz, welches kreisrund und ringsherum mit schweren Bleikugeln besetzt ist. Während nun der Sekutor durch seine schwere Bewaffnung lediglich auf den Nah-

kampf angewiesen ist, kann sich der Retiarius seiner gefährlichsten Waffe, des Netzes, nur aus gewisser Ferne mit Vorteil bedienen. Der Sekutor beginnt demgemäß den Angriff und sucht den Gegner zu fassen, ehe dieser das Netz auswirft. Der Retiarius weicht dagegen vor jenem zurück und erspäht den günstigen Augenblick, dem anderen das Netz so über den Kopf zu werfen, daß die Bleigewichte auf allen Seiten gleichmäßig am Körper des Sekutor herunterfallen und das Netz ganz besonders den rechten Arm mit dem Schwert verhüllt. Ist ihm dies geglückt, so ist der Kampf im wesentlichen entschieden. Der Sekutor ist völlig gefangen, die Maschen des Netzes greifen überall ein, wo eine Ecke sich darbietet; weder Schild noch Schwert läßt sich frei handhaben, alle Bewegungen sind gehemmt. Der Retiarius greift zum Dreizack und Dolch und versetzt dem Gegner den tödlichen Stoß, oder treibt ihn wenigstens so in die Enge, daß dieser den Kampf aufgeben und die Entscheidung über Leben und Tod dem Spielgeber, beziehungsweise den Zuschauern anheimstellen muß. Indessen ist ja klar, daß es einer außerordentlichen Geschicklichkeit und Gewandtheit bedurfte, um gleich beim ersten Gange das Netz glücklich zu werfen. Ein rechtzeitiger Sprung zur Seite, und der Sekutor war fürs erste gerettet. Konnte er die Sache so wenden, daß er nur zum Teil und in ungefährlicher Weise vom Netze bedeckt wurde, wie es die Darstellung eines römischen Mosaiks zeigt, so war es für ihn das Günstigste. Denn dann war dem Gegner die Macht über das Netz genommen und er mußte es auf den Nahkampf ankommen lassen, zu dem er bei dem Mangel fast jeder Schutzwaffen viel weniger geeignet war. Für ihn war es bei einem mißglückten Wurfe vielmehr das Beste, wenn das Netz auf den Boden fiel; denn da er dasselbe an einem langen Stricke trug, dessen eines Ende an seinem Gürtel befestigt war, so brauchte er nur sich rasch zurückzuziehen, den Strick aufzunehmen und zum zweitenmal mit seinem Netze den Angriff zu wagen.



Hoplomachus und Thräx. Kleinasiatisches Relief im Berliner Museum.
(Nach der Zeichnung in der Archäolog. Zeitung, 1882, Taf. 6.)

Schließlich bleibt das Netz, wenn es dem Gladiator nicht glückt, mit demselben den Gegner völlig zu bedecken, doch einmal mit einigen Maschen hängen, und es beginnt der Nahkampf. Wenn auch nicht in dem Maße, wie für den Fernkampf, ist doch auch für diesen der Retiarius gerüstet. Unzähligemal ist er auf Bildwerken dargestellt, wie er mit beiden Händen den Dreizack fällt, als wollte er wie bei der Jagd den Eber auffangen; die Linke hält zugleich den Dolch. Damit nun aber die Ungleichheit der Schutzwaffen bei den Gegnern nicht allzugroß ist, trägt der Retiarius am linken, vorgestreckten Arm Bandagen, an die sich nach oben hin, zum Schutz der Schulter, des



Sekutor. Kleinasiatisches Relief im Berliner Museum.
(Nach der Zeichnung in der Archäolog. Zeitung, 1882, Taf. 6.)

Halses und Kopfes, der sogenannte Galerus schließt, ein hoch emporragendes Stück Metall mit einer Mulde, in die



Hoplomachus und Thräx. Von einem pompejanischen Relief zu Neapel.

sich der Oberarm legt. Die Ritter des sechzehnten Jahrhunderts pflegten ein fast völlig gleiches Rüstungsstück, den sogenannten Brechrand oder Stoßkragen, an beiden Schultern zu tragen.

Wenn es mir gelungen ist, den Zweikampf des Sekutor mit dem Retiarius einigermaßen anschaulich zu schildern, so wird es dem Leser möglich sein, sich eine Vorstellung von der fabelhaften Spannung zu machen, mit welcher die ganze ungeheure Menge der Zuschauer



Mirmillonen. Von einem pompejanischen Relief zu Neapel.

jeden Hieb, jeden Stoß, jede Wendung des Angriffs und der Verteidigung verfolgt. Das südliche Naturell der Römer ist nicht im stande, schweigend dem Kampfe zuzuschauen; die Empfindung sucht ihren Ausdruck; nicht bloß, daß lauter Beifall durch Geschrei und Händeklatschen jeden kühnen und erfolgreichen Ausfall, donnerähnliches Murren jede feige, ja auch nur zaghafte Bewegung begleitet: ohne auf die Anwesenheit des Kaisers Rücksicht zu nehmen, ertönen aus dem Publikum auch deutlich vernehmbare Worte: „Hüte dich vor der Finte“, „Beachte die Blöße“, „Führe den Stoß kräftig“. Noch heute besteht in Italien bei öffentlichen Vorstellungen, z. B. des Theaters, dieser lebhafte, direkte Verkehr zwischen der Bühne und den Zuschauern, der bei uns fast völlig unbekannt und wohl lediglich auf gewisse Universitätsstädte beschränkt ist, wo dann



Retiarius, zum Kampf gerüstet. Von einem römischen Relief aus Chester.

freilich weniger die Leidenschaftlichkeit der Gefühle, als ein schrankenloser, toller Übermut sich geltend macht.

Der Zweikampf unserer beiden Gladiatoren naht sich dem Ende; hin und her ist Angriff und Abwehr gegangen; sie haben sich als ebenbürtige Kämpfer bewiesen; aber schließlich läßt ihre Kraft nach, sichtlich schwächer werden die Bewegungen. Dann führt wohl der Zufall den Schluß herbei, oder der eine Gegner rafft sich noch einmal zu einem kräftigen Ausfall zusammen und stößt den anderen nieder.

Der Verlauf und die schließliche Entscheidung des Gladiatoren-Zweikampfes findet weniger in den Ritterturnieren des Mittelalters oder gar den Stierkämpfen in Spanien seine Analogien, als in den heutigen Studentenmensuren. Freilich handelt es sich bei diesen in der Regel nicht um Leben und Tod, und demgemäß sind hier Schutz- und Trutzwaffen von denen der Gladiatoren wesentlich verschieden. Der Gladiator hat diejenigen Teile des Körpers, deren Verletzung ihn kampfunfähig macht, ohne gerade sein Leben zu gefährden, mit Bandagen umwickelt oder anderweitig geschützt, vor allem aber die Brust und den Leib meist unbedeckt gelassen, so daß der Schutz derselben lediglich auf der Geschicklichkeit des Fechters, den Schild zu handhaben, beruht. Im Gegensatz dazu wird bei der gewöhnlichen Mensur nicht allein der rechte Arm bandagiert, sondern auch Augen, Brust und Leib gegen jeden Hieb verwahrt. Aber bei Gladiatoren wie bei Studenten wacht ein sogenannter „Unparteiischer“ darüber, daß alles mit rechten Dingen zugeht. Bei den Fechterspielen trägt er eine gegürtete Tunika und führt in der Hand einen langen Stab, wie wiederum zahlreiche Darstellungen lehren. Was dann den Kampf selbst anbelangt, so giebt es auch bei den Fechtern ganz bestimmte Schläge von gleicher Benennung wie bei uns: Prime, Terz, Quart, und die Hiebe folgen oft in feststehender Reihe, besonders wenn eine Finte angeschlagen wird, der der eigentliche Schlag erst folgen soll.

Überraschend ist aber vollends die Übereinstimmung beider Einrichtungen hinsichtlich der Entscheidung des Kampfes. Soviel ich weiß — ich selbst habe nie auf der Mensur gestanden —, kann eine Mensur commentmäßig einen dreifachen Ausgang nehmen. Entweder nämlich erhält der eine Fechter einen „Schmiß“, der ihn verhindert weiter zu kämpfen, wenn er nicht sein Leben gefährden will, eine sogenannte „Abfuhr“. Dann ist der andere Sieger, er hat jenen abgestochen. Ist aber der weitere Kampf z. B. dadurch unmöglich gemacht, daß der eine einen sogenannten „incommentmäßigen“ Hieb erhalten hat, der also nicht angerechnet werden kann, oder daß er zu müde wird, so wird die Mensur „suspendiert“; fechten jedoch die Gegner längere Zeit — ich glaube eine viertel Stunde — miteinander, ohne daß eine nennenswerte Entscheidung erfolgt, so haben sie „ausgepaukt“, d. h. es wird ihnen unter Anerkennung ihrer guten Führung auf der Mensur der weitere Kampf erlassen. Ebenso können nun auch die Gladiatorenkämpfe in dreifacher Weise zu Ende geführt werden, nur daß freilich die Sache hier sehr viel blutiger abläuft. Der gewöhnliche Ausgang ist der, daß der eine Fechter im Kampfe den Todesstoß erhält; dann heißt es von ihm periit, er ist gefallen, vom Gegner vicit, er hat gesiegt. Ersteren schleppt man über den Sand der Arena in die Totenkammer und läßt ihn dort liegen, auch wenn vielleicht das Leben noch nicht völlig erloschen ist. Der Sieger erhält Kranz und Palme und durchmißt, mit diesen Zeichen seines Sieges versehen, die Arena, um sich dem zujubelnden Volke im Glanze seines Ruhmes zu zeigen; oder es wird ihm auch in blanken Goldstücken, die dann das Volk laut mitzählt, ein hoher Preis zu teil, wenn sich auch nur der Kaiser Commodus als Honorar für ein einmaliges Auftreten 250000 Sesterzien zahlen lassen konnte. Oft jedoch nimmt der Kampf die Wendung, daß, wie bei der Mensur, der eine zu sehr ermattet ist und sich außer stande fühlt, mit irgend welcher Hoffnung auf guten Erfolg weiter zu kämpfen, oder daß er eine Wunde empfängt, die nicht gerade tödlich ist, jedoch ihn völlig kampfunfähig macht. Dann senkt er das Schwert und hebt, wie schon die Ringer und Faustkämpfer in Griechenland thaten, den Zeigefinger in die Höhe, zum Zeichen, daß er sich für überwunden erklärt, und der Kampfwart muß rasch herbeieilen, um den siegreichen Gegner, der blindlings vorwärtsstürmen will, von einem neuen Angriff zurückzuhalten. Denn wenn der

Unterliegende den Finger aufhebt, legt er die Entscheidung über sein Geschick in die Hände des Spielgebers, der rechtlich als Herr der Gladiatoren betrachtet gab er ja das Spiel, gleichviel ob es ein Mann war, der des Volkes Gunst bei der Wahl zu einem hohen Amte bedurfte, oder der Kaiser, der es ebensowenig mit



Retiarius und Sekutor. Mosaik zu Nennig.

wird. In der That wird dieser freilich nur selten von seinem Rechte, den Fechter zu töten, beziehungsweise vom weiteren Kampf zu entbinden, Gebrauch gemacht haben. Denn dem Volke zum Vergnügen dem süßen Pöbel verderben durfte. Aus diesem Grunde hat man gewiß nur selten bei der Entscheidung über das Leben der Fechter die Stimmung des Volkes unberücksichtigt gelassen. Hatten die Zu-

schauer schon beim Kampfe selbst mit den Äußerungen ihres Urteils und ihres Gefühles nicht gekargt, so waren sie in dem vorliegenden Falle erst recht rasch bei der Hand, selbst über das Geschick des unterlegenen Gladiators zu Gericht zu sitzen. Wehe dem Unglücklichen, der sich in Bezug auf seinen Mut auch nur die geringste Blöße gab oder durch irgend eine Gebärde das Mitleid des Volkes zu erwecken suchte und dadurch kund that, daß es ihm nicht gleichgültig war, ob er frei gelassen wurde oder den Tod erlitt! Zum Zeichen, daß er dem Tode verfallen, kehrten die Zuschauer sicher den Daumen nach unten oder gegen die Brust, eine Andeutung des gezückten Schwertes, während sie im anderen Falle den Daumen unter den anderen Fingern verbargen. Der Gladiator mußte völlig gefühllos sein und durfte nur in dem Bestreben, seinen Mut zu beweisen und sich Ruhm zu erwerben, zeigen, daß auch er ein Herz besaß, daß auch er so zu sagen ein Mensch war. An zahllosen Stellen, bei Cicero und Seneca vor allem, wird oft erwähnt, daß es von dem Gladiator, der auf Befehl des Volkes den Todesstoß erleiden mußte, verlangt wurde, ohne Zucken und ohne zu stöhnen oder gar sich zu wehren, das Eisen in die Brust aufzunehmen. Ließ aber das Volk Gnade für Recht ergehen, so konnte auch der Überwundene mit seinem Lose wohl zufrieden sein; Unglück kann jeder beim Kampfe haben, aber wer „mittiert“ wurde, erhielt dadurch zugleich vom Volke die Anerkennung seines tapferen Verhaltens im Kampfe; und im Ludus waren tüchtige Wundärzte, unter deren Pflege er sich bald erholen konnte, um dann von neuem den Kampf ums Leben zu versuchen.



Sekutor mit Retiarius kämpfend. Mosaik, früher im Palazzo Massimi zu Rom.

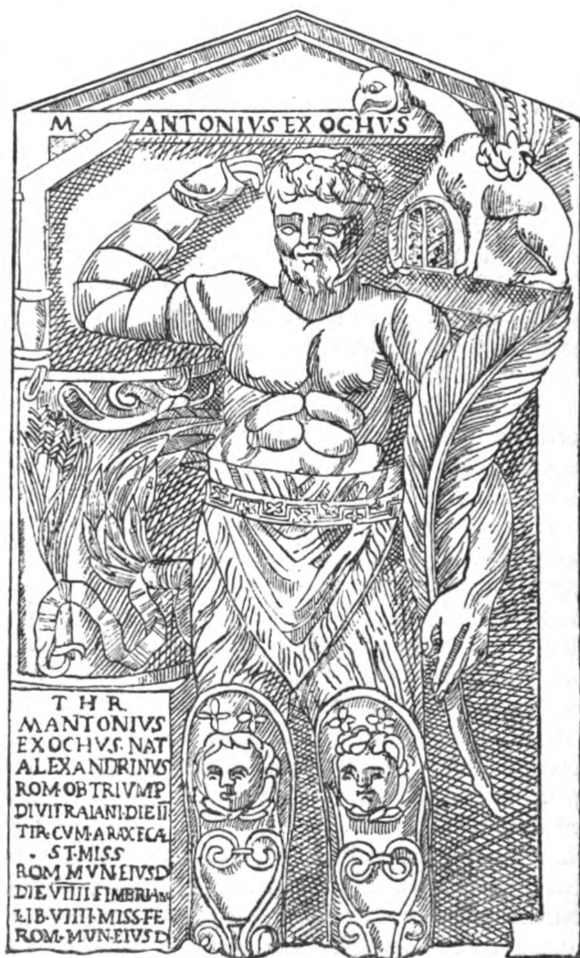
Wenn man auch auf diesen Ausgang eines Gladiatoren-Zweikampfs den heutigen Ausdruck des „Suspendierens“ anwenden kann, so ist bei der dritten Art die Übereinstimmung noch größer, wenngleich dieselbe lange Zeit von den Gelehrten nicht erkannt wurde. Es kommt nämlich mehrfach der Ausdruck vor stantes missi sunt, „sie sind stehend entlassen worden“, d. h. soviel als: beide Fechter sind vom weiteren Kampfe entbunden, ohne unterlegen zu sein; mit einem Wort: „sie haben ausgepaukt“. Also es wird auch bei dem Gladiatorenzweikampf eine bestimmte Dauer festgesetzt gewesen sein, und es wird uns geradezu als eine Ausnahme bezeichnet, wenn z. B. Domitian einmal die missio trotz der Bitte des Volkes nicht erteilt.

Der Zweikampf des Retiarius mit dem Sekutor ist beendet, sofort tritt ein neues Paar auf. Denn immer nur ein Paar kämpft in der Arena. Das Schauspiel sollte ja nicht in einer Massenschlacht be-

stehen. Nur am Vormittag kam es wohl öfter vor, daß Verbrecher, die zum Tod durch die Bestien bestimmt waren, in größeren Massen, schlecht oder gar nicht gerüstet, den Kampfplatz betraten, um hier elend ums Leben zu kommen. Auch hat man nicht bloß großartige Naumachien in dem unter Wasser gesetzten Amphitheater gegeben, sondern auch ganze Schlachten zu Fuß aufgeführt, und auch dies wird für die blutdürstenden, gegen alle Schrecknisse der Arena abgehärteten Römer ein glänzendes Schauspiel gewesen sein. Aber diese Aufführungen haben mit den eigentlichen Gladiatorenkämpfen nichts zu thun. Bei diesen handelt es sich immer um Einzelkämpfe, die genau bis zur geringfügigsten Bewegung und Wendung verfolgt werden. Ein Auftreten von mehreren Paaren zu gleicher Zeit würde die Aufmerksamkeit des Publikums zerstreut haben; nur bei dem Einzelkampfe konnten alle die raffinierten Freuden dieser entsetzlichen Lustbarkeit, ich möchte sagen bis in die Fingerspitzen hinein genossen werden. Auch hier hat man wohl versucht, Neuerungen einzuführen. Caligula ließ einmal eine Gruppe von fünf Retiarii gegen gleichviel Sekutores kämpfen; es ist auch dies eine Ausnahme gewesen, die höchstens vereinzelt Nachahmung gefunden hat.

Es würde nun zu weit führen, wollte ich in gleicher Ausführlichkeit, wie oben, auch die übrigen Kämpfe schildern. So interessant wie der zwischen Retiarius und Sekutor, dessen Eigenart wesentlich auf dem Widerstreit der beiderseitigen Interessen beruhte, ist auch schwerlich ein anderer gewesen, und vor allem fehlen uns hier die bis ins einzelste gehenden Andeutungen der Schriftsteller. Indessen möchte ich doch kurz noch zwei Gattungen vorführen.

Wie die Zahl und die Widerstandsfähigkeit der Rüstungsstücke aus naheliegenden Gründen bei den Heeren des Altertums und des Mittelalters für die Rangordnung in der Weise von Bedeutung gewesen ist, daß die am schwersten Gerüsteten die Vornehmsten waren und die am leichtesten Bewaffneten die min-



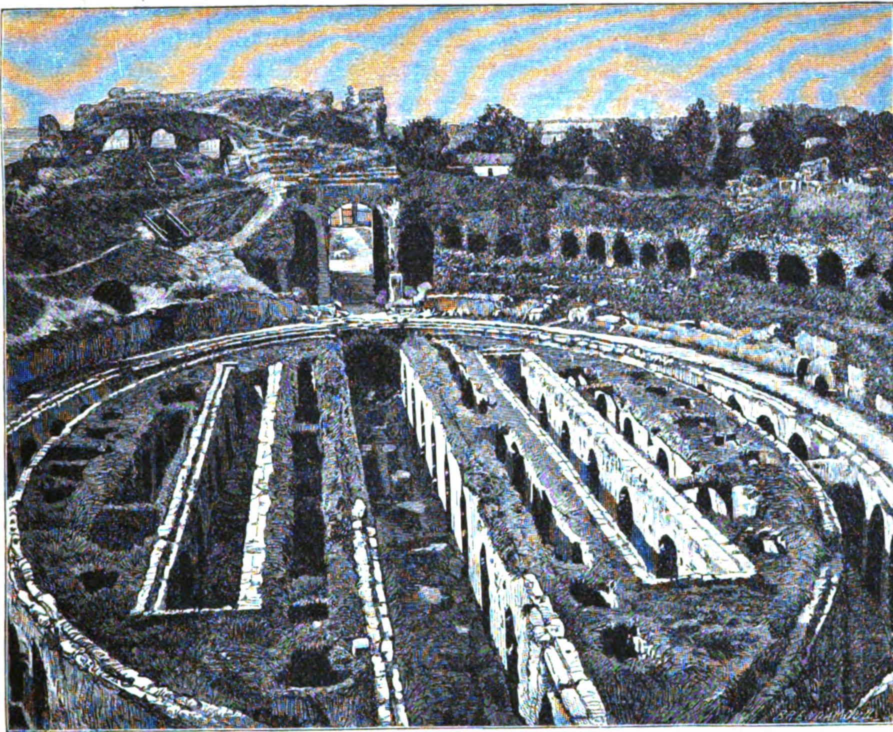
Thräx M. Antonius Exochus. Grabrelief in Rom, jetzt verschollen.

der Geschätzten, so hat auch bei den Gladiatoren die Art der Ausrüstung einen Rangunterschied hervorgerufen, obgleich die Gladiatoren nicht für die Rüstung aufzukommen hatten und infolgedessen der eigentliche Grund für die Unterscheidung fortfiel. Demgemäß stehen die Retiarii, die für uns die interessanteste Klasse bilden, nicht in hohem Ansehen; der Satiriker Juvenal macht es einem Mann aus vornehmstem Geschlecht, dem Gracchus, ganz besonders zum Vorwurf, daß er gerade als Retiarius, unbedeckten Hauptes und in der Tunika, in einem öffentlichen Munus aufgetreten sei. Und es mag auch auf den Gegner, den Sekutor, diese Geringschätzung von Einfluß gewesen sein. Jedenfalls sind der Hoplomachus, der, wie wir oben sahen, sich in der Ausrüstung fast vollkommen mit dem Sekutor deckt — beide haben samnitische Waffen — und sein Gegner, der Thräx, am angesehensten gewesen; ja, soweit wir wissen, waren es, abgesehen von den Mirmillonen, nur diese beiden Waffenarten, die eine ähnliche Parteibildung im Publikum hervorriefen, wie sie sich schon frühzeitig gegenüber den verschiedenen Farben der Viergespanne im Cirkus entwickelt hatten.

Diese Thräces waren, wenn möglich, noch schwerer gerüstet als ihre Gegner. Ihr Schild, teils von runder, teils von viereckiger Form, war allerdings kleiner; aber dafür staken auch ihre Beine in ganz besonders großen Schienen, die selbst weit über die Knie hervorragten und lebhaft an Kanonenstiefel erinnern, und die Oberschenkel, welche von den Schienen nicht mehr bedeckt wurden, waren mit festen Bandagen umwickelt. Der Helm, die Bandagen am rechten Arm und der Leibschurz sind von ziemlich derselben Gestalt wie bei den Hoplomachi, aber neben den zwei Beinschienen ist das eigentliche Merkmal dieser Gattung die heimtückische Sica, ein winkel- oder auch bogenförmig gebildetes Schwert, mit welchem sie auch um den Schild herum zu treffen vermochten. Wir sehen also auch bei diesem Paar von Gladiatoren, daß die Aussicht auf Erfolg auf beiden Seiten ungefähr gleich war, daß, wenn man auch den Kampf gleichartiger nicht völlig vermied, man doch meist verschiedenartige Gattungen einander gegenüberstellte.

Indessen scheint es, als ob auch bei den eigentlichen, am Nachmittag stattfindenden Gladiatorenspielen der Kaiserzeit der Kampf gegen Tiere üblich gewesen ist. Es gab nämlich auch sogenannte Provokatores, die, wie ihr Name und überdies eine besondere Bemerkung bei einem Schriftsteller zeigt, den Kampf „provozierten"; man würde aber irren, wenn man sich diesen Gladiator deshalb stets leicht bewaffnet vorstellen wollte; ein Relief zeigt ihn vielmehr in der schweren samnitischen Bewaffnung, so daß wir also drei verschiedene Arten von Samniten zu unterscheiden haben würden. Diese Schwierigkeit löst sich nur unter Heranziehung der Thatsache, daß auf den Darstellungen nicht allein die gewöhnlichen Bestiarii, d. h. zum Tode in der Arena verurteilte Verbrecher, und die Venatores, jägermäßig ausgestattete und in der Vormittagsschule besonders geschulte Tierkämpfer, den Bestien gegenübergestellt werden, sondern auch schwer nach Art der eigentlichen Gladiatoren gerüstete Fechter, auf welche der Name der Provokatores recht gut paßt, weil im Kampfe mit Tieren auch der schwergerüstete Kämpfer den ersten Angriff unternehmen muß. Und da wir wissen, daß die Provokatores zur großen Schule gehörten, so werden auch sie am Nachmittag, und zwar, wie die Mitglieder dieser Schule sonst, im Einzelkampf aufgetreten sein, während die Tierkämpfe im übrigen am Vormittag stattfanden.

Die lange Reihe der zahlreichen Waffenarten in ihren mannigfaltigen Zusammenstellungen untereinander, ein bunter Wechsel von Erfolg und Mißerfolg, eine ganze Stufenfolge aufregender Augenblicke ist an den Zuschauern vorübergezogen. Ein Paar nach dem anderen hat gekämpft; unzählige Fechter haben den immer wieder frisch aufgeworfenen Sand der Arena mit ihrem Blut gefärbt, gar



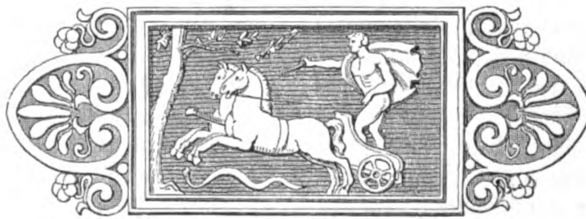
Das Amphitheater in Capua.

viele sind tot oder halbtot mit röchelnder Kehle in die Leichenkammer geschleppt, deren Anblick gegen Schluß des grausigen Schauspiels nur für stärkere Nerven, als wir sie heutzutage besitzen, geeignet gewesen sein möchte. Allmählich ist auch der abgehärtetste Römer des vielen Blutvergießens satt geworden; die Sonne ist untergegangen, und nach den Anstrengungen des Tages ist er der Ruhe dringend bedürftig, und überdies, ein kaiserliches Fechterspiel begnügt sich ja nicht mit nur einem Tage. Wie können auch sechshundert Paare, die durchschnittlich, wie wir sehen, auf ein Spiel des Kaisers Augustus kommen, an einem Nachmittage auftreten, wo doch immer nur ein Paar zu gleicher Zeit kämpfte? Mag nun der nächstfolgende Tag oder ein etwas späterer die Fortsetzung bilden, man ist dessen ja sicher, daß die Freude noch lange nicht zu Ende ist. So kann denn der Kaiser den Befehl geben, daß das Spiel einstweilen eingestellt wird, ohne zu fürchten, auf Widerstand bei dem verwöhnten und in seiner ganzen Masse gefährlichen Volke zu stoßen. Langsam, aber doch rascher, als sie zusammengekommen waren, entfernen sich die Tausende und Abertausende, und so könnten auch wir des grausamen Spiels genug sein lassen, wenn uns nicht schon lange beim Betrachten dieses Kulturbildes die Frage auf den Lippen geschwebt hätte: Wie ist es möglich, daß sich eine so entsetzliche Sitte durch viele Jahrhunderte — in Rom selbst haben Gladiatorenspiele sechseinhalb Jahrhunderte bestanden — halten konnte, daß erst das Christentum sie zu tilgen vermochte, ohne doch zugleich auch die nicht minder gräßlichen Tierkämpfe aufzuheben, daß selbst bei denjenigen Römern, an deren Werken auch wir noch uns selbst und unsere Jugend bilden, fast jedes Gefühl von der geradezu ungeheuren Roheit dieser Kämpfe erstickt sein konnte. Denn es ist wohl zu beachten,

selbst Cicero, der sich so gern als Verfechter der Humanität hinstellt, sagt höchstens, Gladiatorenspiele seien eine zu gewöhnliche und langweilige Sache, und nur Seneca nimmt einmal den Anlauf, seinen Abscheu zu äußern.

Daß bei dem merkwürdigen Volke der Etrusker sich Fechterkämpfe entwickeln konnten, nimmt uns nicht wunder; aber es läßt sich auch die Erscheinung oft genug begründen, daß, wenn ein in der Kultur hoch entwickeltes Volk mit einem noch rohen Volke zusammentrifft, gerade die Schattenseiten solcher Kultur zuerst von letzterem aufgenommen werden. Und die Samniten waren den Etruskern nicht minder wie später die Römer wiederum den Campanern gegenüber entschieden das minder entwickelte Volk. Und gerade hinsichtlich der Aufnahme der Gladiatorenspiele sind noch verschiedene Umstände hinzugekommen. Zuerst haben dieselben sicher in Etrurien und Campanien den Charakter von Totenopfern getreulich bewahrt, der selbst in Rom sich noch jahrhundertelang verfolgen läßt, und haben in der ersten Zeit nur nebenbei den als Volkslustbarkeiten hervorgekehrt. Und zweitens sind es doch fast immer nur Sklaven gewesen, und zwar zum größten Teil Kriegsgefangene und Verbrecher, die man in der Arena auftreten ließ, und es ist ja bekannt, daß der Sklave im römischen Altertum rechtlich, aber auch oft rein menschlich betrachtet, nur ein Ding war. Wenn man in Rom nun aber diese Armen sich nicht nur abschlachten ließ, sondern am Anblick dieser Metzeleien eine ganz hervorragende Freude empfand, so erklärt sich dies durch die Thatsache, das sich im römischen Volke ein ganz besonders herber und strenger Sinn entwickelt hatte. Einmal in Aufnahme gekommen, hielten sich dann diese Spiele vor allem deshalb im Volke so lange, weil dieses moralisch immer tiefer und tiefer sank.

Immerhin ist es für den Forscher nicht uninteressant, auch der Kehrseite der römischen Geschichte sein Augenmerk zuzuwenden. Denn gerade dasjenige, was uns bei einem fremden Volke auch fremdartig und unverständlich erscheint, reizt zunächst und sucht seine Erklärung.





Weihnachtslitteratur.


Für den Weihnachtstisch hat auch diesmal der deutsche Buchhandel eine reiche Auswahl von wertvollen und besonders schön ausgestatteten Werken zur Ausgabe gebracht. Wir greifen aus der Fülle des Gebotenen einiges heraus, wobei wir bemerken müssen, daß noch manches im Rückstande bleiben wird, was wir nachträglich im nächsten Hefte zu erwähnen gedenken. — Für Kunstliebhaber empfiehlt sich das im Verlage von C. T. Wiskott erscheinende Unternehmen, welches von Julius Lohmeyer herausgegeben wird und **Aus Studienmappen deutscher Meister** betitelt ist. Wir haben die beiden ersten Mappen, welche Defregger und Knaus in je zehn Studienblättern in Lichtdruck vorführen, kennen gelernt und dabei die Überzeugung gewonnen, daß diese Skizzen von Charakterköpfen für das genauere Studium der betreffenden Meister sehr wertvoll und daß überdies die Mappen durch die glänzende Ausstattung zu Geschenken sehr geeignet sind. — Nach einer ganz anderen Richtung hin wendet sich ein gleichfalls reich und geschmackvoll ausgestattetes Prachtwerk, welches der Leipziger Humorist Edwin Bormann unter dem Titel **Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort** im Selbstverlage hat erscheinen lassen. Diese scherzhaften Gedichte, welche zum großen Teile ernsthafte Zeitfragen in harmlos witziger Weise parodieren, wobei sich der Verfasser häufig des sächsischen Dialektes bedient, bilden eine reichhaltige Quelle für fröhliche Stimmungen, und aus diesem Grunde ist das Werk ganz besonders zu empfehlen. Außer den überaus drolligen Illustrationen sind den Gedichten auch Singweisen beigegeben, teilweise nach bekannten und beliebten Melodien, und so kann man voraussagen, daß dieser „Liederhort" ein richtiger Hausschatz werden kann, der beim Lesen, Betrachten und Singen im häuslichen Kreise die heitersten Stunden hervorzuzaubern vermag. Es ist auch eine kleinere Textausgabe desselben Werkes erschienen, welche beim Vortrag der Lieder in größeren Kreisen gute Dienste leisten wird, aber auch selbständig eine hübsche kleine Gabe bildet. — Eine größere Anzahl von Skizzen teils humoristischen, teils gemütvollen Charakters bietet das mit auserlesener Sorgfalt ausgestattete Werk **Aus A. Hendschels Skizzenbuch**, welches bei M. Hendschel in Frankfurt a. M. erschienen ist. Es umfaßt dreißig Blätter in der verschiedenartigsten Richtung, meist harmlos gemütliche Genrebilder in höchst ansprechender Ausführung. — Als ein Werk, das seines liebenswürdigen Humors wegen nie veraltet und auch in der neuen illustrierten Ausgabe allgemein ansprechen wird, können die **Träumereien eines Junggesellen** nach dem Englischen von Ik. Marvel gelten. Bei A. Hofmann u. Co. in Berlin ist dasselbe in Groß-Quartformat mit schönem Einband erschienen und kann als sinniges Festgeschenk sehr empfohlen werden. — In neuer Auflage liegt vor **Immergrün**, neue Lieder von Jul. Sturm, mit den reizenden Paul Thumannschen Illustrationen, aus dem Verlage von C. F. Amelang in Leipzig, ein Werkchen, welches des poetischen und künstlerischen Inhaltes wegen stets den günstigsten Eindruck machen wird. — Für jede festliche Gelegenheit passend ist auch das zierliche Buch **Worte des Herzens**, eine Blütenlese aus deutschen Dichtern und Denkern, mit recht stimmungsvollen Illustrationen, teilweise in sehr gelungenem Farbendruck nach Marie v. Beckendorff u. a. Das gefällige Buch ist bei Meißner u. Buch in Leipzig erschienen. — Für kleinere Festgeschenke verweisen wir ganz besonders auf die allerliebsten Ausgaben verschiedener neuer Dichterwerke, die im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig in besonders zierlicher und dabei gediegener Form erschienen sind. Eine neue Dichtung von Rudolf Baumbach: **Kaiser Max und seine Jäger**, reiht sich früheren Veröffentlichungen dieses Verlags in Bezug auf poetischen Gehalt und gefällige Ausstattung ebenbürtig an. — Eine neue Hausbibel

liegt vor, bei deren Herausgabe die Verlagshandlung von Friedrich Pfeilstücker in Berlin in Format, Druck und sonstiger Ausstattung zu den früheren Gewohnheiten zurückgekehrt gebilde sind, sondern nach wirklichen Quellen, nach ägyptischen Überresten, photographischen Aufnahmen, Ausgrabungen u. dgl. hergestellt wurden. Diese Abbildungen, die zum großen



Originalstudie von Werner Schuch.
Aus „Studienmappen deutscher Meister". Herausgeg. von J. Lohmeyer. Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.

ist und ein zwar etwas schwerfälliges, aber ganz den patriarchalischen Anschauungen unserer Väter entsprechendes Buch hergestellt hat, nur mit dem Unterschiede, daß die zahlreichen Illustrationen keine künstlerischen Phantasie- Teil in den Text gedruckt sind, belaufen sich mit den Karten auf die imposante Zahl tausend. — Aus der Verlagshandlung für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann in München, ist uns das erste Heft einer

neuen Gruppe des großartig angelegten **Allgemeinen historischen Porträtwerkes** zugegangen, welches die Abteilung „Gelehrte und Männer der Kirche" eröffnen soll. Das ganze Werk nimmt schon seiner umfassenden Anlage wegen eine hervorragende Bedeutung ein. Bis jetzt sind davon vier Bände komplett; der vierte, welcher Künstler und Musiker enthält, ist kürzlich vollendet. Die ganze Sammlung wird über sechshundert Porträts der berühmtesten Personen aller Nationen aus den letzten sechs Jahrhunderten nach Auswahl von Dr. Woldemar v. Seidlitz und mit biographischen Daten von Dr. H. A. Lier umfassen. Die Bilder sind in Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen in wirklich ausgezeichneter Weise hergestellt. Die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, womit das ganze Unter-



Aquarellstudie von Adolf Menzel.
Aus „Studienmappen deutscher Meister". Herausgeg. von J. Lohmeyer. Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.

nehmen geleitet wird, verdient ebenso große Anerkennung wie die künstlerische Ausführung der einzelnen Blätter. Wir rekapitulieren bei dieser Gelegenheit nochmals, daß der erste Band „Fürsten und Päpste", der zweite „Staatsmänner und Feldherren", der dritte „Dichter und Schriftsteller" und der vierte „Künstler und Musiker" enthält. Jeder Band ist in starkem gediegenem Einbande separat zu beziehen; das ganze Werk wird noch zwei Jahre bis zu seiner Vollendung bedürfen. — Auch die durch ihre Prachtwerke auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde rühmlich bekannte Verlagshandlung von Schmidt u. Günther in Leipzig hat neuerdings mehrere Lieferungen ihres neuen reich ausgestatteten Buches **Ein Spaziergang um die Welt**, Amerika, Japan, China in Wort und Bild, von Alexander Freiherr v. Hübner in zweiter unveränderter Auflage versandt. Die Zusammenwirkung des lebhaften und anregenden Textes und der durchweg interessanten, größtenteils auch künstlerisch sehr wertvollen Illustrationen macht diesen Spaziergang zu einem unvergänglichen Hausschatze. Herr v. Hübner ist als österreichischer Botschafter in der Lage gewesen, genau und eingehend beobachten zu können, das bewies schon die erste Auflage seines Reisewerkes; nun ist zu den Schilderungen eine wahrhaft großartige illustrative Ausschmückung hinzugekommen, und da der Preis ein verhältnismäßig billiger ist, kann man diese neue Auflage auf das allerwärmste empfehlen. — Auf einem anderen wissenschaftlichen Gebiete wirkt die Verlagshandlung von G. Hirth in Leipzig und München durch die Herausgabe ihrer großen Holzschnittwerke, welche das Studium der Kulturgeschichte in hervorragender Weise fördern. So ist von dem **Kulturgeschichtlichen Bilderbuch aus drei Jahrhunderten** gegenwärtig der fünfte Band im Erscheinen begriffen, und die bis jetzt erschienenen Lieferungen geben in sachverständiger Auswahl eine reiche Fülle ausgezeichneten Materials sowohl in Bezug auf Porträts wie auf historische Darstellungen und Genrebilder. Aus demselben Verlage soll nun ein neues interessantes Werk in zehn Lieferungen versandt werden, das **Meisterholzschnitte aus vier Jahrhunderten** vorführt und von Georg Hirth und Rich. Muther herausgegeben wird. Auch dieses Werk, für dessen mustergültige Ausführung Verleger und Herausgeber bürgen, wird für die Geschichte des Holzschnittes in seiner verschiedenen Technik von besonderer Bedeutung sein. Namentlich soll in dieser neuen Publikation die Geschichte des Nachschnittes, also der genauen Nachbildung der ursprünglichen, vom erfindenden Künstler auf Holz entworfenen Zeichnungen, vorgeführt werden. — In unserer musikliebenden Zeit wird die neue, im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig herauskommende kritisch durchgesehene Ausgabe von **Ludwig van Beethovens sämtlichen Werken** für Unterricht und praktischen Gebrauch vielen Wünschen entgegenkommen. Das Ganze ist in zwei Gruppen eingeteilt, von denen die erste „Gesang- und Klaviermusik", die zweite „Kammermusik" umfassen soll. Die Gesamtausgabe der Werke unseres größten musikalischen Klassikers wird in zwanzig Bänden erscheinen; die Werke für Gesang und Klavier, herausgegeben von Karl Reinecke, einschließlich der Orchesterübertragungen in zwölf Bänden, die Kammermusik in acht weiteren Bänden. Außer Karl Reinecke sind für die Klavierbearbeitungen der gesammelten Orchesterwerke J. O. Grimm und Karl Burchard gewählt, ferner für die Stimmenausgaben der Streichquartette Engelbert Röntgen. Die anderen Kammermusikwerke werden auf Grund der revidierten Ausgabe Ferdinand Davids von Friedrich Hermann bearbeitet. Bis zum Schlusse dieses Jahres werden bereits die ersten Bände dieser neuen hochinteressanten Beethovenausgabe vorliegen. — Von der ungemein geschmackvoll ausgestatteten illustrierten Ausgabe von Joseph Freiherrn v. Eichendorffs **Aus dem Leben eines Taugenichts** ist bei Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart eine zweite Auflage erschienen, und aus demselben Verlage kommt uns ein reizendes Miniaturbändchen zu: **Gedichte** von Joseph Freiherr von Eichendorff, für die Frauenwelt ausgewählt von Klara Braun, mit acht Lichtdruckbildern von R. E. Kepler. Ferner entstammt demselben Verlage eine Anthologie von Dichtungen zeitgenössischer Dichterinnen unter dem Titel **Unsere Frauen**, ausgewählt von Karl Schrattenthal, mit zwölf Lichtdruckporträts versehen, ein Unternehmen, über welches die Meinungen geteilt sein werden, das aber in der geschmackvollen Ausstattung als Geschenkbuch vielfach willkommen sein wird. Anderer Art ist die Zusammenstellung einer großen Anzahl schöner Auszüge, Lehren und Sentenzen aus den Schriftstellern aller Zeiten und Völker unter dem Titel **Born der Lebensweisheit** von Theophil Führer, gleichfalls aus dem Verlage von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart, eins jener Bücher, wie sie Frauen und Mädchen stets willkommen sind. — Noch ein Büchlein, welches weniger für das Gemüt als für die praktischen Aufgaben des weiblichen Geschlechtes berechnet ist und viele dahinzielende Winke und Ratschläge enthält, betitelt sich **Stütze der Hausfrau** und ist im Verlage von Preuß u. Jünger in Breslau erschienen. — Für die jetzige Zeit als Geschenkwerk sehr gelegen hat die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München (vormals Friedrich

Bruckmann) das reich und wahrhaft würdig ausgestattete Buch **Kaiser Wilhelm und seine Zeit** von Prof. Bernhard v. Kugler versandt. Im edelsten Sinne volkstümlich, sowohl durch die erschöpfende und gediegene litterarische Arbeit, wie auch durch die ungemein reichhaltige Beigabe von Illustrationen, kann man dieses Werk für den Weihnachtstisch angelegentlich empfehlen. Die Abbildungen umfassen eine große Anzahl Porträts und historische Scenen aus dem langen und gesegneten Leben des großen Kaisers in Krieg und Frieden. Druck, Papier und Einband, alles vereinigt sich zu einem harmonisch wirkenden Ganzen. Aus demselben Verlage können wir ein Werk von Friedrich Pecht: **Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert**, mit vierzig Bilderbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Texte, gleichfalls warm empfehlen. Niemand beherrscht diesen Stoff mit größerer Sicherheit als Friedrich Pecht, dem bei scharfem kritischem Blicke doch das Wohlwollen für die Schöpfer der Kunstwerke und die Freude an diesen letzteren nicht verloren gegangen ist. Auch dieses Werk ist in jeder Hinsicht geschmackvoll hergestellt. Das gleiche Lob verdient noch ein anderes schönes Buch aus demselben Verlage und von demselben Verfasser. Es behandelt die Münchener Jubiläumsausstellung dieses Jahres und bietet unter dem besonderen Titel **Die dritte internationale Kunstausstellung** eine Separatausgabe der illustrierten Berichte, welche Friedrich Pecht in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Kunst für alle" hat erscheinen lassen. Eine große Anzahl sehr gelungener phototypischer Nachbildungen der berühmtesten modernen Bilder, welche die Ausstellung zum Jubiläum des kunstsinnigen Königs Ludwig I. zierten, lassen dies anziehende Werk als eine Quelle anregender Unterhaltung betrachten. — Schon früher einmal hat die Verlagshandlung von J. H. Schorer in Berlin durch ein Selbstschriftenalbum, dessen Herausgabe einem patriotischen Zwecke diente, großen Beifall geerntet, für den diesjährigen Weihnachtstisch hat sie nun etwas Ähnliches unter dem Titel **In Luft und Sonne** in beträchtlich erweiterter und noch reicher ausgestatteter Weise dargebracht, und der Zweck ist diesmal darauf gerichtet, bedürftigen Kindern einen Sommeraufenthalt durch den Ertrag des Verkaufs zu verschaffen. Wir können unmöglich auf die enorme Anzahl von reizenden Kunstblättern und interessanten Autographen näher eingehen und bemerken nur, daß der junge Deutsche Kaiser und seine Gemahlin den Reigen der hohen und berühmten Beitragspender eröffnen. — Vollständig liegt nun auch ein recht interessantes Bilderwerk vor, nämlich die **Mustersammlung von Holzschnitten** aus englischen, amerikanischen, französischen und deutschen illustrierten Zeitungen, die im Verlag von Franz Lipperheide in Berlin erscheint. Die Sammlung ist nicht unwichtig für das Kulturleben der Gegenwart und bietet, abgesehen von dem Zwecke der Unterhaltung, durch die Gegenstände, welche dargestellt sind, und die Ausführung der Blätter, Stoff genug zu mancherlei Studien und Betrachtungen. Mit der Herausgabe war auch eine Preisausschreibung verknüpft, deren Resultate das Schlußheft vorführt. — Ein bewährtes Werk: **Das Meer** von M. J. Schleiden, liegt in dritter, reich illustrierter und vortrefflich ausgestatteter Auflage, bearbeitet von Dr. Ernst Voges, jetzt vollständig vor. Die Verlagshandlung von Otto Salle in Braunschweig hat das längst in seinem hohen wissenschaftlichen Werte und der unübertrefflichen, wahrhaft volkstümlichen Form berühmte Werk auch durch eine elegante Einbanddecke für Geschenkzwecke besonders geeignet gemacht. — Im Verlage von Adolf Titze in Leipzig ist erschienen: **Das Kaiserpaar** (Wilhelm II. und Augusta Viktoria), gemalt von E. Döpler d. J., vervielfältigt als Photogravure von H. Riffarth und mit einer poetischen Unterschrift versehen von Ernst Scherenberg. Als echt patriotisches Kunstblatt von wirklich künstlerischer Bedeutung können wir das Bild jedem empfehlen.

Auch von Kinder- und Jugendschriften ist mancherlei Neues und Ansprechendes zu verzeichnen. Ein sehr hübsch ausgestattetes Buch betitelt sich **Christkind**, Bilder und Lieder von Paul Mohn und Karl Gerock (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Von der Verkündigung des Engels bis zur Flucht nach Ägypten ist darin die Weihnachtslegende behandelt. Das Buch ist eine richtige Festgabe für jedes Haus. — In anderer Weise sehr zu empfehlen ist **Unterricht im Tierreiche** für unsere Kleinen von Anna Liebold, mit Bildern von Hans W. Schmidt (Leipzig, E. Twietmeyer), ein in seiner Art ganz vorzügliches Buch, gefällig für das Auge und sehr belehrend für kleinere Kinder. — Einen ähnlichen Zweck, indem es für die erste Jugend berechnet ist, erfüllt **Nesthäkchens Zeitvertreib**, ein Bilderbuch für unsere Kleinsten, aus dem regsamen Verlage von M. Heinsius in Bremen, mit gut gezeichneten Abbildungen und hübschen kleinen Gedichten. — An Werken für die reifere Jugend stellt sich wieder die Verlagshandlung von Ferdinand Hirth u. Sohn in Leipzig mit sehr empfehlenswerten Novitäten ein. Wir erwähnen davon **Die Tiefsee und ihr Leben** von William Marshall und **Um die Erde auf dem Zweirad** von Thomas Stevens, wobei es sich um eine Tour von Persien bis Japan handelt. Auch die beiden beliebten Jugendschriftsteller dieses Verlags, Gustav

Höcker und Brigitte Augusti, sind mit neuen Erzählungen vertreten, die beide einen deutsch-patriotischen Charakter haben. Brigitte Augusti bietet eine Erzählung: **Die Erben von Scharfeneck**, aus der Zeit der Königin Luise, und Oskar Höcker betitelt seine Erzählung aus den Jahren 1864 bis 1871 **Im Rock des Königs**. Beide Bücher sind von A. v. Rößler vortrefflich illustriert. Dann ist noch in demselben Verlage eine Erzählung **Der Einsiedler von Sankt Michael** von J. Pederzani-Weber, dessen im Vorjahre erschienenes Buch „Kynstudt, die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens" vielen Anklang gefunden, erschienen, gleichfalls mit vielen vorzüglichen Abbildungen versehen. Dieser „Einsiedler von Sankt Michael" schildert die Erlebnisse eines Deutschen auf der Halbinsel Alaska und den Aleuten-Inseln, also im Nordwesten Amerikas, nach wirklichen Aufzeichnungen, die allerdings etwas ausgeschmückt sein mögen, aber jedenfalls viele ethnographische Belehrungen enthalten. — Im Verlage von Herm. J. Meidinger in Berlin ist eine hübsche Erzählung für halberwachsene Mädchen erschienen, welche den Titel führt: **Die Familie Schrötter**, von Marie Silling geschrieben und vom Maler Martin Schäfer mit ganz allerliebsten Textbildern versehen ist. — Ein ebenso belehrendes wie geschmackvoll ausgestattetes Buch für die reifere Jugend ist auch **Pytheas von Massilia und seine Meerfahrt nach dem Bernsteinlande** von Wilhelm Behrendt (Breslau, Eduard Trewendt); eine unterhaltende Erzählung auf historischem Hintergrunde. — Ganz allerliebst sind zwei Bücher aus dem Verlage von Meißner u. Buch in Leipzig: **Jugendlust** von Fritz Reiß, mit Reimen von Friedrich Erk, und **Sterne der Heimat**, illustriert von A. H. Plinke, mit Gedichten von Frida Schanz. Die Bilder sind in geschmackvollster Weise ausgeführt und haben wirklichen künstlerischen Wert. — In der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in Nördlingen erscheint eine ganze Serie von Bändchen, welche den Krieg von 1870, und zwar dargestellt von Mitkämpfern, behandeln. Der erste Band enthält **Weißenburg, Wörth, Spicheren** von Karl Tanera; der zweite **Um und in Metz** von J. Steinbeck. Die Zugabe von orientierenden Karten ist sehr zu loben, und das ganze Unternehmen wird bei der männlichen Jugend gewiß vielen Anklang finden.

Auch auf dem Gebiete des Romans liegt eine reiche Auswahl von hervorragenden Neuigkeiten zu Weihnachtsgeschenken vor, die wir hier nur flüchtig erwähnen wollen, um dann später auf einen oder den anderen ausführlicher zurückzukommen. Die Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Hallberger) in Stuttgart versendet einen neuen Roman von Georg Ebers, der diesmal nicht in einer gar zu entfernten Zeitperiode, sondern im deutschen Mittelalter und zwar zu Nürnberg spielt und den Titel **Greth** führt, also ein durch und durch deutsches Zeitbild. Außerdem ist der effektvolle Roman in drei Bänden von Richard Voß: **Dahiel, der Konvertit**, in sehr geschmackvoller Ausstattung und hübschem Einband daselbst erschienen. Auch die Novellensammlung von H. Rosenthal-Bonin: **Die Schlange des Paradieses**, gehört zu den hübsch ausgestatteten Novitäten desselben Verlags. — Ein sehr empfehlenswertes Unternehmen hat die Verlagshandlung von J. Engelhorn in Stuttgart begonnen, indem von einer Anzahl der beliebtesten Werke der billigen „Roman-Bibliothek" in sehr hübscher und eleganter Ausstattung eine Salon-Ausgabe zu wirklich mäßigem Preise veranstaltet wird. Bekanntlich bietet diese Romanbibliothek neben guten Übersetzungen der hervorragenden belletristischen Erscheinungen des Auslandes auch Werke deutscher Schriftsteller, und so finden wir gleich unter den ersten Bänden dieser neuen Salon-Ausgabe von Paul Lindau die Erzählung: **Helene Jung** und von Richard Voß zwei römische Novellen unter dem Titel: **Kinder des Südens**.

* * *

Theophilus. Das Faustdrama des deutschen Mittelalters, übersetzt und mit einer erläuternden Einleitung versehen von Johannes Webbe. (Hamburg, Hermann Grüning.) — Die Übersetzung, auf Grundlage der gleichnamigen Ausgabe Hoffmanns von Fallersleben, mit Berücksichtigung der anderen noch vorliegenden Handschriften, muß als eine wohlgelungene bezeichnet werden. Von wissenschaftlichem Werte, tiefgehend, die „Faustidee" bis in die grauesten Zeiten ihrer Entstehung verfolgend, ist die umfangreiche und dennoch für jedermann leicht verständliche Einleitung. Den Freunden unserer größten Nationaldichtung wird das Buch viele dankenswerte Aufschlüsse und Anregungen bieten.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die schöne Helena.

Roman
von
Alexander Baron v. Roberts.

IV.

Den ganzen Tag über lastete das Geständnis auf Lenas Brust, sie wähnte daran zu ersticken. Oft war es ihr, als müßte sie jäh aufschreien, um sich Luft zu machen von dem entsetzlichen Alp. Es muß sein! — morgen soll sie schwören — es ist kein anderer Ausweg! Mehrmals war sie aufgestanden und vor Hubert hingetreten, und eine unsichtbare Hand schien sie niederzureißen, auf die Knie dort vor ihm. Immer wieder kämpfte sie sich gegen den gespenstischen Zwang empor — immer noch meinte sie, daß etwas käme, sie von dem Ungeheuren zu befreien!

Gegen Abend klopfte es — Blaumüller!

Fast wäre sie ihm jubelnd entgegengeeilt — als bedeutete er die Erlösung. Er ist es gewesen! Nun kommt er, um ihnen zu beichten, sie von dem erbärmlichen Verdacht zu befreien! In seinen Mienen steht es geschrieben — er ist es gewesen!

Der Gedanke durchzuckte sie sofort beim Anblick des Eintretenden. Eine fiebernde Aufregung flackerte aus Blaumüllers Augen; es dämmerte bereits, desto unheimlicher war dieses Flackern in dem fahlen, völlig verstörten Gesicht, dessen Haar und Bart noch verwahrloster schienen als sonst. Auch seine Stimme war ins Tonlose verändert, doch diesmal war es nicht die umschlagende Unsicherheit des Trunkenen — er schien nüchtern.

„'n Tag, Hubert! Wie steht's?"

Er reichte Hubert die Hand hin. Hubert hob mürrisch abwehrend die eingeschnürte Rechte. Nun, da blieb doch noch die Linke als Ersatz zum Einschlagen; aber Hubert ließ die wie angenagelt auf dem Tisch liegen. Teufel, was will der Kerl? Ich mag keine Gemeinschaft mit dem Säufer! Oder was sonst noch . . .

Auch Hubert flog beim Eintritt Blaumüllers der Gedanke an, daß er gekommen, um irgend eine unselige Beichte

abzulegen. Es war doch kein alltäglicher Besuch.

Lena beobachtete den Ankömmling scharf, jede seiner Bewegungen. Da er gegen das Schartenlicht stand und das Gesicht im Dunklen blieb, huschte sie in die Kammer, um die Lampe anzuzünden.

Wie es ginge, ob es sich bald wieder machte mit dem Arm? Einige Verlegenheitsfragen, die Hubert klein beantwortete. Er hätte sich wohl schon sehen lassen können! meinte die Lena, indem sie an dem Docht hantierte. „Was macht denn die Sett?"

„O gut, gut, danke!" rief Blaumüller zurück, froh, ein lauteres Wort zu sprechen und zu hören. „Die Geschichte hat uns beide sehr mitgenommen," fügte er gedrückt hinzu. „Sie hätten die Lampe aber auslassen sollen, Frau Hubert, es ist ja noch ganz hell."

Und er schien fast zurückzufahren vor dem freundlich gelben Schein, der ins Zimmer brach.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" sagte Lena höflich.

O, er müßte gleich wieder fort; die Augen fuhren dabei unstät in dem Raum umher. Er wäre nur auf einen Moment gekommen, um zu sehen, wie es stände. „Ich wäre längst dagewesen, aber ..."

Hier stockte er.

„Nun?" fragte Lena, ihm zusetzend.

„Na, es wäre nicht gut für Sie gewesen — Sie verstehn!"

„Wieso? ich versteh nicht, Herr Blaumüller —" fiel Lena scharf ein.

„Leider ist doch der Verdacht bei Ihnen hängen geblieben — ich weiß so gut wie Sie, daß Sie unschuldig sind —"

„Wieso? Nichts wissen Sie! Sehen Sie her! Ich bin's gewesen! Ich — ich hab die Bude angesteckt!" Schrill höhnend rief sie es. „Ja, Sie brauchen sich nicht zu verwundern; fragen Sie nur meinen Mann! Trauen Sie mir das nicht zu?"

Blaumüller war so überrascht und verblüfft: was soll denn das heißen? Was für ein abscheulicher Scherz!

„Sie . . . ?" dehnte er. Und der Versuch eines Lächelns, der wie eine schmerzhafte Grimasse aussah.

Da sprang sie mit der Frage gegen ihn an, und wahrhaftig, sie lachte dabei: „Oder sind Sie es etwa gewesen?"

Einige Sekunden stand er wie gelähmt. Er brauchte nur ja! ja! ja! zu nicken. Deswegen ist er ja gekommen, um sich endlich, endlich sein Gewissen zu erleichtern! Er ertrug die Schande nicht länger, einen Kameraden statt seiner in der Patsche zu lassen. Es war der Abscheu vor sich selber, vor seinem eigenen verbrecherischen Schweigen, der ihn an Huberts Thür hatte anklopfen heißen. Jetzt muß es heraus!

„Zum Teufel, laß das verdammte dumme Geschwätz!" brauste Hubert auf. „Kein Wort mehr davon!"

Gott im Himmel war Zeuge, daß er, Blaumüller, gekommen war, um ein Geständnis abzulegen, daß er die Huberts um Verzeihung bitten wollte für all die Schmach, die er ihnen aufgebürdet. Doch die Worte, die er sich vorher für das Geständnis zurechtgelegt, würgten ihm in der Kehle. Kein Wort brachte er heraus. Nur die paar lallenden Laute, die über seine Lippen huschten — es war eine so unheimliche Lähmung — der Teufel hielt ihm die Kehle zu. Ganz anderes, völlig Gleichgültiges — nur nichts von dem Geständnis. War die Helle des Lichtes schuld daran? — hatte er doch gerade die Dämmerung für den Ausgang gewählt — war es Lenas seltsames, unheimlich lustiges Fragen? — Huberts zorniges Dazwischenfahren? — und dort die Hand, die auf dem Tische angenagelt blieb — würde sie sich wohl von der Platte trennen, um ihm die Verzeihung zu spenden?

Er machte, daß er fortkam. Jetzt ist es Zeit für das andere, was geschehen muß! Damit wenigstens das vollbracht wird!

„Guten Abend und gute Besserung —" hauchte er hin, als er ging; wie aus einer großen Ferne klangen ihm die eige-

nen Worte. Er fühlte seine Schritte wanken.

„Bleiben Sie doch, Frau Hubert!“

Diese war mit ihm zur Thür herausgetreten.

„Es brennt noch kein Licht hier im Flur; darf ich Ihnen leuchten, Herr Sergeant?“

Sie eilte in die Stube zurück, um die Lampe zu holen. Als sie wieder vor die Thür trat, war er fort; sein unsicherer Schritt dröhnte im Korridor.

Und ein gewaltiger Schreck befiel sie. Sie wußte, daß er gekommen war, um etwas zu beichten, das all die Unsäglichkeit ins Gegenteil verkehren würde. Nun war er gegangen. Morgen sollte sie vor Gericht — es war alles vorbei! Und sie trat in die Stube mit dem festen Entschluß, ihrem Manne alles zu gestehen — heute abend noch — gleich! Ein wilder Mut befiel sie — mochte er sie jetzt mit der Faust zu Boden schlagen — mochte er sie mit seinen Händen erwürgen — sein Faschinenmesser mit ihrem schuldigen Blute röten — wohlan!

Im Korridor war der Kasernenwärter eben damit beschäftigt, die Lampen anzuzünden. War es Absicht, daß er gerade Blaumüller seinen breiten Rücken zukehren mußte, als dieser nahte? Sie trieben alle ihren Scherz mit dem „Hofrat“ und seinem Amt, und er blieb sonst keinem einen Gegengruß schuldig. Blaumüller warf ihm einen kleinlauten „'n Abend“ zu. Der Mann machte sich nur um so eifriger mit seiner Lampe zu schaffen, und er murmelte einen Fluch, da diese nicht recht brennen wollte. Aber keine Antwort auf den Gruß.

Recht so; er, Blaumüller, verdient auch keinen Gruß! Mit dieser stummen Ächtung mußte es enden! Jetzt ist es Zeit! Er war seit dem Beginn der Untersuchung vom Dienste dispensiert, damit er solchen Ächtungen der Kameraden wie der Untergebenen entzogen werde; wenn er auf einem notwendigen Gang einem Soldaten begegnete, so fürchtete er fast, irgend eine Insubordination in Miene und Honneur herauszufordern. Und daran maß er erst die Schändlichkeit, daß er durch sein Schweigen den Verdacht auf Huberts Schultern abwälzte. Ich bin ein Betrüger gewesen — ich bin ein Brandstifter — ob mein Weib oder ich — beide sind eins! Aber ich will kein Halunke an der Kameradschaft werden!

Er durchschritt den Thorweg; ein Frostschauer überrieselte ihn, nicht körperlich allein — er gedachte der ungeheizten Stube daheim und der gräßlichen Zeit, die sie beide seit der Feuersbrunst verbracht. Ein Wanken und Schwanken, und die erbärmliche Ohnmacht, sich zu irgend einer That aufzuraffen. Es mußte doch etwas geschehen! Sie hatten im Dunkel der Nacht, da sie schlaflos sich in ihren Betten wälzten, darüber nachgedacht, ob sie nicht gemeinsam den Weg, der sich ihnen als die einzige Ausflucht erwies, betreten sollten. Und nun ging er ihn doch allein. Vielleicht, daß er ihr dadurch dennoch das Weiterleben möglich machte. So war dieser Gang zugleich ein Beweis seiner Liebe für sie! Er hatte sich vergangen, und sie war zur Verbrecherin geworden, um ihn zu retten — Treue um Treue! Und es war, als fiele von dieser Treue aus ein milder Schein in den Wust hinab, in dem sie beide versanken.

Er betrat den Korridor der eigenen Compagnie. Hier brannten die Lampen schon, doch das matte Licht kämpfte noch mit dem fahlen Tagesschimmer, der durch die Scharten brach. An den Wänden zwischen den Scharten standen die Gewehre auf den Gestellen gereiht, blau schillerten die Läufe, und das Messing der Beschläge leuchtete mit scharfen Strichen und Punkten gelben Glanzes. Aus den Stuben schallte das Durcheinander von Stimmen, in einer donnerte ein Unteroffizier, in einer anderen ging es fröhlich her, man sang zu den weinerlichen Tönen einer Ziehharmonika.

Jetzt trat ein Füsilier aus der einen Thür, schritt auf die Gewehrstütze zu und machte sich dort zu schaffen. Natürlich

der Matthäus! Während sich die anderen unterhalten und singen, hat er irgend etwas zu „fummeln“ an seinen Sachen.

Matthäus fuhr fast erschrocken zusammen, als er den Sergeanten erkannte. Er hatte in diesen Tagen mehreremal bei Blaumüllers seine Dienste angeboten, war aber jedesmal barsch abgewiesen worden. Er hatte ihnen ja nur zeigen wollen, daß er nicht zu den Ächtern gehörte, daß er ihnen treu anhing, bis zuletzt. Aber auch das war ihm verwehrt worden.

Bei Blaumüllers Annäherung nahm er das Gewehr bei Fuß und stand stramm vor seinem Vorgesetzten, krampfhaft stramm, ohne eine Miene zu rühren. Doch die guten blauen Augen, die nach Vorschrift den Sergeanten anblickten, konnten das innige Mitleid nicht verhehlen.

Blaumüller fühlte ein Bedürfnis, dem biederen Kerl ein gutes Wort zu sagen, eine Art verstecktes Lebewohl.

„Was machen Sie da, Matthäus?“ fragte er, nichts Besseres findend.

„Ich putz mein Gewehr, Herr Schersant!“

Blaumüller nickte stumm und schritt weiter, doch noch einmal drehte er sich um: „Matthäus, Sie könnten mein Gewehr auch mal wieder putzen — nachher — heut abend, hören Sie?“

„Es ist erst vor drei Tagen geputzt worden, Herr Schersant — aber wie der Herr Schersant befehlen!“

„Es wäre mir lieb, wenn Sie es heut abend noch reinigten —“

„Zu Befehl, Herr Schersant!“

Seltsam, was hatte der Sergeant es so eilig mit dem Putzen? Während Matthäus die Stubenthür öffnete, sandte er einen scheuen Blick der im Dämmer verschwindenden Gestalt nach; eine weitere Neugierde verbot der Respekt. Und die Ahnung einer kommenden Unseligkeit umkrampfte sein Herz.

Es war sonst niemand im Flur. Blaumüller stand vor der letzten Gewehrstütze. Ein Griff — so hielt er sein Gewehr in der Hand; er hätte es auch im Dunklen gefunden. Und die Waffe scheu an die Seite drückend, als beginge er damit einen Diebstahl, trat er durch die Seitenpforte in den Hof hinaus.

In der Kehle der Bastionsflanke befand sich die Geschoßladestelle, die jetzt im Frieden zum Aufbewahren der Scheibenutensilien für die Compagnie diente. Die Lattenthür war beigelegt, Blaumüller schlüpfte hinein. Der Raum eignete sich „dafür“, und er würde dabei nicht gestört werden. An den Wänden lehnten Scheiben, hundertfach von Kugeln durchbohrt und immer wieder geflickt, darunter eine Figurenscheibe, einen Soldaten in Lebensgröße darstellend, auch der von Kugeln durchlöchert, auf der Brust, im Gesicht, auf allen Gliedern.

Sein Fränzchen hatte solchen Spaß an diesen Figurenscheiben gehabt. Zuerst fürchtete er sich vor den Männern mit den martialischen Schnurrbärten; dann amüsierte er sich damit, redete sie an und forderte sie heraus, die sich nicht einmal wehrten, die dummen Kerle! Papa hatte ihm gezeigt, wie man Franzosen totschießt, eine Latte statt des Gewehres angelegt — „Puff!“ da war der Kerl ins Herz getroffen. Fränzchen besah sich sehr genau das Kugelloch. „Papa — noch mal totschießen ...“

Er meinte das Stimmchen des armen toten Lieblings zu hören — Thränen verdunkelten seine Augen.

Auch standen dort die Transparente von Kaisers Geburtstag her; trotz der Dämmerung konnte er die bunten Bilder, teilweise zerrissen und vom Lampenqualm geschwärzt, unterscheiden. Da war die bekannte Figur der „Wacht am Rhein“, zur Attaque vorgestemmt, das Schwert zückend. Ferne Erinnerungen kamen dahergehuscht, und er hörte aus dem Getöse des rollenden Zuges, der von der Rheinenge ins Nahethal bog, nach der bedrohten Grenze hin, den trotzigen Jubelgesang der Soldaten in den Coupés — „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ Wie hatten sie das Lied gesungen, gesummt, gejubelt, fast bis zur Heiserkeit gebrüllt, niemals zum Überdruß, allüber-

all, auf der Fahrt, auf dem Marsch, im Biwak, ja in die heiße Schlacht hinein flatterte seine Melodie über den Kolonnen gleich einer unsichtbaren Fahne, und es schien die Todeswunden wie mit einem verklärenden Schleier zu bedecken.

Nun umschwirrte es ihn auch in der unseligen Stunde. Er lehnte das Gewehr gegen die Wand, ließ sich auf einem Holzblock nieder und wühlte das Haupt in die Hände. Sein Stöhnen hallte dumpf von der niederen Wölbung. Gott im Himmel, warum hast du mir nicht vergönnt, in der Ackerfurche dahinzustürzen, von der ehrlichen Feindeskugel getroffen, ringsum Pulverdampf, Signal und Ruf, über mir das Zischen der Geschosse! Und während von den Hügeln das Hurra der stürmenden Bataillone herüberschallt, läßt das Delirium des Todeskampfes noch einmal jenes Lied über die zuckenden Lippen beben: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Zornig, in einer ungeheuren Wut gegen sich selbst, ballte er die Fäuste in die Luft. Als er den Blick erhob, sah er die Augen eines lebensgroßen Soldaten auf sich gerichtet. Kein Scheibenbild diesmal — es war das Transparent mit dem Brustbild des Kaisers. Ein unendlich mildes Lächeln schwebte über den hohen Zügen, und in den Augen lag Verzeihung, wie ein Vater sie dem sündigen Sohne spendet. Die Soldaten sind doch all seine lieben Kinder — er will keines missen; nein, er will nicht, daß eins von ihnen sich wie ein räudiger Hund in die Ecke schleicht, um zu verenden ...

Er konnte den Blick der milden Vateraugen nicht länger ertragen. Mit einem Ruck riß er den Rock auf und schlug sich mit der Faust auf die nackte Brust. Ein Schluchzen erschütterte seinen Körper: „Ich bin nicht wert — ich bin nicht wert ..."

Plötzlich sprang er auf, tastete nach dem Gewehr an der Wand und stolperte in das Dunkel jener Ecke unter das Gerümpel. Hier kramte er die Patrone aus der Tasche (er trug sie nun schon seit zehn Tagen bei sich) und legte den rechten Stiefel ab, um besser abdrücken zu können. Dann, als er geladen und die Mündung gegen das Kinn gerichtet, zwängte er die Fußspitze unter den Abzugsbügel.

Rief nicht jemand „Feuer!"?

Er meinte das Kommando zu vernehmen, die Stimme seines Hauptmanns, der bei Sedan in der Schlacht fiel, eben als er „Feuer!" kommandierte. Sofort drückte er ab. Sie fanden ihn zehn Minuten später, das zerschmetterte Haupt hatte im Zurückprallen eine dahinter lehnende Scheibe durchschlagen.

Die Nachricht lief sofort von Block zu Block. Lena schrie laut auf, als sie es erfuhr.

Hubert erschrak fast vor dem seltsam wilden Ton dieses Schreies — als hätte der Jubel ihr den ausgepreßt.

„Ich dächte, du hättest mir was zu sagen?" fragte er nach einer Weile.

Sie kam und fiel ihm um den Hals, weinend und schluchzend. „Nichts — nichts!" wiegte ihr Haupt an seiner Schulter.

Am Abend, als die Stubengenossen längst in der Klappe lagen, saß Matthäus noch am Tisch beim trüben Schein der Lampe und „fummelte". Es war das Gewehr des toten „Schersanten", das dieser ihm zu reinigen befohlen hatte. Und er fummelte, fummelte eifrig, als müßte er dem Toten mit der übertriebenen Blankheit noch eine besondere letzte Ehre anthun. Doch war er nicht zufrieden mit der Arbeit. Das Petroleum ging aus und die Flamme zuckte; — auch in seinen Augen stellte sich von Zeit zu Zeit eine Verdunkelung ein. Ein paarmal fiel sogar eine Thräne auf das Metall hernieder, und er mußte wieder von vorn beginnen mit dem Fummeln.

* * *

Die Kilos wollten vor Neid bersten. Das Tanzbodenliebchen, das mit seinem Herzen Omnibus gespielt und nun —

eine Frau Feldwebel! Es war unerhört! Es war ein Hohn — ein Skandal!

Wie ist das nur gekommen? — Das Feuer hat diese unerhörte Wendung zu stande gebracht, es hat so mancherlei beleuchtet, das nicht in Ordnung war; da ist der Major, der entsetzliche Leuteplacker, gepurzelt und er hat endlich den so lange gefürchteten „blauen Brief" erhalten. Und die Majorin, welche so fanatisch die Ehre der Unteroffiziere hütete und nicht leiden wollte, daß die schöne Helena Frau Feldwebel wurde, während sie sich doch selbst, die scheinheilige Kokette, vom Brigadecommandeur bis zum Lieutenant herab die Cour schneiden ließ, war in der Versenkung des a. D. verschwunden. Der „Waschlappen" von einem Hauptmann, der nach der süßen Flöte der Frau Majorin getanzt, war versetzt worden; von oben herab ward dem Bataillon ein Wink gegeben, für den abgehenden Moldauer nur einen Chargierten vorzuschlagen, der Schneid besäße, denn nicht nur in Huberts Augen war die Compagnie verlobdert. Warum nahm man diesen denn nicht? Durch Blaumüllers Selbstmord, der jede weitere Untersuchung überflüssig machte, stand er glänzend gerechtfertigt, und man war ihm wohl das Pflaster für den unseligen Verdacht schuldig. So erhielt er den Degen, dem Klüngel zum Trotz.

Frau Feldwebel — nun ist wohl kein Lassens mehr vor Lenas Hochmut? Heute, am 18. Mai, trumpfte sie gar die ganze Kasematte ab mit ihrer Geburtstagsfete. Auch jetzt noch, nachdem die neugebackenen Feldwebels das Moldauersche Quartier am Hauptthor bezogen und der Kantine nicht mehr ein direktes Visavis bilden, läßt sich immerhin eine Kontrolle schräg hinüber ausüben. So mußten die Geburtstagsgäste alle erst den Kiloschen Klatsch passieren, ehe sie im Thorweg verschwanden.

Da ist Frau Riemla, die Futtermeisterin, mit ihrem Kleinen. — „Die brauchte auch nicht so hochnäsig zu thun — vom Kochlöffelorden so gut wie die anderen!" meint Mutter Kilo, die breiten Fäuste mit den entblößten roten Armen auf die Theke gestemmt. „Ich dächt doch, sie hätt sich mit den Hubertschen verfeindet? Jetzt kommt sie gar mit einem Blumenpott! Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!"

Die blonde Wallmeisterin, frisch und beweglich, mehr Quecksilber denn je, kann es nicht erwarten und ruft ihren Geburtstagsgruß bei Huberts schon zum Fenster herein. Jetzt die Frau Vicefeldwebel von der sechsten, hungrig wie immer aussehend, mit einem Resedatöpfchen. — „Ich thät doch gleich einen Strauß Petersilie bringen!" prustet Mutter Kilo. „Was, und die Moldauer? Nicht möglich! das ist aber wirklich stark! Sie ist auch geladen und hat angenommen? Pack schlägt sich, Pack verträgt sich! Natürlich, eine Frau Feldwebel! Na, wart!" murmelte sie drohend. „Ah, Herr Funk!"

Eben ging die Glasthür auf und Funk trat ein. „Was, Sie gehören doch drüben hin, Herr Funk! Sie sind doch geladen?"

Dem Unteroffizier wollte die verschmitzte Miene nicht recht gelingen, er zuckte mit der Schulter: „Einen Klaren, Mutter Kilo!"

Er blieb an der Theke, um den dargereichten Schnaps stehend hinabzustürzen. Und drinnen in der Gaststube, die von Gästen leer war, harrte das Billchen, von der Stickerei mit verstohlenen Viertelsblicken nach ihm hinlauernd. Funk kam immer seltener, und wenn er kam, gab es immer dem armen Mädchen einen Stich ins Herz. Insgeheim verzehrte sie sich vor Gram über Funks Vernachlässigung: er war wie umgewandelt seit der Feuersbrunst, zerstreut und wortkarg, sie schien allen Zauber auf ihn eingebüßt zu haben. Ist wirklich die Lena im Spiel?

„Na, man weiß doch, wer das Prachtbouquet drüben geliefert!" fuhr Mutter Kilo fort.

„Die Avancierten der Compagnie, wer sonst?" wich er aus, das Glas hinsetzend.

„Das eine, mit den Rosen" (natürlich

kannte sie die Bouquets genau, die heute morgen bei der Frau Feldwebel abgeliefert worden waren), „ja das! Ihr seid mir schöne Kerle, ihr Avancierten von der fünften! Jetzt, wo der Hubert Feldwebel geworden ist, macht ihr Katzenbuckel — gelt, ihr habt Angst vor ihm!"

Funk murmelte etwas, das wie „Kaffer" klang. In der That hatten sie höllischen Respekt vor dem neuen Feldwebel, der als ein neuer Besen immer schärfer herumzufegen begann. Nun, das Geburtstagsbouquet ist doch nur ein Herkommen, weiter nichts!

„Ich mein das andere, das kleine Bouquet — es waren Vergißmeinnicht dabei — von wem war das denn, Herr Funk?" Sie blinzelte mit dem einen Auge und wiegte den massigen Oberkörper über der Theke. „Na?"

„Ach was! Noch einen Klaren!" rief er, das Glas aufhebend und auf die Platte stapfend.

Es war der Ausbruch des Ärgers darüber, daß sein Liebchen vom Bastion Friedrich seit jener Feuersbrunst, nach so vielversprechendem Anfang, nichts mehr von ihm wissen wollte. Er war der Lena nur ein paarmal flüchtig begegnet, sie war jeder Annäherung ausgewichen, hatte sogar einmal seinen Gruß nicht bemerken wollen. Aber das ist nur Thuerei — einstweilen hat sie noch die Feldwebelin zu verdauen. Wart nur, Fünkchen, deine Zeit kommt auch wieder! Vielleicht hat er sich was vergeben, ihr den Strauß ins Haus zu schicken?

„Nun sieh nur mal einen Menschen an!" rief Mutter Kilo, die Arme wieder entrüstet in die Seiten stemmend. Über den Appellplatz rauschte die gewaltige „Maschine" der Frau Regimentsschneiderin. Ja, man hörte das Rauschen ihres Seidenkleides bis herein. Ihre beiden naseweisen Küchlein von Töchtern trippelten, festmäßig aufgedonnert, neben ihr her. „Man glaubt's nicht, wenn man's nicht sieht! Puh! Na, die kann's! Schneidet sich Seidenfahnen aus dem Kommißtuch. Ich mein, die Rockschöße des Regiments werden in dieser Saison sehr kurz ausfallen — die beiden Mamsellen wollen auch in Seide laufen! Puh!"

Es erschien ein Füsilier, der für zwei Pfennig Bimstein verlangte. Mit einer offenbaren Wut schob sie das Kupferstück in das Münzloch der Thekenplatte. „Natürlich! Unsereins muß es mühsam mit Pfennigen zusammengrapsen!"

Funk langweilte es zuletzt, und die Nähe Billchens schien ihm nicht geheuer, er stürzte den Rest seines Klaren herab und empfahl sich. Er hatte nirgend Ruhe. Dienst war ihm nun am willkommensten, so gern er früher denselben entbehren konnte. Die Leidenschaft, das Hangen und Bangen, was nun folgen würde, ob sie, die Heißbegehrte, nun sein würde und bliebe, brodelte in ihm gleich einer unheimlichen Glut.

Bei den neuen Feldwebels ging es heute hoch her. Die Lena wußte selbst nicht mehr, wen sie in ihrem Übermut zum Geburtstag geladen, und die Gäste hatten Mühe, an dem Sofatisch Platz zu finden. Es war gut, daß sie das Kaffeeservice bei der Wallmeisterin vervollständigt.

O, sie wußte schon, trotz dem ehemaligen „Bauerntrampel", ihre Honneurs zu machen; doch durch all die geschäftige Liebenswürdigkeit, mit der sie immer wieder zur Vertilgung des Kaffees und des Kuchenwerks nötigte, schimmerte das Bewußtsein der neuen Würde.

Sie schien körperlich noch gewachsen mit dem neuen Rang, und aus ihren wunderschönen Augen blitzte der helle Triumph. So hatte sie dennoch erreicht, was sie erreichen wollte! Sie war dennoch nicht an dem zweierlei Tuch zu Grunde gegangen, wie ihr Mütterlein ihr prophezeit!

„Bitte, Frau Moldauer, noch ein Stückchen von dem Platz!"

Die Moldauer war sehr gnädig. Man hatte ihr, als der Ältesten, den Ehrenplatz auf dem grünen Ripssofa angewiesen. Sie ist also doch noch nicht zu dem alten Eisen geworfen, weil sie a. D.

ist! Schon die Einladung mußte sie mit der Hubert aussöhnen. Gerade die anderen hatten sie fallen lassen, sowie sie die Feldwebelin abgelegt. Und mit einer gewissen Wehmut spähten ihre stets krankhaft geröteten Augen in dem Raum umher, den sie selbst vordem bewohnt.

Neben ihr auf dem Sofa spreizte sich die Regimentsschneiderin — allein schon ihr pompöses braunes Seidenkleid beanspruchte den Platz, obgleich die Wallmeisterin an Rang die Ältere war. Aber das frische, prächtige Weibchen verzichtete gern auf diese Bevorzugung. Als man sich vorhin gegenseitig aufs Sofa nötigte, ganz nach der Art der Offiziersdamen, hatte sie den Rangstreit einfach mit dem Ruf abgeschnitten: „Laß wir lustig sein! Das ist die Hauptsach!“ Und sie setzte sich und rückte sich mit dem Stuhl dicht an den Tisch. „Kaffee her — ich verdurste! Vom Riechen wird man nicht satt!“ rief sie lachend.

In der That duftete es köstlich nach Mokka. Bald erschien auch der Bursche, sauber und geschniegelt in seiner besseren Garnitur. Alles staunte ihn an wegen der Geschicklichkeit, mit der er sich benahm.

Die Lena schmunzelte: „Ein Kellner von Profession. Er kocht wie ein Chef. Wir essen seitdem wie im Viktoria-Hotel. — Jang, den Zucker für die Frau Sergeant!“

Und Jang flog nur so, die Augen ganz voll Diensteifer; draußen aber am Küchenherd grinste er über die köstliche Karikatur der guten Gesellschaft, die sie dort drinnen aufführten.

„Schad, daß ihr den Fauteuil nicht mitgenommen,“ meinte die Futtermeisterin. „Mein Lieblingsplatz!“

„Es that mir selber leid, ihn stehen zu lassen,“ lachte Lena.

Das Fauteuil mußte für die anderen noch erläutert werden. Ach so, die Kanone! Und man lachte. Wirklich vermißte die Frau Feldwebel den alten ungeschlachten Stubengenoß, so lästig und protzig er sich dort in der anderen Stube gespreizt. Der Anblick der unbeweglichen und stummen Metallmasse hatte ihnen beiden wie eine Art Halt gewährt in den trüben Tagen, da alles wankte und schwankte. So that ihr der Abschied von dem Ungetüm wirklich leid. Sonst hatten sie sich doch mit der neuen Wohnung gebessert. Es gab hier zwei Blöcke statt des einen, die Wölbung war höher, und statt der engen Scharten wirkliche Fenster, auf deren Simsen sich heute die Zierpflanzen so fröhlich in dem linden Maienhauch bewegten.

Und heute, statt der gefängnismäßigen Verlassenheit dort hinten, eine Stube voll Gäste! Früher völlig verfemt — nun vom Respekt umgeben! Und der wundervolle Feldwebeltitel, der sie auf Schritt und Tritt umschwirrte; mit einer Art Wollust sah sie den Neid aus den Augen der Damen glitzern. Etwas von der schönen Helena erwachte in ihr: sie alle wieder ihre Macht fühlen zu lassen!

Natürlich, damit soll und muß es vorbei sein! Fast hätte sie am Morgen das anonyme Bouquet abgewiesen — sie wußte, es war ein Gruß von ihm. Ihr Mann hatte es scheel genug angesehen.

„Von wem?“ herrschte er sie an.

„Was weiß ich? Was können die armen Blumen dafür? — Komm, heute ist mein Geburtstag!“

Und der Brummbär duldete, daß auch dies Blumenbouquet neben dem anderen, das die Avancierten gespendet, den Kaffeetisch zierte. Auch ihn schmeichelte all der Respekt, zu dem sich die ganze Kasemattensippschaft beugte. „Sie fürchten mich!“ Das that ihm wohl. „Und sie sollen mich noch mehr fürchten!“ Seine Frau will er schon hüten! Weh dem, der sich nur in Gedanken an seiner Frau Feldwebel vergreift!

Von der Höhe dieser Frau Feldwebel herab erfüllte der Gedanke an Funk sie fast wie ein Mitleid; das Spiel mit dem Fünkchen (das Diminutiv klang ihr harmloser), jenes Stelldichein am Bastion Friedrich, alles kam ihr jetzt wie ein Märchen vor. Vor dem effektvoll kalli-

graphierten Thürschild, das den Namen „Hubert, Feldwebel“ trug, würde sofort jede Erinnerung an vergangene Thorheiten umzuwenden haben.

Jetzt hielt vor dem Kasemattenthor eine Droschke; alles wendete die Augen nach dem Fenster. Der Droschkenkutscher wälzte sich vom Bock und half dann mit überaus vorsichtiger Galanterie einer alten Dame, die wohl mehr aus Furcht vor Zerbrechlichkeit als zum Schutz gegen ein rauhes Lüftchen in mehrere Schichten von Tüchern und Umhängen verpackt war, den Tritt herab.

„Frau Pifferath!“ jauchzte Frau Hubert in aufrichtiger Freude, und sie eilte hinaus, um den willkommenen Besuch selbst hereinzuholen.

„Droschkenbesuch!“ meinte die Regimentsschneiderin, „das laß ich mir gefallen!“ und zu den Küchlein gewandt: „Grittchen, sitz gerad! Du kleckerst dein Kleid!“

„Frau Pifferath —“ fiel die Moldauer schnippisch ein, „aha, die Madam, bei der sie zuletzt in Stellung war!“

Das, um die Wirkung der Droschke abzuschwächen. Sie selbst hatte nicht gedient und dünkte sich etwas Höheres. Sie nickte der Frau Büchsenmacher verständnisvoll zu — die war bekanntlich die Tochter eines wirklichen Rechnungsrats.

Eine komische Ängstlichkeit befiel die gute alte Dame, als sie mit Lena in die Stube trat: es saßen so viele kräftige Gestalten und resolut dreinschauende Gesichter dort am Kaffeetisch — solche, die sehr wohl im stande wären, alte kleine zerbrechliche Geschöpfe wie sie, die Pifferath, in die Tasche zu stecken. Es war nicht leicht nach all den Vorstellungen und Komplimenten, sie endlich auf einen Platz zum Sitzen zu nötigen. Am liebsten wäre sie wieder gegangen; o, sie wollte niemand stören! Zuletzt ward sie durch ein offenes, handgreifliches Zufassen der Frau Wallmeister auf das Sofa zwischen die beiden Damen gesetzt.

„Es gehen noch ein halbes Dutzend von Ihnen hinauf, Madam Pifferath!“ rief die Futtermeisterin, um die dicke Regimentsschneiderin zu ärgern, neben der sich die kleine Dame wie ein zimperliches Püppchen ausnahm.

Und mit ihren verwunderten Puppenaugen schaute sie alles an, den Tisch mit den Bouquets, die Einrichtung der Stube, die Gesichter. Sie fand alles wunderschön und hörte nicht auf, der Lena zuzunicken. Doch die vielen Weibergesichter ängstigten sie fort und fort — vor Herren hatte sie nicht diese seltsame Angst. Hubert wäre noch im Dienst und käme gleich, erläuterte ihr die Lena, die anderen Herren würden gegen Abend erst ihre Damen abholen.

Es fiel die Rede auf Sett und die Blaumüllersche Katastrophe. Frau Pifferath schauderte in sich hinein, als sie die Details des Selbstmordes vernahm — von da ab fand sie nichts mehr wunderschön während der Dauer des Kaffees.

Und die Sett? Wo war sie geblieben? Niemand wußte es. Sie war verschwunden, gleich nachdem die Leiche ihres Mannes ins Lazarett geschafft worden war.

„Sie wird ins Wasser gegangen sein,“ meinte die hungrig aussehende Frau Vicefeldwebel. „Was blieb ihr denn anders übrig?“ Und sie ließ ein erstaunliches Stück Kuchen zwischen ihren Lippen verschwinden.

Es kam so schaurig selbstverständlich heraus, als ob jemand zur Sommerzeit ein Erfrischungsbad im Rhein nimmt.

Schüchtern bemerkte Frau Pifferath: „Wenn einer es im stande wäre, so wäre es die Sett. Sie war immer voran.“

Man wendete sich freundlicheren Dingen zu; Mutter Kilo mußte herhalten. Die Meinungen darüber, ob der Einjährige sich mit der ältesten der Anderthalb verlobte oder nicht, waren geteilt. Jedenfalls hielt das Mädchen sich, seitdem Herr Kuhn entlassen war, sehr reserviert und zeigte sich gar nicht mehr in der Wirtschaft, als wenn sie wirklich zu etwas Besonderem aufgespart würde. Dann wie-

der hieß es, der voreilige Bräutigam sei von seinem Vater, dem Fabrikbesitzer, mit Enterbung bedroht worden. Das Grittchen der Frau Regimentsschneider hatte darüber die sicherste Nachricht.

„Wie ist es denn mit der anderen Verlobung?“ fiel die letztere ein.

„Welche?“

„Nun, die zweite von den Anderthalb, die Bill? Ich dächt, der Funk hätte sie genug poussiert!“ Ohne Lena dabei anzusehen, aber die Blicke der anderen zielten nach ihr hin.

Lena errötete; schnell rief sie, die leere Kanne emporhebend: „Jang, eine neue Portion!“ Und sie offerierte übereifrig von dem Gebäck.

Männerstimmen hallten im Korridor. Es war der Wallmeister mit einer Überraschung — dem Onkel Balthes. Die Herren hatten sich zufällig auf dem Gang hierher getroffen; sie waren zwei alte Kameraden von den Koblenzer Pionieren her. Onkel Balthes kam unvermutet; sein Schiff ankerte gerade am Rheinquai, da wollte er es nicht versäumen, die neue Frau Feldwebel zu begrüßen. Dazu noch ihr Geburtstag. Mit innigem Wohlgefallen betrachteten seine gekniffenen grauen Äuglein die blühende Frau, welcher der Triumph aus allen Poren lachte. Was wird seine Schwester daheim in Poll sich freuen! Sie, die Lena, reißt dennoch die ganze Berg-Familie heraus!

Doch die Menge der Damen war nicht sein Fall. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sich liebenswürdig zu zeigen, versank sein zähes wettergebeiztes Gesicht in die alte Schweigsamkeit, und nun begann er mit seinem bekannten Weitblick die Personen und Gegenstände zu durchdringen, zuerst die bauchige Kanne auf dem Tisch: dieser Kaffee war ebenfalls nicht sein Fall!

„Öhm, wart noch eins, bald kommt die andere Mischung! Jang, Sie können jetzt die Bowle ansetzen!“

Desto gesprächiger zeigte sich der Wallmeister; das jugendliche Rosa seines Gesichtes glühte freundlicher denn je in der Umrahmung des silberschimmernden Kranzbartes; mit seinen unermüdlichen Späßchen und Neckereien brachte er Leben in die Gesellschaft, selbst die massive Frau des Regimentsschneiders und die gallige Moldauer waren nicht sicher vor seinen etwas gewagten Galanterien, die sich zumeist um das Eheleben drehten. Sein Weibchen mußte ihm immer wieder einen Zügel anlegen, im Hinblick auf die Küchlein, die mit lüsternen Spitznasen begierig horchten.

Dann erschien auch Hubert, das Gesicht noch voll Dienststrenge; aber heut wollte er sich zusammennehmen und den Spaß durch seine Mienen nicht verderben. Es ist ja nun alles gut, es gilt den Feldwebel zu feiern nach all dem Ärger und all den Plackereien! Und er machte sich mit Jang daran, den Inhalt einer ganzen Batterie von Flaschen in die Bowlenterrine gurgeln zu lassen.

Bald fanden sich auch die anderen Herren ein: der dicke Regimentsschneider, prustend, den tonnenartigen Bauch mit einem zollbreiten Lackkoppel eingezwängt; der blasse Büchsenmacher und die anderen. Natürlich durfte auch der Allerweltskerl, der Sanitätsrat, nicht fehlen, und er kam in bekannter Eile hergeflattert, als riefe ihn gleich wieder eine wichtige Operation; doch als die Bowle erschien, blieb er bis zu deren Neige wie festgenagelt.

Hubert wollte sich nicht schäbig zeigen, und er hatte den größten Teil der Avancierten der Compagnie ebenfalls zu dem Fest entboten. Der Block füllte sich mit Gästen, die Stühle reichten längst nicht, es wurde nach neuem Kuchen in die Nachbarschaft geschickt. Mit einer gewissen befriedigten Sorge blickte Lena nach der Thür — ihr Mann scheint das ganze Bataillon aufgefordert zu haben! Ihr ist es recht! desto größer ist ihr Triumph!

Auf einmal aber schrak sie heftig zusammen. Windischs Krähstimme hallte draußen, und wer trat mit dem Schreihals zusammen in die Stube? — Funk!

Ah, das war zu stark! Das Blut pochte ihr bis zum Hals, und der Atem versagte ihr. Funk hier — von ihrem Mann geladen! Geschah denn ein Wunder?

Hubert hatte nicht anders gekonnt. Da er die anderen einlud, durfte er diesen erst recht nicht auslassen. Wie hätte das ausgesehen? Wollte er irgend eine Eifersucht zugeben?

Es war eine kurze Sensation bei den Damen; scharf beobachteten die Klatschbasen. Aber die Begrüßung des Unteroffiziers mit Lena fand wie jede andere statt. Übrigens krähte Windisch den ganzen Effekt in seiner vordringenden Weise danieder. Lena flog gleich darauf hinaus, um neue Anordnungen zu treffen. Sie schickte Jang mit einem Auftrag fort. Eine kurze Weile hielt sie gegen den Küchenschrank gelehnt, die Hand aufs Herz gepreßt, so heftig pochte das. Das Gewirr der durcheinanderrufenden, vom Wein erhöhten Stimmen und das aufjuchzende Gelächter der Frauen klang ihr wie aus weiter Ferne. Immer nur hörte sie wieder den Klang seiner Stimme — wie er sie bei der Hand gefaßt und „Meine herzliche Gratulation, Frau Feldwebel!" vorgebracht, das im harmlosesten Ton, aber die Augen mit einer Glut in die ihren bohrend.

Sie raffte sich auf; es war nur die ganz kurze Betäubung, es ist ja alles vorbei — es muß sein! trotzte sie. „Frau Feldwebel!" der Klang des Titels reckte ihren Stolz empor.

Es dämmerte, die Gruppen im Hintergrund des Raumes verschwanden fast im Dunkel, vorn an den Fenstern wogte Cigarrenqualm gleich einem Nebel. Die schwarzen Silhouetten der Köpfe von neugierigen Straßenjungen zeigten sich auf den äußeren Fenstersimsen; das Fest mit seiner immer lauteren Weinfröhlichkeit begann die Aufmerksamkeit der Straße zu wecken.

Nachdem Licht gebracht worden war, stellte sich abermals eine Überraschung ein. Ein junges Paar: er seinem Anzug und seiner Mütze nach ein Schiffer; sie ein hübsches dralles Weibchen im runden Hütchen, in etwas schreiende Farben gekleidet, beide rotbraun von Teint, beide mit funkelnden Ringen an den Ohren und lachenden Augen.

Dricks und Drückchen!

Lena erkannte das Paar nicht sofort. „Is et möglich — Dricks! — Jesses, et Drückchen! Wo kommt ihr denn her?"

„Direkt vom Schiff," sagte Dricks.

„Wir wollten sehen, wie es dir geht, Len'," sagte Drückchen — „aber Frau Feldwebel?"

„Wir wären in der Thür fast umgedreht, wie wir den Titel lasen," fügte Dricks hinzu.

„Dummerei! Kommt herein!"

Sie sträubten sich. Sie gehörten nicht da herein!

Lena ward böse. „Sofort macht ihr, daß ihr hereinspaziert!"

Sie erläuterten ihr Daherplatzen. Ihr Schiff hielt drüben in Deutz, um Kohlen auszuladen, da konnten sie diesmal nicht anders, als die Lena aufzusuchen.

„Welch eine Freud!" rief diese. Gleich darauf stellte sie die Ankommenden vor: „Herr und Frau — Jesses, Mariam, da hab ich ja wirklich den Namen vergessen!" (Sie schien überhaupt nur den Vornamen von Dricks gekannt zu haben.)

„Staps, Frau Feldwebel!"

Es war köstlich, die Vorstellung, dann der drollige Name selbst, das gelungene Pärchen, mit dem ein frischer, würziger Rheinhauch hereinzuwehen schien.

Herr Staps bewährte sich den Abend über nicht zum Schaden der Gesellschaft. Der alte fröhliche Pionier erwachte in ihm, und er ließ sich nicht nötigen und gab von seinen unerschöpflichen Schifferschwänken zum besten. Auch ruhte er nicht, bis man in der Kasematte irgend eine Ziehharmonika aufgetrieben.

„Geburtstag — Frau Feldwebel — zum Donnerkiel, da muß doch getanzt werden!"

Spät noch in die Nacht hinein blieben die Passanten vor den erleuchteten Fen-

stern stehen und sahen lächelnd zu, wie da drinnen die tanzenden Paare sich beim Klang der Ziehharmonika drehten. Gläserklang, Lachen und ausgelassenes Hurra hoch! hallte über den Platz, bis zu den Kilos hin, die heute ihre Bude wie aus Ärger früher geschlossen. Die sonst so mürrische Kasematte schien wie durchzittert von all der Fröhlichkeit.

* *
*

„'n Tag, Frau Feldwebel! Hopsa, fallen Sie nicht!“ rief Drückchen.

Mit einem Juchzen sprang Frau Hubert über den Bordrand auf die Schiffsdiele; lachend, mit ausgebreiteten Armen empfing sie die dralle kleine Frau.

„Da könnt man zehnmal in den Rhein plumpsen, eh man bei euch ist!“

Zwar hatte Frau Hubert die „Fidelia“, die zu äußerst im Rhein lag, sehr bald aus dem Gewirr der Kähne, die sich am Rheinquai drängten, entdeckt, denn das Schiff hatte dem Besuch zu Ehren geflaggt, wie Herr Staps ihr gestern abend, da er sie einlud, verkündigt; auch standen zwei auf dem Kajütendach zur Lauer, die winkten und winkten sich die Arme nach ihr aus. Doch wäre Herr Staps ihr nicht mit seiner affenartigen Behendigkeit entgegengeeilt, so hätte sie sich nimmer hinübergewagt, durch Warenballen, Häutestapel und Petroleumfässer, durch ein Spinnweb von Tauen, Leinen und Ketten, auf schwindelnden Bohlenstegen, die Bord und Bord miteinander verbanden.

„Zapperment, Herr Staps!“ rief die Lena, sich auf dem Schiff umsehend. Es war ein Einmaster mit hohem dachförmigem Magazinraum, der Bug von einer grünweiß gestrichenen Kajüte überragt, von deren Decke ein echter Schifferspitz mit wütendem Kläffen den Besuch aneiferte. Alles glänzend und gleißend im Sonnenschein, bis hinauf zur Mastspitze, von der ein schmaler Wimpel, im Winde leicht bewegt, gar lustig flatterte; das ganze Fahrzeug schien kurz vorher seine Toilette gemacht und über und über mit Wasser abgewaschen worden zu sein, ein rotjackiger Junge war am Vordersteven immer noch mit Plantschen und Scheuern beschäftigt.

„Man thäte es wahrhaftig am liebsten auf ein Vertiko stellen,“ meinte die Lena. „Wallmeisters haben so ein Schiff stehen. Wo habt ihr's gekauft? Beim Puppenmeier in der Schildergaß?“

Sie meinte eine große Spielwarenhandlung daselbst. Dricks und Drückchen zeigten lachend ihre prächtigen Zahnreihen.

„O, Frau Feldwebel ...“

Da fuhr aber Lenas Eifer heraus: „Was, Frau Feldwebel! Nun will ich euch aber was sagen! Nun ist's genug mit der Feldwebelei! Ich bin die Len' — nicht anders! Du bist das Drückchen, er ist der Dricks! da! Sonst geh ich wieder!“

„Fallen Sie nicht —“ sagte Dricks, herzuspringend, da jene allzudicht gegen den geländerlosen Bord geriet. „Hier ist kein Platz zum Räsonnieren.“

Während sie nach der Kajüte gingen, erläuterte er ihr das National des Schiffes: „Namens Fidelia, Besitzer Heinrich Staps aus Ruhrort“ — und er wies nach dem Vordersteven hin, wo neben dem neuvergoldeten lachenden Frauenkopf mit der Kölner Karnevalsmütze, den das Schiff als Wahrzeichen führte, die Firma in grellen Buchstaben leuchtete. „Geboren zu Ruhrort, fünfzehn Jahre alt — schon ein Alter für ein Schiff, he? Aber ein tüchtiges Stück Holz.“ Und er klopfte mit der Hand wie belobend auf den Steuergriff.

Lena raffte ihre Röcke, um den anderen voran in die Kajüte hinabzusteigen; sie mußte sich bücken, um nicht anzustoßen. „Puh! Das laß ich mir gefallen!“ rief sie unten, sich aufrichtend. Es war ein Wunder, was für große, ausgewachsene Möbel in dem Puppenzimmerchen Platz hatten: ein leibhaftiger Schrank, eine Kommode, Tisch und Stühle, gar ein Korbsessel, freilich das Bett wie in eine

Schublade hineingeschachtelt — und Lena machte hierbei ein neckisch bedenkliches Gesicht. Die Wände waren mit Ölfarbendruckbildern geschmückt, ein Heiligenbild aus Biskuitporzellan stand unter einer Glasglocke auf der Kommode, schneeweiße Mullgardinen verhüllten die kleinen viereckigen Fenster; vor dem einen hing sogar ein blanker Messingkäfig mit einem lustig hüpfenden Kanarienvogel von der Decke herab, über deren weißen Ölanstrich der Wiederschein der Sonne vom Wasser draußen in schillernden Ringeln tanzte.

Bald darauf saßen sie am Kaffeetisch auf der Schattenseite der Kajüte, ein ordnungsmäßig servierter Tisch mit blaurot gewürfelter Zwirndecke, darauf das schreiend bunte Geschirr, ein Hochzeitsgeschenk natürlich, das heute eingeweiht wurde. Hinter der Kajüte zischelte ein Wasserkessel auf dem kleinen Öfchen, den ein Knirps von einem Jungen in blauer Jacke mit wichtigem Ernst bediente.

„Unser Garten," erläuterte Drückchen, auf die saubergehaltenen und hier in der feuchten Luft prächtig gedeihenden Topfpflanzen deutend, die das Plätzchen, einem Beete gleich, zierten.

Es war eine köstliche Stunde, die Frau Hubert hier bei den beiden Leutchen verbrachte; später erinnerte sie sich immer wieder daran, und dann schien es jedesmal, als würde sie von einem wärmenden Sonnenstreif hier ins Herz getroffen. Es war ein duftiger Frühlingstag; in ungeheurer Helle dehnte sich der sanft und friedlich gleitende Rheinspiegel, hier und da von aufblitzenden Reflexen belebt. Von Zeit zu Zeit kam das Ungetüm eines Dampfers dahergerauscht, den Spiegel aufwühlend, und in dem mächtigen Wellenschlag wiegte das Schiff, mit ihm der Tisch und die Tassen, das ganze Panorama von Köln mit seinen Häuserfronten, seinen Türmen und dem in die duftige Himmelsbläue aufdämmernden Dom. Auf den Schiffen ringsum, auf dem Uferquai lärmte geschäftiges Leben, rasselndes Geräusch der Krane, donnernde Lastwagen, klirrende Hufe auf dem harten Pflaster, Peitschenknall, helljauchzende Kinderrufe und eine ferne Glocke, die wie ein hehres Ideal über all dem Geräusch des Alltags verzitterte. Hier in der Nähe aber tönte das trauliche Glucksen des fließenden Wassers, das an den Schiffswänden vorbeiglitt, in ihr fröhliches Geplauder.

Ei, und wie würzig das Wasser duftete, es war eine Wohlthat zu atmen. Lena meinte, sie hätte von jeher eine Leidenschaft für den Teergeruch gehabt; und sie atmete hoch auf. Sie fühlte sich so leicht, als wäre sie hier des Alpes, der dort hinten in der Kasematte auf ihrer Brust zu lagern schien, erlöst. Begierig schlürfte sie den Glückshauch ein, der die „Fidelia" umwehte; sie gedachte des düsteren Gefängnisses, wo sie im Winter Tag für Tag bei der schnarrenden Nähmaschine verbracht, und ein kalter Schatten fuhr über ihre Fröhlichkeit hinweg. Ja, hatte es denn nicht an ihr gelegen, die Sonne und den Glückshauch dort unter der Kasemattenwölbung festzubannen? War nicht jetzt ein Strich gezogen unter alles — alles? War es nicht noch Zeit, das Glück zu erobern, freilich ein Glück, das nicht so köstlich war, nicht so herzerquickend wie dieses da vor ihr. Nun, sie ist von je zu begierig gewesen! Sie hätte sich gleich mit einem blasseren Glück begnügen sollen! Auch jetzt noch kann es geschehen ...

Aber da stand etwas hinter ihr, gleich einem unheimlichen Gespenst — ihre Schuld, die mit drohendem Winken all den Frieden für die Zukunft verscheuchte.

Sie plauderten von früheren Zeiten; die blanke Küche von Pifferaths mit den lateinisch etikettierten Apothekertöpfen, Lenas Triumphe, und die hübsche Idylle von Dricks und Drückchen, die Tante Lena mit ihren Fittichen beschützte. Ihr lag es alles weit — weit dahinten, wie ein Traum aus der Kinderzeit.

„Also ihr habt euch immer noch egal lieb?" fragte sie.

„Was denn?" riefen die beiden, ver-

wundert, wie sie zu der Frage käme, und Herrn Staps schien es im Arme zu zucken, daß er diesen um den Nacken seines Weibchens legte, aber er hielt in der Bewegung inne: welch eine seltsame Wehmut glitt über die Mienen der Frau Feldwebel! Ja, das Lächeln und laute Lachen täuschte sie beide nicht — Lena war nicht glücklich! Teufel nochmal, daß ist die alte Len' nimmermehr!

Einmal nach einem gemeinsamen Lachen platzte Frau Hubert mit der sonderbaren Frage heraus: „Sagt, wenn ich einmal komme, gebt ihr mir Quartier auf dem Schiff?"

Sie waren starr vor Verwunderung.

„Nun, es könnt doch sein, daß ich käm und wüßt nicht wohin! Nähmt ihr mich?"

„Aber Len'!" Wie aus einem Munde entfuhr es ihnen.

„Zu jeder Stunde des Tages und der Nachtzeit!" rief er. „Sie schlafen in der Kommod'!"

Wieder lachten alle drei.

Da erfuhr die Plauderstunde eine Störung. Ein plumpes, eisernes Kohlenschiff kam dahergeglitten, seinen Vordersteven in einem bedenklich schrägen Winkel gegen die äußere Wand der „Fidelia" gerichtet.

„Oho!" rief Dricks aufspringend. „Pitt — Juppes, he, aufgepaßt!"

Und der Spitz begann seine Wut gegen das Ungeheuer auszulassen. Die auf dem Störenfried stemmten sich vergeblich, mit den Staken arbeitend, gegen den Stoß.

„Steuer herum! Steuer herum!" schrie Dricks dem Rotjacken zu, während er selbst schon bereit stand, um mit einer Stange den verhängnisvollen Stoß zu parieren. Doch der Junge verstand nicht gleich und sprang ratlos daher. Da stürzte Drückchen auf das Steuer, riß die Leine, mit der sein Griff angebunden war, los und stemmte sich mit ihren feisten Armen dagegen, um es zu wenden.

„Zurück!" donnerte Staps, „daß du mir vom Ruder bleibst! Lena! sie soll nicht, es schadet ihr! Meinetwegen kann der ganze Plunder zum Teufel gehen. Zurück!"

Lena verstand sofort, weswegen er so außer sich geriet, seine Frau in ihrem hoffnungsvollen Zustand das Ruder anfassen zu sehen. Sie war eiligst herzugesprungen, hatte das brave Weibchen zur Seite gedrängt und selbst Hand angelegt. Und während sie sich mit allen Kräften gegen das Ruder stemmte, mit den Zähnen die Unterlippe pressend, ward sie von Drick dirigiert, als wäre ihre Leistung etwas ganz Selbstverständliches.

„Zurück — noch ein wenig! Eins — zwei — jupp!"

Da erfolgte schon der Stoß, durch die Prallhölzer abgeschwächt. Nur daß die Weiber ein wenig purzelten.

Hinterher aber entlud sich Dricks' Unmut gegen sein Weib: „Hab ich dir denn nicht gesagt, daß du nichts mehr anrühren sollst! Donnerkeil nochmal, nachher hast du das Unglück! Marsch, fort, hingesetzt!"

Lächelnd, mit einem kinderhaft trotzigen Achselzucken gehorchte Drückchen. Doch die Freude über die, wie sie meinte, übertriebene Sorge, die sein Gepolter veranlaßt, verklärte ihr gutes Gesichtchen.

Flüsternd erläuterte er Lena. Diese wehrte lachend. Ah, er brauchte ihr das nicht erst zu erklären! Aber er hat recht, sie soll ruhig dort auf ihrem Stuhl sitzen bleiben und Kinderjäckchen und winzige Kinderstrümpfchen stricken. Mit dem Steuern ist's jetzt vorbei!

„Na wart," sagte die Lena, „wenn ich komm, so helf ich euch steuern!"

Was wollte sie nur mit dem Kommen? Sie wußte es selbst nicht. Aber sie ahnte, daß es eines Tages geschehen würde.

* *
*

Das Fenster stand offen, Lena konnte deutlich die Stimmen draußen auf dem Appellplatz bis hierher in die Küche hören. Des Hauptmanns schnarrender Ton, den sie nicht ausstehen konnte, und dazwischen

Huberts scharfes Organ, das durch seine Bemerkungen jenen Ton noch zu steigern schien; der Delinquent schien dabei höchstens mit einem kleinlauten „Zu Befehl!“ zum Wort zu kommen. Da sie aber aus der Küche trat, um den Tisch zu decken, mußte ihr Blick die Gruppe treffen, die unweit des Fensters hielt. Sie stutzte und schritt dann weiter über den Tisch hinaus, ohne das Geschirr hinzusetzen.

Der Verbrecher war Funk, und es war eine regelrechte und, wie es schien, eine gehörige Abkanzelung, die ihm zu teil wurde. Der Hauptmann, neugebacken gleich Hubert und ein cholerischer Streber wie dieser, schien innerlich zu schwelgen in der wunderschönen Gelegenheit, sich im Paukenhalten zu üben; mit den kräftigen Bewegungen der Rechten, die den geballten Handschuh hielt, wuchtete er gleichsam seine Tiraden heraus; daneben Hubert, steif und starr wie der Degen an seiner Seite, die dicke, strotzende Feldwebelbrieftasche im rechtwinkelig erhobenen Unterarm vor sich herhaltend. Funk hatte das Antlitz dem Fenster zugekehrt, sie sah, wie dieses flammte, während er mit geschlossenen Hacken und die Hände an der Hosennaht dastand.

Sie fühlte, wie auch in ihrem Antlitz eine Röte emporschoß — als wenn sie die Scham mit empfände, daß Funk sich hier vor ihrem Fenster gleich einem dummen Jungen abkanzeln lassen mußte. Was kann er verbrochen haben? — jedenfalls eine Bagatelle; doch seit Huberts Regime giebt's keine Bagatellen mehr! Unwillkürlich stellte sie sich auf Funks Seite gegen seine beiden Peiniger.

Doch was soll das? Was hat sie zu horchen? Was geht der Rüffel sie an? Und nun, während sie den Tisch deckte, schien sie mit dem Klappern der Teller ihre eigenen rebellischen Gedanken übertönen zu wollen.

Jetzt hob der Hauptmann den Finger an den Mützenschirm, und Funk machte kehrt; gleich darauf ging ersterer fort. Da hallte Huberts Stimme über den Platz: „Unteroffizier Funk, bitte!“

Funk, der im Begriff war, in die Kasematte einzutreten, wollte anscheinend den Ruf nicht gehört haben.

„Unteroffizier Funk!“ schrie Hubert abermals, und die Wut über die offenbare Widersetzlichkeit vibrierte aus seiner Stimme.

Funk wandte sich um und kam mit lässigen Schritten auf den Feldwebel zu. Dieser schien kaum noch an sich zu halten, mit heftiger Gebärde schob er die Brieftasche in die Brust.

„Sie hören nicht gut, wie es scheint! Muß mir ausbitten, daß Sie sich an meine Stimme gewöhnen!“

Huberts vorquellende Augen maßen den Ankömmling. Und dessen Blicke schienen vor Zorn zu sprühen. Der Feldwebel kam abermals auf den Fall von vorhin zurück und schleuderte ihm eine neue, verstärkte Auflage von Anklagen entgegen. Redensarten wie: „Ich muß Ihnen raten, sich höllisch zusammenzunehmen!“ und „dergleichen Lodbereien werden nicht mehr geduldet!“ — „Die Zeiten sind vorüber, wo die Mäuse auf dem Tisch tanzten!“

Die Situation konnte nicht deutlicher beleuchtet werden; Hubert hat die Gewalt in der Hand, und er wird sie auch ausnutzen! Der andere hat das Spiel verloren! Nicht einmal mucksen darf er! Abgesehen davon, daß Hubert der Mann ist, um überhaupt die Lodbereien aus der Compagnie herauszubringen, gilt es, an dem verhaßten Gegner jetzt sein Mütchen zu kühlen.

Es hing schwül in der Luft — dies bedeutete nur ein erstes Wetterleuchten. Es wird schlimmer kommen, und die Ahnung zukünftigen Unheils krampfte, wie damals auf dem Schiff, als sie sich gleichsam für künftige verhängnisvolle Tage vorahnend Quartier machte, ihr Herz zusammen.

Hubert war seltsam aufgeräumt bei Tische, sogar übermütig. Er äußerte sich ganz begeistert über den Hauptmann: ein schneidiger Kerl, der weiß, was er will! Sie beide vereint, werden die Compagnie

schon wieder auf den Damm bringen! Sie werden den rheinischen Jungens schon zeigen, was eine Harke ist ...

„Laß die Rheinländer in Ruh!“ fuhr sie auf, und ihr Löffel klirrte im Teller. „Was haben dir denn die gethan? Ich bin auch vom Rhein!“

„Oho!“ höhnte er. „So wirst du wohl auch ein gutes Wort einlegen, wenn es gilt, dem einen oder dem anderen von ihnen den Hals zu brechen. Dein Freund muß zuerst daran ...“

„Wer?“

„Nun, dein Freund! — thu doch nicht so, als ob du vorhin nicht gehorcht!“

Der Purpur, der über ihr Antlitz flutete, reizte ihn.

„So ein süßer, rheinischer Junge — Bouquettchen pflücken und sich nach anderer Leut's Weibern das Maul lecken — na wart! Dem soll das Handwerk gründlich gelegt werden! Warum hast du kein Bier holen lassen? Ist Jang da?“

Sie hatte das nicht gehört, so kochte es in ihr. Die Vergangenheit ist nicht auszulöschen. Aber jetzt hat er ihr keine Spur vorzuwerfen, und er soll auch nicht!

„Was geht mich denn deine Compagnie an?“ rief sie, „brech ihnen meinetwegen allen den Hals!“

„Für wen sollte ich dann Feldwebel spielen?“ scherzte er grimmig. —

Das Ergebnis der Abkanzelung war eine Arreststrafe von drei Tagen gewesen, die Funk zudiktiert wurde. Wegen einer lächerlichen Lappalie, einer Unordnung in der Korporalschaft. So wird er bei der nächsten Gelegenheit wegen einer ähnlichen Lappalie wohl auf die Festung spazieren? Hubert hatte ihn beim Hauptmann gründlich verhetzt. Auf Schritt und Tritt stieß er auf Nergeleien und er fühlte den Haß seines Widersachers, der nur lauerte, um ihm „den Hals zu brechen“! Das Wort war ihm zu Ohren gekommen.

O, die entsetzliche Ohnmacht, still stehen und kein Wort der Widerrede als: „Zu Befehl, Herr Feldwebel!“ Der Teufel hol den ganzen Kommißplunder! — wie bereut er es, abermals kapituliert zu haben! Ihretwegen! Geschieht ihm jetzt recht! Weh ihm, wenn sie abermals in seine Hände fällt! Aber sie will nichts mehr von ihm wissen — sie hat ihn gründlich abgetakelt. Keine Möglichkeit mehr, Rache an ihm zu nehmen! Nicht mucksen — sich geduldig den Hals brechen lassen ...

Die geheime Wut fraß an ihm, wie ein scharfes Vitriol ein Gefäß zerfrißt. Seinen Kameraden fiel die Änderung auf — nichts mehr von dem ehemaligen Großthuer — keine Spur mehr des alten, aufgeräumten Kameraden, der den Dienst wie das Leben auf die leichte Achsel nahm.

Oft würgte er an dem „zu Befehl“, als wenn es ein anderes Wort wäre, das er dem Feind ins Gesicht schleudern wollte. Oft, während er still stehen und die Flut der Schulmeistereien über sich ausgießen lassen mußte, zuckte es ihm in den Fäusten, gegen Hubert anzufahren und ihn an der Gurgel zu packen. Mochte er selbst sich zeitlebens unglücklich machen! Nur daß er den heißen Grimm an ihm kühlte!

Eines Nachmittags im Juli war Unteroffizierschießen. Eine schwüle Sonnenglut drückte bleischwer auf den Schießstand hernieder. Aus den Nachbarständen hallte Schuß auf Schuß, hier und da hörte man ein Geschoß pfeifen, dazwischen das melancholische Einerlei der Signalhörner. Die Luft war von einem scharfen Pulverdampf geschwängert, der die kümmerlichen Akazien auf den Dammkronen mit bläulichem Dunst umwogte.

Die Unteroffiziere der fünften hatten einen guten Tag, es war ein Wunder, wie sie schossen. Und man war froh darüber, weil dadurch der Dienst sich schneller erledigte, denn die Hitze war unleidlich. Der Lieutenant fand nichts Sonderliches an den auffallend günstigen Schießresultaten: warum sollen Unteroffiziere nicht besser schießen als die Mannschaften?

Doch dem Feldwebel Hubert ließ es

keine Ruhe; hämisch beobachtete er das Markieren der Schüsse, immer aufmerksamer verfolgte er die Thätigkeit der Scheibenweiser. Es ging nicht mit rechten Dingen zu! Die dort hinten waren bestochen! Kein Wort des Zweifels — aber zuletzt hielt es ihn nicht mehr: er wollte selber zur Scheibe hin und die Kerle einmal revidieren! Der Lieutenant fand das nicht für nötig, aber hinter dem Feldwebel steckt wohl der Befehl des Hauptmanns selbst?

Und so sah man den giftigen Kerl, der keinem ein Centrum gönnt, durch den Sand nach der Scheibe hinstapfen.

Die ersten Schüsse, die unter des Feldwebels Aufsicht angezeigt wurden, ergaben freilich schlechtere Resultate. Jetzt war an Funk die Reihe. Man schoß liegend, die Ellenbogen auf Sandsäcke gestützt. Funk hatte bereits zwei von seinen fünf Schüssen abgegeben, und zweimal „Scheibe blau" — er, der sonst ein solch sicheres Auge hatte. Aber sowohl Hand wie Auge schienen ihm diesmal zu versagen. Die Wut kochte in ihm. Ihn hatte des Feldwebels Heimtücke noch ganz anders empört als die Kameraden. Eine ungeheure Wildheit überfiel ihn plötzlich; vor seinen Augen flutete es blutrot. Es war etwas wie eine unsichtbare Gespensterhand, die den Kolben jetzt gegen seine Wange drückte und ihn den Finger an den Abzugsbügel gleiten hieß.

„Halt! Zurück!" schrie der Lieutenant dazwischenfahrend. „Die Fahne ist noch nicht heraus!"

Aber die Gespensterhand ruckte an dem Finger und der Schuß krachte. Die Kugel sauste deutlich. Dem Schützen sank das Gewehr aus der Hand und sein Antlitz ward totenblaß.

Fünf lange Sekunden, bis sich der Pulverdampf verzogen. Dann sah man dort hinten die winzigen Gestalten der Scheibenweiser von der Scheibe flüchten.

Alles schien entsetzt. Gottlob, der Schuß war in die Bäume über den Kugelfang gefahren! Das Donnerwetter des Lieutenants brach los. Wie war das möglich? Die anderen starrten sich sprachlos an. Funk stotterte, daß es ihm vor den Augen geschwindelt, daß er etwas Rotes gesehen, daß er dies Rote für die ausgesteckte Fahne gehalten — da sei ihm der Schuß aus den Fingern geglitten ...

„Sofort hören Sie auf! Sie schießen nicht weiter!" rief der Lieutenant. Die Sache kam ihm nicht geheuer vor.

Als man Hubert bald nachher berichtete, wer den Schuß abgegeben, erblaßte er. „Ein Versehen, man kann doch nicht genug aufpassen —" meinte er, um seine Erregung zu verbergen.

Aber er hatte verstanden, wie der Schuß gemeint war.

* * *

Das große Paradebiwak der Division fand am 28. August statt. Halb Köln würde draußen sein, um das großartige militärische Schauspiel zu genießen, denn der Biwaksplatz war leicht mit der Neußer Bahn zu erreichen. Frau Hubert hatte sich mit den Wallmeisters und der Familie des Regimentsschneiders zu dieser Partie vereinigt.

Als sie nach einer halbstündigen Promenade von der Station aus den Lagerplatz erreichten, war man gerade dort mit dem Abkochen zu Ende. Das weitgedehnte Feld qualmte von den unzähligen Feuerstellen. Der Qualm verschleierte den Horizont und in den fernen Senkungen des welligen Terrains wogte er in flachen, graublauen Schwaden langsam daher. Überall ameisenartiges Gewimmel; die Luft erzitterte von dem Gelärm der zu vielen Tausend angesammelten Menschen: Prasseln und Knattern der Feuerbrände, Rufe und Kommandos, schmetternde Signale, Lachausbrüche, dort werden Pfähle eingeschlagen, Pferde wiehern, auf der Chaussee rasseln Wagen daher, von jenseit des Gehölzes puffen Schüsse der Vorposten dumpf herüber. Die Sonne ist früh hinter dem schieferblauen Wolkengebirg untergetaucht, dessen goldgesäumte Ränder wie Metall gleißen;

und von diesem Gebirg kommt von Zeit zu Zeit ein mattes Grollen, das sich unheimlich über all das fröhliche Gewimmel dahinwälzt. Im Grunde, am Bach, auf dem Smaragd einer Wiese, ist ein Durcheinander von hellen Gestalten, dort lagern die Kürassiere mit ihren weißen Kollern.

Bei der fünften Compagnie der Füsiliere war man mit der Küche im Rückstand. Während sie ringsum schon auf dem Boden lagerten und saßen und aus den Kochkesseln ihre Suppe löffelten, war man hier noch um die Kochlöcher beschäftigt. Huberts Pedanterie war daran schuld; er hatte eine neue Art Kochlöcher ausprobieren wollen, die er vor einigen Jahren bei den Pionieren gelernt. Die Compagnie sollte sich in allem auszeichnen, auch indem sie mit den Kochlöchern den Preis davon trug. Natürlich bewährte sich diese Musteranlage nicht, die Suppe wollte nicht gar werden, ein Mißmut hing über der Compagnie, während der Hauptmann und der Feldwebel, um die Feuerstellen schleichend, die Vorschriftsmäßigkeit auch dieses Dienstzweiges scharf im Auge behielten.

Doch die verbrecherischen Lieutenants hatten sich's bereits vor dem aufgeschlagenen Offizierszelt an einem Tisch bequem gemacht, auf dem der Wein in Gläsern blinkte. Sofort, als der Besuch sich nahte, sprangen sie auf, um die Honneurs zu machen; für zwei so knusperige Weiber wie die Hubert und die Wallmeisterin nimmt man die Regimentsmaschine mit ihren beiden ungebackenen Töchtern gern in Kauf. Lachend lehnten die beiden Frauen die Einladung, Platz zu nehmen, ab. „Was? Das scheint mir eine schöne Kocherei zu sein!“ rief die Wallmeisterin. „Herr Hubert, Sie haben Ihren Davidis vergessen mitzunehmen! Was giebt's denn?“

„Reis mit Erbsen und Konservefleisch.“

„Das wär noch schöner, wenn wir Frauensleut zuguckten, während ihr mit dem Löffel exerziert. Komm, Len'!“

Wirklich ließen die beiden es sich nicht nehmen, thätig einzugreifen; trippelten mit zierlicher Koketterie und dem Bewußtsein, von allen bewundert zu werden, von einem Kochtopf zum anderen, führten die Löffel gebührend an die Lippen, fanden überall auszusetzen: „Viel mehr Salz! — Angebrannt! Habt ihr nicht aufgepaßt! — Gestocht, tüchtig gestocht!“ Dazu kichernd und scherzend, ganz in ihrem lustigen Element — ei, man ist doch gekommen, sich zu amüsieren!

In der That zerfloß vor ihrer elektrisierenden Fröhlichkeit der dumpfe Mißmut der Compagnie; selbst die Feuerbrände in den Gräben flackerten fröhlicher auf. Nur Hubert ging es gegen den Strich, und es peinigte ihn, seine Frau sich als Köchin gebärden zu sehen — daß sie die Zuschauer recht deutlich auf ihre Vergangenheit stieß. Zum Teufel, sie ist doch Frau Feldwebel! Sie soll wissen, was sie ihrer Stellung schuldig ist!

„Hubert, mach doch um Gottes willen kein solch Gesicht, als ob es geschmorte Mäuse zu Mittag gäbe — komm, Brummelmajor!“

Mit vertraulicher Schelmerei fügte sie ihren Arm in den seinen. Sie haben sich doch vierzehn Tage nicht gesehen!

Er wehrte ihr, und er meinte, es geschähe in aller Sanftmut, aber die geriet ihm nicht.

„Laß! Nicht hier! Nicht jetzt! Sei doch verständig! Keine Vertraulichkeiten hier vor den Mannschaften!“ Und da eine Verfinsterung über ihr Gesicht flog, mit einem sauren Lächeln: „Dienst ist nun mal Dienst, das müßtest du doch wissen!“

Der unausstehliche Pedant! Freut er sich denn gar nicht, sein hübsches Weibchen wieder zu haben? Lohnt es sich denn wirklich, ihm treu zu sein?

Die Avancierten der zwei Schwestercompagnien hatten sich nach dem Essen, dem allerlei Besuch zu Ehren, der sich allmählich eingefunden, zu einem Kreis vereinigt. Man saß auf Strohbunden, Fässern und Holzscheiten, einzelne waren

malerisch auf den Stoppeln gelagert. Es gab allerlei Getränk, das eiskühle Bier wurde dem Marketender zum besonderen Lob angerechnet; man trank Wein aus Kochkesseldeckeln: ein junger Lieutenant, bereits tüchtig angesäuselt, nahte sich übergalant mit Champagnerflaschen und Wassergläsern, um mit den Damen anzustoßen.

Doch die Lust wollte nicht gedeihen. Es waren verschiedene zuviel in dem Kreis. Die „Regimentsmaschine“ hätte ihr zimperliches Air und ihr unausstehlich raschelndes Seidenkleid zu Haus lassen sollen! Sie nippte wahrhaftig am Champagner, als wenn Gift darin wäre; desto gieriger, zum Schrecken der Mutter, gossen ihre beiden Mädchen das Wasserglas mit dem prickelnden Getränk herab.

„Aber mein Gott, Herr Hubert, so kommen Sie doch endlich zur Ruhe!“ rief die Wallmeisterin.

Er sprang immer von neuem auf, fuhr hierhin und dahin im Revier, die Mannschaften aus ihrer Ruhe aufstöbernd, die er ihnen nicht zu gönnen schien. Und wenn er dann auf ein paar Minuten in dem Kreise Platz genommen, so wirkte seine erzwungene Heiterkeit kühlend wie ein Eisklumpen.

„Man meint wirklich, Sie wollten uns fort haben!“ warf ihm die Wallmeisterin geradezu hin.

„Oho!“ wehrte er ab, und er hob das Glas und stieß mit ihr an; doch gleich darauf zog er schon die Uhr, ob es nicht Zeit sei zum Appell.

Vergeblich gab Windisch seine schülerhaften Märchen zum besten, vergeblich ließ der alte Schwerenöter von einem Wallmeister alle Register seiner Galanterie spielen; auch war die Gastrolle, die der Allerweltshanswurst, der Zanitätsrat, aufführte, zu kurz — er kam hereingewirbelt, das Koppel mit dem Faschinenmesser nachlässig über die Schulter gehängt, von den anderen Revieren aus mit lachenden Rufen verfolgt, und stellte sich als „zanitätliche Flüssigkeits-Untersuchungs-Kommission“ vor — ein schwieriger Titel, der seiner lallenden Zunge von Revier zu Revier immer mühsamer geriet. Und so kostete und prüfte er unter dem Juchzen der Damen all die Getränke, jedes mit einem lateinischen Rezeptnamen betitelnd.

Vergeblich — die Lust wollte eben nicht fangen! Ringsum dagegen, mit der beginnenden Dämmerung, steigerte sich die Stimmung; von verschiedenen Revieren tönte Militärmusik herüber, Gesangsgruppen bildeten sich, die auf den nächtlichen Feuerstellen konzentrierten Feuer loderten übermütig gen Himmel, die bewegte Scenerie mit rotem festlichem Scheine beleuchtend.

Nur hier ging es kleinlaut her. „Compagnie Hubert!“ höhnte es aus der Nachbarschaft; anzügliche Bemerkungen von Vorübergehenden flogen in den Kreis. Lena gab das einen Stich ins Herz — so ist er es, der die Gemütlichkeit und den Frohsinn durch seine bloße Gegenwart hinwegscheucht!

„Zapperment nochmal, man ist doch gekommen, sich zu amüsieren!“

Die Wallmeisterin erhob sich, um mit ihrem Alten die Pioniere aufzusuchen, wo sie von Anfang an hingehörten. „Bei den Füsilieren schläft man ein!“

Da gab Hubert einen Wink, und das Signal ertönte; die Unteroffiziere der fünften sprangen auf: „Na, nun hat er endlich seinen Appell!“ stieß die Lena grimmig hervor.

Sie war in übelster Laune. Ei, sie ist doch ein Soldatenweib — frisch und lustig ist Soldatenart — und sie sitzen hier wie bei einer Leichenfeier! Es prickelte sie, aufzuspringen und hinwegzustürzen, dorthin, wo man sich seines Herzens freuen darf.

Wo war nur der Funk? Sie hatte ihn noch nicht zu Gesicht bekommen. Vorhin hörte sie, wie ein Mann beauftragt wurde, ihm Essen zu bringen. Ein paarmal wurde sein Name genannt; zwei Unteroffiziere der Compagnie äußerten sich entrüstet über die neue „Schinderei“. Er war auf „Brunnenwacht“ kommandiert

worden, ein neumodischer Dienst „Patent Hubert". In einem benachbarten Gehöfte sollte er mit einem Mann darüber wachen, daß an dem Brunnen nicht geplantscht und das Trinkwasser nicht verdorben würde. Alles lachte über die gräßliche Pedanterie; wenn der Unsinn aber einmal sein muß, so hätte höchstens ein Gefreiter genügt. Natürlich schickt der Hubert keinen anderen als Funk — er hätte den am liebsten gleich kopfüber in den Brunnen gestürzt. Er will seinem Widersacher gerade heute den Spaß verderben, da kommandiert er ihn nach all den Strapazen des Tages auf die famose „Brunnenwacht"!

Als die Compagnie schon zum Appell stand, wackelte Mutter Kilo heran, außer Atem, fast in ihrer gewaltigen Fettmasse erstickend. Die älteste und die jüngste von den Anderthalb begleiteten sie, koketter denn je aufgedonnert. Die Avancierten der sechsten empfingen die Damen mit Hallo. Sie konnte nicht weiter! Halbtot sank sie auf einen Strohbund, der sich platt unter ihrer Wucht zusammendrückte.

„'n Tag, all zusammen!" keuchte sie.

Auch Frau Hubert nickte sie mit einer gnädigen Vertraulichkeit zu. Sie war in einer rosigen Laune und bereit, ihre schlimmste Feindin zu umarmen. Gleich platzte sie mit der Nachricht heraus, die Verlobung ihrer Ältesten mit Herrn Kuhn sei gestern perfekt geworden, der alte Kuhn, der Kommerzienrat, hätte endlich seinen Segen gegeben. Seit zwei Stunden arbeitete sie sich im Schweiße ihres Angesichts und in Gefahr, durch die Anstrengung vom Schlage gerührt zu werden, von Revier zu Revier, um dem Regiment, ja der ganzen Garnison das glänzende Ereignis zu verkünden und die junge glückstrahlende Braut zu zeigen.

Alles fuhr vor Überraschung auf, und man drängte sich herzu, dem Mädchen zu gratulieren. Da nahte auf dem Feldweg, der das Revier durchschnitt, ein eleganter Wagen, mit zwei starkknochigen Rappen bespannt und von einem Kürassier in Uniform gelenkt. Der Wagen war mit Damen dicht bepackt, deren jauchzende Fröhlichkeit schon aus der Ferne hallte.

„Das laß ich mir gefallen!" sagte die Regimentsschneiderin — „per Equipag'! Immer nobel die Kavallerie!" Sie hatte einen Tick auf jeden Wagen, in dem sie nicht selbst saß.

Plötzlich rief von dem Wagen herab eine Stimme: „Lena! Hurra, die Len'!" Es war die Futtermeisterin. „Mach mit, Lena, zu uns! Wir fahren zu den Kürassier! Da ist der reine Fastelabend!"

Sofort war die Hubert bereit. Zu den Kürassieren! Es war ihr bei dem Wort, als prasselte ein Feuerwerk vor ihr auf — die lichtstrahlende Erinnerung an jene Tage, da das gesamte Kürassierregiment zu ihren Füßen lag. Und vor der sinnbetäubenden Blendung dieses Feuerwerks schien die öde, pedantische, vom ganzen Regiment verhöhnte Langeweile der „Compagnie Hubert" wie verflogen. Der alte Übermut wallte auf in ihren Adern. Zu den Kürassieren! Tacerment — sie will sich amüsieren! Heut noch einmal — vielleicht das letzte Mal!

„Ich komm! Ich komm gleich!" rief sie nach dem Wagen hin; die Pferde parierten. Doch zuvor trat sie auf die Braut zu: „Ich gratuliere, Fräulein! Ich wünsche, daß Sie recht glücklich werden!" Ihre Augen blitzten dabei; sie setzte das Glas an die Lippen und stürzte den goldigen Inhalt mit weit zurückgebogenem Kopf hinab. Dann gab sie einem der Unteroffiziere den Auftrag: „Bitte, sagen Sie doch dem Hubert, ich wäre auf Besuch. Ich käm schon zurück, wenn es Zeit wäre!"

Trotzig, ja herausfordernd klang das, und sie bedauerte, daß der, dem die Herausforderung galt, nicht da war.

Gleich darauf schwang sie sich zu dem Wagen empor und dieser rollte davon, der Wiese zu, von der die kräftig schmetternde Kavalleriemusik, durch das Echo verstärkt, so verlockend klang.

Mit solch fröhlichem Übermut loderten dort die Wachtfeuer — doch über dem Walde, aus der drohenden Wetterwand,

zuckten hin und wieder grellweiße Lichter, das Leuchten der Biwaksbrände auf Sekunden mit ihrer unheimlichen Helle verzehrend. Kein Donner begleitete das Fluten dieser Lichter, den verschlangen einstweilen noch die Fanfaren der Musik und das vieltönige Gewühl, das die weite Stätte belebte.

* * *

Der Zapfenstreich war längst verklungen, die Nachtstille begann sich gleich einer schweren Decke über das Lager zu breiten; nur die Feuer flackerten lebhafter auf, hier und da waren noch plaudernde Gruppen wach, in schwarzen Silhouetten abgezeichnet gegen die Glut. Der Donner führte jetzt das Wort in dieser Stille, sein dumpfes Grollen wälzte sich aus der Ferne daher; zuweilen puffte ein Schuß jenseit des Waldes, wie ungeduldig über das nutzlose Grollen.

Feldwebel Hubert saß allein an der Feuerstelle, die anderen lagen längst auf dem Stroh; es hieß, ein Alarm wäre für die Nacht im Anzug, da wollte man sich wenigstens ein paar Stunden des Schlafes sichern. Er saß mit den Füßen in dem Graben des Feuerkreises und starrte in das Wogen und Wüten des Flammenstoßes dort vor ihm auf dem Erdkegel, sichtlich aufgeregt, von der Eifersucht gepeinigt. All die Vergangenheit war aufgewacht. Lena war zu den Kürassieren geflüchtet — nun ja, es war ihr hier zu öde! Vielleicht hat sie recht — sie ist jung, und die Lust zum Leben und Tollen liegt ihr im Blut! Vielleicht wäre er es, der sich ändern müßte, der die unausstehlichen Nergeleien ablegen und ihrer Jugend Rechnung tragen müßte? Teufel! sind wir denn des Vergnügens wegen auf der Welt? Dienst — strenge Erfüllung des Dienstes, das ist unser Lebenszweck!

Auf jeden Fall sollte sie heute abend keine Strenge mehr zu erleiden haben. Sie hat ihn heute abend mahnen müssen, daß er sie vierzehn Tage nicht gesehen. Wie verlockend sie aussah! Aber die Kürassiere — wie lange sie bleibt!

Endlich! Ihre Stimme, ihre melodisch klare Stimme klang den Weg herauf. Er atmete auf — eine sonderbare Freude beklemmte ihm fast den Atem. Als würde sie ihm neu geschenkt; als wäre es ihm beschieden gewesen, daß sie nicht wiederkehren und er sie nicht wiedersehen sollte!

Sie kam in Begleitung. Das war so natürlich, man konnte sie doch nicht allein durch das Lager ziehen lassen. Zwei Kürassiere waren mit ihr, das Weiße ihrer Koller leuchtete. Man lachte, man scherzte laut. „Pscht!" machte sie voll schelmischen Übermuts, „daß wir ihn nicht wecken!"

„Was dann, wenn er schon zur Nana gegangen?" fragte einer der Herren; Hubert hörte es deutlich durch die Stille.

„Oho!" gab sie zur Antwort, dann ein paar Worte, die er nicht verstand; und alle drei brachen in ein herzliches Lachen aus.

Die Glut schoß Hubert zu Kopf, er fuhr auf und trat den Ankommenden entgegen. Höfliche Grüße hin und her, Hubert that sein äußerstes, um seine Ruhe zu bewahren.

„Ich komm spät, sei mir nicht bös!" bat sie, „die Herren wollten mich nicht fortlassen!"

„O bitte, der Zapfenstreich ist ja eben erst zu Ende — aber du hast den Zug versäumt, die anderen sind schon vor einer Stunde fort."

„Da bleib ich hier! Herrlich! Famos! Ich schlaf im Biwak! Habt ihr noch ein Bettchen für mich?"

Der Gedanke schien sie zu begeistern wie ein Kind, der Wein mochte seine Wirkung bei ihr üben.

„Ach, laß doch —" wehrte er, mit Mühe seine gute Miene bewahrend — „du wirst nach Hause fahren und dich hübsch zu Bett legen. Um elf Uhr geht noch ein Güterzug. Da wirst du mitfahren."

Wie entsetzlich nüchtern, wie zum Verzweifeln schulmeisterlich das klang.

„Dürfen wir die Herren bitten einzutreten?“ fragte sie mit einer Handbewegung nach dem Feuerkreis — „du hast gewiß noch ein Glas Punsch, Hubert?“

Dies absichtlich, um ihn zu ärgern — wußte sie doch, bei der „Compagnie Hubert“ seien solche Höflichkeiten und solche Überraschungen nicht im Schwang.

„Bedaure sehr, den Herren nichts mehr anbieten zu können —“ sagte er sauer, wirklich etwas verlegen, daß er den Kameraden für ihre Begleitung nicht einmal einen Schluck zu kredenzen hätte.

„Der Punsch bei den Kürassieren war famos! Wir Füsiliere freilich können das nicht ...“ fiel Frau Hubert ein.

Die beiden Herren hielten es für ratsam, sich zu empfehlen, die Luft war hier nicht ganz geheuer.

Sie erging sich zuerst in begeisternden Ausrufen, wie artig man sie dort drüben aufgenommen. Alles hatte sich beeifert, sie zu begrüßen. Kein Groll mehr von früher — im Gegenteil! Eine Aufführung hatte stattgefunden, ja, es war sogar getanzt worden. Und ihre Augen funkelten noch wie im Wiederschein all der Lust.

Plötzlich, wie zur nüchternen Wirklichkeit erwachend: „Du bist doch nicht bös, Hubert?“

Kätzchenartig schmiegte sie sich an ihn.

„Oh,“ stieß er widerwillig aus, sich gegen den Zauber ihrer Zärtlichkeit wehrend. „Du warst lange fort! Du hättest doch bei denen drüben bleiben können! Ich dachte, du kamst, um mich zu besuchen?“

Durch den Vorwurf vibrierte das Geständnis, daß sein Herz sie dennoch vermißt. Aber gleich war der Pedant wieder da, der unter allen Umständen sicher gehen und sich am wenigsten von einer nachgehenden Uhr betrügen lassen wollte.

„Wenn du den Zug nicht verfehlen willst, so müssen wir gleich aufbrechen,“ drängte er.

„Ich dächt, wir plauderten noch ein Stündchen. Ei, wie lustig brennt das Feuer!“

Er zuckte die Schultern: „Sicher ist sicher!“

Während ihre Augen sich an dem leidenschaftlichen Spiel der Flammen weideten, ging er hin, um dem Vicefeldwebel mitzuteilen, daß er auf eine halbe Stunde das Lager verließe. Vor Mitternacht war jedenfalls kein Alarm zu erwarten, und er wollte seine Frau doch persönlich nach dem Bahnhof begleiten.

„Geh zum Teufel — meinetwegen zum Teufel!“ knurrte der Gestörte im Schlaf.

Sie traten also den Weg nach dem Bahnhof an. Er war der Richtung nicht ganz sicher und zögerte.

„Komm, komm nur!“ sagte sie, „ich weiß Bescheid!“

Wieder schmiegte sie sich in süßer Last an seinen Arm.

„Du! Du kannst ja nicht einmal grad gehen!“ scherzte er — welche Anstrengung kostete ihm die kleine Neckerei!

„Meinst du, Hubert? Meinst du wirklich, ich hätt einen Rausch weg? Hahaha, einen Rausch!“

Sie drängte ihren Begleiter hin und her zu einem torkelnden Gang, den Rausch markierend. Das machte ihr unbändigen Spaß, und ihr helles Lachen gellte laut über das Feld.

„Die Lena hat einen Rausch, hurra! Was habt ihr denn getrunken? — Wasser, he? Pumpenheimer? — Bei den Kürassieren gab es Sekt. Dagewesen — amüsiert — Sekt getrunken ...“ (den Lieutenantsjargon nachäffend).

Fern hallte der hohle Pfiff einer Lokomotive.

„Na, nun hör auf, sei vernünftig!“ gebot er in strengem Ton. Er kannte eben keine Übergänge.

„Ba—ba—ba Brummelmajor!“ Liebkosend rüttelte sie seinen Arm.

Dann ließ sie ihr Geplauder los. Von den Kürassieren wollte er aber nichts hören. Er ist eifersüchtig, etsch, er ist eifersüchtig! „Gut, plaudern wir vom Lämmchen!“ Bald kramte sie den Sack voll winziger Neuigkeiten aus, die sie

extra für ihn eingepackt, alles ihre Wirtschaft betreffend. Sie hat also fleißig gearbeitet die vierzehn Tage über; die Nähmaschine soll trotz dem Feldwebel nicht ruhen! Und sie erging sich in allerlei Plänen, was noch zur Ausstaffierung ihrer Einrichtung beschafft werden müßte.

Plötzlich fuhr er in ihr Geplauder hinein: „Aber das mit den Kürassieren muß nun endlich einmal aufhören!"

Er hatte offenbar nur halb hingehört — ihre Erregtheit heute abend, der Champagner, ihre übermütige Laune, alles das ging ihm gegen den Strich.

Ihr fröhlicher Kinderausdruck verflog sofort, sie lockerte ihren Arm in dem seinen, wie abgestoßen.

„Sag, du bist und bleibst doch ..." Sie vollendete nicht. Gleich darauf: „Wenn du mir nicht traust, so laß mich laufen!" rief sie. „So ein Mann — lieber keinen!"

„Laß den Unsinn jetzt!" herrschte er sie an. Er war stehen geblieben und schaute sich um, ob sie die Richtung nicht verfehlt hätten. Unweit von ihnen am Weg erhob sich ein weitläufiges Gehöft, die Mauern und die Baummassen vom unruhigen Schein der Biwaksbrände angeglüht.

„Hier müssen wir vorüber —" sagte sie. „Ich weiß bestimmt, wir kamen heut hier vorbei."

Es war das Gehöft, in dem Hubert die famose „Brunnenwacht" installiert. Er erkannte es jetzt und es fiel ihm aufs Gewissen, daß er Funk abzulösen vergessen hätte. Das würde den Schein offenbarer persönlicher Feindschaft auf ihn werfen. Er wollte das Versehen sofort gut machen.

„Ich habe hier drinnen einen Moment zu thun," sagte er, sich von ihrem Arm loslösend. Und da sie ihn verwundert ansah, platzte er mit dem Wort heraus — dem Zauberwort, vor dem alles weichen mußte: „Dienst!"

Das Gebäude war überfüllt von allerlei Einquartierung. Die kostbaren Pferde der hohen Stäbe in den Ställen, die Intendantur, die sofort das warme Nest herausgeschnüffelt, verschiedene Bureaus mit ihren Schreibern und die heimlichen Nachtgäste einiger höherer Offiziere, die gegen den drohenden Rheumatismus das Dach und Fach den klimatischen Unsicherheiten eines Biwaks vorgezogen.

Lena trat mit Hubert in den Hof; alle Fenster des niederen Hauptgebäudes waren erleuchtet, hinter den angelaufenen Scheiben ging es laut her. Dort in der Mitte, zwischen den Misthaufen, befand sich auch der bewußte Brunnen. Natürlich hatte die Brunnenwache es sich längst bequem gemacht dort drinnen. Wer trinkt Wasser zu dieser Stunde?

Hubert ließ Lena stehen und trat auf eine Thür zu, wo der meiste Spektakel war. Eine schwüle Wolke von Tabaksqualm schlug ihm entgegen, als er öffnete; an den Tischen war ein Durcheinander von zechenden Militärs und ein wüster Lärm von rufenden, lallenden, streitenden Stimmen. Ein Weib kreischte und wirbelte dann von einer Bank empor.

Da erhob sich eine heisere Stimme im Hintergrund: „Herein — nur herein — Kinder und Militärs zahlen die Hälfte!"

„Der Hubert!" rief es aus einem Winkel. „Ah, der Hubert!"

„Excellenz Hubert!" gröhlte ein anderer. „Famos! Immer heran!"

„Hurra, der Hubert! — Was, der! — der Hubert — nicht möglich!"

Zu dieser Stunde hätten sie ihn am wenigsten erwartet. Es gab ein allgemeines Hallo. Eine Salve von Zurufen entlud sich gegen ihn, höhnendes Lachen und äffende Stimmen. Jemand ahmte sein schnarrendes Organ nach: „Preußischer Pli!"

„Verdammter Kaffer — hinaus mit ihm!" donnerte ein anderer entrüstet.

„Zum Teufel mit dem Leuteschinder!" Das wurde ihm ganz aus nächster Nähe ins Gesicht geschleudert.

„Brunnenwache!" Und ein ungeheurer Lärm.

Es wäre am besten für ihn gewesen, sofort umzukehren und die Thür über

all den Schmähungen zuzuwerfen, ehe sie seine Autorität als Feldwebel vollends besudelten. Was soll er thun? den und den herausgreifen und arretieren? Zudem waren es meist Avancierte von seiner Charge. Ihm war, als müßte im nächsten Augenblicke die Salve der unerhörten Schmähungen durch ein greifbares Geschoß, etwa ein Bierseidel, überboten werden.

Aber zurückweichen — nie!

„Unteroffizier Funk!" rief er in das Getöse hinein.

„Funk! Heda, der Funk! Fünkchen heraus!" brach der wilde Chor in allen Tonarten los. „Excellenz Hubert haben befohlen!"

Hubert hatte Funk erkannt, der dort auf der Bank saß, mit geöffnetem Rock, die vorgestreckte Hand am Bierseidel, neben dem das Faschinenmesser mit der Patronentasche lag. Mit einer gebieterischen Handbewegung winkte er ihm jetzt.

„Bitte, auf einen Augenblick, Unteroffizier!" Und er wies nach der Thür.

Funk rührte sich nicht, ein ironisches Zucken um die Mundwinkel. Des Feldwebels Augen loderten; da endlich hielt Funk es doch für geraten, sich langsam zu erheben. Es entstand eine Stille, was nun würde. Funk knöpfte in aller Ruhe seinen Rock zu, dann nahm er das Bierglas, schwang es zum Prosit nach den anderen Tischen hin und ließ den Inhalt in behäbigen Schlucken die Kehle hinabgleiten.

„'raus!" lallte eine Stimme.

„Haut ihn!" und ein gewaltiger Schlag auf den Tisch, daß die Gefäße tanzten.

Hubert war bereits draußen, wo er den Unteroffizier erwartete. Endlich erschien dieser, noch das Faschinenmesser zuschnallend, während er schon dicht vor dem Vorgesetzten stand.

„Ich bin hier im Dienst, Unteroffizier Funk! Bitte das wohl zu merken!"

Eine unheimliche Ruhe des Tones, doch darunter zitterte der verhaltene Grimm über die Schmach, die ihn da drinnen getroffen.

Eine Pause, während der Funk noch an Anzug und Armatur zurechtzupfte.

Hinter ihnen aus der geöffneten Thür dröhnte der höhnende Lärm.

„Ich bin im Dienst — muß ich Ihnen nochmals bemerken —" Die Stimme klang jetzt schneidend scharf: „Ich bin da, Sie zu revidieren — — nun?"

Kein Laut von seiten Funks.

„Haut ihn! Schlagt ihm den Deetz ein!" hallte es dahinten.

„Nun — wird's bald! — werde ich eine Meldung erhalten?"

Vielleicht hätte sich Funk zu dieser Meldung bequemt. Was soll er thun? Man bringt sich nicht gern wegen der Lappalie auf die Festung! Doch da fiel sein Blick auf die Lena, die hinter ihrem Mann stand. Der Schein der geöffneten Thür fuhr hell über ihre Gestalt.

Eine ungeheure Wut bäumte in ihm auf. So soll er sich vor ihren Augen maßregeln, bedrohen, besudeln, wie ein Hund behandeln lassen?!

„Nennen Sie das Wachtdienst? Lodderei! Niederträchtige Bummelei! Wart, ich werde Ihnen das anstreichen, Sie ... Sie ..." Hubert schüttelte drohend die Hand gegen ihn.

Vor ihr das! Das war zu viel!

„Hundsfott!" brüllte Funk außer sich. „Was! mir drohen!? Hundsfott infamer!" Mit einem Wutgeheul, seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte er gegen Hubert an. Seine krallenden Fäuste faßen an dessen Gurgel. „Was, du hast mir den Hals brechen wollen? — wart! wart, Canaille!"

Hubert erbleichte unter den entsetzlich würgenden Händen. Gleich raffte er sich aus der ersten Überraschung empor, riß die Hände mit einem Ruck los, und dann hatte er, der Nüchterne, überdies Stärkere, ein leichtes Spiel gegen den Halbtrunkenen. Nur noch ein kurzes Ringen, von Flüchen begleitet, dann schleuderte er seinen Angreifer gegen die Thüröffnung, wo Funk der Länge nach hinschlug, von dem Lärm der aufspringenden Gäste umtobt.

Hubert stürmte hinaus, den vom aufgeregten Flackerschein der Biwakfeuer erleuchteten Weg hin, nach dem Lager zurück.

„Hubert! So höre doch!“ flehte Lena, an seiner Seite eilend. „Wo willst du denn hin?“

„Laß mich! Sofort wird es gemeldet. Ich laß ihn sofort arretieren!“

„Du bist von Sinnen! Komm doch zu dir! Laß mit dir reden!“

Er schüttelte ihre Hände, die seinen Arm umfingen, heftig ab.

„Laß, sag ich dir!“ schrie er sie an.

Erschrocken fuhr sie zurück, mehr noch vor dem wahnsinnigen Geflamm seiner Blicke.

Dann die Worte hervorkeuchend: „Er hat mir auf dem Scheibenstand ans Leben gewollt. Nun soll er daran glauben! Fünfzehn Jahre Festung verschaff ich ihm! Es reicht noch nicht! — Er war im Dienst, ich war im Dienst. — Thätlichkeiten gegen einen Vorgesetzten — die fünfzehn reichen noch nicht! — Gleich laß ich ihn arretieren!“

Und er stürmte — sie neben ihm her. „Fünfzehn Jahre Festung!“ Das entsetzliche Wort fuhr ihr wie ein heißes Geriesel durch die Glieder.

„Hubert, hör doch —“ stammelte sie. „Übereil dich nicht! Mach niemand unglücklich! Du hast ihn doch gereizt!“

Er hielt mit einem Ruck. Er sah, wie sie zitternd, mit schreckensblassem Gesicht die Hände flehend erhoben, neben ihm hielt. Wenige Herzschläge lang bohrte er seinen Blick in den ihren.

„Was!?“ schrie er plötzlich, außer sich. „Was? Du bist auf seiner Seite?! Du legst ein Wort ein für ihn —“

„Hubert, du hast ihn sehr gereizt ...“ flüsterte sie, einen Schritt zurückweichend.

„Im Gegenteil, du wirst Zeuge, du warst dabei! Du wirst zeugen gegen ihn!“ Mit schrillem Hohn lachte er auf: „So muß es kommen! — Bravo! Das Liebchen, das gegen seinen Herzliebsten zeugt!“

„Ich thu es nicht! Und wenn ihr mich totschlagt — ich hab nichts gesehen!“

„Was?! Nichts gesehn?“ Ballend hob er die Fäuste, seine Glieder flogen vor Erregung. „Nichts gesehn? — nichts gesehn?“

„Nein!“ Scharf gellte es ihm entgegen, wie ein Hieb.

„Dirne!“ brüllte er, all die Qual der Eifersucht in das eine Wort zusammengefaßt.

Und mit dem Wort fiel ein Schlag seiner erhobenen Faust, der sie zu Boden streckte.

* *
*

Lena schlug die Augen auf — ein huschendes Blitzesfluten beleuchtete ein Männerantlitz dicht über ihr. Sie schreckte mit einem dumpfen Schrei zusammen. Wo bin ich? Was ist geschehen? In ihrem Kopfe war ein betäubendes Brausen — Worte klangen wie aus weiter Ferne durch dies Brausen, wie von jenseit eines Wasserfalls.

Er!

Nein, nicht seine wahnsinnig flackernden Augen — nicht das Wutgeheul seiner Stimme!

„Lena, wach auf! Komm zu dir!“

Eine Hand hob ihr den Hinterkopf, eine andere strich ihr die Schläfen.

„Was ist geschehn? Ich bin's! — hab keine Angst!“

„Funk, du?!“ Sie riß die Augen weit auf — hatte sie ihn doch an seiner Stimme erkannt. „Fort! fort! Mach, daß du fortkommst!“ fuhr sie mit einem Ruck empor. „Ich bitt dich um Gottes Jesu willen, mach dich davon!“

„Nun ja, nun ja! Erst sag, was dir geschehn. Erst kommst du selber zu dir!“ Und da ihr Haupt mit einem Stöhnen gegen den Grabenrand, wo sie lag, zurücktaumelte, fragte er bestürzt: „Bist du verwundet? Was hast du?“

„Nichts! Nichts! einerlei! — mach nur, daß du fortkommst! Flieh! flieh!“

„Er hat dir etwas zugefügt — ich hab deinen Schrei vorhin gehört!“ Seine Stimme bebte vor verhaltener Wut. „Weh ihm — wenn ich ihn krieg!“

„Laß dich nichts kümmern! nur fort!“

flehte sie. „Er will dich sofort arretieren lassen. Er will dich auf die Festung bringen, fünfzehn Jahre sagt er, und er thut's!"

„Wenn sie mich kriegen! So schlau bin ich auch! Du aber kommst mit, Lena!"

Sie starrte ihn angstvoll fragend an. Das Brausen in ihrem Kopf verwirrte ihr die Gedanken; langsam richtete sie sich auf. Ihre Augen fuhren wirr umher. Plötzlich schien sie zum vollen Bewußtsein dessen, was geschehen, zu erwachen — sie schauerte zusammen.

„Geschlagen —" stöhnte sie in sich hinein. „Er hat mich geschlagen, wie man — wie man einen Hund schlägt!"

„Dazu ist jetzt keine Zeit!" drängte er. „Ich hör jemand kommen."

Sie ließ sich von ihm emporrichten. Wenige Sekunden stand sie, die Faust gegen die Stirne gepreßt, und ein abermaliges Stöhnen rang sich aus ihrer Brust. Dann streckte sie die Faust gegen das rot überglühte Feld.

„Ich wußt es ja — meine Mutter hat recht gehabt!" flüsterte sie.

Ja, ihre Mutter hatte recht: sie, die Lena, würde an dem zweierlei Tuch zu Grunde gehen, wie jene selbst daran zu Grunde ging ...

„Komm, Lena!"

Er faßte sie bei der Hand — sie ließ es widerstandslos geschehen und folgte ihm.

Sie eilten den Weg entlang. Wohin? Das fragte sie nicht. Sie meinte durch das Brausen ihres Kopfes immer wieder den Rhein erwähnen zu hören — daß er sie dorthin führte, daß sie den Rhein gewinnen müßten. Zuweilen hielt er, sich umschauend; das glühende Biwakfeld begann hinter ihnen zu einem blassen Dunst zu verdämmern. Gut, so entfernten sie sich wenigstens von dort. Und er wartete auf den nächsten Blitz, der ihm die Gegend erhellen sollte, damit sie die Richtung nicht verfehlten.

Jetzt tauchte in dem weißen Blitzesschein ein Dorf vor ihnen auf, um gleich wieder von der Dunkelheit verschlungen zu werden.

Hastiger stürmten sie vorwärts, dem Dorfe zu; dort würden sie die Richtung erfahren. Nachdem sie die ersten Häuser passiert hatten, hallte scharfes Pferdegetrappel, von militärischen Stimmen begleitet, aus der Dorfgasse. Sofort bogen sie in das Dunkel eines Gartenwegs ein; dann umschlichen sie vorsichtig die Häusergruppen. Die ganze Gegend ist mit Militärs übersät, eilends muß der Rhein gewonnen werden, ehe der Tag anbricht und das Biwak wach wird!

Jemand, ein Marketender, der mit Körben beladen daherkeuchte, gab ihnen Auskunft über die einzuschlagende Richtung. „Noch zwei Stunden hin zum Rhein!" hieß es.

„Komm, Lena!"

Er meinte, daß sie ermattete und den weiten Weg nicht mehr aushielte. Da legte er seinen Arm um ihre Schultern. Sanft wehrte sie, sich der Hilfeleistung entziehend. Nicht daß sie fürchtete, die Sorglichkeit könnte in eine Liebkosung übergehen — nein, es sollte ihm, dem anderen, selbst jetzt in ihren Gedanken, jede Berechtigung zur Brutalität, die er begangen, auch noch nachträglich entzogen werden.

Doch wieder ließ sie sich bei der Hand ergreifen und wie ein kleines Kind daherführen.

Bei einem der Blitzesscheine, die an Helle nicht nachließen, obwohl der begleitende Donner immer ferner, fast bis zur Unhörbarkeit verhallte, fiel ihr jetzt erst auf, daß er in Civilkleidung war. Sie erinnerte sich, daß er ihr vorhin alles erläutert. Er war bald, nachdem ihn Hubert zu Boden geschleudert, aufgesprungen und wollte jenem nacheilen — wahrhaftig mit der Absicht, ihm das Faschinenmesser zwischen die Rippen zu stoßen. Schon hatte er das Thor erreicht — schon sah er ihre beiden Gestalten daherstürmen, plötzlich hörte er Lenas markerschütternden Schrei — da ward er von den festen Händen der Kameraden

erfaßt, die ihm nachgeeilt waren. Was hat er vor? — Den Kerl einfach totstechen! — Ist er des Teufels? Marsch herein! — Und sie zerrten ihn in das Gehöft. Doch ein guter Freund raunte ihm den Rat ins Ohr: „Mach dich davon! Thätliche Insubordination gegen einen Vorgesetzten — das kostet fünfzehn Jahre!" — Er besann sich nicht lange, kleidete sich eiligst um. Dann rannte er in der Richtung, wo er vorhin den Schrei gehört, nichts Gutes ahnend.

Sie stutzte. Also ein Deserteur! — Welch ein häßliches Wort, das jedes Soldatenherz im Innersten anwidert! Doch die fünfzehn Jahre Festung — unter der Drohung eines geladenen Gewehres Schubkarren fahren — und das verpfuschte Leben, das darauf folgt — wegen eines Momentes, da ihm die Wut überschäumte! Ist sie nicht schuld an allem?

„Komm!"

Diesmal war sie es, die das Wort hervorstieß, und sie zerrte ihn vorwärts. Hubert sollte er nicht in die Hände fallen! Hubert soll den Triumph nicht haben! Vorwärts!

Fern läutete es; das war ein Rheindampfer — und sie beschleunigten ihre Schritte.

Er erklärte ihr in der Hast des Schreitens, die Stimme von der Anstrengung des Atmens unterbrochen, wie er sich die Flucht dachte. Sie würden vor allem den Rhein gewinnen. Dort müssen sie einen Kahn aufzutreiben suchen, um aufs andere Ufer zu setzen. Jede Begegnung mit dem zweierlei Tuch war gefährlich. Doch am Rheinstrom fände das Manöver seine Grenze. Von drüben aus würden sie sich eine Gelegenheit ausmachen, üm zu Schiff nach Holland zu entkommen; Holland kennt er ja. Beileibe nicht per Bahn. Auch die wimmelt voll Militär. Am besten wäre ein Schlepper, oder ein Holländer Dampfer, auf keinen Fall ein Passagierboot.

Onkel Balthes fiel ihr ein. Sie hatte ihn zufällig vorgestern in einer Kölner Gasse getroffen. Er würde in zwei Tagen mit seinem Stinnes thalwärts nach Nymwegen machen. Aber was sollte der sagen, wenn sie sich als Deserteure auf seinem Schiff einfänden?

Sie wunderte sich nicht einmal, wie selbstverständlich sie sich in diese gemeinsame Flucht ergab. „Komm —" und sie folgte, als hätte sie den gefunden, zu dem allein sie gehörte.

Horch, ein Signalhorn! Langgedehnte Töne, die ganz fern aus der Stille der Nacht hervortauchten.

Funk hielt inne und lauschte. Jetzt wieder still. Dann hallte ein zweites Signal aus einer anderen Richtung und das erste setzte von neuem ein. Nun erwachten die Signale von allen Seiten, eins das andere überhallend, sich kreuzend, sich ineinander wirrend, eine Flut von Tönen, die über die Weite immer mächtiger daher schwoll.

Erschreckt horchend standen sie.

„Der Alarm . . ." flüsterte Funk. „Wir müssen eilen!"

Nun erhob sich Trommelwirbel, rasselnd in das feierliche Gewirr von Tönen einsetzend. Der ganze Horizont war erwacht, selbst der Glutschein am Firmament lohte feuriger auf. Vom Walde kam ein lebhaftes Geknatter von Schüssen, auf der Chaussee donnerte eine Batterie daher.

Und all das Gelärm schien den atemlos Fliehenden nachzusetzen. Es wuchs und wuchs ringsum, es schien sie überholen, ergreifen, umzingeln zu wollen. Auf Windstößen kamen die Töne angejagt, erschreckend nah gellten sie ihnen in den Ohren — war es nur eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne, daß sie mitten hinein in das entsetzliche Chaos des Alarms zu stürzen wähnten? Waren sie abgewichen? Einerlei — jetzt nur vorwärts! Nur aus dem Bereich dieses Schreckens!

Allmählich brachen die Signale ab. Doch an deren Stelle trat ein anderes Lärmen. Kommandoworte, helles, metallisches Klirren —

„Sie laden die Gewehre dort hinten —“ erläuterte Funk.

„Um Gottes willen —“

„Nun, ich denk, nicht gleich für uns! Sie schießen uns nicht gleich tot —“ scherzte er grimmig.

Die Chaussee dröhnte jetzt von rasselnden Geschützen, das gedämpfte Geräusch marschierender Kolonnen erfüllte die Luft, ja man spürte deutlich das Gewimmel der vielen Tausende. Das Geknatter der Gewehrschüsse ward lebhafter, plötzlich verbreitete es sich über den ganzen Horizont, schneller, hitziger; begierig fing der Wald die Schüsse auf, um sie zu lauthallender Wirkung zu verstärken. Jetzt rollte der Donner eines Geschützschusses daher. Wohl nur ein Übermut, den Spektakel zu vermehren, denn was soll das Geschütz bei einem Nachtgefecht? Heftig, im weitesten Umkreis tobte das Gefecht, der Boden schien zu zittern unter den Füßen der Fliehenden.

Die Schüsse erzeugten ein fortwährendes Wetterleuchten ringsum, hier und da lohte ein wirklicher Blitz herein, das Feuerzucken des Gefechts verlöschend.

Jetzt sahen sie beim Schein eines solchen Blitzes die Waffen der Kolonnen auf den Wegen gleißen. Funk mußte seine Begleiterin immer wieder beschwichtigen. Die aufgeregte Phantasie stellte ihr eine allgemeine Hetzjagd dar, die ganze Division, die von Hubert aufgeboten ist, um sie beide Deserteure einzufangen.

Pferdegetrapp hinter ihnen, das näher und näher rückt — eine schwarze Schlange, die sich daherwälzt. Diesmal bebt der Boden wirklich vor dem Stampfen der Hufe. Jetzt hat die Schlange sie eingeholt. Lena klammert sich schreckensstarr an den Arm des Begleiters.

„Sei doch nicht närrisch! Sie werden mich gleich erkennen!“

Es sind die Bonner Husaren. Einer der ersten, ein Offizier, bleibt halten und richtet die Frage an Funk, ob sie richtig seien nach dem Rhein.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Die gewohnte Papageienredensart entschlüpfte ihm. Hätte sie ihn nicht verraten können? Unsinn! Doch ist es Zeit, daß man auf ruhigeres Fahrwasser kommt!

„Die wollen auch an den Rhein?“ fragte sie ängstlich.

Der Alleswisser erwachte in ihm und er erklärte: „Auf dem Rhein kann nicht manövriert werden. Wasser ist Wasser. Da hört die Soldatenspielerei auf. Es ist nur wegen der Flankenanlehnung. Oder eine Rekognoszierung, so etwas, Närrchen!“

Und sie eilen — eilen. Ist denn noch immer nicht der Rhein da? Vergebens horchen sie aus all dem Wirrsal von Tönen nach dem Rauschen des Wassers. Aber jetzt meinen sie den Wasserdunst zu riechen. Täuschung ihrer Sinne! Vielleicht sind sie dennoch irre gegangen?

Plötzlich wandelt die Lena eine Schwäche an. Es ist die Wirkung des Schlages; wieder braust es ihr im Kopf. „Ich kann nicht mehr! — laß mich hier — geh du! — flieh schnell!“

„Ich dich verlassen?“ Er kauerte sich neben sie in den Wegegraben: „Komm — ich halt dich — faß Mut!“

Ein Anfall der Verzweiflung kam über sie. „Armer Funk!“ sagte sie, über sein Gesicht tastend. Gleich schien sie diese Vertraulichkeit zu bereuen. „Geh, laß mich hier!“ Und sie stieß ihn sanft von sich.

Da flutete ein neuer Blitz nach langer Dunkelheit. Eine ungeheure Blendung prallte wie körperlich gegen sie an, ihre Hände flogen zu den Augen. Was war das? Vor ihnen flammte der mächtige, weißgleißende Schein eines ungeheuren Spiegels.

Sie erhoben sich beide — noch wie betäubt von dem überwältigenden Licht tasteten sie weiter in die um so schwärzere Dunkelheit. Unter ihren Füßen klirrten Kiesel — eine feuchte Kühle wehte ihnen ins Antlitz — „Der Rhein! Der Rhein!“

Es war ein Zauberwort, das sie durchzuckte. Und der Ruf fuhr wie ein ge-

meinsames Jauchzen von ihren Lippen. Als vermöchte die Nähe des heiligen Stromes, ja nur der Klang seines Namens den Makel ihres Beginnens von ihnen zu lösen! Als weihte sein würziger Hauch all das geheime Begehren ihrer Seelen! Bald werden sie sich seinen Wellen anvertrauen, die sie aus all der Qual und Angst dem Traum einer neuen Zukunft entgegentragen ...

Und in dem Übermaß der seltsam unfaßbaren Freude ließ sie es geschehen, daß er seinen Arm um ihren Nacken schwang und seine Lippen an ihre dürstenden Lippen preßte.

„Hast du jetzt Mut? Hast du Mut?“ stammelte er in die Glut der Umarmung hinein.

„Alles — alles! Ich geh mit dir — wohin du willst!“ stammelte sie dagegen.

Taumelnd in der neuen Seligkeit dieses Besitzes umklammerten sie sich wie auf Nimmerlassen.

Und sie vernahmen nicht das Raunen und Flüstern der Rheinwellen, das ihnen eine andere Art von Rettung verhieß — tief unter dem betrügerisch gleißenden Spiegelschein.

* *
*

Das Landetau, das der Schiffsjunge vom Bord des „Matthias Stinnes“ schleuderte, sauste durch die Luft. Jetzt tanzte der Kahn in dem steilen Auf und Ab der Wellen, von dem Tau getreidelt. Lena pochte das Herz — was wird Onkel Balthes für ein Gesicht machen? Sagen wird er natürlich nichts, wie er überhaupt nie etwas sagt — doch fürchtete sie das stumme Urteil seiner Miene.

„Ah, bah! Er frißt aus der Hand!“ hatte sie das Bedenken Funks beschwichtigt. „Er weist uns nicht ab, er bringt uns nach Holland. Was geht's ihn an? Er muß, wenn ich will!“

Auch blieb keine bessere Gelegenheit übrig. Sie waren beim Morgengrauen, als sie nach langem Suchen endlich einen Kahn gefunden, aufs andere Ufer übergesetzt. Dort an dem Strand des ansehnlichen Dorfes, überdies eine Nachenstation, hockten sie den Tag über, auf der Lauer nach einer Gelegenheit, um ohne Aufsehen rheinabwärts über die Grenze zu kommen. Zwei holländische Passagierschiffe ließen sie vorbeistreichen, auf dem ersteren meinten sie eine Uniform bemerkt zu haben — die giebt es jetzt überall; so hatten sie auch keine Lust, das zweite zu besteigen. Ein paar Schlepper rauschten daher, die sahen nicht aus, als ob sie aus Gefälligkeit ein so rätselhaftes Paar an Bord nähmen. Sie dachten einen Nachen zu dingen, doch ihre gemeinsame Barschaft war in Anbetracht der ungewissen Leere, der sie entgegenfuhren, nicht groß genug, um sich diese Extravaganz zu gestatten.

Gegen Abend tauchte aus der eigenen braunblauen Rauchwolke, die ihn umschwebte, der Stinnes von Onkel Balthes herauf. Sie behauptete, das Schiff an dem absonderlich altmodischen Aufsatz seiner Schornsteine zu erkennen.

Welch ein Zufall! Sie haben Glück!

„Er muß uns mitnehmen!“ rief sie sofort. „Hier können wir sonst warten, bis wir schwarz werden!“

Es galt sich nicht lange zu besinnen. Das Manöver war seit Mittag zu Ende, wo der gewaltige Kanonendonner, der vom anderen Ufer herüberdröhnte, plötzlich abschnitt. Wege und Stege würden von heute ab voll Soldaten wimmeln. Es war höchste Zeit, über die Grenze zu kommen!

So bestiegen sie den Nachen, der die rote Signalfahne als Begehr der Aufnahme ausgesteckt, und fuhren dem Stinnes ins Fahrwasser entgegen.

Onkel Balthes war im Dienst; man wies die Lena nach der zwischen den beiden Schloten erhöhten Steuerbrücke hinauf. Der knorrige Schiffer hielt dort, breitbeinig, etwas nach der einen Seite geneigt, mit weit ausholenden Armen von Griff zu Griff des großen Steuerrades tastend; wie immer, ob im Dienst oder außer Dienst, die Blicke der gekniffenen

Äuglein ins Weite gerichtet. Hier oben fegte ein kräftiger Wind, die Zipfel seines Halstuches flatterten, und der Kranzbart, der sein lederbraunes Gesicht umrahmte, schmiegte sich dichter um seine massiven Kinnbacken.

„Tag, Öhm!“

Die Äuglein schenkten ihr nur einen stechenden Viertelsblick. Balthes nickte, warf aber mit einer heftigen Evolution den Prim von der rechten in die linke Backe. Dies als einziges Zeichen seiner Verwunderung.

„Du wirst dich wundern, daß ich daher komm, Öhm!“

Der Kopf auf dem faltigen Hals reckte sich ein wenig nach vorn, und die Äuglein zielten etwas stärker blinzelnd auf einen Punkt in der Ferne. Doch kräftiger holten die Arme aus, und das Steuerrad flog unter seinen Händen um 180 Grad herum.

„Du nimmst mich doch mit nach Holland, Öhm?“

Ein schneller Seitenblick traf sie.

„Ich sag dir's gerad heraus, Öhm, ich desertier! Ich bin meinem Mann entlaufen. Es hängt nur an dir, ob du mich mitnehmen willst!“

Es war etwas viel für sein sonst so unverwüstliches Phlegma. Er ließ die eine Hand vom Rade los und rückte die mit breiter Goldborde versehene Schirmmütze in den Nacken — als hielt es ihm so leichter, mit den tiefklaffenden Furchen seiner rotbraun gebeizten Stirn das Gehörte in sein Hirn aufzunehmen. „Donnerschlag! Bleib mir mit deinen Fisematenten vom Leib!“ brummte er; etwas viel auf einmal für seine sonst so steife Zunge.

„Keine Dummereien, Öhm! Ich thät dich doch nit mitten auf dem Rhein attackieren, wenn ich nit müßt!“ Sie wartete ab, bis das Steuerrad aus seiner rasselnden Aufregung wieder ruhiger oscillierte, dann begann sie von neuem: „Er hat mich genug malträtiert. Wir waren nit glücklich, Öhm! Wir passen nit beieinander. Rheinisch Blut und preußisch Blut paßt nit. Aber man hätt aushalten müssen bis ans End! Man heiratet nit zum Spaß. Aber die Plag war groß, Öhm! Er ist ein Sprühteufel vor Eifersucht! Alles laß ich mir gefallen, aber nicht anrühren! Und er hat gehauen, Öhm! Er hat mich zu Boden geschlagen, wie einen Hund, auf freiem Feld — und wie einen Hund hat er mich liegen gelassen am Weg. Es ist aus mit uns. Ich hab mich davon gemacht ...“ Sie stockte. Das Schwierigste gab es noch zu beichten: Funks Gesellschaft und die gemeinsame Flucht.

Er warf, während sie sprach, den Prim mehreremal von der einen Backe in die andere, und um seine buschigen Brauen wetterte es. Jetzt stemmte er sich schräg gegen den Wind, holte weit aus und ließ das Rad mit fast dreiviertel seiner Speichen durch seine nervigen, mit glänzenden Härchen bedeckten Fäuste gleiten.

Sie eilte, sich des heiklen Geständnisses zu entledigen. „Es ist noch jemand mit mir, Öhm. Auch den hat er aufs Blut malträtiert. Er wollt ihm fünfzehn Jahr Festung verschaffen! Öhm — fünfzehn Jahr Festung! — Schubkarren fahren und die Gasse kehren. Ich möcht sehen, wer da still hält! Der Funk nit! Da kennst du den Funk schlecht! Du weißt, der Funk aus Poll, mein Landsmann!“

Abermals traf sie ein Stich aus seinen blinzelnden Augen. „Und was haben denn die fünfzehn Jahr Festung mit der Frau Feldwebel zu schaffen?“ fragte der Stich.

„Wir haben einen Weg, Öhm. Wenn du mich mitnimmst, dann darfst du ihn nicht da lassen. Ein Landsmann, Öhm, ich hab's ihm versprochen und duld und duld's nit, daß der die fünfzehn Jahr auf der Festung herumspaziert —“

Immer aufgeregter wanderte der Prim von einer in die andere Backe.

„Es ist eine Schand, es ist eine Gottesherrgottsschand, die Leut so zu malträtieren, wie er sie malträtiert hat!“ Zwei zornige Thränen funkelten zwischen ihren Wimpern.

Onkel Balthes hob beide Hände vom Steuerrad, nahm die Mütze und riß sie mit einer ungestümen Gebärde tief in die Stirn hinein, als versperrte er ihr nun die Stirnfalten und somit den Weg zum weiteren Eingang ihrer Rede in sein Hirn. „Er, der Funk, hat bei Huberts Compagnie gedient?" fragte er.

Lena verstand nicht: „Gefällig, Öhm?"

Eine Pause, während der die Kette des Steuermechanismus knarrte und rasselte.

„Ein Deserteur!" stieß der Steuermann zwischen den Zahnlücken hervor. Zugleich wandte er den Kopf zur Seite und ließ den Prim im hohen Bogen über Bord in den Rhein fliegen.

„Öhm, guter, braver Öhm!" flehte sie, und ihre Hand legte sich, Hilfe suchend, auf die eine der nervigen Fäuste.

„Laß mich!" knurrte er, die Hand mit dem Rade fortdrückend, „wir reden zusammen. Geh! Ich kann dich hier nicht brauchen!"

Eine Stunde darauf, als der Onkel vom zweiten Steuermann abgelöst war, bequemte er sich dazu, Lenas Beichte anzuhören, während Funk hinter den Nußsäcken des Frachtlagers kauerte, auf das Resultat ihrer Fürrede harrend. Sie hatte ihm abermals versichert, der Öhm wäre ein braver Kerl. Funk aber traute dem nicht: sie hätten von dem Schiff bleiben sollen!

Und nun ließ sie alle Künste ihrer natürlichen Beredsamkeit spielen, um dem alten Sonderling die Situation zu erklären. Onkel Balthes hätte ja weiter nichts zu thun, als ihnen beiden ein Plätzchen zwischen den Nußsäcken zu gewähren, bis sie über die Grenze wären.

Balthes saß neben seiner Nichte auf der Bank der engen Kajüte, stumm, ganz stumm, keine Regung in den ledernen Falten, kein Zucken seiner Wimpern. Nur statt des unentwegten Weitblickes bohrten die Augen diesmal durch die Tischplatte hindurch, zwischen den beiden Weingläsern, von denen keins angerührt wurde.

„Hab ich's nicht gesagt, er frißt aus der Hand!" meinte die Lena nachher triumphierend zu Funk. „Wenn er nix sagt, steht's gut — wir bleiben! Er nimmt uns mit!"

Und die beiden Flüchtlinge hielten sich geduckt zwischen den aufgestapelten Nußsäcken, während der Dampfer mit gewaltigem Keuchen und Tosen an Städten und Dörfern vorüberrauschte.

Es begann schon stark zu dämmern, als gelandet wurde. „Ruhrort!" hieß es. Ein Berg von Warenballen war ans Ufer zu schaffen; der Aufenthalt währte nun schon über eine Stunde — die Flüchtlinge fingen an unruhig zu werden, als wenn diese Berührung mit dem Lande schließlich nichts Gutes brächte.

Plötzlich ward der schwankende, von schlängelnden Lichtern belebte Schein der Wasserfläche, nach der sie von ihrem Versteck aus den Auslug hatten, durch das Dunkel zweier auftauchender Gestalten verdeckt.

„Militär!" schrak Lena zusammen, und das Blut stockte ihr im Herzen.

„Unteroffizier Funk!" sagte der eine der beiden Gendarmen mit unheimlicher Sicherheit.

„Wir würden Sie ersuchen, uns zu folgen, Unteroffizier Funk!" fügte der andere hinzu.

„Keine Dummheiten!" donnerte es.

Funk war aufgesprungen, todblaß, die Erscheinung der beiden Gendarmen anstierend.

„Sie thun besser, alle Dummheiten zu lassen!" Der eine Gendarm riß seinen Karabiner von der Schulter.

Mit einem Blick der Verzweiflung maß Funk den schmalen Raum bis zum Geländer — er nahm einen Anlauf und wollte mit einem Satz zwischen den beiden Gendarmen hindurch, um sich über Bord in den Rhein zu stürzen.

„Zurück!"

Eine eiserne Faust packte ihn an der Brust. Ein Röcheln der Wut — ein Fluch — dann gab er den unnützen Widerstand auf und ließ sich von den eisernen Fäusten wie festgeklammert ans Land schaffen.

Lena saß immer noch regungslos, von der Plötzlichkeit dieser Wendung erstarrt — die Sinne, die Gedanken, alles in ihr wie betäubt.

Endlich weckte sie die Stimme des Öhms, die diesmal scharf wie das Rasseln seines Steuerrades klang: „Wenn du wissen willst, wer die Männerchen bestellt hat? Onkel Balthes, Len'! Ein Deserteur ist ein Deserteur! Dein Öhm ist ein guter Kerl — aber er ist auch Soldat gewesen. Deserteure gehören auf die Festung! Verstehst du mich?"

Unmöglich! Der gute alte Öhm, der aus der Hand frißt, ist an ihnen zum Verräter geworden! Entsetzt blickte sie ihn an.

Dann mit einem wilden Schrei schoß sie empor, stieß ihn zur Seite und stürzte über die schmale Brücke auf das Ufer.

* *
*

„Ein Deserteur — ein Deserteur!"

Ein ungeheures Gaudium für die Gassenjungen — selbst die erwachsenen Kerle liefen herbei, um das Wundertier zu sehen. Eine drängende Masse mit johlenden Rufen, die den Fall sofort ins Komische verzerrte, wälzte sich stadtwärts, von den blinkenden Helmen der beiden Gendarmen überragt.

Lena hielt mitten inne. Zuerst war sie der Menge nachgestürzt, mit der abenteuerlichen, schier wahnsinnigen Idee, ihn zu befreien, ihn mit ihren Weiberfäusten den Bewaffneten zu entreißen. Hei! sie sollen die Lena kennen lernen! Doch bald sank dieser Ausbruch der Verzweiflung wieder in dem Gefühl ihrer Ohnmacht zusammen.

Willenlos schien sie fortgetragen von dem Strom der Neugierigen. Allerlei unsinniges Gerede umschwirrte ihr Ohr: „Er hat seinen Hauptmann erstochen! — Er ist mit der Frau eines Majors durchgebrannt! — Er hat die Kasse beraubt und beim Ergreifen einen Beutel mit 80000 Mark in den Rhein geworfen."

Sie wunderten sich, wie zahm solch ein Ungeheuer sich benähme — wer hätte dem adretten Kerl dergleichen zugetraut? Funk schritt mit trotzig erhobenem Haupt, nur die Augen zwischen den gerunzelten Brauen wild nach vorwärts stierend, zwischen den beiden Gendarmen.

Endlich stockt der Zug. „Hotel zum mageren Adler!" scherzt einer. Die beiden Helmspitzen verschwinden in dem Dunkel einer Thür, über der ein preußischer Adler, von einer trüben roten Laterne erleuchtet, das Polizeibureau anzeigt. Nichts zu sehen; aber man bleibt dennoch und gafft. Und Lena bleibt und gafft wie die anderen.

Was nun? Wohin?

Jetzt erst erwachte ihr die Frage: was beginnen ohne ihn? Als wenn sie ihn und er sie seit vielen Jahren besessen hätte, als wenn sie beide eins gewesen und nun die beiden Hälften jäh auseinander gerissen wären. Und der Riß brennt!

Endlich, nach all dem blöden Starren zu dem erleuchteten Fenster des Polizeibureaus hinan, macht sie kehrt und wankt wie in einem wüsten Traum wieder den Weg zurück nach dem Strom. Ah, warum hat man sie nicht mit ihm eingesperrt? Ist sie nicht die Gefährtin des Deserteurs? Eine Verbrecherin gleich ihm? O, die entsetzliche Ohnmacht dieser Freiheit! Sie will auch ihren Teil von den fünfzehn Jahren ...

Wenn man sie nicht haben will — gut, so wird sie ihnen das dazu notwendige Verbrechen beischaffen! Sie sollen die Lena kennen lernen — es giebt Obdachlose genug, die in ihrer Verzweiflung eine Polizeiwidrigkeit begehen, um sich den Schutz der Gefängniszelle gegen die Unbilden der Witterung, und das harte Gefängnisbrot gegen den Hunger gewaltsam zu verdienen.

Bah! das ist sehr umständlich, das ist sehr häßlich! Die Lena muß immer die Lena bleiben!

Sie eilte weiter dem Hafen zu. Der Westhimmel verglomm in einem düsteren Rot, fern leuchtete ein Stück des Rheines

wie eine ungeheure Blutlache. Mit einem unheimlichen, fahl schillernden Schein floß das Wasser zwischen den schwarz geteerten Schiffsbäuchen dahin. Wie feines Filigran zeichnete sich das Takelwerk der Schiffe, an den Mastspitzen von kleinen Laternen überstrahlt, gegen das Grau des sternlosen Nachthimmels. Aus einzelnen Kajüten leuchtete ein trauliches Licht, bläulich schimmernder Rauch kräuselte aus den Ofenschloten, der wütend keuchende weiße Dampf eines großen Schleppers machte einen gewaltigen Lärm, scharfstimmige Schiffshunde kläfften darein.

Sie schritt weiter aufwärts, wo der Strom von Schiffen frei war. Dort stützte sie die Arme auf das Geländer und starrte, den Kopf zwischen die Knöchel der Fäuste gestemmt, ins Wasser hinaus. Senkrecht unter ihr war das Glucksen und Murmeln des Wassers, das sich um einen mit Eisen beschlagenen Pfahl widerwillig herumwand.

Warum rückte sie weg von dieser Stelle, nach einer anderen hin? Dort gurgelte ein Wirbel, heller leuchtend als die übrige Fläche — mit einer gewissen hungrigen Gier schlürfte er das sonst so träge und wie dickflüssig gleitende Wasser hinab.

Es wäre das Einfachste! Ein Bücken unter dem Geländer her — adjes, Welt! — ein Sprung hinab — im Nu hat der gierige Wirbel auch sie hinabgeschlürft! Adjes, all die Plackerei! Die Leere, das Nichts, das sie aus ihrer Zukunft angähnt, durch ein anderes, feuchtkaltes Nichts verschlungen . . .

Es wäre so selbstverständlich. Keine bequemere Gelegenheit, um ein Ende zu machen! Andere müssen weit darum laufen — wozu ist der Rhein denn da? Nichts billiger als solch ein Sprung! Kein Pfennig Auslage dabei und wie sicher! Helfer sind nicht gleich zur Hand — und dann kommen sie immer zu spät. Und der Rhein hat es eilig — sie will doch nach Holland, da ist ja die beste Fahrgelegenheit stromab!

Jetzt kam in dem Stromstrich etwas Dunkles angeschwommen, ein undeutlicher, länglicher Gegenstand, der unter dem leichten Wellenspiel sich auf- und niederwiegend fortbewegte: ein Stück Holz, irgend ein losgerissenes Wrack oder dergleichen. Jetzt durchstrich das rätselhafte Etwas einen Laternenschein, der fächerförmig sich über die Wasserflut erstreckte. Ein kurzer Ausruf entfuhr Lenas Lippen — sie meinte deutlich das Profil eines aufwärts gerichteten Menschenantlitzes gesehen zu haben.

Ein Schauer überfiel sie. Sie sah sich selbst zu nächtlicher Stunde dort im Strom hinabgleiten, das entstellte bläuliche Antlitz nach dem sternlosen Himmel gerichtet, an den Städten und Dörfern und Schiffen vorüber, nun stürmisch gewiegt von den Wellen eines Dampfers, dann über die leise murmelnde Glätte schneller dahingetrieben, bald in lautlosem Dunkel zwischen lautlosen Ufern, bald in verräterischem Lichtschein, der aus Menschenwohnungen dringt. Jetzt zeichnet sich das Profil ihres Antlitzes scharf gegen die Helle — ein neugieriger Nachen beginnt Jagd zu machen auf die unheimlich gequollene Masse — sie hört die klatschenden Schläge, mit denen die Stangen das Wasser treffen, um sie zu erreichen. Da es nicht gelingt, des widerspenstigen Dinges sofort habhaft zu werden, giebt es Hallo und Lachen aus rauhen Kehlen. Jetzt zerrt ein Haken an ihrer Kleidung — jetzt wird sie von Wasser triefend ans Land geschleift — über den rasselnden Kies hinweg — unlautere Bemerkungen, Ausrufe des Ekels ringsum, und das brutale Kommandowort eines Gendarmen . . .

Nein, nein, nein! Nicht das! Soll so die schöne Helena enden?

Flugs war die häßliche Vision durch ein anderes Bild verdrängt. Sie sah sich daherfliegen im tollen Wirbel des Tanzes — die Diele bebt, die Wände des Saales kreisen, und die Luft erzittert unter den rauschenden Takten der Musik — o, es bedarf nicht all der verliebten, verzückten, begehrlichen Augen, die sie ver-

folgen, um ihr zu sagen, wie schön sie ist. Sie selbst weiß es genug: „Anavang!“ tönt es übermütig von ihren Lippen, und das voll entfachte Feuer ihres Blickes leuchtet triumphierend, sie alle herausfordernd, in der Runde.

Was? Und diese Lena soll ins Wasser springen? Ein Zorn gegen sich selbst erfaßt sie, daß sie solch häßlichen Gelüsten nachgeben konnte.

„Ich mein', ich riskier noch einen Tanz!“ ruft es in ihr.

„Frau Feldwebel ... Lena!“

Sie zuckte überrascht von dem Klang der Stimme empor. „Jesses, der Dricks!“

Sein rundliches, platzend gesundes Gesicht dicht neben dem ihren; die fröhlichen Äuglein im Verein mit den goldenen Ringen in seinen großen braunen Ohren blitzten sie an.

„Sie hier, Frau Feldwebel? Ich war lang im Zweifel —“

„Du, Dricks? Was machst du denn hier?“

„Nun, ich gehör doch hierher. Ich lieg da unten!“ Und er wies nach den Schiffen. „Es ist da! Seit vier Tagen!“

„Ah!“ Selbst jetzt in diesem Aufruhr freute sie die Nachricht. „Gratulier! Gratulier!“

Er nahm die dargereichte Hand und drückte sie, daß die Lena fast aufschrie. Sein Gesicht grinste vor Stolz und Seligkeit.

„Was ist es denn? Ein Jüngelchen, wie ihr gewünscht?“

„Ein Jung!“ Und sein Gesicht strahlte wie in einem Feuerwerk. Aber zum Donnerkiel, was hat sie denn hier zu schaffen? Danach hätte er doch zuerst fragen sollen! „Ich bin Ihnen bis hierher nachgerannt, ob Sie's denn wirklich wären, Frau Feldwebel!“

„Hat sich Frau Feldwebel! Futsch die Frau Feldwebel! Durchgebrannt! Desertiert! Heidi!“

Seine Augen weiteten sich vor Staunen. Er hatte vorhin den Funk zwischen den Gendarmen erkannt; nun, da er auch die Lena fand, ahnte er gleich einen Zusammenhang. Irgend etwas, das schief gegangen ist!

„Ja, guck nur, Dricks! Ich weiß, was du meinst. Die Len' mit dem Fünkchen desertiert! Erraten!“ Ihr Lächeln war von einer so unheimlich schrillen Lustigkeit. Sie weidete sich an seiner verblüfften Miene. Endlich: „Weißt du was, Dricks, zerplag dir nit deinen Deez — ich will dir alles explizieren. Komm!“

Während sie am Ufer herschritten, nach den Schiffen hin, beichtete sie ihm alles, auch wie sie mit dem Fünkchen stände. Als sie aber auf Onkel Balthes zu sprechen kam, traten ihr Thränen in die Augen — sie hatte so große Stücke auf den alten Öhm gehalten! Sie und das Fünkchen sind einmal füreinander bestimmt — es hat längst so kommen müssen! Das Schicksal hat sie zwar für jetzt auseinander gerissen — „Aber wart! Für lang nit! Wart nur!“ Sie schüttelte die geballten Fäuste fernwärts nach oberstrom, wo die Blutlache noch immer auf dem schwarzen Sand leuchtete. Ihre Augen sprühten drohend: „Und wenn ich ihn von der Festung herunterhol!“ schrie sie schrill. Gleich darauf: „Gelt, du hilfst mir, Dricks?!“ Meinte sie es wirklich ernst mit dem Herunterholen?

„Nun ja, nun ja!“ stotterte er. „Bis still! Zuerst gehen wir nach Haus. Du bleibst bei uns, Len' —“

Sie stutzte, wollte nicht weiter — als wenn sie keine Zeit hätte, als wenn sie ihn, den man ihr geraubt, gleich auf der Stelle befreien müßte. In ihren Fäusten zuckte es nach einer That — vielleicht einer Unseligkeit — einerlei! Alles einerlei!

„Du hast aber doch schon Quartier gemacht, Len'. Weißt du, als du bei uns warst; du kämst und thätst uns steuern helfen, jetzt halt ich dich beim Wort!“

Immer noch zögerte sie, finster vor sich hinbrütend.

„Na, du wirst es doch begucken wollen! Sie wird sich freuen. Du thätst ein gutes Werk. Die Pfleg ist nur so. Wir

sind auf dem Schiff überrascht worden von ihm!"

Gut, sie kommt mit, sie will den kleinen Kerl wenigstens ansehen!

„Hör mal, das is er!" sagte Dricks und blieb stehen, um zu horchen. Durch das allerlei Getöse drang ein feiner Kinderschrei bis her zu ihnen. „Er kommandiert schon wie ein Kapitän!"

Selbstverständlich spielt er den Kapitän auf der „Fidelia". Er duldet keine andere Stimme als die seine am Bord, nur vorsichtiger Flüsterton ist erlaubt. Die beiden Schiffsjungen, der Blaujacke wie der Rotjacke, laufen den Tag über wohl fünfundzwanzigmal Gefahr, von Herrn Staps in den Rhein geworfen zu werden, weil sie Se. Kapitänschaft nicht respektieren und solchen Spektakel machen. Der Spitz ist ans Land gethan worden, eine unerhörte Degradation — nun hat er aus Ärger darüber das Kläffen ganz aufgegeben. Die Rollen und Flaschenzüge wundern sich, wie gar so höflich man sie seit vier Tagen mit Öl traktiert, damit sie ihr melodisches Girren einstellen. Auch der fröhliche Kanarienvogel ist aus der Kajüte verbannt, eine Despotenwirtschaft sondergleichen!

Das Puppenstübchen der Kajüte leistete wahre Wunder der Ausdehnungsfähigkeit, seit er da war. Die Wände schienen sich gereckt und gestreckt zu haben, damit seine Stimme besser zur Geltung käme — ei, und wie freut er sich an der Resonanz seines hellen Organes zwischen all dem Holz! Die Kommodenschublade, wie die Lena bei ihrem Besuch die enge Schlafgelegenheit des Paares nannte, hatte sich zu einem völlig ausgewachsenen Bett entwickelt, aus dessen schneeweißen Linnen des Drückchens rosiges, von der jungen Mutterwürde verklärtes Gesicht dem Besuch entgegenstrahlte. Herr Staps hatte die Ankunft des Besuches vorher verkündet, ehe sie zusammen in die Kajüte hinabstiegen — damit sie nicht erschrickt! Es giebt keinen sorgsameren Ehegatten als Herrn Staps, wie es keinen glücklicheren Vater giebt!

Gleich mußte er in Augenschein genommen werden. Gelt, was für ein Prinz? Welche Augen? Und die Unmasse der seidenen Schwarzhärchen, die sein Köppelchen bedecken! Wem sieht's denn ähnlich? — Die Len' soll entscheiden. Die bedenkt sich lang, schmunzelt verschmitzt, prüft die beiden Gesichter der Großen von der Seite und platzt endlich in drolligem Ernst mit dem Urteil heraus: „Wißt ihr — die Ohrring' sin' nit ähnlich!"

O, ihr alter Humor ist nicht zu tilgen! Es thut so wohl, noch einmal mit den beiden glücklichen Menschenkindern zu lachen! Aber gleich faßt sie wieder die rätselhafte Eile — sie muß fort! Gleich!

„Wohin — um Gottes willen wohin?" ruft das Drückchen von der Schublade aus.

„Pscht!" dämpft Dricks. „Schweig du still da hinten! Sie bleibt einfach da, die Frau Feldwebel! Platz ist satt auf dem Schiff. Wir schmeißen die beiden Jungen aus ihrer Kajüt! Allo — keine Umständ!"

An die eine Nacht reihen sich viele Nächte und Tage. Die Lena sieht selber ein, daß sie unentbehrlich ist. Das alte Weiblein, eine Muhme aus dem Ort, die sie für die Entbindung herbeigeschafft hatten, ist taub und trotz ihrer vierzehn Kinder, die sie fortwährend im Munde führt, ungeschickt für derlei Pflege — unter ihren zitterigen Händen klingen und poltern alle Gegenstände besonders laut, zur Verzweiflung des vorsichtigen Vaters. Man komplimentiert also die Muhme über Bord und Lena tritt an die Stelle.

Welch ein Labsal ist die Arbeit! Man hat keine Zeit zu denken — vom Morgen bis Abend schaffen, rennen, helfen — der kleine Kapitän versteht sich aufs Kommandieren! Die beste Medizin gegen allerlei „Raupen".

Die nächste Woche will sie sich endlich davonmachen. Aber die nächste Woche wird immer wieder um eine weitere hinausgeschoben.

Beileibe wagen die beiden sie nicht zu fragen, wo sie denn überhaupt hin will

— sie würde dann sofort davonlaufen. Aber die Frage flattert fort und fort mit unsichtbaren Fittigen über ihrem Gehen und Kommen.

Längst ist Frau Staps wieder von ihrer Schublade erlöst. Aber die Lena duldet nicht, daß sie zugreift, der Kapitän soll sich nicht über Pflege beklagen, sie, die Lena, hat ja versprochen, „steuern" zu helfen. Unter dem Steuern lief all die häusliche Arbeit unter, das eigentliche Steuern treibt sie nur zum Scherz.

Rheinauf, rheinab fährt die „Fidelia" bis tief in den Winter hinein, wo sie sich im Ruhrorter Hafen während des Eisganges zur Ruhe legt. Hinauf bis nach Mannheim, hinab bis Nymwegen. Allmählich lernt die Lena, während sie am Steuer steht und nach Dricks' Kommando das Ruder handhabt, mit Armen und Beinen angestemmt, die Tücken und Schrullen des Stromes kennen, hier ein „Lay", wo man aufpassen muß, dort ein „wildes Gefährt", das nur darauf lauert, seine scharfen Felszähne in den Schiffsbauch einzuhacken. Dann die Krümmungen, die Capricen des Stromstrichs, der Wechsel des Wasserstandes, die Brücken mit ihren Pfeilern, die Sakramenter von Dampfschiffen mit ihrer lärmenden Eile, und die protzigen, phlegmatisch daherschleichenden Flöße, die die ganze Strombreite für sich beanspruchen.

Nun ziehen sie mit gewaltigem Rauschen, von bäumenden Wellen umtost, stromauf, an einen Schlepper gespannt — nur keinen „Stinnes", das hat sich die Lena ausbedungen — dann gleiten sie wieder langsam, langsam, von der Glätte des Stromes getragen, hinab, während das bunte Panorama der Berge und Burgen, der Städte mit ihren Domen, der Schlösser und Villen sich zu beiden Uferseiten abrollt. Überall Leben und Bewegung — Geräusch und Getön allüberall.

Bei jeder neuen Fahrt verändert sich die Scenerie mit dem Wechsel der Witterung und dem Vorschreiten der Jahreszeit. Jetzt spinnt das köstliche, wohlig wärmende Sonnengold sein Zaubernetz über Strom und Ufer — dann tastet sich das Schiff durch die weiße, feuchtwogende Nacht des Nebels; allmählich färbt sich das Laub der Waldungen mit karnevalsmäßig grellen Farben, von hellgelb bis zu märchenhafter Purpurpracht; bald wirbelt der Novembersturm auch diesen Zauber hinweg; nackt und kahl starren die Gelände, bis das weiße, schneeige Winterkleid sie mit neuem glitzerndem Schmuck bekleidet. Vom Oberrhein wird Eisgang telegraphiert, der geschwollene Strom bietet ein brodelndes Getriebe von schneebedeckten Eistrümmern, und vor deren gleisnerischer Heimtücke flüchten sich die Schiffe in die schützenden Häfen.

Mehreremal fuhr die „Fidelia" durch die Kölner Brücken. Zuerst meinte die Lena den Anblick dieser Stadt nicht ertragen zu können. Ein heißer Schmerz fraß ihr am Herzen. Aber aufgepaßt! Hier gilt es seine Gedanken zusammenhalten! Alles andere ist Dummerei!

„Achtung!" donnerte die Stimme von Staps vom Vordersteven her. „Herum mit dem Holz!" Er kam selbst aufgeregt herbeigesprungen, um anzufassen.

„Schon gut, schon gut!" winkte die Lena mit dem Kopf — sie waren noch gerade glatt an dem Bord des einen Brückenpontons vorbeigeglitten.

Mit aller Wucht ihres kräftigen Körpers stemmte sie sich gegen den Steuerbaum, mächtig spielten die Muskeln an ihren entblößten, nun ebenfalls von Wind und Wetter rotbraun gebeizten Armen, ihre Zähne bissen die Unterlippe, ein lautes Ächzen entfuhr ihr — es klang wie ein Fluch ...

„Fast hättst du den Dom umgerannt!" rief Dricks scherzend, als die Gefahr überwunden war.

Hoch aufgerichtet stand sie nun, wie ein Bildnis, die prächtige Gestalt trotzig herausgereckt; ihre üppige Brust wogte vor Erregung, stürmisch flutete ihr Atem. Funkelnden Blickes maß sie die vom grellen Morgenschein beleuchtete Kölner Front — feindlich, überaus feindlich.

Auf der Brücke hielt gerade ein Trupp Kürassiere zu Pferd, gleißend im Sonnengold wie damals, da sie zum erstenmal des heiligen Kölns ansichtig wurde. Da kräuselten sich ihre Lippen, ein höhnisches Lächeln spielte über ihr rotflammendes Gesicht — sie vermochte nicht an sich zu halten, und die Hand mit einer herausfordernden Gebärde nach den Reitern hinschüttelnd, rief sie in das Rauschen der Wellen hinein: „Guckt nur! Guckt! Ich bin's — die schöne Helena!"

* *
*

Vom Lande drang nur geringe Kunde zu ihr herüber aufs Schiff, das sie nie verließ. Oftmals gab sie Dricks den Auftrag, sich nach Funk zu erkundigen, ob er verurteilt wäre. „Er sitzt immer noch in Untersuchungshaft," berichtete jener ausweichend und mit der Wahrheit zurückhaltend, weil er fürchtete, sie möchte sofort davonlaufen. Dafür eine Andeutung über Hubert: er drangsaliert die Leute nach Noten — er rächt sich an den anderen für den Schimpf, den sein Weib ihm angethan.

„Nix von dem!"

Die Abwehr fiel scharf abschneidend wie ein Beilhieb.

Sie traute dem Dricks nicht. Als sie sich in Ruhrort, Ende Dezember, vor dem Eisgang geduckt hielten, kam die Wahrheit über Funk ihr dennoch zu Ohren.

Vierzehn Jahre Festung wegen thätlichen Angriffs gegen einen Vorgesetzten im Dienst und Desertion. Er saß in Wesel.

Ein Freund von Dricks, der soeben von einer Kölner Kontrollversammlung zurückgekehrt war, brachte die Nachricht an Bord. Lena trat zufällig herzu.

Das Blut erstarrte ihr im Herzen. „Vierzehn Jahr — vierzehn Jahr —" flüsterte sie gepreßten Atems. Warum ward sie so totenblaß? War denn das nicht zu erwarten? Sie schien fast auf irgend ein Wunder gerechnet zu haben.

Die beiden Männer sahen sie bestürzt an. Plötzlich bäumte sie vor Wut auf, wie ein wildes Tier, das eine Kugel zwischen die Rippen erhalten. Aus ihren Augen lohte es wie mit Flammen. Sie hielt die Hände gekrallt vor sich her und rüttelte, rüttelte damit, als hielte sie jemanden gefaßt, den sie in ihrem Zorn zerreißen wollte: „Ich hol ihn — ich hol ihn doch!" zischelte sie.

Eine wahnwitzige Idee, die sich fortan in ihr festsetzte und sie nicht mehr losließ. Sie verrichtete nach wie vor ihren Dienst, wie sie ihr Schaffen nach Soldatenart nannte. Aber ihre Idee schaffte mit ihr. Zuweilen brachte sie die Rede darauf: Dricks sollte ihr Auskunft geben, wie die Sträflinge auf der Festung kaserniert, wie sie bewacht wären, und sie erzählte von einzelnen Fällen, die sie gehört, wo einer trotz Kugeln, Mauern und Gräben entwichen wäre.

Der brave Dricks verwies ihr solche Gedanken als ein wahnwitziges Hirngespinst. Wenn überhaupt eine Flucht möglich, so müsse sie von den Gefangenen aus geschehen. Von Bestechen und dergleichen sei keine Rede, und mit den bloßen Fäusten herumgefuchtelt, wäre es wahrhaftig nicht gethan! „Und wenn du ihn wirklich frei kriegst, Len'," fiel das Drückchen ein, „was dann? Was wollt ihr anfangen?"

„Das verstehst du nicht, Drückchen!" fuhr sie das Weibchen an. „Kümmere du dich doch um deinen Kapitän! Nun sieh nur, er frißt sich die Fäustchen noch bei lebendigem Leib auf. Zapperment, er ist hungrig! Marsch dort in die Eck und servier ihm sein Diner!"

Sie trat auf das Lager des Kleinen hin, diesmal eine wirkliche Kommodenschublade, wo er gehörig Platz zum Strampeln hatte, und machte ihm mit den Fingern ein anlockendes Spiel vor — dann nahm sie das hellgröhlende Knäblein empor, herzte und küßte ihm die festen Bäckchen, daß es laut schallte, und legte es dem Drückchen in den Schoß.

„Mahlzeit, Herr Kapitän!"

Im Februar fuhren sie zweimal an

der Festung Wesel vorüber. Sie ließ sich von Dricks, der den Ort kannte, genau die Situation der Festung erläutern, die Werke, die Forts, die Inseln, Feste Blücher, alles.

„Man meint, du spionierst für die Franzosen," scherzte er, um sie auf andere Gedanken zu bringen.

Ihr war es nicht um einen Scherz zu thun; ihre Augen betrachteten scharfgespannt die flache, durch die Hügel der Traverse abgewellte Erhebung, welche die Citadelle bedeutete. Über der fahlgrünen, noch winterkargen Grasdecke des Walles ragte ein braunrotes Ziegeldach — dort also saß er! Sie lächelte verächtlich, als wäre es ein Kinderspiel, ihn dort herauszuholen.

„Siehst du die Kanonen zwischen den Scharten?" fragte Dricks.

„Die schwarzen Mäuler? — meine Freundschaft von der Kasematte her — die Kanonen, gerad die sind die gemütlichsten."

„Na, aber schneid dich nit, Lena! — drei Gräben — dann die Mauern, dann die Posten, die nicht fackeln und einfach losknallen!"

„Bah, ich fürcht nix!"

Es wurde ihm fast lächerlich, dies Spielen mit der verrückten Idee. Man weiß wirklich nicht mehr, ob es Scherz oder Ernst ist!

Das zweite Mal, als sie gerade an der Nordspitze der Insel Büderich herumwandten, gewahrte sie, keine hundert Schritte vom Bord, einen Trupp Soldaten, der um einen geöffneten Schuppen beschäftigt war. „Sträflinge!" rief sie, wie erstarrt.

Es waren jene kurzen blauen Tuchjacken, die sie genugsam von Köln kannte; sie schleppten zu zwei und zwei je einen der schweren Pallisadenbalken, und man sah, wie ihre Gestalten sich unter der Überlast bogen und wie ihre Schritte schwankten. Nur einzelne wenige Patrouilleure im Wachtanzug beaufsichtigten die längs des Ufers lang hin verzogene Kolonne; sie standen mit Gewehr bei Fuß, und sieh da, wie neugierig sie den vom Schlepper getreidelten Schiffen nachblickten, ein willkommenes Schauspiel, das die Einförmigkeit des Polizeidienstes ein wenig unterbrach.

Da erinnerte sie sich, wie das Fünkchen sich als Knabe im Schwimmen hervorgethan — sie weiß noch, wie er mehreremal das staunenerregende Kunststück ausgeführt und ein Geldstück vom Grunde des Rheines tauchend hervorgeholt. Das Herz pochte ihr so sonderbar bei dem Gedanken: es wäre doch ein Leichtes für ihn, schwimmend und tauchend von dort aus zu entkommen! Vor den Kugeln duckt er sich einfach unters Wasser. Sie werde bereit sein, mit einem Nachen im Schilfe lauernd — ein Zeichen — ein paar Sätze, so ist er im Rhein — sie und der Dricks — natürlich ist er dabei! — werfen ihm eine Leine zu — jetzt schwingt er sich über Bord in den Nachen — hurra, gerettet!

„Jesses Maria! da ist er!" schrie sie plötzlich auf. Der Steuerbaum entfuhr ihren Händen, so daß das Ruder, von der Gewalt des Widerstromes erfaßt, jäh herumschnellte. Sie meinte ihn erkannt zu haben, wie er daherschwankte unter der Balkenlast — der Wallmeister hob gerade den Meterstab gegen ihn an, wie damals auf dem Kölner Kurtinenwalle der alte Pollmann dem anderen Sträfling gedroht.

War das nicht sein Ächzen, das trotz dem gewaltigen Getöse des mit voller Maschine stromaufwärts arbeitenden Schleppers bis herüber klang?

Tagelang lag ihr das Ächzen im Ohr. Sie war fortan so aufgeregt — kein vernünftiges Wort mehr mit ihr zu reden!

Anfangs März war jene gewaltige Hochflut, welche die Rheinniederung bei Wesel in einen ungeheuren, von hochgehendem Wellenspiel erregten See verwandelte. Mit ungezogenen Riesenfäusten hatte der Orkan während der Sonntagsnacht an dem Menschenwerk gerüttelt und gezaust. Und die steigende Flut fraß und fraß an den Dämmen, Mauern und Ge-

bäuden, untergrabend und stürzend, was erreichbar. Der Eisenbahndamm nach Oberhausen zerrissen, die parallel laufende Chaussee bis zum Lippe-Fort aufgewühlt, das letztere, kläglich aus dem Wasser hervortauchend, glich einem Wrack. Von der Insel Büderich ragten nur noch die Kronen der Schanzen und die Dächer der Schuppen über den Wellen. Die Chausseen bildeten mit ihren entwurzelten und kreuzweis gestürzten Bäumen ein wirksames Verhau gegen jedes Fortkommen; das Glacis war zu einer waldartigen Wildnis zerwühlt. Die Rheinbrücke war in der Nacht noch eiligst in den kleinen Sicherheitshafen geborgen worden, in dem die geflüchteten Schiffe sich drängten. Die Pontons einer anderen irgendwo zerstörten Rheinbrücke trieben rheinab, mit ihrem wuchtigen Anprall alles bedrohend — dazu Balken, Häusertrümmer, totes Vieh.

Die Fortifikation war in Verzweiflung. Die Festungswerke, die ohnedies in jedem Frühjahr mit dem heimtückischen Grundwasser im Kampf liegen, hatten über die Maßen gelitten. Die Gräben waren mit Wasser gefüllt, und das unterwaschene Mauerwerk des alten baufälligen Revêtements bröckelte und stürzte. Auf der Rheinseite der Stadtbefestigung war Lünette 22a völlig hinweggeschwemmt, und das lehmig gelbe Rheinwasser umsprudelte schäumend die gestürzten Mauertrümmer.

22b war bis auf das Mauerwerk von dem deckenden Boden bloßgelegt. So galt es wenigstens die Mauern noch zu retten. Man war also am Nachmittag daran, diese durch eiligst aus den Glacissträuchern gefertigte Faschinen vor völligem Untergang zu schützen. Sträflingen war die schwierige Arbeit anvertraut, da diese am meisten in derartigem Thun geübt schienen.

Es war ein Gewimmel von Arbeitern auf der gefährdeten Stätte; noch immer fraß das Wasser. Zoll für Zoll mußte ihm die Beute mit Faschinen, Flechtwerk und Sandsäcken streitig gemacht werden — ein wütender Kampf des Landes gegen die aufrührerischen Wellen. Die strenge Disciplin, die sonst bei den Sträflingen beobachtet wird, war heute im Andrang der Gefahr außer acht gesetzt, die Blaujacken schafften mit Civilarbeitern untermischt, und die Patrouilleure kamen sich sehr überflüssig vor: wer denkt ans Entrinnen bei dieser wimmelnden Menschenfülle? Und der hochflutende Rhein ist ein besserer Schutz als Mauer und Riegel.

Doch abermals trug das Wasser einen Triumph davon — es durchbrach den schmalen Damm, der von der linken Flanke des Werkes noch aufragte, und wie mit einem Freudengeheul stürzte die Flut ins Innere der Schanze. Ein Teil der Arbeiter fand sich in gefahrvoller Weise auf dem zur Insel gewandelten Erdkloß isoliert — jeden Augenblick wird der zusammenstürzen! Man warf Stangen hinüber, einige retteten sich auf diesen, andere wateten bis an den Bauch durch die Flut.

„Ein Nachen! Wenn wir doch einen Nachen hätten!" zeterte von der Höhe der ausgewaschenen Traversmauer der Ingenieurlieutenant. „Wallmeister, warum haben Sie nicht für einen Nachen gesorgt?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" gab der Wallmeister, absichtlich übertrieben dienstmäßig, zur Verhöhnung der Frage, als Antwort. Er hatte seit einer Stunde mit seinen Sträflingen im Schlamm gestanden und selbst Hand mit angelegt.

„Heda! Sie da!" rief er plötzlich, in die Wildnis der gestürzten Bäume winkend. Dort fand sich ein Nachen wie hergezaubert. „Hier ist der Nachen zur Stelle, Herr Lieutenant!" meldete der Wallmeister zur Traverse hinauf, und er konnte ein leichtes Grinsen nicht unterdrücken: wie effektvoll er dem Allerweltsbesserwisser von einem Lieutenant in die Parade fuhr.

„Heda! Sie leihen uns Ihren Nachen auf einen Moment!"

Es war ein Seelenverkäufer, darin ein

Schiffer, ein Junge und ein Weib — eine auffallend hübsche Erscheinung mit entblößten, stämmigen Armen, die ein Ruder regierten.

Der Seelenverkäufer fand sich sofort bereit. Es war eine Kleinigkeit, die paar Kerle von dem gefährdeten Erdkloß in Sicherheit zu schaffen.

Man meint, das hübsche Weib und einer der Sträflinge kennten sich! Es ist ein degradierter Unteroffizier, der seinem Feldwebel an den Leib gegangen. Sie stutzen beide, da sie sich plötzlich Aug in Aug gegenüberstehen. Von seiner Seite ist's fast ein Zurücktaumeln des Erstaunens. Jetzt scheint sie ihm etwas zuzuraunen, immer die Augen flammend in die seinen gebohrt. Später wird es beim Verhör offenbar, die Nebenstehenden hatten die Worte deutlich vernommen.

„Still — nix merken lassen, Fünkchen," so raunte sie ihm zu. „Paß auf — nachher — du springst in den Rhein — wir fangen dich!"

Bald darauf ward der Seelenverkäufer entlassen, er zwängte sich zwischen dem Astwerk der umgestürzten Glacisbäume hindurch, trieb sich noch eine Weile anscheinend zwecklos, wie aus Neugierde, in der Nähe der Arbeitenden umher, bis er sich anschickte, vom Ufer ab in die mit wildschäumenden Wellen bedeckte Weite hinauszurudern. Bei diesem Wellengang?! Aber es hatte niemand hier am Lande Zeit, sich darüber zu verwundern.

Plötzlich schallt der Ruf:

„Ein Mann ins Wasser! Stange her!"

Es hatte einer der Sträflinge die Jacke aufgerissen und sie weggeschleudert — dann im Nu von der Höhe der Faschinenböschung hinab ins Wasser.

„Schnell, schnell! Stange her! — er ersäuft!"

„Denkt nicht daran!" ruft ein anderer Sträfling dazwischen. „Der schwimmt schon! Es ist der Funk!"

Alles in Alarm. „Der Nachen — der Nachen!" kräht der Lieutenant von oben herab. „He! Ein Mann ins Wasser!" Teufel auch, sie werden ihm schon heraushelfen, die im Nachen da hinten! Sie warten ja bloß auf ihn, der mit kräftigen, verzweifelten Stößen, von den Wellen gewiegt, sich zu ihnen hinarbeitet.

Ein ungeheuerliches Wagnis — man ist starr vor Staunen — die Sträflinge grinsen vor Freude über das prächtige Stück. Ein Mordskerl, der Funk! Und er kommt durch! Schwimm doch einer ihm nach.

Sie sind mit ihm im Komplott, die im Nachen — seht, das hübsche Weib hält jetzt ein Seil bereit, um es dem Schwimmenden zuzuwerfen — wahrhaftig ein Komplott!

Jetzt! — jetzt — nur noch ein wenig ausgehalten, so ist er bei ihnen im Nachen! — bravo! — Jetzt scheint er zu ermatten — die Wellen werfen ihn wie einen Fangball auf und nieder —

„Dalli! Dalli!" wagt einer der Sträflinge, der seine Freude nicht halten kann, hinüberzurufen.

„Patrouilleure! — zum Donnerwetter, schlafen die Kerle?" brüllt der Offizier von der Traverse. „Ein Deserteur! Schießen! — Schlafmützen! — Wird's bald! — Nieder mit dem Halunken dort im Wasser!"

Jetzt ist das Weib in dem gewaltig wogenden Nachen aufgeschnellt. Mit weit ausholenden Armen schleudert sie das Seil hinaus aufs Wasser. Man meint das Flammen ihrer Blicke, den heißen Atem ihrer wilden Aufregung bis herüber zu spüren —

„Feuer!" schreit außer sich der Lieutenant.

Endlich legt einer der Patrouilleure an. Ein dumpfer Schuß — die Kugel zischelt durch die Luft.

„Die Frau ist getroffen!"

Mit einem entsetzten Blick stiert der Patrouilleur, der den Schuß abgegeben, nach dem Nachen hinüber. Teufel des Teufels! — Das Weib ist richtig getroffen, statt des Flüchtlings! Man sieht ihre hohe Gestalt wanken, die linke Hand in die Seite gekrallt. Man meint einen

Schrei zu hören — nun stürzt sie nieder, hart hinschlagend gegen das Holz. Der Mann und der Junge springen herzu, um sie aufzufangen.

„Hat genug — die!" heißt es.

„Geschieht der Bande schon recht!" ruft der Lieutenant.

„Noch ein Schuß!" ruft der Patrouilleur-Unteroffizier. „Schnell! Für den anderen! — Der Deserteur entwischt! — Auf den Funk! — Ein Schuß — ein Schuß —"

„Wo denn?" fragt einer der Mannschaften, das Gewehr zum Schuß bereit an der Hüfte.

Man sieht nichts mehr von dem Schwimmer. Untergegangen?

„Hat sich was! — entwischt!" höhnt ein Sträfling.

„Säuft aus der großen Schüssel!"

Ein Paar Arme recken sich abermals über dem Wasser in die Höhe — man sieht bis hierher das zuckende Krallen der Hände.

Da legt der Unteroffizier an.

„Pulver gespart!" ruft einer.

Der Unteroffizier setzt wieder ab, mit einem wütenden Fluch, daß ihm der Schuß entgangen.

Die Arme sind hinab — nichts als die bäumenden, mit schmutzigem Schaum bedeckten Wogen.

Einige Minuten des gespannten Gaffens — ein paar Rufe und Flüche der Verwunderung. Da wütet die Stimme des Lieutenants über den Platz:

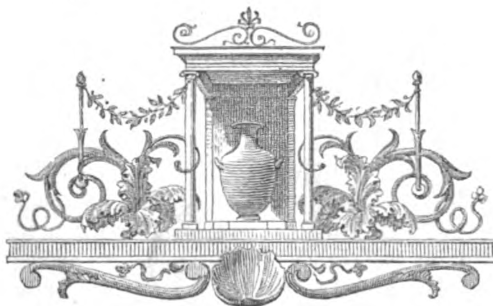
„Nun, wird's bald mit der Arbeit? — Wallmeister, nehmen Sie die Kerle scharf heran! — Der ganze Plunder ersäuft uns, ehe es Nacht wird!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Dann wieder ein tosendes, scharrendes, stampfendes Durcheinander der Schaufeln, Hacken und Schlägel — um den „Plunder" zu retten.

Wo ist der Nachen mit der Erschossenen geblieben?

Man hat ihn, gegen das Wellenspiel mühsam ankämpfend, langsam davonrudern gesehen; allmählich verschwand er in der gleißenden Blendung, welche die Abendsonne, aus dem Sturmgewühl der Wolkenmasse hervorbrechend, über die wogende Rheinfläche breitete.





Eduard von Hartmann.

Von
Thomas Achelis.



Im merkwürdigen Gegensatz zu Arthur Schopenhauer, der bekanntlich erst nach seinem Tode die verdiente Anerkennung fand, hat Eduard v. Hartmann schon sehr früh eine weitgehende Aufmerksamkeit erregt. Während begeisterte Jünger in überschwenglichen Worten ihn als Apostel der erlösungsbedürftigen Menschheit feiern, erschöpfen sich andere in nicht gerade zartgewählten Ausdrücken aufrichtiger Verachtung, einige wenige suchen ihm endlich durch mühsam affektierte Ignorierung den Platz unter den geistigen Kapacitäten der Gegenwart streitig zu machen. Uns scheint dies alles höchst einseitig und vor allem dem Wert des Mannes wenig entsprechend zu sein. Jene sympathischen oder mißbilligenden Äußerungen (ich sehe hier von den eigentlich moralischen Angriffen und nichtswürdigen Insinuationen völlig ab) tragen zu unverkennbar den Stempel eines rein ästhetischen Empfindens an der Stirn, um irgendwie noch eine vorurteilsfreie, objektive Kritik zuzulassen; sie gehören überhaupt nicht mehr in die Sphäre der exakten Wissenschaft, sondern der unklaren, aber leider so sehr beliebten Gefühlspolemik. Dem gegenüber soll im folgenden eine genetische Analyse der wesentlichsten Ideen dieser „Philosophie des Unbewußten" versucht werden, die, obwohl sie naturgemäß eine persönliche Beurteilung nicht entbehren kann, doch auch dem Leser die Bildung einer selbständigen Ansicht möglich macht. Zunächst sei es mir gestattet, die notwendigen biographischen Notizen vorauszuschicken.

Eduard v. Hartmann wurde geboren am 23. Februar 1842 in Berlin als der Sohn eines Artillerieoffiziers, dem er anfangs in dessen Beruf folgte. Durch ein unheilbares Knieleiden an einem weiteren Fortkommen in dieser Carriere gehindert (1864), entschloß er sich, eine andere Thätigkeit zu ergreifen; nachdem er sich überzeugt, daß seine dilettantischen Neigungen auf dem Felde der Malerei und Musik nicht ausreichten, um wirklich Tüchtiges und Originelles zu schaffen, wandte er sich wieder derjenigen Disciplin zu, welcher er auch während seiner Militärzeit manche Stunde gewidmet, der Philosophie. Nach einer Reihe kleinerer Abhandlungen entstand zugleich unter dem Einfluß Schopenhauers allmählich in ihm der Entwurf einer Philosophie des Unbewußten, und zwar, wie er selbst berichtet, nicht in systematischer Form, sondern anfänglich in der Art eines Selbstgesprächs, mehr zu subjektiver Klärung, als schon für die Öffentlichkeit bestimmt. Erst im Verlaufe der Arbeit entwickelte sich der leitende Zusammenhang, der die einzelnen Teile organisch verknüpfte. Der beispiellose Erfolg dieses Werkes ist bekannt, so daß der Autor schon im Jahre 1874 das Vorwort zur neunten Auflage schreiben konnte; ihm

folgten dann im vorigen Decennium eine Reihe anderer, größerer und kleinerer Arbeiten, von denen wir hier nennen: „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descedenztheorie" (bekanntlich eine gelungene Düpierung enragierter Darwinisten), „Die Selbstzersetzung des Christentums", „Gesammelte Studien und Aufsätze", „Die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", etwas später die des religiösen Bewußtseins und „Die Religion des Geistes". Zur allgemeinen Orientierung möchten wir dann die Schrift „Philosophische Fragen" empfehlen. Die anderen Produktionen (wie seine höchst wertvolle Ästhetik) dieses unglaublich regsamen und vielbewanderten Schriftstellers im Detail aufzuzählen, müssen wir uns versagen.

Wir sehen hier sich eine Existenz entwickeln, welche völlig auf eigene Thätigkeit basiert ist und die gewöhnlichen Phasen einer gelehrten Laufbahn vermieden hat. Glaubt sich Hartmann mit Recht infolge dieser unabhängigen Stellung freier von den herrschenden Tagesmeinungen und namentlich von den traditionellen Dogmen des Katheders, so teilt er doch andererseits die glückliche Neigung unseres Zeitalters, für metaphysische Untersuchungen jeder Art das unentbehrliche Fundament in der Naturwissenschaft zu suchen. Das stolze Titelblatt seines Erstlingswerkes, „Spekulative Resultate nach induktiv-wissenschaftlicher Methode", ist schon dafür bezeichnend, und wir wollen es ihm gern glauben, daß das Schicksal ebensogut einen philosophischen Naturwissenschafter als einen naturwissenschaftlichen Philosophen aus ihm hätte machen können. Wir werden deshalb nicht umhin können, um den richtigen Gesichtspunkt für unsere Beurteilung zu gewinnen, die naturwissenschaftlichen Grundlagen seines Systems einer kurzen Erörterung zu unterziehen.

Mit Eifer und geflissentlicher Wiederholung opponiert Hartmann vor allem der rein mechanischen Naturauffassung, sowohl der bornierten (sit venia verbo!) des Materialismus, der mit einem kecken Federstrich das Denken als eine selbstverständliche Äußerung des Stoffs dekretiert, als jener verfeinerten Form, in der alle Vorgänge auf rein quantitative Unterschiede zurückgeführt werden. Nachdem er den Schleier der Anonymität für die oben citierte Schrift hatte fallen lassen, hebt er die gewöhnliche Täuschung des angeblich realen Naturforschers in den Anmerkungen zur zweiten Auflage scharf hervor: „Wir besitzen in der subjektiven Erscheinungswelt nur den Reflex der Natur im eigenen Geist, und jede Aussage der Naturwissenschaft über die Beschaffenheit und Gesetze der Natur beruht auf Schlußfolgerungen, welche sie aus geistigen Erfahrungen auf die sie verursachenden geistigen Dinge zieht." (S. 257.) Die Natur ist also nur Mittel zur Entfaltung des Geistes, nichts Primäres, sondern nur Sekundäres, durch unsere subjektive Organisation getragen und, wenn man so will, erzeugt. Erst diese Erkenntnis des wirklichen Thatbestandes, übrigens jetzt ein Gemeingut der kritischen Naturwissenschaft, ermöglicht die metaphysische Verwendung naturwissenschaftlicher Forschungen. Worin besteht nun für Hartmann dieses empirische Material, auf dem sich die Spekulation aufbaut? Kurz gesagt in dem Princip des Unbewußten, dessen Wirksamkeit unser Autor mit eingehender Sorgfalt und großer Sachkenntnis in den verschiedensten Funktionen des animalischen Lebens nachweist. Der Deutlichkeit wegen greife ich ein allbekanntes Beispiel heraus, es ist der Instinkt, den Hartmann als ererbte Hirn- und Gangliendisposition faßt und dessen Thätigkeit er charakterisiert als ein zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein der Zwecke. Die vielfachen Versuche, diesen schwierigen Begriff widerspruchslos zu bestimmen, zeigen zur Genüge, wie unbequem dies Problem der Philosophie geworden ist. Aber eins muß hier gleich betont werden, daß die Erklärung schon um deswillen häufig sich vergriffen hat, weil sie einseitig den Nachdruck auf das Erkennen legt, das hierbei zunächst

gar keine Rolle spielt. Wie wenig die angebliche Sicherheit und Unfehlbarkeit dieses unbewußten Thuns begründet ist, beweist ja die Erfahrung, welche uns bei den Tieren die verschiedenartigsten, gröbsten Irrtümer sehen läßt. Aber es handelt sich für uns um die Frage, kann überhaupt jener Faktor des Unbewußten, wie er ja re vera in den mannigfachsten psychophysischen Prozessen zur Geltung kommt, als Grundlage unserer wissenschaftlichen Erkenntnis angenommen werden, und ist ihm gegenüber die Herrschaft und Wirksamkeit unseres bewußten Ich nur eine verhältnismäßig untergeordnete? So wenig die durch exakte Beobachtung (aber nur durch diese!) konstatierten Thatsachen bezweifelt werden sollen, so falsch ist doch aus zwei durchschlagenden Gründen ihre metaphysische Verwertung. Einmal muß man sich erinnern, daß wir alle Erscheinungen dieses Unbewußten, wie überhaupt jede Negation eines positiven Inhalts, uns nur nach den Analogien des uns gegebenen, bewußten Lebens vorstellig machen können. Alle Versuche deshalb, jenem eine selbständige Bedeutung vindizieren zu wollen, strafen sich selbst, indem sie unwillkürlich und unvermeidlich die allein uns bekannten Beziehungen des individuell bewußten Daseins in ihre Deduktionen hineintragen. Das ist nicht nur in der ganzen spiritistischen Theorie zu erkennen, sondern nach einer gewissen Richtung auch in der Tierpsychologie, die gleichfalls die ihr anderweitig unlösbaren Vorgänge ganz unbedenklich aus den Analogien der menschlichen Psyche erläutert und mitunter nur poetisch paraphrasiert. Wir werden später noch sehen, wie sich diese unausbleibliche Verzeichnung des Unbewußten in das Bild des bewußten Lebens hinein in metaphysischer Hinsicht rächt; für jetzt möge es genügen, auch die psychologische Unzulässigkeit dieses Verfahrens hervorgehoben zu haben. Das zweite Hindernis, in dieser Perspektive in der That eine fruchtbare Erweiterung unserer Erkenntnis zu sehen, besteht in der unleugbaren Thatsache, daß uns zur genaueren Fixierung der Aktion dieses Unbewußten schlechterdings jedes wissenschaftliche Mittel versagt ist, wir also nur auf mehr oder minder geistreiche Vermutungen angewiesen sind. Es soll dadurch nicht der Irrtum früherer philosophischer Systeme verteidigt werden, die immer von der Vernunft als einem festen und bestimmten Organ redeten, das keiner Entwickelung bedürfe und somit auch keine graduellen Unterschiede zuließe; die genauere experimentelle Beobachtung hat vielmehr gezeigt, daß wir eigentlich mit jenem Namen nur einen konventionellen Titel für die denkbar verschiedensten geistigen Funktionen besitzen, die sich in berechenbaren Abstufungen in das Dämmerlicht eines der bewußten und klaren Erkenntnis völlig entzogenen seelischen Trieblebens verlieren. Das Ich ist durchaus nicht, wie noch jetzt häufig vorgegeben, ein unwandelbares, spontanes Agens, sondern vielmehr ein Produkt höchst mannigfaltigster Faktoren mit außerordentlich schwankender Intensität seiner Wirksamkeit. Aber — und darauf kommt es hier an — es ist für jede nüchterne Überlegung völlig unmöglich, diesen Prozeß der Individuation, das heißt der Entstehung des Ich aus irgend welchen kosmischen Elementen analytisch, induktiv abzuleiten. Solange dieser geheimnisvolle, umschleierte Hintergrund der Psyche, welcher unzweifelhaft allen bewußten und individuellen Regungen und Akten zu Grunde liegt, eben ein wissenschaftliches Adyton bleibt und sich nicht in eine rationelle Mechanik, etwa nach Art psychophysischer Forschung, umwandeln läßt, ist alles Philosophieren über diesen eigentlichen Weltgrund nur poetisches Fabulieren und gehört in die Reihe der kosmogonischen Träumereien, vor denen bekanntlich Schopenhauer eine so gründliche Angst hatte. Um nichts klarer wird aber dieser zweifelhafte Zusammenhang, wenn man diesem fraglichen Unbewußten, wie Hartmann es will, eine unbewußte, fehllose Zweckmäßigkeit beilegt. Denn eben dies Attribut kann ja nach unserer

Vorstellung nicht anders als irgendwie mit einer Apperception verbunden gedacht werden, mit irgend einem Bewußtsein, sei dies nun Gott, Weltgeist, Kosmos oder sonst ein Wesen. Man mag dies als eine bedauerliche Schwäche des menschlichen Intellektes hinstellen, aber wir müssen darauf bestehen, daß die Thatsache einer Verknüpfung des Zweckes mit einem Subjekt eine unerschütterliche ist.

Mit diesen letzten Ausführungen bin ich schon in die eigentliche philosophische Entwickelung des Unbewußten eingetreten, wie sich denn ja überhaupt zwischen der empirischen (naturwissenschaftlich-psychologischen) Begründung und der metaphysischen Verwertung kein absolut trennender Schnitt machen läßt. Mit Recht ist gelegentlich darauf hingewiesen, wie Hartmann den absoluten, aber blinden und irrationellen Willen Schopenhauers mit der allmächtigen und allweisen Urvernunft Hegels in eine organische Synthese zu bringen versucht habe, und er selbst gesteht, wie dieser Gedanke durch die Ideen der späteren Schellingschen Philosophie wesentlich in ihm gefördert sei. Ob aber diese Verknüpfung der beiden erwähnten Elemente eine wirklich innere und naturnotwendige, man möchte fast sagen, sympathetische ist, muß sich später ergeben; zunächst bedarf es unserer Aufmerksamkeit, um den genetischen Aufbau des philosophischen Begriffes des Unbewußten zu verfolgen. Willen und Vorstellung ruhen beide im Schoße dieses Alleinen, freilich innerlich völlig voneinander getrennt, jener blind und alogisch, aber voll schöpferischen Thatendranges, diese gänzlich uninteressiert an irgend welchem Sein, aber dafür im Besitz der höchsten Erkenntniskraft. Diese psychologische Abstraktion, die als solche jedem wahren Geschehen fremd ist, hat Hartmann, wie gesagt, auf sein höchstes Princip übertragen, so daß schon aus dieser scholastischen Hypostasierung sich die bedenklichsten Widersprüche ergeben müssen. Das Unbewußte besitzt also einerseits die Fülle der Vernunft in Gestalt der allweisen, aber ohnmächtigen und auch unlustigen Idee, anderseits die titanenhafte Verwegenheit eines plastischen, aber völlig vernunftlosen, daseinshungerigen Willens. Beide Faktoren, ohne jede innere Vermittelung in die Natur des Absoluten zusammengedrängt, können natürlich auch nur, sobald sie dieser mechanischen Fessel ledig sind, in äußerste Feindschaft gegeneinander entbrennen. Und dies um so mehr, als ja die ganze Weltentwickelung, die sich doch nicht ohne Mitwirkung der freilich ganz interesselosen Idee vollziehen kann, nur unter der Voraussetzung einer schmählichen Düpierung derselben seitens des thatendurstigen Willens vor sich geht. Dadurch wird das bisherige potentielle Sein, das in der Vorstellung die Quintessenz des Weltlaufs enthielt, erst realisiert zur Existenz und dadurch das Elend des wirklichen Daseins gegenüber dem nur ideellen, oder was dasselbe sagen will, dem imaginären begründet. An diesem πρῶτον ψεῦδος, dieser ganz unbegreiflichen Dummheit der an sich vollkommenen Idee, krankt demnach die ganze Weltentwickelung; deshalb ist ihr letzter und eigentlich auch alleiniger Zweck, diesen Kardinalfehler wieder gut zu machen und den früheren Zustand des paradiesischen kontemplativen Behagens wieder zu rehabilitieren. Es bedarf keiner ausführlichen Erörterung, um die Schwächen dieser Beweisführung aufzudecken; zunächst giebt es re vera, das heißt in den wirklichen psychophysischen Zuständen, nie ein Streben ohne irgend ein Ingredienz des Vorstellens. Der Versuch Schopenhauers, den Willen als metaphysischen Centralpunkt des Geschehens, als das eigentliche Ding an sich zu erfassen, das jeglicher logischer Beleuchtung unzugänglich sei, widerspricht als rein dogmatische Hypostasierung allen psychischen Thatsachen und Principien. Immer zeigt sich der schärferen Beobachtung in den verschlungenen Prozessen des Strebens ein sei es auch noch so dürftiges Moment des Bewußtseins, einer Apperception; ein diesem organischen Zusammenhang enthobener Trieb, ein blindes Begehren ohne jede weitere

seelische Affektion giebt es nicht. Damit zerfällt jene zwar reinliche und gefällige, aber dem wahren Sachverhalt widersprechende Sonderung der elementaren psychischen Phänomene. Ist die Prämisse nun unrichtig, so auch selbstverständlich der Schluß, das heißt in diesem Fall die ganze metaphysische Verwendung jener Voraussetzung; das mit seltenem Geschick und gewinnender Überredungskunst entworfene Bild der Kosmogonie, der weiteren Weltentwickelung und -Erlösung, hat deshalb mehr Anspruch auf poetische als auf wissenschaftliche Wertschätzung. Diese mythologische Phantasie, wie sie in ähnlicher Weise schon vielfach in die Geschichte des Denkens sich verirrt hat, sollte ein für allemal von der Sphäre der strengen Wissenschaft ausgeschlossen sein (obwohl sie selbst in der Gegenwart noch bei manchem, angeblich rein exakten Naturforscher ihr Wesen treibt), da sie sich die kritisch gänzlich unmögliche, weil exakt unlösbare Aufgabe stellt, nämlich, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, den Ursprung der Dinge zu erklären. Wenn es nun irgend ein illegitimes Problem giebt, das die Grenzen der menschlichen Erkenntnis überschreitet und der Sphäre des religiösen Glaubens angehört, so rangiert diese Frage einer vorweltlichen Welt in jenes mystische Reich der Transcendenz. Und selbst die Richtigkeit jener vorzeitigen entente cordiale zwischen den beiden Principien zugegeben, woher plötzlich der Anstoß zur Weltbildung, wie war jener verhängnisvolle Betrug möglich, in welchem die kalte und gleichgültige Idee der Unersättlichkeit des Willens erlag?

Doch sehen wir von diesen Bedenken ab, welche sich an das Entstehen der Dinge unvermeidlich knüpfen, und fragen wir nunmehr, was ist der Zweck dieser Weltschöpfung? Gerade dies ist der Punkt, an dem Hartmann den mechanischen Ansichten eine heftige und scharf motivierte Opposition macht, und deshalb erhalten wir auch auf unser Begehren eine ausreichende, eminent bedeutsame Antwort. Dieser universale Zweck alles Geschehens ist das Zustandekommen des Bewußtseins. „Das Heil der Welt beruht auf der Emancipation des Intellektes vom Willen, deren Möglichkeit im Bewußtsein gegeben ist, und der ganze Weltprozeß arbeitet allein auf dieses Ziel hin.“ (Philosophie des Unbewußten, vierte Auflage, S. 404.) Wir erinnern uns unserer früheren Entgegnung, daß die Erscheinungen des unbewußten seelischen Lebens uns nur aus dem Reflex unserer bewußten seelischen Thätigkeit verständlich sind. Wie ist es nun denkbar und welchen Sinn hat es überhaupt, von einem zwecksetzenden Unbewußten zu sprechen, das diesen Gedanken in irgend welcher und sei es noch so unklaren Vorstellung zu fassen vermöchte? In welcher imaginären Form der Ichheit müßte man sich dies höchste Princip denken, um es jene maßgebende Idee fassen und realisieren zu lassen? Wie könnte es sich in dieser hellseherischen Funktion der Unbewußtheit eines so heterogenen und widerstrebenden Mittels wie des Willens bedienen? Wie verträgt sich überhaupt die fehllose Allweisheit des Unbewußten mit jener an die Unbehilflichkeit und Widerspenstigkeit der platonischen Materie erinnernden Starrheit und blinden Thorheit des Willens? Es würde mich zu weit führen, wollte ich in ausführlicher Charakteristik die Natur des unumschränkten, allwaltenden Princips genau im Detail schildern; ich begnüge mich, nur einige Züge dieser durch und durch anthropopathischen Beschreibung zu reproduzieren: Das Unbewußte erkrankt nicht, es ermüdet nicht, schwankt und zweifelt nicht, irrt nicht, behilft sich mit einem Minimum von Kraft zu einer Wirkung, ist allwissend und allweise. Wie gesagt, alles Eigenschaften, die aus der bloßen Übertragung von verständlichen, psychophysischen Beziehungen unseres bewußten Lebens auf ein dunkles, sonst (ohne dieses instruktive Analogon) völlig unfaßbares Agens entstanden sind. Ebensowenig ist es unserem Philosophen gelungen, das schon viel umworbene Rätsel der Individuation zu

lösen. Wohl vermag er uns mit überredender Anschaulichkeit begreiflich zu machen, daß der ruhelose Wille mit seiner unverständigen Gier des Lebens sich neben der kalten und interesselosen Idee in der einsamen Ätherhöhe nicht wohl fühlen mochte; aber wodurch hätte sich die angebliche Weisheit des Unbewußten wohl zwingen lassen können, seine verhängnisvolle Einwilligung zur Weltschöpfung zu geben? Um dies zu erklären, bedurfte das Unbewußte der Setzung der Individuen zur Realisierung seines sonst haltlosen, jedenfalls zerfahrenen Selbst. Was es aus eigener Kraft in und an sich selbst nicht vermag, wird somit diesen seinen Sprößlingen zugemutet, das heißt die oben erwähnte Emancipierung des Intellekts vom Willen. Wird dieser Prozeß verallgemeinert, so erfolgt begreiflicherweise schließlich die Ertötung des Willens, das heißt nicht bloß subjektiv und individuell, sondern kosmisch und universell. Und so würde endlich nach einem qualvollen Verlauf durch die Eliminierung des verderblichen Strebens für die besonnene Idee jedes Interesse an der Fortsetzung irgend eines Daseins von selbst erlöschen, um so mehr, da eben nach der Ansicht Hartmanns dies überwiegend Unlust hervorbringt. Damit wäre das Ende aller Dinge erreicht, denn die einmal durch Schaden gewitzigte Idee wird sich so leicht nicht wieder zu einer neuen Inscenierung des jammervollen Schauspiels verleiten lassen, und von wem auch? Aber wo bleiben bei diesem Spiel die Individuen? Denn diese sind nach unseres Autoren Versicherung keine leeren Scheinexistenzen, wie im subjektiven Idealismus, sondern „Akte des Unbewußten, das seine Strahlen auf sie richtet.“ Bei dieser soeben geschilderten Reduktion des Weltverlaufs auf das Nichts verflüchtigen sie sich natürlich in Dunst und Rauch. Es giebt danach nur eine Alternative: Entweder besitzt das Unbewußte die ganze (nicht bloß imaginäre und nur latente) Fülle des Seins in sich, und dann ist es inkonsequent, von einer Realität der Individuen zu sprechen, oder das Unbewußte bedarf thatsächlich dieser Entwickelungsmomente zur Entfaltung seiner eigenen (also bis dahin unvollkommenen) Natur, und in diesem Falle ist es um die unnahbare Souveränetät des höchsten Princips unwiederbringlich geschehen. Es hilft nichts, wenn Hartmann sagt: „Die objektive Erscheinung, welche auf der Individuation des einen zur Vielheit beruht, ist auch nur in dieser Vielheit ohne Selbstwiderspruch möglich“ (S. 603), oder: „Die Einheit des Wesens bleibt unberührt durch die Vielheit der Individuen, welche nur Thätigkeiten oder Kombinationen von gewissen Thätigkeiten des einen Wesens sind“ (S. 599), mit anderen Worten, der Versuch, die Selbständigkeit der Individuen nur für diese sinnfällige Welt behaupten, ihr aber jede metaphysisch-transcendente Geltung absprechen zu wollen. Denn folgt ihre Realität oder objektive Phänomenalität für die Welt *unserer* kritisch zugänglichen Erfahrung, so ist damit das Problem endgültig vor dem Forum der Wissenschaft entschieden, und es giebt von dieser Instanz keine Appellation an die Entscheidung einer mystischen Welt, einer terra incognita, die bis jetzt noch jeder neugierigen Rekognoszierung hartnäckig widerstanden hat.

„Mit dem Pessimismuskapitel habe ich für immer den Weltschmerz als solchen vom Halse geschrieben und ihn in ein objektives, affektloses Wissen vom Elend des Daseins geläutert, dadurch aber auch die ungetrübte Heiterkeit des im Äther des reinen Gedanken schwebenden und von ihm aus die Welt und sein eigenes Leid wie ein fremdes Untersuchungsobjekt betrachtenden Philosophen mir zurückerobert. Daß der Schopenhauersche Pessimismus auch da begeisterte Jünger finden, der Weltschmerz auch da sich spontan erzeugen kann, wo die bei mir zusammengetroffenen äußeren Verhältnisse fehlen, beweisen zahllose Beispiele; es wäre daher logisch ganz ungerechtfertigt, meinen Pessimismus aus meinen äußeren Lebensumständen erklären zu wollen. Vor allem spricht das da-

gegen, daß nicht der Pessimismus das mir Eigentümliche ist, sondern seine Verschmelzung mit der optimistischen Entwickelungstheorie und die daraus sich ergebende Überwindung des Schopenhauerschen Quietismus und seiner Verneinung des Willens zum Leben." (Ges. Studien, S. 38.) Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn trotz dieser emphatischen Versicherung für die meisten Leser gerade in dem zwar eigenartig gefärbten Pessimismus Hartmanns das Hauptinteresse seiner Lehre beruht. Und zwar unseres Erachtens mit Recht; denn trotz der Modifikation des Schopenhauerschen Anathemas über die Welt als die denkbar schlechteste durch die Korrektur: schlechter als keine, zeigen sich auch bei Hartmann alle diejenigen widerspruchsvollen Konsequenzen, die wir schon teilweise in unserer bisherigen Betrachtung aufdeckten. Doch erinnern wir uns, um im gegebenen Zusammenhang zu bleiben, jener mysteriösen Weltentstehung per nefas. Da diese That ex confesso nur als eine bedauernswerte Übereilung aufgefaßt werden darf, so ist damit auch eo ipso der ganze wirkliche Weltlauf diskreditiert nach dem bekannten Spruche:

Denn alles, was besteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.

Die urteilslose Menge gehorcht blind ihren egoistischen Trieben, steigert also in thörichter Verblendung die Macht des brutalen und schmerzbringenden Willens; nur der nüchterne Philosoph, der diesen nichtswürdigen kosmischen Betrug (dessen eigenes Opfer er ist) durchschaut und daher die Lockspeisen des begehrlichen Lebens verachtet, rafft sich zu sittlicher Thätigkeit auf, indem er in langsamer Arbeit, in der die höchste Anspannung der Kräfte mit ergebener Resignation wechselt, an seinem Teile den letzten und höchsten Weltprozeß zu beschleunigen und zu realisieren sich bemüht. Mit unzweifelhaftem Recht opponiert Hartmann dem landläufigen seichten Eudämonismus, der nur in der Produzierung des eigenen Glückes den alleinigen Zweck des Daseins sieht; ja, er tadelt es auf das schärfste, vom Leben überhaupt ein bestimmtes Quantum Glück zu verlangen oder gar beides zu identifizieren. Diese verkehrte, aber tief eingewurzelte Anschauung lasse sich auch im ganzen Gange der Kultur verfolgen; denn mit der steigenden Civilisation vermehre sich dementsprechend das Verlangen, ja der Anspruch auf Glück, und zwar in dem Maße, wie umgekehrt die Erkenntnis von der Jämmerlichkeit des Daseins wachse. Falls es also die Erreichung individuellen Glückes um jeden Preis gelte, werde diese am konsequentesten in einer Reduzierung zu rein idyllischen Naturzuständen, d. h. in der Vertierung zu suchen sein. Um daher dieser geistigen und sittlichen Entartung vorzubeugen, sucht Hartmann, wie bereits angedeutet, jeden unmittelbaren Zusammenhang des Eudämonismus mit der Ethik aufzuheben und formuliert dies Bestreben in der Forderung: Steigerung der Kultur auf Kosten des individuellen Glücks. Aber auch diese civilisatorische Mission der Geister (wobei die großen socialen Organisationen, wie Kirche, Staat, Gesellschaft als höhere Organismen und Individuen funktionieren) kann noch nicht den wahren Grund des sittlichen Strebens erschöpfen, dieses liegt vielmehr, wie aus unseren Andeutungen schon ersichtlich, überhaupt nicht in der Sphäre des sei es auch noch so sehr erweiterten individuellen Bewußtseins, sondern des transcendenten Unbewußten. Dennoch scheint es mir, daß sich auch in diese ätherreine Höhe die früher so scharf kritisierten und mit Recht als untauglich verworfenen Principien des individuellen Eudämonismus unbemerkt mit hineindrängen, wodurch die angestrebte Autonomie der Sittlichkeit wieder unrettbar zu Fall kommen würde. Denn jene anscheinend völlig selbstlose Aufopferung des einzelnen für das Wohl des Absoluten involviert ja eo ipso als Effekt die damit begründete Glückseligkeit des Menschen, der also letzten Endes nur im eigenen wohlverstandenen Interesse thätig ist, während er den erstaunten Zuhörern gegenüber die bestechende Phrase der Welt-

erlösung im Munde führt. Der ganze Sinn des Geschehens überhaupt besteht ja nach dieser Auffassung darin, daß das Alleine durch jene (freilich immerhin im einzelnen mystische) Selbstopferung oder Tötung des Individuums von der Qual des Daseins erlöst und in integrum restituiert wird, oder, wie Hartmann sich drastisch, wenn auch nicht sehr geschmackvoll ausdrückt, von dem juckenden Ausschlag an seiner Haut geheilt wird. Ja, diese erhoffte Reduzierung des gesamten Weltinhalts auf Null begeistert unseren Denker so, daß er meint, es müßten diesem Unbewußten (um dessen Läuterung es sich ja handelt) alle Herzen entgegenschlagen und zujubeln. Ich glaube, daß der umgekehrte Schluß näher liegt, wie es auch schon häufig genug in satirischen Gedichten der Gegenwart zum Ausdruck gebracht ist, nämlich diesen nichtswürdigen Egoisten, der sich selbst durch eine unbegreifliche Dummheit (die in diesem verhängnisvollen Falle fast einem Verbrechen gleichkommt) in namenloses Elend gestürzt hat und mit seinem Sturz die ganze Welt, aus vollster Seele zu verfluchen und durchaus nicht in thatfroher Begeisterung zu einem Werke die Hände zu regen, das ihnen am letzten Ende nicht zugute kommt. Denn wenn diese höchst problematische Kur gelungen sein sollte — was dann? Nun, dann ist das Schauspiel der Welt aus, und gerade so wie vor dem Beginn des Dramas brütet das alleine, aber jetzt von seinem verderblichen Willen erlöste Unbewußte in seiner ewigen und leeren Identität über dem Nichts. Also diese ganze Unseligkeit und dieser unnennbare Jammer des Lebens sind von jener transcendenten Maschinerie nur deshalb herbeigeführt, um schließlich einen Zustand zu erwirken, welcher um kein Haar besser und wertvoller ist als jener vor-



Eduard v. Hartmann.

weltliche Antagonismus zwischen Idee und Wille.

Überblicken wir zum Schluß diese ganze Konstruktion, die den stolzen Namen führt: Prolegomena zu jeder künftigen Ethik, so treffen wir wiederum auf den charakteristischen Zug, der schon früher unser Bedenken wachrief, nämlich den ausgesprochenen Anthropomorphismus in der systematischen Entwickelung dieser Principien. Dieselbe Unzulässigkeit, welche die theoretische Begründung des Unbewußten kennzeichnete, die direkte Übertragung des bewußten psychischen Lebens auf die Natur jenes absoluten Alleinen richtet auch trotz aller gelungenen einzelnen Ausführungen die Sittenlehre Hartmanns. Aber es ist dies ein gerechtes Schicksal solcher hypostasierenden Dichtungen; denn da ja unzweifelhaft jenes metaphysische transcendente Gebiet unseren Augen unerreichbar ist und die exakte Wissenschaft jede Aussage hartnäckig verweigert, so bleibt eben nichts anderes übrig, als dieses Vakuum mit mehr oder minder falschen Analogien der uns zugängigen Erfahrung auszufüllen. Nur darf man sich nicht einbilden, mit derartigen Versuchen wirklich jener verschlossenen Welt etwas abgetrotzt und unser Wissen irgendwie positiv vermehrt zu haben. Dasselbe gilt mutatis mutandis von dem Pessimismus überhaupt; denn mit seiner generellen Behauptung von dem Überwiegen des Elendes und des Leides überfliegt er gerade so wie sein optimistischer Gegner völlig die Schranken unserer Erkenntnis. Oder wer hätte in der That den grenzenlosen Hochmut, sich einen derartigen universalen Überblick zutrauen zu wollen, um behaupten zu können, die Bilance des Schlechten übertreffe die des Guten bei weitem? Oder daß diese Welt schlechter sei als gar keine? Denn eben dieser letzte Gedanke ist ja bei näherem Besehen ein gänzlich unvollziehbarer, eine leere Abstraktion, von der man sich auch nicht die blasseste Vorstellung machen kann, eine rein transcendente Chimäre. Daß hier aber nicht ein einfacher deduktiver Schluß (also in diesem Falle aus der Unverträglichkeit der beiden Principien im Alleinen) die fragliche Thatsache im pessimistischen Sinne entscheiden kann, sondern ein, freilich in sich unmöglicher, induktiver Nachweis, ist wohl von selbst einleuchtend. Das gleiche Bedenken hinderte schon früher unsere Zustimmung zu dem Aufbau der theoretischen Philosophie; auch hier genügte das Material nicht, um den schweren Bau der Spekulation zu tragen, auch hier fehlte die direkte Herleitung des Bewußtseins und insbesondere der individuellen Existenz aus der Centralsubstanz des Unbewußten völlig, und mußte fehlen, weil sie über die Kräfte des menschlichen Geistes geht. So richtig mithin auch einige Entdeckungen Hartmanns sind, so glänzend namentlich seine Kritik anderer Anschauungen ist und so scharf sich sein spekulatives Ingenium auch zeigt, so verfehlt ist doch das Resultat seiner ganzen Philosophie, weil er die Erfahrung anstatt als verläßliche Führerin zu gebrauchen, willkürlich zurechtstutzt, und wo sie ihm ihre Dienste versagen muß, seine metaphysische Phantasie spielen läßt.





Am Grabe einer Stadt.

Von

Joseph Stradner.

Ferrara, einst die Residenz der prunkliebenden Herrscher aus dem Hause der Este, der Mittelpunkt des höfischen Lebens in Italien, die reiche Pflegestätte der Künste und der Litteratur, gleicht heute dem Leichnam eines schönes Weibes. Man bewundert die Anmut seiner Formen, das Antlitz trägt den Ausdruck eines vornehmen Geistes und einer stolzen, beweglichen Seele, prächtige Gewänder und kostbarer Schmuck bekleiden den Körper. Aber das Antlitz ist starr, und den Gewändern entströmt der Odem des Todes.

Ganz anders ist der Eindruck, der uns in Aquileja empfängt. Wo ist Aquileja? Von der Eisenbahnstation Ronchi der von Nabresina nach Italien abzweigenden Linie der österreichischen Südbahn fuhren wir mit einem freundlichen Vetturino durch die fruchtbare Isonzo-Niederung. Die Reben, auf welchen der treffliche Furlaner Wein wächst, ranken sich über Maulbeerbäume und die flachen Dächer der Wohnhäuser, da und dort ragt ein stolzes Herrenhaus im Stile Palladios mit einigen dunklen Cypressen über den Horizont auf. Der Wein, welcher an der Nordküste der Adria wächst, ist schon von den Römern sehr geschätzt worden. So lesen wir im Livius, daß die Gemahlin des Kaisers Augustus, Livia, welche mit Vorliebe in dem Palaste zu Aquileja wohnte, der gesunden Lage der Stadt und dem Genusse des Weines von Pucinium, dem heutigen Duino, ihr langes Leben verdankte.

Die heutigen Bewohner dieser Gegend sind ein fleißiges, genügsames Volk, das den Furlaner Dialekt spricht. Die Ackerbauern sind zum großen Teile Kolonen der Familien v. Ritter und Baron Ritter-Zahony in Görz und des Grafen Toppo in Udine. Jenseit der fast einen Kilometer langen Isonzobrücke führt die gute Landstraße durch die Fiumicella, ein üppiges Kulturland mit vielen freundlichen Häusern, unter welchen die schöne Villa der Familie Petteani durch ihren großen wohlgepflegten Park sich besonders auszeichnet. Die Bewohner von Pieris und Monastero, durch welche Orte unser Weg führt, betreiben die Korbflechterei und versenden ihre sorgfältig gearbeiteten Erzeugnisse bis Wien und Triest. Die ausgedehnten Auen des Isonzo liefern das Material für diese Hausindustrie, die Korbweide. Die Furlaner haben nicht den Ruf besonderer Körperschönheit, aber unter den Weibern kann man hier einzelne Gestalten sehen, die sich durch edlen Wuchs und schöne Gesichtszüge bemerkbar machen.

Nach zweistündiger Fahrt halten wir vor einem einsam stehenden, nicht sehr geräumigen, aber freundlichen Hause, das die Aufschrift trägt: Albergo al Museo. „Wir sind am Ziele,“ erklärt der Wagen-

lenker. — Wo ist Aquileja? — „Hier, dem Albergo gegenüber, ist das Museum und dort der Dom,“ erklärte der Vetturino, zuerst nach der rechten und dann nach der linken Seite der Landstraße weisend.



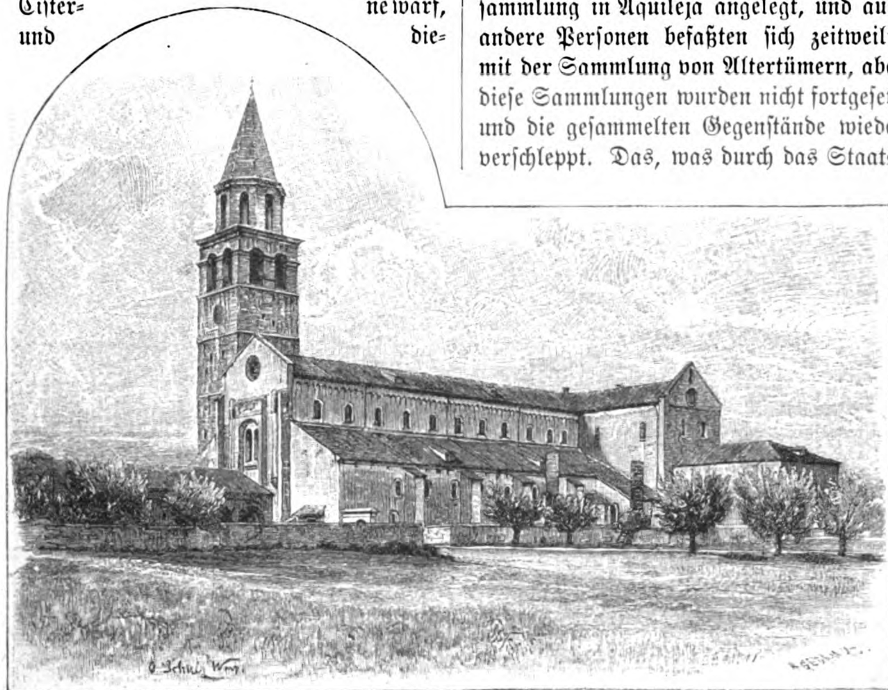
Ein Haus aus Römersteinen in Aquileja.

Das ist alles, was von der römischen Weltstadt und von dem glänzenden Patriarchensitz übrig geblieben ist! Zu ihrer Blütezeit zählte die Stadt über eine halbe Million Einwohner, war der Lieblingsaufenthalt der Cäsaren und die Stätte der verfeinertsten Lebensführung; heute besteht der Ort aus zwei Dutzend abseit der Straße gelegenen Häusern, und die Arbeitskraft seiner Bewohner reicht kaum aus, um den Boden, unter welchem die Trümmer der alten Stadt begraben liegen, mit Mais zu bepflanzen.

Die Sturmflut der Hunnen, welche sich im Jahre 452 über das Land ergoß, hat die reiche, prächtige Stadt vernichtet. Schon wollte Attila, der sie vergeblich belagerte, weiterziehen, als er, wie die Sage erzählt, einen Storch bemerkte, der sein auf einem Stadtturme erbautes Nest verließ. In dieser Erscheinung erblickte er ein böses Vorzeichen für die Stadt, er unternahm noch einen allgemeinen Sturm und überwältigte die Besatzung. Vierzigtausend Bewohner sollen den sengenden und mordenden Hunnen zum Opfer gefallen sein. Von da hatte die Stadt nur mehr eine untergeordnete Bedeutung durch die Macht der Patriarchen und verfiel während der Zänkereien, in welche diese fortwährend verwickelt waren, vollständig. Schon vor der Hunneninvasion war Aquileja der Sitz eines Erzbischofs, und was die Hunnen an Kunstwerken und Bauten verschont hatten, das zerstörten alsbald die christlichen Bewohner, welche die römischen Götter und Cäsaren von ihren Postamenten stießen und die Ruinen der Tempel und Paläste als Steinbrüche benutzten, denselben nach Bedarf das Material für ihre Häuser und Kirchen entnehmend.

Wir stehen heute an einem riesigen Grabe. Einem Leichensteine gleich ragt die Basilika mit dem düsteren Campanile, von weitem sichtbar, aus dem Grün der Campagna empor. Meilenweit im Umkreise stößt man, wo man in die Erde gräbt, auf Glieder dieser kolossalen Leiche. So hat man an verschiedenen, weit voneinander gelegenen Stellen die Fundamente der Stadtmauer bloßgelegt, deren

Umkreis uns jedoch nur die Ausdehnung der ursprünglich von der Legion gegen die unruhigen Istrier erbauten Grenzfestung vergegenwärtigt. Das Gebiet der Stadt mit ihren zahlreichen Villen war zu ihrer Blütezeit viel größer und reichte südlich bis ans Meer, nördlich weit über Monastero hinaus. Da und dort deckt man Cisternen auf, ein Stück einer Wasserleitung hat man gefunden, und in der Richtung gegen Terzo ist ein Teil einer städtischen Straße mit tief ausgefahrenen Geleisen in den Steinplatten und mit dem Bürgersteig zu beiden Seiten aufgedeckt. Im Volke ist die Sage verbreitet, daß eine große Menge von Geld und Juwelen vor den in die Stadt dringenden Hunnen dadurch in Sicherheit gebracht wurde, daß man sie in eine Cisterne warf, und dieser Brunnen sei bei dem Brande der Stadt verschüttet worden und in Vergessenheit geraten. Verkaufsverträge über Grundstücke in der Gegend von Aquileja enthalten deshalb fast immer eine Klausel, durch welche die im Felde etwa vorfindlichen Cisternen vom Verkaufe ausgeschlossen werden.



Dom und Campanile in Aquileja.

Wenn heute der Bauer von Aquileja seinen Acker pflügt, so erntet er auch gleich — Antiquitäten, die er an das Museum oder an die wenigen den Ort besuchenden Fremden verkauft. Die Felder sind mit Thonscherben, mit Splittern opalisierten Glases und verschiedenfarbigen Mosaikstiften förmlich besäet.

Den massenhaften Verschleppungen von Altertümern wurde erst im Jahre 1882 durch Errichtung eines Staatsmuseums, welches unter der vortrefflichen Leitung des Konservators Prof. Heinrich Maionica steht, Einhalt gethan. Allerdings hatte schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts Giandomenico Bertoli eine Privatsammlung in Aquileja angelegt, und auch andere Personen befaßten sich zeitweilig mit der Sammlung von Altertümern, aber diese Sammlungen wurden nicht fortgesetzt und die gesammelten Gegenstände wieder verschleppt. Das, was durch das Staatsmuseum gerettet und vereinigt wurde, ist noch immer wertvoll genug, um nicht nur den Fachmann, sondern auch den kunstsinnigen Laien zu fesseln. Es giebt in Österreich keine Fundstätte römischer Alter-

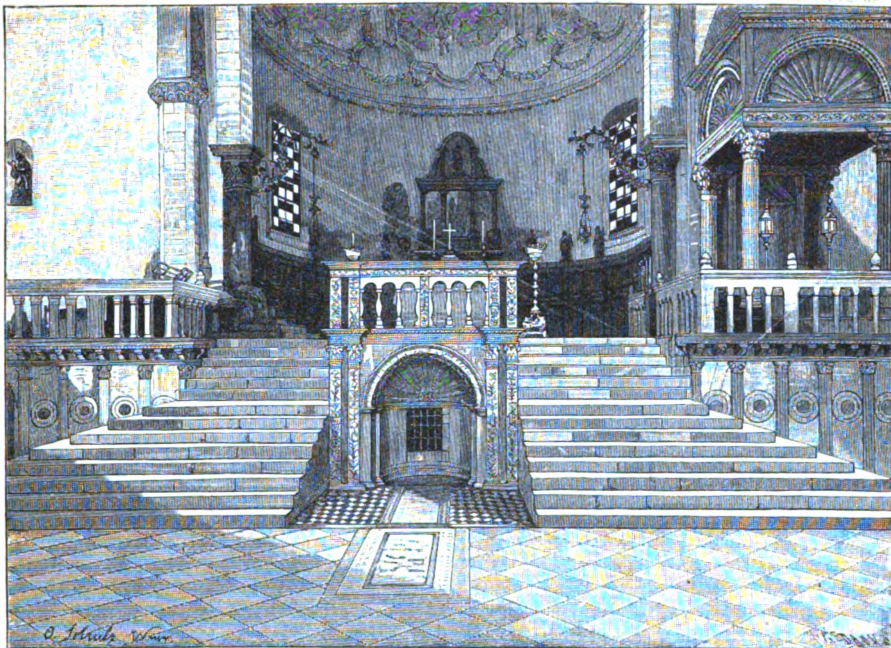
tümer, welche jener von Aquileja an Reichhaltigkeit gleichkäme. Beinahe zweitausend Inschriften sind bereits publiziert. Besonders zahlreich sind die Funde an Bernstein- und Glasobjekten.

Einsam an der Landstraße, inmitten eines großen Gartens, steht das Staatsmuseum von Aquileja, welches auch die Sammlungen der Stadtgemeinde, der Familie Ritter und des Barons Eugen Ritter-Zahony enthält. Im Garten sind in langen Reihen Grabdenkmäler, Säulentrommeln, Springbrunnen, Architekturfragmente, Sarkophage und andere größere Objekte aus Stein aufgestellt. Das einstöckige Gebäude enthält nebst einer Vorhalle sechs große Säle. Aus der reichen Sammlung können wir hier nur einzelne der interessantesten Gegenstände erwähnen. Gleich im ersten Saale fällt die große des Kaisers Claudius. In demselben Saale finden sich Bruchstücke einer Kolossalgruppe, welche wahrscheinlich einen öffentlichen Platz zierte. In einem anderen Saale finden wir einen schön gearbeiteten Venustorso in derselben Stellung, welche Kleomenes seinem unter dem Namen der mediceischen Venus bekannten Meisterwerke gegeben. Fast vollständig erhalten sind fünf große Steinmedaillons, welche an dem Orte, wo der Kaiserpalast gestanden haben soll, gefunden wurden und welche in weit herausragender Reliefarbeit die Büsten des Merkur, des Vulkan, der Venus, des Jupiter und des Mars darstellen. Für das Studium der alten Bildhauertechnik sehr interessant ist der Torso einer stark bewegten männlichen Statue, die unvollendet blieb und noch mit der Punktierung versehen ist.



Mittelschiff des Domes in Aquileja.

Marmorstatue des Kaisers Tiberius auf. Der Faltenwurf der Toga ist ungemein effektvoll ausgearbeitet. Ein Gegenstück dazu bildet die überlebensgroße Statue Von einem prächtigen Reiterstandbild, welches die Aquilejaner dem C. Minicius Italus, einem hohen Beamten des Kaisers Vespasian, gesetzt haben, ist nichts



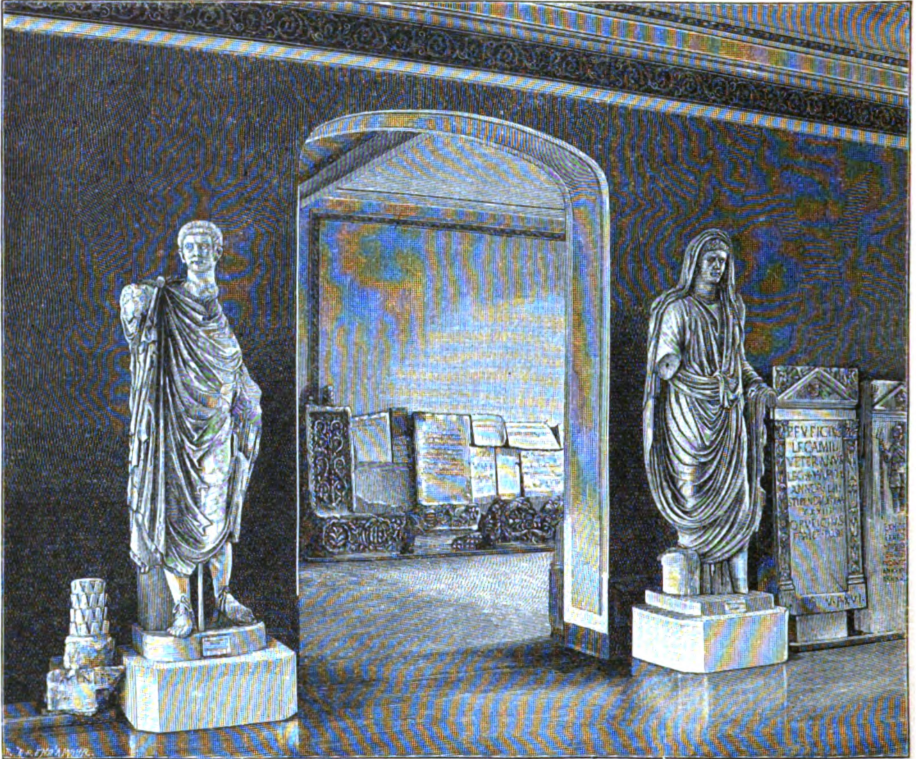
Hauptaltar und Eingang zur Krypta im Dom zu Aquileja.

vorhanden als die Inschriftplatte des Sockels. Ungemein anschaulich vergegenwärtigt uns das Kulturleben jener Zeit ein Grabstein, dessen Inschrift uns mit einem Touristen jener Zeit bekannt macht. Wir erfahren, daß der Afrikaner Restutus die weite Reise von Alexandrien nach Aquileja unternahm, um diese berühmte Stadt zu sehen; daß er hier eine gastfreundliche Aufnahme fand, aber erkrankte und starb, und daß er auf Kosten einer frommen Bestattungsgesellschaft beerdigt wurde und ein Grabmal erhielt.

Zahlreich sind die Darstellungen aus der Götterwelt, unter anderen auch mehrere Darstellungen des phrygischen Gottes Atys (auf Grabmälern) und des keltischen Gottes Apollo Belenus, ferner absonderliche Bildwerke aus dem Priapenkultus.

Die Säle des ersten Stockwerkes enthalten reiche Sammlungen von Gegenständen aus Glas, zahlreiche Graburnen, Thränenfläschchen, Edelstein-Imitationen aus Glas, römische und christliche Lampen aus Thon, Schmuckgegenstände aus Gold und Silber und besonders interessante Gegenstände aus Bernstein, welche fast ausschließlich in Gräbern gefunden wurden. Diese Bernsteinfunde bilden eine Specialität von Aquileja. Längs der Gräberstraße, der sogenannten Colombara, sind diese Funde so zahlreich, daß man eine Zeit lang der Meinung war, es hätte hier eine Bernsteinfabrik gestanden. Zusammen mit Ringen, welche meistens kleine Porträtköpfe zeigen, mit langen Schnüren von Bernsteinperlen und sonstigen Anhängseln werden in den Gräbern auch Figürchen und Geräte in Bernstein gefunden: Salbenfläschchen, Haarnadeln, Würfel und dergleichen. Die schönsten Bernsteinfunde aus Aquileja befinden sich übrigens in der Sammlung des Grafen Toppo im Museum zu Udine.

In den Reisehandbüchern wird auch auf ein außerhalb des Ortes gelegenes Stallgebäude aufmerksam gemacht, dessen Mauerwerk ganz aus Bruchstücken römischer Skulpturen gebildet ist. Seit einem Jahre existiert aber dieses Gebäude nicht mehr; es wurde niedergerissen und die



Im Museum zu Aquileja.

Skulpturen kamen in das Museum. Der Hüter des Museums, ein ehemaliger Unteroffizier der österreichischen Kriegsmarine, erweist sich als freundlicher und gebildeter Cicerone.

Von dem zwölfhundertjährigen Patriarchenstaate sind der Dom, der von Dohlen bewohnte Campanile und zwei hoffärtig in die Luft ragende Riesensäulen des einstigen Patriarchenpalastes die einzigen Reste. Der Dom, eine romanische Basilika von großen Dimensionen, wurde zu Anfang dieses Jahrtausends erbaut. Das Bauwerk weist manche interessante Einzelheiten. An zahlreichen Skulpturen erkennt man den römisch-heidnischen Ursprung. So findet ein elegantes korinthisches Kapitäl, in welchem man oben eine Mulde ausmeißelte, als Weihwasserbecken Verwendung. In einer Seitenkapelle, welche die Sarkophage mehrerer Patriarchen birgt, stehen auf dem Altar zwei aus Marmor gemeißelte Engel mit angesetzten Blechflügeln. Diese beiden Figuren stehen stark in dem Verdachte, daß sie heidnischer Herkunft und erst später durch Ansetzen der Flügel zum Christentum bekehrt worden seien.

Die Kirche macht mit ihren drei durch je elf Säulen getrennten Schiffen einen mächtigen Eindruck, der jedoch durch einige Barbarismen aus späteren Epochen beeinträchtigt wird. So windet sich um eine Säule die schmutzige Kanzel aus weißlackiertem Holze, und aus einer kleinen Wandnische leuchtet in Gold und Indigoblau eine dicke Madonna, welche jede mährische Dorfkirche verunzieren würde. Merkwürdig sind vier auf den Pilasterkapitälen der Vierung stehende und in die Gewölbsverschneidung eingefügte rote Holzsäulen mit darauf stehenden grob geschnitzten Figuren. Niemand kann unterscheiden, ob diese Figuren etwa die vier

Evangelisten oder die Werkmeister des Dachstuhles darstellen. In einer Kammer der Sakristei bewahrt man einige alte Meßbücher, die Mitra, die Schuhe und die Strümpfe eines Patriarchen. Letztere sind aus grober weißer Leinwand genäht. Zwei säulengestützte Bogen verbinden die Basilika mit der sogenannten Chiesa dei Pagani (Heidenkirche), einem uralten Bau mit einem Baptisterium. Vielleicht stand das Bassin, in welchem die neuen Mitglieder der stillen Christengemeinde ihre Sünden abwuschen, einst mitten in dem lauten, üppigen Treiben der römischen Großstadt. Heute dringt kein Laut durch die schmalen Bogenfenster in den verfallenen Raum.

Ein Kanal, der schon zur Römerzeit bestand, führt von dem einzigen Platze der Stadt an den selbstthätigen Schleußen mehrerer Bewässerungsarme vorbei, hinaus in die Lagune, wo in der Ferne die einstige Nebenbuhlerin Aquilejas, Grado, nun auch zu einem kleinen Fischerstädtchen herabgesunken, und der berühmte Wallfahrtsort Barbana — die Römer unterhielten hier ein Lazarett — sich über den Wasserspiegel erheben. Der Lenker unserer leichten Gondel zeigt keine Lust zur Fahrt auf der von Herbststürmen bewegten See nach der Insel, auf welcher Grado liegt.

Als wir nach Aquileja zurückkehrten, war es Abend geworden. Vom alten Campanile ertönte weit hinaus bis an die Ufer des hoch angeschwollenen, zum Meere brausenden Isonzo melodisches Geläute, die Gemeinde zur Vesper rufend. In der weiten Halle des alten Gotteshauses knien an den kahlen Wänden und den mächtigen Säulen einzelne dunkle Schatten, und in dem engen Lichtkreis, welcher den spärlich beleuchteten Hauptaltar umgiebt, stehen an derselben Stelle wie vor achthundert Jahren Priester und Diakon. Die kleine Gemeinde singt ein lateinisches Responsorium; melancholisch und träge geben die weiten Wände die Schallwellen des eintönigen Gesanges zurück. Es ist der Vorabend des Allerseelentages und das Lied gilt den Toten.





Neueste Kunst.

Betrachtungen auf der Münchener Jubiläums-Ausstellung

von

Wilhelm Lübke.

Die kürzlich geschlossene Münchener Jubiläums-Kunstausstellung war eine der interessantesten und belehrendsten, die wir in neueren Zeiten gesehen haben. Sie zeigte aufs klarste den Gärungsprozeß, in welchem die heutige Kunst begriffen ist, vor allem offenbarte sie auf der ganzen Linie des modernen Schaffens einen außerordentlichen Aufschwung des technischen Könnens, dabei aber eine merkwürdige Unsicherheit des Wollens, des geistigen Untergrundes, ein Hasten und Tasten, ein unruhiges Suchen und Haschen und schließlich eine auffallende Dissonanz zwischen äußerem Können und innerem Wollen. Daß der Realismus und zwar vielfach in seiner extremsten Form fast ausschließlich den Sieg davon getragen hat, ließ sich nirgends verkennen; hatte die frühere Epoche Idealismus, Stilgefühl, geistigen Gehalt auf ihr Banner geschrieben, so ist jetzt das Feldzeichen des Naturalismus aufgesteckt, und Natur um jeden Preis heißt die Parole.

Nun ist freilich strenge treue Naturwahrheit die Grundlage aller echten Kunst, und gern erinnern wir uns des schönen Wortes von Dürer, der mit Recht die Natur als höchstes Vorbild aufstellt, indem er sagt: „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie, und je genauer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, desto besser erscheint dein Werk, und dies ist wahr, darum nimm dir nimmermehr vor, daß du etwas besser mögest oder wollest machen, als es Gott seiner erschaffenen Natur zu wirken Kraft gegeben hat, denn dein Vermögen ist kraftlos gegen Gottes Schaffen. Daraus ist beschlossen, daß kein Mensch aus eigenen Sinnen nimmermehr kein schöneres Bildnis machen kann (als die Natur), es sei denn, daß er durch viel Nachbilden sein Gemüt vollgefaßt habe, das ist dann nicht mehr eigenes genannt, sondern überkommene und gelernte Kunst geworden, die sich besamet, erwächst und ihres Geschlechtes Frucht bringt. Daraus wird der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar, durch das Werk und die neue Kreatur, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges. Denn ein guter Maler ist inwendig voller Figur, aber der Verstand des Menschen kann selten fassen das Schöne in Kreaturen recht nachzubilden, und wir in den sichtbaren Kreaturen doch eine solche übermäßige Schönheit finden, also daß solche unsrer keiner kann vollkommen in sein Werk bringen." Mit dem feinen Gefühl des Künstlers spricht hier der große Meister aus, wodurch sich die Natur über das Werk des Menschen erhebt. Denn sie ist in keinem Augenblick etwas Festes, sondern jede Form wird von dem unaufhaltsamen Fluß der Bewegung, des Werdens

und Vergehens durchdrungen, und dieses rastlose Leben ist es, welches allen Gebilden der Schöpfung jenen geheimnisvollen Zauber verleiht, der unmittelbar Sinn und Herz gefangen nimmt. Indem der Künstler die Erscheinung in einen festen Moment bannt, muß etwas Starres in sein Werk kommen, sofern er nur sklavisch nachbildet und nicht das Gebilde mit seinem eigenen Leben, mit dem prometheischen Funken seiner Seele durchleuchtet. Dies der Grund, warum der bloße Naturalismus niemals Kunst ist, warum erst die Vermählung mit dem individuellen Geiste des Künstlers seinem Werk das Gepräge wahrer Kunst verleiht.

Nun ist es nicht zu leugnen, daß neben der außerordentlich gesteigerten Technik auch ein viel tieferes Naturgefühl die meisten neueren Schöpfungen durchdringt und daß ein lebendiger Wetteifer erwacht ist, die Natur in ihren intimsten Äußerungen, vor allem im Spiel von Luft und Licht aufs treueste wiederzugeben. Damit hängt denn auch zusammen die Einkehr in das Leben unseres eigenen Volkes, in das Treiben der unmittelbaren Gegenwart. Wir haben hier den Gegenpol zu jener früheren Epoche, als deren prägnantesten Vertreter man Cornelius bezeichnen kann, wo die Abwendung von der Gegenwart, das Flüchten in eine ferne Vergangenheit der Kunst zur Pflicht gemacht wurde. Wie sie dadurch allmählich den Boden unter den Füßen verlor und in der blauen Luft schwebte, jede Wechselbeziehung zum eigenen Volk und zur eigenen Zeit preisgebend, ist genugsam bekannt. Wohl gab es damals neben dieser gleichsam offiziellen Kunst eine kleine liebenswürdige Genrekunst, die in Sittendarstellungen und landschaftlichen Schilderungen sich treuherzig in den Bahnen der alten Niederländer bewegte und trotz einer gewissen Glätte, welche sie hinderte den feinen Luftton jener großen Meister zu erreichen, doch manch ansprechendes Werk hervorbrachte. Die Münchener Ausstellung bot in ihrem retrospektiven Teile eine lehrreiche Übersicht dieser älteren Kunstrichtung. Aber mit höchster Verachtung wurde dies alles von Cornelius und den Seinen als unwürdig zurückgewiesen, um die große Monumentalkunst allein auf den Schild zu heben. Allein dieser leidige Hochmut hat sich gerächt, und in immer schrofferer Geringschätzung alles technischen Könnens gelangte jene Kunst endlich zu einer Verknöcherung, welche ihr zuletzt alle Sympathien rauben mußte. Wenn nun in dem gewaltigen Rückschlag, der seitdem erfolgt ist, nach einem ewigen Gesetz menschlicher Entwickelung wieder ein Versinken in das entgegengesetzte Extrem eines inhaltleeren Naturalismus heraufgezogen ist, so dürfen wir darum an dem schließlichen Schicksal der heutigen Kunst nicht verzweifeln, sondern fest überzeugt sein, daß sie auch diese neue Kinderkrankheit überwinden und zu einer gesunden Blüte sich aufschwingen wird.

So gering an Zahl diejenigen Werke sind, in welchen eine ideale Auffassung vorwaltet, so ist unter ihnen doch dasjenige Bild zu nennen, welches nach meinem Gefühl in der gesamten deutschen Abteilung, vielleicht sogar in der ganzen Ausstellung den ersten Platz beanspruchen durfte. Ich meine Ferdinand Kellers Riesenbild „Kaiser Wilhelm der siegreiche Begründer des Deutschen Reichs". Das Werk ist durch zahlreiche Abbildungen so allgemein bekannt, daß ich auf eine Beschreibung verzichten kann. Wer diese huldreiche, von Milde und Güte durchleuchtete Gestalt des ehrwürdigen Kaisers auf seinem Triumphwagen sah, wie er zum Zeichen des Sieges das Schwert in die Scheide stößt, von seinen Paladinen begleitet, von Genien des Ruhmes umschwebt und gekrönt, übergossen von Strömen Lichts, die aus den dunklen Wolken hervorbrechen, der wird sich eines mächtigen Eindrucks nicht erwehren können. Man hat nun freilich gesagt, solch allegorisierende Darstellung passe nicht für Kaiser Wilhelm, den man nur völlig real in der Form des Siegeseinzugs darstellen dürfe, wie sie sich bei seiner Rückkehr

aus dem französischen Kriege vollzogen habe. Ich bin weit entfernt, die Berechtigung auch einer solchen durchaus realistischen Auffassung zu leugnen, und ich erinnere gern an jenes wundervolle kleine Bild von A. Menzel, worin derselbe den Auszug des Königs Wilhelm in den französischen Krieg unvergleichlich treu und ergreifend geschildert hat. Bei der großartigen Lebendigkeit der Schilderung vergißt man ganz den kleinen Maßstab, vielmehr wachsen in der Phantasie die Gestalten bis ins Lebensgroße, so daß der Eindruck eines wahren Monumentalwerks entsteht. Warum sollte also nicht ein tüchtiger Künstler es unternehmen dürfen, in derselben Weise in voller Prägnanz der Wirklichkeit die Heimkehr des siegreichen Kaisers zu schildern? Aber bei alledem hätte der Künstler dann doch nur einen bestimmten Moment fixiert, ein historisches Aktenstück geschaffen. Soll es aber darum einem anderen Künstler verwehrt sein, den großen Stoff auf jene Höhe emporzuheben, wo sich die allgemeine Bedeutung des Vorganges kundgiebt und der volle Gedankengehalt eines solchen ewig denkwürdigen Vorgangs zur Erscheinung kommt? Soll er nicht mit dichterischem Geiste der sagenbildenden Kraft des Volksgemütes vorausgreifen und den großen Kaiser, der uns jetzt schon in der Glorie der Unsterblichkeit erscheint, für alle Zeiten in seiner Verklärung seinem Volke vor Augen stellen? Wahrlich, wenn man der Kunst dieses Recht idealer Auffassung verkümmern wollte, so würde man sie um ihr bestes Teil bringen.

Alles freilich kommt in der Kunst auf das Wie an, und da werden wieder Stimmen laut, welche Keller vorwerfen, seinem Bilde zu viel Schönheit, zu viel Zierliches, selbst Kleinliches gegeben zu haben. Auch dieser Vorwurf muß entschieden zurückgewiesen werden. Er hätte nur dann seine Berechtigung, wenn die Idealgestalten des Bildes etwas Süßliches, Konventionelles, Allgemeines besäßen. Jedes unbefangene Auge aber wird zugestehen, daß die voranschreitenden Tugenden, die schwebenden Genien und die entzückenden Viktorien bei aller hohen Schönheit doch gesättigt sind vom Reiz individuellen Lebens und daß ihre Formen nichts weniger als schale Abstraktionen sind. So wird es dann wohl dabei bleiben, daß das Kellersche Bild durch Verschmelzung markiger historischer Charakteristik und idealer Schönheit bei hoher, gedankenreicher Auffassung und unübertrefflicher, bis ins kleinste gewissenhafter technischer Durchführung als ein Werk ersten Ranges gelten muß.

Was sonst an Werken idealen Gehalts vorhanden ist, fällt nicht sehr ins Gewicht. Immer mehr verschwindet bei dem Überwiegen realistischer Strömungen die Freude an der unbekleideten Menschengestalt, wie sie in unberührter Schönheit aus der Hand Gottes hervorgegangen ist, und doch ist hier nicht bloß für poetische Stimmung, sondern namentlich auch für koloristischen Reiz durch den wunderbaren Schmelz der nackten Gestalt eine unversiegliche Quelle des Schönen. Einer der echtesten Poeten unter den heutigen Künstlern ist ohne Frage A. Böcklin, aber wie sehr ist es zu bedauern, daß der geniale Meister bisweilen seiner barocken Laune den Zügel schießen läßt und uns manchmal Kompositionen auftischt, bei denen der gesunde Sinn notwendig stutzen muß.

So auch jetzt bei dem wunderlichen Bilde „Im Spiel der Wellen", wo wir zwar die außerordentliche malerische Kraft im Vortrag der fast schwarzen Wogen mit ihren zitternden und tanzenden Lichtreflexen bewundern, aber durch die Häßlichkeit der Gestalten abgestoßen werden. Dieser groteske Züribieter mit dem gemeinen grinsenden Antlitz, der sich als Bewohner der Salzflut gebärdet, und sein auf der Höhe der Wogen erscheinender Gefährte gehen doch über die Linie des ästhetisch Erlaubten hinaus, und der wilde Humor, der die ganze Komposition durchdringt, weckt in uns keine sympathische Stimmung. Noch übler ist, daß das im Vordergrund schwimmende Meerweib durch die Formen des stark verzeichneten Kör-

pers, bei welchem Schultern und Rücken sehr verkümmert erscheinen, selbst bescheidenen Ansprüchen auf Schönheit nicht genügt. Diesmal haben also den genialen Künstler die Grazien gänzlich im Stich gelassen. Das andere Bild von Böcklin, als Frühlingslandschaft bezeichnet, erinnert wohl durch den energisch tiefen Ton an seine früheren landschaftlichen Schöpfungen, hält sich aber auch nicht frei von Wunderlichkeiten und kommt jenen weder in der Gesamtanlage noch in der poetischen Stimmung auch nur von fern gleich. Glücklicherweise ist Böcklin ein Künstler von völlig unberechenbarer Art, der recht wohl im stande ist, uns in seinem nächsten Werke wieder zu voller Bewunderung hinzureißen.

Haben wir hier eine große Künstlernatur, die einmal auf Abwegen wandelt, so finden wir in Max Klinger eine von Haus aus sicherlich trefflich begabte Kraft, die sich aber förmlich darauf kapriziert, durch die größte Übertreibung im Bizarren und Unnatürlichen wo möglich Aufsehen zu erregen. Sein großes Bild „Urteil des Paris" wirkt geradezu verblüffend, und fast noch mehr als bei Böcklin muß man sich fragen, ob der Künstler sich über das Publikum lustig machen wolle. Der zerfahrenen Komposition, den reizlosen, durch ihre Lebensgröße fast abschreckenden Figuren entspricht die überaus trockene malerische Behandlung. Noch befremdlicher wirkt das Ganze durch den ungeheuerlichen in Majolika ausgeführten Rahmen, und es wäre wohl ratsamer gewesen, dies bizarre Werk auf die kunstgewerbliche Ausstellung zu geben. Ein Bild von feiner Stimmung, keusch empfunden und sorgfältig durchgeführt, durch die an die Venetianer erinnernden und doch mit vollem Naturgefühl durchgeführten weiblichen Gestalten von großem Reiz ist die „Idylle" von Papperitz; auch die „Quelle" von Robert Beyschlag darf hier mit Anerkennung genannt werden, wenngleich dem hübschen Köpfchen etwas mehr Poesie des Ausdrucks zu wünschen wäre. Eine anmutige Komposition bietet auch Wilhelm Volz, ein talentvoller Schüler Ferd. Kellers, in seinem fein kolorierten Allegorie-Entwurf.

Eine auffallende und dabei erfreuliche Erscheinung ist, daß die religiösen Bilder an Zahl und innerem Gehalt offenbar zunehmen. Jene großen und nie zu erschöpfenden Stoffe schienen zuletzt auf den Aussterbeetat gesetzt, weil die konventionelle Form, in welcher sie auf uns gekommen, jedes inneren Gehalts, jeder Einwirkung auf die Phantasie verlustig gegangen war. Vor einigen Decennien versuchten dann die Franzosen ihre algierischen Studien für die biblischen Stoffe zu verwerten und glaubten denselben ein neues Leben einhauchen zu können, wenn sie die Patriarchen und Erzväter im Kostüm arabischer Scheichs vorführten. Aber durch diese modern ethnographische Behandlung kam etwas durchaus Genrehaftes in die Bilder, und gerade jener ewige Idealgehalt, der den biblischen Stoffen eigen ist und ihnen ein unsterbliches Leben in den Gemütern der Menschen verbürgt, ging dadurch völlig verloren. Jetzt sehen wir von verschiedenen Seiten die religiösen Stoffe mit neuer Empfindung durchdrungen, wobei das tiefere Leben besonders in einer kraftvollen koloristischen Behandlung zum Ausdruck kommt. Ein schönes Werk dieser Art ist der „Christus consolator" von Ernst Zimmermann, wo allerdings der Erlöser nicht als Gottessohn, wohl aber als edler innig teilnehmender Mensch sich dem tiefen Jammer menschlichen Elendes als Helfer zuwendet. Ein Werk von ergreifender Stimmung, aber mehr durch das Landschaftliche als durch die figürliche Komposition ist Piglheims „Grablegung Christi"; aber der Künstler hat durch ein Übermaß der landschaftlichen Umgebung dem Eindruck geschadet, denn man bekommt unwillkürlich die Vorstellung, daß es ihm mehr um Darstellung der ungeheuren Öde und Größe jener starren Felsschluchten, als um den seelischen Inhalt des Vorgangs zu thun gewesen sei. Die Figuren schrumpfen ebenso zur bloßen Staffage zusammen,

wie dies auf seinem Panorama der Fall ist, das dadurch auch überwiegend den Charakter einer bloß geographischen Lokalschilderung gewinnt. Zu erwähnen wären etwa noch Blocks „Christus und die Samariterin“ und Fugels „Kreuztragung“, eine figurenreiche bewegte Scene, die mehr in der naturalistischen Schilderung der Volksmassen als in einer Verinnerlichung des Themas sich ergeht. Völlig ins Theatralische fällt das große Bild von Kirchbach, „Christus treibt die Verkäufer aus dem Tempel“, welches mit ungeheurem Aufwand von Pomp und Dekoration nach dem französischen Rezept der vierziger Jahre gearbeitet ist. Man kann nicht mehr Talent und Fleiß aufwenden, um einen großen Gegenstand bei kolossalem Maßstab ganz klein zu machen. Es ist wie die Schlußscene einer großen Oper, Christus selbst wie der Heldentenor mit der üblichen Theaterpose.

Eine völlig eigne Stellung nimmt immer Gabriel Max ein, der uns diesmal eine Madonna in höchst eigentümlicher Auffassung vorführt. Aber dies schöne bleiche Weib, das etwas apathischen Ausdrucks ein Kind von wenig kindlichem Wesen auf dem Schoße hält, ist nicht die Madonna selbst, sondern ein in einer Nische sitzendes Bild, vor welchem fromme Verehrung geweihte Kerzen angezündet hat. Gleichwohl ist es doch wieder kein Bild, sondern eine lebende Erscheinung, und dieses Schwanken giebt der ganzen Darstellung etwas Falsches und Schielendes, das keine reine Stimmung aufkommen läßt. Max hindert gar zu oft durch das Gesuchte, ja man darf sagen Geschraubte seiner Einfälle, trotz der Feinheit der Empfindung und der edlen Reinheit seiner Gestalten, den Beschauer, zu einem unmittelbaren Eindruck zu kommen. Übrigens herrscht auch in diesem Werke wieder der eigentümlich gedunsene und blutleere Charakter seiner Köpfe.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der jüngsten Zeit ist ohne Frage Fr. v. Uhde. Neben seinem bekannten Abendmahl trat er diesmal mit einer Bergpredigt und einer heiligen Nacht auf. Wie man weiß, hat dieser Künstler die biblischen Stoffe dadurch wieder mit neuem Interesse zu erfüllen gesucht, daß er sie mitten in unsere Zeit verlegt und mit größter Entschiedenheit die heiligen Gestalten in moderne Proletarier travestiert. Man spreche nicht davon, daß Dürer und Rembrandt Ähnliches gewagt hätten; die niedrigsten von der Gasse gegriffenen Gestalten jener beiden Meister sind Aristokraten gegen die zerlumpten und verlotterten Erscheinungen Uhdes. Dabei ist keinen Augenblick zu leugnen, daß dieser Künstler mit einer hervorragenden Begabung für Schilderung des Seelenausdrucks, für Innerlichkeit der Charaktere ausgestattet ist. Besonders in seinem Abendmahl hat er davon Zeugnis abgelegt. Betrachtet man aber die Gestalten dieser sogenannten Jünger Christi, so muß man annehmen, der Erlöser habe dieselben sämtlich aus dem Bagno oder dem Zuchthaus geholt. Darf man aber ohne Blasphemie Christus die Kurzsichtigkeit zutrauen, sich so schwer in der Wahl seiner Umgebung zu vergreifen und gerade diese Strolche zu der erhabenen Mission zu berufen, sein Werk fortzusetzen? Warum aber vollends hier wie auf den anderen Bildern die Gestalten so schmutzig darstellen, daß man sich versucht fühlt, ihnen vor allem einige Pfund Seife anzubieten? Diese Schmutzmalerei, die man komischerweise plein air nennt, ist das neueste von Frankreich uns verkündete Evangelium, das mit dem eben dort erfundenen Wahlspruch le laid c'est le beau von den nachahmungslüsternen Deutschen getreulich adoptiert wird. Warum sollte nicht die Kunst das Recht haben, die heiligen Geschichten uns in die unmittelbare Umgebung zu rücken und ihnen dadurch unseren tiefsten Anteil zu gewinnen? Haben doch die alten Meister Ähnliches gethan. Aber muß denn der Künstler die niedrigsten und gemeinsten Typen aus unserem Volksleben herausgreifen, jeden Hauch von Schönheit und Anmut vermeiden und sich darauf kaprizieren, uns nur Häßliches und Niedriges

vorzuführen? Wir verstehen sehr wohl die Notwendigkeit eines Rückschlags, nachdem die Kunst so lange einer faden äußerlichen Schönheit gehuldigt, und um einen populären Ausdruck zu gebrauchen, Süßholz geraspelt hatte; aber müssen wir darum nun durchaus in das unerträglichste Extrem gestürzt werden? Muß die Madonna in der „Heiligen Nacht", deren Christuskind außerdem nur wie ein elendes Windelbündel aussieht, müssen die Frauen und Mädchen bei der „Bergpredigt" in ihren geblümten Kattunjacken von rohester Formlosigkeit durchaus den niedrigsten Typus von Fabrikarbeiterinnen tragen? Gewiß verkennen wir nicht, wie viel Innigkeit dem Künstler auch hier zu Gebote steht, verschließen uns auch nicht der allerliebsten Naivetät der Engelchen, welche bei der Geburt Christi durch das schadhafte Dach des Schuppens hereingeklettert sind und sich nun kindlich über das neugeborene Heil der Welt freuen (obwohl viel Phantasie dazu gehört, in diesem Christkind etwas Außergewöhnliches zu erblicken), aber die schmutzigen, grauen, mit keinem Wort in ihrer abschreckenden Disharmonie zu qualifizierenden Farbentöne, in denen das Ganze durchgeführt ist, lassen uns nirgend zum Genuß kommen. Was in der Musik eine Katzenmusik von grell widerstrebenden Instrumenten ist, das sind in der Malerei die hier von Uhde produzierten Werke. Nur deshalb aber ist es notwendig, gegen diese Richtung aufs schärfste Front zu machen, weil sie von einem Künstler getragen wird, dem eine hohe Begabung verliehen ist und von dem wir, wenn er erst von diesen Extremen zurückkehrt, Vorzügliches erwarten dürfen.

Auffallend ist es, wie sehr die eigentliche Geschichtsmalerei im Niedergange begriffen ist. War sie doch lange Zeit seit den vierziger Jahren eine Art Postulat, welches man an die Kunst stellen zu müssen glaubte und von dem man sich einen neuen großen Aufschwung der Malerei versprach. Wer sich noch des gewaltigen Eindrucks der beiden berühmten Werke Gallaits und de Bièfves erinnert, wer die vorzüglichen, von echt historischem Geist, feiner Charakteristik und tiefem Seelenleben erfüllten Gemälde von Paul Delaroche im Gedächtnis hat, weiß, daß in der That auch die Geschichte tüchtigen Künstlern würdige und dankbare Stoffe zu liefern vermag. Diesmal sind es, wie auch schon auf der vorigen Ausstellung, die Spanier, welche hier das Höchste geleistet haben. Das große Bild von Moreno Carbonero ist von einer Macht der Charakteristik, einer Fülle historischen Lebens, einem Ernst des tief gestimmten Kolorits und einer plastischen Kraft, daß man ihm unter allen Geschichtsbildern der Ausstellung unbedingt den ersten Platz einräumen muß. Dabei ist seine Anziehungskraft merkwürdigerweise dadurch nicht minder groß, daß wir den Gegenstand gar nicht verstehen, denn die Angabe „Bekehrung des Herzogs von Gandia vor der Leiche der Kaiserin" ist uns völlig rätselhaft, ja wir würden weit eher glauben, in den beiden edlen Männergestalten, welche sich an dem geöffneten Sarge einer Fürstin umarmen, seien zwei feindliche Brüder dargestellt, welche sich angesichts der Leiche, etwa ihrer Mutter, versöhnen. Gewiß ein bemerkenswertes Zeugnis dafür, daß nicht der historische Stoff, sondern der künstlerische Gehalt in solchen Bildern das Entscheidende ist. Voll feiner Charakteristik und mit trefflicher Beobachtung der Luftperspektive durchgeführt, ist das ebenfalls sehr große Bild von Viniegra y Lasso: „Die Einsegnung der Felder im Jahre 1800." Auch das große Gemälde von Casanova y Estorach, „Die Speisung der Armen durch den heiligen Ferdinand, König von Spanien", ist als verdienstliche Arbeit zu bezeichnen.

In der deutschen Abteilung war das Geschichtsbild weder an Zahl noch an innerem Wert hervorragend vertreten. Eins der tüchtigsten Werke war ohne Zweifel das dem Museum zu Hannover angehörende große Bild von Vogel: „Ernst der Bekenner, Herzog von Braun-

schweig-Lüneburg, nimmt zum erstenmal das Abendmahl unter beiderlei Gestalt." Auch hier ist der Gegenstand für das allgemein menschliche Empfinden so gleichgültig wie möglich, so große Bedeutung auch die Thatsache ohne Zweifel für die Landesgeschichte haben mag. Solche Werke finden daher mit Recht in Provinzialmuseen ihre Aufstellung, und wir haben ihnen genügenden Zoll der Anerkennung entrichtet, wenn wir die gediegene künstlerische Lösung der Aufgabe konstatieren. Überaus peinlich wirkt Ernst Hildebrands „Tullia, die ihr Gespann über den Leichnam ihres Vaters hintreibt". Es ist eine nach dem Rezept der älteren Franzosen, etwa eines Conture, mit großer Bravour und tüchtigem künstlerischem Geschick ausgeführte Schreckensscene, deren abstoßende Widrigkeit durch alle Gediegenheit der malerischen Ausführung nicht gemildert wird. Kaum minder unerfreulich ist die große nächtliche Scene von Liska: „Kaiser Maximian erscheinen seine Opfer." Auch das figurenreiche Bild von Wilhelm Lindenschmit: „Alarich in Rom", ist nichts als eine große Theaterscene, bei welcher die Nachwirkung der einst so vergötterten Kaulbachschen Geschichtsbilder deutlich zu spüren ist.

Einiges Gute hat die moderne Schlachtenmalerei hervorgebracht; es genügt hier die lebendig durchgeführte Episode aus der Schlacht von Vionville von Theodor Rocholl, „Unteroffizier Kaiser bringt seinen schwerverwundeten Lieutenant, den er auf sein eigenes Pferd gesetzt hat, aus der Schlacht", als ein vortreffliches Werk hervorzuheben. Gerade solche Episoden, in welchen der Massencharakter der modernen Schlachten zurücktritt und der einzelne durch sein Verhalten unsere ganze Sympathie erwirbt, werden stets für die bildende Kunst die dankbarsten Aufgaben bieten. Ein Bild voll scharfer Beobachtung und prägnantester Auffassung des Moments ist die kleine Scene von R. Haug: „Die Preußen bei Möckern." Recht ansprechend ist auch die Schilderung des vierten Jägerbataillons an der Eisenbahnbrücke bei Bazeilles von Ludwig Putz.

Wenn die historischen Stoffe selten genug so viel allgemein menschlichen Gehalt bieten, um für große Schöpfungen der Malerei eine ausreichende Grundlage zu gewähren, so muß es noch verkehrter genannt werden, einen rein novellistischen Stoff zur Form eines großen Historienbildes aufzubauschen. Dies hat unter manchen anderen besonders Joseph Weiser gethan, indem er in einem Bilde des größten Maßstabs eine unterbrochene Trauung schildert. Wir glauben dergleichen Scenen wohl hier und da in einem Roman gelesen zu haben, und als Illustration zu einem solchen in ganz bescheidenem Maßstab würde man sich eine solche Darstellung gefallen lassen. Mit einer schwer begreiflichen Verkennung des künstlerisch Angemessenen hat der Maler allen Pomp theatralischer Ausstattung und die volle Größe einer Geschichtsscene auf diese uns völlig gleichgültige Episode verwendet, und wir bedauern das große technische Geschick und die sichtliche Hingebung, die er an einen so undankbaren Stoff verschwendet hat.

Auch auf die Bildnismalerei hat die neueste technische Entwickelung günstig eingewirkt, obwohl die deutsche Abteilung auf diesem Gebiet nicht gerade Hervorragendes aufzuweisen hätte, wenn nicht der Lenbachsaal eine Ausstellung für sich von hohem künstlerischem Werte repräsentierte. Die Eigenart Lenbachscher Porträts ist zu bekannt, als daß sie einer besonderen Schilderung bedürfte. Die geistreiche Schärfe, mit welcher dieser Künstler das innerste Wesen, das feinste geistige Leben der darzustellenden Personen mit einer oft fast rücksichtslosen Macht so auf die Leinwand zu werfen weiß, daß alle einzelnen Züge dem einen Charakterbilde dienen müssen, verleiht seinen Bildern eine weit über unsere Zeit hinausragende Bedeutung. Die Bilder eines Bismarck und Moltke, eines Döllinger, Gladstone, Piloty, L. v. Hagen,

Minghetti, Liszt, vor allen auch des edlen Kaisers Friedrich, gewähren durch Tiefe der Charakteristik und lebensvolle Gewalt der Schilderung einen unvergleichlichen Reiz. Nicht minder zeigen die Porträts der Königin Margherita und einige andere edle Damenköpfe, daß Lenbach neben männlicher Charakterkraft und Gedankentiefe auch weibliche Anmut und Schönheit mit den zartesten Zügen zu schildern weiß. England, dessen Aristokratie von jeher auf Porträtdarstellung viel gegeben hat und für diese Zwecke die größten ausländischen Künstler, einen Holbein und van Dyck, bei sich zu fesseln wußte, glänzt auch jetzt wieder durch eine Reihe vorzüglicher Bildnisse. Und auch jetzt wieder ist es in erster Linie ein Ausländer, Hubert Herkomer, der durch mehrere Meisterwerke vertreten war. Seiner Dame in Weiß, Miß Grant, tritt diesmal eine Dame in Schwarz gegenüber, nicht so lieblich und jungfräulich ahnungslos wie jene, sondern schon etwas vom Leben berührt, das einen fast tragischen Ausdruck über diese edlen Züge hingehaucht hat. Trefflich ist auch das Bild des kühnen Stanley, nicht ganz auf gleicher Höhe, vielleicht etwas zu herausfordernd, das fast überlebensgroße Porträt des Wagnerdirigenten Hans Richter. Zu den unbegreiflichsten Wunderlichkeiten, ja Geschmacklosigkeiten der Ausstellung gehört dagegen das Bildnis eines Arztes von Alma Tadema, so trefflich es auch gemalt ist. Dagegen anziehend das Bildnis seiner jüngsten Tochter, voll jugendlicher Anmut.

Überraschend trat die Bildnismalerei Ungarns zum erstenmal vielleicht in geschlossener Phalanx auf den Plan. Wir haben auch hier eine Aristokratie, welche die Porträtmalerei pflegt; charaktervolle Männertypen, in denen die allgemeine Kultur noch nicht so sehr den energischen Rassecharakter verwischt hat, dazu ein nationales Kostüm, das in unvergleichlicher Weise diese Vorzüge zur Geltung bringt. Besonders Benczur hat in seinen Bildnissen des Ministerpräsidenten Tisza und des Grafen Franz Nadasdy Meisterwerke von fast überströmender Kraft und Frische der Auffassung geschaffen. Munkacsys Porträt von Franz Liszt erscheint etwas zu derb und breit, ohne geistige Vertiefung aufgefaßt. Voll aristokratischer Feinheit dagegen ist das meisterhaft durchgebildete Porträt der Fürstin Sapieha. Bei den Franzosen, die freilich nicht in ihrer modernsten Entwickelung vertreten sind, dürfen wir die beiden vorzüglichen männlichen Bildnisse von Bastien-Lepage nicht übergehen, besonders das eine, welches den Großvater des Künstlers darstellt, voll liebenswürdig eingehender Charakteristik. Eins der meisterhaftesten Bildnisse endlich finden wir bei den Spaniern; es ist das herrliche Selbstporträt des Malers Francisco Domingo, das mit seiner lebensvollen Auffassung und seiner meisterhaften freien und geistreichen Technik ohne Frage zu den vorzüglichsten Bildnissen der Ausstellung zählt.

Um nun zu den sittenbildlichen Darstellungen überzugehen, so sind es gerade diese bei uns sich einer besonderen Beliebtheit erfreuenden Gebiete, auf welchen die neueren und neuesten künstlerischen Bestrebungen sich am deutlichsten zu erkennen geben. Zunächst fehlt es hier nicht an einer Reihe tüchtiger Leistungen anerkannter Meister. Wir wollen nur beispielshalber an Vautiers innig empfundenes Bild „Eine bange Stunde“, an die lebensfrischen Bilder von Wilhelm Diez, an Brütts fein charakterisiertes und trefflich gemaltes Bild „An der Börse“, an Bokelmanns ergreifendes nordfriesisches Begräbnis, vor allem aber an Claus Meyers „Kleinkinderschule“ erinnern. Letzteres Bild war ohne Frage eines der liebenswürdigsten Genrebilder der ganzen Ausstellung. In diesem Dutzend kleiner Menschenkinder spiegelte sich mit der feinsten Beobachtung die ganze Verschiedenheit der Herkunft, der Abstammung, der Charaktere mit einer Bestimmtheit, daß man sich versucht fühlte, jedem dieser kleinen Wesen das Horoskop für die Zukunft zu stellen.

Ohne alle Schönfärberei ist der Künstler doch auch weit entfernt von der modernen Marotte, nur Häßliches und Triviales vorzuführen. Vielmehr liegt der ganze Zauber naiver Kindlichkeit auf all diesen herzigen Gestalten, so daß wir uns für alle sofort lebhaft interessieren, für das kleine Mustermädchen, das in aufrechtester Haltung sich ganz seinem Strickstrumpf hingiebt, wie für das köstliche Faulpelzchen, das, den Arm auf den Tisch gelegt und das Köpfchen aufgestützt, vielleicht einmal einen großen Poeten abgeben wird. Im übrigen ist jedes von diesen Kleinen so ganz in seine Arbeit vertieft und mit so feinen Nuancen des Aufmerkens in Ausdruck und Bewegungen wiedergegeben, daß man sich nichts Unmittelbareres denken kann. Dabei erinnert die Feinheit der Lichtführung in dem sonnig hellen Raum an die Meisterwerke eines Pieter de Hooch, ohne daß darum irgend ein Anlehnen an die alten Holländer wahrzunehmen wäre. Vielmehr hat der Künstler die in seinen früheren Werken hier und da noch sichtbaren fremden Reminiscenzen jetzt gänzlich überwunden und ist in Fleisch und Blut, in Geist und Gemüt völlig deutsch.

Erkennt man hier, daß ein tüchtiger Meister das Gesunde in der neuesten Richtung auf Licht und Luft zu schöner Wirkung zu verwerten weiß, so ist dagegen nun mit rückhaltloser Offenheit das Gros derjenigen Maler ins Auge zu fassen, welche sich als Anhänger der neuesten französischen Modekrankheit des plein air (wir brauchen nicht nach einem deutschen Namen zu suchen, da es sich ja wieder einmal um eine specifisch französische Erfindung handelt) darstellen. Um diese Richtung in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, ist sofort zu betonen, daß sie sich mit einer anderen französischen Parole, le laid c'est le beau, verbindet. Mochte man letzterer bedingungsweise anfänglich eine gewisse Berechtigung zugestehen, solange es sich noch darum handelte, eine konventionell und leer gewordene Schönmalerei zu bekämpfen, so ist doch bald der neue Grundsatz in der Praxis zu einem Extrem gelangt, welches uns nahezu mit Entsetzen erfüllt. Ganz wie Zola und seine Anhänger es im Roman proklamieren, giebt es fortan nur noch eine Wahrheit, die des physisch und moralisch Abschreckenden und Häßlichen. Alles was Anmut des Körpers und der Seele, was Güte, Seelenadel, Reinheit der Empfindung bedeutet, existiert für diese Auffassung nicht. Man lese z. B. Zolas unflätigstes, wenn auch gewiß nicht unsittlichstes Werk „La terre", und man wird entsetzt sein, die ganze Landbevölkerung Frankreichs als eine Rotte brutaler Bestien, Verbrecher und Lasterhafter geschildert zu sehen. Dies sind nun auch die Ideale einer großen Anzahl von Malern geworden, und wie schnell diese Pest um sich gegriffen hat, erkennt man daraus, daß keins der modernen, sich künstlerisch manifestierenden Kulturvölker frei davon geblieben ist. Man kann sagen, die Devise und das Ziel dieser Richtung ist der Proletarier in Lebensgröße, ja womöglich in kolossalem Maßstab. Wie wir es schon bei Uhde fanden, der diese Tendenz sogar auf das religiöse Gebiet übertrug, so treffen wir jetzt überall auch auf dem Boden gemeiner Wirklichkeit nicht etwa eine Schilderung der Vergnügungen der Arbeiterklasse, sondern in völlig tendenziöser Weise ihrer Arbeit und mehr noch ihrer Verkommenheit. Wer denkt noch an die schöne Wärme und Innigkeit, mit welcher Millet und besonders Breton den Landmann in seinen verschiedenen Beschäftigungen schilderten? Dort hatte man das Gefühl, daß die Arbeit der höchste Segen des Menschen sei, daß sie ihn erhebe und adle, daß in der Berührung mit der aufgerissenen Erdscholle, die aus seiner Hand den Samen empfängt, der kräftige Hauch der Mutter Erde ihn umgiebt und ihm eine fast religiöse Weihe verleiht. Von alledem ist in der jetzigen Kunst nichts mehr zu spüren. Schildert man uns den Landmann, so ist es nach Zolas Vorgang der geistig und körperlich Verkommene, die stupide Bestie mit halb

vertierten Zügen, in Lumpen, zerrissenem Rock und plumpen Holzschuhen. Die lebensgroße Schäferin von Pearce ist ein bezeichnendes Beispiel dieser Richtung. Stumpfer und stupider, häßlicher und verwahrloster läßt sich ein Menschenbild nicht schildern. Und das alles in Lebensgröße! Turmhoch stehen hier die Schafe über dem Menschen! In einem anderen Bilde des Belgiers Frédéric wird das Elend einer Arbeiterfamilie nicht bloß in Lebensgröße, sondern sogar in der feierlichen Form eines Flügelaltars vorgeführt! Auf dem linken Flügel sieht man sie in der Morgenfrühe zur Arbeit ausziehen, auf dem Mittelbilde halten sie ihr armseliges Mittagsmahl, auf dem rechten Flügel kehren sie abends erschöpft zurück. In alledem kein Hauch von dem Segen der Arbeit, sondern nur der Fluch und das Elend. Daß uns solch ein Bild aus dem Lande der Arbeiterstrikes kommt, ist doch schier zu verwundern. Malen diese Künstler denn für die durch jene Strikes so schwer betroffenen Arbeitgeber, oder für die Arbeiter selbst, oder endlich sympathisieren sie so tief mit letzteren, daß sie solche Bilder als ihr eigenes Glaubensbekenntnis in die Welt schicken? Ein Bild ähnlicher Tendenz ist Grönvolds „Arbeitslos". Eine Arbeiterfamilie ist aus der Wohnung exmittiert worden, und der bärtige Mann, unterstützt von seinem ältesten Sohne, zieht mit aller Anstrengung den mit dem dürftigsten Hausrat beladenen Wagen, auf dem ein jüngeres Kind seinen Platz gefunden hat, während die Mutter mit dem Wickelkind auf dem Arm nebenher geht und mehrere andere Kinder folgen. Das Ganze so unerquicklich wie möglich.

Mehrere Künstler haben das durch Menzels berühmtes „Eisenwerk" gegebene Beispiel nachahmen zu müssen geglaubt, aber während der berühmte Berliner Meister mit bewundernswürdigem künstlerischem Takt sein großartiges Bild in kleinem Maßstab durchführt und auf beschränktem Raum eine Schilderung des ganzen Lebens und Treibens in einer solchen Werkstatt mit all ihren interessanten Episoden unvergleichlich vorführt, haben seine Nachahmer sich schon im Maßstab aufs ärgste vergriffen. Dies gilt besonders von Friedrich Keller in Stuttgart, der in seinem „Eisenhammer" mit großer aber ungebändigter Kraft ein paar Schmiede in der Glut der Esse bei der Arbeit darstellt. In der „Hammerschmiede" von Alois Eckhardt ist wenigstens die Komposition interessanter, wenngleich die Abhängigkeit von Menzel noch mehr auffällt. Gleiches gilt von A. Kurtz' „Feierabend", wo die sich waschenden und vom Ruß der Esse sich reinigenden Arbeiter geradezu ein Plagiat an Menzel begehen. Und wenn alle diese Bilder auch nur den zehnten Teil der feinen Durchführung, der liebevollen Versenkung eines Menzel hätten! Aber mit der Roheit des Gegenstandes scheint auch die Derbheit der Behandlung zu wachsen, und immer mehr will in diesen hypergenialen Kreisen die Gewohnheit sich einbürgern, mit unfertigen, schmutzig hingesudelten Bildern, mit willkürlich hingeschleuderten Farbenflecken den Zuschauer zu verblüffen. Nicht erfreulicher ist Skarbinas „Aufbruch zur Arbeit", und ebenso unerquicklich schildert uns der Münchener Karl Becker in seinen „Schwestern" ein Stück menschliches Elend, welches weder in der Auffassung noch in der Behandlung etwas Versöhnliches bietet.

Merkwürdig ist aber, daß diese Richtung, auch wo sie den Proletarier in seinem Vergnügen schildert, die Brutalität durch keinen Hauch von Humor zu mildern weiß. Dies gilt z. B. von Grethes „Lustigen Matrosen auf einem Walfischfänger", die natürlich wieder lebensgroß dargestellt sind; ebenso von Szymanowskys „Bauernstreit". Ungleich erträglicher würden Raus „Schwere Reiter" wirken, da die Belagerung der handfesten, mit einem halben Dutzend fast überlebensgroßer Bierseidel flott einherschreitenden Kellnerin durch zwei rivalisierende Kavalleristen nicht ohne Humor ist. Aber der Maßstab verdirbt wieder alles und man

vermag sich an der tüchtigen Ausführung nicht zu freuen. Wie kann man nur die Trivialität begehen, einen solchen Gegenstand lebensgroß zu behandeln! Haben doch die alten Niederländer mit dem feinsten künstlerischen Takt alle ihre Genrebilder, namentlich auch die Volksscenen, in kleinem Maßstabe gemalt und dadurch bei bewundernswürdig feiner Ausführung und geistreicher Lebendigkeit des Humors wahre Meisterwerke geschaffen. Aber freilich, sie hatten das volle Verständnis dafür, daß der Maßstab eines Kunstwerks in genauem Verhältnis zu der geistigen Bedeutung des Stoffes stehen müsse. Sie waren noch nicht von dem Wahn befangen, daß der Maßstab allein die Größe eines künstlerischen Motivs steigern könne. Nie haben wir auf irgend einer früheren Ausstellung so viele Sünden gegen den Maßstab angetroffen wie auf dieser. Sicherlich ist aber ein edles Maßhalten eins der Haupterfordernisse künstlerischen Gelingens.

Demselben Fehler verfällt auch das im übrigen von schöner Begabung zeugende Bild von Walther Firle: „Im Trauerhause.“ Wie ergreifend ist die Gestalt der alten Mutter, welche niedergedrückt von der Wucht des Schmerzes vor dem offenen Sarge ihrer Tochter sitzt, wie poetisch ist diese in der Blüte der Jahre geknickte Mädchengestalt wiedergegeben, wie gut ist die Teilnahme der in der niederen Stube versammelten Nachbarn abgestuft! Auch die malerische Darstellung und besonders die Lichtwirkung mit den kalten hellen Tönen ist von überzeugender Wahrheit, nur erinnern die Gestalten zu sehr an die Uhdeschen; und selbst gewisse Atelierrequisiten wie der Mantel des im Vordergrunde stehenden Mannes schmecken nach der Uhdeschen Werkstatt. Vor allem aber ist, wie schon gesagt, die Größe des Maßstabs einer vollen Wirkung ungünstig. Gewiß muß jeder Künstler danach streben, sich durch lebensgroße Darstellung mit der Natur aufs gründlichste vertraut zu machen, denn nur in solchem Maßstab vermag er sich volle Rechenschaft über den unendlichen Reiz und das wunderbar reiche Spiel der Natur zu geben. Aber in der Anwendung dieses Maßstabs auf seine künstlerischen Schöpfungen muß der Maler die größte Behutsamkeit walten lassen, um nicht eine schwere Dissonanz zwischen äußerer Form und innerem Gehalt hervorzurufen.

Eins der entschiedensten Talente in dieser neuesten Richtung der Malerei ist ohne Frage Max Liebermann, der nicht weniger als vier Bilder beigesteuert hat: eine Flachsscheuer in Laren, den Garten des Altmännerhauses in Amsterdam, einen Berliner Biergarten und eine holländische Dorfstraße. Wir würden dem letzteren Bilde den Vorzug geben, da hier Staffage und landschaftliche Umgebung sich zu einem ansprechenden und lebensvollen Ganzen verbinden. Sodann käme der Berliner Biergarten, der durch gute Beobachtung und durch Mannigfaltigkeit der Charakteristik fesselt. Dagegen sind in dem Garten des Altmännerhauses alle die dort sitzenden oder langsam einherschleichenden Gestalten zwar in den Motiven der Bewegung mit feiner Beobachtung charakterisiert, aber in den Köpfen gar zu schablonenhaft übereinstimmend. Hier hätte der Künstler sich etwas mehr um individuelle Auffassung bemühen müssen. Noch viel monotoner sind alle die häßlichen, ungeschlachten und reizlosen Frauengestalten auf dem großen Bilde der Flachsscheuer dargestellt, die zugleich durch übertriebenen Maßstab anspruchsvoll, aber nicht ansprechend wirkt. Zugleich muß all diesen Bildern gegenüber gesagt werden, daß Liebermann einer der extremsten unter unseren Pleinairisten ist, das heißt mit anderen Worten, daß er seine Bilder, abgesehen von den durchweg häßlichen Typen, so schmutzig, fleckig, unfertig und unruhig malt, als ob sie erst angelegt, aber keineswegs vollendet wären. Hier ist denn der Ort, noch einmal zusammenfassend über diese ganze Richtung zu sprechen.

Als zuerst in Frankreich die Pleinair-

Malerei aufkam, deren erste verunglückte Versuche Zola in seinem meisterhaften Roman „L'œuvre“ mit dramatischer Macht ergreifend geschildert hat, lag dieser Richtung ohne Frage etwas Wahres, eine zutreffende Beobachtung zu Grunde. Man bemerkte, daß bis dahin alle Vorgänge, auch die unter freiem Himmel sich abspielenden, bei geschlossenem Atelierlicht gemalt wurden, also hinsichtlich der Beleuchtung nicht der Naturwahrheit, sondern einer Konvention folgten. Übrigens hat vor beinah vier Jahrhunderten einer der größten Bahnbrecher auf dem Gebiet der Kunst, Lionardo da Vinci, in seinem Buch von der Malerei den Unterschied zwischen einer geschlossenen Beleuchtung und dem freien Himmelslicht mit unübertrefflicher Schärfe beobachtet und ausgesprochen. Wenn nun die Malerei sich anschickt, diese Wahrnehmungen in ihren Werken zur Geltung zu bringen, so ist sie dazu sicherlich berechtigt, und je feiner und tiefer die Naturwahrheit in ihren Schöpfungen ist, desto höher werden wir sie preisen. Aber wir müssen leugnen, daß bei dem Gros dieser Richtung noch irgend eine Naturwahrheit zu finden sei. Die Künstler lassen den Schatten ihrer Gestalten völlig vom Licht aufzehren und stellen diese körperlosen Schemen ohne Modellierung in eine Landschaft hinein, welche ebensowenig Licht und Schatten kennt, woraus dann folgt, daß die menschliche Figur sich von dem Hintergrunde gar nicht abhebt, sondern gleichsam in denselben versinkt. Wo aber Scenen in geschlossenem Raum vorgeführt werden, da erscheint das Licht unruhig, zerstreut und fleckig und es tritt jene widerwärtige Schmutzmalerei zu Tage, welche dem Bilde ein rohes, unfertiges Gepräge giebt. So sahen wir es auf den Bildern von Liebermann und von Uhde, von Pearce, Frédéric und vielen anderen. Dazu gesellt sich, wie schon bemerkt, die leidige Vorliebe für das physisch und moralisch Häßliche, für Schilderung menschlichen Elends und Schmutzes, und so droht dieser gemalte Pessimismus die Kunst immer mehr zu überschwemmen. Auf den neuesten Bildern von Uhde ist kein reiner Farbenton, keine klare Scheidung von Licht und Schatten zu bemerken. Mit großem Unrecht hat man Rembrandt zum Vergleich heranziehen wollen, während jener große Meister mit der Poesie des Lichtes alle seine Schöpfungen erfüllt und seine Gestalten verklärt. Wie trivial auf diesem Wege die Malerei schließlich werden muß, davon zeugt unter vielen anderen auch das Bild von Melchers: „Die Predigt“, wo eine Musterkarte uninteressanter, bis zur Stupidität häßlicher und mit äußerster Geschmacklosigkeit gekleideter Personen beim Anhören der Predigt dargestellt ist. So scharf die Beobachtung des Malers und so tüchtig die technische Ausführung ist, so unausstehlich ist doch das Ganze. Wie großartig hatte dagegen Herkomer vor einigen Jahren die Invaliden des Greenwich-Spitals in der Kirche bei der Andacht dargestellt!

Hoffen wir auf den gesunden Sinn der Künstler und des Publikums, daß diese neueste Verirrung nicht zu lange um sich greife. Was in ihr Wahres ist und bleibenden Wert beanspruchen kann, das erkennen wir in der jetzigen Entwickelung der Landschaftsmalerei. Hier drängt sich mit immer größerer Sicherheit das feinste Studium der Natur, namentlich in ihren Luft- und Lichtstimmungen, in den zarten Tönen und Reflexen, welche alle Formen überhauchen und perspektivisch verschleiern, immer siegreicher hervor. Eine natürliche Folge davon ist, daß das plastische Element in der Landschaft immer mehr dem malerischen weicht, daß das Hochgebirge mit seinen mächtigen Formen zurücktritt und man in der ruhigen oder bewegten Fläche des Meeres, sei es in glänzendem Sonnenlicht, sei es in Wolkenverschleierung, sowie in den weiten Horizonten mit ihren großen Wolkenzügen und dem lebhaften Wechsel von Schatten und Licht die Lieblingsaufgaben für den Landschafter erkennt. Will man eine Kunst sehen, die unbeirrt auf den

Wegen der alten Meister im innigsten Anschluß an die Natur wahrhaft bewundernswerte Schöpfungen vollbringt, so muß man zu den Holländern gehen, deren Abteilung eine der erfreulichsten und harmonischsten der ganzen Ausstellung war. Die Weichheit der Töne, die Feinheit der Luftperspektive, das Meer mit seinen Lichtern und Reflexen, die weiten in Duft getauchten Horizonte, das alles war auf diesen Bildern in unübertrefflicher Weise zur künstlerischen Wirkung gebracht. Bei den Franzosen tauchten einige Proben der neuesten Mode auf; aber wie fielen sie ab neben den, wenn auch meist nur mit ganz kleinen Werken vertretenen Bildern der alten Meister von Fontainebleau, eines Theodor Rousseau, Corot, Diaz, Dupré, Daubigny und anderer mit ihrem tiefen künstlerischen Ernst, ihrer satten Gediegenheit des Vortrages, ihrer poetischen Auffassung und dem intimen Reiz des Naturlebens. Diese kleinen Meisterwerke mußten für jeden, der Augen hat, eine nicht zu verkennende Sprache reden. Unter die vorzüglichsten Landschafter sind dann auch einige Venetianer zu rechnen, so der köstliche, früh verstorbene Favretto, der seine fein getönten Bilder so glücklich mit lebensvoller Staffage auszustatten wußte; dann der jugendliche Maler Ettore Tito, der besonders in seinem prächtigen Bilde „Am Gardasee“ mit der köstlichen Staffage der vom Winde zerzausten Wäscherinnen Vorzügliches geleistet hat. Einige ausgezeichnete Landschaften finden wir sodann bei den Spaniern, so von Modesto Texidor einen Platz in Barcelona, von wunderbar zarter Lichtwirkung, H. Esteban mit seiner „Riva de' Schiavoni“, Benlliure mit seinem „Marienmonat in Valencia“, der in seiner Luftperspektive eine interessante Staffage bietet. Auch bei den Österreichern ist einiges Wertvolle, obwohl sie bei weitem nicht nach ihrer wirklichen künstlerischen Bedeutung auf der Ausstellung vertreten waren. Man darf sagen, daß dort die neuesten Strömungen bis jetzt noch keine Verbreitung gefunden haben, und daß die Kunst sich in den hergebrachten Gleisen meist mit liebenswürdiger Anmut fortbewegt. Von Bernatzik sah man in einer stimmungsvollen Landschaft einen Priester, der, von seinem Chorknaben begleitet, einem Sterbenden die letzte Wegzehrung bringt. Daß es unter den Aquarellen nicht an einem köstlichen Passini und mehreren trefflichen Architekturstücken von Rudolf Alt fehlte, sei ausdrücklich hervorgehoben.

Die Landschaft war nun auch in der deutschen Abteilung reich und würdig vertreten. Ohne hier auf einzelnes einzugehen, dürfen wir doch einige der Spitzen streifen, wo denn Oswald Achenbach mit seinen beiden Landschaften, „Mondschein bei Neapel“ und „Am Tiberufer“, eine der ersten Stellen einnimmt. Ist die Domäne dieses trefflichen Meisters Italien, so wendet der Karlsruher Hermann Baisch sich mit Vorliebe den holländischen Küstengegenden mit ihren weiten Horizonten, dem freien Zug der Wolken und dem frischen Leben des nordischen Meeres zu. In seinen drei Bildern: „Aufschleppen eines Fischerbootes in Holland“, „Viehweide bei Rotterdam“, „Vom Heringsfang zurück“, beweist er zugleich seine vollständige Herrschaft über Tier- und Menschengestalt, in Ruhe und in angespannter Bewegung. Gustav Schönleber, ebenfalls an der Karlsruher Kunstschule, giebt in seinem „Dorf in Holland“ eine fesselnde Idylle, während das große Bild „Quinto al Mare“ den mächtigen Ansturm der See gegen die schroffen Klippen der Riviera mit dramatischer Macht vorführt. Ludwig Dill bringt nicht nur einen Abend in Holland, sondern auch zwei venetianische Marinen, in deren Schilderung wir ihn als tüchtigen Meister kennen. Wertvoll sind sodann die trefflichen Aquarelle von Hans Bartels, namentlich der „Fischverkauf am holländischen Strand“. Die gewaltige Landschaft von Willroider würden wir unmittelbarer würdigen, wenn uns nicht zugemutet würde, darin die Sündflut zu

erkennen. Ein fein abgewogenes Leben von Luft und Licht herrscht auch in den Bildern von Kallmorgen, der zugleich durch lebendig aufgefaßte Staffage, wie namentlich in seinem „Feuerreiter" unser Interesse zu fesseln weiß. Doch wie gesagt, die Zahl der guten Landschaften in der deutschen Abteilung ist so groß, daß wir auf einzelnes nicht weiter einzugehen vermögen. So viel ist gewiß, daß unsere Landschaftsmalerei sich auf gesundem Wege befindet und von den neueren Bestrebungen nach schärferer Naturauffassung und feinerer Schilderung der Luft- und Lichtwirkungen den besten Vorteil zieht. Es geht ein tiefes Aufatmen, ein mächtig freier frischer Zug durch alle diese Schöpfungen, ein reiches Naturleben, das hinreißend wirkt.

Nur ungenügend war auf der Ausstellung die Plastik vertreten. Dennoch fehlte es auch hier nicht an einer Anzahl von Werken, in welchen die Anschauungen der Zeit klar zum Ausdruck kamen. Das Streben geht wie überall auf Losreißen von allem konventionellen Vortrag, auf eindringendere Naturschilderung und im Zusammenhange damit auf eine mehr malerische Behandlung. Besonders in der Porträtplastik äußerte sich diese Richtung durch eine diskrete Anwendung der Farbe, die zunächst bei den Augen und beim Haar zur Geltung kommt und den Arbeiten nicht selten ein anziehendes Gepräge stärkerer individueller Lebendigkeit verleiht. Es ist wohl keine Frage, daß die Plastik auf diesem Wege noch günstigere Wirkungen erreichen kann. Um auf einzelnes einzugehen, darf eine Reihe tüchtiger Büsten von R. Begas, worunter die unserer drei deutschen Kaiser und des Fürsten Bismarck, genannt werden. Derselbe Künstler bot sodann in der genial erfundenen und meisterlich kühn durchgeführten Gruppe des elektrischen Funken ein sehr bedeutendes Werk. Unter den Arbeiten von Joseph Kopf ragte die Büste Döllingers durch eine Schärfe der Beobachtung und naturwahre Behandlung hervor, welche an die großen Meister des Quattro cento gemahnte. Das großartigste Monumentalwerk war ohne Frage Rudolf Siemerings Siegesdenkmal für Leipzig, von welchem das Hilfsmodell für die Germania und die Reiterstatue Moltkes eine höchst bedeutende Vorstellung gewährten. Die ernste, gewaltige Gestalt der Germania, wie sie mächtig einherschreitet, kühn und sicher sich umschauend, die Linke auf den Schild gestützt, mit der Rechten das umgekehrte Schwert haltend, dessen Griff auf der Schulter ruht, gewährt einen so machtvollen Eindruck wie kein anderes verwandtes Idealwerk unserer Zeit. Moltke aber ist in Haltung, Ausdruck, scharf zusammengeschlossenem Wesen von unvergleichlicher Wahrheit und bis in die letzte Falte des Mantels hinein voll feinster Charakteristik. Und dasselbe blitzende Aufmerken, das den geistvollen Kopf des Reiters beseelt, hat sich auch dem edlen Tiere, das ihn trägt, mitgeteilt, so daß Roß und Reiter wie aus einem Guß erscheinen. Von Robert Diez' Siegesdenkmal für Braunschweig war eine Reliefgruppe des Postaments ausgestellt, welche die Wiederkehr eines bekränzten Kriegers zu seinen Eltern mit natürlicher Herzlichkeit schildert. Unter den Idealfiguren sei das schöne Grabmonument von Johann Hoffart erwähnt, eine edle, trauerumflorte Frauengestalt, welche sich auf einen Säulenstumpf stützt, um eine Rose auf das Grab eines Angehörigen niederzulegen.

Von einem Werke haben wir noch zu sprechen, welches den modernen Naturalismus in seiner äußersten, abstoßendsten Extravaganz vertritt, von des Parisers Frémiet lebensgroßer Gruppe eines Gorilla, welcher ein junges Weib entführt. Der Künstler hat sich über die Linie derer, welche uns die Bestie im Menschen zu schildern ein Vergnügen finden, hinausgesetzt und giebt uns lieber gleich eine der allerscheußlichsten Bestien in ihrer brutalsten Roheit. Abschreckenderes ist vielleicht nie in der bildenden Kunst versucht worden, und der übrigens

mit großer naturalistischer Energie meisterlich durchgeführte Frauenkörper erhöht nur noch das Widerwärtige einer solchen Komposition. Wir hätten vielleicht dies Werk mit Stillschweigen übergehen dürfen, wäre es nicht von der Jury mit der ersten Medaille ausgezeichnet und dann in bedauerlicher Geschmacklosigkeit gleich in der Vorhalle der Ausstellung dem Publikum als Schau- und Prachtstück, oder sollen wir lieber sagen als pièce de resistance, hingestellt worden. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Jury öffentlich zu kritisieren, aber das dürfen wir nicht verschweigen, welch ein gefährlicher Vorgang für unser Kunstleben es ist, wenn bei dem feierlichen Anlaß einer internationalen Ausstellung die offizielle Wertschätzung der Kunstwerke sich nur nach der technischen Leistung richtet, mit geflissentlicher Hintansetzung jeder Rücksicht auf geistigen oder auch nur ästhetischen Gehalt. Nach dieser Prämiierung werden die Affen in hohe Gunst kommen, und die Orang-Utangs, Schimpanses, Rollschwänze und wie alle unsere liebenswürdigen Ahnen sonst noch heißen mögen, werden glückliche Tage sehen und mit dem Lorbeer umwunden werden.

Doch nicht mit einer solchen Dissonanz wollen wir schließen. Hoffen wir, daß solche extreme Ausschweifungen vereinzelt bleiben, daß der Sinn für Wahrheit das Gefühl für Schönheit nicht ganz unterdrücke, daß die Zeit nicht fern sei, wo nicht ausschließlich Häßlichkeit und Gemeinheit die Anwartschaft auf Verewigung in den Werken der bildenden Kunst verleiht, wo mit einem Wort die Kunst wieder als die beseligende Göttin erscheint, welche das Leben verklärt und durchleuchtet und selbst da, wo sie tragische Konflikte, wo sie Leid und Elend schildert, noch zu versöhnen und zu erheben vermag. Bei dem frischen Leben, welches sich überall regt, bei dem freudigen Aufschwung, den unsere nationale Gesamtkraft immer glänzender bewährt, dürfen wir auch der weiteren Entwickelung unserer Kunst das beste Prognostikon stellen.





Schloßkirche von Peterhof.

Die Umgebung von St. Petersburg.

Von

Eugen Zabel.

I.

an kann von St. Petersburg nicht sprechen, ohne auch die Umgebung der Residenz des Zaren zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Beide gehören zunächst äußerlich zusammen, weil man aus dem Häusermeer der Stadt in verhältnismäßig kurzer Zeit zu all den Orten gelangen kann, die im Süden, Westen und Norden Petersburgs liegen und aus verschiedenen Gründen unser Interesse erregen. Aber auch die Natur des Landes und die Geschichte seines Volkes haben einen tiefen Zusammenhang zwischen beiden bewirkt. Da Petersburg auf einem ursprünglich fremden Lande errichtet wurde, das man dem Feinde mit den Waffen in der Hand abzwingen mußte, so ergab sich die Notwendigkeit von selbst, die Stadt nach der Wasserseite durch Festungen zu schützen. Kronstadt und Schlüsselburg, die eine westlich am Finnischen Meerbusen, die andere östlich am Ladogasee gelegen, sind dazu bestimmt, die Residenz gegen die Angriffe feindlicher Scharen zu verteidigen. Von Kronstadt zieht sich die Bucht in weitem Bogen bis nach Petersburg, und diese Lage schien wie geschaffen,

um dem Herrschergeschlecht Gelegenheit zu einer glänzenden Repräsentation in Schlössern, Villen und Parkanlagen aller Art zu geben, die im Süden auf einem für solche Schöpfungen begünstigten Terrain bald eine weitere Fortsetzung fanden. Die große Masse der Bevölkerung, die einen Sommeraufenthalt bestreiten kann, strebte diesen Punkten, an denen der Hof zu weilen pflegte, naturgemäß nach. Allmählich gewöhnten sich die Petersburger aber auch an den Gedanken, die südlichen Ortschaften Finnlands mit ihren schönen Seen und Waldungen zu Sommerquartieren zu benutzen, und so entstanden hier ebenfalls Villenkolonien, die auf den Charakter des Landes von Einfluß waren und den Übergang zu seinen übrigen nördlich gelegenen überraschenden Naturschönheiten bildeten. Als Meer, See oder Fluß giebt das Wasser all diesen Landschaften ein bestimmtes Gepräge und damit etwas Befreiendes und Erfrischendes, das sich von der nervösen Hast der Stadt und ihrer erdrückenden Sommerschwüle wohlthuend unterscheidet. Alle diese Ausläufer Petersburgs, in denen die Sitten der Großstädter sich scharf von dem Leben der Landbevölkerung unterscheiden, sind durch jede neue Entwickelungsphase der Metropole beeinflußt worden. Jedes Aufblühen des Reiches hat ihrer Schönheit einen neuen Reiz hinzugefügt, jeder Stillstand in der Entwickelung fand in ihren Bauten und Anlagen ebenfalls einen deutlich erkennbaren Ausdruck.

Der Finnische Meerbusen, der zwischen Esthland und Finnland nach Osten zu einen tiefen Einschnitt macht und zuerst den Gedanken wachrief, dem russischen Volke aus der Unendlichkeit seiner Steppen den Weg zum Wasser und zu einer neuen Hauptstadt zu bahnen, hat eine sehr verschiedenartige Gestaltung. In seiner Mitte erweitert er sich ansehnlich, verengt sich dann aber wieder nach Osten und schiebt sich in dem kleineren Kronstädter Meerbusen bis an die Newamündung vor. Die östliche Grenze dieser Bai bildet Petersburg, die westliche die Kesselinsel, russisch Kotlinoi-Ostrow, die ihren ursprünglichen finnischen Namen Retusari, das ist Katzeninsel, gegen den russischen eintauschte, als die Soldaten Peters des Großen im Jahre 1703 die Schweden daraus vertrieben und von dem fliehenden Feinde nichts weiter als einen großen Compagniekessel erbeuteten. Da diese Insel ungefähr in der Mitte der Bai liegt, gleich weit entfernt von der nördlichen wie von der südlichen Küste, so konnte der Erbauer Petersburgs sich keinen besseren Platz für die Verteidigung seiner Residenz wünschen. Hierzu kam, daß die Natur die nördliche Wasserstraße durch Klippen und Sandbänke für die Schiffahrt kaum brauchbar, in jedem Fall sehr gefährlich gemacht hat. Durch die auf Rosten errichteten Batterien ist man auf dieser Seite in der Lage, den ganzen Wasserarm bis zur gegenüberliegenden finnischen Küste zu beherrschen. Bereits Peter der Große begann hier eine Citadelle zu errichten und auf der entgegengesetzten südlichen Seite eine vor der Insel liegende Schäre durch Menschikow zu befestigen. Er gab ihr den Namen Kronschlott. Unter den späteren Regierungen bis zu Paul I. wurden die Befestigungswerke vervollständigt, auch Nikolaus und Alexander II. hatten ihr Augenmerk auf diesen Schutzwall gerichtet, der ihnen die Hauptstadt vor feindlichen Angriffen sicherstellen sollte. Daß die mühevolle Arbeit keine vergebliche war, zeigte sich während des Krimkrieges im Mai 1855, als die Flotte der Franzosen und Engländer unter dem Admiral Napier wohl vor Kronstadt erschien, aber, anstatt zum Angriff überzugehen, sich mit wenigen Rekognoszierungen begnügen mußte. Und doch erzählte man sich, Napier sei von dem Erfolge seines Unternehmens so fest überzeugt gewesen, daß er sagen konnte, er werde in Kronstadt frühstücken und in Petersburg zu Mittag essen.

Kronstadt bietet mit seinen 48000 Einwohnern, unter denen besonders die unteren Klassen der Bevölkerung einen echt

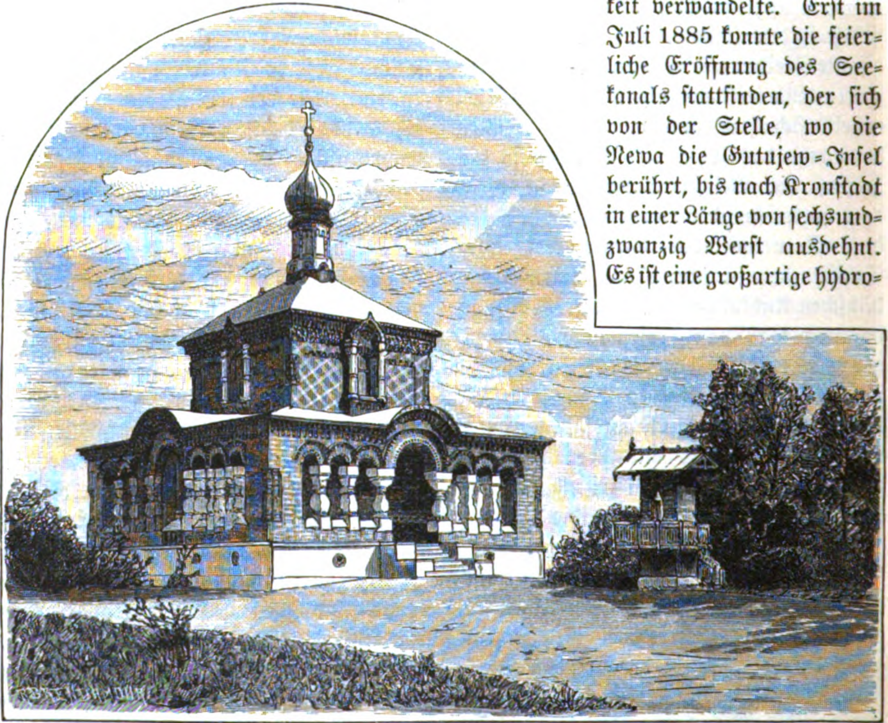
russischen Charakter aufweisen, einen freundlichen, sauberen, wenn auch überwiegend nüchternen Anblick. Unter den Gebäuden nimmt den ersten Rang die Admiralität ein, eine Gründung Katharinas II. In einem am Eingang befindlichen Häuschen kann man an einem Modell von Kronstadt die Anlage der Befestigungen, die auch für den Laien nicht ohne Interesse ist, studieren. In diesem Teil der Stadt fallen dem Spaziergänger vorzugsweise die Arsenale, Kasernen und Werften, die Schulen und Hospitäler auf. Man unterscheidet drei Häfen: den Kriegshafen an der Südwestseite der Insel, den daneben gelegenen Mittelhafen, welcher die Schiffswerften und die zur Ausrüstung von Fahrzeugen dienenden Etablissements enthält, und mehr nach Westen hin den Kaufmannshafen, in welchem nicht weniger als tausend Schiffe Platz finden können. Das bunte, interessante Treiben wird keinen Besucher Kronstadts unbefriedigt lassen. Eine Bastion erhebt sich hier und von ihren Wällen kann man das Thun und Treiben in den Häfen, die Befestigungswerke in ihren drei hintereinander liegenden Reihen und das Meer mit den darauf kreuzenden Schiffen bequem übersehen. Einen ebenso hübschen Anblick gewährt der große Kanal, der vom Kaufmannshafen in das Innere der Stadt führt. Hier drängen sich die Magazine der russischen Kaufleute, die ihre Waren ein- und ausladen lassen, während die Quais mit ihren mächtigen Quadern, ihrem schönen Eisengitter und den Alleen einen sehr einladenden und angenehmen Aufenthalt gewähren.. Einen hübschen Ruhe- und Erholungspunkt findet der Spaziergänger im Sommergarten, der schon von Peter dem Großen angelegt wurde und in dem sich ein Denkmal seines Begründers von Klodt befindet. Der Besuch der Stadt vermittelt allerdings auch eine weniger angenehme Bekanntschaft, nämlich mit einem Straßenpflaster, das aus lauter Wellenbergen und Wellenthälern besteht. Zu Fuß ist wegen der langen Straßen an diesem Orte nicht viel zu erreichen, und wer sich einer Droschke anvertraut, wird bei jedem Prellstein die Furcht nicht los, daß er vielleicht bei nächster Gelegenheit aus dem schwankenden Gefährt hinausgeschleudert werde.

Nach Kronstadt hatten sich die Blicke aller Deutschen gerichtet, als im Juli 1888 die denkwürdige Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Wilhelm II. und dem Zaren Alexander III. stattfand, von der wir wünschen und hoffen, daß sie für das Glück und Gedeihen der beiden Völker im friedlichen Wettstreit nicht ungenutzt geblieben ist. Der jugendliche Schirmherr des Deutschen Reiches, dem ein tragisches Geschick in seiner Familie wider Erwarten schnell den Weg zum Throne gebahnt hatte, war mit seiner ganzen Flotte nach der nordischen Kaiserresidenz gefahren und hatte dadurch der Welt ein Schauspiel gegeben, wie es in der Geschichte unseres Volkes ganz vereinzelt dasteht. Vor der Kronstädter Reede war es, wo das deutsche Geschwader als eine majestätische Versammlung von Meerbeherrschern, die den deutschen Namen in allen Weltmeeren zur Anerkennung gebracht haben, sich bis in die höchsten Raaen hinauf mit bunten Fahnen bewimpelt versammelte, während die russische Flotte sich ihnen gegenüber aufgestellt hatte. Bei der Begrüßung wie bei der Verabschiedung der beiden Monarchen gaben die vierunddreißig Geschütze, mit denen der Hafendamm nach der Seeseite armiert ist, aus ihren metallenen Riesenleibern Salutschüsse, die den Erdboden erschütterten. Überall, wo man die Jacht „Hohenzollern“ mit den reich beflaggten Masten und den beiden gelb angestrichenen Schornsteinen erblickte, wußte man, daß dort der Stolz und die Hoffnung des Deutschen Reiches zu finden sei, während sich auf der Jacht „Alexandra“ der Kaiser von Rußland mit seiner Familie befand. Eine Dampfbarkasse vermittelte jedesmal den Verkehr zwischen den beiden Schiffen und lenkte aller Augen auf ihre hohen Insassen, deren Anwesenheit durch die deutsche und die russische

Kaiserflagge verkündet wurde. Ein großartigeres Schauspiel als die Zusammenkunft der beiden Monarchen, die von dem herrlichsten Sommerwetter begünstigt war, dürfte der Finnische Meerbusen schwerlich wieder zu sehen bekommen.

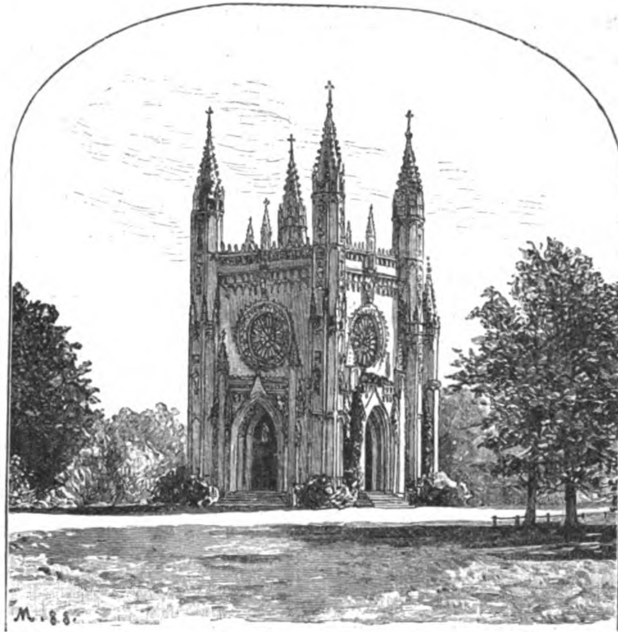
Die Kronstädter Bucht enthält nicht Meer-, sondern süßes Newawasser, nur bei starken Westwinden nimmt es einen schwachen Salzgehalt an. Die Bai ist im allgemeinen so flach, daß die Fahrstraße durch die im Wasser schwimmenden Marken genau vorgeschrieben wird und jedes Abweichen von diesen Linien durch das Auflaufen der Schiffe sich schwer bestraft. Die Newamündung hat von Natur aus eine Tiefe von zweieinhalb bis vier Meter und war bis vor kurzem für die großen Handelsschiffe überhaupt nicht zu befahren, so daß für den Seehandel Petersburgs hieraus die größten Schwierigkeiten entstanden. Wenn diese Fahrzeuge Kronstadt erreicht hatten, mußten sie ihre Waren entweder in den dortigen Magazinen abladen oder sie an kleine Lichterschiffe abtreten, auf denen sie in die Stadt gefahren wurden. Selbstverständlich mußte wie beim Löschen der Waren so auch beim Einnehmen in umgekehrter Richtung dasselbe umständliche und kostspielige Verfahren stattfinden.

Es kann daher nicht wunder nehmen, daß bereits Peter der Große, auf dessen geniale Persönlichkeit auch bei dieser Gelegenheit unsere Blicke gelenkt werden, den Plan erwog, hier einen Kanal anzulegen und den Handelsschiffen die Möglichkeit zu verschaffen, direkt bis Petersburg vorzudringen. Es bedurfte aber mehr als anderthalb Jahrhunderte, bis diese Idee sich in Wirklichkeit verwandelte. Erst im Juli 1885 konnte die feierliche Eröffnung des Seekanals stattfinden, der sich von der Stelle, wo die Newa die Gutujew-Insel berührt, bis nach Kronstadt in einer Länge von sechsundzwanzig Werst ausdehnt. Es ist eine großartige hydrotechnische Arbeit, die eine ungeheure Mühe verursachte. Neun Baggermaschinen waren thätig, um die schlammigen Massen aus dem Boden der Newamündung an das



Kirche des Großfürsten Michael in Strelna.

Tageslicht zu befördern und dadurch den notwendigen Tiefgang herzustellen. Durch Dämme mußte das mühevoll vollendete Werk, das für den internationalen Verkehr Petersburgs von so großer Bedeutung werden sollte, vor Verschüttungen geschützt werden. Der Seekanal hat eine solche Breite, daß drei große Dampfschiffe bequem nebeneinander vorbeifahren können, und gehört jedenfalls zu den Anlagen, auf deren Ausführung und Vollendung die Regierung Alexanders III. mit Recht stolz sein darf.



Kirche der Kaiserin in Peterhof.

Kronstadt gegenüber bildet die Bucht den schönen Bogen, der für die Sommerfrische der Petersburger und die Prachtentfaltung des russischen Hofes von so großer Bedeutung geworden ist. Die Bewohner der Zarenstadt haben verschiedene Mittel und Wege, um zu diesen als Sommerausflug so verlockenden und wegen ihrer historischen Erinnerungen merkwürdigen Ortschaften zu gelangen. Zunächst fährt von einem der vornehmsten Stadtteile Petersburgs, dem Englischen Quai, unterhalb der Nikolausbrücke das Dampfboot ab, das uns nach Peterhof bringt. Bei schönem Wetter wird man diesem Beförderungsmittel selbstverständlich vor jedem anderen den Vorzug geben. Der Anblick der Stadt, die mit ihren Kirchen, Brücken und Palästen dem Auge allmählich entschwindet, ist von berauschendem Zauber.

Die Newa, welche ihre Fluten breit entfaltet und unser Dampfschiff sicher trägt, nimmt hier für das Auge bereits ganz den Charakter des Meeres an. Bei starkem Winde gehen die Wogen oft so hoch, daß sie das Boot in lebhafte Schwankungen bringen und durch das bis zu den Passagieren hinaufspritzende Wasser an die Gewalt Neptuns und die Herrschaft seines Dreizacks erinnern. Wenn er hier auch noch nicht allein regiert und sich wegen der Nähe der Ufers allerlei, wir möchten sagen konstitutionellen Beschränkungen unterwerfen muß, so fordert er doch bereits an manchen stürmischen Tagen seine Opfer, die ihm widerwillig und unter physischen und seelischen Qualen dargebracht werden, ohne daß die Opferer andere als komische Empfindungen bei den Passagieren zu erwecken vermögen. Wenn der Dampfer wegen der geringen Tiefe des Wassers einen großen Bogen macht, bevor er auf die weit auslaufende Landungsbrücke zufährt und die Schlösser und Parkanlagen von Peterhof vor den neugierigen Blicken auftauchen, kann man wohl ein paar Unglückliche in gräßlicher Verlegenheit den Kopf zum Fenster der Kajüte hinausstecken sehen, ihre Mienen verraten eine verzweifelte Seelenstimmung, als ob sie alle Stürme des Weltmeeres über sich ergehen lassen müßten. Bevor

sie nicht den ersten Schluck Sherry oder Madeira hinuntergestürzt und damit den rebellischen Magen beruhigt haben, glauben sie nicht an die Schätze, die hier von Natur und Kunst zusammengetragen worden sind. Die übrigen, und diese sind zum Glück in der Mehrzahl, haben aber die Dampfschiffahrt als eine willkommene Anregung empfunden, und mit frischer Luft in den Lungen können sie sich ungestört ihrem Vergnügen hingeben.

Die Eisenbahn, die vom baltischen Bahnhof in Petersburg bis Peterhof und Oranienbaum fährt, berührt alle an der Küste gelegenen Orte und ist infolgedessen sehr stark besucht. Wer es jedoch mit der Leistungsfähigkeit seiner Börse in Einklang bringen kann, wird sich keinen Augenblick bedenken, auf der Peterhofschen Küstenstraße, die sich bald in größerer, bald in geringerer Entfernung vom Schienenwege hält, die Fahrt zu Wagen zu machen. Man gelangt dann aus dem Narwaschen Thor in das Petersburger Weichbild und hat zunächst eine größere Strecke zwischen Häusern und Datschen zurückzulegen. Am Ende der ersten Meile erregt ein großes Haus, zu dem ein weiter Park gehört, unsere Aufmerksamkeit. Es hat im Volksmunde den Namen „das Haus auf der siebenten Werst" und enthält eine Irrenanstalt, welche vierhundert Kranken Aufnahme gewähren kann. Die Benennung erinnert an frühere Zeiten, in denen man auf der kaum bebauten Fläche kein anderes Mittel für die Orientierung hatte als die aus Granit gemeißelten Werstpfähle. Wollte man ein Landhaus oder eine Wirtsstube näher bezeichnen, so mußte man sich an diese Wegweiser halten, welche die Eintönigkeit der Ebene allein unterbrachen. Jetzt ist das freilich anders geworden. Je mehr bei der Fahrt nach Peterhof sich die Uferhöhen dem Meere nähern, desto häufiger werden die Gärten, Villen und Schlösser, welche die Straße begrenzen. In Michailowka hat der Großfürst Michael, in Snamenskaja der Großfürst Nikolaus seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und die hier errichteten Paläste bilden eine angemessene Vorbereitung zu dem kaiserlichen Glanz, der in Peterhof ausgebreitet ist.

Wir wollen jedoch den Versuch machen, die Küstenstraße auf ihrer ganzen Ausdehnung von Osten nach Westen in ihren Hauptpunkten zu betrachten. Zuerst stoßen wir im äußersten Südwesten Petersburgs dicht am Meere auf ein von Gartenanlagen umgebenes Lustschloß, Katharinenhof, das wir nicht betrachten können, ohne wieder an Peter den Großen erinnert zu werden. Der gewaltige Reformator begründete den Ort 1703 nach dem ersten Seesiege, den er über die Schweden errang, und legte ihm den Namen seiner Gemahlin Katharina bei. Das Schloß besteht aus den Parterreräumlichkeiten und den Gemächern des ersten Stocks, von denen gegenwärtig nur die letzteren den Fremden offen stehen, da man bei dem Erdgeschoß mit umfassenden Renovierungsarbeiten beschäftigt ist. Wer diese Gemächer betritt, fühlt sich wie mit einem Schlage in das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts versetzt. Wie sehr sich Peter der Große für die industriellen Erzeugnisse seines asiatischen Nachbarreichs China interessierte, sehen wir aus den Bildern, Tapeten und Kunstgegenständen, die zum großen Teil aus dem Reiche der Mitte stammen. Überall treten uns die langzöpfigen und schlitzäugigen Söhne desselben mit ihren oft bewunderungswürdigen Leistungen entgegen, durch welche selbst den einfachsten Gebrauchsgegenständen eine künstlerische Form verliehen wird. An Peter erinnern außerdem verschiedene Kleinigkeiten, die er entweder benutzte oder sogar selbst angefertigt hat, wie die aus grobem Holz zusammengeschlagene Bettstelle, einige Krüge, eine Uhr, eine von ihm selbst gezeichnete Karte Sibiriens u. s. w. Aber auch für die Wüstheit und den rohen Geschmack jener Tage fehlt es nicht an mancherlei interessanten Belegen in dem pietätvoll aufbewahrten Inventar dieses Schlosses.

Wo einst die Schlacht mit all ihren Schrecknissen tobte, erheben sich jetzt hübsche

Gartenanlagen, die von Jahr zu Jahr erweitert und mit einem Restaurant und Kaffeehaus versehen wurden. Lange Jahre hindurch war dieser Park das einzige Ziel für die Ausflüge der Petersburger, wenn sie sich erholen wollten, und diese haben für den Ort eine gewisse Vorliebe bewahrt, auch nachdem ihm in weit reicheren und kunstvolleren Anlagen eine gefährliche Konkurrenz entstanden ist. Wenn der Winter vorbei ist und der Frühling mit linderen Lüften das Wiedererwachen der Natur verkündet, pflegt man überall in Rußland am ersten Mai ein Fest mit Tänzen, Gelagen und allerlei Lustbarkeit zu begehen. Der Petersburger eilt an diesem Tage, wie er es eben vermag, zu Pferd, zu Wagen oder auf Schuhmachers Rappen nach Katharinenhof. Im Garten pflegen Restaurationen aufgeschlagen zu sein, zwischen denen sich das Volk umhertummelt, während die vornehme Welt sich an einem Korso beteiligt, der ehemals so ziemlich alles in sich vereinigte, was die angesehene Petersburger Gesellschaft umfaßte. Der Mittelpunkt dieses eleganten Treibens war der Hof. Wenn ehedem der Kaiser hoch zu Roß, umgeben von den Prinzen und seinem Gefolge, bei diesen Rundfahrten erschien, drängte sich alles um ihn, indem es ihm Huldigungen jeglicher Art darbrachte.

Es ist interessant, aus der Zeit des Kaisers Nikolaus sich einen solchen ersten Mai in Katharinenhof von einem Meister wie J. G. Kohl schildern zu lassen, welcher in seinem wenn auch etwas veralteten, so doch immer noch sehr lesenswerten Buche über Petersburg darüber folgendermaßen spricht: „Der Garten ist voll Bowling-Greens und Restaurationen, und läßt man sich, eine Cigarre rauchend, auf einer dieser Bowling-Greens, vor einer der Restaurationen in der Nähe der Alleen nieder, so kann man das Vergnügen, die halbe Herrlichkeit des russischen Kaisertums in prächtigen Vierspännern, die einer hinter dem anderen herfahren, sich langsam abspinnen zu sehen, mit Muße genießen; die Senatoren, die besternten Generale, die bärtigen Kaufleute, die ehrwürdigen Metropoliten und Bischöfe, die ausländischen Gäste u. s. w., ganz so wie oben auf dem Admiralitätsplatz; für einen Petersburger ein Schauspiel, dessen jährlich und bei vielen Gelegenheiten stattfindende Wiederholung er nie satt wird, und das auch für einen Fremden, wenn er erst ein wenig in Geschmack gekommen ist, viel Anziehendes hat. Die Wagen fahren in den Alleen des Gartens nach einem gewissen vorgeschriebenen Plane den ganzen Tag über herum und wieder herum wie die Pferde in einer Ölmühle. Es könnte einem schwindelig werden, wenn man dabei denkt, daß alle vornehme Welt ganz Rußlands an demselben Tage in allen tausend Städten des Reiches sich in einem solchen Mühlwerke takt- und vorschriftsmäßig herumbewegt. Die Gegenwart des Kaisers, der auch hier nicht fehlt, setzt dem Feste die Krone auf; gewöhnlich erscheint er dabei zu Pferde, von berittenen Prinzen und einem brillanten Generalstabe umgeben, daherbrausend. Die Petersburger, die daran gewöhnt sind, alle ihre Feste mit ihrem angebeteten Kaiser und dem ganzen Hofe gemeinschaftlich zu feiern, können schon deswegen allen unseren Festivitäten keinen Geschmack abgewinnen, weil diese Sonne dabei fehlt, in deren magnifiker Nähe alles so prächtig beleuchtet erscheint, und die zu bewundern ihnen eine liebe Gewohnheit geworden ist. Die Ankunft des Kaisers erwarten alle, als wäre er der Repräsentant des Frühlings, und ist er vorübergerauscht, so verläuft sich eins nach dem anderen nach Hause wie die Tagfalter, wenn das Gestirn des Tages sich verbarg."

Von den Stationen, die auf der baltischen Bahn vor Peterhof liegen, können uns nur Ssergiewo und Strelna flüchtig interessieren, ersteres wegen des dort befindlichen Klosters, letzteres wegen eines Lustschlosses des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch. Das Ssergiewkloster, das etwa zwei Werst von der Station ent-

fernt liegt, ist auf derselben Stelle errichtet worden, wo ehedem ein Landhaus stand, welches die Kaiserin Anna im Jahre 1734 ihrem Beichtvater, dem Archimandriten Warlaam im Konvent des heiligen Sergius in St. Petersburg, zum Geschenk machte. Es stellt ein großes Quadrat vor, dessen Umgrenzung durch Alleen, Teiche und Wälle gebildet wird, und enthält nicht weniger als vier Kirchen, ein von der Familie Subow begründetes und für dreißig Personen eingerichtetes Invalidenhaus, sowie auf dem Kirchhof viele schöne Grabdenkmäler. Die Hauptkirche ist die Kathedrale der heiligen Dreifaltigkeit, im Jahre 1758 erbaut und berühmt wegen des darin befindlichen wunderthätigen Bildnisses des heiligen Sergius und des schönen Kirchengesanges, welcher während des Gottesdienstes hier zur Ausführung kommt. Das Innere mit den Säulen und dem in drei Etagen aufsteigenden Glockenturm ist im korinthischen Stile ausgeführt.



Das große Palais mit der Simsonsfontäne in Peterhof.

Das Schloß des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, welches unsere Aufmerksamkeit auf Strelna lenkt, liegt einerseits am Meere, andererseits an den Ufern des hier mündenden Flusses Strelka. Peter der Große ließ es im Jahre 1711 von dem Architekten Leblond erbauen, um es 1722 seiner Tochter Elisabeth zu schenken. Zweimal fiel es dem Feuer zum Opfer und wurde schließlich 1804 in seinem jetzigen gotischen Stile aus-

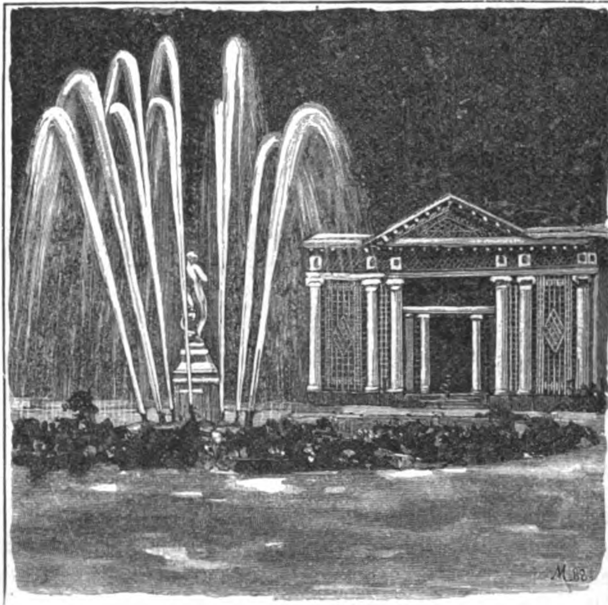
geführt. Der Großfürst Konstantin, Bruder Kaisers Nikolaus, nahm in demselben mit Vorliebe seinen Sommeraufenthalt, sein jetziger Besitzer, ein Onkel Alexanders III., erwarb sich durch den Bau einer Kavalleriekaserne und eines Militärhospitals um den Ort Verdienste. Von besonders hervorragendem Geschmack zeugt der prächtige Park, welcher im holländischen Stile angelegt ist und zierliche Inseln, Kanäle, ein Badehaus und ähnliches enthält. Von der Schloßterrasse hat man einen sehr schönen Blick auf das weit ausgedehnte Meer. Im Inneren des Schlosses wird der Besucher durch die ihm entgegentretende Vornehmheit und Einfachheit wohlthuend berührt. Im Park befindet sich außerdem noch eine kleine hölzerne Kirche, eine Schöpfung Peters des Großen.

Ein großartiges Denkmal hat sich der kühne nordische Reformator in dem reizenden Ort geschaffen, welchen er nach seinem eigenen Namen Peterhof genannt hat. Nach diesem Punkte richtete er seine Blicke, wenn er von seiner Hauptstadt zu Schiff nach dem Meere fuhr, um den Fortgang der Befestigung Kronstadts in Augenschein zu nehmen. Da, wo sich jetzt die Landungsbrücke für die Dampfer befindet, machte er die ersten Versuche, sich anzusiedeln. Es war nicht mehr als eine einfache Herberge, was er hier anfänglich schuf, gerade ausreichend, um Schutz gegen die Unbilden der Witterung und um eine leidliche



Simsonsfontäne in Peterhof.

Nachtruhe zu finden. Diesem Häuschen folgte aber bald eine Kirche, in welcher der Zar im Sommer wiederholt Gottesdienst hielt und deren Andenken noch durch ein Kreuz und ein Postament lebendig erhalten wird. Der Beherrscher Rußlands fand im Laufe der Jahre immer mehr Geschmack an diesem Ort. Es folgte hart am Ufer des Meeres das Schloß Monplaisir, aus dessen Fenstern er auf die Kronstädter Bucht und die Festung zu blicken liebte. Bald darauf entstanden die beiden Schlösser, welche jetzt Marly und Eremitage heißen, und im Jahre 1715 beschloß er auf den Anhöhen das große Lustschloß zu errichten, das trotz der späteren Erweiterungen seinen ursprünglichen Charakter doch in der Hauptsache stets bewahrt hat. Sogar die gelbliche Farbe, die ihm Peter der Große gegeben hatte, ist von seinen Nachfolgern immer wieder erneuert worden.



Fontäne „Eva“ in Peterhof.

Was dem Erbauer dieses Palais vorschwebte, ist nicht schwer zu erraten. Geblendet von dem Glanze, mit dem die Könige Frankreichs sich zu umgeben wußten, gedachte Peter als ihr getreuer Schüler am Newa-Ausflusse ein neues Versailles entstehen zu lassen. Mit der ihm eigenen Energie ruhte er nicht, bis der Gestaltung des Planes in seinem Kopfe auch die Ausführung gleich auf dem Fuße folgte. Gegenüber der Schwerfälligkeit, mit welcher in Petersburg gegenwärtig vorgegangen wird, wenn es sich um eine Neuerung handelt, muß die Entstehung von Peterhof geradezu wie das Werk eines unvergleichlichen Zauberkünstlers erscheinen, der mit dem Stampfen des Fußes aus einer Wüstenei ein Paradies macht. Kaum waren die Pläne aus Paris eingetroffen, als der französische Architekt Leblond auch schon das Werk begann. Die Aufgabe bestand darin, auf der Anhöhe ein prächtiges Schloß zu bauen und den Raum zwischen diesem und dem Meere in einen blühenden Garten zu verwandeln. Aus allen Teilen des Reichs wie aus dem Auslande wurden ganze Schiffsladungen von Pflanzen und Bäumen hierhergeschafft. Man spricht von vierzigtausend Ulmen und Ahornbäumen, die aus dem Gouvernement Moskau, von sechstausend Buchen, die aus dem Rostowschen nach Peterhof befördert sein sollen. Lindenbäume lieferte Amsterdam, Apfelbäume die Schweiz. Bis nach Sibirien und bis zum Kaspischen Meere zogen Beamte aus, um seltene Exemplare aus dem Reich der Flora nach dem im Entstehen begriffenen Prachtsitz des Kaisers zu verpflanzen. Als dieser im Jahre 1716 eine Reise ins Ausland antrat, kaufte er für das Schloß Monplaisir Bilder niederländischer Künstler in Amster-

dam und begründete dadurch die erste Galerie, von der Rußland überhaupt etwas wußte. Selbstverständlich haben alle Beherrscher des Landes mehr oder weniger für Peterhof gethan, vor allen Katharina II. und Kaiser Nikolaus. Es wurden die Gartenanlagen vervollständigt, die Wasserkünste eingerichtet und bis zu der Höhe technischer Vollendung gebracht, die gegenwärtig das Erstaunen der Fremden hervorruft. Es kamen neue Paläste und Kirchen hinzu, und endlich siedelte sich die Petersburger Aristokratie hier an, um das glanzvolle Bild, das uns entgegenstrahlt, zu vervollständigen.



Neptunsfontäne in Peterhof.

Das Innere des Prachtbaues ist reich an Sehenswürdigkeiten aller Art. Man betritt zunächst im ersten Stockwerk einen Saal, der eine Sammlung von dreihundertachtundsechzig Porträts junger Mädchen und Frauen enthält. Als die Kaiserin Katharina einmal eine Reise durch die Gouvernements ihres ungeheuren Reiches machte, begleitete sie ein Graf Rotari, der bei dieser Gelegenheit, um seiner Herrin zu beweisen, wie viel weibliche Schönheiten es in ihrem Lande gebe, den Grund zu dieser merkwürdigen Galerie legte. Der gräfliche Maler gehört freilich nicht zu den ersten Sternen am Himmel der Kunst, aber man würde doch Unrecht thun, wenn man seine Geschicklichkeit und Erfindungsgabe unterschätzen wollte. Es war keine Kleinigkeit, so viele Porträts nebeneinander zu hängen, ohne dadurch den Eindruck des Langweiligen hervorzurufen. Der Künstler hat diese Gefahr dadurch geschickt umgangen, daß er seinen weiblichen Figuren die größte Mannigfaltigkeit in den Stellungen und im Gesichtsausdruck gab. So verwandeln sich viele der Gemälde in allerliebste Genrebilder, indem sie einen bestimmten Moment aus einer Handlung festhalten, welche die Phantasie des Beschauers nach der Vergangenheit wie nach der Zukunft beliebig weiter ausspinnen kann. Die einen sehen wir bei der Verrichtung häuslicher Arbeiten, beim Stricken und Sticken, andere lernen wir in hübschen poetischen Situationen oder in origineller Kostümierung kennen. Träumerisch ruht diese Schönheit, das Haupt zurückgeworfen, in einem Sessel, während jene sich über einen Stuhl beugt und etwas Liebes zu flüstern scheint. Die nächste blickt zum Fenster hinaus, eine andere schaut uns mit klugen Augen an, indem sie einen Vorhang zur Seite schiebt. Hier schlummert ein hübsches Mädchen, dort steht ein anderes vor dem Spiegel und kämmt sich das Haar. Bald ist es eine Frucht, in die jemand hineinbeißt, bald ein Blumenbouquet, wo-

durch der Künstler die Betrachtung seiner Gemäldesammlung viel genußreicher macht, als sie es ohne diese Hilfsmittel vermutlich gewesen wäre. Ob die Porträts aber wirklich die charakteristischen Eigentümlichkeiten ihrer Originale wiedergeben, ob sie dem Verlangen nach Wahrheit oder einer absichtlichen Schmeichelei ihr Dasein verdanken, entzieht sich freilich jeder Berechnung.

Die übrigen Paradezimmer sind ebenfalls reich ausgestattet. So enthalten die beiden chinesischen Zimmer Wände und Möbel, die mit schwarzen Lackarbeiten aus dem Reich der Mitte und mit prächtigem Goldschmuck verziert sind. Aus einem derselben kann man von den üppigen breiten Seidenpfühlen, in die man zu versinken droht, wenn man sich ihnen, um zu träumen, anvertraut, gerade in die Mitte des unteren Gartens von Peterhof sehen und den herrlichen Durchblick in die Kronstädter Bucht genießen. Die Erinnerungen an die gekrönten Häupter, die in diesen Räumen weilten, sind selbstverständlich Legion, heften sich aber zum Teil an Dinge ohne tieferen Gehalt oder nachhaltiges Interesse. Welche Porträts in diesem oder in jenem Zimmer hängen, welcher Saal in gelber oder in roter Seide ausgeschlagen ist, kann uns ziemlich gleichgültig sein. Zweimal ist Peter der Große durch die bildende Kunst an dieser Stätte verherrlicht worden und zwar auf Grund des Rettungswerkes, das er am 26. Mai 1690 während eines Sturmes auf dem Ladogasee an armen Fischern vollbrachte. Die plastische Gruppe, die diesen Vorgang darstellt, ist von Oustralow und befindet sich in dem in weißem Stuck ausgeführten Empfangssaal, wo fünf schöne Kronleuchter aus Bergkrystall unsere Aufmerksamkeit erregen. Die Gobelinkopie eines Bildes von Steuben, das denselben Gegenstand behandelt, finden wir dagegen im Saal Peters des Großen. Hier hängen auch vier Bilder, welche die Seeschlacht von Tschesme im Jahre 1770 darstellen und von Frich gemalt sind. In dem daran stoßenden Gardensaal befinden sich noch zwölf andere Scenen aus derselben Schlacht, von denen zwei ebenfalls von Frich, die zehn anderen von J. Ph. Hackert in Rom gemalt wurden, dessen Andenken uns durch das Genie keines geringeren als Goethe lebendig erhalten worden ist. Um dem Künstler eine richtige Anschauung von den Schrecknissen der Schlacht zu geben, ließ der Sieger, Graf Orlow, vor dem Hafen von Livorno, wo er gerade mit einem Teile seiner Flotte lag, eine seiner Fregatten in die Luft sprengen.

Als Kaiser Wilhelm II. und Prinz Heinrich als Gäste des Zaren in diesem Schlosse abgestiegen waren, wurde dem ersteren im südöstlichen Flügel eine Flucht Zimmer reserviert, in denen geschmackvoller Reichtum und zweckentsprechende Einfachheit gefällig miteinander abwechselten. Den Anfang machte ein mit grüngestreiften Tapeten und Möbelbezügen versehenes Vorzimmer, das mit seinem Fenster auf den mit Linden bepflanzten Hof hinausführte, und an dessen Thüren sich die riesigen Gestalten der kaiserlichen Garde als Wache aufstellten. Dieses Entree führte zum Adjutantenzimmer, dessen Tapeten von violett gemustertem Damast waren. Ein violetter Teppich mit hellerer Borte bedeckte den Fußboden, ein rötlicher Marmorkamin mit Spiegel fügte sich dem Ganzen charakteristisch ein. Die Vorhänge wiesen dieselbe Farbe wie die Tapeten auf und ihnen schlossen sich die Möbel an. Letztere waren alle in den von Kaiser Wilhelm bewohnten Räumen im Stile Louis' XVI. gehalten und spiegelten jene Zeit wieder, in der man nach der Erschöpfung des Rokoko von dessen unsymmetrischen, geschweiften Formen zu strengeren, weniger willkürlichen und gewundenen, vor allem aber symmetrischen Gliederungen der Zimmereinrichtung zurückkehrte und diese allein als natürlich empfand. Der dritte Raum war ein größeres Empfangszimmer, das mit rotem Seidendamast ausgeschlagen war und in den Möbeln denselben Stoff zeigte. Zwei Fenster führten auf den Linden-

garten hinter dem Schloß hinaus, wo inmitten freundlicher Teiche ein paar Springbrunnen angenehme Kühlung spendeten, während drei andere Fenster nach der Seitenfront des Schlosses lagen. Rot war die Grundfarbe dieses Saales, sie wiederholte sich nicht nur in den Möbeln, zeigten schweren Damast mit großen dunkelblauen Rokokoornamenten auf gelblichem Grunde. Drei Spiegel reflektierten das Licht nach verschiedenen Richtungen, und zwischen den Fenstern standen auf marmornen, mit goldenen Füßen versehenen Gestellen zierliche Miniaturfiguren aus



Fontäne im unteren Park von Peterhof.

die goldene Gestelle hatten, sondern auch in dem großen breiten Teppich. Vor dem Marmorkamin stand ein Spiegel, dessen Rahmen aus goldgefaßtem Spiegelglase gebildet war. Einige Gemälde, auf denen etwas von dem Geiste und der Zierlichkeit Watteaus zu ruhen schien, vollendeten diese Einrichtung. Es folgte ein großes Arbeitszimmer, das sein Licht durch fünf Fenster empfing. Tapete und Möbel Porzellan. In der südwestlichen Ecke des Zimmers befand sich ein Schreibtisch von goldenem Gestell mit blausammetner Garnierung. Der in der Mitte befindliche runde Tisch war aus weißem Marmor gebildet, die darauf stehende Lampe hatte die Form einer chinesischen Vase und war von einem Porzellanlustre mit Bronzearmen überragt. Das Schlafzimmer des Deutschen Kaisers führte nach Osten zu

und enthielt einen Alkoven für die Aufstellung des Bettes. Dieses hatte messingene Gitterstäbe statt der Bretterwände und war weder besonders breit noch lang, eine rotseidene Decke lag auf ihm. Davor in der ganzen Breite des Bettes und dasselbe für das Auge des Eintretenden im ersten Augenblick verdeckend, stand ein großer Spiegel, dessen Einfassung aus zierlichem Porzellan bestand. Zwei weiß- und goldgeschmückte Thüren führten zu beiden Seiten des Spiegels zu den Toiletten. Ein weißer Marmortisch, ein Sofa, zwei Tische mit darauf befindlichen Glasschränkchen, ein einfacher Holztisch mit den aus blaugemustertem Porzellan bestehenden Waschgeräten vervollständigten die Einrichtung. Den Schluß der kaiserlichen Wohnung bildete ein einfensteriges Kabinett, das in rotgestreifter Seide ausgeführt war, und ein kleines Eckzimmer, aus dessen Fenstern man auf die Kirche sehen konnte.

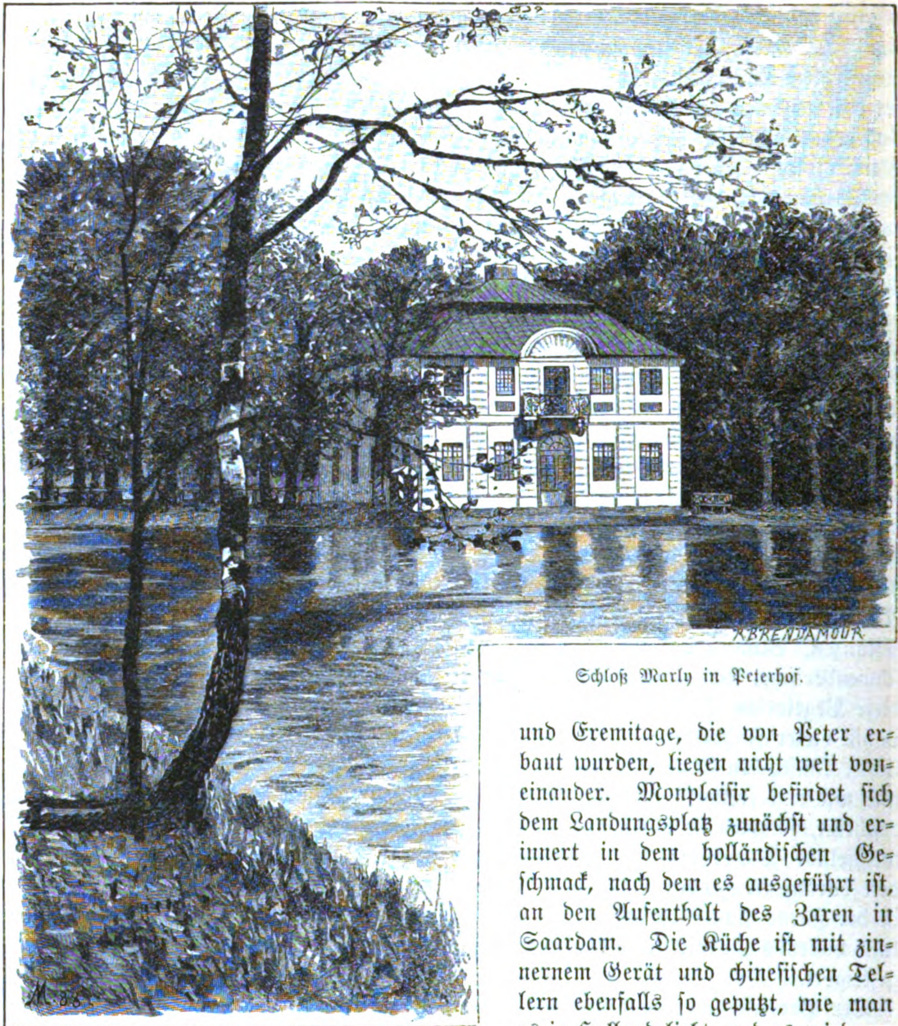
Die Wohnung des Prinzen Heinrich war mit der seines kaiserlichen Bruders durch einen Gang verbunden, der auf das Empfangszimmer des Monarchen stieß. Durchgängig war das gestreifte Muster in verschiedener Farbennuancierung. Zuerst kam das gelb gehaltene Vorzimmer, dann der Salon mit einem grün und weiß gestreiften Muster von Satin und einem Arbeitstisch, endlich das rot gestreifte Schlafzimmer mit dem hinter einem roten Bettschirm befindlichen Bett. Dazu ein Toiletten- und ein Schreibtisch, eine Kommode aus braunem Holz und ein Spiegel mit davorstehendem Tischchen. Behagen und Zweckmäßigkeit ohne erschlaffenden Überfluß zeichneten sowohl die Wohnung Kaiser Wilhelms, wie die des Prinzen Heinrich aus.

Zu beiden Seiten des großen Peterhofer Schlosses befinden sich ebenfalls noch ansehnliche und bemerkenswerte Gebäude, links der Pavillon des Großfürsten Michael Pawlowitsch mit Bildern von Tanneur, rechts die von Rastrelli erbaute Kirche, deren vergoldete fünf Kuppeln jedermann auffallen müssen. Im Inneren der Kirche erinnern die goldenen Schüsseln von Taschkend und Chokand daran, daß die Bewohner dieser Länder im Jahre 1865 und 1866 den Russen durch das Überreichen von Salz und Brot ihre Unterwürfigkeit bewiesen haben.

Vom Schlosse führt der Weg auf einer etwa zwölf Meter hohen Terrasse, welche die Natur selbst geschaffen hat, bis zum Meere hinab, und dieser Raum ist von der Gartenkunst und den Technikern in ein Feenreich umgewandelt worden, in dem der Spaziergänger auf Schritt und Tritt etwas Überraschendes und Merkwürdiges zu sehen bekommt. Überall ein Rauschen in den Zweigen, unter Bäumen, die man in dieser Gegend und bei diesem Klima selbst zur Sommerzeit nicht vermutet, ein Blühen und Duften von den lieblichsten Kindern der Flora, ein Plätschern und Glitzern des Wassers, das man gezwungen hat, sich bald über Felsen und Stufen einen künstlichen Weg zu suchen, bald als Springquell das flüssige, leuchtende Element hoch in die Lüfte schnellen zu lassen. Man hat es hier nicht nötig, wie in Potsdam das Wasser durch kostspieliges Pumpwerk auf die entsprechende Höhe mühselig hinaufzuschaffen, die Duderhofer Berge liefern davon so reichliche Vorräte, daß man den Überfluß als rauschende Sturzbäche ungenutzt zum Meere abfließen lassen muß. Die Wasserkunst wird im Sommer täglich von sieben bis halbzehn Uhr nachmittags in Bewegung gesetzt. Unmittelbar vor der Schloßterrasse erblicken wir eine breite, mächtige Kaskade, die sich über sechs Stufen in ein weit geöffnetes Bassin hinabstürzt. Die Stufen sind vergoldet und lassen durch das breite Silberband, welches das Wasser bildet, einen funkelnden, gesättigten Farbenton hindurchglänzen. Fällt das Sonnenlicht auf diesen Wasserfall, so glaubt man vor dem Eingang zu einer von Erdgeistern, Elfen und Nixen behüteten Zaubergrotte mit unendlichen Schätzen zu stehen. In der Mitte des Bassins vor dem Schlosse, wo das sprudelnde Element wieder zur Ruhe

kommt, steht die sogenannte Simsonsfontäne, die ihren Namen von einem aus vergoldetem Erz gebildeten Simson hat, der einem Löwen den Kinnbacken aufreißt. Aus dem Rachen des Wüstenkönigs, einem Werke Rostowskys, fährt ein Wasserstrahl von Armesdicke und ungefähr fünfundzwanzig Meter Höhe in die Lüfte. Wie die Riesenfontänen in Versailles und Potsdam, bildet auch diese den Mittelpunkt für die übrigen Anlagen und Verzierungen des Parkes. Die Absätze der vom Schlosse herabführenden Terrasse sind mit cirka fünfzig teilweise vergoldeten Bildwerken und Vasen, sowie mit den zierlichsten und reichsten Blumenbeeten geschmückt, welche wie Teppiche in bunten Mustern an den Gängen und neben den Treppen ausgebreitet sind. Der übrige Raum bis zum Strande ist in seiner Ausdehnung von tausend Schritten mit Pflanzen, Blumen und Bäumen in verschwenderischer Weise ausgefüllt, und wenn diese Vegetation schon an und für sich im Laufe vieler Jahrzehnte ihren ursprünglichen künstlichen Charakter verloren hat und wie eine freiwillige Gabe der Natur erscheint, so wird sie durch das beständig wechselnde Panorama des Meeres mit den darauf kreuzenden Schiffen und der in der Ferne sichtbaren Küste von Finnland vollends zur wirklichen Großartigkeit gesteigert.

Der Park ist von so bedeutendem Umfang, daß man ihn schwerlich, ohne zu ermüden, in allen seinen Hauptpunkten wird zu Fuß erreichen können. Ein Wagen ist unerläßlich, wenn wir ein Gesamtbild des Parkes erhalten wollen, der in zwei Teile zerfällt, in den unteren, nach dem Meere zu gelegenen, und den oberen, der sich bis zu den Duderhofer Bergen erstreckt. Der untere Park ist durch eine Anzahl Fontänen ausgezeichnet, die wegen ihrer seltsamen Formen die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Da giebt es unter anderem einen Adam, der in seinem paradiesischen Kostüm innerhalb eines Wasserbassins steht und ein Bad nimmt, das ihm aus zwölf Röhren überreichlich zu Teil wird. Der nasse Stammvater der Menschheit empfindet eine leicht begreifliche Sehnsucht nach der Stammmutter, und in der That befindet sich in geringer Entfernung von ihm auch eine Eva, der es nicht besser ergeht, denn auch ihr fahren die kalten Wasserstrahlen von allen Seiten über den Leib. Eine wunderliche Idee, das erste Menschenpaar unter die Traufe zu stellen, wie es hier geschehen ist. Man kann diese fröstelnden Opfer der Hydrotechnik gar nicht betrachten, ohne die Empfindung eines eisigen Schauers zu haben, der einem über den Rücken läuft. Andere Fontänen sind in ihrer äußeren Erscheinung die getreue Nachbildung von Bäumen und Pflanzen. Man unterscheidet nacheinander Dubok, Elk, Gribok, das heißt Eiche, Tanne und Pilz, oder vielmehr die Verkleinerung derselben, da der Russe seiner Vorliebe für Diminutive auch in diesem Fall Ausdruck giebt. Von den Zweigen der Eiche und Tanne tropft es, wenn der Führer an einem Ventil zieht, herab, daß man glauben könnte, diese Bäume fingen plötzlich zu weinen an, und wenn man sich neben den Stamm des Pilzes stellt, fällt ein breiter Wassermantel auf die Erde, so daß man sich einen Niagarafall en miniature denken kann. Die Neptunsfontäne ist eine großartige phantastische Anlage, die ebenfalls die mächtige Entwickelung Peterhofs erkennen läßt, seitdem Peter der Große an seinem Sommersitz die ersten Buchen und Linden gepflanzt hat. Erst vor sechs Jahren ist ihm in den Anlagen bei Monplaisir in der Nähe des Pavillons, wo des Sommernachmittags eine Militärkapelle der lustwandelnden Gesellschaft aufspielt, ein kleines aber ungemein schönes und charakteristisches Denkmal errichtet worden. Der Schöpfer desselben ist der russische Bildhauer Antokolsky, dessen gefesselter Christus und Iwan der Grausame in der Eremitage zu den schönsten plastischen Leistungen der Gegenwart zählen. Der Zar ist zu Fuß in energisch schreitender Haltung dargestellt worden. Die linke Hand liegt auf dem Degen und



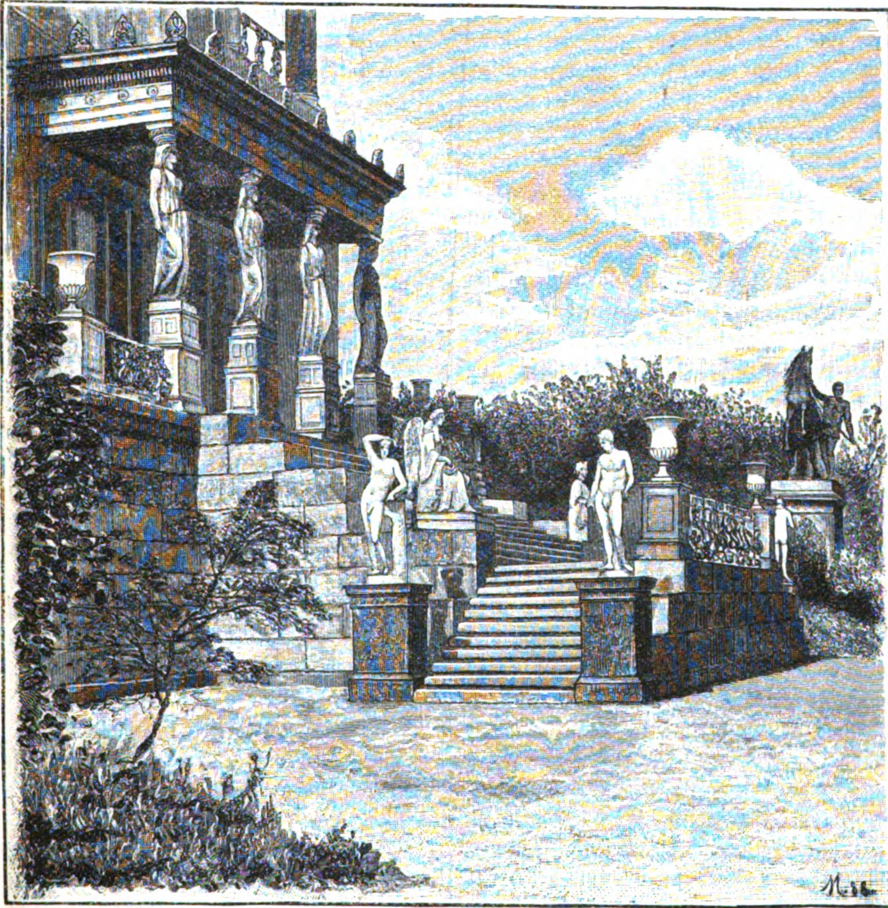
Schloß Marly in Peterhof.

hält ein Fernglas, die rechte drückt den Spazierstock wie einen Zauberstab in den Boden hinein, dem so viele Wunder entsprießen sollen. Das Gesicht atmet höchste Energie und Intelligenz, es erinnert merkwürdigerweise an eine der populärsten Figuren der preußischen Geschichte, Leopold von Dessau. Einige Hundert Schritte davon entfernt sprudelt von der Schloßterrasse eine Kaskade herab, die den Namen Schachbrett erhalten hat, weil hier das Wasser über eine Fläche von schwarzen und weißen Quadraten fällt.

Die Landhäuser Monplaisir, Marly und Eremitage, die von Peter erbaut wurden, liegen nicht weit voneinander. Monplaisir befindet sich dem Landungsplatz zunächst und erinnert in dem holländischen Geschmack, nach dem es ausgeführt ist, an den Aufenthalt des Zaren in Saardam. Die Küche ist mit zinnernem Gerät und chinesischen Tellern ebenfalls so geputzt, wie man es in Holland liebt, und es wird erzahlt, daß Elisabeth Petrowna oft selbst mit der Küchenschürze am Feuer gestanden und mit eigener Hand die Speisen für ihre Gäste zubereitet habe. Später ging es in diesem kleinen, zierlichen, roten Schlößchen vermutlich weniger bürgerlich und einfach zu. Wir meinen die Zeit Katharinas II., die den linken Flügel des Hauses bewohnte und von hier aus ihre abenteuerliche und für Rußland so bedeutungsvolle Fahrt zur Krönung nach Petersburg unternahm. Die Anlagen vor dem Schloß tragen mit ihren Palmen, Eichen und Linden den Charakter eines sicilianischen Gartens. Das Schlößchen Marly,

in dessen Nähe wir durch den Anblick eines breiten, spiegelklaren Karpfenteiches, sowie durch einen über goldene Stufen herabstürzenden Wasserfall ähnlich dem vorher erwähnten überrascht werden, enthält das Bett und den Schlafrock Peters, der sich hier vorübergehend aufzuhalten tem Mahl der Tisch auch wieder in die Tiefe versenkt werden.

Das Lustschloß Ferme, ursprünglich ein Ökonomiegebäude, führt uns bereits in die neuere Zeit. Es wurde erst bei Beginn der Regierung des Kaisers Nikolaus seiner jetzigen Bestimmung übergeben



Schloß Babygon bei Peterhof.

pflegte. In der Eremitage befand sich ein „Tischlein, deck dich!“ an dem der Zar zu speisen liebte. Wenn er nämlich Hunger oder Durst verspürte, brauchte er nur zu läuten, und sofort hob sich aus dem Fußboden eine reichlich bedeckte Tafel mit allem, was dem Magen und der Kehle nur irgend angenehm sein konnte, und in gleicher Weise konnte nach beende-

und dann vorzugsweise von dessen Sohn, dem späteren Alexander II., bewohnt, dessen Sinn für Einfachheit sich auch in der ganzen inneren Einrichtung ausprägt. In der Nähe befindet sich auch das Schloß Alexandria, ein Gebäude im gotischen Stil, ursprünglich für die Kaiserin Alexandra Feodorowna errichtet und jetzt für uns deshalb interessant, weil

Alexander III., sobald er nach Peterhof mit den Seinigen kommt, hier abzusteigen pflegt. Ist das der Fall, so breitet sich über das ganze Leben in Peterhof ein langersehnter Glanz aus, denn, wie schon bemerkt, kann sich die russische Gesellschaft eine festliche Veranstaltung ohne die Gegenwart des Hofes gar nicht denken. An solchen Tagen ist alles, jung und alt, arm und reich unterwegs, und man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die Nähe der Majestät unter den in Peterhof wohnenden oder aus Petersburg herübergekommenen Sommerfrischlern ein scheues, ängstliches Wesen erzeuge. Die Lebenslust der Massen läßt sich nicht einschüchtern, wie andererseits auch die Hofgesellschaft hier viel natürlicher und ungezwungener verkehrt als in der Hauptstadt. Trotz der Kosaken, die als Reiterposten im Park aufgestellt sind, und der Sicherheitsmannschaften, ist das Bild, das ein schöner Sommertag in Peterhof bietet, in Glanz und Freude getaucht. Alexandria erinnert übrigens, was die Zahl, Größe und Einrichtung der Zimmer betrifft, eher an den Landsitz eines reichen Mannes, der während der Sommermonate ungestört sein will und liebgewonnenen bürgerlichen Gewohnheiten nachgeht, als an den Aufenthalt eines mächtigen Monarchen. Nach dem Park ist das Lustschloß durch eine doppelt mannshohe Mauer abgeschlossen, aber wenn man von Petersburg zu Schiff ankommt, sieht man es durch die Bäume des Parkes nicht weit von dem noch unbewohnten Schloß, welches sich der Großfürst-Thronfolger am Ufer hat errichten lassen, hindurchschimmern.

Der obere Teil des Parkes ist in seiner Anlage von großer Mannigfaltigkeit. Alles Steife und Regelmäßige hat man sorgfältig vermieden und streng darauf gehalten, daß der Eindruck des Natürlichen überall vorwalte. Mit besonderem Geschick hat man sich auf die Anlage großer Seen verstanden, die wegen der Nähe des Meeres sehr erleichtert wurde, und innerhalb dieser Seen Inseln mit schmucken Lustschlössern und Landhäusern angebracht. So entstanden in den vierziger Jahren auf der Olga- und Kaiserinsel im italienischen Stile der Kaiserpavillon und der Olgapavillon, deren vornehme Architektur den freundlichsten Eindruck macht. Der Charakter der Landschaft ist eine höchst malerische Vereinigung von Wasser, Wald und Wiesenflächen, die in ihrem bunten Wechsel gewisse Punkte für den Anbau von Villen besonders geeignet erscheinen lassen. Die Landhäuser zeigen eine große Verschiedenheit im Stil und haben nur darin etwas Gemeinsames, daß sie fast sämtlich aus Holz gebaut sind. Trotz der Feuergefährlichkeit dieser Bauart hat man sie zu gunsten einer massiven noch immer nicht aufgeben wollen. Flammt einmal infolge irgend einer Unvorsichtigkeit ein solches luftiges Gebilde auf, so kann es wohl vorkommen, daß das gierige Feuer sich auch bis in die Nachbarschaft verirrt uud von Datsche zu Datsche springend eine ganze Gruppe von Häusern in Asche legt. Aber schnell ist man im nächsten Frühjahr bei der Hand, neue Sommerwohnungen aus dem so gefährlichen Material zu errichten. Die russische Sorglosigkeit, welche mit einem Nitschewo! (Thut nichts!) sich über alle Bedenken hinwegsetzt, ist eben unverbesserlich.

Das beachtenswerteste unter den Schlössern des oberen Parks trägt den Namen Babygon oder Belvedere. Die nächste Umgebung desselben ist landschaftlich allerdings nicht verlockend, sie leidet unter einem Mangel an Waldung und hat zum großen Teil sumpfigen Boden. Desto einladender ist aber die Aussicht von dem Hügel, auf dem das Gebäude steht, über Land und Meer. Kaiser Nikolaus ließ das Schloß für seine Gemahlin im Jahre 1853 von Stakenschneider erbauen. Der Stil ist der klassische, insofern jedes der beiden Stockwerke von je einer Säulenhalle umgeben ist, die unten aus korinthischen, oben aus dorischen Säulen gebildet wird. Dieselben sind Monolithe aus schwarzem Granit und weisen Kapitäle

von weißem Marmor auf. Plastische Werke von hervorragendem künstlerischem Wert, wie die Pferdebändiger des Baron Klodt, die wir auch im königlichen Schloß in Berlin haben und die der Volkswitz bei uns den gehemmten Fortschritt und den beförderten Rückschritt getauft hat, sowie die bekannte Bronzegruppe von Kiß, der Kampf zwischen einem Skythen und einem Panther — Friedrich Wilhelm IV. schenkte sie seinem Schwager Nikolaus —, tragen dazu bei, den Eindruck des Ganzen nach der ästhetischen Seite zu erhöhen und die Kunst einen vollkommenen Sieg über die spröde Natur erringen zu lassen.

So mancher vornehme Mann, der seine bevorzugte Stellung entweder der Geburt oder dem Besitz, sei dieser geistiger oder materieller Art, verdankt, hat seinen Wohnsitz in Peterhof aufgeschlagen. Einer derselben ist uns Deutschen vor allen anderen sympathisch, weil er sich mit gerechtfertigtem Stolz einen Schüler unserer Kunst nennt und Deutschland wie sein zweites Vaterland liebt. Wir meinen Anton Rubinstein, den gewaltigen Meister im Reiche der Töne, der hier in Peterhof von seinen Virtuosenfahrten durch die ganze civilisierte Welt auszuruhen und Kraft für neue künstlerische Thaten zu sammeln pflegt. Wer seine auf hügeligem Terrain erbaute Villa im Frühling, wenn der Flieder duftet und es auf allen Sträuchern und Bäumen des sorgfältig gepflegten Gartens grünt und blüht, einmal besucht hat, ist um eine unvergleichliche Erinnerung reicher geworden. Man kann zwischen diesen Bäumen und Blumenbeeten nicht spazieren gehen, ohne von der geistigen Thätigkeit des Schöpfers dieses reizenden Idylls und der Liebenswürdigkeit seiner Gattin den freundlichsten Eindruck zu empfangen. Das Erdgeschoß, das mit dem Garten durch eine schmucke, einladende Veranda verbunden ist, enthält die Gesellschaftsräume, das weiß dekorierte Musikzimmer, an dessen Bestimmung zahlreiche Bilder und Büsten von Komponisten an den Wänden erinnern, ein Billardzimmer, einen Speisesaal und ein mit Bücherschätzen aller Art reich gefülltes Bibliothekzimmer. Im ersten Stock befinden sich die Wohnzimmer der Familie und jene Räume, welche Rubinstein den bei ihm weilenden Gästen zur Verfügung zu stellen pflegt. Daß der Meister während seines Sommeraufenthalts keineswegs nur seiner Erholung lebt, sondern auf das angespannteste arbeitet, lehrt uns der Anblick seines Arbeitszimmers im zweiten Stock, mit dem aufgeschlagenen Flügel und den vielen Notenblättern, welche frisch entworfene Skizzen und Ausführungen zeigen. Wenn der Geist des Komponisten nicht nach innen gekehrt ist, sondern von der angestrengten Phantasiearbeit ausruht, bietet ihm das Panorama vor den Fenstern dieses Studierzimmers reiche Anregung. Unmittelbar vor sich erblickt Rubinstein die breite Fläche des Meeres, während zur Linken die Festungswerke von Kronstadt herüberblicken und rechts die goldene Kuppel der Isaakskirche in Petersburg am Horizont auftaucht. Fürwahr ein Musensitz, wie ihn sich jeder Künstler wünschen möchte, wie ihn aber nur die allerwenigsten ihr eigen nennen können.

(Schluß folgt.)





Gaspards Nachfolger.

Erzählung
von
Victor André.

I.



Immanuel Gaspard feierte sein fünfundzwanzigjähriges Geschäftsjubiläum. Buchhalter, Commis und Laufburschen, Geschäftsfreunde, Bekannte und Verwandte hatten sich im Frack, im Gehrock und in der Morgentoilette, wie es eben Stellung und Würde mit sich brachten, schon frühzeitig eingefunden. Man wollte dem wohlwollenden Vorgesetzten seine Dankbarkeit, dem intelligenten Geschäftsleiter seine Verehrung, dem strebsamen und gesinnungstüchtigen Kollegen seine Hochachtung und dem lieben, alten Gaspard seine Freude darüber ausdrücken, daß er sich so famos heraufgearbeitet habe und noch so jugendlich und frisch dies Ehrenfest begehe.

Die letzten der erwarteten Gäste waren vom Fräulein Gaspard, des Hausherrn einziger Schwester, ins Speisezimmer geführt worden, um mit Madeira, Kaviar und Lachsschnitten nach der Anstrengung des Gratulierens gestärkt zu werden.

Der Jubilar stand allein in seinem Arbeitszimmer, etwas müde an den altdeutschen Ofen gelehnt, und betrachtete mit schwankenden Gefühlen seine starke, nervige Rechte, welche im Laufe des Vormittags von zweihundert mageren und fleischigen, kalten und schweißigen Händen mit biederer Herzlichkeit geschüttelt worden war.

Immanuel Gaspard hatte früh schon die Eltern verloren. Als er einundzwanzig Jahre alt war, eine notdürftige Schulbildung und eine trübselige Lehrlingszeit hinter sich hatte, lud ihn der Herr Vormund zu Tisch ein, schenkte ihm eine Kiste Cigarren und einige gute Ratschläge, ging mit ihm zum Rechtsanwalt, ließ ihm sein kleines väterliches Erbe auszahlen und schickte ihn seiner Wege. Mehrere Jahre trieb sich Gaspard dann in Sonnenglut und Wintersturm, von morgens früh bis abends spät als Reisender in der Welt herum. Oft, wenn er nichts verdient hatte, ging er hungrig zu Bette, verzichtete sogar aufs Rauchen, seine einzige

Passion, und tröstete sich damit, daß sein kleines Vermögen unberührt bei dem Banquier lag. So sammelte er an den Straßenecken, hinter Ladentischen und in Bierkneipen eine buntfarbige Geschäfts- und Menschenkenntnis, bis er sich endlich in Berlin einen Laden mietete und daselbst ein eigenes Tuchgeschäft eröffnete.

Ein Vierteljahrhundert unablässiger Arbeit hatte er hinter sich; heute endlich war der Tag der Abrechnung gekommen. Drei Fabriken standen unter der Leitung des Herrn Kommerzienrates, ein nagelneues gelb-weißes Bändchen schillerte in seinem Knopfloch, und sein Banquier grüßte ihn stets zuerst. Der einfache Tuchhändler war eine Persönlichkeit geworden.

Gaspard stand noch immer am Ofen und dachte darüber nach, ob es nicht das verständigste wäre, sich von den Geschäften zurückzuziehen und in einer schmucken Villa am Wannsee, welche er schon seit zehn Jahren im Geiste vor sich sah, sein Leben in Ruhe und Ehren zu beschließen. Einmal in seinem Leben hatte er am schattigen Ufer der Havel mit einer Angel in der Hand gesessen. Die Sonne ging zwischen gold- und purpurgesäumten Wolken jenseit des Wassers hinter den nebelumflossenen Hügeln unter, und da er staunend und träumend hineinschaute in die Pracht des Abendhimmels wie ein Kind in ein neues, unbekanntes Bilderbuch, war er darüber eingeschlafen. Als er müde und mit etwas Rheumatismus nach Hause kehrte, hatte er der Köchin triumphierend einen kleinen Fisch abgeliefert, welcher gekocht sehr schlecht schmeckte. Seitdem schwärmte er fürs Angeln. Ach, wenn er erst auf einem lauschigen, schattigen Plätzchen mit einer schlanken Rute in der Hand vor seinem eigenen Häuschen sitzen könnte, wie schön würde das sein! Ein Segelboot würde er sich anschaffen und die ihm öfters angebotene Stadtverordneten-Kandidatur annehmen. — Ja, wenn er nur erst einen Nachfolger hätte, an dessen Erfolgen er sich freuen könnte!

„Ein Telegramm, Herr Kommerzienrat," sagte Johann, welcher zur Feier des Tages eine neue, rot-weiß gestreifte Weste angelegt hatte, und überreichte ihm den kleinen Zettel.

Zerstreut nahm Gaspard ihn hin. Es war das siebenundzwanzigste Telegramm an diesem Morgen. Gemächlich entfaltete er es; doch seine Augen öffneten sich weit, als er die wenigen Worte las: „Herzlichsten Glückwunsch senden Nichte und Neffe. Kommen morgen. Bertha. Ferdinand." Verlegen kratzte er sich den Kopf. „Komische Geschichte, das!" murmelte er vor sich hin. „Kenne sie ja gar nicht. Was soll ich mit den beiden anfangen? — Rufen Sie meine Schwester!" sagte er zu Johann.

Marie Gaspard war, während der um sechs Jahre ältere Bruder in der Welt herumzog, in einer billigen Pension zuerst als Schülerin, dann als Lehrerin bei schlechter Verpflegung herangewachsen. Aber noch waren in Berlin die goldenen Buchstaben des Firmenschildes nicht getrocknet, da nahm Immanuel sie zu sich. Getreulich hat sie ihm zur Seite gestanden in den ersten, sorgenvollen Jahren des kleinen, sich mühsam emporarbeitenden Geschäftes. Seine Wohnung hat sie ihm in Ordnung gehalten, seine Küche besorgt, seine Kleider geputzt, seine Bücher geführt — alles, ohne je zu ermüden, ohne eine Klage, einen Wunsch laut werden zu lassen. Erst seitdem sie von einem eigenen Kammermädchen bedient wird und große Solitairs in den Ohren trägt, ist nicht immer Sonnenschein in ihrer Nähe. Es sind ja nur leichte Wolken, welche den häuslichen Himmel trüben, und wenn es einmal blitzt, so bleibt es bei harmlosem Wetterleuchten; aber immerhin hat der gute Gaspard gelernt, nach dem Wetter auszuschauen und einige besänftigende Redensarten als Blitzableiter bereitzuhalten. Doch, sonderbar, je mehr er sie mit Geschenken überhäuft, je geduldiger er ihre säuerliche Miene erträgt, desto häufiger zeigt der Barometer auf veränderlich. Nicht als ob sie undankbar wäre; nein, sie ist heute noch wie vor

zwanzig Jahren bereit, für ihn durchs Feuer zu gehen. Aber einmal — es ist schon lange her —, da hat ein griesgrämiger Spiegel ihr ganz leise ein Wörtchen zugeflüstert, über das sie laut lachen mußte. Wenige Monate später sagte ein anderer Spiegel ihr etwas Ähnliches, ein dritter grinste hämischen Beifall. Da wurde sie doch nachdenklich und ging zu ihrem alten vertrauten Freund, der alle Wechselfälle des Lebens überdauert hatte und auf dem Toilettentisch noch immer den Ehrenplatz einnahm. Lange, lange unterhandelte sie mit ihm, und als ihr Ebenbild aus seiner klaren Fläche ihr traurig zunickte, da schob sie ihn hastig von sich und ging in eine stille Ecke und weinte — weinte, als wollte ihr das Herz brechen. Sie wußte jetzt, daß der größte Schatz ihres Lebens dahin war, unwiderruflich dahin, aufgezehrt in dem stillen Dienst der sorgenden, sparenden Haushälterin. Ihre Jugend war verloren, und die konnte der Bruder ihr nicht wiedergeben. Ihre seidenen Roben und wunderbaren Brillanten, ihr satindrapiertes Ankleidezimmer und kokettes Rokokoboudoir, der ganze bunte Flitterkram eines vornehmen Lebens schienen ihr nichts zu sein als eine Ironie auf ihr Schicksal, das zwecklose Leben und den einsamen Tod einer alten Jungfer.

Sie mochte leidlich hübsch gewesen sein damals, als sie noch im Kattunkleidchen mit aufgestreiften Ärmeln dem Bruder eigenhändig das Frühstück zu bringen pflegte; aber ihre Nase hatte sich mit den Jahren ebenso zugespitzt wie ihre Empfindlichkeit; die lange Figur war frühzeitig eingetrocknet und bewegte sich in den schweren Seidenkleidern mit der eckigen Grazie einer mittelalterlichen Holzpuppe.

„Du hast keinen Charakter, Immanuel," sagte sie jetzt, nachdem sie das Telegramm gelesen, „sonst müßtest du wissen, was du zu thun hast. Haben unsere Vettern und Cousinen sich je um dich gekümmert, solange du dich mühsam hast durchschlagen müssen? Jetzt, wo du Kommerzienrat und Millionär bist, schicken sie dir ihre Bälger auf den Hals."

„Aber die Kinder sind doch unschuldig an dem, was die Eltern gethan!"

„Werden schon nicht aus der Art geschlagen sein; sonst müßten sie zu viel Anstandsgefühl haben, um sich so mir nichts, dir nichts aufzudrängen. Wenn du meinen Rat befolgst, bist du morgen für Herrn Ferdinand Gungel und Fräulein Bertha Gaspard nicht zu sprechen. Verreise!"

„Unserem Vetter Gaspard geht es schlecht, Marie," sagte Gaspard ernst. „Wäre es da recht, seinem Kinde einen Platz an unserem Tische zu verweigern, während wir im Überflusse leben?"

„Was hat der saubere Herr Vetter, der damals noch reich war, dir geantwortet, als du ihn einmal um Unterstützung gebeten? was hat deine Cousine, die Frau Postrat Gungel, dir gesagt, als du sie in Stettin besuchtest und dein Rock ein bißchen schäbig war?"

„Deswegen kann ich doch nicht vergessen, daß die jungen Dinger etwas von demselben Blute in sich haben, das in meinen Adern rollt. Wir beiden alten Leute stehen allein auf der Welt; was haben wir davon, wenn wir unserem Groll nachhängen und ihnen nicht einmal Gelegenheit geben, zu zeigen, ob sie es ehrlich meinen?" Er legte Marie die Hand auf die Schulter und blickte ihr wehmütig ins Auge. „Wir können die Früchte unserer Arbeit Fremden überlassen und abwarten, wer dem letzten von uns den Stein aufs Grab setzt."

Marie machte sich frei und ging unruhig auf und ab. Sie war leicht gerührt und ärgerte sich, daß der Bruder ihrem kaltblütigen Urteil mit solchem Zeug in die Quere kam. „Ich möchte wissen, wozu du dir fünfzig Jahre den Wind hast um die Nase pfeifen lassen," — war sie aufgeregt, so fielen ihr oft die alten Ausdrücke aus der Zeit ein, da sie noch selbst mit den Kochtöpfen hantierte — „wenn du dir von deinem guten Herzen den Verstand auf den Kopf stellen läßt! —

Mach, was du willst, nimm die lieben, treuen, anhänglichen Kinder in die Arme und wart es ab, welchen Dank du ernten wirst!" Damit schlug sie die Thür zu und ging ins Speisezimmer, um den Herren, welche zu Tisch bleiben sollten, noch ein Glas Madeira anzubieten.

Gaspard war während des ganzen Festessens zerstreut, blieb zweimal in seiner Rede stecken und wurde erst gemütlich, nachdem er sein Champagnerglas ein Dutzend mal geleert hatte.

Am anderen Morgen war Fräulein Marie heftiger Kopfschmerzen wegen auf ihrem Zimmer geblieben, und der Bruder mußte sich entschließen, die beiden jungen Leute allein zu empfangen. Er stand wieder im Arbeitszimmer auf seinem Lieblingsplatz am Ofen; dabei wechselte er öfter, als nötig war, seine Stellung, sah alle fünf Minuten nach der Uhr und knöpfte sich den Rock auf und zu.

Es klingelt, der Herr des Hauses richtet sich auf und nimmt eine würdevolle Stellung ein. Die Thür geht auf, und als bräche ein Sonnenstrahl unter finsterem Gewölk hervor, so erscheint in der dunklen Thüröffnung eine leichte, lichte, lachende Gestalt, stürzt auf den erstaunt dreinschauenden Gaspard zu, fällt ihm um den Hals und küßt ihn herzhaft ab. Ein großer junger Mann ist herangetreten, hat sich einer Hand bemächtigt und schüttelt sie kräftig.

„Mein lieber, guter Onkel," sagt Fräulein Bertha, nachdem Gaspard wieder zu Atem gekommen ist und sich von seiner Verlegenheit erholt hat — von einem so hübschen jungen Mädchen war er noch nie geküßt worden —, „mein lieber, guter Onkel, gerade so habe ich dich mir vorgestellt. Zu Hause haben wir eine Photographie von dir, als du zwanzig Jahre alt warst, in langem Schoßrock, mit hohen Vatermördern und einem Cylinder, ach, einem Cylinder! — Aber das Gesicht ist ganz dasselbe geblieben. Du lieber, guter Onkel!" Und damit wird er noch einmal abgeküßt.

Es dauert nicht lange, so fühlt sich der liebe, gute Onkel zwischen Nichte und Neffen ganz behaglich. Man plaudert und lacht, als kenne man sich seit Jahren; die Nichte hat Hut und Jacke abgelegt, der Neffe raucht eine von des Onkels besten Cigarren, und der Onkel wiegt sich lächelnd im Schaukelstuhl.

„Und nun, Herr Ferdinand Gungel," sagte er nach längerer Pause, welche keineswegs die Gemütlichkeit gestört hatte, „erzähle mir mal, was du treibst und welche Pläne du dir für die Zukunft gemacht hast."

„Mein Gott, ich gehöre zu den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben. Der Vater hatte mich für eine gelehrte Laufbahn bestimmt und steckte mich in ein Gymnasium. Als ich Unterprimaner war, wurde er plötzlich wegen gewisser Unregelmäßigkeiten, die in seinem Bureau vorgekommen waren, pensioniert, und mit dem Studium war es aus: das Geld fehlte. Mein Vater wollte mich ins Postfach stecken, in dem er selbst so schöne Erfolge errungen hatte; aber ich weigerte mich, denn ich glaubte mich für Höheres bestimmt. Wir entzweiten uns; ich ging in die Welt hinaus, lernte Hunger und Kälte kennen und wurde schließlich einer von den hunderttausend Geschäftsreisenden, welche bald amerikanisches Pökelfleisch oder Olivenöl aus Fischthran, bald den neuesten Cement oder den allerneuesten Pfropfenzieher der staunenden Menschheit als höchste Errungenschaft der Neuzeit anbieten. Geld, mich zu etablieren, habe ich nicht, und somit wird es wohl die nächsten dreißig, vierzig Jahre mit mir so weitergehen, bis ich zu blind, zu taub oder zu schwach dazu bin. Was dahinter liegt — wer wird sich jetzt darüber den Kopf zerbrechen! Augenblicklich bin ich in Berlin, um einen Markt für Zucker zu eröffnen, der aus Steinkohlenteer gewonnen wird."

Das kam alles so ungezwungen und schneidig, mit so natürlichem Humor heraus, daß Onkel Gaspard ganz gerührt ihm wohlwollend auf die Schulter klopfte. „Unglücksmensch, willst du uns vergiften?

Nein, so kann das nicht weitergehen! Will mal sehen, was sich für dich thun läßt."

Ferdinand stand auf und sagte mit Würde: „Ich bin nicht hergekommen, um mir die Protektion des Herrn Kommerzienrats zu erbetteln, sondern um dem Onkel zu seinem Jubiläum zu gratulieren!"

Der Onkel machte große Augen. „Freut mich sehr, daß du so unabhängigen Sinn hast; aber setz dich nur ruhig wieder hin und erschreck mir die Bertha nicht mit deiner Heftigkeit. — Woher kennt ihr euch?" fragte er jetzt das junge Mädchen.

„O, wir haben als Kinder zusammen gespielt; damals waren die Eltern noch reich, und" — in den Schoß blickend — „es war bestimmt, daß wir uns heiraten sollten. Später hat das Unglück die Freundschaft zu schanden gemacht; aber Ferdinand machte doch auf seinen Reisen öfters in Stettin Halt. So hat er uns auch von deinem Jubiläum erzählt und daß er dich bei dieser Gelegenheit besuchen wolle. Ich hatte kaum je etwas von dem reichen Onkel in Berlin gehört; aber da habe ich die alte Photographie hervorgesucht, und die hat mir so gut gefallen, daß ich die größte Lust bekam, mitzureisen."

Jetzt ist Gaspard aufgestanden und geht im Zimmer umher. „Das war brav von dir, mein Kind; sollst auch so bald nicht wieder fortkommen. Mußt erst einsehen, daß du recht gehabt hast, dem alten, ehrlichen Gesicht zu trauen."

Bertha tritt zu ihm heran und legt ihre kleine, weiche Hand auf seinen Arm. „Mach mir den Abschied nicht zu schwer, Onkelchen! Muß ich doch morgen schon wieder abreisen. Du hast den Vater vergessen; er war sehr gegen meinen Besuch, und ich habe feierlichst versprechen müssen, in achtundvierzig Stunden wieder zurück zu sein."

Onkelchen antwortet nicht, sondern sieht zum Fenster hinaus und trommelt auf den Fensterscheiben. Dann wendet er sich zu Ferdinand: „Willst du auch gleich wieder fort?"

„Ja, leider, meine Geschäfte zwingen mich dazu. Du mußt es am besten wissen, daß ein Geschäftsreisender keine Zeit vertrödeln darf."

Gaspard giebt einem unglücklichen Fußkissen, das ihm in den Weg geraten ist, einen heftigen Tritt. „Natürlich, natürlich! Ihr seid sehr pflichtgetreue junge Leute. — Wir wollen zum Essen gehen. Es ist Zeit."

* *
*

Seitdem Nichte und Neffe, getreu ihrem Wort, wieder abgereist waren, schien die schöne, beschauliche Ruhe, welche in der geräumigen Etage gegenüber dem alten, schattigen Logengarten herrschte, für den Hausherrn ihren Reiz verloren zu haben. Von Tag zu Tag ging er früher fort und kehrte später heim, bis er wieder, wie in den Tagen seines jugendlichen Feuereifers, der erste und der letzte im Geschäft war; selbst sein Mittagessen nahm er schließlich öfters in einem Restaurant in der Nähe seiner Bureaus ein. Dabei brachte ihn jetzt jede kleine Mißhelligkeit aus dem Häuschen, und Buchhalter und Commis, welche unter der immer gleichen Sonne seines Wohlwollens rund und rosig geworden waren, hatten plötzlich gelernt, bei seinem Tritt zu zittern. Kam er nach Hause, so war er müde, unruhig und reizbar, die Suppe war versalzen, die Sauce verbrannt, der Kaffee ungenießbar, die Cigarre nicht zu rauchen.

Fräulein Marie nahm sich dies alles sehr zu Herzen. Es war das erste Mal, seitdem sie für ihren Bruder den Hausstand führte, daß dieser den Appetit verloren hatte. Daher ließ sie sich öfters, als man bislang gewohnt war, in der Küche sehen, und daher mußte auch die alte Franziska zum erstenmal harte Worte von ihr hören. Sie griff in ihrer Verzweiflung sogar selbst zum Kochlöffel, aber es half nichts.

Man war erstaunt, den Herrn Kommerzienrat so oft im Klub anzutreffen, den er sonst nur bei besonderen Veranlassungen aus Pflichtgefühl betreten hatte.

Bei Hiller hatte er einen Stammtisch, und die Kellner des Münchener Hofbräu kannten ihn beim Namen.

Eines schönen Tages verirrte er sich bis in ein Specialitätentheater. Aber die Verrenkungen der schweißtriefenden, pomadisierten Athleten, der sinnlose Singsang der alten Soubretten in ihren albernen Kostümen trieben ihn nach einer halben Stunde verzweifelt zur Thür hinaus und nach Hause.

Die Schwester, welche sich auf einen einsamen Abend schon gefaßt gemacht hatte, sprang aus ihrer Ecke auf, in der sie einen Bulwerschen Roman zum sechstenmal las, und eilte ihm entgegen; er hatte sie schon daran gewöhnt, für jede Gunst dankbar zu sein. Hut, Stock und Mantel wurden ihm abgenommen, der Lehnstuhl vor dem Kamin wurde zurecht gerückt, die Abendzeitungen daneben gelegt. Sie stand mehrere Minuten, auf ein freundliches Wort wartend, hinter ihm, dann ging sie hinaus in die Küche.

Das Abendbrot war zu Ende, der Bruder hatte die Hummermayonnaise, welche Marie eigenhändig für ihn bereitet hatte, mit Verachtung von sich gewiesen; sie fühlte sich beleidigt, und unglücklich nahm sie den Bulwerschen Roman wieder auf und setzte sich damit in den Erker hinter den Vorhang. Gaspard kostete seinen Kaffee und setzte ihn wieder weg, zündete sich eine Cigarre an und warf sie ins Feuer, trank einen Cognac, dann noch einen und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. Als er zehn- oder zwölfmal dicht vor dem Erker umgekehrt war, ohne daß sich etwas geregt hätte, trat er mit einer scharfen Wendung hinter den Vorhang und machte vor seiner Schwester Halt. „Marie!"

Sie blickte auf. „Nun?"

„Marie," brachte er nach kurzem Stocken verlegen heraus, „du kannst mir einen Gefallen thun."

„So?"

Gaspard wurde noch verlegener. „Schreibe, bitte, an Bertha und lade sie zu einem längeren Besuche ein."

„Und weshalb?"

„Ich denke, wir sind ihr diese kleine Aufmerksamkeit schuldig."

„Narrenspossen! Gar nichts bist du ihr schuldig. Sei wenigstens ehrlich und sage die Wahrheit!"

Gaspard hat die Gardinenschnur erfaßt und dreht sie in den Fingern hin und her. „Nun denn — sei mir nicht böse, Marie — ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich — langweile mich."

Marie legt ihr Buch ruhig hin und blickt zum Fenster hinaus. „Das ist nur natürlich, mich alte Schachtel kennst du in- und auswendig, wir haben uns Neues nicht mehr zu sagen. Du bist ein Mann und brauchst Abwechselung. Wann wünschest du, daß sie herkommt?"

Gaspard setzt sich neben sie und schiebt vertraulich seinen Arm durch den ihrigen. „Sieh mal, Mariechen, so mußt du das nicht auffassen. Du weißt, wie lieb ich dich habe, wie dankbar ich dir bin, und daß ich mir ein Leben ohne dich gar nicht denken kann. Aber wir werden alt, und so ein bißchen Jugend und Heiterkeit thut uns beiden not."

Marie macht sich frei und steht auf. „Gewiß."

Mit ängstlicher Bitte sieht er zu ihr auf. „Bertha ist ein liebes Mädchen. Auch dir wird ihre Anwesenheit Freude machen, sobald du nur dein Vorurteil überwunden hast."

„Das wird sich finden; jedenfalls werde ich ihr schreiben — sogleich. Willst du den Brief erst lesen?"

„Aber Marie!"

„Ganz wie du beliebst. Gute Nacht!"

Ihr Bruder wollte sie zurückhalten, aber sie wich ihm aus und ging schneller, als sie gewohnt war, zur Thür hinaus.

Gaspard warf sich mit einem Seufzer in den nächsten Lehnstuhl, starrte gedankenlos vor sich hin, griff dann nach seinem verschmähten Kaffee und stürzte ihn hinunter, zündete sich noch eine Cigarre an, zerrte einigemal nervös an seinem spärlichen, grauen Backenbart, rückte sich mit einem Seufzer in eine bequeme Stel-

lung, ließ seine Augen den leichten Dampfwolken nachschweifen, welche sich in den Arabesken der Decke verloren, und blickte hinauf, zwischen den sich erneuenden Wolkengebilden hindurch, nach den Rebenranken und Engelsköpfchen — zurückdenkend an die arbeitsvolle, einförmige Vergangenheit, spielend mit bunten Traumbildern einer lebensfrohen, buntbewegten Zukunft — bis die Cigarre herabgebrannt war und er aufstehend das glühende Endchen in den Kamin warf. „Sonderbar,“ murmelte er vor sich hin, „ich glaube, sie ist eifersüchtig.“

* *
*

Bertha war drei Monate im Hause ihres Onkels, und noch dachte niemand an eine Abreise. Marie hatte allerdings einigemal bei ihr angefragt, ob sich der Vater in Stettin nicht nach seiner einzigen Tochter sehne, aber nur ein lachendes: „Er wird sich schon zu trösten wissen!“ zur Antwort erhalten.

Man lebte sehr gemütlich und vergnüglich beim Herrn Kommerzienrat. Da die alte Wohnung in der Stadt zu eng geworden war, hatte er eine prächtige Villa mit weitem, schattigem Garten in der Tiergartenstraße bezogen. Um die Einweihung des neuen Hauses und zugleich die Anwesenheit seiner Nichte würdig zu feiern, hatte Gaspard ein großes Diner gegeben, über welches seine alten Geschäftsfreunde sich noch Wochen nachher mit bewunderndem Staunen unterhielten. Mehrere der neugeladenen Gäste sahen sich veranlaßt, ihre Besuche zu wiederholen, und wurden zu zwanglosen kleinen Abendgesellschaften eingeladen.

Gaspards gesellschaftliche Stellung hatte sich offenbar gehoben; denn selbst einige Herren von der Garde-Kavallerie gaben ihre Karten bei Fräulein Marie ab und ließen sich des Herrn Kommerzienrats Champagner gut schmecken.

Für solche Ehren war der brave Tuchfabrikant nicht unempfänglich; nur wußte er nicht, ob er sich mehr über die Huldigungen, welche man seinem schönen Gaste, oder die, welche man seiner guten Tafel darbrachte, freuen sollte. Die Vorbereitungen zu jeder neuen Gesellschaft brachten ihm dieselbe angenehme Aufregung. Seine Rolle als Wirt einer auserlesenen Gesellschaft nahm er sehr ernst; und wie die Zahl der kronen- und titelgeschmückten Karten sich in der großen Majolikaschale mehrte, glaubte er zu bemerken, daß er eigentlich zum Gesellschaftsmenschen wie geschaffen sei.

Bei allen Premieren konnte man Onkel und Nichte in einer Loge sehen, während im Hintergrunde neben den kurzen Röcken und hohen Kragen der eleganten Kaufmannsjugend die verschiedensten Uniformen auftauchten, welche sich alle huldigend zu der schlanken, vornehmen Erscheinung vor ihnen niederbeugten. Aber Bertha nahm die Aufmerksamkeiten und Schmeichelworte hin, als ob sie während ihres ganzen Lebens nichts anderes gekannt hätte; und wenn sie in Gesellschaften oder im Theaterfoyer von Verehrern umringt war, glitten ihre Blicke immer wieder gleichgültig über die lächelnden, bewundernden Mienen der jungen Herren hinweg zu einem breiten, biederen Gesicht, welches schmunzelnd ihren Triumphen zuschaute.

Der Onkel war voller Dankbarkeit gegen seine Nichte. War sie es nicht, welche ihn in dieses neue Leben eingeführt, in deren Nähe ihm das Verständnis für neue Freuden, neue Genüsse aufgegangen war? Aber am zufriedensten und heitersten war er doch, wenn er ganz allein mit Berthchen am traulichen Kaminfeuer sitzen und über ihre lustigen Schnurren lachen oder die Wünsche und Neigungen des kleinen Weiberkopfes in allem Ernste diskutieren konnte. Sie war eine verständige junge Dame und zeigte auch großes Interesse für sein Geschäft. Es schien ihr Spaß zu machen, sich von seinen Gewinsten erzählen zu lassen und mit den großen Zahlen zu spielen, denn ihre hellen, grauen Augen glänzten dabei und die roten Lippen öffneten sich und

zeigten die blendende Reihe kleiner Perlenzähne. Jedoch allmählich sprach man weniger davon, denn Gaspard lebte sich in ein glückliches Schlaraffenleben hinein, und es wurde ihm immer schwerer, sich von seinem lieben Lehnstuhl in der Kaminecke zu trennen. Wozu hatte er sich auch fünfundzwanzig Jahre so redlich gequält und sich ein so tüchtiges Personal herangezogen, wenn er nicht die Maschine eine Zeit lang sich selbst überlassen konnte?

Nur Marie störte ihn im Genusse seines neuen Lebens. Sie war oft nicht wohl, und wenn sie sich dann wieder sehen ließ, fiel ihr verschlossenes Wesen wie ein kaltes Sturzbad auf die glückliche Laune der beiden anderen. — —

Der Weihnachtsabend war herangekommen, und Bruder, Schwester und Nichte umstanden den buntschimmernden Tannenbaum, während ein jedes seine Geschenke musterte. Bertha stieß einen Ruf der Überraschung und des Entzückens nach dem anderen aus, Onkel und Tante hatten sich in erfinderischer Großmut überboten. Gaspard traten fast Thränen in die Augen, als sie den fürstlichen Schmuck, welchen er für sie ausgesucht, um den blendend weißen Hals legte und Arm in Arm mit ihm vor den Spiegel trat. Marie reichte der ihr etwas befangen Dankenden kühl die Hand und wandte sich zu den Dienstboten, welche noch mehr verlegen als glücklich in einer Ecke standen.

Ganz versteckt unter Büchern, Mappen, Schalen und Decken findet Gaspard ein kleines, rundes, weiches Kissen, wie gemacht, um in der schläfrigen Nachmittagsstunde sein Haupt darauf zu betten. Arabesken in Gold und Seide, wie sie die Feenhände orientalischer Stickerinnen hervorzuzaubern lieben, glänzen darauf. „Ach, gerade was ich mir gewünscht habe!" Er wendet sich zu Bertha. „Hast du ...?" Sie nickt. „Und gar selber ...?" Sie nickt wieder mit kindlich schelmischem Lächeln. „Ist es möglich!"

„Onkel, es war ja für dich!"

Das gute, alte Gesicht ist wie verklärt von der unerwarteten Freude. Liebevoll legt er seinen Arm um die schlanke Gestalt und will sie an sich ziehen; aber das Mädchen weicht mit einer schnellen Bewegung zurück.

„Warum nicht?" fragt er überrascht und gekränkt.

Nachdenklich läßt sie die Glieder des neuen Halsbandes durch die Finger gleiten, dann sagt sie mit einem kleinen, schnippischen Knix: „Der Herr Onkel sind noch viel zu jung."

Mit weit geöffneten Augen, als habe man ihm die wunderbarste Enthüllung gemacht, starrt er seine Nichte an. Wie er aber dem unbefangenen Blick begegnet, der sich auf seine verstörten Züge heftet, da errötet er wie ein auf Abwegen ertappter Schulknabe und wendet sich fort. Das Mädchen spielt wieder mit ihrem glitzernden Halsband und lächelt still vor sich hin. Es klingelt.

„Ferdi!" ruft Bertha freudig aus und eilt dem jungen Manne entgegen, welcher im Reiseanzug in der Thür erscheint; doch mit einem unwillkürlichen Blick auf Gaspard hält sie in der Mitte des Zimmers inne, läßt den Vetter herantreten und reicht ihm mit einem ruhigen: „Guten Tag, Ferdinand!" die Hand.

„Ja, siehst du, lieber Onkel," sagt dieser, nachdem die erste Begrüßung vorüber, „wir Wandervögel haben auch Augenblicke, wo wir uns nach dem Frieden eines Heims sehnen. Denke dir, es sind jetzt sieben Jahre her, daß ich unter keinem Weihnachtsbaum gestanden habe."

„Armer Mensch!" meinte Gaspard mit innigem Mitgefühl. „Aber wahrhaftig, hier sollst du ein warmes Plätzchen finden! Hast uns zwar schnell verlassen und dich lange nicht um uns gekümmert. Aber das ist alles vergeben und vergessen, wenn du das Versäumte jetzt nachholen willst!"

„Ja, das werde ich," sagt der Neffe, indem er sich's am Kamin bequem macht, „und von Herzen gern."

„Bravo, bravo!" ruft der Onkel.

„Meine mineralische Zuckerfabrik ist

nämlich in die Brüche gegangen; na, und einige Wochen wird's wohl dauern, bis ich eine neue Anstellung gefunden habe."

Hurra! das ist der Augenblick! Mit strahlendem Gesicht stellt sich Gaspard vor den jungen Mann hin. „Nein, die sollst du noch heute haben! Und jetzt wird keine Weigerung angenommen! Verstanden, junger Mann? Ich brauche einen Abteilungschef, das mußt du werden!"

Der Neffe springt auf. „Aber Onkel ..."

„Kein Aber! Ich habe keine Kinder, ihr beide, du und Bertha, seid meine nächsten Verwandten. Es ist meine Pflicht und mein Recht, daß ich für euch sorge, so gut ich kann." Bertha ist neben ihn getreten und hat seine Hand ergriffen, Ferdinand macht ein feierliches Gesicht. „Tröste dich nur," fährt Gaspard fort, „sollst dir dein Brot redlich verdienen. Faulenzer giebt's bei mir nicht. Na, willst du?"

Kurze Pause. Marie, welche sich unbemerkt in den Hintergrund zurückgezogen hat, horcht auf.

Ferdinand hebt den Kopf. „Unter einer Bedingung."

„Bedingung!"

„Ja, du mußt mir dein Ehrenwort geben, daß, sobald ich meine Stelle nicht ebenso gut ausfülle, wie es der beste meiner Vorgänger gethan, du mich augenblicklich zum Tempel hinausjagst." Er lächelt, und der Onkel lacht dazu aus voller Kehle.

„Gut, mein Junge, ich verspreche es. Aber du wirst einen schweren Stand haben. Wallburg war dein Vorgänger — großartiger Mensch, der alte Wallburg. Na, du wirst ihn ja kennen lernen."

Ferdinands selbstbewußte Würde hat etwas nachgelassen. Er dankt dem Onkel mit lebhaften Worten. Bertha hört den beiden andächtig zu, nur ganz verstohlen huscht ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Nun, Berthchen," sagt Onkel Gaspard und steckt ihre kleine, weiche Hand durch seinen Arm, „du kannst dich auch über den Familienzuwachs freuen; so ein Vetter ist nicht zu verachten." Und da sie schweigt, sieht er schmunzelnd von einem zum anderen. „Na, mein Fräulein, nur nicht schüchtern! Sag ihm nur, was du auf dem Herzen hast!"

Sie reicht Ferdinand die Hand, aber der Blick bleibt dabei auf den Boden geheftet, und in der leichten Bewegung des Kopfes liegt etwas wie Trotz oder Unwillen; gegen wen? vielleicht weiß sie es selber nicht. „Ich freue mich sehr auf das Zusammensein und wünsche dir Glück." Das ist alles. Die Worte gleiten langsam und ausdruckslos von ihren Lippen.

Ferdinand behält die widerstrebenden Finger in seinem festen Griff. „Ich danke dir."

„Donnerwetter, nennt sich das Enthusiasmus?" fährt Gaspard dazwischen. „An deiner Stelle, Ferdinand, hätte ich dem Mädel längst einen tüchtigen Kuß gegeben."

Bertha muß reizbar sein, denn ein zorniger Blick streift den Onkel. Übermütig lacht der Vetter auf und geht auf sie zu. „Onkel, mit deiner Erlaubnis."

„Nein, nein!" stößt sie erschrocken heraus und flüchtet zu Tante Marie, welche noch immer still in der Ecke sitzt.

Gaspard freut sich königlich über seinen gelungenen Scherz. „Ist eine wählerische Dame, unser Fräulein Bertha; hat ihren Onkel vorhin nicht besser behandelt. Na, geteiltes Leid — du weißt ja!"

Ferdinand tritt zu den beiden Damen. „Und du, Tante, sagst mir gar nichts?"

„Ich hoffe, daß du deine Pflicht thun wirst."

* *
*

Die Landpartie war zu Ende, man rüstete sich zur Heimkehr. Es war ein prächtiges, von der Gunst des Wetters und der Laune der Gäste getragenes Fest gewesen, und alle umringten Herrn Kommerzienrat Gaspard und seine charmante Nichte, um ihnen ein Kompliment zu machen und den pflichtschuldigen Dank abzustatten.

Gaspard, im feschen Touristenanzuge, strahlend von Lebenskraft und Lebens-

freude, bot Bertha den Arm und führte sie über den weichen Rasen an die Coach, welche reisefertig auf der Landstraße hielt. Bertha streichelte noch einmal ihre Lieblinge, die beiden Führpferde, und steckte jedem eine frische Blume an die Rosette. Dann trat sie an die kleine Leiter und war flink wie ein Reh auf ihrem Platze neben dem Grafen Dawoos, welcher die Zügel führte. Gaspard und ein unternehmender Geheimrat langten ziemlich atemlos oben an, mehrere Damen kommen unter Schwierigkeiten auf das hohe Gefährt, während sie ihre Verlegenheit unter Lachen verbargen, und junge Leute, Offiziere in weißen Westen und elegante Referendare mit hellen Schuhen sprangen von rechts und links hinauf. Ein heller Ton aus dem Signalhorn, ein Knall mit der Peitsche, und fort ging es zwischen den Kiefern, Fichten und Buchen des lieben, gemütlichen Grunewalds hindurch. Die Anstandsdamen, einige Backfische, welche noch nicht aus dem Bannkreise des mütterlichen Auges entlassen wurden, und korpulente ältere Herren folgten in Landauern und Viktorias; aber bald wurden sie zurückgelassen.

Von einem Hügel hatte man unbeschränkte Aussicht auf das weite Thalbecken der Havelseen. Die Sonne hatte sich mit einem Nebelschleier umhüllt und durchbrach nur mit einzelnen Lichtgarben das zarte Gewebe ihres purpurfließenden Gewandes. Von ihrem Antlitz strahlte ein tiefglühendes, gesättigtes Rot, die Farbe der Könige. Sie sah so feierlich, so groß, so mächtig aus wie eine der Welt entrückte Majestät. Die Berge lagerten zu ihren Füßen wie die Vasallen des Königreichs der Lüfte, von den Wiesen stieg der Abendduft als Opferdampf empor.

Die stilldunkle Fläche der Seen dehnte sich aus, bis sie mit dem fernen Dunst der Erde und den schweifenden Wolken des Himmels zu träumerischen Gebilden eines Feenlandes zerfloß. Dunkel war das Wasser zu den Füßen des Beschauers, schweigend und tief. Feurig glühende Strahlen zogen darüber hin, und unergründlich erschien zwischen ihrer leuchtenden Bahn das Geheimnis der Tiefe.

„Das ist schön!“ sagte Bertha, indem sie sich ein wenig zu Ferdinand, welcher hinter ihr saß, zurückbeugte.

„Ich denke an das Glück,“ flüsterte er, „welches mit seinem Flammenlicht unser traurig-finsteres Leben erleuchtet.“

„Ja, so muß es sein!“ antwortete sie nachdenklich und schaute hinein in das purpurumsäumte Feuermeer, bis sie geblendet die Augen schloß.

Ein allgemeines „Ah!“ unterbrach die von den jungen Damen mit leisem Kichern, von den Herren mit übermütiger Heiterkeit geführte Unterhaltung. Der liebenswürdige Graf parierte seinen Viererzug schnell mit vollendeter Eleganz und wandte sich zur übrigen Gesellschaft um. „Das war der Ausbruch urwüchsiger Empfindung. Und da behauptet man noch, daß es in unserer Gesellschaft keine unverdorbenen Gemüter gäbe!“

Aber die Landauer mit den Anstandsdamen kamen in Sicht. „Vorwärts!“ rief man von der hintersten Bank, wo eine hübsche und reiche Blondine zwischen zwei jungen Lieutenants saß. „Vorwärts!“ rief auch Gaspard, dessen Laune durch kalten Champagner, hübsche Frauen und die flotte Fahrt bis zur Begeisterung gestiegen war; und vorwärts ging es im scharfen Trab den Hügel hinab. Als man in die Chaussee einbog, verschärfte der Führer das Tempo noch mehr; die feurigen Jucker gehorchten willig der geübten Hand. Graf Dawoos beugte sich nieder zu seiner Nachbarin. „Famose Pferde hat Ihr Herr Onkel, gnädiges Fräulein! Solches Gespann vor sich und solche Gesellschaft neben sich, das ist das größte Glück, welches ich kenne.“

„Seien Sie nicht ungerecht gegen die armen Pferde, Herr Graf!“

„Oh! meine Gnädigste —!“

Bertha lachte und brachte geschickt ihren Sonnenschirm zwischen sich und ihren Nachbar.

Man erreichte einen im Thalgrunde

schlummernden Waldsee, inmitten eines Kranzes hoher Buchen, unter deren dichten Kronen ein kleines Försterhaus sich verbarg. — Die Sonne ist verschwunden, nur leichte rosa Reflexe spielen auf dem Wasserspiegel. Bertha berührt leise Ferdinands Arm und deutet hinab auf die in tiefen Schatten getauchten Laubmassen, auf das verschwiegene Jägerheim, welches sich in dem friedensstillen Wasser spiegelt. „Aber das ist noch schöner.“

Ferdinand sieht ihr voll ins Auge. „Ja,“ antwortet er mit leiser Stimme, „wenn man den Kampf hinter sich, das Glück erobert hat, dann mag's gut sein, es hier zu bergen in unbelauschter Einsamkeit.“

Ohne Antwort wendet das Mädchen sich fort und blickt vor sich hinaus auf die gerade Linie der Landstraße.

Während das mächtige Gefährt über die Charlottenburger Chaussee und die Siegesallee unter der überraschten Bewunderung des Feiertagspublikums dahinrasselte, blieb Bertha in Gedanken versunken, und alle Liebenswürdigkeit ihres Nachbars vermochte ihr nur einsilbige Worte zu entlocken. Nur wenn Gaspard, angefeuert von den heiteren Neckereien der Jugend, ihr ein glückliches Scherzwort zurief, lächelte sie freundlich, dankbar zu ihm hin.

Es war schon dunkel, als man vor der Villa des Kommerzienrats in der Tiergartenstraße hielt. Ein Sträuben und Lachen, ein Klettern und Springen, ein Scherz, ein Abschiedswort, ein Händedruck, ein Drängen an der Hausthür, ein Gruß, ein Hoch, noch ein Hoch! — Das Thor fällt zu, die Pferde springen an, der Wagen rasselt davon, und alles ist still und leer wie zuvor.

Onkel, Nichte und Neffe stehen in dem hellerleuchteten Vorzimmer. Der Onkel breitet die Arme aus, als wollte er erst die Nichte und dann die ganze Welt umarmen. „Ich glaube, das war der schönste Tag meines Lebens,“ ruft er mit seiner guten, wohltönenden Stimme. „Es ist doch nie zu spät, jung zu sein! — Und das verdanke ich dir allein, Bertha. — Bertha, du bist ein Prachtmädel!“

Tante Marie erscheint in der Zimmerthür; sie ist nicht mitgefahren, weil sie wieder über Kopfschmerzen klagte und überhaupt, wie sie sagte, für derartige Vergnügungen keinen Sinn habe. Noch sieht sie blaß aus. „Bertha, ein Brief für dich aus Stettin.“

„Von meinem Vater!“ Das junge Mädchen öffnet ihn hastig; er ist schnell gelesen. Kraftlos läßt sie die Hand mit dem Blatt sinken und blickt vor sich nieder. „Ich soll nach Hause kommen — sogleich.“

„Zeig her!“ ruft Gaspard mit einer Stimme, welche plötzlich ihren klaren Klang verloren hat, und reißt den Brief ihr aus der Hand. Nachdem er die wenigen Zeilen durchflogen, sieht er sich hilfesuchend um. Marie hält die Lippen fest geschlossen und blickt gerade vor sich hin, als suche sie jeden Ausdruck aus dem Gesicht zu verbannen. Ferdinand sitzt vornübergebeugt in einem Lehnstuhl und trommelt leise mit dem Fuße. Bertha hat sich ganz abgewandt; nur ihre Schultern bewegen sich, als habe sie Mühe, die Thränen zu unterdrücken.

„Hat er schon einmal von der Rückkehr geschrieben?“ fragt Gaspard.

Das Mädchen vermeidet es, ihn anzublicken. „Nein.“

„Gehst du gern?“

„Nein — nein!“ und plötzlich brechen die Thränen hervor. Marie verläßt das Zimmer.

„Dann sollst du auch nicht gehen! — Ferdinand, Mensch, rede doch! sage, was soll man thun?“

„Ihr Vater ist kein Mann, der sich überreden läßt,“ murmelt dieser vor sich hin.

Gaspard geht mit ungleichen Schritten auf und ab. „Werd's trotzdem versuchen! Ferdinand, setz deinen Hut auf! Wir gehen zusammen aufs Telegraphenamt. — Ich habe doch deine Vollmacht?“ fragt er das Mädchen. Sie nickt. Er geht bis zur Thür, öffnet sie, bleibt stehen,

läßt seinen Neffen hinausgehen, schließt sie, geht rasch auf Bertha zu, nimmt die schwach Widerstrebende in die Arme und giebt ihr einen herzhaften Kuß.

Wie er sich an der Thür umwendet, sieht er in ein glückliches, triumphierendes Gesicht. Das verwirrt ihn; er stößt ein kurzes abgebrochenes Lachen aus, winkte ihr noch einmal zu und eilt davon.

Ferdinand sucht auf dem Flur umher. „Ich habe meinen Hut im Zimmer liegen lassen,“ sagt er und geht durch die Thür zurück, aus welcher Gaspard soeben getreten ist.

Bertha steht noch auf demselben Platze, wo der Onkel sie verlassen hat. Er naht sich ihr mit so sonderbarem Ausdruck, daß sie einen Schritt zurückweicht. Aber sofort ist er neben ihr und ergreift beide Hände. „Vielleicht sehen wir uns vor deiner Abreise nicht wieder allein. Ich muß dir sagen, daß ich dich liebe. Verstehst du mich? liebe, wie man sein Leben liebt! daß es ein Dasein ohne dich für mich nicht mehr geben kann, daß du mein werden mußt!“ Er umfaßt sie, drückt sie an sich und küßt sie wild, leidenschaftlich! „Auf Wiedersehen!“ Damit ist er verschwunden.

Einen Augenblick schwankt Bertha wie betäubt; aber schon hat sie sich aufgerichtet, tritt vor den Spiegel, betrachtet sich lange und nachdenklich, fährt sich ordnend über die Haare und nickt ihrem Ebenbilde im Glas freundlich zu. Noch einen Abschiedsblick nach der Thür, durch welche die beiden Männer verschwunden sind, und sie eilt auf ihr Zimmer.

Jedesmal, wenn sie diesen Tempel betritt, welchen blinde, grenzenlose Liebe ihrer Schönheit errichtet hat, durchrieselt sie ein entzückendes Gefühl befriedigter Eitelkeit und gesättigten Behagens. Heute bleibt sie auf der Schwelle stehen und überschaut mit halb wehmütigem, halb triumphierendem Blick das in allen Farben schillernde Gemach. Sie sieht die schwellenden Teppiche, die verführerisch weichen Polster, die geliebten, zottigen Löwen- und Bärenfelle und gedenkt der Stunden, welche sie auf ihnen ausgestreckt, im trägen Spiel mit glänzenden Luftschlössern verträumt hat; sie sieht die Blütenpracht des kleinen Wintergartens, mit dessen zarten Knospen sie sich zu schmücken pflegte; sie sieht die Gemälde an den Wänden, deren Formen und Farben sie liebt, deren Schönheit sie nicht versteht; sie sieht hinter dem duftigen Schleier blumendurchwirkter Vorhänge ihr Allerheiligstes mit der üppigen Fülle gold- und scharlachglänzender Kissen, mit den seidenen Draperien und venetianischen Krystallen; — sie sieht dies alles mit einem schnellen, verliebten Blick und fragt sich wundernd, ob es möglich sei, daß sie diese süßen Dinge werde verlassen müssen, zurückkehren in das Elend des beschränkten Bürgerlebens.

Sie geht an ihren Schreibtisch, öffnet ein Kästchen, nimmt eine Cigarette heraus, zündet sie mit geübter Hand an und wirft sich hin auf das größte, dichteste, zottigste Bärenfell. Und wie sie mit leckerem Genuß das sanft betäubende Aroma des türkischen Tabaks einsaugt, steigen Ruhe und Befriedigung in ihr auf und mit ihnen — unbegreiflich und unfaßbar wie die Nebelgebilde des Opiumrausches, aber alles Denken überflutend und unwiderstehlich wie der Schicksalsglaube des orientalischen Träumers — das Bewußtsein, daß sie zu Glück und Freude geboren sei, daß sie bleiben und herrschen werde. — Wie? das sagte die Schicksalsstimme nicht.

Ihr goldenes Haar hat sich gelöst, ihr Haupt ist halb von den Kissen herabgesunken, in der stolzen Wollust des trägen, schönen Weibes, welches sich an seinen eigenen Formen berauscht, liegt sie da und sendet eine duftende Wolke nach der anderen in die Höhe; sie lächelt und murmelt halb im Traum: „Wenn der gute, alte Onkel mich so sehen könnte!“

* *
*

Gaspard ist am folgenden Tage nicht ins Geschäft gegangen, sondern wandert, von Unruhe getrieben, aus einem Zimmer

ins andere; er erwartet die Antwort auf sein Telegramm.

Um elf Uhr kommt sie. „Meine Tochter hat sofort zurückzukehren. Karl."

„Wo ist Bertha?" schreit er seine Schwester an, welche erschrocken von ihrer Arbeit auffährt.

„Sie hat sich noch nicht sehen lassen," antwortet sie.

„Ich will sie sofort sprechen!"

Marie steht schweigend auf und geht hinaus.

Er tritt ans Fenster. Draußen scheint die Sonne; ihre Strahlen werfen vorübergleitend glänzendes Geschmeide auf das junge Laub des frühlingsfrohen Parkes und jagen, spielend mit dem leichten Morgenwind, den Staubwolken nach, welche der Straße entsteigen; sie hauchen lebenswarme Küsse auf die verlangend sich öffnenden Kelche der Blumen, verjüngend und verschönend umarmen sie die wettergeschwärzten Stämme der Buchen und Linden, und selbst dem trüb dreinschauenden, lebensmüden Teich vermögen sie ein silberschillerndes Lächeln zu entlocken.

Noch ist von dem dichten Gedränge des Nachmittags nichts zu verspüren; aber die frühzeitigen Spaziergänger und verspäteten Geschäftsleute gehen flott einher mit lebhafterem Schritt und erhobenem Haupt, angeregt von dem kräftigen Odem der schaffenden Natur. Aus den lauschigen Seitenwegen tauchen festtäglich gekleidete Paare auf, welche ihre Liebesfreuden dem Walde und dem Morgen anvertraut haben. Des Schutzmannes an der Ecke hat sich eine elegische Stimmung bemächtigt, er lehnt gegen einen Laternenpfahl und sieht lächelnd dem Spiele einer Kinderschar zu. Selbst das Droschkenpferd scheint etwas von seiner hoffnungslosen Melancholie abgeschüttelt zu haben und begrüßt wiehernd einen alten Bekannten und Leidensgefährten. Zwischen dem Lärm des städtischen Treibens hindurch klingen einzelne helle Töne vom Liebeslied der gefiederten Waldbewohner, und des Spatzenvolkes unermüdliches Zwitschern trägt über Straße und Dach den freudigen Eifer der Familiengründung. Aus der Ferne verkünden die hellen Glocken der Matthäikirche ein Hochzeitsfest. — Alles, alles sucht den Gefährten zum Genuß des zeugenden, schaffenden, schöpferischen Lebens. Nur er, der reiche, angesehene Mann, welcher am Fenster seines stolzen Hauses steht, ist allein.

„Allein, allein!" klagt immer wieder das sehnsüchtige Herz. „Allein, allein!" das ist die Anklage, welche er der launenhaften, ungerechten Natur hätte ins Antlitz schleudern mögen, der Natur, welche selbst das niedrigste Geschöpf herbeiruft zu ihrem Saat- und Erntefest, während sie ihn abseits stehen läßt.

Bertha trat ein; sie war zum Ausgehen gerüstet, das helle Sommerkleid stand ihr gut. „Guten Morgen, Onkel!"

„Du willst ausgehen?"

„Ich habe viele, viele Besorgungen zu machen."

„Heute?"

„Wenn ich doch schon reisen muß, wird mir wenig Zeit übrig bleiben. Ich muß ja Andenken mitnehmen."

Sonderbar kühl und nüchtern ward ihm zu Mute, er schämte sich seines heimlichen Trennungsschmerzes vor diesem verständigen Mädchen, das hübsch ordentlich ans Einkaufen und Mitnehmen dachte. Er nahm das Telegramm aus der Tasche. „Hier lies!"

„Das habe ich erwartet!"

„Und du willst gehen?"

„Muß ich nicht, wenn mein Vater befiehlt?"

„Und ich, Bertha?" — Er wollte nichts verraten und doch blickte er sie bittend mit dem hilflosen Ausdruck des Kindes an.

„Du solltest doch froh sein, Onkelchen, den Störenfried los zu werden! Aber du warst immer zu gut zu mir."

Trotz der Grübchen in den Wangen, trotz des tapferen Lachens bebte leise die Stimme, und ein Tautropfen zitterte auf den langen, schwarzen Wimpern.

Da war's hin mit der Festigkeit. Er ergriff ihre Hände und sank halb kniend

vor ihr auf einen niedrigen Sessel. „Wird es dir so leicht, uns zu verlassen? Ist dir nicht auch, als ob wir uns nicht trennen könnten?"

Sie machte einen schwachen Versuch, ihre Hände ihm zu entziehen. „Vielleicht darf ich später einmal wiederkommen."

„Wiederkommen — später — nur um wieder zu gehen, um die Einsamkeit noch unerträglicher zu machen? Kind, du darfst nicht fort, ich kann dich nicht von mir lassen! — Bertha, mein Kind, bedenke, ich kann nicht mehr ohne dich leben!" Und sehnsüchtig verlangend streckt er die Arme nach ihr aus.

Da, bei dem Anblick dieser zitternden Hände, dieser bebenden Lippen steigt blitzschnell ein Gedanke in ihr auf, welcher im selben Augenblick ihr das Blut in mächtiger Welle ins Antlitz treibt. Sie weicht einen Schritt zurück. „Aber Onkel, ich kenne dich nicht mehr!"

Als habe er wirklich die Herrschaft über seine Gedanken verloren, so fährt er sich mit tastender Hand über die Stirn. Er antwortet ihr nicht, sondern schaut ihr nur tief in die Augen und sucht darin die Lösung auf ein Rätsel, welches dem Schmerz seiner Seele entstiegen ist. Sie hält den Blick aus, während das Lächeln langsam erstirbt.

So stehen sie einander gegenüber; ruhig das Mädchen, befangen, ratlos der Mann, harrend auf ein Zeichen, suchend nach einem erlösenden Wort. Aber die schönen, blauen Augen sagen ihm keinen Trost, und im eigenen Herzen steigt es auf, als habe er ein Unrecht an dem Mädchen begangen, als müsse er beichten und um Vergebung bitten — und er weiß nicht für was.

Wie sie die steigende Verwirrung, die steigende Angst auf seinen breiten, biederen Zügen sieht, da thut er ihr fast leid, der arme Mann, und sie fühlt zum erstenmal ihre ganze Macht. Sie begreift, was ihr hier mit ungeschickten, treuen Händen dargeboten wird, daß es in ihrer Gewalt liegt, mit dem nächsten Wort einen Unglücklichen für immer zum Schweigen zu verdammen, oder ihm die Bande der Scheu von den Lippen zu lösen, ihm sein Selbstvertrauen wiederzugeben und ihm den Weg zu weisen zum Glück. — Und sie senkt die Augenlider, faltet die Hände — und wartet.

Er fühlt, daß er reden muß — aber was? — von ihr — von sich? — „Dein Vater weiß nicht," preßt er endlich beklommen heraus, „was er dir anthut. Kann er dir ein ähnliches Leben bieten?"

„O, gewiß nicht! Aber er ist der Vater," sagt sie und hält noch immer die Hände gefaltet — und wartet noch immer.

„Sollst du deine Jugend in dem Jammer eines Krämerlebens vergraben? Dazu bist du zu klug und zu schön." Er hat endlich Mut gefaßt, näherzutreten und ihre Hand zu erfassen; er zittert, und alle Farbe ist ihm aus dem Gesicht gewichen. Da fällt es ihr auf, daß er schon ein recht alter Mann ist.

„Und dennoch, lieber Onkel, es muß geschieden sein!" Leise Wehmut klingt in ihrer Stimme; sie hält die Hände gefaltet — und wartet noch immer.

„Dein Liebreiz ist der Sonnenstrahl, an dem sich mein altes Herz erwärmt hat. Deine Jugend hat mich erquickt und erfrischt; du hast mir ein neues Leben erschlossen. Gehst du von mir, so wird's öde und leer um mich her; und mir bleibt nichts als die Sehnsucht. — Bertha, verlaß mich nicht! Bleib bei mir!" Jetzt hat die Angst ihm Mut gegeben. Er klammert sich an sie, und sein Blick fleht um Rettung.

„Gern, gern möcht ich's thun! Von dir hab ich ja erst gelernt, was Liebe und Güte ist. Aber wie?" Ihre Hand bebt leise in der seinen; jetzt wartet sie nicht mehr!

„Willst du," er senkt das Haupt, als schäme er sich seiner Vermessenheit, „willst du hier bleiben — in diesem Hause — als seine Herrin?" — Er sieht den Blitz des Triumphes nicht, welcher in ihren Augen aufzuckt; denn noch immer wagt er nicht, den Blick zu ihr zu erheben.

„Mein guter, treuer Freund!" Mit

süßer, kindlicher Schüchternheit stockt sie und drückt ihm als einzige Antwort sanft lächelnd die Hand.

Er springt auf, zitternd, Thränen im Auge steht er vor ihr. „Wahrhaftig, du thust es? — Aber täusche dich nicht, sieh mich noch einmal an, ehe es zu spät ist! — ich bin alt und häßlich.“

„Du bist gut.“

„Zu dir, ja. Ich müßte nichts Menschliches im Herzen haben, wenn ich dich nicht auf den Händen trüge. Aber giebt's eine Dankbarkeit, groß genug für das, was du mir schenkst: ein neues Leben?“ Zögernd, zaghaft legt er den Arm um die schmiegsame Gestalt. „Darf ich?“ Und da sie ruhig, freundlich nickt, drückt er ihr ehrerbietig, wie der Gläubige seiner Madonna, mit bebenden Lippen einen Kuß auf die Stirn. — —

Morgen und Mittag gingen vorüber für ihn, als würde er dahingetragen auf den Fittigen des schnellbeschwingten Genius der Zeit, für sie mit dem bleiernen Pendelschlag der eintönig, endlos sich ablösenden Sekunden. Harrte sie doch mit banger Ungeduld der Abendstunde, welche Ferdinand bringen sollte. Sie war mutig und ersehnte die Entscheidung, wenn sie auch ahnte, was ihr bevorstand. — Und für Marie? Mein Gott, wer hätte ihrer gedacht? Seitdem sie die Neuigkeit gehört und ihren Glückwunsch dargebracht hatte, saß sie in ihrem geliebten Erker, nähte, schrieb und las und war so schweigsam wie gewöhnlich. Höchstens stieß sie bisweilen einen Seufzer aus, aber so leise, daß er die beiden auf dem Sofa in ihrem Geplauder nicht stören konnte.

Nach Tisch zog der Bräutigam sich zurück, um den Werbebrief an seinen Vetter Karl Gaspard zu verfassen. Es wurde ihm schwer, die angemessenen Worte zu finden; denn seit zwanzig Jahren hatte er keine Zeile mit ihm gewechselt, und jetzt mußte er den entscheidenden Schritt zur Versöhnung thun, sich als Bittender ihm nahen, und wollte doch seiner Würde nichts vergeben. Nach einer Stunde war das schwere Werk glücklich vollbracht, und er konnte zu seiner Braut zurückkehren.

Ach, das waren schöne Stunden, da er sie hinausführte im leichten Gefährt nach dem geliebten Grunewald, ihr die Stelle zeigte, wo im nächsten Jahre ihre Villa stehen sollte, wo er das Boothaus, wo die Angelbrücke anlegen würde.

Bereitwillig kletterte sie mit ihm über Stock und Stein, um einen schönen Aussichtspunkt für den Pavillon zu finden. Ungestört ließ sie ihn über die Schönheiten der schwermütigen märkischen Landschaft schwärmen und nickte mit freundlicher Teilnahme, so oft es nötig war. Auf der Rückfahrt bemerkte Gaspard wohl, daß seine Braut ihm hier und da die Antwort schuldig blieb und, wenn er leise ihren Namen nannte, wie aus einem Traume auffuhr; aber mit einem kleinen Schmunzeln befriedigter Eitelkeit gedachte er der jungfräulichen Befangenheit und streichelte liebevoll, beruhigend ihre Hand.

Wie der Wagen in die Tiergartenstraße einbiegt, richtet sie sich auf. „Onkel!“ Er hebt die Hand, lacht und schüttelt den Kopf. — „Nun denn, Immanuel,“ verbessert sie sich leicht errötend, „mein lieber Immanuel, ich habe schon eine Bitte.“

Er fährt sich übers Kinn und lehnt sich schmunzelnd im Wagen zurück. Der gute Mann fühlt sich so recht in seiner glücklichen Würde. „Das ist schön. Laß hören!“

Sie sieht auf die Straße hinaus. „Ich möchte mit Ferdinand allein sein, wenn ich ihm die große Neuigkeit verrate.“

„Aber ich denke ...“

„Bitte, bitte, kein Aber! Es würde mir nun mal großen Spaß machen, den Vetter für mich allein vornehmen zu können.“

Er schüttelt verwundert den Kopf. „Du weißt, daß ich dir keine Freude verderben kann. Aber sage mir, bitte, warum?“

Bertha streichelt ihm die Hand. „Du armer, guter Mann! Man sieht, daß du nicht viel mit Frauen zu thun gehabt hast. Wer fragt uns nach einem Warum?“

Gaspard schaut nachdenklich drein, schielt

noch einmal zu ihr hinüber, nickt dann und schweigt.

„Ich danke dir," sagt sie, „du bist ein guter Mann."

Es dauerte längere Zeit, bis die Unterhaltung wieder in Gang kam. — —

Um sechs Uhr war man zu Haus, um sieben Uhr ertönte Ferdinands Klingelzug.

Bertha springt von ihrem Sitze neben Gaspard auf. „Da ist er!"

„Ja, das ist Ferdinand."

„Und dein Versprechen?"

„Ach so, ich soll euch allein lassen. Das hatte ich ganz vergessen."

Sie drängt ihn zur Thür: „Schnell, schnell!"

„Warum nur so aufgeregt? Sonderbares Kind!" Und kopfschüttelnd geht er auf sein Arbeitszimmer.

Sie hört die Schritte des Vetters vor der Thür und tritt schnell in die Mitte des Zimmers. Aufgerichtet zu ihrer vollen Höhe, die Linke leicht auf den Tisch gestützt, die Lippen fest geschlossen; so steht sie da, als erwarte sie einen Angriff.

Die Thür geht auf.

„Bertha! Gott sei Dank, du bist allein! Nun, wie ist es?" Und mit ausgestreckten Armen tritt er auf sie zu.

Sie weist ihn mit einer Gebärde zurück. „Ich habe eine Neuigkeit."

„Es ist nichts Gutes, das sehe ich an deinem Gesicht. Sage es schnell! Alles ist besser als Ungewißheit!"

„Ich reise fort."

Er sinkt auf den nächsten Stuhl und läßt mutlos den Kopf hängen. „Das habe ich erwartet!" und da sie schweigt, sieht er mißtrauisch auf. „Ist es noch etwas?"

„Ich bin verlobt."

„Verlobt!" — Er ist stark, und der Stuhl, welchen er gepackt hat, kracht in seinen Fugen.

Wie er so vor ihr steht, alle Muskeln im Zorn gespannt, das Haupt hoch erhoben, mit blitzenden Augen und geballter Faust, da muß sie sich gestehen, daß sie noch nie eine prächtigere Erscheinung gesehen, und sie empfindet es als bittere Ungerechtigkeit des Schicksals, daß ein so schöner Mann nichts ist als ein simpler Commis. Denn sonst . . .

„Und mit wem?"

„Mit Onkel Gaspard."

Das hat er doch nicht erwartet. „Natürlich, mit Onkel Gaspard! Wie konnte ich nur fragen? Ha, ha, das macht die Komödie vollständig, der alte und der junge Narr! Du hast es weit gebracht für achtzehn Jahre."

„Ferdinand, höre mich!" Sie will näher treten; aber er weicht vor ihr zurück.

„Bemühen Sie sich nicht, meine Gnädigste! Sie haben nicht nötig, mir Vernunft zu predigen. Sie hatten ja gar keine Verpflichtung gegen mich; das Wort war ja noch nicht gesprochen! und wer wird auf so nichtige Dinge wie den Druck zweier Hände, das Blitzen zweier Augen etwas geben? Und dann — hier der Commis, dort der Millionär! Wäre es nicht Verbrechen, zu zögern? Nicht wahr, meine Teure, das Herz darf nicht allein zu Worte kommen? Und wie bequem wird das sein, wenn man sich einwiegen läßt in den sanften Schlummer des vornehmen Nichtsthuns, beschützt von so treuen, vertrauenden, vernarrten Augen!"

Sie hört zu und — zürnt nicht. Ihre Augen wollen sich nicht trennen von der jugendfrischen, männlichen Gestalt, ihr Ohr berauscht sich an dem Vollklang der metallnen Stimme, und jeder neue Peitschenhieb seines Hohnes bereitet ihr einen wollüstigen Schmerz. Wie er dich liebt! sagt sie sich immer von neuem, und demütig, fast dankbar beugt sie ihr Haupt, bis er erstaunt und verwirrt innehält.

„Ich will mich nicht verteidigen," sagt sie, „wenigstens heute nicht. Und doch konnte ich nicht anders!"

„Daß weiß ich sehr gut!"

„Bald wirst du mich ruhig anhören können und einsehen, daß ich nicht so schlecht bin, wie du glaubst. Und wenn mit dem Vergeben das Vergessen kommt —"

„Vergessen!" schreit er auf und schlägt auf den Tisch. Dann zwingt er sich mit aller Gewalt, ruhiger zu reden. „Daran

glaubst du selbst nicht! Frauen, wie du, kennen ihre Macht nur zu gut."

„Solange du mir zürnst, werde ich nicht glücklich sein."

„Pah! geh nur hinauf in dein seidenes Schmuckkästchen, streck dich aus auf deinem geliebten Diwan und zünde dir eine Cigarette an! dann wirst du schon auf andere Gedanken kommen. Gewissensbisse wegen eines Commis! Mein Fräulein, das schickt sich nicht!"

Sie preßt das Taschentuch auf die Augen, und wahrhaftig, es fließen Thränen! Jahre sind vergangen, seitdem sie geweint hat, und sie kennt das Gefühl fast nicht mehr. Voller Dankbarkeit hätte sie ihm um den Hals fallen mögen, aufjauchzen darüber, daß sie noch fühlen kann.

In der Ferne wird die Thür geschlossen. „Der Onkel!" ruft sie aus und flieht fort von Ferdinand, dem sie sich unbewußt genähert hatte.

Ferdinand erschrickt noch mehr. „Ihn sehen?" stammelt er. „Nein, das kann ich jetzt nicht ertragen!" Er geht, noch einmal wendet er sich an der Thür um. „Auch du wirst mich so bald nicht wiedersehen. Leb wohl!"

Gaspard findet seine Bertha allein, etwas blaß, mit einer Stickerei beschäftigt.

„Nun?"

Sie steht auf und kommt zu ihm. „Das ist ein sonderbarer Mensch. Er hat mir eine große Vorlesung über meine Pflichten gehalten und ist davongelaufen."

„Ohne mir Glück zu wünschen?" Verwirrt sieht der Bräutigam sich um.

Sie muß lächeln, sie kann es nicht zurückhalten. „Er war ganz aus dem Häuschen."

„Ich glaube, er liebt dich so sehr, daß ihm die Nachricht zu Kopf gestiegen ist." Verständnisvoll nickt er ihr zu. Eine harmlose, glückliche Eitelkeit erhellt sein biederes, breites Gesicht, und aus dem Grunde seines Herzens kommen die Worte: „Ja, er ist ein trefflicher Mensch."

Am nächsten Morgen reiste Bertha nach Stettin zurück.

* *
*

Frau Bertha Gaspard ist müde. Seit zwei Stunden ist sie in dem verführerischen Labyrinth des Gersonschen Geschäfts umhergewandert; sie hat kritisiert und bewundert, hat manches gesucht, das sich nicht finden ließ, und manches gefunden, das sie nicht gesucht hatte; sie hat lange Konsultationen mit aufmerksamen, verständnisvollen jungen Leuten gehalten und bange Minuten ernster Arbeit im Anprobezimmer verbracht. Jetzt läßt sie sich erschöpft in einen Lehnstuhl sinken. Vier Herren umstehen sie mit ehrerbietigen Mienen; denn die gnädige Frau verspricht eine der besten Kundinnen zu werden. Sie hat nicht zu viel und nicht zu wenig Geschmack, sie ist eitel und ehrgeizig genug, um sich zu kleinen Extravaganzen in Hüten und Spitzen überreden zu lassen, und hat einen generösen, zahlungsfähigen Gatten. Wie sie zum Wagen schreitet, öffnet der Geschäftsführer ihr eigenhändig die Thür.

„Ich gehe die Linden zu Fuß hinunter, erwarten Sie mich am Pariser Platz!" sagt sie zum Kutscher und wendet sich unter nochmaliger devoter Verbeugung der vier Herren dem Kronprinzlichen Palais und den Linden zu.

Vor wenigen Tagen erst ist sie von der Hochzeitsreise zurückgekehrt; sie sieht prächtig aus. Mancher der Vorübergehenden sieht sich nach der hochgewachsenen, stolz einherschreitenden Gestalt um, der er gern noch einmal in die träumerischen und doch so glänzenden Augen geschaut hätte; und alle Bekannte grüßen sie mit erstaunter Bewunderung, dieses kleine Bürgermädchen, welches sich so schnell zu einer der strahlendsten Blüten im großstädtischen Schönheitskranze entfaltet hat. In den Wiener Cafés flüstert man, wenn sie vorüberrauscht, und zieht den allwissenden Zahlkellner zu Rate. Aber er zuckt bedauernd die Achseln; so weit ist der Ruf ihrer Schönheit noch nicht gelangt.

Bertha hat den Übergang der Friedrichstraße erreicht und steht vor der Thür des Café Bauer, wartend, bis ein dichter Menschenknäuel sich etwas verlaufen habe. Da springt ein Herr zu ihr heran, grüßt

scheinbar sehr höflich, erfaßt dann ihren Arm und raunt ihr zu: „Folge mir, ich habe mit dir zu reden!“ Es ist Ferdinand. Einen Augenblick scheint es ihr, als ob die Füße unter ihr den Dienst versagen wollten. Aber sofort hat sie die Herrschaft über sich wieder gewonnen, sie wendet sich lächelnd um. „Das war ein heftiger Gruß.“

„Komm, komm!“ stößt er hervor und zieht sie mit sich fort. Sie folgt ihm und wundert sich dabei selbst, wie sonderbar es doch ist, daß sie sich dem Zauber hingiebt, welchen dieser Mensch auf sie ausübt! Er drängt sie die Friedrichstraße hinunter in eine der Straßen hinein, welche diese mit der Charlottenstraße verbinden. „Was willst du von mir?“ hatte sie einmal gefragt, wie er sich mit ihr rücksichtslos durch die drängende Menschenmasse Bahn brach, aber keine Antwort erhalten. Vor einem stillen Thorweg hält er endlich inne und ergreift ihre Hand. „Nein, nein!“ ruft sie aus, indem sie mit einem nervösen Lachen, als wäre dies alles nur Scherz, sich frei zu machen sucht. Oft hat sie schon in ihren unbelauschten Träumereien an etwas Ähnliches gedacht; aber jetzt, da es so heftig und unerwartet über sie hereinbricht, erschrickt sie doch. Noch einmal sträubt sie sich gegen seinen Griff. Er aber hält sie fest.

„Fürchte dich nicht,“ dabei lacht er, „ich thue dir nichts zuleide! Will dich nur fragen, wie du dir unser Zusammenleben jetzt denkst, damit ich mich nicht vor dir und vor mir selbst lächerlich mache.“

Er spricht so laut, daß sie sich ängstlich umsieht.

„Ferdinand, sei vernünftig!“

„Vernünftig! Bin ich das nicht, unglaublich vernünftig, erbärmlich vernünftig? Oder wie kommt es, daß ich hier ganz ruhig mit dir rede, während du die Gattin eines anderen bist — und dieses anderen!“

Sie fühlt, daß sie ihm zurufen müsse, seine Vermessenheit verdiene keine Antwort, sie sei ihm keine Rechenschaft schuldig. Aber „ich konnte nicht anders,“ das ist alles, was sie hervorbringt.

„Natürlich! Du konntest nicht anders. Aber er — er ist der Narr!“

Jetzt regt sich doch etwas wie Empörung in ihr. „Sage nichts gegen ihn!“

„Du willst ihn vor Worten schützen? Denke daran, was du ihm angethan!“

Einen Augenblick schwieg sie in ihrer Verwunderung darüber, solche Worte von diesem Manne zu hören. Dann sagte sie mit ihrer alten Ruhe: „Das ist eine Anklage. Was habe ich begangen?“

„Du hast ihn um sein Glück betrogen.“

Sie lächelte nur mitleidig.

„Du hast gute Nerven,“ rief er, „und kannst die Wahrheit vertragen. Heute ist er dir gleichgültig; bald wird er dir lästig sein. — Und wenn er dann zur Besinnung kommt und sieht, daß er sich mit Leib und Seele einer schönen Puppe ohne Herz verkauft hat, was dann?“

Gott sei Dank! endlich fühlt sie, wie der Zorn in ihr aufwallt. Mit aller Kraft strebt sie an gegen seinen Griff, und in dem großen, grauen Auge blitzt es dunkel auf. „Laß mich fort!“

Er sieht die Gefahr und giebt nach; der plötzlich aufsteigende Gedanke, daß sie mit einem Wort den Vermessenen auf immer aus ihrer Nähe verbannen kann, hat ihn zur Vernunft gebracht. Er läßt die Hand fahren und sucht sie nur bittend wieder zu ergreifen. „Verzeih mir! Dein Anblick, wie du so unerwartet vor mir auftauchtest, alle Frauen an Schönheit überstrahlend, hat mir die Besinnung geraubt.“

Sie hört nicht auf ihn und eilt mit hastigen Schritten der menschenüberfluteten Hauptstraße zu. Er ist dicht hinter ihr. „Bertha, Bertha, höre mich an!“ Ein herrisches „Zurück!“ hemmt auf Augenblicke seinen Schritt; dann folgt er ihr von neuem, zu bethört, um von ihr abzulassen, zu feig, um noch einmal ein Wort und mit dem Worte alles zu wagen.

Bertha hat die Mitte der Linden erreicht und schreitet schnell vorwärts, gequält und empört durch das Gefühl, daß

er ihr noch immer folgt. Auf einmal bleibt sie wie versteinert stehen, ihr Mann steht vor ihr.

„Aber Berthchen, wohin so eilig in dieser Hitze? Wo ist dein Wagen? Und so sieh dich doch mal um! da ist ja Ferdinand, der dir auf dem Fuße folgt." Er hat sie am Arm genommen. Sie muß sich umdrehen und dem anderen ins Auge blicken. „'n Tag, lieber Junge!"

„Guten Tag, lieber Onkel!"

„Na, wie geht's? Hast uns das ganze Hochzeitsfest verdorben mit deiner abscheulichen Krankheit. Bist du wenigstens jetzt wieder ganz auf dem Damm?"

„Vollkommen!"

„Reise gut bekommen?"

„Ausgezeichnet."

„Es sind sechs Monate, daß du dich nicht hast sehen lassen. Wir haben dich sehr vermißt. Nicht wahr, Bertha?"

„Selbstverständlich. — Guten Tag, Ferdinand. Also es geht dir gut?"

„Danke vielmals, ganz gut. Und dir?"

„O, ich danke."

Sie finden nichts als diese banalsten Phrasen. Aber sein bebender Händedruck begrüßt sie wie eine Verbündete, dankt ihr für die Komödie, welche sie mit ihm spielt; und sie möchte die beredte Hand von sich stoßen, sich auflehnen gegen die Mitschuld, welche ihr mit bebenden Fingern aufgedrängt wird. Sie hat das Gefühl, als würde ihr etwas von ihrer Unabhängigkeit geraubt, als breiteten sich die Maschen eines unsichtbaren Netzes über sie aus. Ja, solche Bande können leicht sein wie Spinnengewebe, aber sie sind unzerreißbar.

Gaspard zieht seine Frau mit stolzem Lächeln an sich. „Findest du nicht," sagt er, „daß sie sich brillant herausgemacht hat? Das Eheleben bekommt ihr gut, was? Du, Ferdinand, den Wintergarten mußt du sehen, den wir uns eingerichtet haben; er ist ja nicht groß, aber gemütlich, sage ich dir, gemütlich! — Na, kommt, Kinder, hier können wir nicht stehen bleiben!" Damit faßt er Ferdinand mit dem anderen Arm unter und schlendert in behaglichem Schritt zwischen beiden dem Brandenburger Thore zu.

Er erzählt vom Geschäft, von den fabelhaften Leistungen des ersten Buchhalters und von dem Genie, das er in einem Lehrling entdeckt hat; er erzählt von der Hochzeitsreise, von den schönen Aussichten und den schlechten Betten, er erzählt von Marie, deren Kopfschmerzen gottlob wieder nachgelassen haben und welche sich wieder unter Menschen sehen läßt; über alles und jedes plaudert er in frohester Laune, ohne darauf zu achten, daß er von rechts und links unachtsame, einsilbige Antworten erhält.

Ferdinand versucht sich zu sammeln. Als er vor der Hochzeit Berthas, dem Tage, an welchem das Urteil über seine Liebe gesprochen werden sollte, geflohen war, hatte er sich gelobt, nicht eher wiederzukehren, als bis er seine Ruhe und Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Als er nach Monaten sich zur Reise nach Berlin rüstete, glaubte er auf immer mit seiner unheilvollen Leidenschaft abgerechnet zu haben. Und da, wie sie unerwartet vor ihm stand in ihrer vollerblühten Schönheit, waren die guten Vorsätze wie Spreu vor dem Winde zerstoben. Er hatte sie nur gesehen, und das Verlangen, das blinde, sinnlose Verlangen hatte ihn hin zu ihr getrieben.

Vergebens suchte er jetzt sich Rechenschaft darüber zu geben, was er gethan, was er gesagt hatte. Er wußte, daß irgendwo in ihm noch etwas lebte von Mannesstolz und Ehrgefühl, aber er verstand ihre Stimme nicht mehr. Der Kampf war vorbei. Fester denn je hatte er sich in die alten Netze verstrickt, und er empfand das dumpfe Wohlbehagen des Feiglings, welcher sich gefangen sieht.

Bertha war gleichgültig geworden. Sie fand das Possenspiel zu jämmerlich und war empört über die beiden, welche Arm in Arm wie zwei gute Spießbürger neben ihr hertrollten. Ihr erschien der Liebhaber verächtlich, welcher seine gerühmte Leidenschaft so schön unter leeren Phrasen verbergen konnte, und sie begriff die Blind-

heit des Gatten nicht. Zum erstenmal reizte sie sein harmloses Geplauder, zum erstenmal ertrug sie nur mit Ungeduld den vertraulichen Druck seiner biederen, groben Faust. Immer und immer wieder klang es ihr in den Ohren, was Ferdinand ihr vorhin gesagt hatte: „Er ist der Narr!"

Am Pariser Platz wartete der Wagen.

„Das ist schön," meinte Gaspard, „jetzt fahren wir alle drei in dem Tiergarten spazieren. Nicht wahr, Frauchen, du nimmst uns mit?"

Bertha nickte.

„Sollte ich nicht ins Geschäft gehen?" fragte Ferdinand, welcher anfing, sich vor Bertha zu schämen.

„Nein, heute bist du dispensiert." Und mit heimlichem Schmunzeln fügte der Onkel hinzu: „Habe auch vor, während der Fahrt mit dir über das Geschäft zu reden."

Man stieg ein, und fort ging es die Charlottenburger Chaussee entlang. Schweigend sahen Bertha und Ferdinand nach rechts und links in die Bäume hinein.

Gaspard räusperte sich mehreremal und rückte sich seinen Kragen zurecht; dann fing er an: „Damals, als ich mein Jubiläum feierte — es war der Tag, an dem ich euch beide kennen lernte — trübte eine Sorge meine Freude. Wer so das halbe Jahrhundert überschritten hat, der denkt schon mal daran, wie schön es wäre, wenn er das Pack von Sorgen, mit denen er sich so lange geschleppt hat, niederlegen und sich irgend ein stilles Plätzchen aussuchen könnte, um endlich einmal die göttliche Ruhe kennen zu lernen. Wenn man aber redlich gearbeitet und etwas Tüchtiges erreicht hat, dann hängt man auch an dem Werke seines Lebens wie an einem lieben Kinde und will es nicht gern fremden Händen anvertrauen. Deshalb siehst du mich noch heute hinter dem Hauptbuch stehen. Aber es scheint, als ob das Schicksal es recht gut mit mir meint; es hat mir noch an meinem Lebensabende zwei junge Herzen zugeführt, in denen Raum war für den alleinstehenden Mann. Die eine hat mein müdes Haupt in den Schoß genommen, sie sorgt dafür, daß das Alter der schönste Teil meines Lebens wird." Mit einem Blick voll rührender Dankbarkeit beugte er sich zu seiner Frau hinüber. „So glücklich macht mich meine Bertha, daß ich mit jeder Stunde geize, die ich nicht an ihrer Seite verbringe." Er hatte ihre Hand ergriffen, und sie wagte es nicht, sich frei zu machen. Aber gespannt beobachtete sie jeden vorüberfahrenden Wagen, voller Besorgnis, daß man sie sehen und sich über sie lustig machen könnte.

„Ich will mein neues Leben voll genießen!" rief Gaspard in glücklicher Begeisterung aus. „Und dazu, Ferdinand, mußt du mir helfen!"

Der junge Mann zuckte zusammen, als erwache er aus einem Traume. Mit blöder Aufmerksamkeit starrte er in das Gesicht seines Onkels.

„Ich habe dich kennen gelernt," sagte dieser, und seine Stimme bebte vor Rührung. „Du bist ein fleißiger, begabter Mensch, dir kann ich getrost das Werk meines Lebens anvertrauen. Du wirst mit Ehren weiterführen, was ich mit Mühe begonnen habe." Er ließ Berthas Finger fahren und ergriff beide Hände seines Neffen. „Ferdinand, mein Junge, ich frage dich, willst du als Compagnon in mein Geschäft eintreten, um es mit der Zeit ganz zu übernehmen?"

„Nein, Onkel, das kann ich nicht!" Er hatte keinen eigenen Gedanken ausgesprochen, sondern nur dem Befehl zweier starrer, weitgeöffneter Augen gehorcht, welche ihn herausfordernd und fast feindlich anblickten.

Gaspards Hand zitterte etwas, da er sie fragend auf das Knie seines Neffen legte. „Ist es dir nicht gut genug, was ich dir anbiete?"

„Onkel, ich kann es nicht annehmen, es ist zu viel, ich habe es nicht verdient!"

„Du wirst es dir verdienen durch Fleiß. Ich will mein Leben jetzt in Ruhe genießen, Ferdinand, bedenke das! Wenn

du mich verläßt, habe ich fast umsonst gearbeitet, denn ich werde keine Freude mehr daran haben!"

Ferdinand konnte den Blick des alten Mannes nicht ertragen.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" wiederholte er tonlos.

Gaspard fuhr zurück. „Gewiß, du treibst nur Scherz mit mir."

„Onkel!" Ferdinand versuchte ein gekränktes Gesicht zu machen. „Mein Vater hat dir nichts als Böses zugefügt. Mich hast du nicht gekannt, nicht zu dir gerufen. Ich bin von selbst gekommen, habe mich deiner Bekanntschaft aufgedrängt, und jetzt sollte ich von dir Reichtum und Ansehen als Geschenk annehmen? Nein, Onkel, das geht nicht!" Er sprach mit edlem Feuer, aus jedem Worte klang die Überzeugung, und noch hätte er kein Ende gefunden für die Worte stolzer Entsagung, wenn Gaspard ihn nicht unterbrochen hätte.

„Was gehen dich Dinge an, welche geschehen sind, ehe du geboren warst? Du bist mein nächster Anverwandter, und seitdem ich dich kenne, habe ich dich liebgewonnen. Darum handelt es sich! Also, willst du?"

„Nein, Onkel, ich kann nicht!"

So ging es weiter in endloser Wiederholung derselben Gedanken, derselben Worte, bis Ferdinands Augen in dem erhabenen Selbstgefühl des Märtyrers glänzten und Gaspard halb aus Rührung, halb aus Ärger die Kraft versagte. „Ich bin am Ende," rief er aus, „Bertha, bitte du ihn!"

Und sie bat ihn. Sie sprach ohne Überlegung und ohne einen Gedanken für das Gewicht ihrer Worte, denn sie empfand nichts mehr von Abscheu vor dem Abgrund von Schande, welcher sich vor ihr aufthat, ihr war nur zu Mute, als nütze kein Widerstreben, als würden sie alle getrieben von einem übermächtigen Schicksal, das unerbittlich sein höhnisches Spiel mit ihnen treibe — dem unvermeidlichen Ende zu. Es war ein grausamer Sturz für Ferdinand, herab von der Höhe seiner edlen Entsagung zur erbärmlichen Wirklichkeit, als er ihre kalte, tonlose Stimme vernahm, welche mechanisch einige Phrasen hervorbrachte. Was mochte sie denken, während sie so verschwommen ins Weite blickte?

„Nein, nein!" sagte er noch immer, aber es klang ganz anders als zuvor.

Der Onkel machte ein bitter enttäuschtes Gesicht. „Nun, Bertha, ich hätte geglaubt, daß du etwas mehr zu sagen wüßtest, wenn es darauf ankommt, deinen Mann zufrieden und deinen Vetter glücklich zu machen!" Sie schwieg. „Ist etwas vorgefallen zwischen euch?" fragte er den Neffen.

Ferdinand schreckte zusammen. „Aber Onkel, welcher Gedanke!"

Sie schwieg und blickte hinaus auf die Landschaft.

Gaspard beugte sich vor und suchte beiden ins Auge zu schauen. „Bertha, du antwortest nicht und machst ein sonderbares Gesicht; ich laß es mir nicht ausreden, ihr habt euch gezankt."

Sie zuckte nur mit den Achseln.

„Wahrhaftig nicht!" beteuerte Ferdinand.

„Dann beweis es mir und thu das, um was sie dich bittet!"

Furchtsam, vorsichtig glitten seine Blicke zu Berthas Antlitz hinüber, aber dort fanden sie nichts. Hartnäckig sah die junge Frau hinein in das bunte Treiben der belebten Fahrstraße, ihre Lippen waren fest geschlossen. Eine gefährlich schöne Hand lag vor ihm auf der Wagendecke, gern hätte er sie ergriffen, um dem zuckenden Pulsschlag sein Geheimnis abzulauschen! Und er durfte es nicht. Alles war ihm gleichgültig geworden, zu allem war er bereit. Wenn er nur wissen könnte, wie sie von ihm denken wird!

„Warum vermeidet ihr meinen Blick?" fragte Gaspard. Seine Stimme klang heiser, und ängstlich wanderten seine Augen von einem zum anderen.

„Ich nehme an!" sagte Ferdinand.

Bertha wandte sich um und sah des Vetters blasses, von unterdrückter Er-

regung zuckendes Gesicht. Wahrhaftig, das Schicksal war unerbittlich!

Gaspard hatte seinen Willen erreicht. Aber doch war alles anders gekommen, als er es gedacht hatte. Er wollte, er mußte ja glücklich sein, und dabei konnte er ein leises Mißbehagen nicht abschütteln. Es wäre zu schade, dachte er, wenn die jungen Leute sich nicht vertragen sollten!

Marie wartete schon mit dem Diner, als die drei nach Hause kamen. Seit der Hochzeit war man vornehm und aß um sechs. Sie freute sich sehr, Ferdinand wiederzusehen, und begrüßte Bertha mit einem herzlichen Kuß.

Die beiden Frauen waren die besten Freundinnen geworden. Bertha hatte das Mißtrauen des alten Fräuleins ruhig ertragen, hatte auf ihre harten Worte nur freundlich geantwortet und bald dem offenen Kriege ein Ende gemacht. Als nun gar nichts von all dem Unheil eintraf, welches Marie dem verliebten, alten Narren prophezeit hatte, sondern ihr Immanuel in der Ehe die vollste Glückseligkeit fand, und sie selbst den ewigen Sonnenschein mitgenießen konnte, da öffnete die Tante weit ihr Herz der Nichte, und der böse Störenfried ward zum Engel, den man nicht genug lieben und hätscheln konnte.

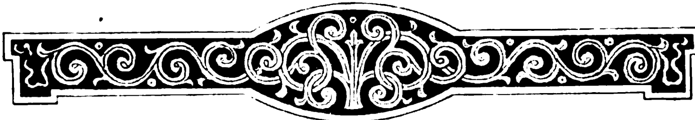
Die Neuigkeit von Ferdinands Aufnahme als Compagnon begeisterte sie zu einem Glückwunsch, der sich fast zu einer Tischrede ausgesponnen hätte; sie ließ sich Champagner eingießen — sonst trank sie nur Wasser —, stieß an auf das Wohl der neuen Firma und leerte das Glas mit einem Zuge. Alle thaten ihr tapfer Bescheid.

Gaspard rückte nahe an Bertha heran und drückte ihr unter dem Tische die Hand. Ferdinand stürzte so lange Glas auf Glas hinunter, bis der feurige Trunk aufgeräumt hatte mit den unerträglichen Anklagen des empörten Gewissens, bis er das Auge blendete, die Schmerzen der Eifersucht betäubte und ihm den schönsten Galgenhumor brachte. Tante Marie amüsierte sich königlich über die tollen Späße des guten Jungen und hätte dem lieben Frauchen um den Hals fallen mögen, wie der Gatte ihr so glücklich zunickte. „Immanuel, Bertha!“ rief sie, „ihr müßt mir versprechen, daß ihr mich nie fortschickt, denn euer Glück mit anzusehen, erhält mich gesund an Leib und Seele. Dann,“ flüsterte sie ihrem Bruder ins Ohr, „verzeih ich dir auch, daß ich eine alte Jungfer geworden bin.“ Zur Antwort wurde sie von ihm in die Arme genommen und — was seit Jahren nicht geschehen war — tüchtig abgeküßt. Als sie sich lachend wieder frei gemacht hatte, war sie dunkelrot. — Wie schön ist es doch, wenn man mit fünfzig Jahren noch erröten kann!

Bertha zog sich früher zurück als sonst, und ihr Mann war sehr erstaunt, als er ihr Zimmer verschlossen fand.

Es war das erste Mal, daß er ohne einen Gutenacht-Kuß schlafen ging.

(Fortsetzung folgt.)





Die Stickkunst im Mittelalter,

ihre Blüte und Abwege.

Von

Richard Freiherr v. Mansberg.

Die im Nebel der Vorgeschichte sich verlierenden Anfänge aller Stickerei oder Nadelmalerei verlegte man zu Rom irrtümlicherweise nach Phrygien, nannte sie deshalb opus phrygium und die Sticker phrygiones. Diese Phrygier waren als Ausländer nach römischer Auffassung barbari, und aus solcher Bezeichnung hat nachgehends mittelalterliches Latein barbaricarii oder auch brambaricarii gemacht, eine Korruption, die in dem deutschen „Verbrämen" sich erhalten zu haben scheint. Ohne bei der antiken oder der frühmittelalterlichen Stickerei uns aufzuhalten, müssen wir nur daran erinnern, daß in dem goldenen Byzanz, dem letzten Horte antiker Kultur, vorzugsweise die dekorativen Kleinkünste unter immer stärker hervortretendem orientalischem Einfluß zu glänzender Blüte gediehen, daß die Griechen vom Bosporus bis zum elften Jahrhundert geradezu Lehrmeister in der Kunst des Stickens gewesen sind. Nicht bloß byzantinische, sondern vielfach auch persische, arabische oder andere rein orientalische Gewebe gingen, durch die Kunst der Nadel im kaiserlichen Gewandhause (γαζοφυλάκιον, auch γυναικεῖον wegen der dort beschäftigten vielen Weiber) verziert, als schimmernde Byzantea in das Abendland und galten als bewundernswerte Muster nach jeder Richtung.

Gleichwohl mußte die Nadelmalerei der Christenheit vom künstlerischen Standpunkte aus zurückstehen hinter der eigentlichen orientalischen Stickerei und hinter der zu hoher Vollendung gebrachten Kunst, die man als arabosikulisch bezeichnet. In einer Zeit, wo die Kultur der Araber in vielen Beziehungen der des Abendlandes überlegen erscheint, hatten die fatimidischen Emire aus dem Stamm der Beni-Kelb auf der Insel Sicilien einen Glanz des Hofes, verbunden mit allgemeinem Wohlstand des Volkes, ins Leben zu rufen verstanden, wie Ähnliches nur im Lande und am Hofe der Omejjaden zu finden war. Wie die Kalifen hatten die Emire ärarische Gewandhäuser, Seidenmanufakturen und Stickereien angelegt und waren schon aus Eigennutz emsig bemüht für das Gedeihen dieser Hofkunstanstalt, dâr-eth-thirâz, welche völlig dem gazophylaceum der byzantinischen Cäsaren entsprach und bereits im elften Jahrhundert dem Abendlande und sogar dem Orient den Hauptbedarf an kostbaren Geweben und Stickereien liefern konnte. In die Fußstapfen der Emire traten deren Überwinder, die normannischen Fürsten aus der Familie de Hauteville, welche in der sorgsamen Pflege der von den geschickten Moslemin betriebenen Künste und Fertigkeiten, in der Anmut der arabosikulischen Kunst die Hauptquelle des über alle Nachbarländer hervorragenden Wohlstandes der Insel erkannten. Nicht minder haben die Erben

der normannischen Könige, die deutschen Hohenstaufenkaiser, namentlich der geistig weit über seiner Zeit stehende Friedrich II., für eine weitere Entwickelung der Künste, so auch der textilen, das lebendigste Interesse bekundet, und erst der blutige Schlußakt des großen Dramas der Hohenstaufen in Unteritalien sollte das Ende sicilianischen Glücks und Kunstsinnes bezeichnen.

Für uns Deutsche ist die angezogene Periode um deswillen noch von besonderem Interesse, als ihr jene köstlichen Überbleibsel mittelalterlicher Textilkunst ihre Entstehung verdanken, welche seit mehr denn sechshundert Jahren die deutschen Kaiser bei ihrer Krönung schmückten, welche vierhundert Jahre lang die alte Reichsstadt Nürnberg als deutsches Reichsheiligtum zu verwahren hatte. Wir können es uns daher nicht versagen, drei kleine Proben jener Verzierungskunst der Nadel zu geben, welche auf den ersten Blick die aller byzantinischen Dekorationsweise überlegene ornamentale Weisheit arabosikulischer Kunst offenbaren, stilistische Zeichnung, wie geschickte Anordnung und Verteilung verschieden gearteter oder gefärbter Elemente der Dekoration bekunden, Reichtum ohne Überladung zeigen.

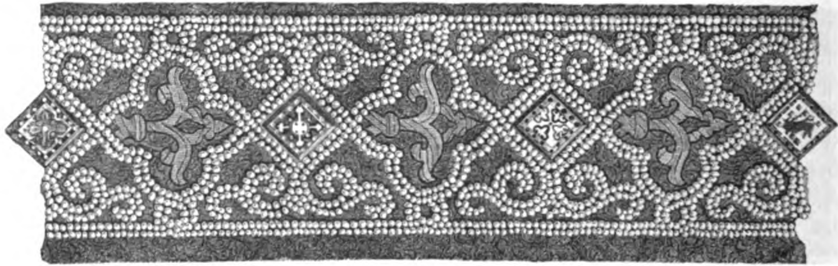
Abbildung S. 556 giebt ein Bruchstück des vorderen Saumes an dem 1133 laut Inschrift im königlichen Thiraz zu Palermo gefertigten deutschen Kaisermantel. Auf schwerstem Seidenstoffe, im dunkelphönicischen Purpurton, zeigt sich ein fortlaufendes durch doppelte Perlenschnüre gebildetes Motiv in Laubornamenten, Vierpässen und Quadraten. Die Innenräume der Vierpässe sind belebt durch cyprische Goldstickerei, in den quadratischen Räumen sind kleine Goldbleche mit vielfarbigem Zellenschmelz aufgeheftet.

Die erste Abbildung S. 557 giebt das Brustschild an der 1181 laut Inschrift im selben Thiraz gefertigten kaiserlichen Albe oder dem Überrock des Krönungsornates. Durch doppelte Perlenschnüre sind Vierpässe und elliptische Figuren gebildet, deren Grund von hochrotem Purpur der Goldsticker mit Pflanzenornamenten gefüllt hat. Die zweite Abbildung S. 557 giebt ein Bruchstück von der Ärmeleinfassung derselben Albe. Der Saum ist durch doppelte Perlenschnüre so gemustert, daß als fortlaufendes Motiv kleine Vierpässe in Verbindung mit elliptischen Linien hervortreten. Die Innenräume sind vom Goldsticker mit Lilienornament, Greifen und Jagdleoparden gefüllt.

Daraus, daß die eigentliche Kunstwirkerei, jedenfalls die Seidenweberei in dem fränkisch-deutschen Reiche viele Jahrhunderte hindurch nicht ausgeübt werden konnte, darf man nicht schließen, daß Stickerei ungekannt gewesen sei, vielmehr hat diese hier um so länger den monotonen Flächen Ausdruck verleihen müssen, als es der Weberei noch nicht gelungen war, dem Drange nach buntfarbiger und vielgestaltiger Abwechselung zu entsprechen. Allerdings haben wohl erst die byzantinischen und später die arabosikulischen Muster Anstoß und sachgemäße Richtungen gegeben, um auch im Abendlande eine vollkommene Nadelkunst ins Leben treten zu lassen. Bei der versuchten Wiederbelebung aller Künste durch die gewaltige Persönlichkeit des großen Karl haben unzweifelhaft manche der von den Ikonoklasten vertriebenen Künstler Anweisungen erteilen können, welche sich mit der Bewunderung des fertig aus Byzanz gekommenen Nadelwerkes verbanden. Die näheren Beziehungen der Ottone zu dem östlichen Kaisertum waren ebenfalls in dieser Richtung nicht ohne Einfluß, und so sehen wir sehr frühe schon förmliche Stickanstalten in den Klöstern der fleißigen Benediktiner erstehen. Dem Beispiele kunstsinniger Prälaten folgten Mönche und Nonnen, arbeiteten fast fabrikmäßig, nicht bloß für die eigene Kirche, sondern auf Bestellung für andere, ja selbst für den Bedarf der vornehmen Laienwelt, obwohl dies nicht immer die Billigung der geistlichen Oberhirten fand. Neben den Klöstern bestanden Kunstwerkstätten zumeist auf den klösterlichen Meierhöfen (métairies), wo unter der Leitung theoretisch und praktisch gebildeter Mönche die Laien-

brüder (frates laici, auch conversi oder adscripti genannt) mit Anfertigung kirchlichen Gerätes im weitesten Sinne des Wortes sich beschäftigten. Merkwürdige Kunstschöpfungen sind aus diesen Werkstätten hervorgegangen, ohne für ihren Ursprung andere, als meist unsichere technische Anhaltepunkte zu geben; im Mittelalter sprachen eben nur Thaten, nicht Namen, welche die bescheidenen Künstler nur in einzelnen Ausnahmefällen der Nachwelt überliefert haben.

Der auf dem Gebiete des gesamten Wissens und Könnens merkbar frische Impuls, den die religiöse Begeisterung der Kreuzzüge hervorrief, die durch diese erst inniger gewordene Verbindung der abendländischen Nationen unter sich, gaben einen bisher nicht gekannten Aufschwung, der auch der Stickkunst zu gute kam. Die nähere Verbindung mit dem Morgenlande lehrte zahlreichere Muster als bisher kennen und ebnete die Handelswege zu den Orten, woher man das nötige Stickmaterial wie Seide, Purpur, Goldfäden u. s. w. beziehen mußte. Es läßt sich ein geradezu massenhaftes Einströmen von kostbaren gestickten und gewebten orientalischen Stoffen zu jener Zeit nachweisen, weil dieselben sich teilweise noch in den Kirchenschätzen erhalten haben, wohin sie die Frömmigkeit der heimkehrenden Kreuzfahrer stiftete. Das erklärliche Streben, den im Morgenlande selbst erschauten oder von dorther glaubhaft berichteten Prunk auf die in der Heimat verwendeten textilen Stoffe zu übertragen, mußte die Anforderung an Erzeugnisse der Stickkunst naturgemäß im hohen Grade steigern. Hinter der emsigen Thätigkeit innerhalb der Klostermauern blieben daher seit dem zwölften Jahrhundert die weltlichen Frauen um so weniger zurück, als ja die Damen des Mittelalters auf die Stickerei als Hauptquelle der Unterhaltung, als Trösterin der Einsamkeit angewiesen waren. Zudem bedurften die kalten Wände der ritterlichen Wohnung, jener jetzt nur als Ruine bewunderten Burg, überall der Teppiche und Decken, damit die Räume bei der scharfen Zugluft der Höhen oder bei der Feuchtigkeit der Wassergräben, bei den halb offenen, durch Glas noch nicht verschlossenen Fenstern einen nur einigermaßen behaglichen Raum bieten konnten. Das unstäte Leben des Ritters brachte es mit sich, daß Frauen und Töchter oft monatelang vom Gemahl und Vater sich getrennt sahen, überdies waren den größten Teil des Winters hindurch die Burgbewohner von aller Gesellschaft so gut wie abgeschlossen. Da hockten dann Frauen und Töchter, Gesellschafterinnen und Dienerinnen um das mächtige Feuer, und während die Geschichten der Helden der Sage und Vorzeit in der abenteuerlichen Gestaltung jener poetischen Zeit erzählt oder vorgelesen wurden, waren die kunstfertigen Hände bemüht, solche Erinnerungen in bildlicher Darstellung mit der Nadel zu fixieren. Leider ist wenig, so gut wie nichts, aus dieser fernen Zeit uns erhalten, denn vor der Vernichtung durch die Änderung des Geschmacks konnte höchstens kirchliche Bewahrung schützen. So hat das Kloster



Vorderer Saum des deutschen Kaisermantels. (Mitte des 12. Jahrhunderts.)

Wienhausen bei Celle einen großen gestickten Wandteppich bewahrt, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gefertigt ist und eine Reihe von Illustrationen zu der damals allgemein bekannten Geschichte von Tristan und Isolde giebt; die Nadel hat hier mit farbiger Wolle die auf eine grobe Leinwand gezogenen Umrisse ausgefüllt.*



Brustschild der Alba des deutschen Kaiserornats. (Ende des 12. Jahrhunderts.)

Da alle Gewandung noch im Hause gefertigt wurde, so galt es, Gemahl, Söhne, Brüder und Gefolgschaft zu jeder Gelegenheit nach den Umständen glänzend oder einfach auszustatten; die zumeist ungemusterten Stoffe der Kleidung bedurften der gestickten oder der mit Perlen und Steinen gezierten Einfassung. Die mittelhochdeutsche Poesie ergeht sich mit Vorliebe in der ausführlichen Schilderung der Kleidung edler Herren und Frauen, und die Miniaturen jener Zeit bestätigen, daß das Erzählte dem Leben, nicht der Phantasie, entnommen wurde. Seitdem in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Verzierung der Waffen sich fixierte, zu einer in derselben Familie erblichen wurde, seitdem nahm die entstehende Heroldskunst die Thätigkeit des Stickers in besonderer Weise in Anspruch. Banner, Wappenrock, Helmdecke, die Tasche am Gürtel, auch die Pferdedecke und bisweilen selbst das Zelt des Ritters** mußten mit heraldischen Zeichen oder wenigstens heraldischen Motiven geschmückt sein, welche in der Regel die Dame des Herzens verfertigte. Ja, die ritterlichen Frauen suchten geradezu ihre Gunst oder ihre Dankbarkeit dem auserwählten Ritter mit Geschenken zu beweisen, welche in reichgestickten, mit figürlichen Scenen oder mit heraldischen Motiven und Devisen geschmückten Kleidungsstücken bestanden. So kam es, daß die Blütezeit der freien Kunst der Heraldik in innigem Zusammenhange steht mit der Blütezeit mittelalterlicher Profanstickerei. Miniaturen, wie namentlich die der berühmten, erst kürzlich aus Paris für Deutschland zurückerworbenen Handschrift deutscher Minnesänger,* jetzt in Heidelberg, geben ein lebendiges Bild von der Pracht heraldischer Stickerei um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts.

Neben den gesteigerten Anforderungen auf profanem Gebiete boten auf geistlichem Gebiete der große Zuwachs an Klosterkirchen für die im Zeitalter der Kreuzzüge neu gestifteten Orten oder Kongregationen, ebenso die bedeutend vermehrte Zahl der Pfarrkirchen ein weites Feld für die durch religiöse Begeisterung gehobene Opferwilligkeit von arm und reich. Der erhöhte Bedarf an kirchlichem Gerät, an liturgischen Gewändern, an Wandbe-



Ärmeleinfassung der Alba des deutschen Kaiserornats. (Ende des 12. Jahrhunderts.)

* Im Archiv für die Kunstgeschichte Niedersachsens II, Taf. 6 hat Mithoff den Teppich mit Abbildung herausgegeben, hat die Arbeit jedoch in eine viel zu späte Zeit versetzt.

** Zwei Beispiele, im farbigen Faksimile, von Teppichen mit heraldischen Motiven, dem dreizehnten und Anfang des vierzehnten-Jahrhunderts entstammend, giebt Tafel 32 des Heraldischen Abcbuchs von C. Ritter von Mayer.

* F. v. d. Hagen hat in dem Atlas zu seinem „Bildersaal altdeutscher Dichter“ manche Miniaturen der ehemals unter dem Titel „Manessischer Kodex“ berühmten Handschrift durch Stich wiedergegeben.

hängen, Antependien und anderen Erzeugnissen der Textilkunst nahm naturgemäß die Stickerei in vorher kaum geahntem Grade in Anspruch; es galt ja der Ausstattung des Gotteshauses, des von arm und reich gleichmäßig als Heim betrachteten Eigentums, und bei den Aufträgen wurde von den frommen Gebern nicht ängstlich auf die Kosten gesehen, wohl aber auf Schönheit und Reichtum der Ausstattung. Ein Muster der Arbeiten jener Zeit bietet unsere Abbildung S. 560, welche die (größere) Hälfte einer mit bunter Seide auf Leinwand gestickten Altardecke aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts zeigt. In Gemäßheit der damals üblichen Anordnung der typologischen Bilderkreise wächst das Kruzifix hervor aus der Wurzel Jesse, umgeben von kreisförmigen Ornamentranken, welche die sitzenden Figuren der Könige David und Salomo, der Propheten Moses, Elias, Jeremias und Daniel, alle mit Spruchbändern umfassen. Wie diese sechs Medaillons waren weiterhin neun andere durch die vom Kruzifix (als reich sich verästelnder Baum gedacht) ausgehenden Zweige gebildet, sie enthalten Darstellungen aus dem Leben Christi; die heute fehlende Hälfte wird ebensolche Medaillons enthalten haben, vermutlich mit den Antitypen der gegenüberstehenden Darstellungen. Bemerkenswert ist die scheinbar unterlassene Ausführung der Gesichtszüge, wahrscheinlich sind dieselben ursprünglich nur in Malerfarbe angedeutet worden, welche der Zahn der Zeit hat verschwinden lassen. Sehr verständnisvoll sind die Zwischenräume ausgefüllt durch Vögel und andere Tiere, welche, den Bestiarien des Mittelalters entlehnt, eine große Rolle in dessen Ornamentik gespielt haben. Die interessante Altardecke befindet sich im Museum des sächsischen Altertumsvereins zu Dresden.

Unter den beregten Umständen, d. h. der besonders quantitativ bedeutend gesteigerten Nachfrage, konnten die Klöster sich nicht mehr in dem ausschließlichen, nicht einmal bevorzugten Besitze ihrer Kunstthätigkeit behaupten; auch die Stickkunst begann im dreizehnten Jahrhundert zunftmäßig zu werden, gerade wie jener Zeit die eigentliche Malerei betrieben wurde. Von Köln* wissen wir, daß dort eine Innung der Bild- und Wappensticker schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich bildete, welche mit der der Maler verbunden war und eines hohen Ansehens sich erfreute, wie denn Mitglieder dieser Zunft in den Rat der Stadt aufgenommen wurden; nicht selten kam es dort zu bedenklichen Gewaltthätigkeiten von seiten der Innung gegen die Konkurrenz der Klöster. Die bald im ganzen Deutschen Reiche mit besonderen Rechten und Pflichten gebildeten Innungen gewannen schnell immer größere Bedeutung und in sich selbst einen Halt, den vordem die Laienbrüder nur in der Anlehnung an die Klöster hatten finden können. Die zunftmäßige Übung der Stickerei hatte unzweifelhaft eine Steigerung der manuellen Fertigkeit zur Folge; unter den Händen der Frauen und Männer von Beruf schritt im vierzehnten Jahrhundert die Stickkunst über allen Dilettantismus hinaus, im Wetteifer mit der Malerei und unter dem Einfluß derselben ihrem Höhepunkte entgegen.

Freilich ist nicht nach jeder Richtung hin ein unbedingter Fortschritt anzuerkennen. In manchen Fällen bedeutete der Gewinn an technischer Fertigkeit einen Verlust an Schönheit der Gruppierung, an Kraft und richtiger Verteilung des Ornaments, überhaupt aber verlor sich die Großartigkeit und Kühnheit der Komposition, seitdem das einträchtige Zusammenwirken des Gelehrten und des Künstlers aufhörte in dem handwerksmäßigen Betriebe der Kunst. Bei den großartig komponierten Werken der Nadel aus der älteren Zeit, wie sie leider nur noch in sehr geringer Zahl in einzelnen Kirchenschätzen, z. B. in Bamberg, vorliegen, rührten Erfindung und Entwurf offenbar von

* Sehr schätzenswerte Nachweise über das älteste Innungswesen zu Köln hat J. J. Merlo in seinem Quellenwerke „Die Meister der altkölnischen Malerschule“ gegeben.

ganz besonders begabten geistigen Kapacitäten her, die dem Sticker oder der Stickerin entweder nur ratend zur Seite standen oder selbst mit künstlerisch sicherer Hand die Umrisse und Schattierungen auf die Stickleinwand zu zeichnen vermochten. Wir wollen zwar, bei der anerkannten Universalität mittelalterlicher Künstler, nicht die Möglichkeit in Abrede stellen, daß Gewandtheit der Nadelführung, Kunst des Zeichnens und theologische Gelahrtheit in einer einzigen Person sich vereinigen konnten, dürfen aber so eigentümliche Vereinigung doch wohl nur als seltene Ausnahme betrachten.

Für den Verlust an Schönheit des Ornaments in der eigentlich gotischen Periode ist die Stickkunst an sich kaum verantwortlich zu machen, weil überhaupt der Geschmack der ganzen Zeit durch scharfgezackte oder gesucht naturalistisch behandelte Blattformen oder aber durch polygonale Spielereien die markige Modellierung der schönen romanischen Ornamentik ersetzen wollte. Bereits im vierzehnten Jahrhundert begannen in dieser Richtung die gotischen Unarten sich geltend zu machen, um dann im fünfzehnten noch ungebührlicher hervorzutreten. Dadurch verlor aber die Nadelmalerei, als rein ornamentale Kunst betrachtet, viel von ihrem edlen Charakter, wenigstens dort, wo sie nur mit den der vegetabilischen Schöpfung entnommenen Bildungen wirken wollte.

Die spätgotische Ornamentik mit ihrer bis zum Überdruß gesteigerten Fülle polygonaler Muster wird an sich nur ganz besondere Geschmacksrichtungen heute noch zu befriedigen im stande sein. Man kann sich allenfalls an einem Bauwerke dergleichen gefallen lassen, wenn die Spielerei der Steinmetzarbeit nicht so weit ausartet, daß jeder Gedanke an Ruhe und Solidität schwindet; aber an einem textilen Stoffe werden Ornamente geradezu fade oder bedauerlich, wenn sie die Steinmetzarbeiten einfach nachahmen, wie sich solches allerdings mehr in französischen und englischen Stickereien als in deutschen Arbeiten jener Zeit kundgiebt. Unsere Abbildung S. 561, eine gestickte französische Prachtmitra oder Bischofsmütze, deren Original zu Toulouse, darstellend, beweist, daß der Geschmack des fünfzehnten Jahrhunderts sich völlig in den Vorurteilen verirrte, welche die gequälte Zierlichkeit der Architektur schuf, damals, als jedermann sich auszeichnen wollte in nüchternen Experimenten vermittels des Zirkels in Verbindung mit Sternen, Polygonen, Drei-, Vierpaß u. s. w., als jedes Gerät des kirchlichen wie des profanen Gebrauchs ein- und ausspringende Winkel, Fialen, Krabben, Netz- und Maßwerk zeigen sollte. Seitdem der Stoff, aus welchem das Gerät gebildet, völlig ignoriert wurde, ging der gesunde Menschenverstand auf und davon, und die schwülstigen Formen der Bauhütte wurden das Zauberbuch, aus welchem große und kleine Kunst alle Erfindung schöpften.

Unleugbar vervollkommnete sich jedoch die Stickkunst im vierzehnten Jahrhundert, nicht bloß in Hinsicht rein manueller Gewandtheit, sondern in hohem Grade auch in allen den Beziehungen, wo das Figurale in dem Maße zur Hauptsache wurde, daß das rein Ornamentale mehr als Nebenwerk auftrat, zumeist in der Form architektonischer Baldachine oder konstruktiv gebildeter Medaillons, um die sitzenden oder stehenden Figuren einzufassen. Die Hand des gewerbsmäßigen Künstlers bekundete sich in der vollkommneren Zeichnung, in der freien und sicheren Führung des Plattstiches. Kann uns mit den Erzeugnissen des frühen Mittelalters für manche Unbeholfenheit figürlicher Zeichnung nur der liebevolle Fleiß der Ausführung entschädigen, so dürfen wir im vierzehnten Jahrhundert schon einen strengeren Maßstab anlegen. Es schwinden die Härten vor einer weicheren Führung der Linien, wie bei den gleichzeitigen Miniaturen. Die Figuren erhalten mehr Körper, und wenngleich Hände und Füße noch Schwierigkeiten bieten, so verlieren sich doch manche Fehler in der Proportion der Glieder, wie es auch gelingt, in den Ausdruck der Gesichter sogar Charakter, In-

dividualität zu legen. Freilich geriet man auf die nämlichen Abwege wie die große Kunst jener Zeit, d. h. man schuf die bekannten gotischen Figuren: langgezogene, mechanisch hervorgerufene und regelmäßig wiederholte Ornamente, sondern erhebt sich durch künstlerisches Verständnis und Geschicklichkeit der Hand zu einer freien



Leinene Altardecke, mit Seide gestickt. (Ende des 13. Jahrhunderts.)

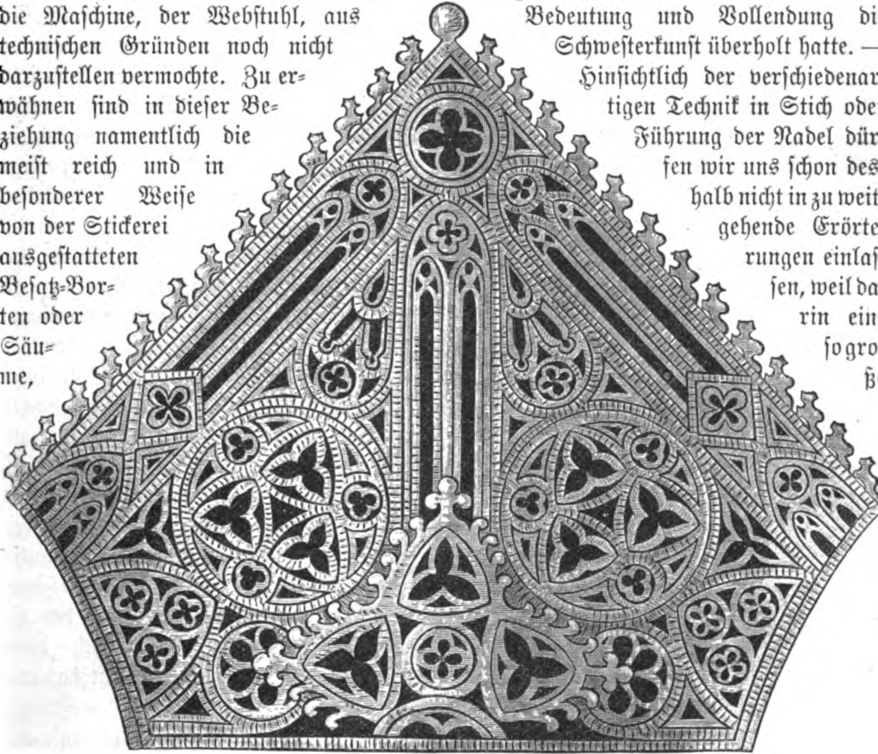
holdlächelnde Heilige mit hoher Stirn und ausgebogener Körperhaltung; gleichwohl versuchte man hier und da, Personen geradezu porträtartig darzustellen, und daß es hinsichtlich der Ähnlichkeit gelang, beweisen Erzählungen aus jener Zeit. Zugleich lernte man durch farbige Modellierung den Höhen und Tiefen mehr Rundung und zartere Übergänge zu geben, während man ehedem die innere Zeichnung, die Bewegung der Falten, die Formen der Glieder mehr in umrißartiger Form bloß durch Linien angegeben hatte.

Durch solche Fortschritte wurde die Stickerei erst zur eigentlichen „Nadelmalerei“, acupictura, welchen Namen man ihr nicht unberechtigterweise gegeben hat.* Sie schafft nicht, wie die Weberei, Kunst, kann, weil ihr Material Falten und Biegungen durchaus zuläßt, zu würdigen Dekorationen auf Gebieten dienen, wohin die eigentliche Malerei wegen der Sprödigkeit ihrer Farben und deren Unterlagen nicht dringen darf. In der That vermag die Nadel mit dem Reichtum glänzend gefärbter Fäden in den zartesten Übergängen zu malen, und das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert haben es darin weit gebracht; ja die manuelle Fertigkeit, die man sich besonders in Darstellung der Inkarnationsteile in feinem Plattstich erwarb, gab manchen den Mut, mit der Miniatur- und Tafelmalerei einen Wettstreit einzugehen, der wirklich blen-

* Laborde sagt treffend in der Revue archéol. VII, 39: „Broder était un art, une branche sérieuse de la peinture. L'aiguille, véritable pinceau, se promenait sur la toile et laissait derrière elle le fil teint, en guise de couleur, produisant une peinture d'un ton soyeux et d'une touche ingénieuse, tableau brillant sans reflet, éclatant sans dureté.“

bende Resultate zuwege brachte. Allein in diesem Kampfe mit der großen Kunst erschienen die Vorboten des Verfalls, zu welchem unausbleiblich die Ausschreitungen in ein Gebiet führen mußten, welches der Pinsel des Malers müheloser und gefälliger zu beleben im stande ist.

Die erste Entwickelung der Kunstwirkerei in Deutschland und den Niederlanden (wenigstens in Wollstoffen, da die Seidenweberei während des Mittelalters auf Italien beschränkt blieb) hat zunächst wohl eher zum Vorteil als zur Beeinträchtigung der Stickerei gedient, weil die beiden Künste längere Zeit gewissermaßen Hand in Hand gingen, in vielen Fällen einander gegenseitig ergänzten, so zwar, daß die Stickerei das mit der Nadel auszuführen oder nachzuholen bestrebt war, was die Maschine, der Webstuhl, aus technischen Gründen noch nicht darzustellen vermochte. Zu erwähnen sind in dieser Beziehung namentlich die meist reich und in besonderer Weise von der Stickerei ausgestatteten Besatz-Borten oder Säume, welche der Webstuhl geliefert. Die größeren und gröberen Arbeiten, wie z. B. die großen Wandteppiche, übernahm in der Hauptsache jetzt die Weberei, um so sorgfältiger konnte sich die Stickerei den feineren Ausführungen auf dem ihr zuständigen künstlerischen Gebiete widmen; hier hat sie denn auch, wie gesagt, Glänzendes geleistet, solange sie ihrer Zwecke sich bewußt blieb und ihren Hilfsmitteln entsprechend verfuhr. Als sie jedoch auf beklagenswerte Abwege geriet, während die Vervollkommnung des Webstuhls der Unterstützung durch die Nadel nicht mehr zu bedürfen glaubte, vielmehr die erstaunliche Ausbildung der Gobelinweberei die Arbeit des Stickers auf mechanischem Wege zu leisten sich bestrebte, da sank überraschend schnell die Kunst der Nadel von der erklommenen Höhe herunter und räumte endlich auf wirklich künstlerischem Gebiete ganz das Feld, nachdem schon vorher die eigentliche Malerei an künstlerischer Bedeutung und Vollendung die Schwesterkunst überholt hatte. — Hinsichtlich der verschiedenartigen Technik in Stich oder Führung der Nadel dürfen wir uns schon deshalb nicht in zu weitgehende Erörterungen einlassen, weil darin eine so große Mannigfaltigkeit herrschte, daß bei den heutigen schwankenden und unbestimmten Ausdrücken eine genaue Bezeichnung aller Arten jener Technik sehr umständlich und



Prachtmitra eines Erzbischofs von Toulouse. (15. Jahrhundert.)

sehr schwierig sein würde. Hervorzuheben ist jedoch, daß in den Zeiten, wo die Stickerei eine Kunst war, der Plattstich die am meisten geübte Technik gewesen ist; ihm schloß sich der Webestich an, welcher das Aussehen eines Gewebes, den Durchschuß des Einschlages durch die Kette, täuschend nachzuahmen weiß, auch die gleich näher zu besprechenden Goldfäden sehr geschickt zu verwerten verstand. Federstich, Flammenstich, Flechtstich sind verschiedene Arten der Plattstickerei. Der Federstich legt die Fäden von einer Mittellinie schräg nach rechts und links; von solcher Form stammt nicht nur seine Benennung, sondern wahrscheinlich auch die mittelalterliche opus plumarium, d. i. Federarbeit, für die Stickerei überhaupt. Der an seinem Aussehen leicht zu erkennende Flechtstich diente zur Herstellung starker Konturen; des Knötchenstiches zur Bildung von Plüsch erwähnen wir nur beiläufig. Der in der Gegenwart so bevorzugte Kreuzstich kam wenig in Betracht, scheint im Mittelalter lediglich bei Kissen, bei Sitz-, Reise- und Buchpolstern verwendet zu sein, daher sein damaliger Name Polsterstich (opus pulvinarium); er mag höchstens für geradlinige Ornamente, aber schwerlich für eigentliche künstlerische Darstellung geeignet sein. Hingegen setzt der Plattstich nicht in der elementaren Weise moderner Tapisserien musivisch zusammen, sondern malt wirklich, weil er die Fäden lang oder kurz über die Fläche hinlegt, die Freiheit der Richtung hat und Fäden einschieben kann, um Mitteltöne und zarte Übergänge zu erzielen; auch bei Aufzeichnung der Konturen ist die Nachbildung in gewissem Sinne eine sehr freie, erfordert Nachdenken und große manuelle Fertigkeit. Schließlich möchte des seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts erscheinenden soliden Tamburettstiches Erwähnung geschehen, der also genannt wurde, weil auf der stark gespannten Leinwand das Durchstoßen der stumpfen, umgebogenen Tamburiernadel einen Ton ähnlich dem auf einem Tamburin erzeugte. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß wohl immer zunächst die Konturen auf die Unterlage hingezeichnet wurden, die Nadel des Bildstickers dann in derben, ziemlich erhaben aufliegenden Flechtstichen die Umrisse nachzog sowie die Hauptlinien der Gewandung ausführte, hierauf die übrigen Partien und Ornamente mit breiten, nebeneinander liegenden Stichen so ausfüllte, daß dadurch die Haupttöne in der Stickerei gebildet wurden. Die Fleischteile hat man immer in unregelmäßigem, meist bewundernswürdig feinem Plattstich ausgeführt.

Bei der großen Prachtentfaltung in der mittelalterlichen Textilkunst spielte naturgemäß die reiche Verwendung der Goldfäden eine hervorragende Rolle. Die letzteren waren durchaus anderer Art als die heute zu ähnlichem Zwecke gebrauchten feinen Drähte,* sie waren vor allen Dingen zarter und viel geringer im Gewichte, versteiften und beschwerten die damit geschmückten Gewänder bei weitem nicht in dem Maße wie die heutigen wuchtigen Goldstickereien. Wahrscheinlich im Inneren Asiens, besonders in Südpersien, angefertigt, gelangten die Goldfäden über Cypern in den abendländischen Handel und verdankten diesem Stapelplatz ihre Bezeichnung als cyprisches Gold, aurum Cyprum. Nach sehr genauen analytischen Untersuchungen ** der Neuzeit wurden diese Fäden dargestellt, indem man Gold (oder Silber) in Blattform auf die angefeuchtete äußerst dünne Haut von Schafs- und Schweinsdärmen oder vom Bauchfelle (peritonæum) des Schlachtviehes legte, diese dann in Streifen von etwa ein Millimeter Breite schnitt und gewöhnlich über eine Seele von Leinen verspann. Das Haften des Metalles auf der tierischen Membrane wird durch deren Gelatinegehalt erklärt, vielleicht hat man

---

* Zwar begann schon Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Italien die Fabrikation von Gold- und Silberdraht, der allmählich das cyprische Gold verdrängte, völlig jedoch erst im Zeitalter der Renaissance und eher beim Weben als beim Sticken. Die Brokate wurden dementsprechend steifer, schwerer und verloren an seinem Glanz.

** Professor Brück in Wien, Dr. v. Miller und Dr. Harz in München.

noch durch Leimzusatz nachgeholfen. Die cyprischen Goldfäden wurden von den Stickern nie durch den Grundstoff hindurchgezogen, sondern auf der Oberfläche, um einen Grund zu bilden, parallel nebeneinandergelegt und in künstlerisch verständnisvoller Weise durch die Überfangstiche so niedergenäht, daß damit gleichzeitig eine mannigfaltige Musterung des Goldgrundes hervorgebracht wurde. Zur Erhöhung der Haltbarkeit ward nicht selten ein eigenes Unterfutter aus starkem Leinen **unter** dem seidenen Grunde durch zahllose Überfangstiche mit den Goldfäden in Verbindung gesetzt, bisweilen gab man ihnen noch einen besonderen Schutz durch eine Art von Polsterung, eine dichte Unterlage von starken Fäden, die mit den Umrissen des gestickten Bildes oder Ornamentes übereinstimmte und diesem dann ein gewisses Relief gab. Die sorgsame Fabrikation der Asiaten* und die mühsame, aber zweckmäßige Verwendung der zarten Riemchen im Abendlande lassen die vielhundertjährigen Goldstickereien des Mittelalters noch heute vielfach in unverminderter Pracht erscheinen.

Einer besonderen Art der Goldfadenverwendung müssen wir noch gedenken, welche brodé à or battu hieß und ihren Ursprung in Arras gefunden hat. Die wegen ihrer Kunstwirkerei hochberühmte Hauptstadt von Französisch-Flandern (Artesien) scheint neben ihren Hautelissenwirkern auch sehr geschickte Bildsticker beherbergt zu haben; man braucht bei den seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts vorkommenden orfroyes d'Arras durchaus nicht etwa bloß an Weberei zu denken, vielmehr an reich durch Stickerei mit Gold und Seide verzierte Stäbe, Borten oder Säume Die Benennung or battu, gehämmertes Gold, ist übrigens inkorrekt, denn man bezeichnete damit eine goldige Unterlage, welche aus ganz dicht nebeneinander liegenden und mit zarter Seide auf Leinwand befestigten cyprischen Goldfäden gebildet war. Mittels transversaler Überfangstiche über je zwei dieser Goldfäden wurde nachgehends die eigentliche Stickerei in feiner Haarseide vorgenommen und so gleichsam auf Goldunterlage die beabsichtigte Zeichnung dargestellt. Da die dicht unterliegenden Goldfäden überall zwischen den farbigen Überfangstichen hervorschimmerten, so erhielten die darüber gestickten Farbentöne etwas vom Lustre des darunter schimmernden Goldes, eine eigentümliche Wirkung, welche sich großer Beliebtheit erfreute und noch im sechzehnten Jahrhundert erstrebt wurde. In Deutschland hat man diese Art der Technik auch wohl Stickerei mit schattiertem Golde genannt.

Auf der Apenninischen Halbinsel hatte die aus Sicilien im dreizehnten Jahrhundert importierte Kunst der Seidenweberei die des Stickens völlig in den Hintergrund gedrängt; später hat die massenhafte Anfertigung von Wand- und Tafelbildern keinen sonderlichen Geschmack an der Nadelmalerei dort finden lassen; kurz, Italien ist in dieser Kunst im Mittelalter auffallend zurückgeblieben, und erst in der Renaissanceperiode ward, wenigstens zu Venedig, Erhebliches in dieser Richtung geleistet. Um so glänzender entfaltete sich die Nadelmalerei diesseit der Alpen, besonders in Deutschland und den Niederlanden, wo sie an die Hauptstätten der Malerei sich anlehnte und mit dieser emporwuchs. So stand sie im vierzehnten Jahrhundert in engster Beziehung mit den Malerschulen zu Köln und zu Prag, im fünfzehnten mit der niederländisch-burgundischen Schule, oder überall da, wo ein glänzendes Patronat den Wetteifer anspornte und mit dem Lohne nicht kargte, ob es sich nun um den Schmuck der Kirche oder um Verherrlichung weltlichen Prunkes handelte. An die Namen Kaiser Karls IV., der burgundischen Herzöge Philipp und Karl knüpfen sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der großen wie der kleinen Kunst.

* Die bislang noch unerforschte Bereitung des auf der Membrane liegenden **feinen** Goldes verlieh einen vornehmen und milden Glanz, der wesentlich von dem messingenen Flitterglanz moderner Goldfäden absticht.

Mit den zwei Abbildungen auf S. 564 und 565 und der Abbildung zwischen S. 568 u. 569 sind wir in der Lage, zwei Prachtwerke deutscher Nadelmalerei des vierzehnten Jahrhunderts vorzuführen; beide zeigen alle Vorzüge beziehungsweise der Schule von Köln und der von Prag, können im Entwurf nur von der Hand eines großen Künstlers stammen, welche mit festen Zügen die Umrisse gezogen hat. Kaum minder groß erscheint jedoch die Kunstfertigkeit der Hand, welche die Nadel im feinsten Plattstich wie der geschickteste Miniaturmaler den Pinsel zu führen verstand. Bringt die erste Arbeit, aus dem Anfange genannten Jahrhunderts, die charakteristische reiche Verzierung der Aurifrisien mit den in Medaillons eingeschlossenen Halbfiguren, so zeigt die andere, aus dem Ende desselben Jahrhunderts, die ebenfalls für die Zeit charakteristische Aufstellung der Figuren unter gotischen Bögen oder Baldachinen.

Die prachtvolle Kaiserdalmatik, welche sich unter den Krönungs-Insignien des Deutschen Reichs ehemals zu Nürnberg (seit 1818 in Wien) befand, ist höchst wahrscheinlich gefertigt für Ludwigs des Bayern Krönung zu Aachen 1314. Ludwig bedurfte eines eigens zu beschaffenden Ornates, weil die eigentlichen älteren Reichsinsignien jener Zeit noch im Besitze seines Gegenkaisers, Friedrichs von Österreich, sich befanden. Diesen älteren Insignien ist die Dalmatik nachgehends einverleibt und erscheint mit ihnen bereits in dem durch Kaiser Karl IV. aufgestellten Inventar Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Sie besteht aus einem orientalischen braunroten Purpurgewebe, dessen Musterung in etwas dunklerem Tone vom glatten, satinierten Grunde sich abhebt. Belebt ist die große Fläche in gleichmäßigen Abständen durch aufgenähte Rundschildchen, deren Befestigungsstiche am Rande mit grünen, blauen oder violetten Kreisen verdeckt sind. Auf dem festen Leinenstoff, der zunächst einen Goldgrund mittels cyprischer Goldfäden und eine abwechselnde Musterung durch die Überfangstiche erhielt, sind alsdann heraldische (deutsche) Adler in schwarzer gedrehter Seide gestickt, die Augen derselben von kleinen Edelsteinen gebildet, welche mit Goldfäden umfaßt wurden.



Deutsche Kaiserdalmatik. (Anfang des 14. Jahrhunderts.)

Nicht bloß die Säume oben und unten, wie an den Ärmeln, sondern auch die ansteigenden Hüfteneinschnitte an beiden Seiten und der Ansatz der Ärmel sind

mit dreizehn Centimeter breiten gestickten Aurifrisien besetzt, welche in gleichmäßigen Abständen Medaillons in frühgotischer Form (sogenanntes Osterei) zeigen. Der Grund ist ganz durch doppelt nebeneinander gelegte cyprische Goldfäden hergestellt und durch deren Überfangstiche zierlich und in der mannigfaltigsten Weise gemustert. Gefälliges Pflanzenornament, das sich in reiches Blattwerk verästelt, mit roter und blauer Seide gestickt, füllt die Zwischenräume der Medaillons. Auf dem gemusterten Goldgrunde der letzteren erheben sich im feinsten Plattstich mit vielfarbiger Seide porträtartig gehaltene Halbfiguren von Kaisern, Königen und Königinnen, lebensvoll und bewegt dargestellt und ebenbürtig den Schöpfungen hervorragender Miniaturmaler des vierzehnten Jahrhunderts. Fern von aller Manieriertheit und eckiger Behandlungsweise, offenbart sich hier eine freie Benutzung naturalistischer Motive, die noch nicht an dem Stilzwang und der naturalistischen Entartung der späten Gotik leidet.



Saum der deutschen Kaiserdalmatik.

Das dreieinhalb Meter breite und ein Meter hohe Original der Abbild. zwischen S. 568 u. 569, das sich vor fünfzig Jahren noch unter einer anderen Bekleidung auf dem Altare der Stadtkirche zu Pirna in Sachsen befunden haben soll, bildet jetzt ein berühmtes Zierstück des Altertumsmuseums zu Dresden. Es ist mehrfach sehr oberflächlich beschrieben und zwar konsequent als Antependium, ohne zu bedenken, ob es überhaupt in einer kleineren Stadt- oder Klosterkirche eine mensa Domini von dreieinhalb Meter vorderer Breite geben kann. Wir haben vermutlich in der schönen Stickerei einen Wandbehang, etwa ein Rücklaken im Chor (velum dorsale) zu sehen, das vielleicht bei der Reformation aus dem Dominikanerkloster zu Pirna in die dort eben neu erbaute Stadtkirche gelangt ist, denn der Stifter des Teppichs gehörte dem Dominikanerorden an. Von dem Mittelbilde, Krönung der heiligen Jungfrau durch den Erlöser, ist 1852 ein gelungener Stich durch W. Overbeck gefertigt, seitdem ist dieses Mittelbild mehrfach reproduziert worden, von dem Ganzen erscheint in Deutschland hier zum erstenmal eine genaue und deutliche Abbildung.*

In der schon berührten charakteristischen Anordnung, das heißt unter reichen gotischen Baldachinen, finden wir rechts und links vom Mittelbilde je fünf Heilige, stehend und in ganzer Figur. Vom Er-

* Die Grotesche Verlagsbuchhandlung in Berlin hatte die Veröffentlichung des Teppichs durch Lichtdruck in Vorbereitung, als der vorliegende Aufsatz geschrieben wurde; inzwischen ist dieser Lichtdruck als Beilage zu dem in genanntem Verlage in Lieferungen erscheinenden Prachtwerke „Geschichte der deutschen Kunst“ erschienen.

löser ausgehend zur rechten Seite desselben die drei Apostel Johannes, Petrus, Andreas, dann der heilige Nikolaus von Bari, in seiner Tracht als Bischof von Myra, endlich in kriegerischer Rüstung der heilige Herzog Wenzel, Patron des Erzstiftes Prag und Landespatron von Böhmen; zur linken Seite des Erlösers Johannes der Täufer in der üblichen Weise mit dem Gotteslamm, dann die Apostel Paulus und Thomas, hierauf ein heiliger Papst, unzweifelhaft Gregor der Große, doctor et columna Ecclesiæ, endlich der heilige Donat Martyr in altchristlicher Diakonentracht, wie er bis zum fünfzehnten Jahrhundert gewöhnlich dargestellt wurde.

In den erstgenannten fünf Figuren hat der Stifter die jener Zeit im Bistum Meißen angesehensten Heiligen vor Augen führen wollen. Johannes der Evangelist, der vornehmere der beiden Patrone der Kathedrale selbst, Petrus, Patron des ersten Kollegiatstiftes zu Budissin, Andreas, dem 1269 eine besondere Kapelle am Dom zu Meißen gebaut, während gleichzeitig die allgemeine Feier seines Festes (30. November) in der Diöcese durch Bischof Withego I. angeordnet wurde. Hierauf folgt der heilige Nikolaus, der Namenspatron des Stifters, Nikolaus I., Bischof von Meißen 1379 bis 1392, aus der böhmisch-österreichischen Familie v. Vollkrahen, endlich der heilige Wenzel als Repräsentant des Erzstiftes Prag, dem der Bischof von Meißen eine Zeit lang auf Betrieb Kaiser Karls IV., zuwider älteren Bestimmungen, als Suffragan untergeordnet war. Auf der anderen Seite hat Bischof Nikolaus gewissermaßen sein curriculum vitæ, seinen amtlichen Lebenslauf, in Bilderschrift gegeben, nämlich Prior des Dominikanerklosters St. Pauli zu Leipzig (Apostel Paulus), 1376 Dechant des Domstiftes zu Meißen (heil. Donat), 1377 Bischof von Lübeck (Johannes der Täufer), 1379 päpstlicher Obersteuereinnehmer oder nuntius Apostolicæ sedis (heil. Gregor). Ob Nikolaus während seines Priorats zu Leipzig in näherer Beziehung zu dem dortigen Thomaskloster gestanden, ist nicht nachweisbar; dunkel bleibt jedenfalls die Verbindung der Figur des Apostels Thomas mit dem vor Erhebung auf den Meißner Stuhl nicht hinreichend genau bekannten Lebenslauf des Bischofs Nikolaus. Sein Wappen, welches man früher, verleitet durch fehlerhaften Schnitt seines Siegelstempels, für eine geflügelte Schere hielt, findet sich auf dem Teppich in den oberen Bogenzwickeln des Mittelbildes.* An der oberen und den beiden seitlichen Einfassungen sind innerhalb des gotischen, vortrefflich ausgeführten Blätterornaments kleine Medaillons angebracht mit Brustbildern von Heiligen, die wegen starker Beschädigung oder völliger Entfernung der Seidenfäden sehr schwer, zum Teil gar nicht mehr erkenntlich sind; in den noch wahrnehmbaren Umrissen treten uns mehrere aus Mönchsorden hervorgegangene Heilige entgegen, unter anderen der Stifter des Dominikanerordens und der demselben Orden angehörende Petrus Martyr. Wir erwähnten bereits, daß der bischöfliche Stifter des Teppichs ebenfalls Dominikaner gewesen ist.

Der Zahn der Zeit, ein Begriff, der in der Regel mit demjenigen menschlicher Habgier oder Zerstörungswut sich deckt, hat die vielen kleinen Edelsteine, welche einst sämtliche Nimben der zwölf großen Figuren einfaßten, entfernt, ebenso ist die Füllung durch cyprisches Gold verschwunden, welche einst die Figuren auf dem mannigfaltigst gemusterten Grunde klarer und feierlicher hervortreten machte; nur wenige noch erhaltene Fragmente der Goldfäden lassen die einstige Pracht des Gesamteindrucks ahnen. Leider fehlt hier der genügende Raum, um auf die Details dieses Meisterwerkes mittelalterlicher Nadelmalerei einzugehen, das offenbar nach dem Entwurf eines Prager Meisters in einem meißnischen Kloster, vielleicht Riesa oder Seußlitz, im vorletzten De-

* Johann Sibmachers „New Wapenbuch“ 1605 giebt das Wappen unter „Österreichische“ Tafel 38.

cennium des vierzehnten Jahrhunderts gefertigt sein dürfte, vielleicht kurz nachdem Erzbischof Johann von Prag in seinem Umlaufsschreiben für die Diöcesen Meißen, Regensburg, Bamberg den erneuten Befehl erlassen, das festum gloriosissimi Ducis et martyris Wenceslavi in der vorgeschriebenen Weise zu begehen und streng auf die gehörige Beachtung desselben durch Geistlichkeit und Volk zu halten.* Abgesehen von dem großen künstlerischen Wert des Teppichs bildet derselbe eine höchst beachtenswerte Illustration, eine wichtige Urkunde zur meißnisch-böhmischen Geschichte.

Den Gipfelpunkt aller Leistungen der Nadelmalerei im fünfzehnten Jahrhundert bilden die sogenannten Toison d'or-Gewänder, ein Ornat, welchen Herzog Philipp von Burgund gegen 1450 fertigen ließ zu der kirchlichen Feier großer Kapitel des Ordens vom goldenen Vließ. Ein Teil davon ist mit der burgundischen Beute nach Bern gelangt, das meiste befindet sich jetzt in Wien (Ambraser Sammlung), aus der Erbschaft Kaiser Maximilians stammend. In der Stickerei dieser Gewänder ist ein Beispiel von so großartiger Schönheit** und zugleich Vollkommenheit der Technik erhalten, daß in der That dem ähnliches nicht aufzuweisen ist; man versteht bei der eingehenden Musterung, daß die Stickkunst um Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf einer Höhe angelangt war, da ihr alles möglich schien, wo sie glaubte, die Malerei übertreffen, ja thörichterweise selbst mit der Plastik wetteifern zu können. Wirklich haben hier und da die schimmernde Seide und das cyprische Gold Effekte zu erzielen gewußt, welche der Maler auf Holz oder Pergament zu erreichen vergeblich sich bemühte.

* Vergl. Cod. dipl. Sax. Reg. II, 2, p. 190.

** „Der über die ganze Fläche ausgegossene goldige und doch milde Glanz, der alle die verschiedenen leuchtenden Farben monochromisch, das heißt durch einen gemeinsamen Ton zusammenband, vereinigt dadurch gewissermaßen die Pracht des Brokats mit der stillen und warmen Harmonie indischer Farbenkomposition," sagt J. v. Falke über den Gesamteindruck, den die herrliche, großenteils à or battu ausgeführte Stickerei auf den Beschauer macht.

Aber die schöne Stickkunst geriet auf immer bedenklichere Abwege, die unausbleiblich zum schnellen Verfall führen mußten, weil sie vergaß, daß ihr Gebiet von den Eigenschaften des textilen Stoffes begrenzt wird, der sich schmiegt, biegt und faltet; ein Gebiet, auf das wieder die eigentliche Malerei der Schwesterkunst nicht folgen kann und darf.

Der von der Gotik nur allzuschnell angenommene Charakter schwülstiger Überladung ließ auch die Nadelmalerei zur Steigerung des Effektes nach Hilfstruppen sich umsehen, welche sie außerhalb der Sphäre ihres eigentlichen Handwerksmaterials suchte, aber es gelang ihr nicht, die aus solcher Allianz erwachsenden Klippen der Unzweckmäßigkeit und Unsolidität zu umgehen, sie mußte daran scheitern. Wenn ihre ehemalige Lehrerin, die orientalische Stickerei, mit Reihen von echten Perlen Ornamente, seltener Figuren, nur umzog und damit schimmernde Konturen bildete, wenn sie in sehr diskreter Weise kleine Plättchen mit Schmelzwerk zur Erhöhung der Pracht an gewissen Stellen, z. B. den Saumeinfassungen, hinzufügte, wie unsere Abbildungen S. 556 und 565 es zeigen, so griff bei der abendländischen Stickerei die Verbindung zweier in ihren technischen Eigenschaften durchaus nicht zusammenpassender Stoffe in ungehöriger Weise um sich. Schon im dreizehnten Jahrhundert hatte die Anwendung von Perlen und Korallen begonnen (bisweilen auf einer Unterlage von Leinen mit Pergament), auch feine frei aufliegende Häkel- oder Klöppelarbeit in Verbindung mit gesticktem Ornament war schon früher vorgekommen, und man kann dergleichen allenfalls gelten lassen; aber als geradezu geschmacklos müssen wir die Bedeckung ganzer Flächen mit dem wertlosen Material farbiger Glasperlen bezeichnen. Die aufgenähten Medaillons in getriebenem Silberblech, Flittern, Metallblumen, oder sonstiger, im flachen Relief gehaltener metallischer Ersatz der Nadelarbeit können nur als versteifende und beschwerende Beigaben an-

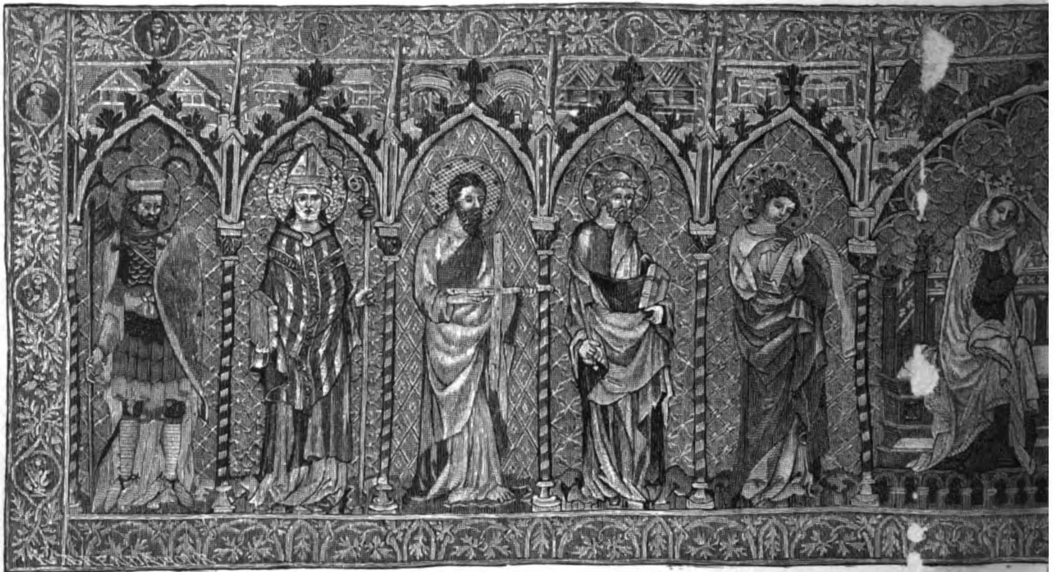
gesehen werden, welche die Biegsamkeit des Gewebes hindern und störend die Linien der Falten brechen. Die metallenen Anhängsel, ebenso die monilia und rotelli, häufig mit Edelsteinschmuck,* konnten nicht von der Seide oder Leinwand allein genügend festgehalten werden, sie bedurften einer Unterlage von Karton



Bischöflich meißnische Prachtmitra. (15. Jahrhdt.)

oder starker Steifleinwand, um dennoch nach kurzem Gebrauch sich zu lösen und verloren zu gehen, wenn man nicht ohne Unterlaß auf jedes einzelne ein peinliches Augenmerk richten konnte. Daher die in jedem kirchlichen Schatzverzeichnisse bei fast jedem also verzierten Gegenstande wiederholte Bemerkung: „Es fehlen so und so viele monilia oder rotelli, so und so viele Perlen und Steine.“ Überdies bildeten die auf einer Fläche angebrachten metallenen Scheiben, mochten sie auch zierlich und durchbrochen ausgeführt sein, eine unwürdige Täuschung des Auges und standen in zu schroffem Widerspruch mit der nachgebenden und wenig widerstandsfähigen textilen Unterlage. Dergleichen Ungehörigkeiten, die sich bis auf getriebene Metallbleche mit ganzen figürlichen Scenen erstreckten, scheinen vorzugsweise in England heimisch gewesen zu sein, man nannte solche Applikationen deshalb auch ouvraige d'Angleterre, opus anglicanum. Durch gewisse Erfolge im kleineren Maßstabe geblendet, ging die Stickerei in thörichter Überschätzung ihrer Leistungsfähigkeit so weit, das Gebiet der Plastik zu betreten; wahrscheinlich haben die mit den erhöhten Goldstickereien erzielten plastischen Effekte zuerst auf die bedenklichen Abwege geführt, die mit dem Material des Stickers im Widerspruch stehen. Die nach dem eigentlichen Hautrelief drängenden Bestrebungen zeigen sich in ihren Anfängen bereits am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, als man begann, ganze figürliche Scenen in orientalischen oder gar in wertlosen farbigen Schmelzperlen zu sticken. Im fünfzehnten Jahrhundert ging man weiter. Zur Erhöhung des Reliefs stellte man zunächst mehrere kreuzweis aufgenähte Lagen von Zwirn her, welche mit Stäbchen von Buchs oder Elfenbein, einem ébauchoir, dichter oder lockerer, runder oder flacher zugerichtet wurden; auf dieser förmlich modellierten Unterlage ward dann die Stickerei ausgeführt. Allein damit begnügte man sich nicht. Man legte auf Leinwand sogenannte Masken oder starke dichte Unterlagen, welche entweder aus einem in der Form der darzustellenden Figur bearbeiteten Stücke Holz oder aus einer in feuchtem weißem Tuch modellier-

* Unter rotelli verstand man rad-, stern- oder blattförmige, mehr oder minder geschweifte, überhaupt dekorativ behandelte Scheiben aus Goldblech oder vergoldetem Silberblech; monile bezeichnet zwar häufig dasselbe wie rotellus, jedoch verband man in der Regel damit den Begriff dekorativer Zusammenstellung von Perlen und Edelsteinen in metallener Fassung.



Ill. D. Monatshefte.

Wandbehang (velum dorsa

Stickerei aus dem End



Januar 1889.

e) aus der Kirche zu Pirna.
des 14. Jahrhunderts.

ten Polsterung bestanden; diese Unterlagen wurden zunächst mit in dünnem Leim aufgeweichtem Karton, sodann mit Taffet überzogen, und endlich über dieses, relief satiné genannte Ganze die Stiche mit Seide und Goldfäden hinweggeführt, eine beklagenswert mühselige Arbeit.

In die Kategorie dieser, zum mindesten als höchst unzweckmäßig zu bezeichnenden Ausschreitungen gehörten auch die mit Hilfe von Kleister oder Leim modellierten naturalistischen Blätter, die als erhaben aufliegendes Laubgewinde auf Gewändern befestigt wurden. So künstliches, aber nicht mehr künstlerisches Verfahren ließ die edle Stickkunst in kleinliche Spielerei ausarten, welche eine ungebührliche Beschwerung der damit ausgestatteten Gewänder hervorrief, alle Bewegung hemmte und die Schönheit des Faltenwurfs empfindlich beeinträchtigte, zugleich jedoch eine immerwährende peinliche Sorgfalt in der Behütung vor Beschädigung oder Verlust der Einzelteile erforderte. Gerade in seiner Amtstracht hatte aber der celebrierende Priester, bei der Krönung der Consecrandus und bei ähnlichen Feierlichkeiten der Träger des Feierkleides durchaus andere und wichtigere Sachen zu beachten als die Sorgfalt in der Beobachtung seines Gewandes.

Als Muster der am Ausgange des Mittelalters, Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von der Stickkunst auf Kosten strenger Schönheit und vor allem auf Kosten aller Zweckmäßigkeit gesuchten Pracht dient die in den Abbildungen S. 568 (Rückschild mit Infeln) und auf dieser Seite (Stirnschild) wiedergegebene Mitra der Bischöfe von Meißen, jetzt im historischen Museum Johanneum zu Dresden befindlich. Die Seide spielt hier eine untergeordnete Rolle, der Nadelkünstler hat fast nur mit Gold und orientalischen Perlen gemalt, sodann aber mit dem Juwelier sich verbündet, um den Prunk auf das größtmögliche zu steigern; daneben hat er durch plastische Künste den Effekt seiner figuralen Darstellungen zu heben gesucht. Können wir den schwer wiegenden Vorwurf der Unzweckmäßigkeit und Unbequemlichkeit einer neununddreißig Centimeter hohen und beinahe fünf Pfund schweren Kopfbedeckung vorübergehend ignorieren, das Ding mehr als prangendes Kabinettstück im Schatze des Domes auffassen, so müssen wir allerdings die



Stirnschild der bischöflich meißnischen Prachtmitra.

mit großem Prunk verbundene Kunstfertigkeit anerkennen.

Wir wollen nicht bei der verschwenderischen Fülle der Perlen und Metallflittern verweilen und nur beiläufig auf die achtundzwanzig großen monilia mit je fünf in Kasten gefaßten Edelsteinen und vier größeren Perlen hinweisen, um lediglich einen Blick auf die beiden stark reliefierten figuralen Darstellungen zu werfen, welche der aufsteigende Stab (titulus) auf jedem Schilde in zwei zusammengehörige Hälften teilt. Auf dem Stirnschilde gewahren wir die Verkündigung des Erzengels Gabriel an die heilige Jungfrau, auf dem Rückschild die in der Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts ungemein häufig wiederholte Darstellung, welche sich auf eine Stelle im kirchlichen Officium B. M. V.: Quem genuit adoravit (den sie gebar, betet sie an) bezieht.

Der Fußboden ist in beiden Bildern perspektivisch und schachbrettartig in Perlen, Gold und dunkelblauer Seide ausgeführt. Das Unterkleid hat man bei allen vier Personen vermittels Goldfäden gestickt, überdies bei der heiligen Jung-

frau in der Verkündigungsscene sehr zierlich mit dunkelgrüner Seide gemustert. Bei den faltenreichen Oberkleidern oder Mänteln fällt am meisten der nur durch die Modellierung der Unterlage hervorgebrachte, übrigens verständnisvolle Faltenwurf auf; hier sind lediglich kleine orientalische Perlen zu dem Besticken verwendet, man sieht die Leinwand des Grundes durchblicken. Im übrigen springt die starke Polsterung der Unterlage noch besonders bei den Köpfen ins Auge. Die Fleischteile sind über die Polsterung in geradezu bewunderungswürdiger Feinheit mit Seide gestickt, man hat nicht ohne Erfolg sich bemüht, Ausdruck in die winzigen Physiognomien zu legen. Die Haare sind in Goldfäden mit etwas seidener Schattierung ausgeführt, auch die in Perlen ausgeführten großen Flügel des Erzengels haben eine Schattierung in dunkelblauer Seide erhalten. Der obere Teil des ganz goldigen Hintergrundes auf beiden Bildern trägt eine geschmacklose flitterhafte Verzierung, indem an kleinen, unten festgenähten Stengeln sich frei an Ringelchen kleine, löffelförmig gestaltete Flittern bewegen, welche in fortwährender Vibration sich befinden mußten, wenn die Mitra auf dem Haupte des Bischofs ruhte.

Wo dieses trotz allen Geflitters in seiner Gesamtform imponierende und in seinen Details bewundernswerte Werk der Stickkunst entstanden sein mag, darüber fehlt vor der Hand noch jeder Anhalt. Neben der gewandten Komposition lassen die virtuose Führung der Nadel und die sonstigen Raffinements der Technik die Hand beziehungsweise mehrere Hände berufsmäßiger Sticker annehmen, aber absolut notwendig wäre solche Annahme nicht. Wir müssen gerade in dieser Beziehung der Auffassung entgegentreten, als ob seit dem zunftmäßigen Betriebe der Stickkunst diese in den Kreisen der Damenwelt des Mittelalters oder überhaupt als häusliche Privatbeschäftigung aufgehört haben könnte. Man dürfte eher eine Steigerung des Interesses seit jener Zeit erkennen.

Auch während ihrer eigentlichen Blütezeit, also im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, blieb die Nadelmalerei eine bei hoch und niedrig im Kreise der Frauen und Jungfrauen Deutschlands bevorzugte Kunst. Sie war hoffähig im eminentesten Sinne, wir wissen sogar, daß Kaiserinnen und Fürstinnen an ihrem Hofe förmliche Ateliers eingerichtet hatten, wo sie mit ihren Edeldamen prächtige Arbeiten mit der Nadel zu fertigen pflegten; ähnlich, wenn schon im einfacheren Maßstabe, ging es zu in den bürgerlichen Häusern der Städte. Jene Zeit bot ja nicht so unendlich viele zerstreuende und abspannende Unterhaltungen, solche Massen zeittötender Lektüre wie die geräuschvolle atemlose Gegenwart. Vor allem war man verschont von der Pein des musikalischen Dilettantismus, und so blieb manche Stunde dazu geeignet, mit ebenso schönen wie gehaltvollen Arbeiten ausgefüllt zu werden, Arbeiten, zur Ehre Gottes in seinen Tempel bestimmt, oder zum Schmucke des eigenen Heims, zur Zier der eigenen Kleidung.

Kann es doch kaum etwas Anmutigeres, für das Auge mehr Fesselndes geben als die künstlerische Leistung der von schöner Hand geführten Nadel! Freilich muß es sich um künstlerische, nicht um bloß künstliche Leistung oder bloße Geduldsproben handeln, denn schwerlich kann ästhetische Empfindung befriedigt werden bei dem tändelnden Zeitvertreib der Gegenwart. Elende Tapisserien in Kreuzstich, die noch bedauerlicheren Arbeiten in Schmelz und Glasperlen, die sogenannten Lumpenbilder und ähnliche unschöne Flitterwerke in der unsolidesten Technik, sie können wahrlich Herz und Sinn nicht erfreuen, sondern beleidigen das Auge und lassen die bei ihnen vergeudete Zeit beklagen.



Zur Aufhellung unserer Kulturgeschichte
im frühen Mittelalter.

Von

Franz v. Löher.

Die allgemeinen Grundzüge kulturhistorischer Entwickelung sind leicht gezeichnet. Gleich Höhenzügen wallen sie daher und setzen, schon von weitem erkennbar, sich durch die Folgereihe der Ereignisse fort. Dabei giebt es aber zahllose kleine Einzeldinge, die erst einen tieferen Blick in das Leben und Wirken eines Volkes in der Vergangenheit eröffnen. Um uns darüber zu unterrichten, haben wir die Geschichts-, Rechts- und Dichterwerke jener Zeit zu sammeln und aufmerksam darin zu lesen, was darin ein Menschenalter nach dem anderen an Schilderungen und gelegentlichen Anmerkungen über das tägliche Leben zerstreut worden. Die gesammelten Bruchstücke bringt man alsdann in die richtige Zeitfolge, vergleicht sie untereinander und mit den geschichtlichen Ereignissen, sowie mit dem Charakter und Gesamtinhalt des Denkens und Meinens, wie es ein Menschenalter nach dem anderen erfüllte. Stets ist aber daneben zu halten die Ausbeute der zweiten Art, nämlich alles, was sich an Tracht, Sitten und Gebräuchen, Geräten und Hauseinrichtung abgebildet vorfindet, sei es in Gemälden, Miniaturen und Zeichnungen, oder auf Teppichen, an Geschirren und Vasen, vorausgesetzt, daß die Abbildungen wirklich aus der Zeit, um welche es sich handelt, unverfälscht auf uns gekommen sind. Das dritte Belehrungsmittel sind die großen und kleinen Bauten und Bildsäulen, sowie die Schmucksachen, Haus-, Kirchen-, Tafel- und Reitgerätschaften und Gewandstoffe, die sich erhalten haben. Die litterarische Wissensquelle ist die reichlichste, die künstlerische die anmutigste, die dritte die vorzüglichste.

1. Verständnis der Einzelheiten.

Erst bei sorgfältiger längerer Betrachtung und Verkettung all dieser Denkmäler und Zeugnisse läßt sich ein kulturgeschichtliches Gewebe herstellen, das in der Hauptsache von den richtigen Leitfäden getragen und im kleinen Gespinst dem Zeitalter, auf welches es ankommt, nicht ganz unähnlich sein wird. Für deutsche Kulturgeschichte ist dabei von wesentlicher Bedeutung, ob etwas in älterer Zeit gleichsam als rohes Bruchstück erwähnt ist, was wir ein und das andere Jahrhundert später ausgebildeter und geschmückter wieder vorfinden. Prüfstein des Echten ist eben die lange Dauer. Denn Völker von starkknochigem Bau des Geistes wie des Körpers halten alles, was zu ihrer Eigentümlichkeit gehört, mit ungemeiner Zähigkeit fest, und was sie von anderen Völkern annehmen, muß sich dem nationalen Wesen einschmiegen und anformen, oder es fällt wieder ab, ohne Wurzel zu schlagen. So sammelt die Kulturgeschichte aus den verschiedenen Gebieten — dem

des Staats und Rechts — der Religion und Kirche — der Sprache und Litteratur — der Volkswirtschaft und Jahresfeste — die wesentlichsten Erscheinungen, jedoch keineswegs, um das alles nach der Breite darzulegen, sondern um den inneren Zusammenhang, die Art und Weise des Fortschritts oder Rückgangs, vor allem um die Ursachen von dem allen zu erkennen. Aus dem Ganzen entsprießt und erklärt sich das Einzelne, und jedes Einzelne trägt wieder bei zur Ergänzung und Berichtigung des Gesamtbildes.

Erst dann, wenn solchergestalt eine wahrhafte Kulturgeschichte zur Kenntnis der staatlichen und kriegerischen Ereignisse ausgiebig hinzutritt, wenn in ihr die politische Geschichte gleichwie in weichen, fruchtbaren Grund und Boden sich einbettet, erst dann dürfen wir sagen, daß wir jene glänzendste Zeit unseres Volkes kennen — jene Epoche, deren Zeitdauer, wenn einer der Kaiser von Heinrich I. bis auf Konrad IV. zwei Jahre weniger regiert hätte, man durch die dreimal hintereinander gesetzte Ziffer 3 ausdrücken würde.

Auf vorliegenden Blättern kann freilich nur erst eine dürftige Andeutung versucht werden. Es gehören noch zahllose Einzelforschungen dazu, bis der Meister kommt, der es verstehen wird, die sämtlichen Ergebnisse zu einem einzigen lebensvollen, ebenso harmonischen als vollwahren Geschichtsbilde zu gestalten.

Beginnen wir also damit, die Volksklassen in ihren äußeren Umrissen, wie in ihrer Wohnweise, ihren politischen Bestrebungen und in ihren Trachten uns vorzuführen. Sodann treten wir in die Wohnungen hinein und lernen die innere Einrichtung und Ausstattung kennen. Dabei werden wir inne, wie die Leute gegeneinander sich benehmen, wie Ehegatten, Kinder, Verwandte zusammen leben. Verfolgen wir alsdann, was sie arbeiten und sonst täglich thun und treiben, so entfaltet sich deutlicher die Verschiedenheit der Stände auf der einen, das Getriebe der Volkswirtschaft auf der anderen Seite.

Bei der Beobachtung des äußeren Lebens enthüllt sich auch mehr und mehr in vielen Einzeldingen das innere Leben: das religiöse Bedürfnis — der künstlerische Trieb — das litterarische und wissenschaftliche Streben — das politische und rechtliche Denken. Erhöbe sich dann von dem, was sich hauptsächlich daraus gestaltete, in unserer Vorstellung das richtige Bild, eröffnete sich ein Blick in das innere Gefüge, wie sich das eine an das andere kettete, das eine das andere weiter bildete — und könnten wir ermessen, was die Grundursachen all dieses Werdens und Geschehens gewesen, so ständen wir nicht mehr so fern einem wahrhaft kulturgeschichtlichen Verständnis des frühen Mittelalters.

2. Eine dunkle Epoche.

Nach der Frage, was an Erkenntnismitteln vorhanden ist, kommt die zweite, welchen Wert sie haben. Sind uns wirklich genau und vollständig, echt und unverfälscht die kulturgeschichtlichen Dinge in der großen Kaiserzeit berichtet? Fließen die Geschichtsquellen so breit und helle, daß man der Zeiten Spiegelbild darin deutlich verfolgen kann?

Offenbar ist das Rittertum, neben der Leistung der Geistlichen und Mönche, für die Zeit von der Mitte des neunten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Hauptsache: gleichwohl erscheint es auf den Denkmälern nur schwächlich ausgeprägt. Greifen wir ein hervorstechendes Beispiel heraus an den wunderlichen hochragenden Figuren von Gehörn und Geäste, von Tieren und Menschen auf den Ritterhelmen, den sogenannten Helmkleinodien. Die neueren Heraldiker nehmen an, die Helmzierde sei allmählich im dreizehnten Jahrhundert entstanden. Anfänglich habe man ein Wappenbild auf dem Helm nur gezeichnet, dann den Helm mit den Schildfarben angestrichen, zuletzt sei das Kleinod oben auf den Helm gesetzt. Das gar zu Unbefriedigende dieser Erklärung leuchtet ein. Denn erstens sind die Beispiele, wo an den Helmen sich

Wappenzeichen finden lassen, sehr selten; zweitens sind Farben und Figuren vom Schilde noch keine Helmkleinode; und drittens ist vom bloßen Anmalen des Helms bis zum Aufrichten des hohen plastischen Kleinods ein Sprung, der groß und unvermittelt auftritt.

Die Thatsache besteht einmal, daß die Helmkleinode im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts bei den Dichtern als allbekannt und seit der Mitte dieses Jahrhunderts auch in Bildwerken vielfach erscheinen, und zwar gleich voll und fertig in ragender Größe und seltsamen Gestalten. Diese Thatsache macht auch jede Erklärung unmöglich, welche dahin geht, die Helmzierden hätten ihren Ursprung der Phantasie des Künstlers verdankt und seien erst durch sie nach und nach und vereinzelt in wirklichen Gebrauch gekommen. Das ließe sich kaum von einfachen Helmbüschen denken. Wie aber hätten Dichter und Maler, Bildhauer und Siegelstecher es vermocht, einen so sonderbaren Brauch so auf einmal, so allgemein und überall so gleichartig in die Ritterwelt einzuführen? Wie hätte man allerorten darauf verfallen sollen, die seltsamen Helmgestalten aus der Einbildung der Dichter und Künstler sogar auf das ehrwürdige Geschlechtswappen zu versetzen? Nicht bei den phantasiereichen Normannen, Franzosen und Burgundern finden wir am frühesten und häufigsten die Helmkleinode, sondern gerade in Deutschland, wo man gern am alten Herkommen festhielt, gerade die deutschen Ritter machten so viel Wesens daraus.

Wenn sich aber wirklich die Helmzierden in der Hohenstaufenzeit ganz allmählich entwickelt hätten, so würden wir wie bei jeder anderen historischen Entwickelung zuerst die Keime und Ansätze des plastischen Kleinods, darauf das langsame Wachstum, endlich die volle Größe beobachten, nicht aber die Helmzierden gleich in voller Ausbildung, als etwas allgemein Bekanntes, vor uns haben.

Warum aber erscheinen sie nicht früher? Man findet sie vor Ende des zwölften Jahrhunderts weder auf Bildern und Siegeln, noch in Urkunden, Chroniken und Dichtungen. Das ist der Hauptgrund, auf welchen sich die Ansicht stützt, daß sie erst im dreizehnten Jahrhundert aufgekommen. Ließe sich dieser Grund nicht leicht durch die Gegenfrage abwerfen: wo wurden denn vor jener Zeit Turniere ausführlich geschildert? Wenn diese aber damals kaum irgendwo in Bild- und Schriftwerken zur Darstellung kommen, so konnten auch keine Turnierhelme mit Kleinoden erscheinen.

Eines der ältesten Beispiele wohl findet sich im Heidelberger illustrierten Kodex des Sachsenspiegels. Dort ist ein Reiter abgebildet, der zum Turnier reitet: da aber zeigt sich auch das Helmkleinod mächtig genug auf seinem Turnierhelm.

Jedoch damit allein ließe sich das Gewicht einer anderen Wahrnehmung noch nicht abweisen. Auf den älteren Bildwerken ist in der ganzen Zeit bis zu den Hohenstaufen von jenem Rittertum, wie es etwa von Mitte des zwölften Jahrhunderts an in Wappen und Turnieren anfängt sich kund zu geben, noch sehr wenig zu erblicken. Unsere Frage berührt die Entstehung der Wappen, Siegel, Bräuche, Rangunterschiede, kurz all der charakteristischen Kennzeichen jener Ritterwelt, welche in Stadt und Land die zweite Hälfte des Mittelalters erfüllt.

Ehe wir zur Lösung dieser dunklen Frage einen Beitrag versuchen, möge an verwandte Thatsachen erinnert sein.

Auf den Abbildungen aus jener frühen Zeit erscheinen auch Kirchen und Burgen in der Regel klein und klar im römischen Rundstil. Wurden aber nicht zur selben Zeit schon die Dome des sogenannten romanischen Stils gebaut, in deren hohen strebenden Portalen, Gewölben und Türmen der germanische Geist die römische Rundenge durchbrach?

Hat etwa, um ein Beispiel aus dem Rechtsleben vorzuführen, das alte Herkommen der Eideshelfer aufgehört, in Übung zu sein, weil wir sie in Bildern vor dem dreizehnten Jahrhundert kaum

jemals auftreten sehen? Oder sollten die alten Heldenlieder in jener Zeit ganz vergessen und verschollen sein, weil sie uns nur in lateinischem und späterem mittelhochdeutschen Gewande bekannt geworden? Oder, um es noch stärker zu betonen, sprachen unsere Ritter des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts vielleicht lateinisch, weil wir aus jener Zeit keine einzige Urkunde oder Chronik haben, es sei denn in lateinischer Sprache? All diese Fragen wird man sofort mit nein beantworten.

Es liegt eben auf der Zeit von Mitte des neunten Jahrhunderts bis zur Mitte des zwölften, was gleichzeitige Quellen der Kulturgeschichte wie der Rechtsgeschichte betrifft, im Verhältnis zu anderen Zeiten ein weites Dunkel. Es sind die drei Jahrhunderte, über welche wir durch Zeitgenossen — die großen historischen Ereignisse ausgenommen — am wenigsten wissen.

3. Rechtsdenkmäler.

Insbesondere auf Inhalt und Übung des Rechts sowie auf Fortbildung des Staatswesens erscheinen uns die zwei Jahrhunderte der sächsischen und salischen Kaiser, wenn wir die spärlichen Überlieferungen mit der deutlichen und reich lebendigen Nachrichtenfülle aus früherer, der Karolingerzeit, und aus späterer, der Hohenstaufenzeit, vergleichen, beinahe wie eine große Lücke. Gar zu ärmlich ist die Ausbeute für Rechtsbildungen, die sich aus Urkunden, Formelbüchern, Sprüchen der Reichshöfe und einigen Hofrechten schöpfen läßt, gegenüber den Volksgesetzen, Kapitularien, Urkunden und Briefen des neunten Jahrhunderts auf der einen, und der Menge von Urkunden, Weistümern, Stadtrechten und ausführlichen Rechtsbüchern des dreizehnten Jahrhunderts auf der anderen Seite.

Der Ebersberger Chronist, der im Jahre 1029 starb, erwähnt beiläufig: als er noch jung gewesen, habe jeder Edelmann sich schämen müssen, wenn er die Rechtsbücher nicht zu lesen und zu brauchen verstanden hätte. Jene Rechtsbücher waren ohne Zweifel die Stammesrechte und Kapitularien aus der Zeit Karls des Großen. Sie waren also seit Mitte des zehnten Jahrhunderts außer Brauch gekommen: nur ganz vereinzelt weisen noch Spuren darauf zurück. Die Thätigkeit der Gesetzgebung, die in der Karolingerzeit nicht genug schaffen konnte, war alsbald versiegt. Es war ja römisch-kaiserliche Art, Edikte zu erlassen: man sank in Deutschland jetzt zurück auf das ungeschriebene germanische Herkommen. Fast nur die Aussprüche des Reichshofes, nämlich der unter des Reiches Vorsitz versammelten Fürsten, und einzelne Reichsgesetze sind uns überliefert. Jedoch auch ihrer sind nicht viele, von 922 bis 1300 nur fünfundsiebzig Sprüche des Reichshofes und sechsundachtzig Gesetze.

Dagegen beginnt die Aufzeichnung von Ortsrechten, spärlich freilich, jedoch sind so belehrende Schriften, wie das Wormser Dienstmannenrecht von 1004, und Hofrechte aus Metz und Lorsch, sowie Stadtrechte aus Straßburg, Augsburg, Köln überliefert, deren erste Ansätze in das zwölfte Jahrhundert zurückgehen.

Eine wahre Fülle von Rechtsdenkmälern bietet sich aber schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dar, neben Sachsen- und Schwabenspiegel, Lehnrecht und Weichbildrecht und Prozeßordnungen eine Reihe anderer Rechtsquellen in zahllosen Artikeln von Gesetzen über Landfrieden und Verbürgungen, Stadtrechten, Hofrechten, Bauernsprachen und Weistümern aller Art. Jede große oder kleine Gemeinde oder Genossenschaft bildet mit ihrem Entstehen sich auch ihr besonderes Recht. Es pflanzen sich diese Rechtsordnungen von einer Zeit und Gegend in die andere über und gestalten und bilden sich nun im selben Maße, als das Volksleben sich ändert.

An ihnen haben wir die treuesten Zeugen des Entwickelungsganges, nichts anderes läßt uns so tief in das tägliche Leben und Treiben, aber auch in Sinn nnd Denkungsart der Leute einschauen.

Solange nicht vorzüglich die Rechtsquellen jeder Epoche für die Kulturgeschichte verwertet werden, so lange steht diese in mehr als einer Beziehung auf schwankenden Füßen. Wir nehmen ein Beispiel aus der Zeit der Kreuzzüge. Viele Zeitgenossen schrieben darüber, jedoch nur aus dem Assisenrechte lernen wir, in welcher Weise die Ritter sich im Morgenlande ein Reich ihres Gefallens errichtet hatten, wie da die Barone mit ihren Lehnsleuten saßen auf ihren Schlössern in voller Freiheit, der König nur ihr Anführer war, der Lehnshof aber ihr Parlament, in welchem sie allein die Entscheidung hatten. Ohne Beschluß des Lehnshofes konnte der König von Jerusalem oder Cypern kein Urteil vollziehen, kein Unternehmen beginnen.

Weil der Rechtsurkunden vom zehnten bis zwölften Jahrhundert zu wenig sind, läßt sich in Deutschland die Fortbildung des Staatswesens, die Einrichtung der Obrigkeiten und Steuern, der Anbau der Forsten und Bergwerke und noch viel dergleichen für jenen Zeitraum nicht genau verfolgen. Gleichwohl steht unsere Kenntnis desselben auch in kultur- und rechtshistorischer Beziehung nicht in der Luft. Wir prüfen den gesamten Bestand an sprachlichen Ausdrücken wie an Recht und Sitte im dreizehnten Jahrhundert und halten ihn mit dem zusammen, was uns Brief- und Geschichtschreiber, Volksgesetze und Kapitularien in der Karolingerepoche, sowie auch die Sagen und Rechtsbücher der skandinavischen Völker deutlich zu erkennen geben. Wo sich Übereinstimmung findet, da wissen wir, daß im wesentlichen keine Veränderung im Rechte stattgefunden hat: wo sich Abweichungen ergeben, muß Ursache und Breite der Veränderung ermessen werden. Je tiefer aber und allseitiger die Forschung eindringt, desto klarer und zweifelloser treten alsdann die großen Grundzüge hervor, welche aus der einen Zeit in die andere hineinleiten. Es sind dieselbe Sprache, dieselben Rechtsanschauungen, dieselben Sagenstoffe, die wir hier wie dort wiederfinden: aus germanischer Wurzel sind Stamm und Äste mitten durch die Zwischenlage christlicher und antiker Bildung hindurchgewachsen.

Sollte es nun allein mit dem Ritterwesen sich ganz anders verhalten? Dürfen wir die Kunde seiner charakteristischen Kennzeichen bloß aus den spärlichen Abbildungen schöpfen, die in jener dunklen Epoche entstanden, und wenn und wo diese fehlen, dürfen wir da ohne weiteres erklären, jene wesentlichen Kennzeichen bestanden noch nicht? Würde es nicht der Vorsicht, die bei schwierigen historischen Forschungen leiten muß, mehr entsprechen, wenn wir uns sagten: wo bei einem Volke in Recht und Sitte jedes Stück so zäh und stammhaft ist, auf so uralte nationale Wurzel zurückweist, da wird es auch wohl mit der Wappensitte nicht anders gewesen sein. Entsprach sie doch ganz einem Gefühl, das bei allen indogermanischen Stämmen, und in Europa besonders bei den Deutschen, auffallende Kraft und Empfindlichkeit besitzt, nämlich dem Standesgefühl. Wie sehr bei den Deutschen schon in früher Zeit das Wappenwesen einheimisch, giebt sich schon darin kund, daß unter unseren Fach- und Kunstwörtern der Heraldik sich wenige finden, die ihre deutsche Abstammung nicht an der Stirn tragen. Die Deutschen besaßen auch bereits ein Wappenbuch, als Engländer und Franzosen noch nicht daran dachten, wie die Reste des ältesten Züricher das beweisen.

4. Geschichtschreibung und Dichtung.

Gewiß erscheint alles, was Annalen, Chroniken und Lebensbeschreibungen für die Zeit der sächsischen und salischen Kaiser an kulturgeschichtlichem Stoff darbieten, knapp bemessen angesichts der reichlichen Tafel, wie sie allein schon in den karolingischen Kapitularien gedeckt ist. Immerhin lassen sich bei sorgfältigem Durchlesen und Vergleichen eine Menge Stellen finden, die Goldkörner für die Kulturgeschichte ergeben.

Da läßt für das zehnte Jahrhundert

Bischof Thietmar von Merseburg sich öfter mit Klagen über die Sitten vernehmen, und fällt auch in den Erzählungen seines italienischen Amtsbruders Luidprand, der viel in Deutschland und auf großen Reisen verkehrte, manches Streiflicht, während wir bei Widukind besonders auf uralte Gewohnheiten aufmerksam werden. In der salischen Zeit heben sich als Geschichtschreiber hervor der verständige Wippo, der auch auf den Bildungsstand seiner Zeitgenossen zu reden kommt — der vielkundige Adam von Bremen, der mit Helmold und Arnold die Zustände in slavischen Ländern schildert — Lambert von Hersfeld, der trotz seines geistlichen Herzens die sittlichen Gebrechen seines Standes aufdeckt und die städtische Bewegung getreulich darstellt — und der von sächsischem Grimm über den fränkischen Heinrich IV. erfüllte Bruno, bei welchem sich zerstreute Nachrichten über die Volkszustände in Sachsen finden. Gerhoh, der Propst zu Reichersberg, der strenge Sittenprediger, nimmt eine einsame Stellung ein. Die Höhe der Geschichtschreibung in der Hohenstaufenzeit bezeichnet Otto von Freisingen mit seinen Schülern und Fortsetzern Ragewin und Otto von St. Blasien.

Vorzüglichen Wert haben für die Kulturgeschichte die Lebensbeschreibungen der Bischöfe, deren eine ziemliche Anzahl erhalten ist. Obenan steht die des Freundes Kaiser Heinrichs II., des Paderborner Bischofs Meinwerk, eines etwas derben, aber gescheiten und frohherzigen Mannes, der zum Glück in einem Mönche des von ihm gestifteten Klosters Abdinghof jemand fand, der seine rechte Lust daran hatte, des Mannes wirtschaftliche Thätigkeit bis ins kleine zu schildern. Auch die Schriften über den Augsburger Bischof Ulrich im zehnten, den regierungstüchtigen Bruno von Köln, den kunstreichen Bernhard von Hildesheim, den nicht minder bedeutenden Wormser Bischof Burchard und den gewandten Osnabrücker Bischof Benno im elften, den Abt Norbert, der den Prämonstratenserorden gründete, und den Kappenberger Abt Gottfried, sowie den großen Heidenbekehrer Otto von Bamberg im zwölften Jahrhundert, und noch einige andere Lebensbeschreibungen von Bischöfen und Äbten liefern uns mancherlei Beiträge zur Kenntnis des Lebens der Geistlichen, der Ritter, Städter und Landleute.

Auch die Ortschroniken, die uns Fortschritte und Schicksale einzelner Städte und Klöster verzeichnen, geben eben dadurch häufig Fingerzeige über den Stand der Kultur. Solchen Nutzen leisten insbesondere die Jahrbücher des Klosters Zwiefalten und die Kolmarer, Wormser und Ursperger Jahrbücher.

Sehr willkommen sind natürlich allerlei kleine Novellen und Anekdoten, weil Sittenschilderungen darin stecken. Wir besitzen zwei vorzügliche Schriften der Art, die eine von Ekkehard über die Vorfälle im Kloster St. Gallen aus der sächsischen Kaiserzeit, die andere aus der Hohenstaufenzeit von Cäsarius von Heisterbach, der auch Erzählungen der Dienerinnen der heiligen Landgräfin Elisabeth aufschrieb. Auch der geschwätzige Richer, der zu Ende des zehnten Jahrhunderts seine Denkwürdigkeiten verfaßte, läßt manches Licht auf kulturgeschichtliche Erscheinungen fallen, wie sie damals Frankreich und Deutschland gemeinsam waren.

Gute Dienste leisten neben den Geschäftsurkunden die Formelbücher, in welchen die Abfassung gelehrt wird, sowie andere in den Schulen gebrauchte Lehrbücher und Muster.

Ohne allen Vergleich reichlicher und anschaulicher ist, was uns die Dichter über Trachten und Sitten ihrer Zeit, über Einrichtung und Ausstattung der Häuser, über allerlei Geräte, über Meinungen und Aberglauben entgegenhalten. Aber ist das alles auch wahr? Darf der Leser diesen Schilderungen ohne weiteres trauen? Gewiß wird man durchgängig den poetischen Glanz dämpfen, gewiß sehr häufig Übertriebenes abstreifen müssen, namentlich bei Schilderungen und Anpreisen dessen, was bei anderen Völkern sich fin-

den soll. Wird diese Vorsicht gebraucht und auch nur das als richtig angenommen, worin mit allem anderen, was wir sonst über eine bestimmte Zeit wissen, im wesentlichen volle klare Übereinstimmung herrscht, so darf sich die Kulturgeschichte unbedenklich aus Dichtern bereichern.

Unschätzbar sind zwei epische Dichtungen, die uns nur dadurch erhalten worden, daß ihnen ein lateinisches Gewand übergezogen wurde, das freilich den kräftigen Schwung germanischer Gliedmaßen nicht verhüllen kann. Die eine ist das Waltharilied, das wahrscheinlich schon vor der Karolingerzeit gesungen wurde, das andere die Erzählung vom Ruodlieb, die der Salierzeit angehört, wahrscheinlich um 1050 entstanden. Daran reihte sich das vortreffliche Sittenbild im Meyer Helmbrecht, die Dorfpoesie des Neidhart von Rauenthal, die Sittenschilderung im Pfaffenleben von Heinrich von Melk und Striker, und die köstlichen Bildchen aus dem Volksleben, die in kurzen Liedern gegeben werden. Sodann aber sind voll der reichsten und schönsten Schilderungen all die großen und herrlichen Dichtungen von den Nibelungen und der Gudrun, vom Parzival von Wolfram von Eschenbach, Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg, der arme Heinrich, nebst Erec und Iwein von Hartmann von der Aue. Nicht wenig bieten auch der „Ritter mit dem Rade" von Wirnt von Gravenberg, „der welsche Gast" von Thomasin von Zirkläre, Reinmar von Zweter, der ebenfalls die Entartung des Rittertums beklagt, und Ulrich von Lichtenstein, der sie in seinem „Frauendienst" lebhaft vor Augen stellt.

5. Bildwerke, Bauten, Geräte.

Regt nun eine schöne Dichtung aus alten Zeiten dazu an, uns die Leute der damaligen Welt in ihrem Aussehen, Benehmen, Wohnen leibhaft vorzustellen, so geschieht das noch viel mehr durch sicht- und greifbare Denkmäler, die unverfälscht aus jenen Tagen bis zu den unseren herab gelangt sind. Hat man zum Beispiel eine Urkunde vor sich, auf welcher die Hand Karls des Großen oder des Kaisers Friedrich Rotbart ruhte, als sie den Strich in dem Namenszug machte, so sieht man im Geiste den erhabenen Kaiser da sitzen. Es hängt jenen Dingen gleichsam etwas Persönliches an, und mögen sie klein oder groß sein, so dringen sie doch in die Augen des Beschauers ein und lassen in ihm etwas von Gedanken und Empfindungen anklingen, wie sie Leute jener lang entschwundenen Zeit beschäftigten. Leider sind für viele kulturgeschichtliche Fragen all die Bildwerke, die uns in Metall oder Gestein, in Farben und Miniaturen aus dem zehnten, elften und zwölften Jahrhundert bewahrt wurden, nicht sehr ergiebig. Man blättere irgend ein Werk über Trachten, Gerätschaften und Kunstwerke des Mittelalters durch und denke sich alles hinzu, was in anderen Werken abgebildet ist, und man wird sagen müssen, daß es für drei Jahrhunderte doch ein dürftiger Stoff ist. Hätten wir wenigstens aus der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit fortlaufende Reihen von Münzen, oder noch besser von Siegeln aus den verschiedenen Ständen! Diese würden den treuesten Leitfaden in der Kulturgeschichte abgeben. Doch wie selten finden sich aus dem zehnten und elften Jahrhundert andere Siegel, als Königs-, Fürsten- und Prälatensiegel! Und wo sie vorkommen, bringen sie sofort begründeten Verdacht mit sich, daß sie unecht und aus viel späterer Zeit stammen. Vor Mitte des zwölften Jahrhunderts wird sich kaum irgendwo ein unzweifelhaft echtes Wappensiegel zeigen. Im Reichsarchiv zu München lassen sich das älteste erst vom Jahre 1180 und außerdem aus dem dreizehnten Jahrhundert nur noch drei nachweisen, obwohl dieses Archiv an frühmittelalterlichen Urkunden so reiche Sammlungen bietet, wie sie in Deutschland nirgend sonst zu finden.

Die bedeutendsten Denkmäler aus jenen drei Jahrhunderten sind die Gebäude. Zwar Adelsschlösser, Bürger- und Bauern-

häuser sind nicht erhalten, wohl aber Stücke von altsächsischen Kirchen und sogenannte romanische Dome, in denen sich auch neben den ausdrucksvollen Säulenverzierungen allerlei Bildwerk und Statuen in Stein sowie in den ehernen Thüren finden. Gemälde und Zeichnungen waren vielfach vorhanden, sind jedoch meistens zu Grunde gegangen, und wir müssen uns begnügen mit den Verzierungen und Bildchen in Anfangsbuchstaben und an den Rändern von Bücherblättern, und noch froh sein, daß wenigstens die Bilder in dem Lustgarten der Äbtissin Herad von Landsberg, wenn auch nur in einer unfeinen Kopie unserer Zeit, sowie einzelne Gemälde in Psalmen- und Evangelienbüchern oder auf den Deckeln von Klosterbüchern erhalten sind. Lehrhaft insbesondere sind auch die Bildchen im Falkensteiner Kodex in München, sowie die illustrierten Ausgaben des Sachsenspiegels und der großen epischen Werke aus dem dreizehnten Jahrhundert. Diese müssen auch aushelfen, um eine richtige Vorstellung zu gewinnen, wie in den beiden vorigen Jahrhunderten es mit Trachten und Bräuchen, häuslichen und öffentlichen Sitten beschaffen war. Etwas reichlicher sind Gerätschaften überliefert, namentlich Schmuck- und Kirchengeräte, auch einige Waffenstücke, wie wir sie in den Museen zu Nürnberg, München, Berlin und Dresden ausgestellt sehen.

Jedoch ist es gar häufig nicht so leicht, untrüglich die Entstehungszeit zu bestimmen. Hierin kann nur die schärfste und wiederholte Vergleichung der Stücke untereinander, bei langjähriger Übung in diesen Dingen, zu sicheren Ergebnissen führen. Nur gar zu häufig gehört einer viel späteren Zeit an, was beständige Überlieferung ein oder auch ein paar hundert Jahre früher setzte. Der Schriftcharakter und die Vergleichung mit Siegeln sind öfter das Einzige, woran man sich halten kann. Es würde zu weit führen, dies noch an Beispielen zu zeigen.

Von der Mitte aber des dreizehnten Jahrhunderts an nehmen, gleichwie die Urkunden, so auch die Denkmäler all der anderen Gattungen, auch Münzen und Siegel, in solcher Menge zu, daß schon eine umfassende Bekanntschaft dazu gehört, um die treffendsten Beweisstücke für die Kulturgeschichte herauszugreifen.

Schon der Fülle dieses Quellenstoffes wegen müssen wir uns hier auf eine Teilung einlassen. Wohl ist das deutsche Mittelalter eine in sich gleichartige und unteilbare Periode, überall trifft man auf denselben Grundcharakter. Jedoch bis zur Hohenstaufenzeit sticht so sehr das ritterliche, in der späteren Zeit dagegen das staatliche und wirtschaftliche und ganz besonders das städtische Wesen hervor, daß es geraten erscheint, in diesen drei Richtungen vielfach das Gesamtergebnis der Forschung mit der Schilderung der späteren Zeit zu verbinden und für die frühere nur die Hauptpunkte der Entwickelung zu kennzeichnen.





Litterarische Festgeschenke.



Eine Anzahl von Jugendschriften, die sich zu Festgeschenken eignen, sind uns noch nachträglich von verschiedenen Seiten zugegangen. Wir erwähnen aus dem Verlage von K. Thiemann in Stuttgart den neuen Jahrgang des vielseitigen, schön ausgestatteten, ebensowohl für Belehrung wie Unterhaltung bestimmten Jahrbuches unter dem Titel **Das Buch der Jugend**. Es sind darin Erzählungen und belehrende Abhandlungen aus der Geschichte und Naturwissenschaft, sowie Anweisungen zu Sammlungen, Gesellschaftsspielen und sonstigem Zeitvertreib enthalten. Das Buch ist vorzugsweise für Knaben bestimmt, bringt aber einen so reichen Inhalt, daß es überhaupt für Haus und Familie vielerlei Anregung bietet. Außerdem sind im gleichen Verlage verschiedene Unterhaltungsbücher für die Jugend erschienen. Da ist die Geschichte des **Wallenstein**, nach der Schillerschen Trilogie frei bearbeitet von Max Barack, dann die Erzählung **Der Wildtöter** nach Cooper, ferner **Onkel Toms Hütte** nach Harriet Beecher-Stowe, sodann **Schatzkästlein** nach J. P. Hebel. Alle diese Bearbeitungen verdienen warme Empfehlung, da die Bücher sehr gut illustriert und überhaupt mit Geschmack ausgestattet sind. Auch die Sammlung der besten und beliebtesten Märchen unter dem Titel **Märchenwelt**, für die Jugend von Jul. Hoffmann bearbeitet, gehört dazu, ebenso die Erzählung **Eine kleine Musterwirtschaft** von Emma Biller, die mit allerliebsten Bildern in Farbendruck versehen und für kleine Mädchen bestimmt ist. — Aus dem bekannten Verlage von Theodor Ströfer in München sind einige allerliebste Jugendwerke hervorgegangen. Da ist **Plauderstündchen**, eine Festgabe zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben und Mädchen von acht bis zwölf Jahren, herausgegeben von Helene Binder, gleichfalls ein Sammelwerk, in welchem sich Erzählungen, Gedichte und Aufsätze belehrender Art mit einer größeren Anzahl sehr ansprechender Bilder, teilweise in Buntdruck, vereinigt finden. Da ist ferner ein reizendes Bilderbuch für kleinere Kinder mit sehr hübschen bunten Bildern unter dem Titel **Wenn der Frühling blüht** von H. W. Bennett und Reimen von Fanny Stockhausen, ein Geschenkbuch, das überall die größte Freude bereiten wird. Dann können wir noch ein illustriertes Buch **König Salomos Schatzkammer**, aus dem Englischen von H. Rider Hagard übersetzt von M. Strauß, empfehlen. Es ist eine halb phantastische Erforschungsreise nach Inner-Afrika in der Art des Jules Verne. Irgendwo soll sich daselbst ein Gebirge befinden, wo König Salomo Gold und Diamanten in unerschöpflicher Menge fand. — Auch im Verlage von G. Löwensohn in Fürth erschien ein Sammelwerk für die reifere Jugend unter dem Titel **Feierstunden**, welches gleichfalls in reicher Auswahl Unterhaltung und Belehrung vereinigt und sehr gut ausgeführte Illustrationen, teilweise ebenfalls in Farbendruck, enthält. Zwei naturwissenschaftliche Werke, zu welchen Heinrich Leutemann die Illustrationen geliefert hat, betiteln sich **Zoologischer Atlas der Naturgeschichte** und **Bilder aus dem Völkerleben**. Zu letzterem hat Prof. Alfred Kirchhoff den Text geschrieben. Wo solche hervorragende Kräfte sich dem Dienste der Jugendbelehrung widmen, kann man doppelt freudig ein empfehlendes Wort aussprechen. — Auch aus F. Loewes Verlag (W. Effenberger) in Stuttgart sind mehrere Kinderbücher hervorgegangen, die man besonders empfehlen kann. Die romantische Geschichte der **Rosa von Tannenburg** von Chr. v. Schmid ist eine längst beliebt gewordene Erscheinung, die hier mit anderen Erzählungen des berühmten Verfassers in einem Bändchen, mit effektvollen Bildern ausgestattet, wieder erscheint. Dann hat Thekla v. Gumpert ein Buch herausgegeben, das **Vier Erzählungen**, ebenfalls illustriert, bringt. Auch die von Paul Moritz bearbeitete Geschichte von Gabriel Ferry: **Der Waldläufer**, gleichfalls mit schönen Farbendruckbildern, gehört hierher.

Litterarische Notizen.

Die Philosophie Arthur Schopenhauers. Von R. Köber. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Zur Säkularfeier des Geburtstages (22. Februar 1788) von Schopenhauer wird uns in der vorliegenden Schrift eine durchaus anspruchslose und recht gelungene Gabe geboten. Der Verfasser will sich selbst und seinen Lesern Schopenhauers Lehre in ihrem Zusammenhange vergegenwärtigen und sich dabei an ihr von neuem erfreuen. Er wird sicher auch den Lesern Freude bereiten, wenn sie nicht nach Kritik Verlangen tragen, sondern zufrieden sind, Schopenhauer in seiner ganzen Größe, aber auch mit allen seinen Mängeln und Wunderlichkeiten vor sich zu sehen.

Edita und Inedita Schopenhaueriana. Von Ed. Grisebach. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Neben einer neuen wohlfeilen Gesamtausgabe der Schopenhauerschen Werke hat uns die Verlagsbuchhandlung zum 22. Februar in der vorliegenden, äußerst glänzend ausgestatteten Arbeit „eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauers, mit Porträt, Wappen und Faksimile der Handschrift des Meisters" geboten. Der erste kleinere Teil „Edita" behandelt I. die Originalausgaben der Werke, sowie kleinere Veröffentlichungen Schopenhauers; II. Veröffentlichungen aus dem Nachlaß; III. Briefpublikationen; IV. Autographen; V. Porträts und Büsten. Der zweite Teil „Inedita" umfaßt beinah vier Fünftel des ganzen Werkes und ist selbstverständlich von besonderem Werte. Er beginnt mit einer Auswahl von Randschriften aus Handexemplaren der Schopenhauerschen Bibliothek, welche sich zum Teil im Besitze von Eduard Grisebach selbst befindet, während eine weitere Auswahl (Werke über Naturwissenschaft) für später in Aussicht gestellt wird. Darauf folgen Notizen über den Verbleib der Schopenhauerschen Bibliothek und ein Versuch zu ihrer Rekonstruktion, wobei die Bitte einfließt, daß alle, welche über den Verbleib einzelner noch unerwähnter Bände derselben Auskunft geben können, diesbezügliche Notizen an den Verleger der vorliegenden Festschrift senden möchten. Den Schluß des stattlichen Werkes bildet ein chronologisches Verzeichnis der Briefe Schopenhauers, dem ungedruckte Briefe und Brieffragmente beigefügt sind. Die ganze Arbeit Grisebachs wird im Verein mit den weiter in Aussicht gestellten Veröffentlichungen, namentlich wenn der Verfasser von anderen Seiten die erbetene Unterstützung findet, ohne Zweifel einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis und Erkenntnis des großen Philosophen und seines gesamten Denkens liefern.

Humanitätsstudien. Von Thomas Sinclair M. A. Aus dem Englischen übersetzt von Hans Schiffert Müller. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Der Übersetzer bietet uns eine Auswahl aus den „Humanities" des in England hoch gefeierten Journalisten des Standard. Der Verfasser will uns zeigen, „daß nichts unangebrachter sein kann als die marktschreierische Verherrlichung unserer eigenen Zeit, schier aus dem Grunde, weil der lebende Hund besser ist als der tote Löwe". Die Eroberung Europas durch den Hebraismus war nach ihm ein ebenso großes Unglück für die Civilisation, wie es die Übermacht des Moslemismus zur Zeit des sarazenischen Angriffes auf Spanien oder das Vorrücken der Türken auf Österreich gewesen wäre; darum sei es an der Zeit, das europäische Leben in seiner Gesamtheit und seinem bestimmten Instinkte für Kunst jeder Art vor der unter christlicher Flagge segelnden semitischen Barbarei zu retten, und einem „wahren Humanismus" zuzustreben. Diesem Bedürfnisse wollen die, übrigens recht fesselnd und anregend geschriebenen, „Humanities" entgegenkommen, indem sie den Blick auf Griechenland und Rom richten.

Die Geistesthätigkeit des Menschen. Von J. G. Vogt. (Leipzig, M. A. Schmidt.) — Der Verfasser macht es sich zur Aufgabe, die Geistesthätigkeit des Menschen von einer Grundlage aus zu erklären, die gleich weit von Idealismus und Materialismus entfernt sein will. Er versucht dies an der Hand eines neuen Substanzbegriffes, indem er sich das Weltall als ein System von zahllosen Verdichtungscentren vorstellt, welche die spröden, sich im Raume bewegenden Atome der Materialisten zu ersetzen bestimmt sind. Durch die feindliche Stellung zahlloser Bewegungsmittelpunkte zueinander soll die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens entstanden sein. Da der Verfasser jedoch den Anspruch auf eine monistische Weltanschauung erhebt, so muß entgegengehalten werden, daß das feindliche Element, welches den Frieden aufhebt und das Verdichtungsbestreben zu vernichten sucht, eine Erklärung seiner Entstehung entbehrt. Der Verfasser steht hier eben an einer Grenze, die für immer unüberschritten bleiben wird. Beachtenswert ist das Verfahren, das Weltprincip in der Bewegung und in der in derselben aufgespeicherten Wirkungsfähigkeit zu suchen. Sonst wird man den zum Teil recht

gewagten Spekulationen des Verfassers nicht überall zu folgen vermögen.

Ärztinnen für Frauenkrankheiten eine ethische und sanitäre Notwendigkeit. Von Mathilde Weber. (Tübingen, Franz Fues.) — Die kleine Schrift, welche rasch in mehreren Auflagen erschienen ist, vereinigt mehrere Aufsätze der werkthätigen und umsichtigen Wohlthäterin zu einem Ganzen. Zahlreiche Anerkennungen, namentlich auch von seiten der Vorsteherinnen von Mädchenpensionaten und aus dem Schoße von Pfarrerfamilien, ließen die Herausgabe dieser Arbeit von vornherein als wünschenswert erscheinen. Wie alles, was Frau Weber schreibt, hält sich auch das vorliegende Werkchen fern von irgendwie überspannten Emancipationsgelüsten, es nimmt lediglich Rücksicht auf ein tiefgehendes Bedürfnis unserer Zeit, in welcher der große Prozentsatz unvermählter Frauen auch diejenige Auswahl verspricht, welche für eine sachgemäße Deckung der Bedürfnisse nötig ist. Die Verfasserin möchte alle Mütter zu der Überzeugung bringen: „Nachdem wir in anderen Ländern treffliche weibliche Ärzte sehen, wünschen auch wir unseren Töchtern und uns selbst die Seelenqual und das Erröten zu ersparen, über alle diese Krankheitssymptome mit einem Manne zu verhandeln, wir wollen auch die Wahl haben, neben unserem Hausarzte mit einer Spezialärztin für Frauenkrankheiten beraten zu können."

Goniometrie und Grundzüge der Trigonometrie innerhalb der Ebene als goniometrische Ergänzung der doppelmaßigen Geometrie der Elementargebilde innerhalb der euklidischen Geometrie des Maßes von Dr. Alex. Wernicke. (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.) — Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Schulmathematik so zu begrenzen, daß sie sich einerseits als ein geschlossenes Ganzes und andererseits als ein unentbehrliches Werkzeug der Naturerkenntnis (Physik) und der Naturbeherrschung (Technik) darstellt. Es handelt sich darum, die vielfach noch vorhandenen Lücken zwischen Schulmathematik und Universitätsmathematik auszufüllen, nicht durch Erweiterung der Pensen, sondern durch die Art ihrer Behandlung. Das vorliegende Werkchen, welches sich genau den Lehrplänen des Herzoglichen Neuen Gymnasiums zu Braunschweig anschließt, steht zwischen der Programmarbeit (1887) des Verfassers „Die Grundlage der euklidischen Geometrie des Maßes" und seinem früheren Werke „Grundzüge der Elementarmechanik" (Braunschweig 1883) und wird durch eine Reihe von Abhandlungen in der Vierteljahrsschrift für Wiss. Philos., dem Kosmos und den Philos. Monatsheften unterstützt und ergänzt, namentlich auch durch die Studie „Die asymptotische Funktion des Bewußtseins" in der Vierteljahrsschrift 1887/1888.

Grundriß der Edelsteinkunde. Von Professor Dr. Groth. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Das vorliegende Buch, ein allgemein verständlicher Leitfaden zur Bestimmung und Unterscheidung roher und geschliffener Edelsteine, ist die Erweiterung eines Vortrages, welchen Professor Groth zum Besten der Münchener Frauenarbeitsschule gehalten hat. Daß wir eine tüchtige und gediegene Arbeit vor uns haben, ist bei dem Namen des Verfassers selbstverständlich, und es bleibt uns nur übrig, hinzuzufügen, daß dieselbe auch der Teilnahme weiterer Kreise wert ist.

Werden, Sein und Erscheinungsweise des Bewußtseins. Von Dr. E. Jäsche. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Der Verfasser macht mit Glück den Versuch, innerhalb eines bestimmten Gebiets der Philosophie die Bezeichnungen scharf und klar in deutscher Sprache hervorzuheben. Obwohl die Arbeit im allgemeinen unter einem gewissen historischen Drucke steht, so ist dieselbe doch, ebenso wie die frühere Schrift des Verfassers „Das Grundgesetz der Wissenschaft", dem Studium durchaus zu empfehlen. Man wird sich durch den Ernst und die Wärme der Behandlung stets erhoben und erquickt fühlen.

Das Problem der Willensfreiheit. Von Dr. O. Lehmann. (Duderstadt, Friedrich Wagner.) — Diese Schrift gehört zu dem Besten, was neben Riehls Philosophischem Kriticismus (Band II) in letzter Zeit über das viel umworbene Problem geschrieben worden ist.

Johnstons Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. F. Dornblüth. (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Die neue Bearbeitung des altbewährten Werkes liegt nun schon in zweiter Auflage vor uns, ein Beweis für das Bedürfnis und die Sachgemäßheit des Unternehmens. Zwei Abschnitte „Das Feuer, das uns leuchtet und wärmt" und „Ausscheidung und Zersetzung" sind neu hinzugekommen. Wir zweifeln nicht daran, daß auch diese neue Auflage ihren Weg machen wird.

Ästhetik. Von Dr. Max Schasler. (Deutsche Universalbibliothek für Gebildete, Band 55.) — Das Werk zerfällt in zwei Teile: „Die Welt des Schönen" und „Das Reich der Kunst", und behandelt sein Gebiet in recht anregender Weise. Allerdings läuft die Untersuchung in etwas ausgetretenen Geleisen dahin, doch die Neubildung der Ästhetik auf dem Boden der „Philosophie als Wissenschaft" ist nun einmal noch nicht so weit fortgeschritten, daß eine populäre Behandlung in diesem Sinne angestrebt werden könnte, und darum muß man auch mit dem Vorwurfe „veraltet" zunächst zurückhalten.

* * *

Unter dem Gesamttitel: **Weshalb?** erschien bei George Westermann in Braunschweig ein schön ausgestatteter Band Novellen von Adalbert Meinhardt. Es sind drei Novellen darin vereinigt, von denen zwei: „Weshalb?“ und „Eine Studienreise“, den Lesern der Monatshefte bereits bekannt sind; eine dritte: „Im Nonnengarten“, wird ohne Zweifel gleichfalls allgemein Anklang finden. Die Novellen von Meinhardt gehören zu den geschmackvollsten belletristischen Arbeiten dieser Art; sämtliche Gestalten treten darin plastisch hervor und jede einzelne fesselt das Interesse durch ihre Originalität. Da ist kein absichtliches Haschen nach Effekt, aber die Teilnahme des Lesers wird durch die feinsinnige Ausführung fortwährend rege erhalten. Das neue Buch ist besonders für Hauslektüre lebhaft zu empfehlen.

Von **Theodor Storms gesammelten Schriften** erschien in demselben Verlage eine vierte Reihe, die Band 15 bis 18 bringt. Die Gesamtausgabe ist mit diesen vier Bänden zwar noch nicht vollständig abgeschlossen; es harren noch einige Novellen sowie der noch nicht gesichtete Nachlaß der Veröffentlichung, um dann die gesamten dichterischen Schöpfungen dieses tiefsinnigen und phantasievollen Dichters dem deutschen Publikum zu übergeben. Die neu erschienenen vier Bände enthalten einige seiner vorzüglichsten Novellen, wie „Hans und Heinz Kirch“, „Zur Chronik von Grieshuus“, „Bötjer Basch“ u. a. Den Besitzern der vorhergehenden Bände wird diese vierte Reihe hochwillkommen sein; zugleich giebt sie eine neue Veranlassung zur Anschaffung der sämtlichen Werke als unversiegliche Quelle anregender Unterhaltung.

* * *

Unsere Theatervorstände werden sich in nächster Zeit vielfach mit dem geschichtlichen Trauerspiel von Otto Sievers: **Demetrius** (Braunschweig, B. Goeritz) beschäftigen, da dasselbe bestimmt scheint, den Weg über die deutschen Bühnen zu machen. Wie viele Ergänzungen und Fortsetzungen hat das kostbare Schillersche Fragment schon erfahren! Als bühnenwirksam hat sich bis jetzt nur die Laubesche Arbeit erwiesen, und dennoch wird keinem Einsichtigen entgehen, daß sie nur zum geringsten beendigt und erfüllt, was Schiller versprach, ganz abgesehen von der eigenartigen Sprache. Sievers verhält sich pietätvoller und wird auch der formalen Behandlung im Geiste Schillers gerechter. Gegen die Ausgestaltung des Hauptcharakters hätte Schiller selbst wohl kaum etwas eingewendet. Eine andere Frage ist freilich, ob es überhaupt möglich sein wird, das Schillersche Fragment so zu ergänzen, daß der Feinhörige nicht mehr den Geist des Bearbeiters herausspüren sollte; und für den Dichter, welchen dieser Stoff reizt, wird es immer der beste Ausweg bleiben, auf seine Weise einen ganz neuen „Demetrius“ zu komponieren, ohne Rücksicht auf das kostbare Material des großen Dramatikers.

* * *

Drei Bücher erzählender Gedichte. Von H. Viehoff. (Leipzig, Friedrich Brandstetter.) — Beruht die Herausgabe dieser Dichtungen des auf anderem Gebiete wohlbewährten verstorbenen Gelehrten vielleicht nur auf einem Akte der Pietät, so können doch die Sammler von Anthologien — zumal für die Jugend — auf dieselben verwiesen werden, da sie für diesen Zweck viel Brauchbares enthalten.

Eine wertvollere Gabe bilden: **Gedichte aus dem Nachlaß des Freiherrn Joseph v. Eichendorff.** Herausgegeben von H. Meisner. Mit einem Jugendbildnis des Dichters. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.) Das nicht mehr „schwankende“ Dichterbild Eichendorffs wird durch diese neuen Lieder nicht verändert, sondern nur zum Vorteil ergänzt. Bei einzelnen, wirklichen lyrischen Perlen fragt man unwillkürlich, weshalb sie bis jetzt unbekannt blieben. Die beiden Strophen: Wetterleuchten im Dunklen, an ein ähnliches Lied von Geibel gemahnend, werden dem späteren Geschichtschreiber des deutschen Liedes einen bedeutungsvollen Wink geben für den geistigen Zusammenhang der deutschen Romantik mit den modernen Lyrikern, das heißt mit denjenigen, die sich wirklich einen klangvollen Namen erobert haben. Sehr charakteristisch sind die leider zu spärlich mitgeteilten Gedanken. Wie tiefsinnig ist der folgende, für gewisse moderne Formbestrebungen im litterarischen Kunstschaffen beherzigenswerte: „Der schönste Triumph der Poesie über ihre Erbfeindin, die Gemeinheit, ist, daß sie dieselbe selbst poetisch macht, so daß sie sich selber auslachen muß.“ Sei dieses Ergänzungsheft zu den sämtlichen Werken allen Freunden der Eichendorffschen Muse besonders empfohlen.

* * *

Theodor Althaus. Ein Lebensbild von Fr. Althaus. (Bonn, Emil Strauß' Verlag.) — Dem lebenden Geschlechte wird in diesem Zeit- und Sittenbilde der Name eines s. Z. gefeierten Mannes wieder wach gerufen, welcher heute verschollen ist. Theodor Althaus, geboren 1822, ein echt deutscher Charakter, frühzeitig, schon mit acht Jahren, Neigung zur — Politik verratend, dabei gemütstief und sittlich rein — der Tod eines zweijährigen Brüderleins schmerzte den sechzehnjährigen so, daß er dieses Leid „nie ganz“ verwand! — machte

sich als Journalist bedeutend im Jahre 1848 — wo er also ein Alter von sechsundzwanzig Jahren hatte! Wie seltsam berühren uns Worte aus dieser Zeit von ihm, einem Briefe entnommen: „Ich freute mich, o wie seit lange wieder einmal an meiner eigenen Stimme, noch nicht an der Rede.“ Und eine andere Stelle: „Man gewöhnt sich an den Gedanken der Republik ganz gut; eine Dame proklamierte sie auf jenem Bankett ...“ Althaus starb 1852 mit dreißig Jahren. Nicht die Erscheinung dieses idealistischen oder, wie es heute heißt, unklaren, wenn auch noch so hoch beanlagten „Träumers“ macht das vorliegende Buch so fesselnd, sondern als Bild einer uns fast fremd gewordenen Zeit ist es von unzweifelhaftem Werte.

Heinrich Heine und die Frauen. Von A. Kohut. Mit sechs Porträts. (Berlin, A. Fried.) — Der Verfasser bemerkt im Vorworte: „Was ich hier dem Leser biete, ist keine romanhafte Darstellung ... sondern eine auf durchaus kritischem und litterargeschichtlichem Grunde beruhende, streng sachliche und wahrheitsgemäße Schilderung von Heines Frauengestalten.“ Mag ein Litterarhistoriker auch oftmals über die Authenticität der von K. benutzten Quellen anderer Meinung sein, so bleibt doch K.s Unparteilichkeit gegenüber Heine zu loben. Die Mehrzahl dieser Frauengestalten ist recht anziehend beschrieben; warum aber der Verf. ganze Seiten aus Prosawerken Heines wieder ausschreibt und zumal zahllose Gedichte wie „An die Mouche“, „Du bist wie eine Blume“ u. s. w. wieder mitteilt, statt sich mit einer Anfangszeile zu begnügen, bleibt unerfindlich.

Denselben Vorwurf muß man einer anderen, im übrigen viel wertvolleren Veröffentlichung desselben Verfassers machen: **Fr. Wieck**, ein Lebens- und Künstlerbild von A. Kohut. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Viele, sehr viele dieser ungedruckten Briefe von unbekannten Personen sind nur eine störende lästige Beigabe. Sonst kann dieses musikalische Kulturbild, zu welchem K. die Darstellung dieses noch unvergessenen Musikpädagogen und Gesanglehrers erweitert hat, als eine vortreffliche Arbeit empfohlen werden, die ihren Gegenstand erschöpft und zugleich belehrend und unterhaltend ist. Einige Briefe über den „Beethoven der Romantik“ von Wiecks Tochter Clara, der Gattin Schumanns, beanspruchen unsere Teilnahme besonders.

* * *

An Etsch und Eisack. Bilder aus Südtirol von Wolfgang Brachvogel. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Tony Grubhofer. (München, Knorr u. Hirth.) — „Zweck dieser Blätter ist es daher nicht so sehr, die landschaftlichen Reize zu schildern ... als vielmehr von Burg zu Burg ziehend die Erinnerung an vergangene große Zeiten wachzurufen.“ Damit hat der Verf. sein anmutendes Büchlein am besten gekennzeichnet, welches allen Besuchern jener herrlichen Stätten gleichsam als ein freundliches Erinnerungspfand angenehm sein wird und zugleich als Führer durch die Geschichte jener poesieumzauberten, romantischen Schlösser und Gegenden treffliche Dienste leistet.

England. Charakteristisches über Land und Leute. Reiseerinnerungen aus den Jahren 1884 und 1887 von E. F. Krause. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Das Buch ist wohl geeignet, vielen auf dem Festlande herrschenden Vorurteilen über englisches Wesen ein Ende zu machen. So vielseitig und alles erschöpfend der Stoff ist, ebenso sympathisch berührt die anschauliche Darstellungsweise des Verfassers. Denjenigen, welche einmal England besuchen wollen und können, sei das Buch als Reisebegleiter besonders empfohlen; aber auch den Daheimbleibenden gewährt es einen überaus fesselnden Genuß.

* * *

Nachdem Prof. Joseph Kürschner zuerst den Gedanken eines Konversationslexikons in Taschenformat zur Ausführung gebracht und mit demselben allgemein Zustimmung erworben hat, giebt er nun im Spemannschen Verlage in Stuttgart ein verwandtes Werk unter dem Titel **Kürschners Quartlexikon** heraus, welches diesmal in einem starken Quartbande die Summe alles Wissens in ganz kurzen Notizen bietet, kurzum ein neues Konversationslexikon ist von großer Vollständigkeit bei möglichster Kürze und dabei doch in vielen Fällen noch mit erläuternden Abbildungen versehen. Wer also über eine geradezu das Wissen erschöpfende Anzahl von Dingen in der denkbar knappsten und doch ausreichenden Weise sich unterrichten will, dem wird dies auch in Druck und sonstiger Ausstattung trefflich hergestellte Buch willkommen sein.

* * *

Studien über die Einheit der Bildung. Von Otto Leisner. (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.) — Vorerst muß an diesem für Lehrer und Erzieher bestimmten Buche das verschwenderische Spielen mit wirklich nicht mehr zeitgemäßen Fremdwörtern gerügt werden: wozu von einem „dramatischen Acteur“ reden, wozu sagen: „Die Selbstmordfrequenz ist rapid gestiegen“? So geht es durch das ganze Buch von Seite zu Seite. Was den Inhalt an-

langt, so kann man mit demselben einverstanden sein und sich freuen über das Schlußergebnis; aber auch hier verletzt — wie sollen wir sagen — die philosophische Maske, die scheinbar tiefsinnige Redensart, dahinter sich der Verf. allzu wohl gefällt. Philosophisch geschulten Köpfen ist der Inhalt, um in des Verfassers Sprache zu reden, nicht prägnant genug; für den Volksschullehrer aber, dem Durchschnitte nach, dürfte es zu schwer verständlich sein. Um den „Kern" seines Werkes zu retten, muß sich der Verf. zu einer völligen Umarbeitung entschließen: nur dann kann für ihn von einem erzieherischen Erfolge die Rede sein. Auf keinem Gebiete wirken allgemein gehaltene Redensarten unangenehmer und auch verhängnisvoller als auf dem der — Pädagogik.

* *
*

Kleine Bilder aus dem Naturleben. Von H. Zeise. Mit Vorwort von S. Wörishoffer. (Altona, A. C. Reher.) — Der Verf., auch sonst als gemütvoller Dichter bekannt, zeigt sich als scharfer Naturbeobachter und warmherziger Tierfreund. Der schillernde Feuilletonstil ist glücklich vermieden; fast jeder der Aufsätze wirkt anregend; und wenn der Inhalt oft nicht neu ist, so wird man doch immer für die Darstellung des Verfassers eingenommen. Durch Beigabe von einunddreißig Abbildungen eignet sich das Werk vorzüglich als Festgeschenk für sinnige Naturen.

* *
*

Zur Kenntnis der altenglischen Bühne, nebst anderen Beiträgen zur Shakespeare-Litteratur von K. Th. Gaedertz. (Bremen, C. Ed. Müllers Verlagshdlg.) — Interessieren die anderen Beiträge nur den Fachmann, so darf doch der erste Aufsatz über das Schwantheater in Alt-London die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in Anspruch nehmen: nun wissen wir mit ziemlicher Bestimmtheit, wie es auf Shakespeares Bühne ausgesehen hat! Sehr wertvoll ist die erstmalige Beigabe einer authentischen inneren Ansicht des Schwantheaters, nach einer Handzeichnung von Johannes de Witt aus dem Jahre 1596: beim Anblick derselben wird sicherlich mancher bedauern, daß dieselbe nicht schon dem jungen Goethe zu Gesicht kam, als er seinen „Götz" schrieb, ohne Kenntnis von den Bühnenverhältnissen zu Shakespeares Zeit.

* *
*

Kulturbilder aus dem klassischen Altertume. III. Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer. Von Prof. Dr. O. Seemann. IV. Das Kriegswesen der Alten. Von Dr. M. Fickelscherer. (Leipzig, Verlag des litterarischen Jahresberichtes.) — Diese beiden Bände können, zumal als Geschenkwerke für die reifere Jugend, warm empfohlen werden; selbst die Erwachsenen, denen die betreffenden Fachwerke wegen ihres umfangreichen Apparates Schwierigkeiten machen, finden hier Genuß und Belehrung. Nur ist, was für die Folge zu bedenken, mehr Kolorit statt bloßer Zeichnung zu wünschen: unser heutiges farbenverwöhntes Geschlecht will nicht nur wissen, daß z. B. ein römischer Soldat einen Rock getragen hat, sondern auch die Farbe des letzteren im Geiste sehen, wodurch ein Phantasiebild erst den echten Schein von Leben erhält — letzterer Punkt wird fast bei allen Darstellern antiken Lebens noch viel zu wenig berücksichtigt.

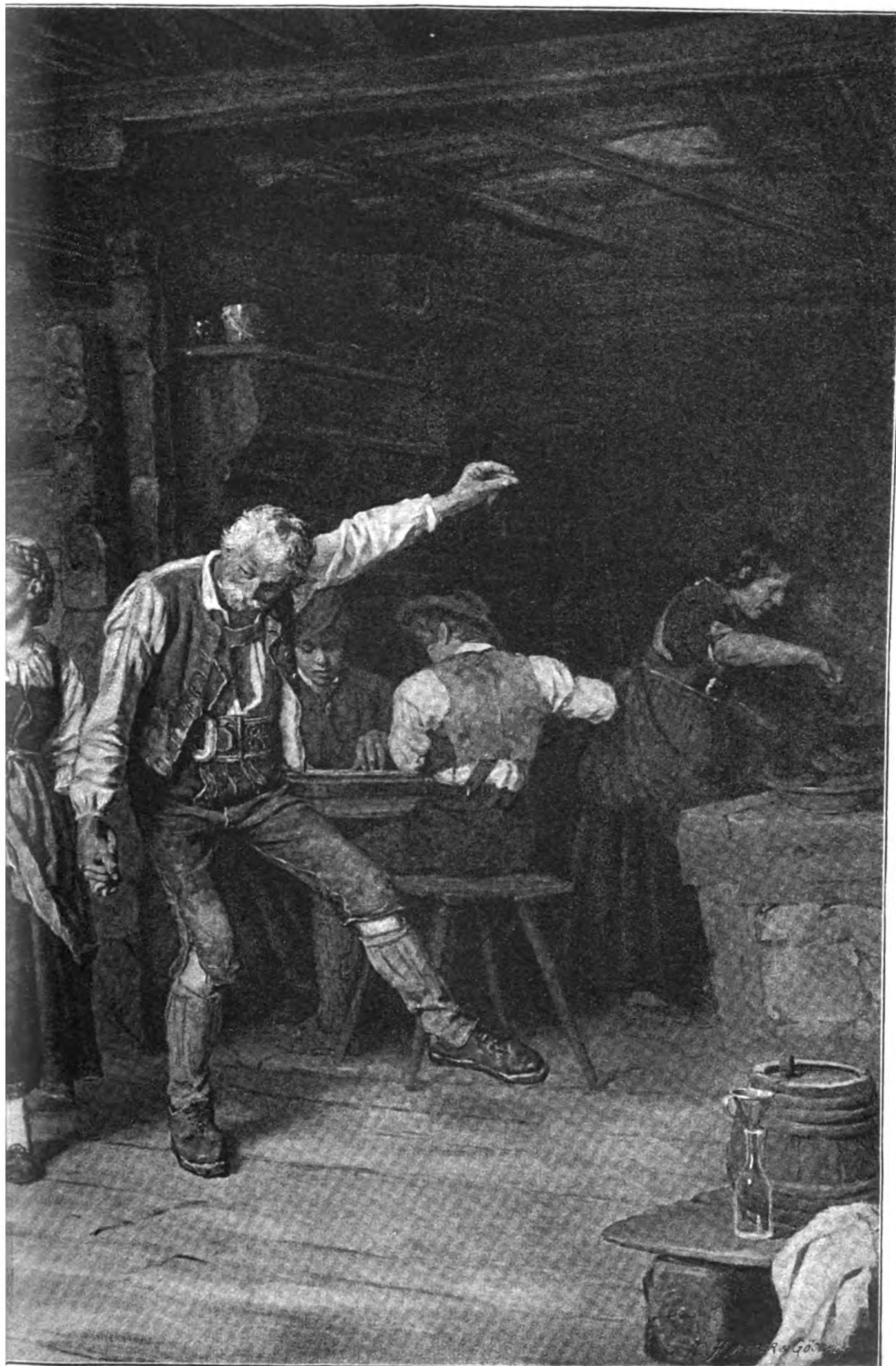


Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Ill. D. Monatshefte.

Der Ball auf der Alm. Nach einem



m Gemälde von Franz Defregger.



Margots Träume.

Novelle

von

Hermann Heiberg.

I.

Der Sohn des Oberst a. D. von Schulenburg, Alexander von Schulenburg, hatte in Berlin im Jahre 1884 sein Assessorexamen bestanden und rüstete sich, zunächst nach seiner Heimat Berghöhe zu reisen, um mit seinen dort lebenden Eltern sich des glücklichen Ergebnisses zu freuen.

Der Oberst besaß geringes Vermögen, aber die Zinsen des wenigen und seine Pension reichten aus, um unter vernünftigen Einschränkungen behaglich zu leben, insbesondere da ihm sein Schwager, ein einsiedlerisch in Wiesbaden weilender reicher Mann, einen ihm gehörenden, mit einem großen Park umgebenen Wohnsitz für Lebenszeit zur Benutzung überlassen hatte. Derselbe lag ganz abgeschlossen in einem versteckten Winkel von Berghöhe, und doch mitten in der Stadt.

Wenn man die Hauptstraße vom Bahnhof etwa bis zur Mitte durchschritt, bog zur Linken eine kleine, unscheinbare Gasse ab, und am Ausgang dieser befand sich, rückwärts mit dem freien Blick auf die Stadt und die herrliche Umgegend, der „Herrenhof", so genannt seit Menschengedenken. Alexander verlangte nach der schweren Arbeitszeit nach Abwechselung, Menschen, Welt und Leben und hatte hin und her erwogen, wie er sich die Mittel zu einer längeren Reise verschaffen könne. Diese Gelegenheit nun kam ihm ohne sein Zuthun über Nacht.

Acht Tage nach der Rückkehr in die Heimat erhielt die Familie die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Ableben des erwähnten, in Wiesbaden lebenden Bruders der Frau von Schulenburg, und zugleich mit ihr die völlig unerwartete und bei des Verstorbenen sonst allezeit beobachteter Zurückhaltung ganz überraschende Mitteilung, daß er Alexander zu seinem alleinigen Erben eingesetzt habe.

Es fiel demselben neben dem Herrenhof und zwei großen sogenannten Mietshäusern in der besten Gegend Berlins ein bares Kapital von über dreihundert-

tausend Thalern zu, und es war begreiflich, daß Alexander in dem einen Auge eine Thräne der Rührung, in dem anderen eine solche ausgelassener Freude zerdrückte.

Am glücklichsten war seine Mutter; nicht aus Hang zum Gelde, sondern wegen ihrer zärtlichen Gefühle für ihn. Obgleich Alexander eine etwas ältere Schwester besaß, so war er doch fast ausschließlich der Mittelpunkt ihrer Gedanken gewesen seit seiner Geburt und hatte sich, trotzdem er sonst eine ausgeprägte Natur war, mehr von ihr abhängig gemacht, als dies wohl Männerart zu sein pflegt.

Fester konnten zwei Menschen nicht zusammengewachsen sein als Alexander und seine Mutter; eines übertraf das andere in Beweisen der Zuneigung.

Nach Antritt der Erbschaft richteten sich Alexanders erste Gedanken auf seine Familie. Er überwies seinen Eltern nicht nur den Herrenhof als freien Wohnsitz, sondern setzte auch eine erhebliche Jahresrente für sie fest. Seiner Schwester Margot schenkte er eins der Berliner Häuser mit allen Einkünften und stellte nur bezüglich des „Herrenhofes“ die Bedingung, daß die linke Seite des Parterres, selbst wenn er heiraten und sich in seiner Heimat niederlassen würde, zu seiner ausschließlichen Verfügung bleiben solle.

Alexander entzog sich dem Danke seiner Eltern, aber Margot fiel ihm unter dem großen Akazienbaum im Garten um den Hals und flüsterte: „Vergieb mir die mancherlei Kränkungen, die ich dir zufügte, mein teurer Alexander. Im Grunde war's freilich immer nur Liebe! Und in dieser Stunde sei's gesagt und geschworen, daß du an mir eine treue Freundin finden wirst fürs ganze Leben.“

Nachdem sich die Kunde von dieser großen Erbschaft in Berghöhe verbreitet hatte, war Alexander in der Folge ein Gegenstand neugierigster und ehrfurchtsvollster Beachtung. Die Mütter junger Töchter deuteten versteckt mit dem Finger auf ihn hin, und die Bürger und Handwerker seiner Vaterstadt beteuerten bei den Einkäufen, die er machte, daß es mit der Bezahlung durchaus keine Eile habe, ja, daß sie es sich zur Ehre anrechneten, wenn er die Beträge in ihren Büchern stehen lassen wolle.

Alexander faßte in seinem Glück und in jener der Jugend eigenen Überschätzung der Dinge auch so manche Pläne, wie er seinen Mitmenschen nützen, ihnen von dem reichlichen Zuviel mitteilen wolle, that auch wirklich vieles, hatte aber, als es zur Ausführung sämtlicher Pläne kam, das Geld, wie alle Begüterte, allmählich lieben gelernt.

Schon seit Jahren war es Alexanders Absicht gewesen, einen Bruder seines Vaters auf einem Rittergute im Norden zu besuchen. Als er einige Wochen nach dem Vorerzählten mit dem letzteren durch den Park wanderte, schob nach seiner Gewohnheit der Oberst die mit dem weißen Schnurrbart gezierte Oberlippe an die Nase, zeigte dabei zwei Lücken in den Vorderzähnen und sagte:

„Ja, ja, Alexander, besuche zunächst Onkel Johann Schulenburg in Granitzhof! Und, mein Junge, sieh dir einmal deine Cousine Margot“ — auch diese hieß, wie Alexanders Schwester, Margot — „an. Sie soll verteufelt hübsch geworden sein, und — und — mein Sohn, jetzt — jetzt bist du ihr sicher ganz besonders willkommen!“

„Ja, eben das ist's, Papa. Ich möchte nicht, daß sie von meinem Erbe wisse. Hast du bereits geschrieben?“

„Nein, mein Junge, gerade heute sollte es geschehen, und wenn du's nicht wünschest — nun, dann laß ich's, obgleich es mir unnatürlich erscheint, ihnen dein großes Glück zu verschweigen!“

„Also noch nichts gemeldet!“ rief Alexander. „Wohl, das ist vortrefflich. Dann bitte, teile nur mit, ich käme, auf meiner großen Reise begriffen, zuerst zu ihnen und bäte um ein längeres Bett als das letzte Mal, wo ich von den kalten Füßen in den Nächten den Schnupfen bekam.“

Der Oberst lachte bei diesen Worten und begleitete seinen Sohn unter allerlei munteren Reden in den Stall, wo seine

Fidde — eine dicke Stute — schon lange ein träges Dasein fristete. Er zeigte ihm auch — sein höchster Stolz! — das Werden und Wachsen der von ihm gezüchteten, überaus häßlichen Cochinchinahühner.

Als sich Alexander von seinem Vater getrennt hatte, stieg er die schöngewundene und mit allerlei prächtigen Schnitzereien versehene Treppe in den oberen Stock des Hauses hinauf, um nach seiner Schwester zu sehen, die an diesem Tage leidend und beim ersten und zweiten Frühstück nicht erschienen war.

Schon auf dem Korridor und vor der Thür schlug ihm ein besonderer Duft entgegen, der ihre Räume unzertrennlich erfüllte.

„Nun, Margot?" fragte Alexander eintretend und ihre Hand teilnehmend ergreifend. „Wie geht's heute? Wieder das alte böse Kopfweh?"

Margot lag in ihrem sonnenbeschienenen, hellen Gemache auf einem mit einem alten, geblümten Stoffe bezogenen Sofa, mit dem auch die Stühle bezogen waren. Wohin man blickte, herrschte eine durchsichtige, reizvolle Sauberkeit; nirgend ein Stäubchen, vielmehr eine anmutige Ordnung, Zierlichkeit und schneeweiße Frische, die nicht übertroffen werden konnte. Sie selbst erinnerte in ihrem Gesichtsausdruck an die berühmte Vestalin von Angelika Kaufmann, nur war ihr Mund nicht so rätselhaft, sondern ernst und lieblich, und allezeit lag eine auffallende, gleichsam stumme Blässe auf ihren feingeschnittenen Wangen. Sie liebte es auch, sich in besonderer Weise zu kleiden, trug im Hause dunkle, bis auf die Schultern herabfallende Spitzenkopftücher und lange, etwas tief und spitz ausgeschnittene Kleider ohne jeden Schmuck.

Margot hatte bei Alexanders Worten einen Band von Schopenhauer aus der Hand gelegt, und nachdem sie mit einem raschen, flüchtigen „Danke, es geht besser!" seine Frage beantwortet hatte, nahm sie das Buch wieder an sich und hob, die Seite, von der sich ihr Auge gewendet, von neuem suchend, laut zu lesen an:

„Höre, was Schopenhauer hier sagt, Alexander. ‚Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man im dramatischen Sinne einen Effekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben auf wenige Jahre mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich während jener Jahre der Phantasie eines Mannes sich in dem Maße bemächtigen können, daß er hingerissen wird, die Sorge für sie auf zeitlebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen, zu welchem Schritte ihn zu vermögen die bloße vernünftige Überlegung keine hinlänglich sichere Bürgschaft zu geben schien. Sonach hat die Natur das Weib eben, wie jedes andere ihrer Geschöpfe, mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseins bedarf, und auf die Zeit, da es ihrer bedarf, wobei sie denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit verfahren ist.'"

„Sehr wahr!" sagte Alexander, nachdem Margot geendet hatte. „Aber warum liest du mir diese, wie immer, sehr hoffnungslose Schopenhauersche Weisheit vor?"

Margot zog die Mundwinkel. Alexander vermochte nicht zu unterscheiden, ob's ein Lächeln war oder schmerzliche Bewegung. „Ich fand eine deutliche Bestätigung dessen, was man täglich zu sehen Gelegenheit hat," antwortete sie. „Und weil mich des Philosophen Worte so sehr beschäftigten, las ich sie auch dir vor," fügte sie in einem zufolge Alexanders Einwand fast etwas verdrossenen Tone hinzu. „Sonst nichts."

Auch neigte sie bei den letzten Worten den Kopf zur Seite und sah ihn in ihrer eigenen sinnenden und melancholischen Weise an.

„Du bist nicht glücklich, Margot?" fragte Alexander weich und ließ sich neben ihr nieder. „Komm, raffe dich auf, reise mit mir! Die neuen Bilder werden wohlthätig auf deine Seele wirken. Wie vollendet wäre mein Leben, wenn ich zu allem dich ganz im Einklang mit dir selbst wüßte!"

Während sie ihn bei dem ersten Teil seiner Rede freundlich angeschaut hatte, schien der Schluß sie fremd zu berühren.

„Du bist du!“ erwiderte sie in der rätselhaften Weise, in der sie häufig sprach. „Aber das Letzte verstehe ich nicht. Ich bin ganz im Einklange mit mir selbst. Nur leide ich viel. Das ist's. Und ein Mädchen — ein Mädchen, das muß sich eben sagen, daß es nichts anderes ist als ein Blatt an einem Baum. An diesen ist's untrennbar gebunden, wird ohne Widerstand von der Sonne beschienen, vom Regen benetzt und vom Sturm geschüttelt. Zuletzt kommt der Herbst — dann fällt es ganz ab!“

Plötzlich feuchteten sich ihre schönen, ungewöhnlich dunklen Augen; sie faßte ihn und drückte seinen Kopf heftig an ihre Brust.

„Margot! Margot! Was ist?“ rief der Mann erschreckt über diese unerwartet heftige Bewegung ihrer Seele.

„Kennst du nicht das Gefühl, Alexander, das uns Menschen bisweilen befällt und für das noch niemand einen Namen erfand? Das Gefühl, das noch kein Dichter mit einem Worte zu kennzeichnen vermochte? Den Durst der Seele nach etwas Höherem, Besserem? Man möchte die Übergangshülle abstreifen und als ein goldener Schmetterling zum hohen Himmel fliegen.“

„Das heilt allein die Liebe, meine teure Margot. Liebe! Liebe! Hast du je geliebt?“

Sie sagte nicht nein und nicht ja, sah Alexander schwermütig an und ließ sich in die Kissen zurückfallen.

„Bevor du gehst, sieh, was ich gearbeitet habe!“ Sie wies auf ein Blatt Papier, das auf ihrem mit Blumen und vielem hübschen Allerlei geschmückten Schreibtische lag.

Alexander erhob sich, nahm und prüfte. Ein Amor hatte die Köpfe eines reizenden Mädchens und eines dunkel gelockten Knaben gefaßt und drängte die sich halb verlegen Sträubenden, halb stürmisch Begehrenden zum Kusse.

Man konnte in der That Lieblicheres nicht sehen als diese mit größter Künstlerschaft ausgeführte Federzeichnung.

„Wundervoll, wirklich wundervoll, Margot!“ rief Alexander.

Margot bewegte langsam das Haupt. „Wirst du mich gar nicht mehr lieb haben, wenn dich der kleine Gott einmal, vielleicht schon bald, gefangen nimmt?“ fragte sie mit zärtlicher Trauer.

„Wie seltsam du fragst, Margot! Liebst du mich denn so sehr?“

„Unbeschreiblich!“ erwiderte Margot, und Alexander strich lächelnd über ihren fein gebauten Kopf.

* *
*

Bevor Alexander abreiste, durchwanderte er noch einmal den Garten und Park des Herrenhofes, „seines“ Herrenhofes, und überließ sich ganz seinen glücklichen Empfindungen.

Dieser entzückende Fleck Erde war nun sein Eigentum; hier schaltete und waltete er fortan als alleiniger Herr und Gebieter. Nirgend konnte man herrlichere alte Bäume sehen, nirgend schattigere Plätze und Wege finden, und nirgend erklang das Geschwätz der Vogelwelt lieblicher und vergnügter als in dieser stillen, schattigen Welt.

Von der Rückseite des Hauses führte eine prächtige Allee durch den Garten bis in den eigentlichen Park, und zur Rechten und Linken breiteten sich große grüne Rasenplätze aus. Hier und dort war ein Hügel aufgeworfen und bepflanzt, eine Bank errichtet oder ein kleiner Pavillon gebaut. Ein kleines Wasser wand sich an der linksseitigen Grenze durch die Rasenfläche und verschönte mitsamt den kleinen weißgestrichenen Brücken das Bild, das durch Ruhe und Abgeschlossenheit seine Reize erhöhte.

Frau von Schulenburg, eine hochgewachsene, noch schöne Frau mit vornehmer Haltung, grauschimmerndem Haar und einem besonders gütigen Ausdruck in dem klugen Antlitz, zog Alexander in

der letzten Stunde noch einmal beiseite und sagte, nach ihrer Art den Dingen auf den Grund gehend:

„Beim Schachspielen, mein teurer Alexander, sind die unbeachteten Bauern trotz der Beschränkung ihrer Rechte schließlich stets unsere besten Verbündeten. Beschränkte Rechte haben auch im Lebensspiel zunächst nur Besonnenheit und weise Überlegung. Und doch sind sie es, die Bauern, welche uns am Ende über alle Fährlichkeiten allein hinwegzuhelfen vermögen. Bedenke beim Handeln allezeit das Ende! Respice finem! Das sage ich dir bei allem, was du unternehmen wirst, besonders aber mit Beziehung auf die Wahl einer Lebensgefährtin. Du weißt, was du schätzest, werde auch ich immer lieben. Du kannst dich nicht verirren. Aber, ich bitte dich, ziehe mich zu Rate. Vier Augen sehen besser! Willst du, mein Alexander?"

Der Angeredete küßte ihre sanften Wangen und versprach, was sie von ihm erbat. Alsdann reiste er zur Brautschau nach dem Gute seines Onkels ab.

* *
*

Eine Drossel schlug in den Zweigen. Alexander hörte sie, und sie lockte ihn in den Garten, sie und das unruhig irrende, die Büsche und Bäume durchglänzende Sonnenlicht.

„Wohin?" rief seine jüngste Cousine Thora, die auf dem Treppenausbau des Hauses in Granitzhof stand, und sah ihm mit den großen, lebhaften Augen nach, als könne sie mit diesen ihn zurückholen.

Er wandte den Blick, bückte sich, pflückte eine weiße, volle Rose und hielt sie empor. „Diese Rose wollte ich besitzen, weil sie dir — dir —"

„Nun was?" fragte Thora, die längst herabgeeilt war und schon an seiner Seite stand.

„Weil sie dir, meine holde Thora, so ähnlich sieht."

„Du spottest! Immer spottest du!"

Die Augen verdunkelten sich, und ein trauriger Blick drang daraus hervor. Sie blieb auch nicht neben ihm, schritt vielmehr über den Rasen auf ein Boskett zu und pflückte hier Goldlack und Syringen. Ein Zweiglein steckte sie in das blonde Haar zur Linken, ein anderes an die rechte Seite.

„Ach!" rief sie, als er sich ihr näherte und sie fragend anschaute, „ich möchte noch klein — ein Kind sein. Damals schmückte ich mich so, und jetzt — erscheint's mir närrisch."

„Weshalb thust du's denn, Thora?" fragte Alexander, und sein Auge überflog ihre schlanke Gestalt.

Alles an diesem jungen Geschöpf war schön, biegsam, stählern und gesund. Oft schien's, als ob sie noch von der Welt und ihrem Treiben überhaupt nichts wisse, mehr noch als ein Kind sei, und als ob ihr auch nicht im mindesten ahnte, daß sie um Alexander warb und dabei bald unendlich verführerisch, bald trotzig abstoßend war.

Sie stand dann da mit den roten Lippen und dem halb geöffneten, fragenden Munde, aus dem Zähne mit einem unberührten Schmelz hervorblitzten, als seien sie eben unter dem rosigen Zahnfleisch hervorgewachsen. Und wenn sie lebhaft wurde, glühten ihre Wangen in dem schönen, glutenden Rot kraftvoller Gesundheit.

Nach Alexanders fragenden Worten löste Thora die Blumen aus ihrem Haar und warf sie beiseite. „Du hast recht!" sagte sie. „Lehre mich, was ich thun soll, damit ich dir gefalle."

„Damit du mir gefällst, Thora?" Ihre unschuldige Sprache, aber auch ihr Werben riß Alexander fort. Er trat ihr näher, umfaßte sie und wollte einen Kuß auf die Wange drücken.

„O nein, nein! Nicht doch! Das schickt sich nicht!" rief das Kind fast drohend und wich mit stolzer Gebärde zurück.

Von diesem Augenblick an war Thora wie verwandelt. Diese eine unvorsichtige Regung hatte sie belehrt, daß sie bisher Alexander gegenüber nicht den rechten Ton gefunden hatte; von diesem Moment

an war sie sich bewußt geworden, daß — sie ihn liebe und daß diese Liebe an den Tag zu legen unweiblich sei.

Sie gingen zusammen durch den weitläufigen, von Tannen umstandenen Garten und gelangten an einen Teich, auf dem vier Schwäne langsam und majestätisch einherschwammen.

Er fragte viel unterwegs und sie antwortete entweder nur mit nein und ja oder neigte stumm den Kopf.

„Höre, Thora!“ hob Alexander an. „Was hast du plötzlich? Hat's dich so sehr erzürnt, daß ich dir, meiner Cousine, einen Kuß rauben wollte?“

Er blickte sie an. Sie aber hielt das Auge gesenkt und Röte stieg in Stirn und Wangen.

„Bitte, laß nun solche Sachen, Alexander!“ flehte das Kind in ungeschickter Befangenheit. Halb altklug, halb kindlich klang ihre Rede.

Aber dieser ernste Unmut machte sie so hinreißend und weckte in Alexander so sehr das Begehren, einen weichen Herzenston aus ihrem Munde zu vernehmen, daß er mit erkünsteltem Unwillen hervorstieß: „Du bist ein rechtes, ein thörichtes Kind!“

Er sah, wie sie den Kopf langsam und zustimmend bewegte; es stand in ihren Mienen geschrieben: Ja, sag's nur, was ich selbst weiß! Du hast recht. Aber wie soll ich's denn machen? Ich weiß es nicht. Fast dem Weinen war sie nahe.

Nun erfaßte Alexander ein brennendes Verlangen nach dem holden Kinde. Was sie ihm unbefangen gewährt haben würde, jetzt aber in der Befangenheit ihm halb in angstvoller Scham, halb im Trotz weigerte, stieg als etwas unerreichbar Glückberauschendes in ihm auf, und abermals bediente er sich der Liebeslist.

Er gab sich, als habe ihn ihr Betragen unversöhnlich verletzt. Während sie mit zerstreuten Augen die langsamen Bewegungen der Schwäne verfolgte, trat er rasch auf sie zu und sagte mit einem erschreckenden Ernst in der Miene:

„Leb wohl, Thora! Ich gehe jetzt hinauf, um meine Sachen zu packen. Noch in dieser Stunde verlasse ich euer Haus!“

Als sei der Blitz herabgefahren und habe sie getroffen, so stand sie da. Und dann riß sie die Kinderaugen auf, öffnete den Mund und starrte ihn an.

„Bitte, bitte, Alexander!“ stieß sie mit flehender Miene heraus. „Weshalb, weshalb? Bin ich schuld? O, ich bitte dich, sprich!“

Alexander hatte sich abgewendet und schaute seitwärts in die dunklen Tannen. Und da fühlte er, daß sie neben ihm stand, nach seiner Hand tastete, ja diese mit ihren Lippen demütig berührte und endlich, so Abbitte leistend, leidenschaftlich küßte.

Er aber that, obgleich brennende Funken durch seine Seele flogen, nicht, was er gewollt und wonach ihn so namenlos verlangt. Er schloß sie nicht in seine Arme, sondern er faßte mit beiden Händen ihren Mädchenkopf, drückte ihn sanft, berührte mit seinen Lippen ihren blonden Scheitel und flüsterte:

„Nein, ich gehe nicht, meine liebe Thora! Und nun ist alles gut!“

Da flog's wie heller Sonnenschein über ihr liebes, unschuldiges Gesicht.

* * *

Der große Gutshof lag unter alten, schönen Tannen, erhielt aber dadurch etwas Düsteres. Selbst die Allee, welche auf den norddeutschen Gütern den Eingangsweg zum Hofe bildet und allermeist aus Linden, Buchen, Eichen oder Pappeln besteht, hatte der ursprüngliche Besitzer von Granitzhof mit Nadelholzbäumen bepflanzt. Das Herrenhaus stammte aus dem vorigen Jahrhundert und war ein etwas verbautes, aber schönes, schloßartiges Gebäude mit einer hoch aufgetreppten Mittelfront und zwei Flügeln. Zur Linken des Hauses lag ein unregelmäßiger, mit vielen herrlichen Bäumen, auch Obstbäumen, besetzter weitläufiger Garten, welcher in ein durch Lichtungen unterbrochenes Buchengehölz auslief.

Unzähliges Getier nistete hier. Eichhörnchen glitten an den Stämmen auf und ab; Maulwürfe, Marder und Iltisse zeigten ihre Spuren.

Ein abgelegener, aber prächtiger und fruchtbarer Besitz.

Im Inneren des Hauses war es stets lebhaft: Margot, die in einer Pension gewesen war, hatte vielfach Besuche von ihren Freundinnen. Auch der Onkel war eine gesellige Natur, und mit den Bewohnern der angrenzenden Güter hielt er gute Nachbarschaft. Zudem lag die Stadt Libenau nur ein kleines Stündchen entfernt, und hier besuchten Schulenburgs häufig Theater und Konzerte.

Alexander ging mit Thora nach ihrer Versöhnung ins Haus zurück, setzte sich, da noch nicht zum Mittagessen geläutet war, in dem Gartenzimmer ans Piano und spielte eine Rhapsodie von Liszt.

Plötzlich ward hinter ihm Beifall gerufen, und als er sich umschaute, stand Margot mit einer ihrer Freundinnen, einem Fräulein von Rex, in der Thür.

Alexander wandte sich um, neigte dankend den Kopf, spielte den Satz rasch zu Ende und erhob sich.

„Wir bitten mehr!" hob Fräulein von Rex an.

„Ja, ja, mehr, rasch mehr!" drängte Margot in ihrer gewohnten drolligen und übermütigen Weise.

Alexander aber verbeugte sich achselzuckend und bat Margot, sich ans Klavier zu setzen.

Dieser Aufforderung kam sie auch sogleich und ganz abweichend von der Gewohnheit junger klavierspielender Mädchen nach. Im Nu hatte sie sich zurechtgerückt, präludiert und das Thema gefunden.

Aber in ihrem neckischen Übermut spielte sie den Satz einer Chopinschen Etüde sowohl crescendo wie prestissimo, geriet dabei ins Lachen, kam aus dem Takt, wußte sich nun erst recht nicht zu finden und sprang endlich, hochgerötet von der Anstrengung, empor.

„Du lachst ja nicht? Lache gleich oder bezahle Strafzoll!" rief Margot, ein zigeunerhaft dunkles Mädchen, mit einem Wuchs, der das schlanke Ebenmaß einer Tanne beschämen konnte.

„Natürlich!" erwiderte Alexander mit neckischem Ernst. „Es war unendlich komisch."

Und Alexander lachte laut, ohne indessen eine Miene zu verziehen. Ja, er machte sogar ein tieftrauriges Gesicht, welcher Scherz nun wieder so sehr auf die beiden Mädchen wirkte, daß Margot sich fast atemlos in einen Stuhl warf.

Aber jetzt ertönte die Tischglocke, und Alexander bot den beiden Damen den Arm und führte sie über den Flur ins Speisegemach.

* *
*

Alexander war nun schon fast zwei Wochen auf dem Gute seines Onkels, und noch immer hatte er nicht von seinem Glück erzählt. Einigemal wollte er anheben, aber ein widerstrebendes Gefühl verschloß ihm den Mund. Er wünschte um seiner selbst willen begehrt zu werden, und es belustigte ihn denn auch sehr, daß Margot, als er bei einer Neckerei mit ihr in Zusammenhang gebracht wurde, in ganz unbefangener Weise hervorstieß: „Bah, der Vetter! Jurist! Fünf Jahre warten und kein Vermögen! Nein, liebe Kinder!"

Wenn Alexander neben seinem vortrefflichen Oheim in dem reichgeschmückten und bequem eingewohnten Arbeitszimmer saß und gleich diesem aus einer silberbeschlagenen Meerschaumpfeife rauchte, hob der Onkel an, von seiner Zukunft zu sprechen, gab seiner Freude über das gut bestandene Examen Ausdruck, ermunterte ihn, auszuharren, und ließ fallen, daß er — sein Neffe möchte es ihm erlauben — auch noch etwas beitrage, um die lange, schwere Zeit zu erleichtern, bis er auf irgend einer einsamen Nordsee-Insel auch einen Amtsrichterposten erhaschen werde.

Herr von Schulenburg war ein großer,

magerer Mann mit einem aristokratischen Gesicht. Eine hohe Stirn, buschige Augenbrauen und altfränkisch bis an die Stirnseiten vorgescheiteltes Haar waren hervorstechend. In seinen Zügen malte sich jene Rechtlichkeit der Gesinnung und jene ehrliche Arglosigkeit, welche der Schöpfer wahrhaft guten Menschen als einen unverkennbaren Stempel aufzudrücken pflegt. Er gehörte zu den etwas pedantisch zugeschnittenen Menschen, die jeder, auch der unwesentlichsten Sache eine Bedeutung beilegen und die trotz ihres guten Verstandes und liebenswürdigen Humors doch als Gesellschafter leicht ermüden.

Alexanders Tante war dagegen kurz in ihrer Redeweise, überging alles Nebensächliche, war klug, resolut und eine ungewöhnlich schöne Frau. Sie besaß so viele Tugenden wie kleine dunkle Haare auf der Oberlippe, ging zufolge eines Fußleidens allezeit an einem Stock, den eine wundervolle goldene Krücke zierte, schnupfte aus einer Dose von demselben Metall und erschien Alexander stets als ein weiblicher Friedrich II.

Nur ein hervorragender Fehler trat bei ihr zu Tage: ihre Lebhaftigkeit und eine gewisse Herrschsucht rissen sie vielfach zu unvorsichtigen Äußerungen hin.

Fast täglich faßte sie ihren Neffen unter den Arm und machte ihm, während sie ihre Gänge über den Hof antrat, die Meierei, die Ställe und den Gemüsegarten besuchte und sonstige Umschau hielt, allerlei Konfidenzen.

Bei einer dieser vertraulichen Plaudereien eröffnete sie ihm, es sei eigentlich immer ein alter Lieblingsplan von ihr gewesen, daß Margot und er ein Paar würden. Margot und Alexander! Das klang in der That nicht übel!

Alexander bewegte auf diese Rede den Kopf und erwiderte nur kurzhin, er könne noch gar nicht an derlei Dinge denken, worauf sie bemerkte, daß sie diese Äußerung nur gethan habe, weil ja keine Neigung zwischen ihnen beiden bestehe. Sonst würde sie irgend eine Bemerkung darüber als unzart unterdrückt haben. Und das fand ihr Neffe wiederum sehr richtig bemerkt. Weshalb sollten er und Margot sich nicht bloß mit verwandtschaftlicher Liebe begegnen? Sie amüsierten sich vortrefflich zusammen. Nichts störte die Harmonie ihres Verkehrs; jeden Tag zu einem Festtage zu gestalten, bemühten sie sich mit Erfolg. Spazierritte, Ausflüge zu Wagen, Crocketspielen, Musizieren und allerlei gemeinsames Thun in den Abendstunden ließen kaum merken, wie schnell die Zeit dahinflog.

An einem der kommenden Vormittage schloß sich Alexander Margot auf einem Spaziergange nach dem sogenannten Ebenberg an, einem kleinen Gütchen, das kaum zwanzig Minuten vom Gutshofe entfernt lag und dessen Wohnhaus von der Höhe weit über das Land schaute..

„Weißt du, Alexander, wie du mir erscheinst?“ sagte Margot, während sie nebeneinander herschritten, und legte einen neckenden Ton in ihre Rede.

„Nun?“

„Wie ein zu früh alt gewordener, etwas an der Leber leidender Apollo.“

„Das ist ja allerliebst, Margot! Und aus welchen Gründen vergleichst du mich mit diesem sonst so vollendeten Gott?“

„Hm! — Du bist ein Mensch, der eigentlich alles kann. Du bist im Grunde auch ein Schwärmer für das Schöne und Besondere und deshalb von Natur ein liebenswürdiger Durchgänger, aber schon lange von dem Zuviel angekränkelt. Du hast etwas von einem spöttisch lachenden Philosophen! Nur keine Erregungen und Unbequemlichkeiten! Du erscheinst wie ein herrlich gebauter Leuchtturm, der's nicht mehr der Mühe wert hält, die Lichter anzuzünden.“

„Danke für die Komplimente. Aber hältst du mich in der That für einen blasierten Menschen, gar für einen Philister?“

„Nein! Das ist nicht die richtige Bezeichnung. Aber man kann dir gar nicht nahe kommen. Dein Herz ruht, wie die alten Nürnberger Uhren, in einer Kapsel. Wenn alle lachen, fliegt höchstens ein

Miniaturlächelchen um deinen Mund. Wenn alle Welt in Aufregung gerät, zuckst du höchstens leise die Achseln, und urteilst du über menschliche und göttliche Dinge, über Musik oder ein Kunstwerk, über ein Buch oder Persönlichkeiten, so trocknest du rasch vorher alle Superlative an dem Handtuch deiner souveränen Bedächtigkeit ab."

„Sehr, sehr schön ausgedrückt, vorzüglich, Margot!"

„Ach, mit dir reden!"

„Du schmollst, Margot? Wahrhaftig, ich glaube, du zürnst? Ich bitte dich, meine kleine Patent-Cousine — du müßtest wirklich patentiert werden wegen deiner vielen vortrefflichen Eigenschaften — sei wieder gut!"

Sie waren unter diesem Hin und Her an eine von einem Wall umgebene, bereits auf der Höhe liegende Wiese gelangt, die man nur beschreiten konnte, wenn man über einen überhohen, den Eingang versperrenden Feldstein hinüberkletterte. Selbst für männliche Personen war's etwas beschwerlich.

„Darf ich helfen?" fragte Alexander und streckte die Hand aus.

„Geh du voraus und wende dich nicht um! Nur so geht's!" entschied sie, ohne Widerspruch aufkommen zu lassen.

Als Alexander ihrem Gebot folgte, anfänglich rasch fortschritt, dann aber, ihrer wartend, stille stand und über das Feld in die Ferne schaute, drang das süße Zwitschern der Vögel, der stille Friede der Landschaft, der Duft des Landes, Erdgeruch und der Atem der Kräuter und Feldblumen so berauschend auf ihn ein, daß er, da nun Margot in seine Nähe gelangte und ihre Schritte mäßigte, sich ihr nicht nur nicht anschloß, sondern sie auch eine längere Strecke allein vorwärts schreiten ließ.

„Margot! Margot!" rief er endlich laut.

Sie wandte sich um. Wundervoll sah sie aus mit ihrer schlanken biegsamen Gestalt und dem breiten Sommerhut, dessen Bänder ein leiser, eben aufgekommener Wind bewegte.

„Höre, Cousine!" sagte Alexander, als er wieder in ihre Nähe gelangt war, und schob seinen Arm ohne Erlaubnis unter den ihrigen. „Ich schlage vor, daß wir gute Kameraden bleiben, jetzt und in Zukunft. Wir haben beide Spänchen abzufeilen und machen dabei keine Ausnahmen von anderen Menschen. Zudem: du wirst dich bald nicht mehr zu beklagen haben. Acht Tage weiter, und Granitzhof mit dem blauen Himmel, dem Amselschlag, mit all den schönen Erinnerungen liegt hinter mir!"

Margot sah ihren Vetter ungläubig an. Er aber zeigte durch seine Mienen, wie ernsthaft er es gemeint habe.

„Wenn's wirklich unabänderlich ist, Alexander, daß du reisen willst, so bleibe wenigstens, bis Luisella kommt. Kennst du Paul Heyses Gedicht „An Sorrent"? Auch dort kommt eine Luisella vor. — Also bis Luisella Cornelius kommt."

„Luisella Cornelius? Wer ist das? Die Freundin, welche du erwartest? Von der du sprachst?"

„Ja! Du mußt sie kennen lernen und sie dich! Das schönste, klügste, sonderbarste Mädchen zwischen den Lofoten und dem Nordpol!"

„Wohl!" erwiderte Alexander gut gelaunt. „Warten wir also Fräulein Luisella aus der Gegend der Lofoten ab!"

Und während die beiden nach Ebenberg hinaufstiegen und den Zauber des herrlichen Bildes: den Anblick der bunten Äcker, Wälder, Wiesen und glitzernden Seen, auf sich wirken ließen, erzählte ihm Margot das Nähere von Luisella Cornelius.

* * *

Sie war groß, schlank, sehr üppig gebaut und hatte tiefliegende, blaue und doch wunderbar dunkle, weil in der Erregung tief blitzende, alles verratende, verweigernde und gewährende Augen. Bei Gelegenheiten, wo man einer Germania, einer Jungfrau von Orleans bedurft hätte, da wäre sie an ihrem Platze gewesen. Ein solcher Zug von Begeisterung trat bis-

weilen in dieses schöne, heiß-blasse und tiefes Feuer unter seiner Oberfläche verbergende Angesicht, ein solcher Ausdruck von Hoheit, Kraft und Würde drückte sich in der herrlichen Gestalt aus, daß man sich deren Gesamtwirkung unwillkürlich unterordnen mußte. Und dann war dieses Mädchen von einer so heiteren Fröhlichkeit und Ausgelassenheit, von einer so liebenswürdigen Unterordnung, wo sie verehrte, bewunderte und liebte, daß man von ihr nur hätte sagen können: ein reizvolles, naives Kind und eine gesetzte Frau habe sich in ihr körperlich und geistig zusammengefunden.

Als Alexander Luisella Cornelius, die Tochter in Hamburg lebender, reicher und hochgebildeter, namentlich ganz in Kunstinteressen aufgehender Eltern, zum erstenmal sah, dachte er: Wie kommt ein Wesen, das, wo immer es sich in der Welt zeigt, einen ungewöhnlichen Eindruck hervorrufen muß, in diesen abgelegenen Winkel Erde?

Sie erschien ihm wie ein Wesen aus einer anderen, besonderen Welt. Auch ihre Art, sich zu kleiden, war ganz eigentümlich. Sie trug meist dunkle Sammetkleider, und auf ihrem braunrötlichen Kopf lag ein golddurchwirktes Netz. Nie erschien sie, selbst bei ihrer Ankunft, ohne Rosen, die sie an ihre linke, volle Brust zu befestigen pflegte und die, wie bei der heiligen Cäcilia, gleichsam aus ihrem Körper herauszuwachsen schienen.

Sie besaß eine solche Schwärmerei für die Natur, daß sie schon in frühester Frühe auf die Anhöhen stieg, um die Sonne aufgehen zu sehen, und nachts, wenn alles längst zur Ruhe gegangen war, noch im Garten umherwandelte.

Gleich an einem der ersten Tage hatte Alexander mit ihr ein längeres Gespräch, das die Eigenart der Fremden in das hellste Licht stellte.

Sie saß nachmittags hinter dem Hause vor einer Laube unthätig auf einem beschatteten Platze. Margot und die Baronesse Rex waren in die Stadt gefahren, um für eine kleine Komödie, die aufgeführt werden sollte, Garderobe zu besorgen.

Luisella hatte abgelehnt, sich anzuschließen, und Alexander blieb in Granitzhof, weil er sich sogleich auf das lebhafteste von ihr angezogen fühlte und von einem unruhigen Drange erfüllt war, mit ihr zu plaudern.

„Warum fuhren Sie nicht mit in die Stadt?“ fragte Luisella, als er neben ihr Platz genommen hatte.

„Um bei Ihnen zu bleiben!“

Ihren Mund umspielte ein eigentümliches, aber freundliches Lächeln. „Ich dachte mir so! Haben Sie keine Beschäftigung?“

„Im Augenblick nicht. Nach einer sehr anstrengenden Zeit, nach eben absolviertem Examen, suche ich hier auf dem Lande Ruhe. Sie fragen übrigens, als ob Sie wegen meiner Unthätigkeit bereits ein Vorurteil gegen mich gefaßt hätten.“

„Sie haben vollkommen recht. Ich mag keine unbeschäftigten Männer. Sie erscheinen mir unwürdig, wenn sie rasten.“

„Und die Frauen nehmen Sie aus? Und was nennen Sie Nichtsthun, mein Fräulein? Ich stelle beide Fragen zu gleicher Zeit.“

„Ja, ich nehme die Frauen aus!“ erwiderte sie. „Was ich Nichtsthun nenne? Tändeleien treiben und sich in allerlei Eitelkeiten gefallen.“

„Und Sie finden das bezüglich meiner Person zutreffend?“

Luisella nickte. „Ich mag nicht einen einzigen Mann unter vielen Frauen. Stets verschieben sich dadurch die natürlichen Verhältnisse. Sonst wirbt der Mann! In solchen Fällen aber werben unwillkürlich die Frauen, auch die zurückhaltendsten. Und eine werbende Frau! Nichts geht so sehr gegen mein Gefühl!“

Alexander verzichtete auf einen Einwand und sagte: „Sie teilen also meine Ansicht, daß Ruhen durchaus nicht gleichbedeutend mit Nichtsthun ist?“

„Im Gegenteil. Sie sehen, ich thue nichts — und glaube, doch beschäftigt zu

sein. Ich denke nach. Das ist auch etwas. Aber, wohlgemerkt. Ich tadle durchaus nicht Frauen, welche ihre Hände rühren, bin gar kein Blaustrumpf und finde jede Art von Übermaß: blindes Schwärmen und augenverdrehendes Bewundern, kurz, eine übertriebene, das Selbstgefühl verleugnende Hingabe, namentlich an Personen, abgeschmackt und tadelnswert. Ja, ich fühle, daß ich solchen Leuten gegenüber das unbefangene Urteil verliere und gegen ihre sonstigen Vorzüge ungerecht werde."

Alexander nickte zustimmend. „Sie erwähnten vorher, mein Fräulein, daß Sie die Frauen ausnehmen. Weshalb räumen Sie ihnen eine besondere Stellung ein?"

„Nun, ich denke, da ihnen alles sonst verwehrt ist, daß man ihnen wenigstens eine Freiheit lassen sollte, die Freiheit zu denken — nachzudenken. Aber nicht genug, daß man sie in Käfige einsperrt, sie sollen hier noch Eigenschaften an den Tag legen, welche einer vollendeten Welt angehören. Welch ein bewunderungswürdiges Geschlecht die Frauen sind, geht schon daraus hervor, daß sie — die dazu in erster Linie Berechtigten — fast niemals, solange die Welt besteht, Revolutionen angestiftet haben. Giebt's etwas Berechtigteres, als sich gegen die ausgelebten Formen auflehnen? Und wenn sie's thäten, würden die Männer sicher ein Gesicht machen, wie in der Posse der jahrelang dominierende Ehegatte, wenn plötzlich die Gattin, der Tyrannei müde, mit dem Fuße stampft und ruft: ‚Nun habe ich die Sache satt. Ein viertel Säkulum habe ich gehorcht; jetzt will ich auch einmal befehlen!' Wenn einem Bewunderten niemals gesagt wird, er sei eben auch nur ein Mensch, hält er sich zuletzt für einen Gott. So ist's nachgerade mit den Männern. Aber auch bei diesen Auseinandersetzungen bitte ich, mich nicht mißzuverstehen! Ich bin ein Feind der Emancipationen. Der höchste Schmuck der Frau bleibt die Weiblichkeit. Aber eben der Begriff der Weiblichkeit wird falsch gedeutet! Dinge, welche man unglaublich findet, würde man mit der Zeit als natürlich ansehen. Ich denke überhaupt anders als die meisten, wenn die meisten wirklich sich dieser Beschäftigung unterziehen und nicht vielmehr ohne Gedanken in den Tag hineinleben. Vorerst ist entscheidend die Lebensstellung. Hier kann nur von den Gebildeten die Rede sein; sie haben ein Recht auf ihre Eigenart, jeder für sich."

„Was erscheint Ihnen denn als der wünschenswerte Lebenszustand, wenn die Frage erlaubt ist?"

„Ein mäßiger Genuß in allen Dingen, aber nur ein solcher, der niemals Schmerzen im Gefolge hat. Darin liegt schon, daß ich nur geistige Genüsse, Einfachheit und Bedürfnislosigkeit als das zu Erstrebende ansehe. Das Genießen im Sinne der Welt heißt: sich jeden Tag in Leib und Seele schneiden. Das Ende ist im Alter die Hölle, welche wir uns nach dem Tode vorstellen. Es sei denn, daß die Natur so barmherzig ist, uns früher zu sich zu nehmen, als wir die Folgen ernten."

„Ich bewundere Ihre gesunde Weisheit, aber ich staune, sie aus Ihrem Munde zu hören!"

„Und weshalb?"

„Weil Sie noch so jung sind!"

Luisella lächelte eigentümlich und nun wie ein Kind. „Bitte, halten Sie mich nicht für ein sentimentales Geschöpf, das, ohne Welt und Leben zu kennen, sich dem Philosophieren hingiebt, auch nicht für einen Menschen, der irgend etwas Besonderes sein möchte. Ich gebe mich ganz, wie ich bin, und oft über das Geringste, oft über das Thörichtste kann ich eine ausgelassene Freude empfinden. Ich habe aber nicht den aus den fünf Sinnen sich meistens ergebenden sechsten unsichtbaren Sinn der übrigen, sondern dieser sechste stellt sich bei mir so dar, daß ich mir die Dinge mit anderen Augen ansehe als meine Umgebung. Zum Beispiel beurteile ich auch Sie anders als sicher alle anderen. Ich urteile: Sie haben eine tiefe Seele, fühlen sich besonders zu der

Natur hingezogen und besitzen einen ungewöhnlich großen Reichtum an Liebeskraft für Ihre Nebenmenschen. Ich glaube, dasselbe von mir sagen zu dürfen. So gehören wir denn zusammen. Bitte, pflücken Sie mir eine rote Nelke; ihr Duft erquickt mich so sehr. Wollen Sie?“

* * *

Als Alexander mit seiner Tante am nächsten Morgen plaudernd durch den Garten schritt — sie pflückte die welk gewordenen Rosen in einen Korb, den sie am Arm trug —, fragte sie ihn, wie ihm Luisella gefalle, und als er seine Ansicht äußerte, nickte sie mit dem Kopfe und sagte: „Ein eigentümliches Mädchen. Und nicht nur voll Geist, sondern auch in allen praktischen Dingen tüchtig und gewandt. Sie war schon einmal zwei Monate bei uns. Damals habe ich sie genau kennen und zugleich lieben gelernt. Sie weiß alles anzufassen in Küche und Keller, ist äußerst geschickt in weiblichen Arbeiten jeder Art und auch eine rührende Krankenpflegerin. Margot war damals eine Zeit lang leidend; sie wich nicht von ihrer Seite. Aber eins —“ Hier stockte sie, und Alexander, begierig aufhorchend bei jedem Lob und Tadel, ermunterte sie zum Sprechen. Aber seine Tante, der die Worte gegen ihren Willen entflohen zu sein schienen, wollte nicht mit der Sprache heraus. „Nichts, nichts, lieber Junge. Und jedenfalls nichts, woraus ihr irgend ein Vorwurf zu machen wäre. Das möge dir genügen!“

Trotzdem beschäftigte Alexander diese Äußerung seiner Verwandten, und um sich Klarheit zu verschaffen, fragte er gelegentlich eines acht Tage später erfolgenden Spazierrittes (alle vier Damen ritten, und namentlich Thora saß vollendet zu Pferde) Margot nach der rätselhaften Anspielung, welche ihre Mutter über die Fremde gemacht hatte.

„Ich weiß gar nichts,“ erwiderte seine Cousine, aber in einem Tone, durch den sich verriet, daß auch sie nicht sprechen wollte.

Am Abend saßen alle auf der an der Rückseite des Hauses gelegenen Veranda, obgleich es ungewöhnlich kühl war. Aber diese Kühle wirkte nach des Tages Schwüle doppelt erfrischend, und das stahlhelle Licht des Mondes, das sich über die Bäume und Büsche ergoß, erhöhte den schönen Eindruck des Abends. Margot und die Baronesse Rex hatten allerlei Heimlichkeiten miteinander und nahmen nur teilweise an dem Gespräche zwischen Alexander und Luisella teil; Thora war früher zur Ruhe gegangen, der Gutsherr beschäftigte sich mit der Zeitung, und Alexanders Tante, die bisweilen auch einmal schweigsam sein konnte, saß heute wortlos und eifrig über einer Fußdecke, die sie aus zahlreichen kleinen Stoffabfällen zusammenstellte.

In diesem Augenblick hörte man den lauten Hufschlag eines Pferdes auf dem Hofe, wenige Sekunden später raste, gefolgt von zwei Knechten, ein Gaul durch die offene Stakettthür mitten durch den Garten und verschwand hinter den Tannen. Das Pferd hatte sich im Stall losgerissen und war dann, wie besessen, davongerannt. Herr von Schulenburg erhob sich und begab sich eilig in den Garten. Alexander schloß sich ihm, von einem plötzlichen Drange getrieben, an. Als sie den See erreichten, war der Wallach eben eingefangen, und während sich Herr von Schulenburg dem Tiere näherte und mit den Stallknechten sprach, richtete Alexander, von dem wundervollen Anblick angezogen, sein Auge auf das stille Wasser.

Der Mond schien sich diesen Fleck Erde ausgesucht zu haben, um seinen Schönheitsglanz auf einmal zu verschwenden. Und doch ließ er auf dem unbewegten See einige Streifen unberührt; ja, am jenseitigen Ufer, da, wo die Bäume, gleichsam von dem Zauber der geheimnisvollen Tiefe angezogen, sich mit den Spitzen ihrer dichten Zweige herabbeugten, war die Wasserfläche mystisch dunkel, und die aus diesem Dunkel auftauchenden Schwäne, welche langsam ihre Kreise zogen, machten den Anblick noch zauberhafter.

Endlich riß sich Alexander von dem schönen Bilde los und folgte seinem Onkel, der sich bereits nach ihm umgeschaut hatte. Zu seiner Überraschung fand er Luisella, als er zurückkehrte, nicht mehr in der Veranda, aber er unterließ es, nach ihr zu fragen, weil er seine Gefühle für sie zu verraten fürchtete. In der nun folgenden Viertelstunde, während welcher alle Anwesenden an einem gemeinsamen Gespräch teilnahmen, überkam Alexander eine so unruhige Sehnsucht nach der Geliebten, daß er sich kaum zu beherrschen vermochte, und zuletzt schützte er Kopfweh vor und begab sich noch einmal in den Garten.

Wie magnetisch zog es ihn wieder zu dem See, und kaum war er dem Gesichtskreis der übrigen entrückt, als er auch schon seine Schritte beschleunigte. Sobald er die Tannenanpflanzung erreicht hatte, spähte er umher und nahm zuletzt auf einer der Bänke, die hier aufgestellt waren, Platz. Und da sah er — was er nicht erwartet und doch erwartet hatte — Luisella, aber nicht aufrecht, sondern kniend am Rande des Wassers und die Hände emporgestreckt gegen die leuchtende Himmelsscheibe, als wolle sie zu ihr ein Gebet emporsenden. Alexander erhob sich sogleich wieder, trat leise auf, schob sich rasch unter die Tannen und beobachtete alle Bewegungen des Mädchens. Sein Herz klopfte; rätselhaft war ihm ihr Beginnen. Sie aber richtete sich alsbald empor und ging gesenkten Blickes und mit festen Schritten an den Ort, an dem Alexander sich verborgen hielt. Aber als sie nun fast in seine Nähe gelangt war, da hielt es ihn nicht; er eilte auf sie zu und flüsterte ihren Namen.

„Luisella! Luisella!“ ging's sehnsüchtig über seine Lippen. Aber sie ward nicht überrascht und nicht erschreckt, sah ihn mit ihren schönen, traurigen Augen an, schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Ich wußte, daß du kommen würdest, weil du mich liebst. Und auch ich liebe dich unsagbar!“

Nach diesen Worten ließ sie ihn, wehrte ihm, als nun auch er sie stürmisch umfassen wollte, und winkte, langsam vorwärts schreitend und den Weg wieder gegen das Schloß nehmend, mit den Gebärden eines Menschen ab, der sagen will: „Frage nicht, begnüge dich, bleibe dort, bewahre unser Geheimnis und richte danach auch dein Thun —“ und war hinter den Buschpartien verschwunden, ehe er überhaupt zur Besinnung gelangen konnte.

Alexander ging nun von der anderen Seite zurück, schlich sich ums Haus und trat durch das Balkonzimmer auf die Veranda, von der ihm ein lautes und lustiges Lachen entgegentönte. Frau von Schulenburg, welche die Arbeit eingestellt, hatte soeben eine Geschichte vorgetragen. Da sie in sehr eigenartiger Weise zu erzählen verstand und trefflich kopierte, so erntete sie stets reichlichen Beifall.

Alexanders erster Blick galt Luisella. Sie saß, wie vordem, an ihrem Platze und trocknete die Thränen, die ihr beim Lachen in die Augen getreten waren. Alexander suchte ihren Blick. Es verlangte ihn nach einem neuen, stummen Bekenntnis ihrer Liebe. Aber sie begegnete ihm im Ausdruck wie immer; nur ein mildes Lächeln, rasch wieder verschwindend, flog um ihren Mund. Alexanders Inneres aber geriet in einen doppelt gewaltigen Aufruhr. Er antwortete auf die Fragen seiner Umgebung zerstreut, erntete dafür spöttische Bemerkungen von Margot und schützte abermals ein Unwohlsein vor.

„Du hattest auch Kopfweh, nicht wahr, Luisella?“ fragte Margot ein wenig boshaft.

„Ja! Doch ist mir jetzt ganz gut!“ erwiderte sie gelassen und ohne auch nur durch eine Miene zu verraten, daß sie sich durch der Rede Inhalt getroffen fühle.

* * *

Im Schloß bewohnte Alexander eine Treppe hoch zwei Zimmer nach der Gartenseite in einem Turmausbau. Am bequemsten erreichte er seine Gemächer, wenn er unten bis an den Ausgang des Korri-

dors schritt und dann eine kleine, hellgemalte Treppe emporstieg, welche zu den erwähnten Räumen führte. Von oben geleitete auch eine Wendeltreppe hinab, doch war dieser Weg weniger bequem. Als sich die Gesellschaft „Gute Nacht“ geboten hatte, ging Alexander nicht, wie sonst, gleich schlafen, sondern trat durch die Hausthür auf den Hof und begab sich in den Gemüsegarten, der auch schöne Partien bot und an dessen Ausgang man einen herrlichen Blick über die Gegend genoß. Er konnte noch nicht schlafen und hoffte, in der freien Natur seine Gedanken zu beruhigen. Es gelang ihm auch, sein heißes Blut zu dämpfen, und nach einer kleinen halben Stunde trat er wieder ins Haus zurück, beschritt den Korridor, löschte die Lampe, die man seinetwegen noch hatte brennen lassen, und tastete sich im Dunklen in sein Zimmer.

Aber mehr als erschrocken prallte er zurück, als er am offenen Fenster seines Wohngemaches, hellbeleuchtet vom Monde, eine Gestalt sitzen sah. Sie hatte das Haupt auf die rechte Hand gestützt und schaute in die stille Nacht hinaus. Auch rührte sie sich nicht, als Alexander näher trat und rasch auf sie einsprach.

„Sie, Sie, Luisella!“ rief er und stürzte neben ihr nieder.

„Ja, ich!“ sagte sie leise, und ihre Hand glitt über sein Haupt. „Es war mir unmöglich, so von Ihnen zu gehen. Noch einmal mußte ich fühlen, daß Ihre Seele bei mir sei — daß Sie mich liebten.“

Nachdem sie dann seine Umarmung geduldet hatte, fuhr sie fort:

„Ich bin nicht mehr ich selbst, seitdem ich in Ihre Nähe kam. Und wenn Menschen sich lieben, weshalb sollen sie sich nicht einander nähern? Ihr Gefühl stammt von Gott. Aber Schranken sind gezogen und diese dürfen wir nicht durchbrechen. So ist es denn das letzte Mal, daß ich meinen Arm um Ihren Hals lege. Ich bin nicht geschaffen, eines Mannes Weib zu werden. Es ist einmal so! Fragen Sie mich nicht, und finden Sie sich in das Unabänderliche. Leben Sie wohl, mein Freund. Erleichtern Sie uns beiden den Schmerz und reisen Sie ab — bald ab — oder lassen Sie mich gehen!“

Bei den letzten Worten weinte und schluchzte sie laut auf, und nun war's an Alexander, zu sprechen, zu fragen, zu trösten und zu bitten.

Aber ihr Mund blieb fortan stumm, und als der Mond eben hinter dem dunklen Gewölk verschwand, hatte sie sich plötzlich erhoben und war aus dem Zimmer entwichen.

* *
*

Am kommenden Tage suchte Alexander in Luisellas Nähe zu gelangen, auch ihr ein Brieflein zuzustecken, in dem er sie um eine Unterredung bat. Aber sie wich jeder Annäherung aus, und sobald der junge Mann sein Auge auf sie richtete und durch stumme Blicke eine stumme Frage an sie stellte, sah sie ihn mit einem so traurig flehenden Blicke an, daß er gar nicht wagte, ihr anders zu begegnen, als sie es verlangte

Als Alexander kurz vor Tisch, von einem Spaziergang heimkehrend, über den Korridor in seine Gemächer schreiten wollte, öffnete sich die Thür zu dem Arbeitszimmer seines Onkels.

„Du, Alexander! Einen Augenblick! Die Post ist da! Es sind Briefe für dich gekommen!“ rief er und forderte seinen Neffen durch eine lebhafte Bewegung auf, näher zu treten.

Sobald sich aber die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, trat Herr von Schulenburg auf Alexander zu, umarmte ihn stürmisch und rief:

„Und das hast du uns alles verheimlicht, liebster Junge? Millionär bist du inzwischen geworden und sagst kein Wort? — Na, gleichviel! Ich gratuliere. Und wie wird sich deine Tante über dein Glück freuen!“

Es war bei den Weisungen, die Alexander bei seinem Fortgange von Hause zurückgelassen, begreiflich, daß seine erste Frage der Quelle galt, aus der sein Onkel die Nachrichten geschöpft habe.

„Ich leugne nicht, lieber Onkel, daß alles sich so verhält," bestätigte er; „darf ich aber fragen, wer dir verriet, was ich absichtlich verschwieg?"

„Gewiß! Höre!" erwiderte der alte Herr. „Mein alter Freund und Anwalt, der Justizrat Molk, auch euer Rechtsbeistand in Berghöhe, schreibt hier als Postskriptum: ‚Was haben Sie denn zu Ihrem Neffen, dem jungen Herrn von Schulenburg, gesagt? Alleiniger Erbe des verstorbenen Bruders Ihrer Frau Schwägerin, der bekanntlich Millionär' u. s. w. u. s. w."

Da nun einmal die Sache ans Licht gezogen, hielt Alexander auch nicht ferner zurück und berichtete seinem Onkel über alles. Die Gründe seines Schweigens führte er auf eine Laune zurück: „Ich wollte bei euch einkehren," sagte er, „als der alte, in bescheidenen Verhältnissen lebende Alexander. Ihr liebt mich ja um meiner selbst willen. Beim Abschiede wollte ich euch die Neuigkeit verkünden."

„Sonderbarer Mensch! Ganz wie deine Mutter!" rief der alte Herr, glättete mit der Linken das vorgescheitelte Haar und sah seinen Neffen verwundert an. „Na, aber jetzt" — fuhr er wie ein mit einem Geheimnis beschwertes Kind voll Eifer fort — „darf ich doch deiner Tante und den übrigen die Sache mitteilen? Ah! da wird zum Essen geläutet! Ich lasse rasch Champagner heraufbringen! Wir wollen heute mittag auf dein Wohl trinken! Natürlich! natürlich!"

Und ohne auf die Gegenreden seines Neffen zu hören, entfernte er sich, und Alexander eilte wegen seiner noch vorzunehmenden Toilette ebenfalls hurtig in seine Gemächer.

Auf dem Tische in seinem Wohnzimmer fand er einen Brief mit einer großen, kräftigen Handschrift. Er vermutete ein Lebenszeichen von Luisella und öffnete ihn mit fiebernder Hast:

„Ich möchte auf den Knien liegen und um Vergebung bitten, daß ich, indem ich mein Herz verriet, Ihnen so großen Kummer bereitet habe. Bisweilen glaubte ich, eine größere Herrschaft über mich gewonnen zu haben als manche andere. Ich sehe, wie sehr ich mich über mich selbst täuschte.

Ich beschwöre Sie, glauben Sie mir, daß Sie selbst meine Hand nicht begehren würden, wenn ich mich Ihnen entdeckte. Aber ich beschwöre Sie auch bei der Liebe, welche Sie für mich zu empfinden vorgaben und an die ich glaube, dringen Sie nicht in mich, Ihnen die Entscheidung vorzulegen. Erlassen Sie mir ein Geständnis. Leider ist das Leben nur wenigen Menschen ein Paradies; viele haben sich mit einem Dasein abzufinden, von dem sie, je höher ihr Geist den Flug nimmt, desto eher befreit sein möchten.

Ich kannte seit meinen Kinderjahren nur Ernstes und war seit langen Jahren nur einmal wieder in den Augenblicken glücklich, wo ich Ihnen meine Liebe offenbarte und Ihr Gegengeständnis empfing. Sie gehören zu den Auserwählten, denen die Dinge dieser Welt sich zwanglos fügen. So zittere ich auch nicht um Ihre Zukunft. Ich weiß es, Sie werden vergessen und doch glücklich werden. Aber das Gegenwärtige, das Ihnen Qual und Kummer bereitete, habe ich Ihnen abzubitten.

In Ihre fröhlich brennende Lebensflamme warf ich in unbesonnenem Frevel ein Scheit, das dunkel qualmenden Rauch aufgewirbelt hat.

Noch einmal: Fragen Sie nicht und verzeihen Sie — ich flehe Sie an — Ihrer unglücklichen

Luisella Cornelius."

Nach diesem Briefe, der Alexander so sehr beschäftigte, daß er am liebsten sich von aller Welt abgeschlossen hätte, waren ihm die Absichten seines Onkels mehr als peinlich. Luisellas Brief konnte schon seit Stunden in seinem Zimmer niedergelegt und zu seiner Kenntnis gelangt sein. Wenn sie solches annahm — und dies erschien durchaus wahrscheinlich —, mußte es dann nicht mehr als unzart erscheinen, daß er gerade an diesem Tage sein Ge-

heimnis enthüllte? Konnte sie nicht den Schluß ziehen, daß er sie durch solche äußerliche Dinge seinen Plänen geneigter machen wollte? Vielleicht war's noch Zeit! Alexander eilte, in das Speisezimmer zu gelangen, trat auf seinen Onkel zu, der bereits am oberen Ende des Tisches Platz genommen, und bat ihn flüsternd, nichts zu verlautbaren.

„Schon geschehen, mein Junge! Schon geschehen!" gab dieser lachend und kopfschüttelnd zurück und Alexanders Einwände nur auf eine neue gleichgültige Laune schiebend. —

Alexanders Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Nachdem sein Geheimnis verraten war, veränderten sich die Dinge um ihn her. Durch seinen Reichtum wuchs sein Ansehen, und wenn ihm seine Verwandten auch nicht anders begegneten — ihre Denkungsart und ihr Feingefühl schlossen dies schon aus —, so verlor sich doch durch das Bestreben jedes einzelnen, jetzt kein erhöhtes Interesse für ihn an den Tag zu legen, die bisherige völlige Unbefangenheit. Auch blieben allerlei Anspielungen nicht aus, die er widerlegen mußte.

Seine Tante äußerte mehrmals, dies und jenes sei wohl nicht gut genug für ihn. Thora zog sich scheu zurück und warf, als Alexander sie deswegen befragte, in ihrer treuherzigen Weise hin, daß er doch jetzt kein Auge für sie haben könne. Selbst ihre Schwester Margot habe jüngst gesagt, daß sie nun wohl begriffe, weshalb er ihr so von oben herab begegnet sei.

Gänzlich verwandelt aber war Luisella. Wenn nicht ihr Auge verraten haben würde, daß sie etwas tief bewegte, man hätte sie für einen Stein halten können. Diese Veränderung entging auch den übrigen nicht.

„Das Mädchen liebt dich!" äußerte Alexanders Tante. „Aber nun ist sie doppelt stolz, ihre Empfindung zu zeigen. Auch begreiflich! Und du hattest eigentlich ganz recht, nichts zu erzählen. Du denkst ja nicht an Heiraten. Oder bist du dennoch auf der Brautschau?"

Alexander verneinte wiederholt und mußte lächeln, daß doch auch seine kluge Tante an einem Punkte so sterblich war wie alle Frauen, die erwachsene und heiratsfähige Töchter besitzen. Jeden Tag hoffte er Gelegenheit zu finden, mit Luisella zu sprechen, ihr wenigstens auf ihren Brief eine Antwort zu erteilen. Zuletzt entschloß er sich, ihr zu schreiben:

„Da Sie mir, teure Luisella, die Gründe mitzuteilen verweigern, welche es unmöglich machen, daß wir uns angehören, forsche ich auch nicht bei denen, welche mir eine Aufklärung geben könnten. Ich will ganz in Ihrem Sinne handeln, auch alsbald, wenngleich mit schwerem Herzen, abreisen. Einmal schob sich die Sonne durch die Wolken und machte alles lichthell, herrlich und hoffnungsvoll. Unbeschreibliche Augenblicke! Zu kurz war ihr Lächeln — dein Lächeln, Luisella! Denn laß mich die Förmlichkeit abstreifen, die kalt, unnatürlich und fremd, und laß mich dir sagen, daß du mir nichts abzubitten hast, mein teures Mädchen, sondern daß ich Schöneres empfing, als Erde und Himmel mir je gewähren können.

Müssen wir für immer scheiden — ein furchtbares, nicht auszudenkendes Wort — so wollen wir wenigstens das köstliche Gut der Erinnerung bewahren an die glücklichsten Augenblicke unseres Daseins. Und sollte dennoch einmal die Sonne wieder scheinen, *meine* Sonne, dann rufe mich. Ich komme! Ich warte, Luisella!"

Diese Zeilen legte Alexander, sich mittags in Luisellas Zimmer schleichend, an einen Platz, an welchem sie ihr nicht entgehen konnten.

Als sie sich am Abend zusammenfanden, forschte er in ihrem Auge. Er suchte wenigstens eine stumme Antwort. Und da traf ihn ein einziger Blick, aber ein Blick, den er von jener Stunde an nicht wieder zu vergessen vermochte.

Als Alexander am späten Abend vor dem Abschied noch einmal den Garten durchwanderte, sah er eine Gestalt unter

den Tannen am Schwanenteich. Er vermutete, daß es Luisella sei. Aber ehe er weiter zu schreiten vermochte, flog Thora ihm entgegen und hielt erst, als sie in seine Nähe gelangt war, zaghaft inne.

„Thora, du? Ich dachte, daß du schon lange schlafen gegangen seist."

Sie hielt das Auge gesenkt und schüttelte den Kopf.

„Nun? Was hast du, mein liebes Mädchen? Wollen wir hinaufgehen? Komm, gieb mir den Arm!"

„Nein, nein! Ich nehme den anderen Weg an den Himbeersträuchern entlang und schleiche mich ins Bett. Ich wollte nur — ich wollte nur — ach, Alexander, — ach, zürne nicht — —"

Der Körper flog hin und her, die Stimme zitterte. Er aber wußte, was sie bewegte.

„Bist du mir so gut, Thora?" fragte er leise und zog das Kind in seine Arme, das für Sekunden bebend an seiner Brust ruhen blieb.

Plötzlich rauschten die Schwäne mit hocherhobenen Flügeln über dem dunklen Wasser — ein Aufschrei ertönte hinter den Tannen. Alexander sah noch, daß Thoras Kopf rasch sich bewegte, er hörte das Geräusch ihres stockenden Atems; dann entfloh sie. Aber sein gegen den See gerichteter erregter Blick sah nichts als die schneeweißen Leiber der nun wieder ruhig und majestätisch über den Spiegel dahinrudernden Vögel.

Am nächsten Morgen nahm Alexander, nur allzu bedrückt durch alles Erlebte, von seinen Verwandten Abschied. Thora war nicht zu finden, aber als er über den Hof fuhr, stand sie in der Thür der großen Scheune, hielt ein Tüchlein vor die Augen und nickte ihm zu. Alexander sah noch, wie sie mit ihrem thränenüberströmten Gesicht hinter dem großen Gebäude verschwand, völlig sich ihrem Schmerze hingebend.

Als der Granitzhofer Wagen etwa eine Viertelstunde später an eine Wegebiegung gelangte, scheuten die Pferde. Von einem linksseitig auf dem Felde sich erhebenden Hügel erscholl ein lauter Ruf, und ein weißes Tuch flatterte durch die Morgenluft.

Alexander rief dem Kutscher Halt zu, sprang blitzschnell vom Wagen herab und eilte, einen Wall überspringend, empor. Aber anstatt stehen zu bleiben, wehrte ihm Luisella — denn sie war es — heftig mit den Händen ab. Ihre hohe Gestalt schien zu wachsen, sie warf den Kopf zurück, streckte die Arme aus und rief mit gebietender Gebärde:

„Bleibe! bleibe! Geliebter! Nur einmal wollte ich dich noch vor deinem Abschied sehen."

Und als er nicht hörte, schürzte sie ihr Gewand und eilte wie auf Sturmesflügeln den Berg hinab.

Als Alexander, sicher glaubend, sie noch einholen zu können, atemlos die Höhe erreichte, war sie bereits in ein grünes Wiesenthal, durch das ein vielgewundenes Bächlein seine silbernen Straßen zog, hinabgeeilt. Er sah sie in ihrem dunklen Gewande an dem Wasser entlang eilen und den Weg nach dem hinter dem Tannenrevier auftauchenden Granitzhof nehmen.

Noch einmal ließ er seine Stimme laut und sehnsüchtig erschallen: „Luisella! Luisella!" Aber sie wandte sich nicht um, sondern floh, als ob sie verfolgt werde.

So stand er denn ab von seinem Beginnen, wanderte langsam zurück und bestieg den Wagen, vor dem die Stuten bereits ungeduldig und kopfnickend den Staub der Landstraße aufscharrten.

* *
*

Wer jemals die Trennungsschmerzen der Liebe empfand, der weiß, daß dadurch den Dingen um uns her das rechte Licht und die rechte Farbe genommen wird. Man versteht nicht mehr, allein zu genießen; die Gedanken, vereinigt auf einen Gegenstand, haben keine Kraft für etwas anderes.

Und so ging es Alexander, nachdem er von Luisella Abschied genommen hatte. Was ihn an sie fesselte, war zunächst

das, was nicht erklärt werden kann. Man liebt nach einem unsichtbaren Gesetz des Müssens. Aber Alexander liebte Luisella auch um ihrer Eigenschaften willen, um Eigenschaften, die sie von Tausenden unterschieden. Ihre Schönheit, ihre Klugheit, der Adel ihrer Seele, ihr entschlossenes Wesen, das Seltsame — um nicht zu sagen das Geheimnisvolle —, das sie umgab, waren die Magnete, welche ihn anzogen. Überdies bestätigte seine Umgebung die vorteilhaften Eindrücke, welche sich aus dem Verkehr mit ihr gebildet hatten.

Selbst Margot, die nicht immer ganz unbefangen, sondern häufig nach Laune Urteile abgab, war voll ihres Lobes gewesen.

„Was hast du nur von deiner Freundin zu sagen?“ fragte sie Alexander.

„Sie hat keinen Fehler!“ erwiderte ihm seine Verwandte. „Es sei denn, daß ihr Wille so stark ausgeprägt ist, daß man sie beinahe trotzig nennen könnte. Ich sah aber doch immer nur Überlegtes und Verständiges. Schon in der Pension, wo wir uns kennen lernten und enger befreundeten, war sie bekannt wegen ihrer stolzen Entschiedenheit. Etwas anderes ist es, wenn du mich nach meinen persönlichen Empfindungen fragst. Luisella ist mir nicht immer gleich sympathisch, aber ich gebe zu, daß dies an mir, nicht an ihr liegt. Sie läßt mich ihr Übergewicht niemals fühlen, dazu ist sie zu zart gesinnt, aber in ihrer Nähe bin ich häufig bedrückt. Menschen, die sie oberflächlich beurteilen, nennen sie ein wenig überspannt. Darüber mußt du dir selbst ein Urteil bilden!“

Nachdem Alexander einige Zeit unterwegs gewesen war, gelang es ihm, seine Gefühle einigermaßen zu beruhigen. Sein Augenmerk richtete sich wieder auf die ihn umgebende Welt, und als endlich die größeren Zerstreuungen in London und Paris seinen Gedanken eine andere Richtung gaben, verblaßte vorübergehend Luisellas Bild in seinem Inneren. Er half selbst mit aller Gewalt eine Neigung unterdrücken, die so völlig aussichtslos erschien.

Nach achtmonatlicher Abwesenheit vom Herrenhof entschloß sich Alexander, allmählich müde des Reisens, die Heimreise anzutreten. Er wollte nur noch die französische Schweiz, namentlich Genf besuchen und dann über Bern, Basel und Frankfurt am Main nach Hause zurückkehren. Seine Eltern schrieben sehr glücklich über seine Absicht, und auch seine Schwester Margot ließ ihn wissen, daß sie die Tage seiner Wiederkehr zähle.

Als Alexander am Abend vor seiner Abreise aus Genf inmitten der Stadt eine der Brücken beschritt, die über die rasch dahinbrausende Rhone führen, sah er auf der Straße einen kleinen graubärtigen Mann neben einem Teleskop stehen. Der Fremde trat sogleich an Alexander mit der Aufforderung heran, sich den bestirnten Himmel, insbesondere auch das geheimnisvolle Bild des hellglänzenden Mondes ansehen zu wollen. Er entsprach der Bitte, drückte, nachdem seine Neugierde befriedigt worden war, dem Besitzer ein Geldstück in die Hand und wandte sich zum Gehen.

In diesem Augenblick schritten zwei jüngere Damen auf den Alten zu und begrüßten ihn mit Worten, aus denen hervorging, daß sie ihn nicht zum erstenmal sahen.

Alexander schaute ohne sonderliche Neugierde auf, war aber nicht wenig überrascht, als er eine der Damen mit gleichsam gebanntem Auge den Blick zum Monde erheben sah und er in ihr — Luisella erkannte!

Inzwischen war deren Begleiterin an das Teleskop getreten und hörte, während sie durch das Glas emporschaute, was aus des geschwätzigen Mannes Munde drang. Luisella aber blickte Alexander, das Haupt zurückgewendet, starr an, legte die Hände auf die Brust und verharrte in dieser bewegungslosen Stellung. Überraschung, Erstaunen, Furcht und Freude zugleich malten sich auf ihrem Antlitz.

Als nun aber Alexander ganz dicht an sie herantrat, wich sie zurück, schüttelte mit einem flehenden Ausdruck das Haupt

und sagte, jede Einleitung umgehend und nur den Kernpunkt berührend: „Es scheint natürlich, daß wir uns der Freude des Wiedersehens hingeben. Der höchste Wunsch meines Lebens erfüllt sich durch den Zufall in diesem Augenblicke. Und doch darf es nicht sein, doch war dieses Zusammentreffen ein Unglück für uns beide — O, gehen, gehen Sie! Ich beschwöre Sie!" ging bittend über ihre Lippen.

Alexander schwankte, was er Luisella auf ihre Worte erwidern sollte. Sein Herz trieb ihn, auf sie einzusprechen und zu versuchen, ihren Entschluß zu ändern. Andererseits stand er so sehr unter ihrem Einfluß, ließ der Ton, in welchem sie sprach, so wenig Widerspruch aufkommen, daß er nicht gleich die Sprache fand. Endlich aber sagte er: „Wohl, ich füge mich auch diesmal, Luisella. Aber eins lassen Sie mich sagen, dasselbe, was ich Ihnen zurufen wollte, als Sie auf dem Hügel bei Granitzhof vor mir flohen: Überwindet Liebe nicht alles, welchen Namen es hat? Ich meine: sie hat die Pflicht, das Höchste zu gewähren, aber auch das Recht, das Höchste zu fordern. Rechte Liebe teilt nicht nur Glück und Freude, sondern auch das Leid und das Schwere!"

Bei diesen Worten suchte er ihr Auge, bat mit seinen Blicken um eine Antwort und sah, daß sie verwirrt nach einer solchen suchte.

Jetzt wandte sich Luisellas Begleiterin um und sprach auf sie ein. Dieser Umstand trennte sie. Luisella bewegte mit einem Ausdruck unendlichen Schmerzes das Haupt, trat langsam zurück und schritt, ihre Begleiterin ermunternd, von dannen.

Die Eindrücke dieses Wiedersehens drangen solchergestalt auf Alexander ein, daß jedes andere Denken wich. Wie mechanisch nahm er seinen Weg ins Hotel, trat in das mit diesem verbundene Restaurant, bestellte Speisen und Wein und starrte vor sich hin.

Aber bald, nachdem er sich gesetzt hatte, betraten zu seiner nicht geringen Befremdung auch die beiden Damen den Salon und nahmen, sichtlich ohne ihn zu bemerken, an einem der kleinen gedeckten Speisetische, die ringsum verteilt waren, Platz. Um Luisella die Peinlichkeit einer abermaligen Begegnung zu ersparen, erhob sich Alexander ohne Aufsehen und setzte sich so, daß er jene im Auge behielt, sie aber ihn nicht zu sehen vermochten. Alsdann rief er einen Kellner herbei und fragte nach den Damen. Sie seien Schwestern, wohnten im Hotel, wären seit einigen Tagen in Genf und hätten die Absicht geäußert, am nächsten Mittag nach Bern abzureisen. Alexander wußte genug, entließ den Aufwartenden und griff nach den inzwischen gebrachten Speisen. Kaum eine halbe Stunde später verließen die Damen, die ziemlich wortlos nebeneinander gesessen hatten, den Raum und schritten dem Ausgang zu. Kurz vorher wandte Luisella noch einmal zufällig das Auge, erblickte Alexander, stieß einen leisen Schrei aus und zog ihre Schwester rasch mit sich fort.

Am nächsten Vormittage gegen zehn Uhr ward Alexander, der nach diesem unerwarteten Wiedersehen eine schlaflose Nacht verbracht hatte, ein Besuch angemeldet. Er griff zerstreut nach der ihm vom Kellner überreichten Karte und las zu seiner Überraschung: „Mary Cornelius."

Im höchsten Grade bewegt, aber Gutes für sich erhoffend, eilte er an die Thür und führte Luisellas Schwester in sein Wohnzimmer.

Mary Cornelius war ein Mädchen mit einem feinen, blassen Gesicht. Lange seidene Haare hingen ihr, wie bei einem Kinde, über die Schultern, obgleich ihre Züge, in denen deutliche Spuren tiefen Leides eingegraben, verrieten, daß sie nicht ganz jung mehr war. Ihre Gestalt war klein und zart, das Auge hatte etwas Forschendes, fast Mißtrauisches und strahlte doch in seltener Güte.

Alexander suchte in ihrem Angesicht eine Ähnlichkeit mit Luisella, aber Schwestern konnten äußerlich nicht verschiedener geartet sein.

Nachdem sie sich gegenüber gesetzt hat-

ten, nahm Mary Cornelius das Wort und sagte ohne Einleitung: „Meine Schwester befand sich gestern abend und heute nacht in einem unbeschreiblichen Zustande. Um mir Ihren Rat zu holen und eine Bitte an Sie zu richten, komme ich zu Ihnen, Herr von Schulenburg. Hören Sie mich freundlich an. Ich bin augenblicklich ratlos, was ich mit Luisella beginnen soll! Das Wiedersehen hat sie in eine ganz ungeheure Aufregung versetzt.“ Sie machte eine Pause und richtete einen bittenden Blick auf Alexander.

„Ich bin nur zu betrübt, nichts Gutes von Ihnen zu erfahren, mein hochverehrtes Fräulein! Kann ich helfen, glauben Sie, daß ich in irgend einer Weise dienlich sein kann? Befehlen Sie über mich!“ erwiderte Alexander und sprach in einem so herzlichen und teilnehmenden Tone, daß der Eindruck in der Fremden Antlitz deutlich zu lesen war.

„Ja, Herr von Schulenburg! Daß Sie meine Schwester beruhigen, ihr sagen, daß Sie ihr nicht zürnen, sich in das Unvermeidliche gefunden haben. Luisella hat mir von dem Gespräche, das zwischen Ihnen stattgefunden, Mitteilung gemacht. Sie haben in diesem auf die Pflichten der Liebe hingewiesen. An sich mit Recht. Aber hier liegen besondere Verhältnisse vor. Ich muß, so schmerzlich es ist, bestätigen, was Luisella Ihnen damals erklärte: Sie kann nicht die Ihrige werden. Geben Sie ihr die durch diese zufällige Begegnung gestörte Ruhe zurück, ich bitte Sie inständigst. Versichern Sie sie Ihrer Achtung und befreien Sie sie durch gute Worte von den Eindrücken, die sie quälen.“

Alexander neigte das Haupt. „Gewiß, natürlich bin ich dazu bereit, mein liebes Fräulein!“ erwiderte er. „Es kann nur mein höchster Wunsch sein, dieses mir über alles teure Mädchen jetzt und in Zukunft so glücklich zu machen, wie es in meinen Kräften steht. Wünschen Sie, daß wir uns noch einmal sehen, oder soll ich schreiben?“

„Ich bitte, schreiben Sie!“ erwiderte Mary Cornelius, der Thränen in die Augen traten. „Ein nochmaliges Wiedersehen würde meine Schwester jeglicher Fassung berauben. Sie erscheint stark und ist es nicht! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche Qualen ein Dürstender empfindet. In einem solchen Zustande befindet sie sich. Für sie giebt es nur einen Gedanken, den, Ihnen anzugehören, und doch ist dies unmöglich!“

„Und es liegt nicht nur in Ihrer Schwester Vorstellung, daß eine Verbindung zwischen uns undenkbar ist?“ fragte Alexander mit rücksichtsvoller Betonung und machte zum erstenmal den Versuch, sich über den Charakter der Schwierigkeiten aufzuklären, die einer Verbindung zwischen ihnen im Wege standen.

Mary schüttelte den Kopf. „Nein!“ sagte sie in einem traurigen, aber zugleich jeden Widerspruch abschneidenden Tone. „Ich teile die Ansicht meiner Schwester. Wenn auch an sich eine Lösung nicht zu den Unmöglichkeiten gehört — es giebt Dinge, die eines Menschen Mund ohne Not nie aussprechen wird, die stumm und geduldig ertragen werden müssen. Niemand vermag auch über seine Natur hinauszugehen. Ich begreife, nachdem Sie in so hochherziger Weise auf Erklärungen von seiten meiner Schwester verzichteten, daß Sie von mir solche erbitten. Aber auch ich kann nicht sprechen, und ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mich nicht fragen, ja überhaupt die Angelegenheit ganz aus Ihrem Gedächtnis löschen. Wollen Sie mir aus Liebe zu meiner Schwester auch das noch geloben, Herr von Schulenburg?“

„Ehe ich Ihnen mit ja antworte,“ erwiderte Alexander und verstärkte den Inhalt seiner Worte durch einen eigenen, fragenden Blick, den er auf Mary richtete, „gestatten Sie mir eine Gegenfrage: giebt es keine menschliche und keine göttliche Macht, die einen ändernden Einfluß auf die Ursache oder den Entschluß Ihrer Fräulein Schwester auszuüben vermöchte?“

„Nein, die Ursache ist etwas Geschehenes, eine Thatsache, die keine menschliche und selbst keine göttliche Macht mehr zu

ändern im stande ist!" erwiderte Mary. „Was meiner Schwester Entschluß, den Entschluß des Schweigens und Verzichtens anbelangt, so kann ich nur sagen: ich würde ebenso handeln, und nichts in der Welt könnte mich in einem anderen Sinne beeinflussen. Es ist mir deshalb auch unfaßlich, daß meine Schwester Ihnen ihr Herz entdeckt hat. Aber freilich reißt selbst den stärksten Menschen die Allgewalt der Liebe hin. Sie sagte mir, sie wäre gestorben, wenn sie Sie nicht wenigstens hätte sprechen dürfen. Sobald dies aber geschehen, erfaßte sie die ganze Verzweiflung der Reue."

Mary Cornelius hielt inne und erwartete, daß Alexander das Wort ergreifen werde. Es geschah auch, aber zu ihrer Enttäuschung sprach er doch nicht die Worte, welche sie erwartet hatte.

„Was Sie von mir wünschen," erklärte er, „ist zu viel! Ich soll mich bescheiden? Wohl! Ich war und bin ferner dazu bereit. Aber alle Hoffnung aufgeben, mit einem solchen Gelöbnis auf jede Möglichkeit einer Verbindung mit Luisella zu verzichten, ist ein zu großes Verlangen. Sie sprechen von Menschen und menschlichen Vorstellungen? Nun, ja; ich sage: menschliche Einsicht ist kürzer als eines Fadens Ende. Wir halten Dinge für gänzlich unlösbar, welche die Zeit entwirrt. Wir sehen eben nicht weiter, als unser Auge, auch unser geistiges, reicht. Aus diesem Grunde handle ich nicht einmal in Luisellas Interesse, wenn ich verzichte. Was ich erörterte, gilt ja auch für sie. Unser höchstes Glück besteht in unserer Vereinigung. Weshalb wollen wir jeder Möglichkeit ausweichen, die das Schicksal doch noch in seinem Schoße verbergen mag?"

Mary Cornelius schien nicht überzeugt, aber sie neigte doch das Haupt, sah Alexander mit einem warmen und dankbaren Blicke an und erhob sich. „Wann darf ich von Ihrer Güte den Brief für meine Schwester erwarten?" fragte sie und streckte Alexander wie einem langbewährten Freunde die Hand entgegen.

„Sie reisen schon heute?"

„Ja, gegen Mittag."

„Nach Hamburg?"

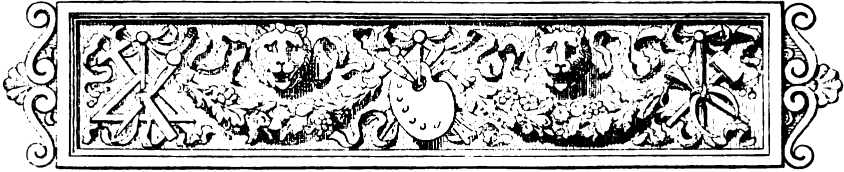
Mary bejahte.

„Wohl! Ich werde sogleich schreiben, was Sie wünschen! Ah! Welch ein Tag? Tausend Eisen liegen auf meiner Brust, schwer, unbeschreiblich schwer!" stieß der Mann hervor und wandte sich ab, um seine ungeheure Bewegung zu verbergen. Dann aber sich aufrichtend, bot er Mary noch einmal die Hand, erwiderte ihren herzlichen Blick und nahm Abschied.

Wenige Sekunden später hatte Mary Cornelius das Zimmer verlassen.

(Schluß folgt.)





Franz Defregger.

Von

Ludwig Pietsch.



Zweiundzwanzig Jahre sind vergangen, seit der Name Franz Defregger zuerst in Deutschland als der eines begabten Malers von ausgesprochener Eigenart genannt wurde. Damals war der bereits Zweiunddreißigjährige eben erst in die Malschule Pilotys in München aufgenommen worden, wo er zwischen drei anderen Schülern, die sich Gabriel Max, Hans Makart und Eduard Grützner nannten, arbeitete. Er führte eine Skizze aus, der er seine Aufnahme in das Atelier des Meisters verdankt hatte: „Der verwundete Jäger.“ Als das fertige Bild in München ausgestellt wurde, erregte die frische Kraft und die treffende Wahrheit der Charakteristik darin allgemeines Aufsehen bei Künstlern und Laien und erweckte große Erwartungen von dem Maler, die dessen nächstes Werk, mit welchem derselbe 1869 hervortrat, bereits glänzend erfüllte.

Der Gegenstand dieses letzteren war der Geschichte des österreichischen Tirol, des Hoferschen Aufstandes von 1809 entlehnt. Der kleine Sohn des Speckbacher, des einen Führers der Tiroler in diesem Aufstande, hat es nicht ertragen, daß der Vater ihn noch nicht für voll hält und ihn abwies, als er gebeten, ihn mitziehen zu lassen in den Krieg für den Kaiser; da hat er sich mit der Büchse bewaffnet, ist dem Vater nachgezogen und tritt eben, von einem alten Tiroler, der seinen Fürsprech macht, geleitet, unbefangen in das Gemach ein, wo der Speckbacher eben Kriegsrat hält. Er soll sich überzeugen, daß sein Bube schon ganz wohl eine Büchse tragen und führen kann. Der Vater ist vom Stuhl aufgesprungen bei dem Anblick des zu ihm herangetretenen kleinen Freiwilligen. Aber das Wort des Zorns gegen den ungehorsamen Buben, das er schon auf den Lippen hatte, vermag er nicht auszusprechen. Der väterliche Stolz auf den braven Kleinen mit dem tapferen Herzen siegt über den Ärger und Unwillen, und ein freudiges Lächeln blitzt in den Augen auf, welche den jüngsten Freiheits- und Vaterlandskämpfer verwundert betrachten.

Dieser Maler kannte die Menschen des tirolischen Volkes und wußte sie zu schildern in ihrer eigensten Art, ihrer Erscheinung, ihrem Fühlen und Denken, wie es nie einer vor ihm verstanden und vermocht hatte. Diesem Tiroler Volk ist seitdem Defreggers Kunst treu, anhänglich, fast ausschließlich gewidmet gewesen. Dessen Männer und Frauen, lebfrische Buben und bildsaubere Dirndln in ihrem Glück und ihrem Leid, in ihrem Haß und ihrem Lieben, in ihrer Arbeit und ihrer Lust, im Hause und in der herrlichen Gotteswelt ihrer Berge zu schildern in der ganzen Schönheit, Tüchtigkeit, Kraft, Herzigkeit, naturwüchsigen Anmut, wie es ihm erschien, darin hat er seine Lebensaufgabe erkannt. Und nie hat ein Mann

und Künstler die von ihm gewählte vollständiger und erfolgreicher gelöst. Die meisten Maler vor Defregger, welche dem Leben des Landvolkes in den verschiedenen Gauen des Vaterlandes ihre Stoffe entlehnten und „Dorfgeschichten“ malten, haben persönlich außerhalb dieses Volkes gestanden und somit nur von außen her in dies Leben hineinzublicken vermocht. Sie verhielten sich infolge davon dem Landvolk gegenüber entweder ironisch, sahen und schilderten vor allem jene Seiten und Lebensäußerungen desselben, die durch den Kontrast mit den verfeinerten städtischen Sitten für den „gebildeten Sinn“ des Städters komisch und grotesk wirken müssen; oder sie schauten dies Volk und sein Dasein durch die verklärenden Brillen sei es der alten Schäfer- und Idyllendichter, sei es der Romantiker, an und brachten Bilder desselben hervor, welche mit der Wirklichkeit nicht viel mehr gemein hatten als die im Rahmen unserer Bühnen erscheinenden Darstellungen derselben. Noch andere Dorfgeschichten- und Bauernmaler ließen sich einzig durch die hier und da noch erhalten gebliebenen „Nationalkostüme“ reizen und begnügten sich damit, novellistische und dramatische Scenen zu malen, deren Darsteller ihre in diese Trachten gekleideten Modelle waren. Das, was Defreggers Tiroler Dorf- und Bauernbilder so gründlich von denen aller dieser Genossen unterscheidet, hat seinen Grund darin, daß er selbst aus dem von ihm geschilderten Landvolk hervorgegangen ist, in und mit ihm, als Dazugehöriger, als Bauer gelebt hat, sein Denken und Empfinden in der eigenen Seele mit gedacht und gefühlt, seine Schmerzen und Freuden geteilt hat und mitten inne in dessen Leben steht. Während seiner ersten fünfundzwanzig Jahre hat ihn kein Klang aus einer anderen Bildungswelt, kein unbestimmtes Sehnen aus seiner heimatlichen heraus in seinem fest umgrenzten ruhigen Bauerndasein gestört und verwirrt.

Bei Lienz im Pusterthal liegt das Dorf Stronach. Dazu gehört die Gemeinde Dölsach und zu dieser der wohl eine Stunde weit von der Kirche einsam im wilden Gebirge gelegene, große alte Bauernhof, auf welchem Franz Defregger am 30. April 1835 geboren wurde.

Die Mutter verlor er bereits früh. Er war fünf Jahre alt, als sie am Typhus verstarb, der auch den Knaben aufs Krankenlager warf. Lange schwebte er zwischen Tod und Leben, doch seine starke Natur siegte. Sein Dasein war das der anderen Dorfbuben des Ortes. Im Winter ging es zur Schule durch den hohen Schnee, im Sommer mit den Herden auf die Alm. Da hatte er Zeit, umherzuschweifen und zu träumen in der grandiosen Hochgebirgsnatur und mit scharfem Knabenblick in der klaren Höhenluft um sich zu schauen und zu beobachten, die Wälder und Felsen, die Sonne und die ziehenden Wolken, die Tiere und die wenigen Menschen, die Sennerinnen, die Holzknechte, die Jäger und die Hüterbuben, seine Genossen. Der Vater war ein echter Bauer, ernst, fest, zäh, der vor allem dafür Sorge trug, den Sohn fest und hart, wie er selbst es war, zu formen und zu prägen, ihn aufs Pferd setzte, ihn an seinen langen Wanderungen in Viehkaufgeschäften durchs wilde Gebirge mitnahm. Den Trieb zu künstlerischem Bilden hat dem Knaben niemand absichtlich eingepflanzt oder angeregt. Die Heiligenbilder in der Kirche und im Hause waren die einzigen „Kunstwerke“, welche er zu Gesicht bekam. Aber ungerufen äußerte sich dieser bildnerische Drang in der jungen Seele und in den kleinen Händen des Hirtenbuben. Er schnitzelte aus Kartoffeln und Holz, er knetete aus Brotteig und Lehm Gesichter und Figuren; er zeichnete auf leere Blattseiten des Kalenders Tiergestalten. Ja, er soll einmal einen österreichischen Guldenzettel so genau auf einem Blättchen Papier nachgezeichnet haben, daß er den üblen Verdacht erweckte, den sträflichen Zweck des Fälschens und Täuschens dabei gehabt zu haben. Aber bei all solchem Thun blieb seine junge Seele gänzlich unberührt von jedem Gedanken und Wunsche,

ein Künstler werden zu wollen. Er war und blieb ein echter Tiroler Bauernsohn, der sich von den anderen Buben, seinen Genossen, in seiner Arbeitslust und Tüchtigkeit im Acker, in der Scheune, im Stall, wie in seinem Geschmack und seinen Freuden durch nichts Apartes unterschied. So wuchs er heran in den natürlichsten Verhältnissen, in Luft und Sonne, verschont von allen den Einflüssen, welchen die Entwickelung anderer, aus bürgerlichen städtischen Häusern hervorgegangener Jünglinge ausgesetzt ist. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, als sein Vater starb und er zum alleinigen Herrn und Besitzer des stattlichen Bauernhofes wurde. Die Pflichten, welche ihm diese neue Stellung, Macht und Würde auferlegten, übernahm und erfüllte er wie ein rechter bäuerlicher Wirt, freudig und tüchtig im ganzen Umfange. Aber wenig über ein Jahr hatte er dort gehaust und gewaltet, als er von einer seltsamen, ihm selbst rätselhaften Unruhe ergriffen wurde, die ihm das gewohnte Dasein, das heimatliche Haus und Eigentum, seine Arbeit und seine Umgebung verleideten. Mit anderen gleichalterigen Dorfgenossen faßte er den Entschluß, das Vaterland zu verlassen und nach Amerika auszuwandern, ohne daß er einen rechten Grund dafür anzugeben gewußt hätte. Es kam, was Defregger betrifft, zwar nicht zur Ausführung. Er blieb zurück, während andere von seinen Kameraden wirklich davonzogen. Aber alle Bitten der Seinigen, alle Vorstellungen sogar des Herrn Pfarrers konnten ihn nicht davon abbringen, sein Anwesen zu verkaufen, das durch mehrere Generationen im Besitz seiner Voreltern gewesen war, und ein neues Leben an einem anderen Ort anzufangen, ohne daß er bereits eine deutliche Vorstellung von dem gehabt hätte, was er zu beginnen gedächte.

Nachdem er wirklich Hof und Gut verkauft und seinen Geschwistern ihren Anteil am Erbe herausgezahlt hatte, ging er nach Innsbruck zu dem dortigen Bildhauer Stotz, dem „Herrgottschnitzer", und bat denselben, ihn als Schüler anzunehmen. Ein Jahr lang hat er in dessen Lehre zugebracht, anatomische und Porträtgestalten, Köpfe und Heilige geschnitzt; aber, wie es scheint, ohne rechten Erfolg. Sein Meister selbst erkannte, daß dieses großen alten Lehrlings wahrer Beruf nicht die plastische Kunst sei. Vielleicht war es die Malerei? Stotz, der nach München zu reisen hatte, forderte ihn auf, ihn zu begleiten. Er wolle ihn zum Piloty bringen.

Defregger packte seine Zeichenversuche und Schnitzereien zusammen und ging zu dem Meister nach München, der damals auf der Höhe seines jungen Ruhmes stand. Mit Bangen und Staunen betrat er die Werkstatt, in welcher Piloty gerade an dem kolossalen Nerobilde arbeitete. Der Meister sah die ihm vorgelegten Versuche wohlwollend durch und erkannte auch das unzweifelhafte Talent des bäuerlichen Künstlers. Aber er fand dasselbe noch nicht genügend entwickelt, ihn noch nicht hinreichend vorgebildet, um ihn bereits als Schüler in sein Atelier aufzunehmen. Er ließ ihn vorläufig in die Kunstgewerbeschule eintreten, um dort zunächst zeichnen zu lernen. Da arbeitete Defregger mit Fleiß und Eifer und kam rasch vorwärts. Nach anderthalb Jahren besuchte er die Akademie, die von Anschütz geleitete Malklasse. Aber er scheint des Unterrichts in derselben nicht recht froh geworden zu sein. Auch das Leben in München, wo er sich von allem zurückgezogen, ohne teilzunehmen am Treiben der Mitschüler, hielt, wurde ihm immer weniger erträglich. Heimweh nach seinen Bergen ergriff ihn. Er verließ die Akademie und München und wanderte in sein Tirol zurück, wenn auch nicht nach seinem Heimatsdorf, so doch nach dem, diesem nahe benachbarten Lienz. Dort ließ er sich nieder und malte, was ihm behagte und bestellt wurde, für die bescheidensten Preise.

Aber auch dies neue Dasein ertrug er nicht lange. Die alte Unruhe und der Wandertrieb kamen wieder über ihn, und er ging nach Paris. Dort, an dem

damaligen Centralpunkt des größten und glänzendsten künstlerischen Lebens, hoffte er vielleicht am sichersten das erwerben zu können, was ihm an seiner künstlerischen Bildung mangelte, die Lücken seines Könnens zu füllen, die er selbst schmerzlich empfand. Aber auch in Paris warteten seiner fast nur Enttäuschungen. Der weltfremde Tiroler Bauernsohn fühlte sich doppelt fremd und verlassen in der glanzvollen Weltstadt. Zum Eintritt in eins der viel besuchten Meisterateliers gelangte er nicht. Er studierte die Werke der großen Alten im Louvre und malte für den Lebensunterhalt kleine Bilder aus dem Tiroler Bauernleben, die er um billige Preise an Kunsthändler verkaufte. Nur achtzehn Monate duldete es ihn dort. Er wanderte wieder nach München zurück. Ein sehr viel Gereifterer, als bei seinem ersten Besuch vor mehreren Jahren, trat er nun vor Piloty hin, dem die jetzt vorgelegten Studien und Farbenskizzen das wärmste Interesse für den Tiroler einflößten. Er nahm ihn unter seine Schüler auf, und unter seiner verständnisvollen Leitung entfaltete sich Defreggers Talent bald zur vollen, fröhlichen, gesunden, der Menschen Seelen erquickenden und bezaubernden Blüte. Wie selten einem Meister, war es Piloty gegeben, das innerste Wesen, die natürliche Richtung, den individuellen Beruf seiner Schüler zu erkennen und sie zur Ausbildung dieser ihrer besonderen Begabung hinzuleiten, während er sie alles lehrte, was in der Malerei gelehrt werden kann und was jeder ohne Unterschied der Individualität wissen, können, besitzen muß. Die Laufbahnen seiner damaligen, so grundverschieden gearteten Schüler haben den Beweis dieser Lehrkunst ihres Meisters geliefert.



Franz Defregger.

In Defreggers von da ab so lichtes, freudiges, innerlich befriedigtes Leben fiel

wenige Jahre nach seinen ersten großen Erfolgen ein trüber, unheimlicher Schatten. Er befand sich im Vollgenuß des gleichzeitigen Glückes jungen Ruhmes und einer jungen Ehe mit einer schönen geliebten Frau, als sich bedrohliche Lähmungserscheinungen bei ihm einstellten. Der kräftige Mann wurde der Fähigkeit, die Füße zu bewegen, beraubt und aufs Krankenlager geworfen. Ein Rückenmarksleiden schien den Kern seines Lebens zu gefährden. Aber mit kaum glaublicher Tapferkeit und Energie widerstand sein Geist den Einwirkungen dieses körperlichen Zustandes und der ermattenden Schwermut, in welche jeder minder Widerstandsfähige dadurch getaucht worden wäre. Defregger ließ sich durch die Lähmung der unteren Extremitäten, welche ihm sogar das Sitzen unmöglich machte und ihn zur halb ausgestreckten Lage verdammte, nicht an der anhaltenden künstlerischen Thätigkeit hindern. Einige seiner, von gesunder Kraft und Freudigkeit wahrhaft strahlenden Bilder, wie den „Tanz auf der Alm", das „Preispferd" und auch die „Madonna", die er als Altarblatt für die Kirche seines Geburtsortes stiftete, hat er damals, während jener Leidenszeit, liegend gemalt.

Das erstgenannte dieser drei hat ihn bei allen Kulturvölkern des Erdkreises vielleicht noch bekannter gemacht und hat noch mehr Freude erweckt als jener „Speckbacher und sein Bube". In zahllosen Nachbildern vervielfältigt, ist es überall hin verbreitet. Im Gedächtnis jedes, der auch nur eine solche gesehen hat, steht unverwischlich besonders jenes köstliche Gestaltenpaar, welches den Mittelpunkt der Komposition bildet: die blühende junge Sennerin, welche lachend die Aufforderung des munteren, rüstigen Alten zum Tanz annimmt und nun lustig um sich blickend neben ihm steht, während er das Bein mit dem Fuß im derben Nagelschuh zum Ländler oder Schuhplattl erhebt. Die volle Schönheit und künstlerische Bedeutung dieses Bildes kennt natürlich nur, wer das Original selbst kennen lernte. Seine Farbe und die Art ihrer Behandlung, die breite markige Technik, der gesunde, ungekünstelte, unmanierierte Vortrag kommen doch nur in ihm zur vollen Anschauung und sie tragen doch kaum minder als die Komposition, die Zeichnung und der Ausdruck der Gestalten dazu bei, das Bild zu dem Meisterwerk zu machen, das es ist. Aber bei dieser wie bei so vielen anderen Schöpfungen Defreggers ist die allein schon durch Komposition, Zeichnung und Ausdruck hervorgebrachte Wirkung so tief und stark, daß wir sie auch den farblosen photographischen Kopien gegenüber erfahren und den Reiz der Farbe und der malerischen Kunst kaum vermissen.

Auch das zweitgenannte der während seines Krankenlagers von Defregger gemalten Bilder, das „Preispferd", das, sieggekrönt und bekränzt, von seinem Tiroler Besitzer und Züchter von der Tierschau wieder in das Heimatsdorf zurückgeführt und nun als der Stolz und Ruhm desselben von jung und alt gebührend bewundert, ja auch wohl geliebkost wird, atmet ganz sonnige Heiterkeit und läßt durch keine Spur der bangen, düsteren, sorgenvollen Stimmung und der Leiden ahnen, in welchen es geschaffen wurde.

In ganz unerwarteter Weise ist dem fast schon auf jede Hoffnung der Herstellung verzichtenden Künstler Erlösung und Heilung geworden. In Bozen mußte er eine Bauerndeputation auf seinem Krankenlager empfangen, die ihm das Ehrenbürgerrecht seines Heimatsortes überbrachte. Ein alter Bauer, der sich des Rufs als Wunderdoktor, als Helfer in manchen Krankheitsnöten unter seinen Landsleuten erfreute, machte dem Leidenden den Vorschlag, es einmal mit ihm zu versuchen, sich von ihm behandeln zu lassen. Defregger ging darauf ein. Der bäuerliche Naturarzt begann seine Kur, und in wenigen Wochen war sein Patient, an dessen Leiden bis dahin alle ärztliche Kunst gescheitert war, wieder ein gesunder Mann. Und er ist es geblieben während aller folgenden Jahre.

Der Strom der Erfindung quoll ihm seitdem ohne Stocken immer gleich voll und reich zur Freude und Erquickung zahlloser Menschenaugen und Herzen. Seine in der kraftvollen Gesundheit der Seele wurzelnde, selbst durch physisches Leid und Schmerzen kaum zu zerstörende Heiterkeit, die nach seiner körperlichen Genesung nun erst recht im frischen, ruhigen, gleichmäßigen Glanze aufleuchtete, bewahrte ihn jederzeit vor der modernen pessimistischen Anschauung und Auffassung der Natur und des Menschenlebens und der daraus hervorgehenden Kunstrichtung, welche in der Welt nur das Elend, die Not, den Jammer, die Häßlichkeit sieht, und welche darum „wahrer" zu sein glaubt und sich rühmt, weil sie das Vorhandensein des Glückes, der Freude, der Schönheit leugnet und deren Schilderung verschmäht. Durch das Aufdecken der bösen Wunden am socialen Körper der Menschheit in Stadt und Land, durch das energische, unermüdliche Hinweisen auf all die tausend Schäden und Gebrechen, die Not, die Krankheit, die Roheit, die Dumpfheit, an denen das Volk auch der reichsten gesegnetsten Kulturländer leidet, ist sicher unendlich viel Gutes gestiftet und sind die ersten Versuche herbeigeführt worden, diese Leiden einigermaßen zu lindern und ihre Quellen zu verstopfen. Doch die Kunst, und vor allem die bildende Kunst, verkennt ihr Wesen und ihre Aufgabe, wenn auch sie sich dazu berufen glaubt, das Weltelend in seiner nackten, nüchternen Wahrheit mit Verleugnung der schönen Kehrseite zu schildern, um den Menschen dessen Vorhandensein möglichst eindringlich zum Bewußtsein zu bringen. Wenn sich Defregger aber von der Darstellung des Kümmerlichen, Traurigen, Armseligen und Häßlichen jederzeit fern hielt, so hat ihn, wie jeden echten Künstler und Dichter, die innere Heiterkeit und die Freude am Schönen und Glücklichen keineswegs untüchtig gemacht oder ihm die Lust daran genommen, das Tragische, schmerzlich Ergreifende und Erschütternde zu malen. Gerade in die nächsten Jahre nach seiner Genesung fällt die Entstehung jener Gemälde, in welchen zwei Scenen des furchtbaren heroischen, geschichtlichen Trauerspiels in Tirol, der Volkserhebung und ihrer Niederwerfung im Jahre 1809, zu einer Darstellung von packender, echt tragischer Macht gelangen: „Das letzte Aufgebot" und „Der Todesgang Andreas Hofers".

Die Jünglinge und die Männer sind im Kampf für die Heimat, das Land Tirol und für den Kaiser gegen die feindliche Übermacht gefallen. Die Hoffnung auf den Sieg gegen die fremden Bedränger ist dahin. Aber mit der Energie und dem Grimme der Verzweiflung setzt das Volk der Berge den aussichtslosen Kampf dennoch fort. Das letzte Aufgebot ist ergangen, die Alten, die Väter der gefallenen Söhne, die letzte schwache Wehr und Kraft des Landes, haben zu den Waffen gegriffen. Wer noch eine Büchse, Pike, Sense oder Heugabel tragen, noch auf seinen Füßen gehen und steigen kann in Tirol, hat sich einreihen lassen. So kommen sie noch rüstig dahermarschiert auf der Gasse des Dorfes, die letzten, dem sicheren Untergang entgegen; und die Frauen und Kinder stehen traurig zur Seite und blicken in bangem Vorgefühl des nahen Verderbens, das über sie, ihre Häuser und Fluren hereinbrechen wird, mit umflorten Augen auf die Fortziehenden. Ein altes Mütterchen drückt noch zum letztenmal ihrem greisen Lebensgefährten, der sich auch noch dem kleinen Trupp anschließt, die Hand. Das todverachtende schlichte Heldentum, zu dem sich die Volksseele in solchen Zeiten der höchsten Not des Landes aufschwingt, wurde nie treffender und ergreifender durch die bildende Kunst veranschaulicht und verherrlicht, als es in diesem Bilde des letzten Tiroler Aufgebotes geschehen ist. Auch in allem, was Farbe und Malerei heißt, bezeichnet dies Werk den Gipfel des Defreggerschen Schaffens.

In dem zweiten Gemälde, zu welchem jene geschichtliche Tragödie von 1809 Stoff und Motiv gegeben hat: „Der

Todesgang Andreas Hofers“, ist Defregger nicht nur räumlich über die Grenzen seiner bisherigen Schöpfungen weit hinausgegangen. Die Gestalten haben volle Lebensgröße. Aber auch in der Gruppierung und Zeichnung ist der Stil der „großen Malerei“ angestrebt. Die unbefangene, schlichte Natürlichkeit, an die wir auf anderen Darstellungen des Meisters gewöhnt sind, weicht hier einigermaßen dem Pathos der Historienmalerei, wenn dasselbe auch glücklich frei geblieben ist vom Hohlen, Phrasenhaften, Theatralischen. Der Sandwirt selbst, welcher gefaßt und ruhig zwischen seinen schmerzerschütterten, ihn weinend umknienden Genossen dasteht, um von ihnen Abschied zu nehmen vor seinem Gange zum Richtplatz, ist eine geschichtliche Charaktergestalt, in welcher das ganze Wesen jenes tirolischen Volkshelden in seiner Einfachheit, Kindlichkeit, Demut, frommen Gottergebenheit und schlichten Größe zum Ausdruck gelangt. Auch die ihn umgebenden Waffengefährten und Schicksalsgenossen sind vortrefflich charakterisiert. Ihr bitterer Schmerz äußert sich wahr und echt und dem Wesen solcher Männer und ihres Stammes gemäß. Eine minder wohlgelungene Partie bildeten, wenigstens damals, als das Bild in Berlin ausgestellt war, die Soldaten des französischen Grenadierpelotons im Hintergrunde. Die größte Meisterschaft bewies Defregger in der Malerei jener Tiroler Männerköpfe und der arbeitsharten Hände der Genossen Hofers.

Zu den Gemälden, in welchen unser Künstler die Befreiungskämpfe seiner Tiroler verherrlicht hat, gehört ferner das 1876 als Pendant zum „Letzten Aufgebot“ (für die Berliner Nationalgalerie) gemalte Bild: „Die Heimkehr der Sieger.“ Ein Trupp Tiroler Landsturm, in dem hier noch die jungen und rüstigen Männer die Mehrzahl bilden, marschiert, von einem siegreich gewesenen Zuge gegen französische Truppen zurückkehrend, durch das heimische Bergdorf. Ein an der linken Hand verwundeter südtirolischer, kühn und feurig blickender junger Bauer, der Führer des Zuges, schreitet an der Spitze, gleichsam aus dem Bilde heraus, dem Beschauer direkt entgegen. Zunächst hinter ihm sein Fähnrich, der jubelnd das Banner Tirols über seinem Haupte wehen läßt; die Musik — Pfeifer, Tambours, Klarinettenbläser — folgen; dann die Schar der Kämpfer, deren Gesichter vor Siegesfreude strahlen. Sie führen einige gefangene Franzosen und eine erbeutete französische Fahne mit sich. Auch ein Geschütz wird dahergefahren, vielleicht ein erobertes. Männer und Frauen des Dorfes, Mädchen und Buben sehen von der Gasse, von den Hausthüren und von den Altanen der Häuser her dem Zuge zu, ihn mit Zurufen fröhlich begrüßend. Einzelne sind nahe herangetreten, den Freunden in der siegreichen Schar die Hände zu drücken. Als Komposition, mit der Menge seiner prächtigen Tiroler Volksfiguren, in der Farbe und Malerei steht das Bild jenem „Letzten Aufgebot“ (in der Wiener Belvederegalerie) wohl ziemlich gleich. Daß es nicht so unmittelbar und nicht gleich mächtig, wie dies Bild, des Beschauers Seele zu packen vermag, liegt an seinem Gegenstande und auch darin, daß es eben nach jenem, als dessen Pendant gemalt wurde, mehr der Reflexion als der frischen Inspiration erwachsen ist und diesen Ursprung trotz aller seiner Schönheiten nicht völlig verleugnen kann.

Aus späterer Zeit, dem Jahre 1883, stammt noch ein durch den Ausdruck der finsteren Entschlossenheit und heißen Leidenschaft ergreifendes viertes Bild Defreggers aus diesen Befreiungskämpfen: „Die Bauernversammlung.“ Heimlich in einer alten Waffenschmiede sind die zum Aufstande bereiten Tiroler Bauern versammelt und empfangen dort die Nachricht, daß der Augenblick zum Losbrechen gekommen sei.

Sehr viel kühler als alle diese Bilder aus jenem blutigen Drama des vergeblichen Tiroler Freiheitskampfes wirkt ein fünftes, das eine Episode aus der Zeit

der ersten Erfolge desselben schildert: „Andreas Hofer empfängt in der Burg zu Innsbruck die Geschenke des Kaiser am Tische in dem Saal der Burg sitzt, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, durch den an ihn abgesendeten Hof-



Der Liebesbrief. Nach einem Gemälde von Franz Defregger.

Franz." Orden und Ernennungsdekret werden dem Sandwirt, der in Bauerntracht, hemdärmelig, umgeben von seinem bäuerlichen und mönchischen Generalstab, beamten im galonnierten Dienstfrack feierlich überreicht. Das ehrliche Gesicht des Andreas leuchtet von loyaler, demütiger Beglücktheit, mit der sein braves, treues,

ergebenes Herz durch diese allerhöchste Gunst und Gnade erfüllt wird, und die Genossen seines Rats und seiner Thaten teilen seine Empfindungen. Das Bild aber gehört rein malerisch auf seine farbige Wirkung hin angesehen zu den schönsten des Meisters. Wir konnten uns noch vor zwei Jahren in Berlin überzeugen, wo es den österreichischen Saal der Jubiläumsausstellung mit mehreren anderen von Defregger zugleich schmückte. In Bezug auf solche malerischen Qualitäten kam ihm nur noch „Der Zitherspieler" gleich.

Die große Mehrzahl Defreggerscher Gemälde aber bilden solche, welche das Volk Tirols, wie er es anschaut, in seinem häuslichen, engumfriedeten Leben, das Glück des Hauses und der Familie, die bescheidenen Freuden der dörflichen Geselligkeit, die braven Jäger und Holzknechte, die schmucken Dorfdeandln und hübschen, lustigen, derben Sennerinnen in ihren Almhütten, in der gegenwärtigen Epoche schildern. Keine kriegerischen Leidenschaften, kein Zorn und kein Haß gegen feindliche Bedränger, keine bange Sorge um die Verwüstung ihrer Fluren und Dörfer, um den Tod und Untergang der Ihren, keine Verzweiflung um ihre hingeschlachteten Liebsten trüben dies friedliche Behagen. Wenn man sich eine Vorstellung vom Lande Tirol und den Tirolern aus diesen nicht historischen Gemälden Defreggers bilden wollte, so sähe man ein Land und Volk, wo beständig freundlicher Sonnenschein über den Fluren lacht und in den Herzen leuchtet, wo alle Dirnen in kerniger, herzerfrischender, gesunder, blühender, keuscher Anmut prangen, alle Frauen und Mütter in natürlicher Würde und Tüchtigkeit im wohlgeleiteten Hause walten, die Männer und Buben meist kraftstrotzend, voller Schneid, lustigen Sinnes, verwegen und doch ebenso kreuzbrav wie die Dirnen sind. Nur die städtischen Menschen, welche er zuweilen in diese schöne ländliche Welt hinein verschlagen darstellt, erfahren, falls es nicht gerade Maler sind, eine weniger freundliche Behandlung von seiten unseres Meisters. Die Stadtherren zumal läßt er immer eine mehr oder weniger komische Rolle spielen; er macht sie zu Gegenständen des verdienten Gespötts der ihnen an Kraft, Schönheit, Schneidigkeit himmelweit überlegenen echten Tiroler Alpensöhne und der in entsprechendem Stil an Leib und Seele geformten Tiroler Dirnen.

Wer in so innigem Zusammenhange mit der unverfälschten Natur lebt wie Defregger, dem ist der Blick auch mehr als anderen für das innere Leben der jungen Menschenseelen erschlossen, die sich noch am wenigsten von der großen Mutter alles Lebendigen losgelöst haben: für das der Kinder. Die deutschen Maler rühmen sich wohl nicht ganz mit Unrecht, die Kinder im allgemeinen liebevoller zu studieren, ihre Natur und Art besser zu verstehen und sie in all ihrem Thun und Treiben, in Lust und Leid, Spiel und Ernst, wenn nicht wahrer, so doch herziger und liebenswürdiger zu schildern als die Künstler anderer Völker. Darüber sind sie freilich oft genug (und gerade ihre berühmtesten und beliebtesten „Specialisten" der Kinderdarstellung) in eine süßliche, überzärtliche Manier, die Kinder aufzufassen und zu malen, verfallen, welche auch nicht viel erbaulicher und erquicklicher ist als jene abschreckende Häßlichkeit, Verkümmerung und Stumpfsinnigkeit, welche besonders auf den Bildern moderner belgischer und niederländischer Naturalisten die Kinder zur Schau tragen. Die Kinder, welche Defregger malt, sind von jener falschen Süßlichkeit und dieser Widerwärtigkeit der Erscheinung gleich weit entfernt, naiv-lieblich, rührend und drollig, echt kindlich und wahr in all ihrem Bezeigen, ihrer Haltung, dem Ausdruck ihrer Gesichtchen. Neben L. Knaus ist er der erste aller lebenden Kindermaler unter den Deutschen.

Die Eltern- und die Geschwisterfreude an den kleinen Sprößlingen des Hauses schilderte er in einigen Bildern mit herzlicher Liebe und Lust. Auf einem, das noch in seiner ersten Münchener Zeit ge-

malt ist („Die Brüder"), sieht man den zu den Ferien ins elterliche Bauernhaus heimgekehrten Gymnasiasten — eine Mischung von Scheu und innigem Vergnügen im Ausdruck — das kleine, während seiner Abwesenheit zur Welt gekommene Brüderchen auf den Armen halten und zärtlich betrachten, zum Ergötzen der Eltern, die sich der beiden freuen. Ein anderes, 1873 oder 1874 gemaltes, allbekanntes Bild: „Der Besuch", zeigt den ersten kleinen Buben auf dem Arm der jungen Mutter, zur Seite des Vaters, der stolz auf seinen Stammhalter, froh und selbstzufrieden lächelnd dasteht, und die beiden Schwestern der Frau, die aus ihrem Dorf herübergewandert sind — die hohen grünen Hüte auf den Köpfen, die großen roten Regenschirme in der Hand —, um die Verheiratete in ihrem Heimwesen und in ihrem neuen Glück zu sehen.

Auf keinem Defreggerschen Bilde offenbart sich seine Vertrautheit mit allen Regungen der Kinderseele und seine Kunst ihrer Darstellung besser als auf dem 1875 gemalten köstlichen „Tischgebet", in den Buben und Mädchen, die da um den Tisch stehen und sitzen und erst noch das Gebet sprechen müssen, ehe sie zulangen dürfen, während die Mutter schon die dampfende Schüssel hingestellt hat, mit der die Gedanken der Kleinen viel mehr beschäftigt sind als mit dem lieben Herrgott. Ich erinnere ferner an jenes Bild, das die beiden Kleinen, das Mädchen und den Buben, mit der älteren Schwester im sonnenhellen Stübchen am Maimorgen auf den Gesang des Vogels lauschend zeigt, dem jedes von den dreien mit anderen Empfindungen zuhört, und an manches von Defregger gemalte Kinderporträt, vor allem an das seines eigenen kleinen Knaben in Tiroler Bauernburschentracht, der so lebendig vor uns dasteht und uns mit den großen Kinderaugen so treuherzig ins Gesicht blickt.

Unser Meister versteht es wie wenige, die Augen seiner gemalten Menschenbilder blicken und sprechen zu lassen. Besonders die jener lebensgroßen Tiroler Mädchenköpfe — holdseliger ernster Gesichter voll Kindesunschuld und Reinheit, klare Spiegel der klarsten jungen Seelen —, die er von Zeit zu Zeit aus seiner Werkstatt in die Welt hinaussendet. Dies Anblicken des Beschauers gab sogar das Hauptmotiv eines größeren Defreggerschen Bildes, das man auf der Berliner Jubiläumsausstellung des Jahres 1886 sah. Es führt den Titel: „Zur G'sundheit." Drei Tiroler Burschen und zwei muntere bildsaubere Dirnen (als Kniefiguren in Lebensgröße gemalt) sitzen zusammen um einen Tisch beim roten Landwein. Der eine jener drei, jenseit des Tisches, ist aufgestanden, erhebt sein Glas, und uns mit pfiffigem, halb ironischem Lächeln anblickend, scheint er uns zuzurufen: „Zur G'sundheit!" Aber gleichzeitig haben auch seine Tafelgenossen und Genossinnen die Augen auf die unseren gerichtet, und was sie sehen, erregt sie zu einer ähnlichen, nur nach den Charakteren im Ausdruck nuancierten Munterkeit auf unsere Kosten. Die Lebendigkeit und Wahrheit dieser Gestalten wirkt frappierend. Aber der Eindruck des Bildes wurde etwas befremdend durch eine an den älteren Werken des Meisters nicht gewöhnte Stumpfheit und Mattigkeit des Kolorits. Auch andere neuere Arbeiten Defreggers scheinen daran zu leiden; nicht zum wenigsten das mit jenem gleichzeitig ausgestellt gewesene Gemälde der über Wolken dahinwandelnden schönen Himmelskönigin mit dem Jesusknaben auf dem Arm. Man gelangt fast zu der Vermutung, daß eine hoffentlich nur vorübergehende Veränderung oder Störung im Sehapparat des Meisters vorgegangen sein müsse und sie die Schuld an dieser auffälligen Wandlung seiner Farbengebung trage.

In kraftvollem, tiefem, warmem Kolorit seiner früheren Zeit prangten, wie schon erwähnt, daneben einige ältere Bilder von ihm, darunter auch „Der Zitherspieler" und „Auf der Alm", Bilder, auf denen er eine Auslese von wahren Mustertypen der kraftvollen männlichen und

weiblichen Schönheit seines geliebten tirolischen Volkes vereinigt hat. Von solchen Bildern des Meisters nenne ich ferner die „Ankunft zum Tanz“: ein paar schöne tirolische Dirnen im Sonntagsstaat kommen zur Thür des Wirtssaales hereingeschritten, in welchem alles schon zum Tanz versammelt ist, und werden von ihren befreundeten Buben mit lustigen Juchzern und Sprüngen bewillkommnet; „Der Liebesbrief“, ein köstliches Bild voll derber Frische und drolligem Übermut; die „Savoyardenkinder“, die in die Stube des stattlichen Bauernhauses eingelassen sind und vor den sie mit herzlichem Mitgefühl betrachtenden Kindern und Erwachsenen ihre Stückchen spielen; der „Urlauber“, der ins Elternhaus heimgekehrte Kaiserjäger, der den Seinen und den Nachbarn von seinen Erlebnissen im bosnischen Occupationsfeldzuge erzählt; „Die Werbung“ im reichen Bauernhause mit den schönen Töchtern und der stattlichen Hausfrau, bei welcher der Herr Nachbar in wohlgesetzter, verbindlicher Rede, aber anscheinend vergebens, um die Hand des einen Mädchens für seinen scheu und schüchtern hinter dem Vater stehenden, nur zu wohlgenährten Sohn anhält.

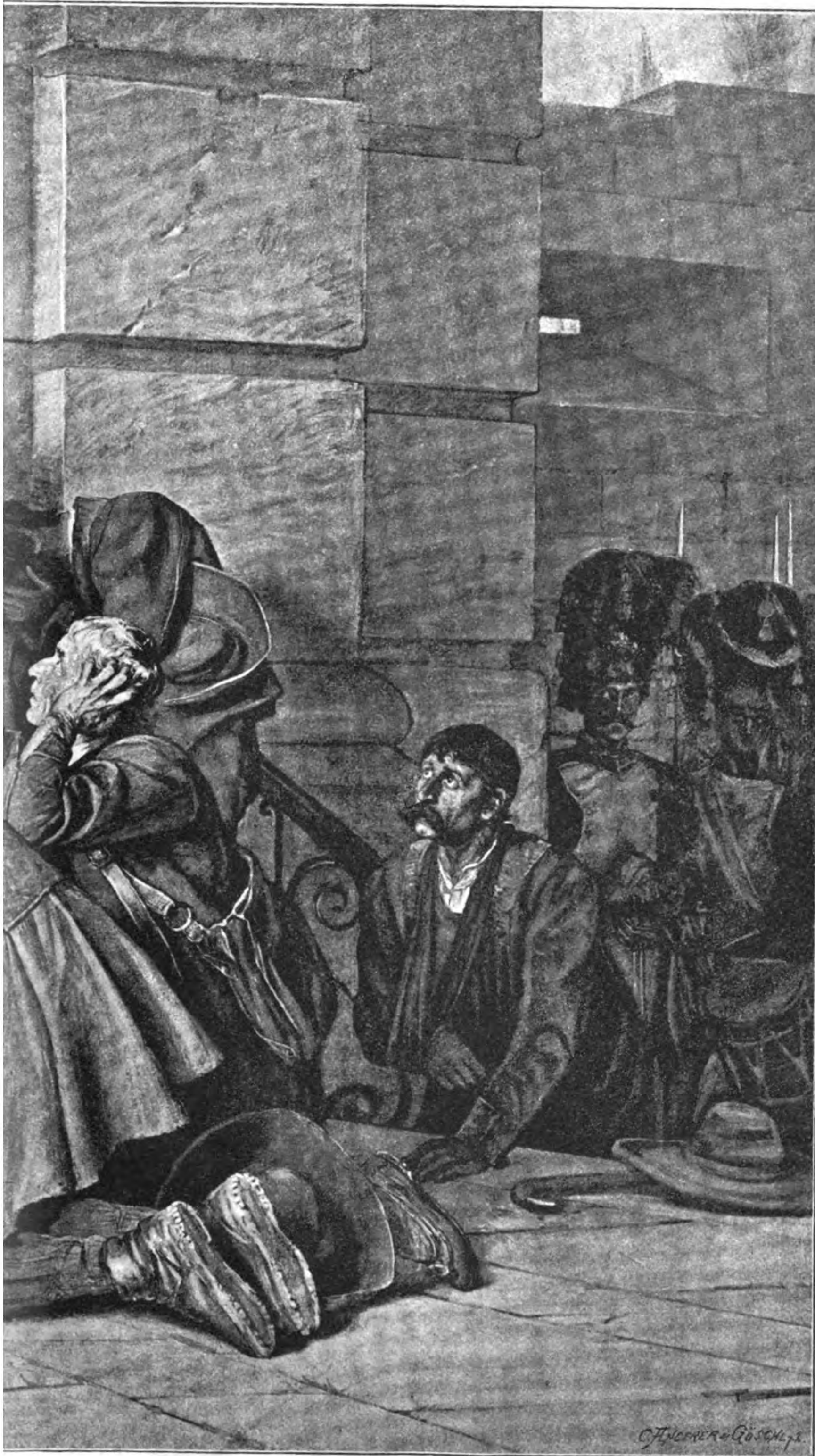
Der Gegensatz zwischen den bäuerlichen tirolischen Kraftmenschen und den Stadtherren und Stadtdamen ist besonders in zwei bekannten Gemälden unseres Meisters mit ergötzlichem Humor betont und herausgearbeitet: der „Guten Aussicht“ und dem „Salontiroler“. Jenes zeigt eine städtische Familie, die auf einer Bergpartie vor dem Gewitterregen Schutz in einer Sennhütte gesucht hat. Der Gatte und Schwager der beiden hübschen Damen schaut in der Thür nach dem Wetter aus, das sich tröstlich anzulassen scheint. Die drinnen in der Hütte anwesenden Holzschläger und Jäger aber sind nicht unempfindlich für die Anmut der Städterinnen und entwickeln ihre ganze männliche Liebenswürdigkeit gegen sie hinter dem Rücken ihres natürlichen Beschützers, zum unverhohlenen bitteren Verdruß der schönen Sennerin, welche sich in ihren älteren Rechten auf diese Liebenswürdigkeit dadurch gekränkt fühlt. Der „Salontiroler“ ist von der Berliner Nationalgalerie erworben und durch die Farbenlichtdruckkopie in den „Publikationen“ derselben überall hin verbreitet und bekannt geworden. Hier ist der Stadtherr mit noch stärker ausgesprochener Ironie behandelt und seiner Erscheinung zwischen den ihn umgebenden und foppenden Tiroler Buben und Dirnen eine unwiderstehlich komische Wirkung verliehen. In seinem nagelneuen, eleganten Tiroler Bauernkostüm fühlte er sich so stolz und sicher als echter Sohn der Berge. Und nun, wie er in der Stube droben im Gebirg zwischen den wirklich echten sitzt, sieht er sie ihn mit so munteren Blicken betrachten und lachen, hört er sie so wunderliche Bemerkungen machen, die er nur halb versteht, von denen ihm aber allmählich so viel klar wird, daß er den Gegenstand derselben bilde, während er doch gar nicht begreift, was man an ihm so Komisches finden könne. Dieser Ausdruck der stummen Verwunderung, dieses kaum noch zurückgehaltenen Ärgers im Blick, den Mienen, der Haltung des rundlichen Gesichts und der in das Bergkostüm maskierten ziemlich dürftigen Gestalt des jungen Mannes, wirkt nur um so komischer, als er so fein und wahr, so ganz unkarikiert gegeben ist. Prächtig kontrastieren mit der ganzen Erscheinung und dem Wesen des Verspotteten die jener tirolischen breitschulterigen Enakssöhne mit den wettergebräunten Gesichtern und den muskelschwellenden Armen und Beinen und die wackeren, lustigen Dirnen, die den armen spaßigen Stadtherrn da so unbarmherzig von der Frisur bis zu den Bergschuhen mit ihren Blicken mustern und ihm so freimütig in das Gesicht lachen.

Wir hoffen, daß dem erst dreiundfünfzigjährigen Meister die mächtige Schöpferkraft, die uns bereits einen so reichen Segen von edlen, reifen künstlerischen Früchten gespendet hat, noch lange in



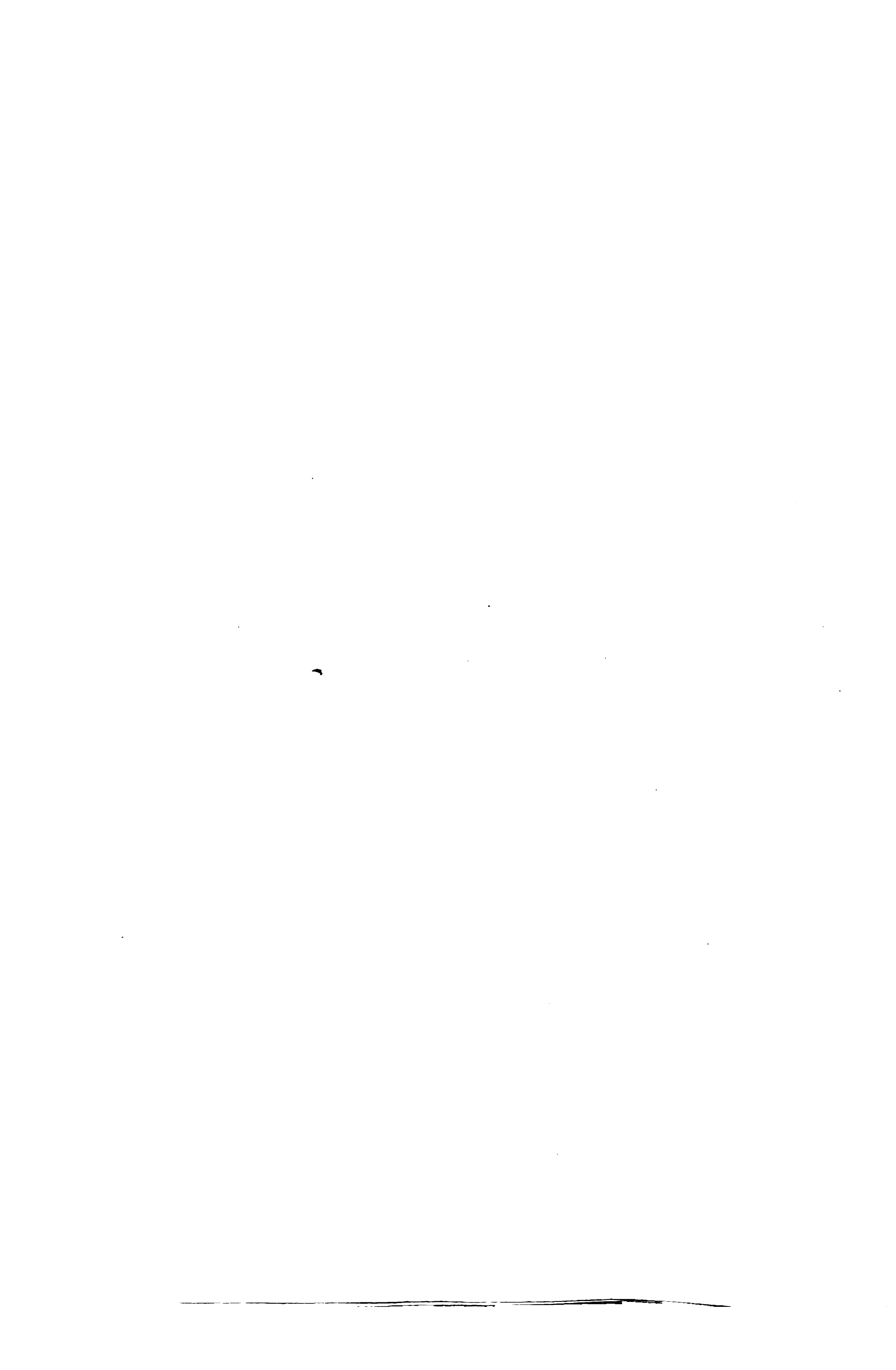
Ill. D. Monatshefte.

Andreas Hofers letzter Gang. Nach einem



Februar 1889.

Gemälde von Franz Defregger.



alter Frische erhalten bleiben und dieser Segen sich noch immer erneuen werde. Aber wenn Defregger auch heute bereits — des Schaffens müde, des Malens von Tiroler Bildern, welche man vielleicht zu massenhaft von ihm begehrt hat, überdrüssig, zur Wahl eines anderen Genres jedoch sich nicht gestimmt oder nicht ebenso berufen fühlend — den Pinsel für immer aus der Hand legte, so hat er schon doch durch sein bisheriges Lebenswerk die Quellen reiner seelischer Freude und Erfrischung für seine Nation, und nicht für diese allein, so vermehrt, daß er der dauernden dankbaren Verehrung derselben gewiß sein darf. Vor allem aber hat sein Heimatland Tirol und dessen Volk die gerechteste Ursache, ihm dieselbe immerdar zu widmen. Hat er dies Volk doch, wie kein anderer vor ihm, verherrlicht und den anderen Völkern lieb und wert gemacht, wie durch die Malerei nur noch Leopold Robert das italienische, Fritz Reuter durch seine Dichtungen das niederdeutsche, mecklenburgisch-neuvorpommersche, Klaus Groth das schleswig-holsteinische. Durch unseren Meister, in dessen Fußstapfen ein ganzes Heer von teils sehr begabten Schülern und Nachfolgern getreten, ist Tirol, vielleicht nicht weniger als durch die Größe, Herrlichkeit und Lieblichkeit seiner Alpennatur, zu einem Lande der Sehnsucht für die nördlicheren Volksstämme geworden. Er hat es durch seine Kunst bewirkt, daß wir — trotz so vieler sehr abweichender Erfahrungen und Schilderungen nüchterner Beobachter — diese Bevölkerung unwillkürlich wie durch ein verklärendes Medium anschauen und uns überreden, in den Söhnen und Töchtern dieses Berglandes auch in der Wirklichkeit die Verkörperung all der besten Eigenschaften, der Schönheit, Kraft und Gesundheit, der Stärke, Innigkeit, Zartheit und Keuschheit der Empfindung, der Tapferkeit, Treue, todesmutigen Hingebung für die geliebte Heimat, und der goldenen, harmlosen, unbefangenen Heiterkeit und Freude an der Welt und dem Leben sehen zu können, wie sie auf unseres Meisters Gemälden erscheinen.





Telegraphie und Sprache.

Eine Studie

von

Ferdinand Hennicke.

Die Sprache, nach Wilhelm v. Humboldt „das bildende Organ der Gedanken", umfaßt den gesamten Vorrat an Worten und deren Formen, in denen wir unsere Vorstellungen ausdrücken. Ist es auch der Sprachwissenschaft noch nicht gelungen, die Frage zu lösen, wie der Urmensch zuerst seinen Begriffen Ausdruck verliehen hat, so können wir uns doch unschwer vorstellen, daß die „Ursprache" in ihren ersten Anfängen von rauhem Gefüge gewesen ist und über nur kärgliche Mittel verfügt hat.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß von den drei am meisten verbreiteten Sprachen des indo-germanischen Stammes Französisch 109 000, Englisch 120 000 Wörter umfaßt, die deutsche Sprache aber gar über einen Schatz von 210 000 Wörtern verfügt, so stehen wir staunend vor dem Werdegange, welcher zu diesem Reichtume geführt hat. Bedenken wir, daß neuen Erscheinungen gegenüber, und wenn solche auch, wie gerade in der neuesten Zeit, in Fülle auftreten, die Sprache wegen Auffindung entsprechender Bezeichnungen noch niemals in Verlegenheit gekommen ist, sondern mit unerschöpflicher Triebkraft weiter gearbeitet hat und immer weiter arbeitet, dann empfinden wir die Wahrheit des Ausspruches, den Dr. Otto Behaghel, Professor zu Basel, in seiner Schrift „Die deutsche Sprache" gethan hat: „Wenn ein Glied des menschlichen Körpers zu neuer, ungeahnter Thätigkeit herangezogen wird, so müssen die Muskeln und Sehnen ganz anders sich recken und schmeidigen als zuvor. So wächst auch die Sprache mit ihren größeren Zwecken; jede neue Aufgabe, die man ihr stellt, übt ihren Einfluß auf die Entwickelung der Bedeutungen, auf die Gestaltung des Satzbaues."

Wie die Erfindung, Ausbildung und Ausbreitung der Telegraphie auf die Sprache eingewirkt haben, wie letztere die Aufgabe gelöst hat, für das ganze Gebiet der neuen Erscheinung neue, treffende Ausdrücke zu schaffen, wie sie dabei in Bezug auf Wortbildung, Wortbedeutung und Wortfügung beeinflußt worden ist, läßt die verhältnismäßig kurze Geschichte der Telegraphie schon jetzt erkennen.

Zuerst im Jahre 1833 von Gauß und Weber in Göttingen aus der Theorie in die Praxis übersetzt, dann in England von Cooke und Wheatstone nacherfunden, wurde die elektrische Telegraphie anfangs der fünfziger Jahre, und zwar ziemlich gleichzeitig in allen Kulturländern, der allgemeinen Benutzung übergeben. Damit war die Bahn frei gemacht für eine Entwickelung, wie sie in der Geschichte der Erfindungen beispiellos dasteht, denn heutigestags verfügt der Weltverkehr über ein Telegraphennetz, welches mit 1 300 000

Kilometer Linie und 4 000 000 Kilometer Drahtleitung nicht nur sämtliche Kulturländer umspannt, sondern seine Maschen auch über die Wüsten Afrikas, die Steppen Asiens und die Einöden Australiens erstreckt. An 70 000 Stellen wird dieses Drahtnetz zum Sprechen genötigt; auf seinen Fäden spinnt sich ein Verkehr ab, der, im steten Wachsen begriffen, schon jetzt auf 200 Millionen Drahtbotschaften jährlich veranschlagt werden darf.

Die überraschend schnelle Ausbreitung des neuen Verkehrsmittels, die Vervollkommnung der Instrumente, welche zur Versendung der Korrespondenz dienten, ferner der Bau der Wege, auf denen der elektrische Funke über Land und Meer geleitet wurde, endlich die administrativen Maßnahmen: Anlegung von Telegraphenstationen, Aufstellung der Bedingungen für die Benutzung der Einrichtung, Festsetzung der Gebühren, Verhandlungen mit den Nachbarländern u. s. w. — alles dies brachte auf dem Gebiete der Technik, wie auf demjenigen der Verwaltung eine Fülle neuer Erscheinungen hervor, für welche entsprechende Bezeichnungen gefunden werden mußten.

Claude Chappe, der Erfinder des optischen Signalgebers, hatte im Jahre 1792 seiner Maschine den Namen „Tachygraph“, d. i. „Schnellschreiber“, gegeben. General Miot änderte diese Bezeichnung im Jahre 1793 in „Telegraph“, d. i. „Fernschreiber“, um, und dieser Name blieb, als die den Gelehrten schon seit der Zeit Voltas und Galvanis vorschwebende Idee: den elektrischen Funken für die Zwecke der Nachrichtenbeförderung nutzbar zu machen, zur That geworden war. „Telegraph“ und „Telegraphie“ bildeten den Stamm, an welchen sich vermöge des ausgezeichneten Hilfsmittels, das die deutsche Sprache in der Leichtigkeit der Zusammensetzung gegenüber den anderen lebenden Sprachen besitzt, üppige Zweige ansetzten. Die Telegraphenapparate, die erfunden wurden, hießen je nach einem unterscheidenden Merkmale Nadel-, Zeiger-, Kopier- und Drucktelegraphen; außer diesen Bezeichnungen, welche die Hauptgruppen darstellen, erhielten die einzelnen Apparate Namen nach der Art ihrer Einrichtung: „Blauschreiber“ oder „Farbschreiber“, welche die Schrift in blauer oder schwarzer Farbe auf dem Papierstreifen aufzeichnen, oder „Stiftschreiber“, dessen stählerner Stift die Zeichen, dem Auge schwer erkennbar, in den Streifen einritzt; „Klopfer“, welcher keine bleibenden Zeichen hinterläßt und von dem ein Telegramm aufnehmenden Beamten erheischt, aus den den Punkten und Strichen des Morsealphabets entsprechenden kürzeren und längeren Anschlägen das Telegramm nach dem Gehör niederzuschreiben; „Schnellschreiber“, bei dem die Zeichengebung der menschlichen Hand entzogen und einer Maschine übertragen ist; „Normalschreiber“, ein nach den von der Reichs-Telegraphenverwaltung festgesetzten Konstruktionsgrundsätzen hergestellter Apparat u. s. w.

Andere die elektrische Telegraphie fördernde Einrichtungen wurden schlechtweg mit dem Namen ihrer Erfinder ohne jeden weiteren Zusatz belegt. So wird z. B. der Besucher eines Telegraphenamtes auf seine Frage nach dem und jenem besonders häufig den Namen unseres berühmten Landsmannes Werner Siemens hören, und wenn er vernimmt, daß der sogenannte „Morseapparat“ eigentlich ein „Siemensscher Farbschreiber“ ist, an dem die Taste, die Anordnung der Elektromagnete, die Papierführung, der Hebel, die Schreibvorrichtung u. a. m. von Siemens herrühren, verwundert fragen, was an dem „Morseapparat“ eigentlich Morses Eigentum sei, zumal das Princip, auf dem der Apparat beruht: der Elektromagnetismus, von dem Franzosen Ampère entdeckt worden ist.

Die eigentlich wissenschaftliche Grundlage in der Behandlung elektrischer Fragen: die Gesetze der Stromstärke, ohne deren Kenntnis ein elektrischer Apparat überhaupt nicht herzustellen ist, verdankt die Wissenschaft dem deutschen Gelehrten Ohm. Die „Ohmschen Gesetze“ so wenig wie die als eine Erweiterung derselben

anzusehenden „Kirchhoffschen Gesetze" bedürfen eines erklärenden Zusatzes: sie sind Gemeingut der gesamten wissenschaftlichen Welt geworden.

Nach den besonderen Zwecken, denen die Telegraphie dienstbar gemacht wurde, entstand der „Zugtelegraph" im Eisenbahndienste; der „Feuertelegraph" meldete das ausgebrochene Feuer; zur Bequemlichkeit und zu Sicherheitszwecken entstanden „Haus- und Hoteltelegraphen"; der „Militärtelegraph" brachte die äußersten Fühlhörner der Armee in Verbindung mit der Oberleitung; kleine Gemeinden fernab von der großen Straße erhielten „Nebentelegraphen".

Der „Telegraphenlinienbau", ein sehr wichtiger Zweig der „Telegraphentechnik", wurde von „Telegraphenbauführern" wahrgenommen, welche die „Telegraphenleitungen" an „Gestängen", wenn nötig an „Doppelgestängen" entlang führten. Die Leitungen wurden in „Telegraphenämter" eingeführt, wo „Telegraphisten" unter einem „Telegraphendirektor" ihren Dienst versehen. Das „Telegraphennetz" breitete sich immer weiter aus, und als unternehmende „Telegraphengesellschaften" die Verbindung Europas mit überseeischen Ländern hergestellt hatten, konnte mit Fug und Recht von einem „Welttelegraphennetz" gesprochen werden. Während im Inlande eine „Telegraphenbetriebsordnung" maßgebend war, mußten auf „Telegraphenkonferenzen" die den Verkehr mit dem Auslande regelnden „Telegraphenverträge" abgeschlossen werden.

Es liegt auf der Hand, daß derartige Wortbildungen zahllos sind.

Für die durch den Telegraphen beförderte Nachricht bürgerte sich der aus dem Französischen übernommene Ausdruck „Depesche" oder „telegraphische Depesche" ein, um später durch das bequemere „Telegramm" ersetzt zu werden. Dieses Wort, welches seitdem allgemeine Aufnahme gefunden hat, ist falsch gebildet, es müßte eigentlich „Telegraphem" heißen. Zwar wurde rechtzeitig, selbst von Athen aus, hierauf aufmerksam gemacht, aber das bequemere Wort, welches mit Blitzesschnelle Boden gewonnen hatte, behauptete sich gegenüber dem richtigen. Nur die Griechen sind standhaft geblieben und schreiben nach wie vor „Telegraphem" (τελεγράφημα).

Die rastlose Arbeit an der Verbesserung der Telegraphenapparate sowie der völkerverbindenden Wege brachte zunächst eine Masse neuer technischer Ausdrücke. So erhielt der zum Telegraphieren in einer Leitung verwendete elektrische Strom den Namen „Arbeitsstrom", wenn die Schrift durch das Schließen der Batterie, und „Ruhestrom", wenn die Schrift durch das Öffnen der Batterie erzeugt ward. „Umschalter" dienten dazu, verschiedene Stromkreise „einzuschalten", das heißt mit verschiedenen Apparaten oder Apparatteilen in Verbindung zu bringen, und je nach Konstruktion und Verwendung unterscheidet man „Linien-, Batterie-, Apparat-, Stöpsel- und Kurbelumschalter". Will man eine Station aus einem Stromkreise „ausschalten", so dient dazu ein „Ausschalter".

Bei Herstellung der „Luftleitungen" war es von besonderer Wichtigkeit, gute „Lötstellen" anzufertigen, namentlich „Wickellötstellen", das heißt solche, bei denen die beiden Drahtenden vor der Verlötung mit Wickeldraht fest umwickelt wurden, und schon hierbei, mehr aber noch bei der Anlage versenkter Telegraphenlinien waren gute „Löter" sehr gesucht, da eine versenkte Leitung keinen „Nebenschluß" haben darf.

Die Legung von Telegraphenlinien unter der Erde und unter Wasser brachte das in der Sprache bereits vorhandene Wort „Kabel" in veränderter, erweiterter Bedeutung in die Telegraphie. Je nach ihrer Verwendung unterscheidet man „Land-, Fluß- und Seekabel" und bei letzteren wieder „Tiefsee- und Küstenkabel". Nach der Art ihrer äußeren Hülle nannte man sie „Asphalt-, Blei- oder Bleirohr- und Guttaperchakabel"; in neuester Zeit sind noch „Luftkabel" und „Fernsprechkabel"

hinzugekommen. Der eigentliche Leiter im Kabel, entweder ein starker Kupferdraht oder mehrere dünne Kupferdrähte zu einem Strange verseilt, in welchem sich jener geheimnisvolle Vorgang abspielt, durch den der menschliche Gedanke wie auf Blitzesschwingen in unermeßliche Fernen getragen wird, heißt sinnig die „Kabelseele"; die mit Guttapercha umpreßte Seele heißt „Kabelader". Bei der „Kabellegung" finden wir die wichtige Verrichtung der Splissung zweier Kabelenden in den Händen besonders geschickter „Kabellöter", welche die Lötstellen durch „Kabelmuffen" schützen. Wir sprechen von „Kabelstrang, Kabelrinne, Kabelhalter"; „Kabelgesellschaften" unterhalten eine stattliche Flotte von „Kabelschiffen" und endlich ist auch eine „Kabelschutz-Konvention" abgeschlossen worden, durch welche im Kriegsfalle die Seekabel unter völkerrechtlichen Schutz gestellt sind.

Das Bedürfnis, über das Verhalten der elektrischen Leitungswege fortgesetzt auf dem Laufenden zu sein, veranlaßte die Telegraphentechniker schon frühzeitig, regelmäßige Leitungsmessungen vorzunehmen, welche die Ermittelung des Leitungsvermögens oder, was dasselbe ist, des Leitungswiderstandes sowie der Isolierung zum Zweck hatten. Bei der Bildung der die elektrischen Maßeinheiten bezeichnenden Ausdrücke setzte die British Association of Science sprachliche Denksteine denjenigen Gelehrten, welche sich um die Elektricitätslehre besondere Verdienste erworben hatten. „Ohm" oder „Ohmad" wurde der Ausdruck für die absolute Einheit des elektrischen Widerstandes; zu Ehren des Göttinger Professors Wilhelm Weber, dem es zuerst (1862) gelungen war, die Widerstandsbestimmungen für den elektrischen Strom auf absolutes Maß zurückzuführen, wurde die absolute Einheit für die Quantität des elektrischen Stromes ein „Weber" (von den Engländern veber geschrieben) genannt. In „Farad", der Einheit der Kapazität eines elektrischen Ansammlungsapparats, werden wir an Faraday erinnert; zum Gedächtnis Voltas trägt die Einheit der elektromotorischen Kraft den Namen ein „Volt"; ein „Ampère" drückt die Einheit der Stromstärke aus. Im praktischen Telegraphendienste wird trotz aller anderweiter Festsetzungen die Widerstandseinheit des elektrischen Stromes gewiß noch so lange „Siemens-Einheit" genannt werden, wie die von dem weltbekannten Telegraphentechniker angefertigten und überall, wo telegraphiert wird, verbreiteten Widerstandsapparate im praktischen Dienste verwendet werden.

Die neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Nachrichtenbeförderung: die augenblickliche Übertragung des gesprochenen Wortes von einem Orte zum anderen unter Ausschließung jeder Vermittelung, die, ursprünglich eine Erfindung des Deutschen Philipp Reis, aus der Fremde im fremden Gewande als „Telephonie" auf den Plan trat, erhielt mit dem Augenblick, da sie als vollgültiges Verkehrsmittel in den Dienst des Schnellverkehrs gestellt wurde, auf Anordnung des General-Postmeisters Dr. v. Stephan den Namen „Fernsprechwesen"; das Instrument, welches den Nachrichtenaustausch vermittelt, wurde „Fernsprecher" genannt. Die Bezeichnungen der durch die neue Erfindung bedingten Einrichtungen drangen viel schneller in weitere Kreise, als dies seiner Zeit mit den Kunstausdrücken der elektrischen Telegraphie der Fall gewesen war. Es hatte dies darin seinen Grund, daß das Fernsprechwesen gewissermaßen das Publikum selbst mit in den Dienst stellte: es übertrug die Bedienung der Apparate denjenigen, welche sie benutzten, und wer von der neuen Einrichtung Nutzen ziehen wollte, mußte sich nicht nur mit den reglementarischen Bestimmungen, sondern auch mit der Art des Betriebes und den technischen Einrichtungen vertraut machen.

Von den Bezeichnungen, welche das Fernsprechwesen der Sprache gebracht hat, greifen wir auf gut Glück heraus: Fernsprechamt, Fernsprechvermittelungsamt, Fernsprechanlage, Fernsprechadreßbuch,

Fernsprechanschluß, Fernsprechbestellbuch, Fernsprechbetrieb, Fernsprechdraht, Fernsprechkabel, Fernsprechstelle, Fernsprechverbindung, Fernsprechzelle.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß, als die Frage wegen der Ersetzung des Fremdworts „Telephon“ durch einen deutschen Ausdruck noch in der Schwebe war, von den verschiedensten Seiten Vorschläge gemacht wurden, die als ein erfreuliches Zeichen der Teilnahme an der neuen Erfindung, sowie des Bestrebens gelten können, ersetzbare Fremdwörter aus der Sprache fernzuhalten. Solche Vorschläge waren z. B.: Drahtmund, Rufpost, Sprechdraht, Sprechpost, Schalldraht, Schallhorn, Tonpost, Lauschohr, Mundbraht, Mundpost. Als ein Ausfluß des Volkshumors kann der Vorschlag gelten, den Fernsprecher „Meilenlunge“ oder „Plauderschnur“ zu nennen, während der Berliner, dem nichts heilig ist, neben der Bezeichnung „Blitzmädel“, die er vorher schon den Telegraphistinnen beigelegt hatte, die Worte „Quasselstrippe“ und „Plapperfaden“ dem deutschen Sprachschatze einfügte.

Werfen wir einen Blick auf den Einfluß, den die Erfindung der Telegraphie auf die beiden anderen Weltsprachen, Englisch und Französisch, in der bisher besprochenen Richtung geübt hat, so sehen wir sofort, daß die beiden genannten Sprachen der deutschen Sprache gegenüber insofern im Nachteile sind, als sie nur schwer zusammengesetzte Wörter bilden können. Die Kraft, solche hervorzubringen, ist im Englischen nur mäßig stark; dem Französischen ist sie fast ganz verloren gegangen. Das letztere, durch eine unerbittliche Grammatik und durch die vierzig Unsterblichen in Fesseln gehalten, muß sich daher noch mehr als das Englische mit langatmigen Umschreibungen behelfen.

Sehen wir uns zunächst das Englische etwas näher an. Wie alle Kultursprachen, ist es für vorwiegend technische Ausdrücke auf die gelehrten Sprachen zurückgegangen. Es bildet telegraph, telegraphy, telegrapher und telegraphist, sowie das Zeitwort to telegraph, wofür im gewöhnlichen Leben meist to wire, unserem „drahten“ entsprechend, gebraucht wird; wire answer, wire order und ähnliche Bildungen sind in die Sprache aufgenommen worden, aber es würde dem Gebrauche zuwiderlaufen, sie in einem Worte zu schreiben. Von cable mit seinen Zusammensetzungen cable answer, cable rate u. s. w. gilt dasselbe, nur cablegram erscheint als ein Wort. Dem Zeitworte to wire entspricht to cable. Für „Telegramm“ besteht das Wort telegram, daneben despatch, telegraphic despatch und message.

Für die Hauptgruppen der Telegraphenapparate: Kopiertelegraph, Drucktelegraph u. s. w. müssen wieder je zwei Wörter verwendet werden, nämlich copying telegraph, printing telegraph u. s. w.; ähnlich verhält es sich mit den Gliedern der einzelnen Gruppen: needle instrument (Nadeltelegraph); double needle instrument (Doppelnadeltelegraph); pointer instrument oder dial instrument (Zeigerapparat) u. s. w.

Der einfachen Ausdrücke sind nur wenige: inker und inkwriter (Farbschreiber); embosser (Stiftschreiber); sounder (Klopfer).

Sehr viele Ausdrücke des Telegraphenbetriebes sind für das Wesen der zu bezeichnenden Sache ganz treffend, ohne daß sich die Sprache Mühe gegeben hat, Neubildungen hervorzubringen. So z. B. open circuit und close circuit; wenn wir Deutschen die entsprechenden Bezeichnungen „Arbeitsstrom“ und „Ruhestrom“ nicht erfunden hätten, könnten wir ebenso gut wie die Engländer dafür sagen „offener Stromkreis“ und „geschlossener Stromkreis“. Wir sprechen von einer „Selbstunterbrechung“ (nämlich des elektrischen Stromes), der Engländer sagt dafür automatic make and break, d. i. selbstthätige Herstellung und Unterbrechung. Vielfach hat, namentlich bei technischen Bezeichnungen, die englische Sprache sich dadurch geholfen, daß sie, um dem neuen Begriffe Ausdruck zu geben, bereits vor-

handenen Worten einen erweiterten Sinn beilegte. Shunt, im Eisenbahnbetriebe für „Seitengeleis, Weiche" üblich, wurde in die Telegraphie übernommen für „künstliche Nebenschließung"; joint, im Maschinenwesen „Fuge, Verbindung" bedeutend, erhielt in der Telegraphie den erweiterten Sinn von „Lötstelle" im Telegraphendraht; neu dagegen ist das von joint abgeleitete Wort jointer, der Löter; detector, der Entdecker, d. i. der Alarmapparat an der Dampfmaschine, welcher ankündigt, daß der Wasserstand im Kessel unter die niedrigste zulässige Grenze hinabgesunken ist, wurde zur Bezeichnung eines Galvanoskops verwendet, welches den Zweck hat, das Vorhandensein von Strom in einer Telegraphenleitung nachzuweisen.

Die vorstehenden Beispiele ließen sich noch um Dutzende vermehren, aber die angeführten dürften den Beweis erbracht haben, daß die Triebkraft der englischen Sprache zum Stillstand gekommen ist.

Noch übler ist es mit dem Französischen. Von Neubildungen wären etwa câblage (Kabelanfertigung) und câbler (kabeln) zu nennen, aber diese schwachen Versuche sind von den französischen Schriftgelehrten nicht anerkannt worden. Das Wörterbuch der französischen Akademie kennt das erstere Wort gar nicht, das zweite nur in der Bedeutung von „verseilen". Das Wort parleur, welches eigentlich „Schwätzer" bedeutet, ist in der Telegraphen-Litteratur für „Klopfer" (sounder) in Gebrauch gesetzt worden. Weitere Anstrengungen hat die Sprache nicht gemacht, und daher leiden die übrigen durch die Einführung der Telegraphie nötig gewordenen Ausdrücke an einer Schwerfälligkeit, die ihresgleichen sucht. „Ausschaltung" muß wiedergegeben werden durch mise hors du circuit, „Bleikabel" durch câble sous plomb, „Tiefseekabel" (engl. deep sea cable) durch câble des mers profondes, „Löter" durch ouvrier qui fait les soudures. „Zeigerapparat" heißt appareil à cadran, „Farbschreiber" appareil écrivant à l'encre, „Rußschreiber" recepteur à noir de fumée, „Erdschluß" perte du courant à la terre, „Wickellötstelle" ligature et soudure d'un fil, „Kabelschiff" bâtiment pour la pose des câbles. Aber der einfache „Kabelhalter" setzt allem die Krone auf, er heißt instrument destiné à arrêter un câble à son entrée dans la mer ou une masse d'eau quelconque.

Der kurze Ausflug in die Fremde beweist hinlänglich, um wie viel mehr die deutsche Sprache, um mit Behaghel zu reden, sich geschmeidigt und gereckt hat als ihre Nachbarn.

Aber nicht allein hat die Telegraphie eine Fülle technischer Neubildungen der Sprache zugeführt, sie hat auch eine gewisse Knappheit des Ausdrucks, zum Teil mit Hilfe neuer Wortbildungen, zum Teil durch Zusammenziehungen hervorgebracht, welche sämtlich auf das zwingende Bedürfnis der telegraphischen Kürze zurückzuführen sind.

Zunächst waren es technische Begriffe, welche von dem den Telegraphen benutzenden Publikum gebraucht wurden und von da in die breiteren Schichten der Bevölkerung eindrangen. Das Wort „Draht" schlechtweg für „Telegraphendraht" oder selbst „Telegraph" angewendet, gab den Stamm ab für zahllose Doppelwörter, die meist an Stelle eines ganzen Satzes stehen: Drahtanstellung, Drahtantwort, Drahtauftrag, Drahtbericht, Drahtbescheid, Drahtbestätigung, Drahtbestellung, Drahtentscheid, Drahtgenehmigung, Drahtmeldung, Drahtnachricht, Drahtvollmacht, Drahtzusage, Drahtzuschlag u. a. m. „Börsendraht" ist ein allgemein üblicher Ausdruck geworden für die telegraphische Beförderung einer Nachricht von der Börse aus, ebenso wie an Stelle der telegraphischen Antwort das bequemere „Rückdraht" getreten ist. Auch wird „drahtwendend", eine Nachbildung von „postwendend", gebraucht.

Das Wort „Telegramm", aus welchem der dienstliche Verkehr „Amts-, Antworts-, Berichtigungs-, Dienst-, Durchgangs-, Original-, Staats-, Stadt- u. s. w. Telegramm" schuf, gab dem Volke Ver-

anlassung zur Bildung von Bezeichnungen wie „Begrüßungs-, Beileids-, Börsen-, Wetter-, Zeitungs- u. s. w. Telegramm“, je nach dem Inhalte und dem Zwecke, welchem die zu übermittelnde Botschaft diente; und für gelegentlich gegen eine ermäßigte Gebühr zu befördernde Drahtnachricht wurde die Bezeichnung „Bummeltelegramm“ vorgeschlagen.

In gleicher Weise hat auch das Wort „Kabel“, abgesehen von den schon erwähnten Zusammensetzungen technischer Bedeutung, mehrere Sprößlinge für das gewöhnliche Leben abgesetzt, z. B. „Kabeltelegramm (auch Kabelgramm), Kabeladresse, Kabelantwort, Kabelbericht, Kabelgebühr, Kabeltaxe“. Ebenso hat das Zeitwort „kabeln“ seine Daseinsberechtigung erlangt.

Zu einer kurzen Fassung der Drahtbotschaften selbst drängte in den ersten Zeiten der Telegraphie schon die Höhe der Gebühren, welche nur wenigen Bevorzugten die Benutzung des Telegraphen gestattete, dann aber auch die Natur des Beförderungsmittels, welches raschen Entschluß und entschlossenes Handeln forderte. So erwies sich der Telegraph als ein Mittel, welches die Trägheit des Verstandes und das Schwanken des Charakters in gleicher Weise besiegte wie die Umschweife der Redeweise. Auf den Telegraphen ist jene Kürze des Ausdrucks zurückzuführen, jener „Telegrammstil“, der, auf allen Ballast verzichtend, in knappgeschürzter Form den Kern der Sache zu treffen sucht. Der erste Zopf, der fiel, waren die schwulstigen, nichtssagenden Höflichkeitsredensarten, wie sie im Briefstil leider noch heute fortwuchern. Sie kamen auch nicht wieder zum Vorschein, als die Telegrammgebühren billiger geworden waren und der Telegraph sich zu einem durchaus volkstümlichen Verkehrsmittel ausgebildet hatte: der Telegrammstil behauptete sein Recht. Zu der Zeit, da für ein Telegramm bis zu zwanzig Worten noch ein Einheitssatz erhoben wurde, erreichten die Telegramme im Durchschnitt jene Wortzahl nicht, sondern blieben um zwei bis drei Worte darunter; die Einführung des Worttarifs (1. März 1876) hatte eine Verminderung auf durchschnittlich dreizehn Worte zur Folge. Aber schon vor der Zeit des Worttarifs waren einzelne Telegramme weit unter jener Wortzahl geblieben, ohne dabei an Deutlichkeit und Verständlichkeit einzubüßen. Es ist gewiß noch in vieler Erinnerung, als in der großen Zeit des deutsch-französischen Krieges der Telegraph

Kurz und klar,
Warm und wahr
Hundert Siege berichtet,
Alle erfochten, keiner erdichtet,

unter den vielen Telegrammen, welche die Heldenthaten des Volkes in Waffen den Daheimgebliebenen meldeten, ein Telegramm besonders Aufmerksamkeit erregte, dessen Text nur die zwei Worte enthielt: „Toul genommen.“

Als unser Reichskanzler ersucht wurde, einen von ihm für geeignet gehaltenen Kandidaten zum Reichstage namhaft zu machen, antwortete er kurz und bündig: „Wählet Kapp.“

„Vater gestorben. Begräbnis übermorgen. Mutter schwerkrank. Dein Kommen unerläßlich“ — welche Fülle von Schmerz ist in diesen wenigen Worten eingeschlossen, welche Erregungen werden sie in dem friedlichen Kreise hervorrufen, in den sie ohne jede Vermittelung hineinplatzen! — In dieser Beziehung ist der Telegraph ein recht unbequemer Mitbewerber der Briefpost geworden. Spielend überholt er ihre Mitteilungen und spricht mit rücksichtsloser Kürze gleich das letzte Wort. Das Gefühl kommt bei dem Telegrammstil, der alle mildernden Zusätze ausschließt, schlecht weg.

Als ein Ausfluß des Strebens nach möglichster Kürze des Ausdrucks darf auch die Participial- und Infinitiv-Konstruktion gelten, welcher man in Telegrammen häufig begegnet. „Manometer Dienstag abgehend, kann Sonnabend bei Ihnen sein“ oder „N. N. morgen dort eintreffend, bitte Angelegenheit erledigen“, oder „Friedrichstraße ankommend, Bremen

weiterreisend, möchte Sie gern sehen", „letztes Mittel anwenden" sind Beispiele dieser Art. Ebenso häufig werden Infinitivformen zusammengesetzter Zeitwörter zur Konjugation ohne Trennung benutzt, z. B. „Bestellte Ware morgen dort eintrifft." Es ist dies ein Beweis dafür, daß im Satzbau der Telegraphenstil, jedenfalls unbewußt, zur Konstruktion des Altgermanischen zurückgekehrt ist. Wo wir für den Ausdruck eines Grundes oder einer Zeitbestimmung einen besonderen Satz bilden müssen, genügte den alten Germanen, gerade wie den Römern und Griechen, die Verbindung eines Substantivs mit einem Participium. Wo wir bei einem Vergleiche der Hülfe eines „als" oder „denn" bedürfen, kam man in der alten Zeit ohne dieselbe aus, indem man den verglichenen Gegenstand, wieder wie im Griechischen und Lateinischen, durch eine bestimmte Kasusform bezeichnete (vgl. Behaghel, op. cit. S. 9).

Aber die Kürze des Ausdrucks hat ihre bedenkliche Kehrseite. „Brevis esse laboro, obscurus fio" kann mit Horaz mancher von sich sagen, der, infolge sorgloser Abfassung oder durch übel angebrachte Sparsamkeit verführt, nicht nur den erstrebten Zweck verfehlt, sondern vielleicht noch arge Verwirrung anrichtet. — „Kommen Sie nicht zu spät," wurde dem Arzte telegraphiert, der nicht wenig überrascht war, bei seiner Ankunft den Kranken tot vorzufinden. Der Absender hatte nur vergessen, hinter dem „nicht" einen Punkt zu setzen. Besser wäre es auf alle Fälle gewesen, das Telegramm unzweideutig zu stilisieren und zu sagen: „Kommen Sie nicht, es ist zu spät."

Die Fassungen derartiger, auf Kosten der Verständlichkeit übermäßig gekürzter Telegramme: „Bleibe nicht schlimmer", oder „Komme heute nicht morgen" u. dergl. m., die, den delphischen Orakelsprüchen gleich, mannigfache Deutung zulassen, legen den Wunsch nahe, daß das Publikum im eigenen wohlverstandenen Interesse lieber den mäßigen Gebührensatz für einige Worte mehr entrichten möge, als durch unverständliche und deshalb zwecklose Telegramme bei den Empfängern Unruhe und Verwirrung hervorzurufen.

So sehr auch die Telegraphenverwaltungen damit einverstanden waren, daß das korrespondierende Publikum die durch den Worttarif gewährte Möglichkeit, billig zu telegraphieren, im ausgiebigsten Maße benutzte, so waren sie doch bald genötigt, gewissen Auswüchsen entgegenzutreten, die in der Form von mißbräuchlichen Wortzusammenziehungen sich mit der nicht zu verkennenden Absicht bemerkbar machten, die tarifmäßigen Gebühren zu umgehen. Bei der Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache hat sich dieser Mißbrauch gerade im inneren deutschen Verkehre in einem den gesamten Telegraphenbetrieb schädigenden Umfange geltend gemacht; indessen hat er sich auch anderwärts gezeigt und ist um so schwieriger zu bekämpfen, als es bei uns, wie auch in den meisten übrigen Ländern, an einer entscheidenden Instanz in sprachlichen Angelegenheiten mangelt. Folgende Mustersammlung derartiger Wortbildungen ist einer Reihe von Telegrammen entnommen, welche bei deutschen Telegraphenanstalten aufgegeben sind: Abladungsroggen, Blauweizen, Centralmähren, Cirkacourse, Dresdenprior, Elbeflau, ersterhältlich, francotout, Februarpetrol, Galizkauf, Galizierfläue, Gerstenresultat, Goldungarn, Gotthardprior, Halbreinweizen, Hochprimaweizen, Julianfangsverladung, Juniöl, Kreditreport, Kurzwien, Lokopetrol, Maijuniweizen, Nullnullermehl, Oktoberlondon, Posengnesen, Roggennulleinssäcke, Roggenzweiersack, Septemabladung, Staatsbahnfläue, Valutaplus, Zweitmonat, ziemlichfest, Zweigerste.

Auch die weniger biegsamen Sprachen sind von derartigen Mißbildungen nicht frei geblieben. Davon zeugen Ausdrücke in englischen Telegrammen, wie die oben schon erwähnten wireanswer, wireorder, ferner todaywire (statt to-day wire), howlong (statt how long), endlich cifryeterms. Das letztere ist geradezu eine großartige Leistung, denn es enthält nicht weniger

als fünf Wörter: c. i. f. (d. i. cost, insurance, freight), rye und terms, und bedeutet: „Bedingungen für Lieferung von Roggen, Kostenpreis, Versicherung und Fracht einbegriffen.“ Ähnliche Bildungen wie cif, die sich auch häufig in deutschen Handelstelegrammen finden, sind caf (aus den Anfangsbuchstaben von cost, assurance, freight zusammengefügt); faq (fair average quality); fob (free on board); fow (free on wagon); paf (packing, assurance, freight); netfob (netto free on board), und die Abkürzung pref (preference), d. h. „mit Vorzug“.

In französischen Telegrammen finden sich Bildungen wie: paseu temps décrire (pas eu le temps d'écrire); beautemps; pommeterres; salutavous (salut à vous); heureusement accouché dunfils u. s. w.

Im Weltverkehr hat das zum kaufmännischen Grundsatze gewordene Bestreben, billig zu telegraphieren, zu noch bedenklicheren Vergewaltigungen der Sprache geführt. Bei der großen Anzahl von Sprachen (dreiunddreißig), welche hier für den telegraphischen Verkehr zugelassen sind und deren Kenntnis seitens des Annahmebeamten nicht vorausgesetzt werden kann, wird diese Erscheinung begreiflich. Die folgenden Wortbildungen sind Telegrammen in deutscher Sprache entlehnt, die im Auslande aufgegeben worden sind. Sie bilden nur eine kleine Auswahl der gröbsten Mißbräuche und lassen deutlich erkennen, daß die Zusammenziehungen nicht etwa auf Unkenntnis der deutschen Sprache beruhen, sondern im Gegenteil von recht sprachkundigen und sprachgewandten Aufgebern lediglich in eigennütziger Absicht gebildet worden sind: Augseptsprit, Augvorprämie („Aug“ ist die Abkürzung von „August“, „sept“ steht für „September“), bleibenwuerde, Briefabzuwarten, Bunthafertons, Drahtfestofferiert, Drahtanderbank, entschiedsoeben, erlasseihnen, Großbuntmuster, Havredampfcif, kannnichtwarten, Musterohnewert, schondort, sechzehnrouen, soforthundert, solangenicht, schwarzumgehend, undfehlendewaren, unfrankierthier.

Diese Sammlung läßt erkennen, daß ein ganz willkürliches Zusammenschreiben getrennter Wörter stattgefunden hat. Die Aufgeber sind also hier im Vertrauen auf die Unkenntnis der Annahmebeamten zur Erreichung ihrer Absicht, billig zu telegraphieren, schon viel dreister zu Werke gegangen. Dieses Verfahren ist um so weniger zu rechtfertigen, als dem korrespondierenden Publikum durch die Zulassung der Telegramme in verabredeter Sprache Gelegenheit geboten ist, sich des sogenannten „Code-Systems“ zu bedienen, welches die Kostspieligkeit des Telegraphierens, namentlich nach überseeischen Plätzen, ganz erheblich vermindert.

In einem „Code“ oder „Telegraphenschlüssel“, dessen Schlüsselworte aus acht europäischen Sprachen entnommen werden dürfen, sind alle Telegramme zusammengestellt, die im geschäftlichen Verkehre vorkommen können. Ein einziges Wort giebt die längsten Sätze wieder, so daß Undeutlichkeiten und Mehrdeutigkeiten ausgeschlossen sind. Ein aus dem sehr verbreiteten Telegraphenschlüssel von Staudt und Hundius entnommenes Beispiel liefert das Telegramm: „Gießbogen Querhieb Lohbrühe (per Eilgut)“, welches, nach den Anweisungen des Schlüssels übersetzt, folgendermaßen lautet: „Acceptieren Ihr ganzes Lager, wenn Sie dasselbe wie nachstehend ablassen wollen: zu 15,50 Mark per drei Monats-Tratte mit 10% Skonto und wenn Qualität genau wie früher ist; letztes Wort! event. erbitten Muster sofort; Versand der Ware per Eilgut.“

Dieses Telegramm von mehr als vierzig Wörtern wird also bei Benutzung des Schlüssels durch fünf Wörter wiedergegeben.

Wie wir gesehen haben, sind im kaufmännischen Verkehre die Zusammensetzungen aus den Anfangsbuchstaben einzelner Wörter, wie cif, fob u. s. w., zu eigenartigen Ausdrücken geworden. Ist es zu gewagt, diese Bildungen als die Ansätze zu einer eigenen „Telegraphensprache“ anzusehen, die, ursprünglich aus bloßen

Zusammenziehungen bestehend, zu bestimmten Wörtern führt, deren Bedeutung dem telegraphierenden Publikum allgemein verständlich ist, während der eigentliche Ursprung mehr oder minder verloren geht? Ähnliche Vorgänge, wenn auch nur vereinzelt, haben sich in der gewöhnlichen Sprache doch schon abgespielt, das beweisen z. B. Wörter wie „Whig“ (aus den Anfangsbuchstaben von We hope in God?) und „Mob“ (von mobile vulgus?), denen die Geschichte den Stempel der Gemeingültigkeit aufgedrückt hat, ohne nach den einzelnen Sprachen zu fragen. Wie keine andere Einrichtung erscheint der völker- und länderverbindende Telegraph berufen, das Material zu liefern für derartige Bildungen, welche, von den Gebildeten aller Kulturvölker angenommen, ein internationales Verständigungsmittel zu bieten und — wenigstens für den telegraphischen Verkehr — das große Hemmnis des Weltverkehrs: die Vielsprachigkeit, zu beseitigen geeignet sind. Daß diese Telegraphensprache der Zukunft noch in den Anfängen steckt, dürfte zweierlei Gründen zuzuschreiben sein. Erstens, weil es bisher an einem gemeinsamen systematischen Vorgehen in dieser Richtung gefehlt hat, dann aber, und nicht zum mindesten, auch weil die oben erwähnten Telegraphenschlüssel, welche auch für den internationalen Verkehr, d. h. für den Gedankenaustausch zwischen Angehörigen verschiedener Nationen eingerichtet sind, es dem korrespondierenden Publikum allzu leicht gemacht haben, mit wenig Worten viel zu sagen.

In der schon mehrfach erwähnten Schrift des Professors Behaghel ergeht sich der Verfasser in nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken über das „Zeitungsdeutsch“ und beklagt bitter die Verwilderung, der die deutsche Sprache in unserer Tageslitteratur anheimfalle. Nicht Unmut, nein, grimmer Zorn würde den verdienstvollen Sprachforscher erfassen, wenn er seine Untersuchungen auf das Deutsch ausdehnte, wie solches von manchen Seiten in Telegrammen gehandhabt wird. Das Bestreben, in wenigen, aber desto inhaltsreicheren Worten zu korrespondieren, hat hier wahre Ungeheuer zu Tage gefördert, vor denen der Genius der Sprache schaudernd sein Haupt verhüllt. Die nachstehende Blumenlese, an welcher die Zeitungsberichterstatter in hervorragender Weise beteiligt sind, zu welcher aber auch der Handelsstand sein redlich Teil beigetragen hat, mag für sich selbst sprechen:

Agnoszierungsbestätigungsformfehler,
Arbeiterschutzgesetzgebungsdisput,
Bekleidungsindustriegenossenschaftsfestmahl,
Budgetkommissionsüberweisungsantrag,
Dampfdruckreduzierventilabsperrvorrichtung,
Eisenindustrielageaufbesserung,
Friedenspräsenzneubewilligungsdiskussion,
Frühjahrsengroslebermessezufuhr,
Ganzkontrabaßpreiskurant,
Getreidebrennereinebenbestimmung,
Getreidezollerhöhungspetitionsbeteiligung,
Halbladungkompletierungsaussichten,
Herrenchemisettenknöpfeprobesendung,
Horizontalriemenbetriebsevakuationspumpe,
Hundesteuergesetzesneuregulierung,
Juteindustriellenvereinsversammlung,
Konnossementsnachlieferungsverpflichtung,
Kreditanstaltsemestralbilanzergebnis,
Maximalarbeitstageseinführungsantrag,
Militärreliktengesetzkommissionssitzung,
Patentgußstahldrahtseilkabel,
Reichstagsergänzungswahlenagitation,
Schutzgebietsrechtsverhältnisfrage,
Sechspferdmaschinenlieferung,
Sobranjedeputationsmitgliederverhandlungen,
Sonntagsruhegesetzaussicht,
Spritsendunggewichtsauffüllungsaufgabe,
Staatsschuldenkommissionsentlastungsgesetz,
Straßenbahnschwellenschienenschraubenlöcher,
Teilhaftgenossenschaftsmitglieder,
Vormaischbottichdampfdruckpumpe,

Wahlreglementreformbedürftigkeit,
Wiedereinfuhrdeklarationsausfertigung.

Als Ergänzung zu diesen ungeheuerlichen Wortzusammenballungen mögen noch zwei Proben des Preßtelegrammstils dienen: „Emperor's daughter Ausfahrt enthusiastic cheers, false Paul Mecklenburg catholic, further false France Russia threatened Pforte Kriegsfall if English convention ratified, if not, dann zunächst alles beim alten, Germany remains abwartend; Lapaix shows Leerheit all German Anklagen about Liga; dicitur Autriche fera invitations", und: „Bei Generalkonsul Galadiner für Britenkolonie, Haus dekoriert, Reformiertenkirche solennes Tedeum teilnahmen Anglokonsulat, Mächtevertreter, Behördenspitzen, Anglomarineure."

Die vorstehenden Proben sind Telegrammen von Berichterstattern solcher Zeitungen entnommen, welche sich den Luxus eines eigenen Specialdienstes leisten können; Zeitungen, welche dazu nicht im stande sind, müssen zu den sogenannten Nachrichten-Vermittelungsbureaus ihre Zuflucht nehmen. Die letzteren erhalten ihre Nachrichten in „Skelettform", arbeiten dieselben aus und versenden sie dann als „Originaltelegramme" an die abonnierten Zeitungen. In Ausübung dieser Praxis hatte vor einigen Jahren das Londoner Nachrichten-Vermittelungsbureau „Central News" zwei ihm aus Kanada zugegangene Telegramme von je sechzehn und zwölf Wörtern derart „ausgearbeitet", daß eines derselben bei der Übergabe an die Zeitungen die stattliche Zahl von dreihundertdreißig, das andere die noch ansehnlichere Zahl von siebenhundertzehn Wörtern aufwies. Das Komische an der Sache war, daß die übermittelte Nachricht, welche mit der eingehendsten Kleinmalerei in den Zeitungen abgedruckt wurde, falsch war.

Die Veröffentlichung derartiger Nachrichten, welche den Draht nie gesehen haben, gleichwohl aber als solche ausgegeben werden, die mittels des Telegraphen eingegangen seien, ist eine Bestätigung des Wortes, welches unser Reichskanzler in einer Rede vom 13. Februar 1869 aussprach: „Es wird vielleicht noch dazu kommen, daß man sagt: er lügt wie telegraphiert" (statt: wie gedruckt).

Errare humanum est! — und auch der Telegraphenbeamte darf den Ausspruch auf sich anwenden: homo sum nil humani a me alienum puto. Anhäufung der Korrespondenz zu gewissen Tageszeiten, undeutliche Schrift seitens der Telegrammaufgeber, schwer zu lesende Wortklitterungen, Störungen in den Telegraphenlinien durch mechanische Beschädigungen oder atmosphärische Einflüsse — alles dies wirkt zusammen, um den treulich wirkenden Männern der Telegraphenzunft manch argen Streich zu spielen. Da sind zunächst jene Irrtümer, die durch kleine Ungenauigkeiten in der Morseschrift, deren Alphabet aus der verschiedenen Anordnung von Punkten und Strichen besteht, hervorgerufen werden. Jedermann kennt die alte Hansastadt Bremen, welche auf dem Morsestreifen sich folgendermaßen ausnimmt: —... .—. . —— . —.; aber nur wenigen Auserwählten ist es beschieden, von dem Dasein des Ortes Bretten in Baden Kenntnis zu haben. Bretten aber präsentiert sich in der Morseschrift wie folgt: —... .—. . — — . —.; man sieht, daß „t" durch einen Strich, „m" durch zwei Striche wiedergegeben wird, und daß „tt" sich von „m" nur durch den Abstand unterscheidet, der zwischen zwei Buchstaben innegehalten werden muß. Es wird hiernach nicht überraschen, daß manches für Bretten bestimmte Telegramm nach Bremen gegangen und dort unbestellbar geworden ist.

„Envoyez 5 bœufs" telegraphierte ein Schlächter seinem Geschäftsfreunde auf dem Lande und war nicht wenig erstaunt, anstatt der erwarteten fünf Vierfüßler sechsundfünfzig Eier zu erhalten. Dem Fachmann ist die Lösung des Rätsels nicht schwer; 5 bœufs ist:

..... —... ———— . ..— ..—. ...;

und 56 œufs:

..... —.... ———— . ..— ..—. ...;

mangelhafte Trennung der Zahl 5 (.....) vom Hauptworte bœufs und Verwechselung des „b“ (—...) mit der Zahl „6“ (—....) hatte das Unglück zu Wege gebracht.

Vor einigen Jahren erhielt die Times von der Reuterschen Telegraphenagentur folgendes Telegramm: „Governor Queensland twins first son“, und brachte demzufolge ihrem Leserkreise die der hohen Stellung des glücklichen Vaters entsprechend ausgeschmückte Nachricht, daß Lady Kennedy ihren Gemahl, den hochpreislichen Sir Arthur Kennedy, mit Zwillingen beschenkt habe, von denen der zuerst geborene ein Sohn sei. Man war nicht eben angenehm überrascht in der Redaktion des Cityblattes, als Verwandte des angeblichen Erzeugers der Zwillinge erklärten, daß Sir Arthur annoch unbeweibt sei. Durch telegraphische Rückfrage wurde festgestellt, daß das ursprüngliche Telegramm gelautet hatte: „Governor Queensland turns first sod“, das heißt: der Gouverneur von Queensland thut soeben den ersten Spatenstich (nämlich an der Marybourough-Gympie Eisenbahn).

Mit den Worten „arrived all right“ meldete eine amerikanische Familie dem daheim gebliebenen Sohne, großem Kirchenlichte und Vorsitzendem einer Enthaltsamkeitsgesellschaft, ihre glückliche Ankunft in New-York. Man denke sich die Entrüstung des Mäßigkeitsapostels, als er die niederschmetternde Nachricht liest: „arrived all tight“, das heißt: wir sind alle betrunken angekommen. Daß dies dem amerikanischen Telegraphen begegnet ist, erhöht die Komik, denn in Amerika hat das Wort „tight“ den angegebenen Nebensinn; in England würde man darunter nur „gedrängt, gepreßt“ verstanden haben.

Absit omen! darf man wünschen, wenn aus einem „Schauspieler“ ein „Schaupreller“ wird, oder wenn einer nach Hause telegraphiert: „Halb sieben Uhr dort“ und statt dessen ankommt: „Kalb sieben Uhr dort“, oder endlich, wenn der Bräutigam den Empfang des Traukranzes melden will und dieser auf dem Telegraphendrahte zu einem „Trauerkranze“ wird.

Aber auch ohne daß Fehler begangen werden, fehlt der ernsten Arbeit das Satyrspiel nicht, und die gedrängte Kürze, deren sich jeder Korrespondent zu befleißigen strebt, wird nicht selten Veranlassung zu einer Komik, die um so drastischer wirkt, als sie durchaus unbeabsichtigt ist. „Gebt sofort Drahtantwort, ob Ochsen haben müßt, bin morgen nicht mehr hier,“ oder: „Ochsen kommen sechs Uhr, bitte uns abholen“ — sind Beispiele, wie sie das ehrsame Gewerbe der Viehhändler öfter mit sich bringt, aber sie werden in den tiefsten Schatten gestellt durch die verblüffende Ausführlichkeit des folgenden: „Kann mit diesem Zuge nicht kommen, da derselbe Rindvieh nicht befördert. Komme mit nächstem. Sollte ein ganz besonders starker Ochse verlangt werden, so bitte ich auf mich zu rücksichtigen.“

Ein glücklich Vater Gewordener telegraphiert: „Mädchen angekommen, bitte cirkulieren lassen“, und meint gewiß nicht das Mädchen, sondern die Nachricht.

Der Zeitungstelegrammstil treibt natürlich auch hier seine Blüten. „Reuter gestern neues Attentat gegen Zaren verübt“ (das heißt Reuters Agentur meldet, daß gestern u. s. w.); „Reichstag soll alle Vorlagen bis Pfingsten erledigen, nachher Schnaps“ (das heißt nachher soll die Branntweinvorlage beraten werden). Der Inhaber eines Preßbureaus, dem in bewegter Zeit der Telegramme aus Madrid zu viele wurden, telegraphierte seinem Korrespondenten, er verbitte sich jede spanische Ministerkrise; ein anderer, welchem das Hinscheiden eines großen Gelehrten nicht angemeldet war, äußerte seinen Unmut durch die Mitteilung: „Der Tod großer Männer ist uns stets willkommen.“

Ungleich ihrer älteren Schwester, der Post, ist die Telegraphie erst verhältnismäßig spät in der schönen Litteratur zur Geltung gekommen. Es lag dies daran, daß der Telegraph noch geraume Zeit,

nachdem er der Benutzung durch das Publikum freigegeben war, weit davon entfernt blieb, ein volkstümliches Verkehrsmittel zu sein, wie es die Post mit ihrer Allgegenwärtigkeit, die sie mit jedermann ohne Ausnahme in tägliche Berührung bringt, längst geworden war. Die stimmungsvolle Lyrik, die durch die Poesie der Landstraße, durch den Schwager Postillon und Posthornschall angeregt, die besten des deutschen Dichterwaldes zu melodischen Klängen begeisterte, konnte weder den Pfaden, die dem Telegraphen bereitet waren: jenen unschönen, mit schwarzen Drähten behangenen Holzgestängen, noch dem Verkehre auf denselben, der vorwiegend in Handels- und Börsennachrichten, Kursnotierungen und dergleichen bestand, Geschmack abgewinnen.

Der Telegraph leis in der Luft
Gleich einer Äolsharfe ruft.
Ich wußte nicht, daß ihm dies eigen.
Dem Freund des Schönen will er zeigen,
Daß er, der Börse preisgegeben,
Sich noch bewahrt dies Sonderleben,

klagt Karl Mayer noch im Jahre 1856. Erst als infolge der Verbilligung der Tarife die Telegraphie aus ihrer vornehmen Abgeschlossenheit heraustrat und sich bald als ein unentbehrliches Bedürfnis für das Familienleben erwies, wurde sie „die leuchtende Tochter des Blitzes und der Idee", und der Weg, den sie durcheilte, „der emsig geschwungene, wortbeseelte Faden" auch für vollberechtigt erachtet, von Dichtern besungen zu werden. Und als im Jahre 1866 durch das erste transatlantische Kabel Europa und Amerika in direkte telegraphische Verbindung gesetzt waren, da wurde dieses Ereignis das Thema unzähliger Ergüsse, deren dichterischer Wert wohl mitunter in Frage gezogen werden konnte, deren Stimmung aber von dem edlen Gefühle getragen war, daß mit der Ausführung des Riesenwerks, mit diesem Triumph des menschlichen Geistes über unbeschreibliche Hindernisse, ein wesentlicher Schritt zur Verbrüderung der großen menschlichen Familie geschehen sei.

Von deutschen Dichtern haben namentlich Freiligrath, Geibel, Hermann Lingg, Rittershaus und Gustav Mühl zu Ehren des Telegraphen stimmungsvolle Klänge angeschlagen; aber sie alle werden an Innigkeit der Empfindung übertroffen von dem Elsässer Adolf Stöber, dessen Gedicht „Das transatlantische Tau" den Schlußstein dieser Studie bilden mag.

Menschheit, preise den Herrn! wieder ein Riesenwerk,
Das dein Genius schuf, ward mit Erfolg gekrönt:
Pol und Pol verbindend,
Zuckt durchs Meer dein Gedankenblitz.

Nein, kein Ocean mehr trennet die Alte Welt
Von der Neuen, ein Band schlinget um beide sich,
Unermeßliche Seen
In Minuten der Geist durchmißt.

Kaum von London entsandt, flieget die Botschaft weit;
Eh die Stunde verfloß, füllet sie New-York schon:
Klag und Jubel erweckend,
Thut sie Trauer und Freude kund.

Antipoden sogar, jüngst noch einander fern,
Tauschen rasch wie der Blitz ihre Gedanken aus.
Eines Hauses Genossen
Sind die Völker von Pol zu Pol.

Strahlt die Sonne des Glücks über der Alten Welt,
O, so freue sich auch drüben die Neue mit!
Sinkt in Trauer die Neue,
Trage Leid auch die Alte Welt!

Nimmer, nimmer entzwein sollen die Völker sich;
Krieg zerfleische nicht mehr Glieder desselben Leibs!
Ein Glied diene dem andern
Zu des eigenen Leibes Wohl!

Und daß brüderlich eins, Volk sich an Volk anschließ,
Hange jede Nation, jede Familie fest
Am gemeinsamen Vater,
Der vom Himmel auf alle schaut!

Wie auf Erden das Tau Westen und Osten verknüpft,
Also faß das Gebet Himmel und Erd in eins:
Bitte steige von unten,
Segen ströme von oben her!

Fest im Vater verknüpft, seien die Brüder eins!
Zum Reichsapfel des Herrn werde der Erdkreis ganz,
Und das Kreuz der Erlösung
Schweb als Krone der Liebe drauf!





Madeira.

Eine sechzehntägige Seereise lag hinter uns, als das Paketboot Edinburgh-Castle, der zwischen den Häfen der Kapkolonie und England verkehrenden Donald Currie-Linie zugehörig, in einer Mainacht des Jahres 188* auf der Reede von Funchal, der Hauptstadt Madeiras, eintraf. Als der Schreiber dieser Zeilen, durch das Niederrasseln der Ankerketten aus dem Schlafe geweckt, aus seiner Kabine sich auf das Verdeck des Schiffes begab, erblickte er im frühesten Morgengrauen zunächst nur eine dunkle Felsmasse, nicht unähnlich jenem acht Tage zuvor besuchten Felseneiland, auf dem Napoleon I. die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Erst als bald darauf die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Zacken des weit in die See vorspringenden Garajão-Kaps vergoldete, als die weißen Nebel, welche die vor uns liegende Insel wie mit einem Schleier bedeckten, allmählich zu weichen begannen, enthüllte sich uns jenes Bild, welches auch auf denjenigen, der die herrlichsten Gegenden der Erde besucht hat, seinen Eindruck nicht verfehlt. Von welcher Seite man sich auch der Insel nähern mag, immer bietet sie jene eigentümliche Mischung wilder Romantik mit idyllischer Lieblichkeit; erstere bedingt durch den imposanten, stark zerklüfteten, von wolkenumhüllten Bergspitzen überragten Felsengürtel des Littorals, letztere beruhend auf jenen Reben- und Zuckerrohranpflanzungen, sowie auf jenen Pinien- und Lorbeerbaumgehölzen, welche dank der außerordentlichen Klarheit und Durchsichtigkeit der die Insel umgebenden Atmosphäre bei günstiger Witterung schon in beträchtlicher Entfernung von der See aus unterschieden werden können. Vor einigen Jahrhunderten muß das Bild, welches die Insel dem Betrachtenden darbot, sich allerdings von dem heutigen wesentlich unterschieden haben; denn während heutzutage Baumgruppen bzw. Baumanpflanzungen nur in den Thaleinschnitten sowie in anderen für das Wachstum derselben besonders geeigneten Lokalitäten angetroffen werden, waren damals auch die Gebirgsabhänge mit Wald bedeckt. Auf eine ehemalige dichte Bewaldung deuten schon die ersten Nachrichten, die wir über die Insel haben. Als der von dem portugiesischen Infanten Heinrich dem

Seefahrer zur Erforschung der afrikanischen Küste ausgesandte Jao Gonçalvez da Camara mit dem Beinamen „Zargo“ (d. i. „der Schielende“), durch stürmisches Wetter nach Westen verschlagen, zuerst auf der kleinen Insel Porto Santo landete, erhielt er daselbst Kunde von einer „dichten Finsternis“, die südwestlich von dem neuentdeckten Eiland auf dem Meere lagere. Der angegebenen Richtung folgend, fand er im Jahre 1419 eine mit Wald dicht bedeckte völlig menschenleere Insel, die er wegen ihres Baumreichtums Madeira (d. h. Holz) benannte. Sodann der Küste entlang fahrend, gab er einigen Punkten Namen, die sie bis auf den heutigen Tag beibehalten haben. Praya formosa war das erste Stück „schönen Strandes“, auf das er stieß, der Ribeiro dos Soccoridos (Fluß der Geretteten) verdankt seinen Namen dem Umstande, daß dort einige von Zargos Reisegefährten vom Tode des Ertrinkens gerettet wurden; Santa Cruz wurde nach einem Kreuz, das man daselbst aufrichtete, Funchal nach dem Fenchel (funcho), der dort wuchs, benannt. Was die letzterwähnte Stadt anlangt, auf die wir vor dem Landen erst noch einen Blick werfen, so breitet sich dieselbe am Fuße der die Bai im Halbkreise umfassenden Gebirgsmassen aus, indem sie entsprechend dem terrassenförmigen Aufbau des Landes amphitheatralisch emporsteigt. Der glänzend weiße Anstrich der Häuser, von denen viele mit einem turmartigen Aufsatz versehen sind, die zwischen den Gebäuden hervorlugenden Baumkronen und die im Bereiche der Stadt befindlichen Gartenanlagen tragen wesentlich dazu bei, die Schönheit des Bildes zu erhöhen. Von größeren Bauwerken sind es besonders der Gouvernementspalast — ein weitläufiges, aber stilloses Gebäude — sowie das in dominierender Lage auf einem Hügel oberhalb des Klosters von Santa Clara und im Rücken der Stadt gelegene Pico-Fort, welche schon von der See aus ins Auge fallen. Einen überaus malerischen Anblick gewährt das nahe dem Westende der Stadt auf steil aus dem Meere emporragender Klippe angelegte Ilheo-Fort (von den sprachkorrumpierenden Engländern als „Loo-Rock“ bezeichnet), das freilich im Kriegsfalle mit seinen halbverfallenen Steinwällen und verrosteten Kanonen ebensowenig



Die Bai von Funchal von Osten gesehen.


Pico Fort und angrenzende Stadtteile von Funchal.

wie die übrigen Festungswerke dem Angriffe einer feindlichen Flotte zu widerstehen im stande wäre. Hinter dem Ilheo-Fort im Westen läßt eine Gruppe von Cypressen die Lage des Friedhofes erkennen — einer Stätte, wo schon so mancher, der auf der sonnenbeschienenen Insel für seine siechende Brust Heilung suchte, den ewigen Frieden gefunden hat —, während im Osten das Lazaretto, eine gegenwärtig nicht mehr benutzte Quarantäneanstalt, sichtbar ist. Je höher die Stadt sich erhebt, desto mehr löst sie sich auf in einzelne Häuser, die von Gärten umgeben sind, und hoch oben, wo die Häuser gänzlich aufhören, erblicken wir die zweitürmige Kirche von Nossa Senhora do Monte („unsere liebe Frau vom Berge"), während in noch weiterer Ferne dreitausend bis viertausend Fuß hohe Gebirgsmassen den Rahmen des unvergleichlichen landschaftlichen Gemäldes bilden.

Aber wir haben nicht lange Zeit, uns den Eindrücken hinzugeben, welche das soeben erwähnte Bild auf den Beschauer macht; denn schon rudert eine ganze Flottille von Booten heran, die unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Da sind zunächst Nachen, gefüllt mit Bananen, Feigen, Goldorangen und anderen Früchten, wie sie die Insel dem Gaumen des durch die einförmige Schiffskost nicht gerade verwöhnten Reisenden als erste Gabe darbietet; dann folgt ein kleines Boot, gefüllt mit halbnackten braunen Jungen, welche nicht müde werden, mit scharfer gellender Stimme um einen Sixpence zu betteln, dem sie dann mit anerkennenswerter Ausdauer nachtauchen, während er blinkend in dem ultramarinfarbigen Meereswasser langsam untersinkt; und endlich kommen auch jene kleinen Fahrzeuge, welche dazu bestimmt sind, unseren Wunsch, die Schönheiten der vor uns liegenden Insel aus nächster Nähe zu betrachten, in Erfüllung zu bringen. Die letzterwähnten Boote haben einen dreidoppelten Kiel, sowie an den Seiten eine Art von Schlittenkufen und statt des Steuers einen hohen gebogenen Hintersteven, eine Konstruktion, die uns anfangs unverständlich ist, deren Nützlichkeit wir aber sofort einsehen, sobald wir beobachtet haben, wie das Boot, nachdem es die weißschäumende Brandungslinie passiert hat, mit dem leichteren Vorderteil sich hoch emporrichtend, von den Ruder-

knechten, die ins Wasser gesprungen sind, auf den flachen Strand hinaufgeschoben wird. Dann noch ein kühner Sprung, und wir befinden uns auf dem glatten Steingeröll der Küste, dort sofort umringt von einer ganzen Legion bettelnder Kinder und madeirensischer Lazzaronis, die uns ihre Dienste als Führer zur Verfügung stellen und die wir uns nur durch die Spendung eines Obolus in Form von etlichen Kupfermünzen oder durch einige kräftige englische Flüche vom Halse zu schaffen im stande sind. Von dem in der Mitte der Bai gelegenen Landungsplatze führt uns eine kurze Platanenallee in die Alameida, jene Straße, welche die Stadt Funchal in westöstlicher Richtung durchschneidet und die Hauptverkehrsader bildet. Wie derjenige, der Venedig zum erstenmal besucht, in dem von Kanälen durchzogenen Teile der Lagunenstadt durch das Fehlen jedweden Wagengeräusches überrascht wird, ebenso ist es die Abwesenheit aller auf Rädern sich bewegenden Fuhrwerke, welche der Hauptstadt Madeiras einen Teil ihres eigentümlichen Gepräges verleiht, da statt der Rädervehikel die sogenannten Mount-Carros hier allgemein Verwendung finden. Letztere sind plumpe Kutschgestelle, die in Federn auf großen hölzernen Schlittenkufen hängen und regelmäßig von zwei Ochsen gezogen werden. Der Gebrauch dieses Schlittenfuhrwerks wird dadurch ermöglicht, daß die Straßen Funchals durchweg mit den kleinen, durch die Rollung im Wasser abgeschliffenen Basaltkieseln des Strandes gepflastert sind, die, zu einer völlig ebenen und glatten Fläche aneinandergereiht, den meist abschüssigen Straßen die Eigenschaften einer Eisrutschbahn verleihen. Der Fußgänger findet diese glatte Pflasterung anfangs sehr unbequem, aber man gewöhnt sich bald an sie und gewinnt sie sogar lieb; denn sie gestattet dem Regen schnell einzusickern, wodurch es ermöglicht wird, daß man unmittelbar nach dem stärksten Regenguß sich trockenen Fußes in der Stadt ergehen kann. Neben dem soeben beschriebenen Schlittengefährt finden natürlich auch Reitpferde als Beförderungsmittel vielfach Verwendung, und endlich sind auch die sogenannten Hammocks — Hängematten oder Sänften, die, an einer dicken Stange befestigt und mit einem Schutzdache versehen, von je zwei Personen getragen werden — allgemein im Gebrauche. Für den Fremden ist es höchst überraschend, zu sehen, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit die Träger des letzterwähnten Beförderungsmittels, selbst dann, wenn die in dem Hammock ruhende Person eine gehörige Last repräsentiert, in den steilen Straßen Funchals sowie auf den abschüssigen Bergpfaden der Umgebung sich bewegen. Um auf erstere zurückzukommen, so ist der Eindruck, den dieselben machen, ein freundlicher und die Sauberkeit im allgemeinen viel größer als in den meisten südlichen Hafenstädten, was wohl zum Teil darauf beruht, daß das farbige Element (Neger, Malaien u. dergl.) auf Madeira einen sehr geringen Bruchteil der Bevölkerung ausmacht. Nur die Straßen unmittelbar am Strande, östlich vom Zollhaus und südlich von der Rua do Phelps, in denen sich das eigentliche Hafenleben konzentriert, lassen hinsichtlich der Reinlichkeit zu wünschen übrig. Für die Unterhaltung und Geselligkeit ist der Passeio, ein nicht weit vom Strande gelegener, von schönen Laubbäumen eingefaßter Platz, insofern von Wichtigkeit, als derselbe einen der beliebtesten Spaziergänge bildet und die vornehme Welt Funchals — eine internationale Gesellschaft, zusammengewürfelt aus den Repräsentanten aller Nationen — wöchentlich mehrmals beim Klange der portugiesischen Militärmusik sich daselbst ein Rendezvous zu geben pflegt. Wenn man die eleganten Toiletten der hier lustwandelnden einheimischen und ausländischen Damen betrachtet, so könnte man sich eher an irgend einen anderen Ort als auf eine mitten im Atlantischen Ocean gelegene Insel versetzt wähnen, wenn nicht die an allen Straßenecken Funchals sich findenden Ansammlungen von braunäugigen, schwarzhaarigen, zigeunerfarbigen, zum Teil durch

malerische Tracht imponierenden Gestalten — jene Haufen von Bettlern, deren wir bereits gedachten, sowie jene Individuen, welche uns mit niemals ermüdender Redseligkeit die Produkte der madeirensischen Hausindustrie, bestehend in Rohrsesseln, zierlichen Holzarbeiten, herrlichen Federblumen sowie in den bekannten Madeira-Stickereien, aufzuschwätzen bestrebt sind — zusammen mit den zuvor erwähnten Ochsenschlitten und Tragesänften dem Straßenbilde einen von demjenigen europäischer Städte völlig verschiedenen Charakter verliehen.

Um auf die Bevölkerung Funchals — diese Hafenstadt zählt nach ungefährer Schätzung (eine Volkszählung hat seit mehreren Jahren nicht stattgefunden) 25 000 Einwohner — sowie überhaupt Madeiras zurückzukommen, so ist dieselbe von portugiesischer Abstammung mit einer geringen Beimischung von afrikanischem Blut in den unteren Klassen. Allerdings befand sich unter den ersten Ansiedlern eine Anzahl von Familien aus anderen europäischen Ländern, namentlich aus Italien; aber da die lusitanische Nation damals in der Blüte ihrer Kraft stand, so assimilierte sie die fremden Volkselemente so vollständig, daß gegenwärtig kaum noch einige fremdländische Namen an diese Beimischung erinnern. Bei Erwähnung der unmittelbar nach der Besitzergreifung der Insel durch Portugal daselbst ansässigen fremden Volkselemente sei hier eingeschaltet, daß neben anderen hervorragenden Reisenden Christoval Columbus Madeira besucht hat. Derselbe lebte mehrere Jahre auf der Nachbarinsel Porto Santo, wo er sich mit der Tochter des dortigen Gouverneurs Bartolomeo Perestrello verheiratete, und kam von dort nach Madeira herüber, wo er im Hinblick auf seine späteren Entdeckungsreisen wichtige Informationen eingezogen haben soll; noch vor wenigen Jahren wurde zu Funchal ein, seitdem abgerissenes, Haus gezeigt, in welchem der große Genuese während seines Aufenthaltes auf Madeira gewohnt hat. Um auf die Bevölkerung der Insel zurückzukommen, so ist der männliche Teil der madeirensischen Bevölkerung im allgemeinen gut gebaut, kräftig und von mittlerer Größe; die Frauen sind nur ausnahmsweise schön; sie sind früh reif und verlieren schnell die Frische und Anmut der Jugend. Bei einem großen Teil der Bevölkerung führt die vorwiegend sitzende Lebensweise (die Herstellung der zuvor erwähnten Erzeugnisse der Hausindustrie sowie die Kultivierung der Obst- und Weingärten ermöglicht es der Mehrzahl der Inselbewohner, sich ohne erhebliche körperliche Anstrengung ihren Unterhalt zu verdienen) frühzeitige Korpulenz herbei. Selbst die niedrigsten Klassen der madeirensischen Bevölkerung imponieren im allgemeinen durch selbstbewußtes Auftreten und gute Manieren, wobei sich die den Nachkommen der Iberer eigentümliche Grandezza in der Regel nicht verleugnet. Wenn sich z. B. zwei Bekannte treffen, so wird zunächst eine Reihe höflicher Redensarten gewechselt, die einem Diplomaten Ehre machen würden, und selbst die Diener reden sich untereinander stets mit „Senhor“ (mein Herr) an. Während die Bewohner Funchals fast durchweg die europäische Kleidung angenommen haben, hat sich unter der Landbevölkerung der Insel die ursprüngliche einheimische Tracht bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Frauen tragen meist Röcke von Kattun oder einen gestreiften halbwollenen Rock von Madeiraarbeit und einen Kragen aus dem nämlichen Stoff über dem die Büste bedeckenden weißleinenen Hemde; eine Vorliebe für bunte schreiende Farben macht sich bei der Herstellung des Rockes und Kragens bemerklich. Die Männer sind außer mit weißleinenen Hemden in der Regel mit leinenen Jacken und Hosen aus grobem Wollenstoff, deren Schnitt keineswegs den neuesten Pariser Moden entspricht, bekleidet. Beide Geschlechter tragen Schuhe von Naturleder, die beim Gehen auf steilen und glatten Wegen meist ausgezogen werden. Mitunter werden die Schultern noch mit einem groben

wollenen Mantel nach Art der in Spanien gebräuchlichen umhüllt. Als Kopfbedeckung dient beiden Geschlechtern die Carapuza, eine aus blauem Tuch hergestellte, mit rotem Besatz eingefaßte Kappe, deren Form einem umgekehrten flachen Champagnerglase, dem man den Fuß abgeschlagen hat, genau entspricht. Als gute Eigenschaften, welche die Bewohner Madeiras auszeichnen, sind Gutmütigkeit, Gastfreiheit und Nüchternheit hervorzuheben; trotz ihrer Armut sind sie im allgemeinen zufrieden und vergnügt. Andererseits trifft man wohl kaum irgendwo eine Bevölkerung von europäischer Abstammung, die, was Unwissenheit und Aberglauben anlangt, mit derjenigen Madeiras verglichen werden könnte. Der Glaube an Zaubermittel und Gelübde ist unter derselben allgemein verbreitet. In Erfüllung der letzteren sieht man nicht selten Frauen mit nackten Knien die Stufen der zur Bergkirche emporführenden Steintreppe hinaufrutschen und ähnliches mehr. Daß die Bewohner Madeiras, was Aufklärung anlangt, hinter den am wenigsten fortgeschrittenen europäischen Völkern noch weit zurückstehen, mag seinen Grund einerseits in der geringen Aufmerksamkeit, welche die portugiesische Regierung den Angelegenheiten der Insel sowie insbesondere dem Unterrichtswesen derselben von jeher geschenkt hat, andererseits darin finden, daß die gebirgige Beschaffenheit Madeiras das Reisen auf der Insel ganz außerordentlich erschwert. Letzterer Umstand bewirkt es, daß von der Landbevölkerung viele ihr heimatliches Thal nie verlassen haben und daß der erste Besuch in Funchal bei der Mehrzahl der Landbewohner geradezu ein epochemachendes Ereignis ist.

Da es dem Schreiber dieser Zeilen darum zu thun war, die in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerte Insel genauer kennen zu lernen, als dies der Mehrzahl der Passanten vergönnt ist, so hatte derselbe seine Einrichtungen so getroffen, daß er mit dem folgenden Schiffe der obenbezeichneten Dampferlinie die Reise nach Europa fortsetzen konnte, wodurch ein vierzehntägiger Aufenthalt auf Madeira sich ermöglichen ließ. Diese Frist wurde teils zu Ausflügen in die nächste Umgebung Funchals, teils zu weiteren Exkursionen benutzt.

Ehe wir von letzteren reden, dürfte es sich empfehlen, die physikalisch-geographische Beschaffenheit der Insel hier wohl mit einigen Worten zu schildern. Man erzählt, daß die Königin Isabella einst Columbus bat, ihr eine ungefähre Beschreibung von Jamaika zu liefern, worauf dieser ein Stück Papier nahm, es zusammenknitterte und dann teilweise wieder auseinanderfaltete, um auf diese Weise der spanischen Majestät von der Gestaltung der besagten Insel ein Bild zu liefern. Dasselbe einfache Modell würde nun auch auf Madeira passen, das ebenso wie Jamaika eine Aufeinanderfolge von hohen Bergketten und tiefeingeschnittenen Thälern darstellt. Ein hoher Kamm bildet mit einer mittleren Erhebung von 4000 Fuß gewissermaßen das Rückgrat der Insel, deren größte Länge dreißig Seemeilen beträgt, während sie in ihrer größten Breite zwölfeinhalb, in ihrer Cirkumferenz ungefähr zweiundsiebzig Meilen mißt. Zu dem besagten centralen Gebirgsstock dringen sowohl von der Nord- wie von der Südküste tiefe Ravinen vor, die ihrerseits wieder durch schmale periphere Höhen voneinander getrennt sind, welche letztere an der See in hohen Vorgebirgen enden. Der 6100 Fuß (1760 Meter) messende Pico Ruivo (zu deutsch: Rothorn) wird allgemein als der höchste Punkt der Insel angesehen; indessen dürften einige benachbarte Bergspitzen, welche bisher noch nicht erstiegen wurden, hinsichtlich der Höhe hinter dem soeben erwähnten Pic wohl kaum zurückstehen. Die Besteigung desselben gehört übrigens nicht gerade zu den leichten Aufgaben, da einerseits die zerklüftete Beschaffenheit des Gesteins und das Fehlen einer schattenverleihenden Vegetation, andererseits der überaus steile Anstieg (der Abfall von der Spitze des Rothorns nach Funchal

steht im Verhältnis von 1 : 6, während er zum nächsten Punkte der Nordküste sogar 1 : 3,75 beträgt) dieselbe beträchtlich erschweren. Auch kann man, da der Gipfel des majestätischen Berges den größten Teil des Jahres hindurch von Wolken verhüllt ist, nicht mit Sicherheit darauf rechnen, für die Strapazen des Aufstiegs durch eine Fernsicht entschädigt zu werden. Diese Umstände bestimmten mich denn auch, von einer Besteigung des centralen Gebirgsstocks abzusehen und meine Ausflüge auf leichter auszuführende und doch zugleich in hohem Grade lohnende Gebirgspartien, sowie auf Ausflüge entlang der Küste zu beschränken. Indessen erheischen auch diese kleineren Exkursionen ein nicht geringes Maß von körperlicher Anstrengung, da die zu passierenden Wege, wie es bei den zu überwindenden Terrainschwierigkeiten in der Natur der Sache liegt, nicht gerade zu den bequemsten gehören und es an vielen Stellen notwendig wird, vom Pferde zu steigen und die Reise zu Fuß fortzusetzen. Erschwert wird das Reisen auf Madeira auch durch den Umstand, daß im Inneren der Insel Gasthöfe nicht existieren und daß die Farmhäuser (Quintas), die man unterwegs antrifft, nur eine sehr beschränkte Auswahl von Nahrungsmitteln darbieten, daß also das Mitnehmen von Proviant in der Regel unerläßlich ist. Was zunächst die von mir entlang der Küste unternommenen Exkursionen anlangt, so wurde zunächst Camara dos Lobos besucht, ein etwa anderthalb Stunden von Funchal entferntes kleines Dorf, dessen Bewohner vom Fischfang ein kümmerliches Dasein fristen. Die Ortschaft verdankt ihren Namen dem Umstand, daß an diesem Teil der Südküste ehedem Seehunde (lobos) anzutreffen waren. Der Blick, der sich unweit des besagten Dorfes auf die kleine Bai mit dem imposanten Hintergrunde des Girao-Kaps und mit einer im Vordergrunde stehenden Palmengruppe eröffnet, ist ein außerordentlich reizvoller. Etwas abseits von der von Funchal nach Camara dos Lobos führenden Straße — dem Camnho Novo — und nicht weit von dem Gorgulhofort, befindet sich unter den Klippen am Strand die Forja (Schmiede), ein Punkt, dadurch bemerkenswert, daß daselbst das Meerwasser zur Flutzeit durch ein Loch im Felsen in



Das Ilheo-Fort in der Bai von Funchal.

die Luft geschleudert wird bis zu einer Höhe, welche der Kraft der Welle entspricht. Etwas weiter westlich passieren wir das tiefeingeschnittene romantische Thal des Ribeiro dos Soccoridos — jenes bereits erwähnten Wildbaches, der in mit mächtigen Felsblöcken übersätem Bette stürmischen Laufes dem Meere zueilt. Westlich von Camara dos Lobos gelangt man nach dem Dorf Campanario, von wo aus sich ein herrlicher Ausblick auf den langgestreckten Küstensaum, sowie auf die malerische Gruppe der Desertasinseln eröffnet. Einer der herrlichsten, vielleicht der herrlichste Punkt Madeiras ist aber unstreitig der große Curral (Curral dos Freiras), ein tiefes Thal, das, fast genau im Mittelpunkt der Insel gelegen, von Funchal aus in drei bis vier Stunden zu erreichen ist. „Die auffallendste Eigentümlichkeit der Berglandschaft Madeiras," sagt der Geologe J. D. Dana, „besteht in den zackigen Konturen der Kämme, den steilen Felstürmen und Spitzen, die sowohl die höchsten Pics wie die niederen Erhebungen auszeichnen, sowie in den tiefen und steilen Schluchten, welche die Berge bis fast zu ihrer Basis spalten" — und in der That giebt es keinen besseren Beleg für das Zutreffende dieser Bemerkung als die in Rede stehende Gebirgsgegend. Die Felsmauern, welche hier völlig senkrecht bis zu zweitausend Fuß Höhe emporsteigen, tief unten der kleine Streifen Grün mit seinem geschlängelten Fluß, seiner Kapelle und seinen Reben durch die Entfernung auf Zwerggröße reduziert, die stolzen Felstürme und der Gipfel des Pico Ruivo, welche die hohe westliche Felsmauer noch um ein beträchtliches überragen — diese Einzelheiten setzen ein Bild zusammen, das zu beschreiben die Feder sich vergeblich bemüht. Was speciell den oberen Teil des Curral anlangt, so hat die eigentümliche runde Ausweitung desselben es bewirkt, daß man denselben lange Zeit für den großen Centralkrater von Madeira hielt — eine Annahme, deren Unrichtigkeit durch geologische Untersuchungen nachgewiesen wurde. Vom Grunde des Curral führt ein Weg zu dem ungefähr 5000 Fuß über dem Meere gelegenen Torinhapaß empor und von da in das Thal von Boa Ventura. Etwas unterhalb der Kapelle von Nossa Sennora do Livramento, welche ungefähr 2000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen ist, verengert sich letzteres dermaßen, daß neben dem Flußbette kaum noch ein Fußsteig für den Wanderer übrig bleibt. Endlich verdient von den durch Schönheit und Großartigkeit der Scenerie imponierenden, von Funchal aus ohne großen Zeitverlust zu erreichenden Punkten hier noch der im oberen Thale des Santa Lucia-Flusses sich befindende Wasserfall eine besondere Erwähnung. Wenn auch der Katarakt an und für sich wegen der Geringfügigkeit der Wassermasse einen Vergleich mit den großartigen Wasserfällen Skandinaviens oder der Schweiz auszuhalten nicht im stande ist, so bietet doch die Umgebung des Wasserfalles — jene von mannshohen Farnkräutern, blühendem Ginster und herrlichen Eriken überwucherten dunklen Trachytfelsen, welche von dem aus 300 Fuß Höhe herabstürzenden und völlig zerstäubt auf dem Thalboden anlangenden Wasser benetzt werden — ein Bild von überraschender landschaftlicher Schönheit.

Unsere obigen Schilderungen dürften wohl genügen, dem Leser einen Begriff zu geben von der überaus großartigen Scenerie, welche auf der im Schoße des Atlantischen Oceans gebetteten, den größeren Teil des Jahres hindurch von einem azurblauen Himmel überspannten Insel dem Besucher auf Schritt und Tritt begegnet, und dürfte es sich wohl empfehlen, zur Vervollständigung des Vorhergehenden einige Bemerkungen über die geologischen Verhältnisse, die Fauna und das Klima Madeiras, sowie über die daselbst betriebene Agrikultur, den Weinbau und einige andere Erwerbsquellen hier anzuknüpfen. Was zunächst die geologische Vergangenheit der Insel anlangt, so hat man im Anschluß an die von

Plato erwähnte sagenhafte Atlantis die kleinen Inseln des nordatlantischen Meeres lange Zeit als die über Wasser befindlichen Bergspitzen eines im Ocean versunkenen Kontinents angesehen — eine Annahme, deren Unhaltbarkeit, soweit Madeira in Frage kommt, dadurch dargethan wird, daß die Tiefe des Atlantischen Meeres rings um die besagte Insel nirgends weniger als 12000 Fuß beträgt. Daß sämtliche Inseln der Madeiragruppe (Madeira, Porto Santo und die Desertas), sowie die Inselgruppen der Azoren, Canaren und Kap Verden rein vulkanischen Ursprungs sind, hierüber ist ein Zweifel nicht möglich; andererseits deuten gewisse Thatsachen darauf hin, daß die Entstehung Madeiras in einer verhältnismäßig weit zurückdatierenden Erdepoche vor sich gegangen ist. Jene von W. Reiß im Thale von Porto da Cruz (an der Nordküste Madeiras) aufgefundenen Massen von Hypersthenit, Diabas und Diabasporphyr gehören einer Formation an, welche auch auf den Canaren angetroffen wird und die bei weitem älter ist als alle Laven, Tuffe und Basalte, die sonst die Insel bilden. Es ist demnach in hohem Grade wahrscheinlich, daß Madeira in einer fernentlegenen Vergangenheit aus einer diabasischen Felsmasse bestanden hat, die ursprünglich durch vulkanische Kräfte über den Meeresspiegel emporgehoben wurde und auf der dann die während des mittleren Abschnittes der Tertiärzeit und auch später noch thätigen Vulkane die jetzt vorhandene Insel aufgebaut haben. Neben dem Aufbau der Insel durch vulkanische Thätigkeit hat jedoch auch, wie die im Thal von San Vincente an der Nordküste Madeiras und auf dem Pico Juliano von Porto Santo aufgefundenen Kalklager mit eingebetteten Resten von Meeresmuscheln, Korallen und Echinodermen beweisen, eine Hebung des bereits gebildeten Landes stattgefunden. Daß zwischen den einzelnen Vulkanausbrüchen, denen die Insel ihre Entstehung verdankt, Ruhepausen von bedeutender Zeitdauer stattgefunden haben, dies wird bewiesen durch jene Kohlenlager, welche zwischen die Basalt- und Lavaschichten hier und da eingebettet sind. Wenn auch in Madeira wie in jedem vulkanischen Gebirgsland unterirdische Bewegungen allmählicher und plötzlicher Natur an der Thalbildung einen sehr wesentlichen Anteil haben, so ist doch die eigentliche Entstehung und Vertiefung jener Thäler, welche der Insel ihr eigentümliches Gepräge verleihen, auf die Thätigkeit des Wassers zurückzuführen. Das starke Gefälle der Bäche und Flüsse, die auf ihrem nur wenige Meilen umfassenden Laufe aus beträchtlicher Höhe hinab ans Meeresufer gelangen, macht die tiefe Aushöhlung der Thäler, von der oben die Rede war, verständlich. Jene oben erwähnten centralen Pics, die, wie der Pico Ruivo, bis zu 6000 Fuß über den Meeresspiegel sich erheben, scheinen die Trümmer von Eruptionskegeln zu sein; bemerkenswert ist dabei aber die Seltenheit von Kratern, von denen bis jetzt nur drei mit Sicherheit auf der Insel konstatiert wurden. Die Bildung der Hochebenen wird erklärt durch gleichzeitige Eruptionen von verschiedenen Punkten aus, deren zusammentreffende Lavaströme die ebenen Flächen herstellten. Was endlich die Lavaströme selbst anlangt, so bestehen dieselben aus mehr oder weniger blasigen Basalten, hier und da auch aus Trachyt oder aus einem Feldspatgestein, welches sich mehr dem Trachyt als dem Basalt anschließt.

Die Tierwelt Madeiras ist eine sehr beschränkte. Als die Insel 1419 zuerst entdeckt wurde, war sie mit Ausnahme einiger Fledermäuse von keinem einzigen Landsäugetier bewohnt — eine Thatsache, die ebenfalls einen unwiderleglichen Beweis abgiebt gegen die Richtigkeit der oben erwähnten Theorie, derzufolge Madeira als Teil eines untergesunkenen Kontinents zu betrachten sein soll. Wäre letzteres der Fall, so würde es in der That völlig unverständlich sein, daß sich von den Säugetieren, welche den besagten Kontinent bewohnten, nicht eine oder die andere Art auf dem über Wasser gebliebe-

nen Terrain erhalten hat. Bezüglich der Käfer Madeiras verdient hervorgehoben zu werden, daß zweihundert der einheimischen Arten entweder ganz ohne Flügel sind, oder nur so geringe Reste von Flügeln besitzen, daß sie nicht fliegen können — eine Thatsache, welche Ch. Darwin darauf zurückgeführt hat, daß bei den auf der Insel fortwährend wehenden Winden diejenigen Käfer, die viel fliegen, größere Gefahr laufen, in die See geweht zu werden. Indem diejenigen, welche nicht fliegen, bessere Aussichten haben, erhalten zu bleiben, mußte die natürliche Züchtung, sowie der Nichtgebrauch auf Verkümmerung der Flügel hinarbeiten.

Was die Vegetation Madeiras anbetrifft, so bemerkten wir bereits, daß die Insel zur Zeit ihrer Entdeckung in allen ihren Teilen einen üppigen Baumwuchs besaß. Der von den Portugiesen während der ersten Jahrhunderte ihrer Ansiedelung auf Madeira betriebene Raubbau, sowie verheerende Waldbrände haben aber die Waldungen der Gebirgsgegenden fast gänzlich zerstört, und nur an vereinzelten Punkten der Gebirgslandschaft finden sich gegenwärtig noch Reste jenes Baumschlags, welcher ehedem die ganze Insel bedeckte. Einzelne der in den Thälern Madeiras fortkommenden Bäume, wie z. B. die Ceder, der Vinhatiko-Baum (Persea Indica), der Til-Baum (Oreodaphne fœtens) u. s. w., liefern das Holz für die auf der Insel hergestellten Holzschnitzereien und Holzskulpturarbeiten. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß in Ermangelung einer rationellen Forstkultur die besagten Bäume von Jahr zu Jahr seltener werden, und wenn man heutzutage auf Madeira eine Kirche zu erbauen hätte, so würde man wohl schwerlich, wie dies noch vor zwei Jahrhunderten in der Kathedrale von Funchal geschah, die Decke und das Getäfel des Gebäudes aus Cedernholz herstellen, sondern sich mit einem weniger seltenen und kostspieligen Material begnügen. Der seit Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Insel angepflanzte Lorbeerbaum findet, weil das Holz desselben einen hohen Grad von Zähigkeit mit geringem Gewicht verbindet, bei der Herstellung der oben erwähnten



Madeirensischer Bauer.

Tragsänften (Hammocks) vorzugsweise Verwendung; auch liefern die reifen Beeren desselben beim Kochen ein Öl, welches die Landleute in Lampen brennen. Eines der interessantesten pflanzlichen Objekte Madeiras ist der durch seine eigentümliche Form auffallende Drachenblut-Baum, so benannt nach dem roten Saft, welcher hervorquillt, sobald man den Stamm anschneidet. Was speciell die blühenden Gewächse Madeiras anlangt, so giebt es auf der ganzen Oberfläche der Erde wohl kaum ein Land, das durch die Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit des Blumenflors, durch den würzigen Blütenduft und die Schönheit der Pflanzenformen so sehr überrascht wie gerade diese Insel, was im wesentlichen darauf beruht, daß der aus den Verwitterungs-Produkten vulkanischer Gesteine gebildete, überaus fruchtbare Erdboden und der immerwährende Sonnenschein zwei für das Gedeihen der Pflanzenwelt überaus wichtige Momente darstellen. In einem Klima wie dasjenige, dessen sich Madeira erfreut, werden von auswärts eingeführte Pflanzen sehr bald einheimisch, und in einer ganzen Anzahl von Fällen läßt sich nachweisen, daß erst innerhalb der Erinnerung der jetzt lebenden Generation Gewächse, die man ursprünglich als Zierpflanzen in die Gärten Funchals eingeführt hatte, allmählich ihren Weg in das offene Land gefunden haben und daselbst jetzt als wildwachsende Pflanzen angetroffen werden. Unter solchen Umständen ist es auch leicht erklärlich, daß unter den Gewächsen Madeiras die Floren aller Erdteile und Zonen mit Ausnahme der arktischen vertreten sind. Die Pflanzen Nord- und Mitteleuropas trifft man hier neben denjenigen der subtropischen Gegenden; der Mais, das Zuckerrohr und die Baumwollstaude gedeihen hier neben europäischen Getreidearten, und selbst die Dattelpalme kommt auf der Insel fort, wenn auch die mittlere Jahrestemperatur dort nicht hoch genug ist, um die Datteln völlig reifen zu lassen. Wie günstig die Bedingungen für den Pflanzenwuchs auf Madeira im allgemeinen sind, ergiebt sich schon aus der Thatsache, daß jene Zierpflanzen, die uns aus unseren deutschen Gärten als krautartige Gewächse oder als unscheinbare Sträucher bekannt sind, wie Fuchsien,



Madeirensische Bäuerin.

Geranien, Myrten, Heliotrop und dergleichen, uns in der Küstenzone der Insel in Baumform entgegentreten. Rosen, Convolvulus und andere Gewächse ranken an den Häusern bis zum Dachfirst empor und bekleiden jene Steinmauern, welche die Grundstücke voneinander trennen, und selbst die Klippen am Meeresstrande sind häufig auf der dem Andrang der Wellen nicht exponierten Seite von dem herrlichen blaublühenden Echium, von einem gelbblühenden Jasmin oder von duftenden Lavendelbüschen bekleidet.

So viel über die Vegetation Madeiras. Im übrigen wäre es ein Irrtum, wenn man aus dem, was im vorhergehenden gesagt wurde, ohne weiteres folgern wollte, daß für die Agrikultur und den sonstigen Anbau der Insel die Verhältnisse sich besonders günstig gestalten. Was dem Ackerbauer, Zuckerpflanzer und Winzer Madeiras besondere Schwierigkeiten bereitet, ist der Umstand, daß im Bereich der ausschließlich als Kulturland zu verwendenden Küstenzone im Sommer monatelang kein Tropfen Regen fällt, während der Boden einer glühenden Sonne ausgesetzt ist. Die bereits erwähnte teilweise Entwaldung der Insel hat daselbst wie an anderen Punkten der Erde eine allmähliche Verminderung des Regenfalles zur Folge gehabt. Wie die Dinge jetzt liegen, würde im Bereiche des Littorals ohne künstliche Bewässerung fast alle Vegetation zu Grunde gehen, und es handelt sich daher für den portugiesischen Bauer vor allem darum, das Wasser der Gebirgsgegenden (die Wolken, welche die höheren Berge fast das ganze Jahr hindurch verhüllen, spenden im Gebirge mehr Regen als an der Küste) für das Kulturland des Littorals zu verwerten. Zu diesem Zwecke werden die Quellen und Bäche hoch oben in den Bergen aufgefangen und in sorgfältig angelegten Leitungen — den sogenannten Levadas — den tieferen Regionen zugeführt. Hier verzweigen sie sich wie die Wurzeln eines Baumes und leiten das Wasser zu den verschiedenen Landparzellen, deren Besitzer durch Kauf oder auf andere Weise ein Recht darauf erworben haben. Ein besonderer Beamter — der Levadero — hat dafür zu sorgen, daß das Wasser in vorgeschriebener Reihenfolge den einzelnen Grundstücken zugeführt wird; auch begreift es sich bei der enormen Bedeutung des Wassers für den Anbau leicht, daß jedermann sehr strikt auf seinem Rechte besteht und daß infolgedessen aus der Wasserverteilung nicht selten Prozesse entstehen. Natürlich fällt die Zeit, wo der einzelne sein Wasser empfängt, ebenso oft auf die Nachtstunden, und es ist ein interessantes Schauspiel, zu sehen, mit welcher Aufregung der Strom in Empfang genommen wird, der meist durch ein Loch in der Mauer hereinkommt und sofort bei Fackelschein mit lautem Geschrei von Arbeitern über das ganze Grundstück verteilt, teilweise auch zur Füllung besonderer Reservoire verwendet wird. Trotz der soeben erwähnten Schwierigkeiten, welche die Bewässerung der Ländereien darbietet, würde bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens und den bis auf die Unzulänglichkeit des Regenfalls günstigen klimatischen Verhältnissen die Insel fast alle landwirtschaftlichen Produkte der Erde erzeugen können, wenn nicht die Indolenz und Unwissenheit der portugiesischen Bevölkerung jeden Fortschritt verhinderte. Ebenso wie die auf Madeira gebräuchlichen Ackergeräte: die Enchada, eine kurze Spitzhacke, und der Arado, ein hölzerner Pflug, welcher an das Aratrum der alten Römer erinnert, von höchst primitiver Beschaffenheit sind, ebensowenig ist daselbst von einer nach rationellen Grundsätzen betriebenen Agrikultur die Rede. Weizen und Gerste werden, ohne daß ein Fruchtwechsel stattfände, jahraus jahrein auf demselben Acker gebaut, und selbst gedüngt wird nur selten und ungenügend. Bei der Aberntung des Getreides wird meist die ganze Pflanze mit den Wurzeln ausgerissen und das Dreschgeschäft von Ochsen besorgt, die auf einer runden offenen Tenne einen mit Steinen belasteten und mit Eisen beschlagenen Schlitten über die Ähren ziehen.

Angesichts der zuvor erwähnten Umstände ist es auch begreiflich, daß kaum die Hälfte der auf Madeira konsumierten Körnerfrucht daselbst gezogen wird und daß die im Verhältnis zu ihrer landwirtschaftlichen Produktion stark bevölkerte Insel an Nordamerika alljährlich beträchtliche Summen für das von dorther importierte Getreide bezahlt. Was die Zuckerproduktion Madeiras anlangt, so wurde das Zuckerrohr bald nach der Entdeckung der Insel von Sicilien dorthin gebracht; auch war die Zuckerindustrie daselbst so lange eine bedeutende, bis die zunehmende Konkurrenz der Vereinigten Staaten dieselbe aufs empfindlichste schädigte. Infolge der Kosten, welche die Wasserbeschaffung verursacht, und der sonstigen lokalen Verhältnisse ist die Zuckerkultur Madeiras eine durchaus künstliche und würde längst aufgehört haben, wenn nicht der von Portugal auf allen nicht madeirensischen Zucker erhobene Schutzzoll das Fortbestehen derselben ermöglichte. Von jenen Kulturgewächsen, welche man in neuester Zeit in Madeira anzupflanzen versucht hat, verspricht der Tabak gute Resultate zu geben, und auch für die Kultur des Kaffee- und Theestrauches sind die Aussichten keine ungünstigen. Was speciell den Wein, das wichtigste und bekannteste aller Erzeugnisse Madeiras, anlangt, so sollen die ersten Reben um 1425 aus Cypern dorthin gebracht worden sein; aber erst im siebzehnten Jahrhundert nahm die Weinkultur der Insel größere Dimensionen an. Dieselbe erreichte ihren Höhepunkt während der Napoleonischen Kriege, als England durch die Kontinentalsperre für seinen Weinbezug fast allein auf Madeira angewiesen war. In dieser Zeit legten bisweilen ganze Flotten von englischen Handelsschiffen, um Wein einzunehmen, auf der Reede von Funchal an, und Tausende von Pipen (1 Pipe = 418 Liter) wurden damals oft in wenigen Tagen verfrachtet. Nach Beendigung der gegen die napoleonische Herrschaft geführten Kriege machte sich die Mitbewerberschaft der anderen weinerzeugenden Länder allmählich geltend, und als nun gar im Jahre 1852 der gefürchtete Traubenpilz (Oidium Tuckeri) auf der Insel sich einstellte, schien das gänzliche Aufhören des madeirensischen Weinbaues bevorstehend zu sein. Während die Insel im Jahre 1813 noch 22000 Pipen exportiert hatte, war der Export 1860 auf 1013 Pipen, 1865 sogar auf 536 Pipen hinabgegangen, und auch in neuerer Zeit, wo man den Traubenpilz mit Hilfe des Schwefels erfolgreich zu bekämpfen lernte und wo die im Jahre 1873 zuerst auf der Insel aufgetretene Phylloxera durch rechtzeitige und ausgedehnte Anpflanzung von frischen, namentlich amerikanischen Reben unschädlich gemacht wurde, hat die Weinausfuhr Madeiras nicht annähernd wieder jene Höhe erreicht, auf der sie sich zu Anfang unseres Jahrhunderts befand. In den ersten Jahren nach dem Jahre des Unheils 1852 haben andere Weine — namentlich Sherry und Marsala — den Markt erobert, und der Madeirawein kämpft noch immer hart, um die verlorene Stellung wiederzugewinnen. Bezüglich des madeirensischen Weinhandels sei hier noch bemerkt, daß derselbe fast ausschließlich in den Händen englischer Firmen sich befindet. Jene hervorragende Rolle, welche der englische Handel auf Madeira spielt, sowie der Umstand, daß zu Beginn unseres Jahrhunderts die Insel zweimal von englischen Truppen occupiert wurde und daß selbst nach der Zurückgabe derselben an die portugiesische Krone (1808) noch sechs Jahre lang eine englische Besatzung auf Madeira unterhalten wurde — diese Thatsachen haben es bewirkt, daß John Bull die Insel, welche im Falle eines Seekrieges einer Flotte als Stützpunkt für wichtige Unternehmungen zu dienen vermag, schon halb und halb als sein Eigentum betrachtet.

Zum Schlusse mögen einige Bemerkungen über die klimatischen Verhältnisse Madeiras — soweit dieselben nicht schon im vorhergehenden erörtert wurden — hier noch einen Platz finden. Nach den seit 1820 — während des letzten Jahrzehnts insbesondere von dem kürzlich ver-

storbenen verdienstvollen deutschen Arzt und Naturforscher Dr. Langerhans — daselbst vorgenommenen meteorologischen Beobachtungen, welche sich allerdings fast ausschließlich auf Funchal und Umgebung erstreckt haben



Der große Curral auf Madeira.

— nach diesen Beobachtungen beträgt die mittlere Jahrestemperatur der Küstenzone 18,7 bis 18,8 Grad Celsius. Als Durchschnittstemperatur werden für die Wintermonate 16,1 Grad Celsius, für die Sommermonate 21,6 Grad Celsius angegeben, so daß also der Unterschied zwischen der mittleren Temperatur des Winters und Sommers nur 5,5 Grad Celsius beträgt. Deuten schon die soeben erwähnten Zahlen auf eine fast einzig dastehende Gleichmäßigkeit des Klimas in den Küstengegenden Madeiras hin, so ergiebt sich der nämliche Schluß aus der Betrachtung der die täglichen Temperaturschwankungen registrierenden Ziffern, welche innerhalb vierundzwanzig Stunden niemals um mehr als 5 bis 6 Grad Celsius voneinander differieren. Im Gegensatz zu den außerordentlich geringen Temperatur-Unterschieden ist das Quantum der feuchten Niederschläge sehr bedeutenden Schwankungen unterworfen, so daß man auf Madeira zwar nicht von kalten und warmen, wohl aber von nassen und trockenen Jahren zu reden berechtigt ist. Die Zahl der Regentage schwankt zwischen siebzig und achtzig; die Monate Juni, Juli, August und der größere Teil des September sind, wie bereits oben angedeutet wurde, meist vollständig regenlos. Während des größeren Teiles des Jahres weht regelmäßig morgens eine See-, abends eine Landbrise. Der unter dem Namen „Leste“ bekannte, aus Ost-Süd-Ost kommende Wind weht nur an wenigen Tagen des Jahres; derselbe zeichnet

sich durch Trockenheit aus, bringt bisweilen Vögel und Insekten von der afrikanischen Küste herüber und ist nach Dove ebenso wie der Harmattam der Guineaküste als ein abgelenkter Nordostpassat aufzufassen. Neben der oben erwähnten Geringfügigkeit der Temperaturschwankungen trägt die Staubfreiheit der Atmosphäre, sowie der Schutz, welchen die centrale Gebirgskette dem südlichen Teile der Insel gegen die von Norden, Nordost und Nordwest her wehenden Winde verleiht, erheblich dazu bei, die Südküste Madeiras zu einem für Lungenkranke besonders geeigneten Aufenthalt zu machen. Vor allem aber ist es die Milde des Winters und die relative Kühle des Sommers auf Madeira, welche die Insel zu einem unvergleichlichen Sanatorium für an der Lunge Leidende machen. Im Gegensatz zu anderen Ländern, wie z. B. Italien und Ägypten, wo die Lungenkranken zwar mit Nutzen den Winter zubringen können, von wo sie aber zu Beginn des Sommers, um der während der Sommermonate in den betreffenden Gegenden herrschenden Hitze zu entgehen, sich wieder entfernen müssen — im Gegensatz hierzu können Kranke, die eines gleichmäßigen warmen Klimas bedürfen, auf Madeira dauernd bleiben, ohne im Herbst und Frühjahr größere Reisen unternehmen zu müssen. Auch ist die feuchtwarme Atmosphäre der Insel, wenn sie auch eine Erschlaffung des Nervensystems bis zu gewissem Grade begünstigt, doch für viele kranke Lungen und Kehlköpfe insofern von Nutzen, als sie den Hustenreiz herabsetzt, den Auswurf vermindert und es dem Kranken ermöglicht, den ganzen Tag im Freien zuzubringen. Als ein besonderer Vorteil ist es auch zu betrachten, daß die terrassenförmige Erhebung der Umgebung Funchals, wo noch in einer Höhe von drei- bis vierhundert Meter über dem Meere Villen bezogen werden können, es ermöglicht, die Vorteile, welche das Höhenklima den Lungenleidenden bietet, mit den zuvor erwähnten klimatischen Einflüssen zu kombinieren. Wenn auch nicht, wie schon ein flüchtiger Blick auf den Friedhof der Stadt Funchal lehrt, alle diejenigen, welche Madeira wegen ihrer erkrankten Lungen aufsuchen, dort wieder hergestellt werden, so dürfen doch alle daselbst auf Linderung ihrer Beschwerden und viele von denen, welche rechtzeitig (d. h. ehe das Leiden zu weit um sich gegriffen hat) daselbst eintreffen, auf eine vollständige Wiederherstellung ihrer Gesundheit rechnen. Auch trägt die Schönheit der Scenerie, sowie der lebhafte Verkehr, welchen die Madeira anlaufenden Schiffe aller Nationen mit sich bringen, nicht wenig dazu bei, den Kranken von den Reflexionen über die eigene Person abzulenken.

Daß unter dem heiteren Himmel, in der von Blumendüften gewürzten Atmosphäre Madeiras noch manches leidende Menschenkind Erleichterung seiner Beschwerden finden möge, und daß auch die materielle Lage der Bevölkerung dieser Insel sich günstiger gestalten möge, als dies gegenwärtig der Fall ist — das waren die Gedanken, mit denen der Schreiber dieser Zeilen nach vierzehntägigem Aufenthalt auf Madeira vom Bord des ihn nach Europa führenden Schiffes die gewaltigen Felsmauern und lieblichen Gelände des herrlichen Eilands im Meere versinken sah.





Gaspards Nachfolger.

Erzählung
von
Victor André.

II.

Graf Dawoos konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er die breite Treppe des Gaspardschen Hauses hinaufstieg. Es kam ihm sonderbar vor, daß er in seiner Flügeladjutanten-Uniform sich auf einem kaufmännischen Feste, oder wenigstens so etwas Ähnlichem, sehen lassen sollte. Aber wer hätte der schönen Frau Gaspard etwas abschlagen können? und dann war der Mann ja glücklich Geheimrat geworden, und Geheimrat, na, das klingt immerhin schon ganz anständig.

Graf Dawoos lächelte und musterte die Herrschaften, welche sich im Vorzimmer zum Eintritt rüsteten.

Jede Sorte Civil! Blumenbestickte Oberhemden mit großen goldenen Knöpfen und üppigen Atlaskrawatten neben tadellosen weißen Flächen mit der orthodoxen kleinen Battistbinde; der unvermeidliche frischgewichste Schaftstiefel neben dem hakenlosen, spitzen Ballschuh und den gestickten Socken, wie sie auf der englischen Botschaft getragen werden. Dem einen fällt eine Locke seines langwallenden Haares bis herab auf die blaue Brille, und in aller Eile putzt er sich noch die Fingernägel, der andere mustert mit Wohlbehagen seinen kurzgeschorenen Kopf im Spiegel, streicht den Schnurrbart in die Höhe, steckt die Gardenia im Knopfloch gerade und zieht die weißseidene Weste zurecht.

Wohlgenährte Damen mit schweren goldenen Medaillons und zahllosen Armbändern machen noch den zweiten und letzten Knopf an ihren weißen Handschuhen zu, während die Töchter in Mull und Tarlatan dicht gedrängt wie ein Volk Rebhühner sich gegenseitig die frischgebrannten Löckchen und die ungewohnte Tournüre arrangieren. Ein stolz getragenes Haupt, ein blendender Nacken tauchen daneben auf, Brillanten blitzen, Brokatroben rauschen, kostbare Spitzen flattern. Stadtberühmte Schönheiten mit hochklingenden Namen, biedere Kaufmannsfrauen

mit reichem Kindersegen, Diplomaten, Juristen und Banquiers, Commis mit vor Aufregung klopfendem Herzen, Nichtsthuer mit müdem Gang und gelangweiltem Lächeln, alle drängen sich zusammen in dem einen Raum, angezogen von der Stellung des Hausherrn, von der Schönheit der Gattin, von dem vorzüglichen Souper, den berühmten Weinen. Sie kommen, weil sie müssen, oder weil das Haus Mode ist, um den Hof zu machen, oder um zu klatschen, aus Neugierde, aus Laune, oder aus Langerweile; sie füllen die Räume, sie plaudern und lachen, sie applaudieren, wenn Musik gemacht wird, sie rufen Bravo, wenn man eine Rede hält, sie bedanken sich bei der Hausfrau für den charmanten Abend, sobald sie satt und müde sind, und schimpfen über die unvermeidlichen Trinkgelder, sobald die Thür hinter ihnen zufällt. Es ist ein gelungenes Fest, und morgen steht's in der Zeitung.

Der Herr Graf hat sich glücklich in die Handschuhe hineingezwängt und wendet sich nach der Salonthür.

„Donnerwetter, Dawoos!“

„Greifen! — Freut mich sehr!“ Mit unterdrücktem Lächeln tauschen die beiden einen Händedruck. „Ja, was bringt denn Sie hierher?“ fragt der Graf etwas leiser.

„Will mich amüsieren.“

„Das will ich auch!“ Und sich in der bunten Gesellschaft umsehend, fügt er hinzu: „Etwas gegenseitige Unterstützung gefällig?“

Herr von Greifen zeigt seine schönen Zähne. „Oder vielleicht Konkurrenz?“

„Wie, sollten Sie wegen ...“

„Natürlich; weshalb denn sonst?“

Ein überlegenes Lächeln spielt um die Lippen des Herrn Grafen. „Na, wenn wir auch im selben Revier jagen, darum keine Feindschaft nicht!“

„Ist doch ein bildschönes Weib!“

Dawoos wird ernst. „Ja, die Dame ist sehr schön.“

„Haha, schon so empfindlich?“ Und indem Greifen seinen Freund zur Salonthür hineinschiebt, flüstert er ihm ins Ohr: „Na, wie sagten Sie doch? Darum keine Feindschaft nicht!“

„Graf Dawoos! Baron von Greifen!“ meldet der neue Lakai der Frau Geheimrat.

Drinnen, in der Mitte des Empfangszimmers steht sie, in schlichtes Weiß gekleidet, fast ohne Juwelen, und empfängt ihre Gäste. Sie ist sehr ruhig, sehr liebenswürdig, sehr selbstbewußt, die Frau von Welt vom Scheitel bis zur Sohle! Den beiden Herren in der goldgestickten Uniform geht sie einige Schritte entgegen; sie lächelt besonders freundlich, Graf Dawoos küßt ihr die Hand.

Gaspard im Hintergrunde mit seinem lieben Ferdinand neben sich hat ein herzliches Wort für alle Welt. Er ist so glücklich, daß er einem jeden etwas von seiner übersprudelnden Laune mitteilen möchte. Gewiß, er ist kein eitler Mensch und hat Titeln und Auszeichnungen niemals nachgejagt; aber so als Geheimrat sich von allen Seiten Glückwünsche darbringen zu lassen, Worte der Hochachtung und Anerkennung mit bescheidenem Lächeln zurückweisen und dabei sich sagen zu können: Die Leute haben recht; was du besitzest, hast du dir durch eigenes Verdienst erworben! das berührt doch angenehm; und es thut wohl, wenn man sieht, wie die beste Gesellschaft der Stadt sich zu seinen Gesellschaften drängt. Aber was ist dies alles gegen das Glück, wenn das pochende Herz ihm zuflüstert: die schönste Frau in diesen dicht gedrängten Sälen ist die deine, und inmitten aller dieser berauschenden Huldigungen gehört ihr Herz dir allein!

„Guten Abend, mein lieber Herr Geheimrat!“ sagt Graf Dawoos. „Es ist also wahr, daß Sie sich vom Geschäft zurückziehen wollen?“

„Es ist schon geschehen. Seit heute mittag bin ich Rentier.“

Dawoos verbeugt sich noch einmal. „Allerdings, wenn man ein so charmantes Heim hat ...“

„Ja, Herr Graf, das ist es.“

„Aber Sie werden sich nicht ganz der

Öffentlichkeit entziehen. Man erwartet noch viel von Ihnen, Herr Geheimrat."

„Ich bin als simpler Kaufmann aufgewachsen, zu was soll ich noch taugen?"

Der Herr Graf richtet sich auf und erhebt seine Stimme, so daß die Umstehenden ihn hören können: „Männer wie Sie sind selten. Für die ist im Staat immer ein Platz offen."

Der gute Geheimrat errötet in seliger Verlegenheit: „Herr Graf, solches Lob verdiene ich nicht."

„Ich wiederhole nur, was Ihnen die Auszeichnungen, welche Ihnen von höchster Stelle verliehen worden sind, schon gesagt haben. Vielleicht wird man noch Mittel finden, Ihren Ehrgeiz anzuregen."

„Wie, Herr Graf?"

„Nun, unsereins hört so manches in den Vorzimmern ..."

Bertha geht am Arm Greifens vorüber. „Gnädige Frau," sagt Dawoos, „Ihr Wunsch wird in Erfüllung gehen. Der Minister ist bereit, mit Ihrem Herrn Gemahl über Abtretung der Waldparzelle zu verhandeln. Sie werden sich Ihren Teich und Ihre Grotte anlegen können."

„Ein Ministerium wird in Bewegung gesetzt," murmelt Greifen, „und eine schöne Frau baut sich eine Grotte; bewundernswertes achtzehntes Jahrhundert, noch ist dein Geist nicht ganz erstorben!"

„Sie sind so nützlich, wie Sie liebenswürdig sind, Herr Graf. Hier nehmen Sie!" Und als gewähre sie eine fürstliche Belohnung, reicht sie ihm eine Rose aus ihrem Strauß. Indem er sich über die zarten Finger beugt, flüstert er leise: „Die Frau des Ministers wird Ihnen einen Besuch machen. Sind Sie zufrieden?" Und laut fügt er hinzu: „Werde ich die Ehre haben, Sie zu Tisch zu führen, gnädige Frau?"

„Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrigbleiben," sagt sie lachend, nimmt den Arm ihres Gatten und geht ins Nebenzimmer.

Herr von Greifen klopft dem Grafen auf die Schulter. „Die Konkurrenz ist wohl schon entschieden, Verehrtester. Ich fürchte, mir bleibt nichts übrig, als mich mit Grazie zurückzuziehen."

„Sehr schmeichelhaft für mich, Ihre Annahme, aber etwas verfrüht."

Dawoos wendet sich zur Seite; doch der andere scheint keine Lust zu haben, die Unterhaltung so schnell abzubrechen. „Na, na!" raunt er seinem Freund ins Ohr, „wer könnte auch Ihre kleinen Aufmerksamkeiten überbieten? Erst der Geheimratstitel, dann eine Fiskalparzelle und zum Schluß das Adelsdiplom, wahrhaftig nobel!"

Unwillkürlich fährt Dawoos herum: „Was wollen Sie damit sagen?"

„Nur, was sich der ganze Saal erzählt. Ministerialbureaux sind nicht immer so verschwiegen, wie man glaubt. Trösten Sie sich, lieber Freund! Ihrem Renommee kann solcher Klatsch nichts schaden. Die Frau ist ja so schön!"

Ein allgemeines „Pst" geht durch den Saal. Ein Sänger tritt vor. Er ist Pole, hat ein Jahr im Gefängnis gesessen, natürlich wegen politischer Umtriebe, und behält, wenn er mit Damen spricht, die Hände in den Hosentaschen. Er wird mit Bravorufen überschüttet. Leise flüstert man sich zu, daß er fünfhundert Mark für jedes Lied erhält.

Die Gesellschaft hat sich in Gruppen aufgelöst. An der einen Wand sind bequeme Sessel in langer Reihe aufgestellt; dort haben die Damen, welche der Sonnenblume näher verwandt sind als der Rosenknospe, bei Zeiten sich ein Plätzchen gesichert.

Einzelne Fracks tauchen zwischen dem reichen Faltenwurf der Sammet- und Atlasroben auf, wechseln aber bald ihren Platz; sie machen Anstandsvisiten. Die Fächer sind eifrig im Gange und die Zungen rasten nicht. So oft musiziert wird, geben sich die Damen die größte Mühe, ein aufmerksames Gesicht zu machen.

Die jungen Herren, deren Selbstbewußtsein noch in der Entwickelung begriffen ist, drängen sich in den Ecken zusammen, oder schmücken in stiller Einzelhaft die Fensternischen.

In der Mitte des Saales vereinigen sich die beiden Geschlechter. Alle die Frauen, welche hier sind, um sich bewundern zu lassen, stehen in Gruppen umher, froh der Stütze, welche der Arm der Freundin ihnen gewährt, aber zu einer spitzen Bemerkung bereit, sobald die liebe Freundin vor ihnen ein Kompliment erhascht. Wenn sie sich unbeachtet fühlen, schreiten sie stolz und blasiert einher, oder kichern mit verführerischer Lebendigkeit; ist der Fang gelungen, zappelt ein befracktes Fischlein in ihrem Netz, dann glaubt das Opfer gar, er habe die Eroberung gemacht, und die lieben Wesen verstehen es gut, ihn in diesem Glauben zu erhalten. Dankbar nehmen sie auch das kleinste Wild mit in den Kauf, aber lassen es unbeachtet fahren, sobald bessere Beute lockt. Die Frauen, welche bewundert werden, sind längst von ihren Gefährtinnen getrennt. Mit einem Worte sucht der eine sie aufzuhalten, ein flüchtiges Schmeichelwort des zweiten entlockt ihr ein Lächeln, eine Frage des dritten beginnt das Gespräch; sie ist umzingelt, fast ehe sie's weiß, und mit epidemischer Schnelligkeit greift das Huldigungsfieber um sich; der einzelne glaubt der Masse aufs Wort, er bewundert, was alle bewundern, und will auch sein Teil von der anerkannten Schönheit haben.

Der größte Kreis hat sich um die Frau des Hauses gebildet. Alles, was sich von irgend welcher Bedeutung hält, fühlt sich verpflichtet, auch seinen Tribut ihr darzubringen. Ihre schlanke Gestalt ist der Lichtpunkt des Festes. Alle Uniformen glänzen in ihrer Nähe, alle großen und berühmten Männer folgen in der Bahn der siegreichen Schönheit.

Eine Dame setzt sich ans Klavier. Sie ist Russin, war mit einem Fürsten verheiratet, und die ungeheuren Smaragden, welche sie trägt, stammen aus dieser Episode ihres Lebens. Das Spiel ist in diesem Fall Nebensache. Eine Altistin der Hofoper trägt ein Lied vor, und ein kleiner, dicker Mann entlockt dem Violoncell unglaublich hohe Töne.

Die Zeit des Soupers naht, immer größer werden die Unruhe und Bewegung in den Sälen.

Fräulein Marie wandert umher und sucht die armen, verlassenen Frauen auf, welche sich mit ihrer gekränkten Eitelkeit in verborgene Winkel geflüchtet haben. Sie sind nicht schön, nicht reich, sie haben keinen angesehenen Gatten. Vielleicht haben sie geahnt, was ihnen bevorstand, und sind nur mit schwerem Herzen gekommen. Aber der Mann glaubt sich dem Gastgeber verpflichtet, oder er denkt den Herrn Oberregierungsrat zu treffen, oder er hofft auf einen günstigen Augenblick, wo er sich in der Champagnerlaune einen Beschützer gewinnen kann. Er hat lange Jahre gehofft und hofft noch immer, bürstet von neuem den Frack aus und steckt sich das Band zum Kronenorden vierter Klasse ins abgegriffene Knopfloch; die Frau holt das braunseidene Kleid aus dem Schrank, die Granatbrosche aus dem Kästchen und geht mit. Und der Mann steht an den Thürpfosten herum und macht tiefe Bücklinge, und die Frau zerdrückt eine heimliche Thräne in einer stillen Ecke. Mag sein, daß sie klug ist und gut; aber was nutzt der Edelstein, wenn er nicht geschliffen ist? Zu Charakterstudien hat man auf dem Ball keine Zeit. Marie macht ihren Rundgang gern, sie ist eines freundlichen Empfanges und dankbaren Grußes sicher.

Gaspard geht geschäftig hin und her und flüstert den Hauptpersonen den Namen der Dame zu, welche sie zu Tische führen sollen; aber öfters sieht er sich unruhig um. Wie er seine Frau erblickt, eilt er auf sie zu. „Wo ist Ferdinand? Das Souper wird gleich anfangen; wir brauchen ihn."

„Ich werde ihn suchen." Sie wendet sich schnell fort, damit er ihre plötzliche Blässe nicht bemerkt. Ferdinand hat sich den ganzen Tag schon so sonderbar benommen, daß sie auf alles gefaßt sein muß.

Sie gleitet so schnell als möglich zwischen den plaudernden Gruppen hindurch,

zweimal wird sie angehalten, endlich hat sie die Thür des Wintergartens erreicht!

„Gnädige Frau suchen so früh die Einsamkeit?“ fragt jemand in leisem Ton neben ihr.

Sie fährt zurück. Wieder dieser Greifen! „Die Hausfrau hat viele Pflichten,“ sagt sie gelassen.

Greifen lächelt. „Angenehme und unangenehme.“

„Und zuweilen muß sie auf die angenehmen verzichten.“ Sie macht ihm eine fast unmerkliche Verbeugung und läßt ihn stehen.

„Aha, Dawoos!“ murmelt er zwischen den Zähnen. „Schon so früh am Abend? — Nein, da steht er mitten im Saal. — Also ein dritter. Donnerwetter, das wird eine interessante Partie. Am Ende müssen wir noch beide passen, Herr Graf. Schade um Ihren hohen Einsatz.“

Bertha durchschreitet die kleine, von Rosenduft erfüllte Glashalle und tritt in den sternenhellen Garten hinaus. Nichts zu sehen. — Doch ja, dort an der Fontäne ein dunkler Schatten! „Ferdinand!“ Ein Mann springt auf. „Ferdinand, du hast die Besinnung verloren, wie es scheint. Das Souper soll beginnen, man sucht dich überall.“

„Dann soupiert ohne mich!“ Heftig läßt er sich auf die steinerne Umfassung niederfallen.

„Das Fest wird dir zu Ehren gegeben!“

„Ja, der Onkel hat sich angestrengt, um den Tag zu verherrlichen. Aber du weißt Bescheid. Schämst du dich nicht, mich dazu zu holen?“

Zornig packt sie ihn an der Schulter. „Du bist von Sinnen!“

„Nein, endlich bin ich zur Besinnung gekommen.“

„Ferdinand, beherrsche dich, mir zuliebe! Komm!“

Langsam hebt er den Kopf. „Dir zuliebe? Ganz bequeme Redensart. Aber bedenke, daß du mit dem Feuer spielst!“

„Ich bitte dich, komm!“

Er springt auf. „Dir zuliebe?“

„Ja, ja!“ Was kann sie anders thun, als ja sagen? Und doch — hätte sie es nur nicht gethan! Der krampfhafte Druck an ihrer Hand, er thut ihr weh! Und das Feuer in diesen Augen, das bedeutet nichts Gutes. Wahrhaftig, er sieht aus, als ob er eine Tollheit begehen könnte!

„Ich folge dir.“ Und da sie noch immer unbeweglich bleibt, wird er heftig. „Geh nur, geh! Ich werde gleich bei euch sein.“ Wie sie sich fortwendet, packt er sie gewaltsam am Arm. „Weißt du, was wir begangen haben?“

Es ist ihr so sonderbar zu Mute, draußen in der einsamen Sternennacht, allein mit diesem halb wahnsinnigen Menschen, daß sie zittert. „Wir?“

„Ja, du so gut wie ich, wir alle beide! Eine Infamie, das haben wir begangen!“ Er stößt sie von sich und eilt durch eine Hinterthür ins Haus hinein.

Noch lange, nachdem er verschwunden, lehnt sie sich gegen die kalte, steinerne Nixe, welche bewundernd zu dem Wassergott auf der Fontäne emporblickt. Ein Diener findet sie so. „Frau Geheimrat, das Souper wartet.“

„Ich komme schon, ich hatte Kopfschmerzen.“ Sie taucht ihr Taschentuch in das Becken der Fontäne, fährt sich mit dem kühlenden Naß über die glühende Stirn, hebt mit entschlossener Gebärde das Haupt und wendet der Nixe den Rücken. Im Wintergarten pflückt sie eine Rose und tritt, nachlässig mit dem duftenden Kelch spielend, in den Ballsaal zurück.

Es war Gaspards Idee gewesen, seinen Rücktritt aus dem Geschäft zur Veranlassung eines großartigen Festes zu machen. Bertha hatte allerdings für seine Pläne nicht die geringste Teilnahme gezeigt, und Ferdinand sogar heftig protestiert; aber Marie war dafür desto entzückter von der Idee, und Ferdinands Bescheidenheit, meinte der Onkel, würde sich schon legen, wenn es erst so weit wäre. Das Fest war bald beschlossene Sache.

Da alle Gesellschaftskreise mit Einladungen bedacht worden waren und man von Offizieren und Legationssekretären

nicht viel Interesse für die Angelegenheiten des Hauses „J. Gaspard" verlangen konnte, so wurde die wahre Veranlassung des Festes ganz diskret behandelt; und nur nebenbei erwähnte man die Thatsache, daß die große Firma am selben Tage einen neuen Chef erhalten habe.

Als aber das Diner bis zu dem kritischen Punkt des Bratens gediehen war, fand man es dennoch ganz selbstverständlich, daß an dem oberen Ende der Haupttafel ein Glas erklang und ein kleiner Herr mit rötlichem Backenbart und gelbem Ordensband sich erhob, soweit er das eben konnte, um zunächst die Anwesenden mit der großen Neuigkeit vom erfolgten Rücktritt des verehrten Herrn Geheimrats zu überraschen. Er bedauerte dies im Interesse der Firma, des Handels, der Stadt und des ganzen Vaterlandes, aber fand es nur billig, daß der Mensch daran denkt, zu ernten, wenn er so lange und so emsig gesäet hat. Er erzählte mit liebenswürdiger Indiskretion von den bescheidenen Anfängen des Hauses, er pries die Rechtlichkeit und Güte des Gastgebers nicht minder als dessen Umsicht und Geistesschärfe, er versprach der Mit- und Nachwelt viel Gutes von dem Erben der Tuch- und Buckskinschätze, er gedachte mit Verehrung der langjährigen getreuen Genossin des Geheimrats und legte die edelsten Blüten seiner Beredsamkeit zu den Füßen der schönen Hausfrau nieder, des Schutzengels dieser Räume und seiner Bewohner, unter dessen Fittigen nur Glück und Segen erblühen könnten. „Bravo, bravo!" schrien all die guten Leute so lange und so kräftig, daß der kleine Herr um keinen Schluß zu sorgen hatte, sondern nur unermüdlich sein Glas zu schwenken brauchte, um bei der ersten Pause ein kräftiges „Hoch!" dazwischen zu rufen. „Hoch! und abermals hoch!" antwortete der Chor. Man sprang auf, alle Damen umringten den glückstrahlenden Gaspard, alle Herren drängten in die Nähe seiner Gattin. Gläser klangen, Champagner floß.

Der Duft des Mahles und der Blumen stieg auf wie der Dampf eines Freudenopfers, freier breiteten die Frauen ihre Reize aus, kühner wurden die bewundernden Augen der Männer, die Begeisterung hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Ferdinand litt Höllenqualen. Seit der Zusage, welche er sich auf der Fahrt durch den Tiergarten hatte abringen lassen, war seine Ruhe dahin. Er hatte sich mit Wohlthaten von dem Mann überhäufen lassen, dessen Frau er liebte; er betrog das blinde Vertrauen, er entweihte das heiligste Gastrecht. Welche Schande, welche Schmach! Aber, was thun? Sollte er, konnte er zurücktreten? Er dachte oft und innig an Gaspards Kummer und Enttäuschung, und der arme, alte Mann that ihm leid, sehr leid. Er hätte ihm keine Erklärung geben können, er hätte ihn verletzt und sich auf immer von ihm trennen müssen. Dann wäre er als Handlungsreisender in die Welt hinausgezogen, um sein Leben dahinzuschleppen in der alten, kläglichen, fast vergessenen Existenz. Und Bertha hätte er nie wiedergesehen. War es denn auch nötig, alles zu opfern? Nein, er mußte bleiben und standhaft sein. Noch in derselben Nacht nach dem Morgen, da er mit Bertha in der engen Gasse hinter der Friedrichstraße gestanden, schwur er sich, diese verworfene Liebe mit der Wurzel aus seinem Herzen zu reißen.

Auf Wochen hinaus vermied er jedes Alleinsein mit ihr, ging unter jedem nur denkbaren Vorwand auf Reisen, hielt endlose Monologe über die Forderungen der Ehre und Dankbarkeit, und wenn er dann wieder vor ihr stand, in die blaue Tiefe der arglos freundlichen Augen sah und den leisen Druck der Hand fühlte, welche sie ihm willig überließ, wenn ihr rosenfrischer Atem sein vorgebeugtes Haupt streifte und das verhängnisvolle, beredte Schweigen eintrat, dann, dann wallte die Leidenschaft in ihm um so mächtiger auf, je mehr er versucht hatte, sie zu unterjochen, dann gab's kein Recht und keine Pflicht mehr, ein wahnsinniges Begehren erfüllte ihn, und stammelnd sank er ihr zu Füßen, flehend um Gehör, sie be-

schwörend bei ihrer eigenen Liebe. Und immer wieder ward er zurückgewiesen, mit stiller Wehmut oder mit jähem Zorn. Er ging und kam wieder. Und sie reichte ihm von neuem die Hand, duldete ihn auf dem alten Platze an ihrer Seite, ließ ihn zu sich, wenn sie allein war, und lauschte geduldig seinen ewigen Klagen; verständnisvoll nickte sie mit dem Kopf und mitleidig streichelte sie seine gefalteten Hände. Manchmal, wenn er immer wieder über den Kampf in seinem Inneren jammerte, glaubte er ein fast verächtliches Lächeln zu entdecken; natürlich, für sie war's ja nur ein unterhaltendes Spiel. Und er fluchte ihrer Herzlosigkeit und verwünschte ihre Kälte, er floh vor ihr und suchte sie zu hassen, und er kehrte wieder zurück, verliebter, verblendeter denn je.

Wie die Zeit der Übergabe näher rückte, ließ Gaspard ihn nicht mehr von der Seite; er mußte den Nachfolger in alle Geheimnisse des Geschäfts einweihen, ihm aus dem Schatze seiner Erfahrungen das beste übertragen. Die Schuld der Dankbarkeit häufte sich von Tag zu Tag, und von Tag zu Tag sann und trachtete Ferdinand, dem Wohlthäter das Teuerste auf der Welt zu rauben.

Der Tag der Entscheidung fand ihn fassungslos. In einem letzten, verzweifelten Ringen hatte er sich ebensowenig zu einer That aufraffen können wie zuvor. Die äußere Gelassenheit, zu welcher er verdammt war, steigerte noch seine innere Unruhe. Keinen Augenblick war er allein, die umständlichen Formalitäten der Übergabe hatte er erledigen, unzählige Glückwünsche entgegennehmen müssen, verfolgt die ganze Zeit von der Liebe des guten, alten Onkels.

Jetzt saß Ferdinand in der Mitte der großen Tafel zwischen der ältesten Tochter des Hausbanquiers, einer eingeschüchterten, schweigsamen Person, und einer hellblonden Baronesse mit spitzer Nase, spitzen Schultern und einer Vorliebe für spitze Redensarten. Ihre Stimme, ähnlich dem Krächzen einer jungen heiseren Krähe, brachte ihn zur Verzweiflung. Zum Glück für ihn war sein Gegenüber ein bekannter Schriftsteller, der sehr viel und sehr laut sprach und zwanzig bis dreißig Personen auf eigene Kosten unterhielt. Neben diesem saßen zwei bildhübsche Frauen mit bloßen Schultern, welche die Phantasie des Dichters angenehm anregten und selbst ein dankbares Publikum abgaben. Frau Bertha hatte an den Geschmack eines jeden gedacht.

An den beiden Enden der Tafel saßen Gaspard und seine Frau. Der Geheimrat feierte Triumphe als Gesellschafter. Er war unermüdlich in Aufmerksamkeiten gegen seine Nachbarinnen, plauderte mit der Ausgelassenheit eines Studenten und machte so verwegene Komplimente, daß die ausgereiften Schönen an seiner Seite sich die größte Mühe gaben, darüber rot zu werden. Bei alledem fand er noch Zeit, dem Neffen ein über das andere Mal zuzutrinken und tapfer sein Glas zu leeren. Ferdinand that ihm wacker Bescheid und füllte mit fiebernder Hast von neuem sein Glas.

Bertha war vom Grafen Dawoos zu Tisch geführt worden und hatte Herrn von Greifen als zweiten Nachbarn. Ferdinand wollte sie nicht ansehen; aber in jedem unbewachten Augenblick glitten seine Augen unwillkürlich zu ihr hinüber. Was ging in ihr vor, das ihr das Feuer in die Wangen trieb und lockend, verheißend unter den gesenkten Lidern hervorblitzte? Was wollte sie von ihm, sie, die ihn so lange mißachtet hatte? Wagte sie es, ihr Spiel mit ihm zu treiben? In zorniger Empörung hätte er aufschreien mögen gegen diese Verführung, welche, der Entfernung spottend, hindurchglitt zwischen den gedrängten Reihen der Gäste und mit leichter, unachtsamer Hand Brand auf Brand in die Glut seines Inneren schleuderte. Geknechtet, entwürdigt fühlte er sich, er haßte diese im Abendlicht wie matter Stahl blinkenden Augen — und betete sie an.

Gaspard winkt ihm zu. Was nun? Ach so, er soll aufstehen, seine Rede hal-

ten — über was und wie? Der Onkel winkt schon wieder und wird ungeduldig. Jemand klopft ans Glas, alles horcht auf. Herr Gungel hat sich erhoben. „Ach, das wird interessant, er soll sehr gut sprechen," flüstert eine Dame gerade laut genug, um vom Onkel verstanden zu werden. Der Onkel nickt vergnüglich zustimmend vor sich hin. „Die Kunstpause wird etwas lang!" sagt der bekannte Schriftsteller zu seiner schönen Nachbarin und mustert mit fröhlichem Interesse Ferdinands verstörtes Gesicht.

„Verehrte Anwesende!" — „Bravo, bravo!" ruft der Chor. — „Das wird eine Kanzelrede," murmelt der Schriftsteller. — „Ich soll eine Tischrede halten, soll mich bedanken für die Teilnahme, welche uns von allen Seiten dargebracht ist, soll andere schöne Redensarten machen" — er trifft Berthas erschrockenen Blick — „ich kann es nicht!"

Alles schweigt. Der Schriftsteller baut mit großer Aufmerksamkeit aus kleinen Brotkugeln eine Pyramide auf. Die Pause wird so lang, daß wohlwollende ältere Herren sich verpflichtet fühlen, leise zu husten. Ein Referendar, dem der Champagner sehr gut gemundet hat, ruft vom Nebentisch: „Weiter!"

„Weiter? Gewiß werde ich fortfahren. Ich kann aber nur eintönig sein, meine Herrschaften; denn ich leide heute unter einer fixen Idee. Ich denke an ihn" — und er zeigt auf Gaspard, der errötet und sich heftig die Nase schnaubt — „ich denke daran, was ich war, ehe ich zu ihm kam, und was ich durch ihn geworden bin. Ich denke daran, welche Schuld der Dankbarkeit er auf meine Schultern gehäuft hat" — wieder irrt sein Blick zu Bertha hin — „und ich frage mich, ob es möglich ist, eine solche Schuld abzutragen. Ich kann mir denken, meine Herrschaften, daß Ihnen diese persönlichen Empfindungen höchst langweilig sind; aber, wie gesagt, ich leide an einer fixen Idee. Man spricht sehr viel von der Dankbarkeit; warum, weiß ich nicht; denn sie ist doch eine sehr unbequeme Erfindung. Gar mancher verdankt seine ganze Existenz, oder seine Ehre, oder etwas Ähnliches nicht minder Wichtiges, einem einzigen Menschen. Wie soll er das vergelten? Müßte er nicht einzig und allein in dem Gedanken an diesen einen leben und schaffen, müßte er sich nicht täglich die Frage vorlegen, wie kann ich ihn glücklich machen? Kein Opfer dürfte zu groß sein, um dem Wohlthäter die Ruhe und den Frieden zu bewahren. An solche Rechnung ist der Kulturmensch nicht gewöhnt, also weshalb spricht er überhaupt von Dankbarkeit? Natürlich, sich hinstellen und eine Rede über die Dankbarkeit zu halten, wie ich es mache, das ist nicht schwer; und dem Wohlthäter kräftig die Hand zu schütteln, meinetwegen, wenn es not thut, ein paar Thränen der Rührung fließen zu lassen, das läßt sich auch noch fertig bringen. Aber sein eigenes Lebensglück für den hinzugeben, dem man es verdankt, das will was heißen! Ist solche Dankbarkeit überhaupt nur Dichterphantasie, oder ist der, welcher sie nicht übt, ein erbärmlicher Mensch? Ich weiß es nicht." Er stößt das Glas, welches er in der Hand hält, so heftig auf den Tisch, daß es in Scherben zerspringt, und sinkt leichenblaß in seinen Stuhl zurück.

„Bravo, großartig, herrlich!" ruft der Chor, wenn auch einige ein verdutztes Gesicht machen.

„Der hat Talent," murmelt Ferdinands Gegenüber in den Nacken seiner Nachbarin hinein, „oder er ist ein Pechvogel, der den Mund nicht halten kann."

„Meine gnädigste Frau, Sie haben sich heute zu sehr angestrengt," sagt Dawoos und beugt sich besorgt zu Bertha hinüber. „Die schönen Worte des Herrn Vetter werden die Frau Geheimrat so bewegt haben!" meint der zweite Nachbar.

Bertha greift zum Fächer, der letzten Zuflucht einer jeden Frau, und hüllt sich in Schweigen.

Der Stuhl des Herrn Grafen ist seiner Dame unbedingt näher gerückt, als er es zu Beginn des Abends war, so nah, daß er den entblößten Arm, welcher heftig

den Fächer bewegt, fast berührt. Ferdinand sieht das, er sieht auch, wie Greifen die andere Hand ergriffen hat, um einen Saphir zu betrachten, dessen dunkles Licht sich prächtig von dem weißen Sammet des Handgelenkes abhebt. Er sieht, wie der eine mit frecher Bewunderung das schöne Weib neben ihm mustert, wie der andere sich in schmeichelnder, dringender Beredsamkeit immer weiter vorbeugt; und er muß mit ansehen, wie sie zuweilen schelmisch den Kopf schüttelt und noch öfter leise nickt. Jetzt lächelt sie dem Grafen zu, sie hat ihn ganz vergessen! Nein, wieder trifft ihn ein Blitz der glänzenden Augensterne, glühender, verheißender denn je.

Graf Dawoos erhebt sich, um auf die Damen zu trinken. Er spricht gut, fast mit Begeisterung. Seine Worte klingen durch den ganzen Saal; aber die Erregung, welche in der Stimme leise nachzittert, verrät sich nur einer. Seine Blicke umfassen die ganze Gesellschaft, aber kehren eilend zurück zu der, welcher ihr Feuer gilt. Weit zurückgelehnt, das Haupt gesenkt, ruht Bertha in träumerisch lässiger Haltung und läßt sich mit Wohlbehagen von dem Weihrauch öffentlicher Huldigung umwehen.

Ferdinand verzehrt sich in ohnmächtiger Wut. Mit brutaler Gewalt dringt der Gedanke auf ihn ein: dies Weib betrügt ihren Gatten, sie verhöhnt dich, sie verspottet alle Welt, sie ist schlecht. Es wird ihm unerträglich, schweigend, unthätig dasitzen zu müssen, die Besinnung droht ihn zu verlassen — und noch nie ist sie ihm so schön erschienen, noch nie hat er sie so geliebt.

Die Tafel wird aufgehoben. Die Paare drängen sich nach der weitgeöffneten Thür; und schon rauscht vom Saal das leichte, lockende Wellenspiel eines Wiener Walzers herüber. Die ersten Tänzer verschwinden hinter den Portieren des Vorzimmers. Ferdinand tritt vor Bertha und Dawoos. „Bertha, dies ist unser Tanz.“

Er sagt das so fest, fast herrisch, daß Dawoos zum Monocle greift und ihn erstaunt mustert. „Sollten Sie sich nicht irren, Herr Gungel? Die Gnädigste hat soeben ...“

„Danke, ich bedarf keiner Belehrung.“ Der Ton macht die Worte noch verletzender.

Mit ausgesuchter Höflichkeit, nur etwas mitleidig, antwortet Dawoos: „Unfehlbar? Ah, das ist interessant. Vielleicht gestatten Sie mir, im Laufe des Abends darauf zurückzukommen. Im Augenblick liegt natürlich die Entscheidung bei der gnädigen Frau.“

„Mein lieber Graf, es thut mir sehr leid, ich hatte ganz vergessen ...“ Ihre Hand zittert leise auf seinem Arm, welchen sie noch nicht losgelassen hat.

„Bitte sehr, ältere Rechte gehen vor.“ Damit dreht Dawoos sich auf den Hacken um und läßt sie stehen.

„Komm!“ sagt Ferdinand und nimmt ihren Arm. Schon in der Thür jagt er los, stürmisch, wild; kaum kann sie mit den Fußspitzen den Boden berühren, so fest hat er sie umfaßt, so sicher trägt er sie in dem rasenden Kreislauf dahin. Zweimal haben sie, ohne ein Wort zu wechseln, die weite Bahn des Saales durchmessen. Sie ermattet; aber er ist ein guter Tänzer, und sie fühlt sich wohlgeborgen in seinen Armen. Noch schneller wird sein Schritt, so schnell, daß Bertha die Paare nicht mehr zu erkennen vermag, zwischen denen sie hindurchgleiten. Die Kräfte schwinden ihr, mühsam ringt sie nach Atem, es ist Zeit zum Aufhören. Aber er hat die Lippen fest geschlossen, er blickt starr und unerbittlich auf sie herab, als wolle er sie strafen, ihr zeigen, wer der Meister ist. Sie ist ganz in seiner Gewalt und mit Genuß fühlt sie ihre eigene Schwäche. Sie denkt zurück an den Tag, wo er sie in der Friedrichstraße getroffen und mit sich fortgerissen hat. Heute war er wieder derselbe Mann.

Endlich versagen die Füße den Dienst. „Ferdinand,“ flüstert sie, „bitte, höre auf, bitte!“

Um so rasender eilt er weiter. „Bertha, sage mir, liebst du mich?“ Sie

schließt die Augen, ihre Lippen öffnen sich, ein mattes, wollüstiges Lächeln gleitet über ihre Züge, sie strauchelt in seinen Armen. Erschrocken hält er inne, mit der schönen, leblosen Last auf dem Arm. „Bertha, Bertha!“ flüstert er ängstlich und bittend.

Die Wimpern erzittern und teilen sich ein wenig. „Ja, ja, ich liebe dich.“

Wir berauscht schwankten sie durch den Saal und suchten einen stillen, unbelauschten Winkel auf. Eine Pause trat ein.

„Warum bist du so ernst?“ fragte sie.

„Ich habe vieles ertragen“ — seine Stimme war rauh und tonlos, als habe er völlig vergessen, was sie soeben gethan, was sie zueinander gesagt — „aber daß du anderen schenkst, was du mir versagst, das, bei Gott, leide ich nicht!“

Ein schwaches, wehmütiges Kopfschütteln war ihre Antwort.

„Ehre und Gewissen habe ich dir geopfert, Bertha — und du bist schuld daran.“

Sie war nicht erstaunt und nicht beleidigt. „Ich?“ fragte sie ganz ruhig.

„Hättest du mir geholfen, so hätte ich überwinden können, was — Ich hätte fest sein können und ehrlich. Jetzt ist es zu spät.“

„Ja, zu spät!“ wiederholte sie langsam, mit einem tiefen Seufzer, dessen Bedeutung er nicht verstand, und ihm war es, als schmiege sie sich dichter an ihn heran. Jetzt, jetzt erinnerte er sich wieder! Gewalt mußte er sich anthun, daß er nicht seinen Arm um sie schlang.

„Es giebt nur noch eins für mich auf der Welt,“ stammelte er, „und du, du hast es zu vergeben!“

„Pardon, wenn ich störe.“

Sie fuhren erschreckt auseinander und sahen Greifen vor sich, welcher sich tief verbeugte. „Wenn ich um die Ehre eines Tanzes bitten dürfte ...“

Ferdinand fühlte einen kurzen, heftigen Druck an seiner Hand, dann stand sie stolz und gefaßt neben dem Baron.

Er war allein. Wie er langsam durch Saal und Zimmer seinen Weg suchte, mußte er sich öfters stützen und es war ihm unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Aber sicherlich, der Glanz der Lichter hatte zugenommen, und die Zimmer waren weiter und prächtiger geworden. Frei und mächtig drang die Luft in seine Brust, kräftig schlug sein Herz, eine wunderbare Wärme strömte durch seine Adern. Er trat ins Rauchzimmer. Ah, Dawoos!

Der Graf kam sofort auf ihn zu. „Vielleicht beabsichtigen Sie, Herr Gungel, mir über die schroffe Antwort, welche ich vorhin von Ihnen erhielt, einige aufklärende Worte zu sagen?“

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Graf. Sollte Ihnen etwas an dieser Antwort mißfallen haben, so versichere ich Ihnen, daß es nicht in meiner Absicht gelegen hat, Sie zu beleidigen.“

Die Augenbrauen des Herrn Grafen zogen sich unmerklich in die Höhe und ließen das Monocle fallen, als wäre es völlig überflüssig geworden, sich noch länger bei der Betrachtung des Herrn Gungel aufzuhalten. „Ich danke sehr.“

Um Ferdinands Lippen zuckte es wie in übermütiger Laune, und jetzt klang seine Stimme fast mitleidig. „Ich habe ja nicht die geringste Veranlassung, Sie beleidigen zu wollen.“

Dawoos wurde ernst, überlegte sich die Sache einige Sekunden und machte mit einem kurzen „Ah!“ scharf Kehrt. Er ging noch einmal an der Thür des Ballsaales vorüber. Bertha tanzte mit Greifen, der jahrelang Vortänzer bei Hofe gewesen; es war ein schönes Paar. „Schade, schade,“ murmelte er in den Bart hinein, „sie ist sehr hübsch.“ Dann schlenderte er in die Garderobe, ließ sich Mantel, Degen und Helm geben und rasselte dieselben breiten Marmorstufen hinunter, welche er vor wenigen Stunden lächelnd hinaufgestiegen war. „Also in acht Tagen ist der Herr Geheimrat geadelt — in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste!“ brummte er vor sich hin. Dabei lächelte er wieder, aber ganz anders als zuvor.

Oben ging der Ball seinem Ende entgegen. Die Blumensträuße des Cotillons waren verteilt, die Füßchen der Frauen waren müde, alle möglichen Komplimente waren angebracht, der Durst der Herren war gelöscht. Bertha stand wieder im ersten Salon und nahm die Danksagungen der Scheidenden entgegen. Gaspard war in höchster Geschäftigkeit um alle Damen bemüht, er hielt Fächer und Blumen, war sogar beim Anlegen der Mäntel und Überwürfe behilflich und hätte gern einer jeden noch ein fröhliches Scherzwort mit auf den Weg gegeben; aber mit dem Humor wollte es nicht recht gehen. Kam es daher, daß seine Bertha so lange nicht mit ihm gesprochen hatte, oder war er schläfrig? Er konnte es nicht sagen. Vielleicht war es etwas von beidem. Ferdinand war nicht zu sehen.

Als der letzte Gast seine Verbeugung gemacht hatte und das Ehepaar vor der Leere des geräumten Tanzsaales und der Dunkelheit der erlöschenden Lichter in das hinterste, trauliche Zimmer geflüchtet war, warf sich Gaspard mit einem Seufzer der Erlösung auf den nächsten Diwan und streckte die Hand nach seiner Frau aus. Sie setzte sich nicht. „Ich bin sehr müde, Immanuel," sagte sie, „ich möchte schlafen gehen."

„Willst du nicht noch einige Minuten ..."

„Ich kann mit dem besten Willen nicht."

„Gute Nacht denn —"

„Gute Nacht."

Ohne Kuß, ohne Händedruck ging sie hinaus. Seit langer Zeit zum erstenmal fand Gaspard einen herben Beigeschmack an der Cigarre, mit welcher er sein einsames Schlafzimmer aufsuchte.

* *
*

Am vierzehnten September wurde der Geheime Kommerzienrat Gaspard in den erblichen Adelsstand erhoben.

Das Erstaunen war allgemein, aber am größten beim Gegenstand dieser Auszeichnung selbst. Er habe ja in seinem Berufe ganz schöne Erfolge errungen, meinte er, und sei stets ein treuer und pflichteifriger Unterthan gewesen, aber von einem solchen Zeichen allerhöchster Huld habe er nie zu träumen gewagt. Seine Schwester war so außer sich vor Freude, daß sie über den Grund gar nicht nachdenken konnte, und Ferdinand entwickelte demokratische Anschauungen. Er sprach von verrosteten, altmodischen Einrichtungen, von buntem Trödel, den man sich als Belohnung umhängen lasse, und begriff es nicht, wie ein vernünftiger Mann daran noch Freude haben könne. Nur Bertha fand alles ganz natürlich. Wenn man ihren Mann jetzt, da er seine bürgerliche Carriere abgeschlossen habe, auszeichne, so beweise das nur, daß man noch Höheres von ihm erwarte und nicht daran denke, ihn seine Fähigkeiten in vorzeitiger Zurückgezogenheit vergeuden zu lassen. Gaspard sah das ein und faßte den Entschluß, bereit zu sein, wenn der Staat seiner bedürfe.

Die Saison hatte längst ihren Höhepunkt erreicht und eilte mit Riesenschritten dem frühjährlichen Ende zu, und noch immer war bei Gaspards auf die erste große Gesellschaft keine zweite gefolgt. Die Verwunderung in der Tiergartenstraße wurde immer allgemeiner. Was hatten sich nur die Leute dabei gedacht, als sie ihr Haus mit Pauken und Trompeten eröffneten, wozu hatte der Mann sich adeln lassen, wenn sie sich nachher wie Schnecken in ihrem Gehäuse verkriechen wollten? Sie ließen sich nirgends sehen und baten niemanden zu sich! Sonderbare Geschichte!

Hätte man Gaspard darüber gefragt, so wäre bald zu Tage gekommen, daß er sich selbst bei seinem Einsiedlerleben nicht ganz geheuer fühlte. Er wußte sehr wohl, was er seiner neuen Stellung als geadelter Millionär und Gatte einer schönen jungen Frau schuldig war. Aber sobald er Bälle und Gesellschaften nur erwähnte, schüttelte Bertha, die junge, schöne, gefeierte, ehrgeizige Bertha, den Kopf. Lange hielt er das für rührende Rücksichtnahme

auf seine früheren Lebensgewohnheiten und suchte ihr klar zu machen, daß er sich schon im voraus auf die nächste Gesellschaft freue, bis sie sich eines Tages an ihn schmiegte, ihre zarte Wange gegen sein rauhes Gesicht lehnte und ihn fragte: „Bist du mit meiner Gesellschaft nicht zufrieden?" Während er überglücklich ihr beteuerte, was sie nur zu gut wußte, daß seine ganze Welt ja in ihren Augen liege, ruhte ihr Haupt an seiner Brust, und so flüsterte sie: „Glaub es mir, ich bin am glücklichsten, wenn wir ganz unter uns sind und kein fremdes Gesicht unsere Gemütlichkeit stören kann."

Wer hätte da nicht gern alle Gedanken an die plumpen Freuden der Geselligkeit, an die Anerkennung der großen Masse fahren lassen, wo solch stilles, seliges Glück ihm geboten ward? „Sie ist dir gut, sie liebt dich!" so sang und jubilierte das gläubige, treue Herz des alten Mannes.

Die schönen lithographierten Einladungskarten irrten von Platz zu Platz bis in das unterste Fach einer Rumpelkommode, um dort verachtet und vergessen einem blinden, vergilbten Alter entgegenzutrauern.

Gaspard lebte nur seinem Liebesglück. Aber der Adelsbrief in der goldgepreßten Ledermappe behauptete dennoch seinen Ehrenplatz auf dem Schreibtisch und ließ mit seinen Mahnungen den Ehrgeiz des Besitzers nicht ganz ruhen. Er hatte von einem Abgeordneten gehört, welchen der Erfolg eines einzigen Buches aus der Abgeschiedenheit eines kleinstädtischen Richteramtes bis auf die Führerstelle einer großen politischen Partei getragen hatte. Gedanken an einen ähnlichen Triumph schwebten ihm vor. Darum quälte er seine steife, unbeholfene Feder mit einer großen Abhandlung über Reformen im kaufmännischen Verkehr.

Die Morgenstunden blieben ihm für seine Schriftstellerei; denn Bertha, die stets eine Langschläferin gewesen war, hatte in der letzten Zeit ihre Frühstücksstunde immer mehr nach der Mitte des Tages hin verlegt. Wenn sie um elf oder zwölf Uhr im hellen Morgenrock in sein Zimmer rauschte, war für ihn erst der rechte Sonnenaufgang. Alle die tiefsinnigen Gedanken des Weltverbesserers zerflossen in ein Nichts, und die Papierrollen flogen in eine Ecke.

Leider kam es immer häufiger vor, daß ihm der sehnsüchtig erwartete Sonnenaufgang verregnete, daß Bertha abgespannt und nervös erschien; öfters bekam er nur einen flüchtigen Morgengruß, und die geliebten Spaziergänge im winterlichen Sonnenschein wurden seltener und seltener, bis sie ganz dem Reich der angenehmen Erinnerungen angehörten. Lange Vormittage hindurch lag die junge Frau mit einem Buch, das sie nicht las, oder mit einer Stickerei, an der sie nicht arbeitete, auf der Chaiselongue und war kaum zu einer einsilbigen Antwort zu bewegen. Gaspard hatte in seiner Bekümmernis schon daran gedacht, einen Arzt zu konsultieren; als er dies aber vorschlug, war er ausgelacht worden. Was verstände er von Frauenstimmungen! Es sei nichts, gar nichts!

Und wirklich, wenn das zweite Frühstück vorüber war und der Wagen zur Spazierfahrt vor der Thür stand, verschwanden Mattigkeit und Nervosität wie vor einem Zauberwort. Tante Marie — trotz der Verschwägerung war es bei Tante und Nichte geblieben — wurde im Sturmschritt von ihren Büchern und ihrer Häkelei fortgeholt, schnell in Jacke und Mantel gepackt und in den Wagen gehoben. Mit einem tiefen Seufzer des Wohlbehagens streckte Bertha sich auf den weichen Kissen aus, und fort ging's, hinaus in die blinkende Winterlandschaft, je schneller, desto besser. Bald röteten sich die Wangen, die Augen glänzten, und die Brust hob sich in freien, kräftigen Atemzügen.

Nachdem die Tante an der Tiergartenstraße abgesetzt worden war, fuhr man gewöhnlich noch in die Stadt, um Einkäufe zu besorgen. Nichts verursachte Gaspard größeres Vergnügen, als wenn er Arm in Arm mit seiner schönen Frau

von Laden zu Laden schlendern konnte; er beobachtete jeden Blick, jede Bewegung wie ein Geheimpolizist, um ihr einen Wunsch abzulauschen, mit dessen Erfüllung er sie am Abend überraschen konnte. War man einmal in der Stadt, so ergab es sich von selbst, daß Ferdinand ein Besuch abgestattet wurde. Für den früheren Prinzipal war es ein Festtag, wenn er die altbekannten Räume durchstreifen konnte, um überall die Zeichen des Gedeihens und des Fortschritts zu entdecken und sich von den alten Arbeitsgefährten immer dasselbe wiederholen zu lassen: „Es geht gut, Herr Geheimrat, es geht gut!“ Er hatte einen Lieblingsort in dem großen Hause, und dessen Besuch sparte er sich immer bis zuletzt auf. Im hintersten Winkel des ersten Stockwerks thronte in einem engen Gitterkäfig Herr Wallburg, der erste Buchhalter. Dort passierte es dem guten Gaspard wohl, daß er, zwischen den Blättern des Hauptbuches schwelgend, in den weitschweifendsten Kalkulationen Ort und Stunde ganz vergaß.

Bertha ließ ihn ungestört und holte ihn erst, wenn die große Glocke Feierabend läutete. Waren auch Stunden vergangen, so bekam er nie einen Vorwurf von ihr zu hören, mit der größten Liebenswürdigkeit fügte sie sich in seine kleine Schwäche. Ferdinand hatte ihr unterdessen Gesellschaft geleistet.

Der Wagen wartete vor der Thür, oft wurde der Vetter gleich mitgenommen, und in bester Laune rollte man dem Mittagessen zu. So schnell als möglich ging es zu Tische; denn alle waren hungrig. Ferdinand führte die Unterhaltung, Onkel, Tante und Cousine hörten andächtig zu. Von der melancholischen Wolke, welche so lange auf der Stirn des jungen Mannes gelagert hatte, war keine Spur mehr zu entdecken; das unstäte, fiebernde Wesen hatte dem behaglichen Humor eines gutherzigen, mit sich selbst und der Welt zufriedenen Menschen Platz gemacht.

Im Salon wartete schon der Kaffee und daneben eine breite, flache, lackierte Kiste, aus welcher Gaspard bedächtig und behutsam zwei duftende Tabakriesen herausnahm. Nie hätte er gestattet, daß Ferdinand zu dieser Tageszeit seine eigenen Cigarren rauchte.

Gaspard schmauchte andachtsvoll und plauderte über die Einrichtung der Villa am Wannsee, welche im nächsten Frühjahr endlich aus der Erde steigen sollte; Ferdinand dampfte nach Leibeskräften und warf einige geniale Dekorationsideen dazwischen; Marie häkelte und hörte zu; Bertha machte kunstvolle Ringe mit ihrer Cigarette und träumte.

Der alte Spieltisch, ein ehrwürdiges Möbel, welches alle Wandlungen im Schicksal seines Besitzers mit durchgemacht hatte, kam wieder zu Ehren. Bertha hatte sich erboten, Whist zu lernen, und machte bald ihren Lehrmeistern alle Ehre. Man war sehr eifrig bei der Sache und wechselte wenige Worte; aber ohne Unterlaß huschte ein freundliches Lächeln von Auge zu Auge. Wie so die gelichteten, grauen Scheitel des Alters und die vollen, glänzenden Locken der Jugend im engen Lichtkreis der mild schimmernden Ampel vereinigt waren, das war ein erhebendes Bild stillen Familienglücks, ungetrübten, vertrauenden Friedens.

Man zog sich frühzeitig zurück. Ferdinand suchte gewöhnlich Bekannte im Klub oder im Restaurant auf, und Gaspard saß noch ein Stündchen plaudernd auf dem Zimmer seiner Frau. Das erste unterdrückte Gähnen war für ihn ein Zeichen, dem er ohne Murren gehorchte. Noch einen Kuß drückte er auf die weiße, fleckenlose Stirn, dann war sie allein.

Ein leises Liedchen pfeifend, ging er hinüber in sein eigenes Zimmer, streckte sich noch eine halbe Stunde so recht behaglich in seinem Schlafrock auf einem breiten, altmodischen Lehnstuhl aus und legte sich dann schlafen. Schnell und sanft senkte sich der Schlummer auf ihn herab; mit den regelmäßigen Atemzügen eines Kindes lag er da, lächelte dankbar und träumte von den schönen treuen Augen seiner guten Bertha, die ihn so lieb hatte.

„Immanuel, ich möchte ins Theater

gehen," sagte seine Frau eines Tages, da Ferdinand zu einem Festessen geladen war.

Der Gatte rüttelte sich auf. So schnell als möglich machte er ein unternehmungslustiges Gesicht. „Ganz mein Fall. Und wohin?"

„Nun, in den Lustigen Krieg."

Mit allem Eifer machte sich Gaspard bereit, und auch Marie ließ sich bewegen, einmal solches Operettenzeug mit anzusehen.

Wenige Tage später, als Bertha nochmals verlangte, in die Operette geführt zu werden, war Ferdinand an Stelle von Marie der dritte im Bunde. Nach dem Theaterschluß kehrte man bei Dressel ein. Alle drei waren ausgelassen wie Schuljungen bei einem tollen Streich, Ferdinand war unerschöpflich in lustigen Einfällen, und Bertha brachte Gaspard mit ihrer übermütigen Laune bis zum Entzücken. Als er sich am nächsten Morgen die Sache überlegte, fiel es ihm ein, daß sie vielleicht etwas zu viel Champagner getrunken hätte.

In der nächsten Woche wurde Bertha zum drittenmal von der Sehnsucht nach den Straußschen Walzertakten ergriffen. Gaspard war natürlich zu allem bereit; aber einen leisen Seufzer konnte er doch nicht unterdrücken, als er am Theatereingang die Hälfte seiner schönen Cigarre wegwerfen mußte. Er war innerlich sehr froh, daß man den ersten Akt verpaßt hatte, und ging während der Hälfte des dritten auf dem Korridor spazieren. Bertha nahm's ihm nicht übel, sondern lachte nur darüber, daß er so unmusikalisch sei.

Strauß hatte es ihr angethan, das war klar; denn immer wieder zog es sie hin nach dem Musentempel in der Chausseestraße. Gaspard fand diese Marotte allerdings unbegreiflich; aber schließlich war es doch ein so harmloses Vergnügen, daß er es ihr nicht gut versagen konnte. Hätte er selbst noch länger mitgenießen müssen, würde er vielleicht sanft protestiert haben; aber da Ferdinand so gefällig war, das Führeramt regelmäßig zu übernehmen, konnte er in aller Bequemlichkeit seiner Gutmütigkeit freien Lauf lassen.

Von der Operette breitete sich Berthas Passion auf die Oper und von da auf alle Theater aus, und Ferdinands Kavalierdienste nahmen kein Ende. Der Whisttisch wanderte zurück in seine Ecke, und einsam und verlassen blickten die Lehnstühle vor dem Kamin sich an.

Ein unruhiger Geist war über Bertha gekommen; bald verschwand sie auch während des Vormittags auf Stunden, ohne nur eine Botschaft zurückzulassen. Jedesmal hatte sie Besorgungen gemacht, und ihr Mann konnte sich nicht genug darüber wundern, wie sie es fertig brächte, täglich etwas zu entdecken, das in der Wirtschaft unbedingt nötig war. Wenn sie nur nicht so rosig, frisch und fröhlich zurückgekehrt wäre, hätte er den Vorwurf, welchen er im Herzen mit sich herumtrug, vielleicht über die Lippen gebracht. Aber so blieb es bei einer leisen Andeutung über die Unannehmlichkeiten, welchen eine junge Frau, die allein in den Straßen einer Großstadt umherwandert, ausgesetzt ist, einer Andeutung, die mit einem lustigen Lachen in die Luft geschlagen wurde.

Gaspard fing an, sich vor seiner Schwester zu schämen. Denn wenn auch Marie sich mehr denn je in Schweigen hüllte, sagten ihr frostiger Blick und die unbeugsame Steifheit ihres Hauptes ihm doch deutlicher als alle Worte, was sie von seinem Benehmen hielt. Wurde ihm aber der einsame Nachmittag gar zu lang, dann konnte er trotzdem dem Drange nicht widerstehen, die Gesellschaft der Schwester aufzusuchen.

Wer von einer fixen Idee besessen ist, der hat die Herrschaft über seine Gedanken verloren. Immer wieder kehren dieselben im verhängnisvollen Kreislauf zu ihr zurück. Gaspard dachte nur noch an Bertha, und von Bertha mußte er reden. Obwohl beim ersten Wort sich Maries Lippen verächtlich kräuselten, fing er immer von neuem eine Verteidigungsrede Berthas an, ehe Marie sie angeklagt hatte. Von der Jugend, welche sich austoben will,

sprach er und von der Harmlosigkeit ihres Zeitvertreibs. Als Antwort zuckte die Schwester einfach mit den Achseln und meinte, daß die ganze Geschichte doch nur ihn angehe. Wenn er als Gatte nichts einzuwenden habe, sei Bertha ganz im Recht.

Marie war sehr hart gegen ihren Bruder, hart, weil ihr gerader Sinn jede Schwäche verachtete. Aber dennoch, wenn sie ihn nach solcher Unterredung in der Einsamkeit seines Zimmers hätte beobachten können, würde ihr Herz schwerlich widerstanden haben. In sich zusammengesunken saß er da, nickte hilflos mit dem Kopfe und murmelte immer wieder vor sich hin: „Es wird schon anders werden."

Es wurde anders. Bertha fand eine Busenfreundin. Es war die Gattin eines halbblinden Universitätsprofessors, eine hübsche Blondine von unantastbarem Rufe. Bald besuchten die jungen Frauen sich täglich und machten alle Spaziergänge zusammen. Für den Gatten der Freundin hatte Frau Professor Heimchen stets das süßeste Lächeln und die liebenswürdigsten Worte bereit; dem Fräulein Gaspard gegenüber hielt sie auf ihre Würde und Stellung. Natürlich hatten die Damen Gaspard wiederholt um seine Begleitung gebeten, und er war auch mitgegangen. Aber ach, er fühlte sich fremd und ratlos neben der eigenen Frau. War das seine Bertha, diese junge Person, welche nur an Vergnügungen dachte und immer etwas anderes, etwas Neues, etwas Tolleres haben wollte und dabei über das fadeste Zeug mit solcher Ausgelassenheit schwatzen und lachen konnte? Kaum die Hälfte von dem, was in halbem Flüsterton neben ihm gesprochen wurde, konnte er überhaupt verstehen. Wenn er selbst die Unterhaltung zu führen versuchte, kam er sich entsetzlich umständlich und feierlich vor, und die Heiterkeit der Frauen verschwand wie vor einem fremden, frostigen Hauch. Und erst die Geheimnisse! Das verständnisvolle Kichern und die schnelle, heimliche Zeichensprache! Bis in sein Haus, sein trautes, heiliges Heim hinein verfolgte ihn die neue, fremde Bundesgenossenschaft und trieb ihn auf sein stilles Arbeitszimmer, wo er bei der kaufmännischen Abhandlung Tröstung suchen konnte.

Marie ließ sich gar nicht mehr sehen. Gaspard war schon so unglücklich geworden, daß er gern Mißachtung und Vorwürfe ertragen hätte, wenn er nur einen Menschen gehabt hätte, gegen den er sich aussprechen konnte. Aber die Schwester hatte nur noch eine Antwort für ihn: „Du bist der Mann und der Herr im Hause, du mußt wissen, was du zu thun hast!"

Was er zu thun habe, ach, das war es eben, was er nicht wußte. Mit rauher Hand hatte der Kummer ihm die rosigen Schleier zerrissen, welche seine glückliche Harmlosigkeit über sein ganzes Dasein gebreitet, und endlich war ihm zum erstenmal der ungeheure Altersunterschied zwischen sich und seiner Frau zum Bewußtsein gekommen. „Wie also," fragte er sich, „kann ich von Bertha verlangen, daß sie alle Dinge mit denselben Augen betrachtet wie ich, daß sie mit dem zufrieden ist, was mir genügt? Wenn ihre Jugend nach anderer Kost verlangt, als ich ihr bieten kann, so habe ich nicht das Recht, ihr diese Freuden zu verkümmern. Sie hat mir ihr ganzes Leben geschenkt, soll ich nicht einige einsame Stunden ihr zuliebe ertragen können? Nein, ich will kein Spielverderber sein!" Aber er mochte thun, was er wollte, die Freundin seiner Frau gefiel ihm nicht.

Die ersten warmen Winde zogen übers Land, der Winter starb in einer Thränenflut. In der Großstadt war es ein trübes, schmähliches Ende. Eis und Schnee und die ganze krystallene Herrlichkeit gingen unter in einem Grabe von Schmutz; der Schmutz überflutete alles. Wen die Not nicht zwang, der setzte keinen Fuß auf die von Kot und Schlamm bedeckten Straßen.

Aber Frau Gaspard hatte keinen Grund sich abschrecken zu lassen. Wozu stand denn das warme, weichgefütterte Coupé zu ihrer Verfügung, welches schnell und lautlos über das Pflaster rollte?

Sie war unter die wohlthätigen Frauen gegangen und hatte alle paar Tage eine Komiteesitzung oder ähnliche Geschäfte, sie war fromm geworden und besuchte die Kirche, sie spielte die tüchtige Hausfrau und besorgte alle wichtigen Einkäufe selbst, Konzerte und Theater blieben nach wie vor ihre Leidenschaft; mit allem beschäftigte sie sich, das sie aus dem Hause führte.

Der Tag war lang und Gaspard hatte Zeit, über alles nachzubrüten, was in dem einen Winter um ihn her anders geworden war.

Er hatte in bescheidenen Verhältnissen sein Leben vollbracht und in engen Grenzen sein Glück gesucht. Was war es denn, woran sein Herz hing? Seine Schwester, die Vertraute seines ganzen Lebens, mit der sein Herz durch tausend Fäden gemeinsamen Kummers, gemeinsamer Freuden verkettet war. Die hatte sich von ihm gewandt, weil er einmal anders dachte als sie. Seine Frau, der Sonnenstrahl seines Lebens, welche im Alter ihm ein Glück versprochen, das er in der Jugend nicht gekannt hatte. Die gehörte der ganzen Welt, nur nicht ihm. Und endlich sein Neffe, den er zum Träger seines Ehrgeizes und seiner Hoffnungen gemacht. Mit stolzem Vertrauen hatte er ihm das übergeben, was er mit der ganzen Kraft seines Lebens errungen. Und jetzt? — Längst hatte er es aufgegeben, die Räume seiner früheren Wirksamkeit zu besuchen. Seinen Nachfolger fand er dort nicht mehr. Der Herr Prinzipal wäre nur selten anzutreffen, hieß es regelmäßig. Früher hatte es ihm besondere Freude gemacht, sich bei jedem Angestellten nach dem Gang des Geschäfts zu erkundigen. Er hörte es gar zu gern, das regelmäßige: „Es geht gut, Herr Geheimrat, es geht gut.“ Jetzt war jede Frage überflüssig geworden, die besorgten und verlegenen Mienen der alten, treuen Leute, welche unter ihm herangewachsen waren, sagten genug; es ging nicht mehr gut. Braucht der Kaufmann mehr zu wissen, um das düstre Bild des Niedergangs mit all seinem Jammer vor sich zu sehen? Aber dafür, daß ihm auch nicht die geringste Einzelheit in der Leidensgeschichte des Geschäfts erspart blieb, sorgte schon Herr Wallburg, der erste Buchhalter. Für den blieb Gaspard, was er seit zwanzig Jahren gewesen war, das Orakel, zu welchem jeder seinen Kummer trug, der für alle Rat und Hilfe bereit haben mußte.

Die ganze widerwärtige Gesellschaft von Verlegenheiten und Sorgen, welche sich in sein enges Heiligtum hineingedrängt hatte und dort zwischen den dicken, ehrwürdigen Rechnungsbüchern ihr unheimliches Wesen trieb, stellte er seinem alten Freund und Meister vor. Es hatte so schön angefangen mit dem neuen Herrn; er war umsichtig und fleißig, wie ihn der Herr Geheimrat noch gekannt hatte, sein Feuer und sein Unternehmungsgeist rissen alle mit sich fort. Nie hatte das Geschäft so geblüht. Dann, es war im letzten Herbst, fing der Prinzipal an, des Nachmittags auszubleiben; es dauerte nicht lange, da wurden auch die Vormittagsbesuche unregelmäßig. Wenn er kam, schien es, als wolle er die Mahnungen seines Gewissens durch fieberhafte Thätigkeit beschwichtigen. Um jede Kleinigkeit bekümmerte er sich dann, und nichts konnte ihm recht gemacht werden. Ohne Ende wurden die guten, erprobten Anordnungen durch neue ersetzt, bis die Leute den Kopf und alle Lust verloren. Er experimentierte und spekulierte in allen Branchen. Hier wurden durch ein kühnes Wagnis große Summen gewonnen, dort gingen noch größere verloren. Die Solidität des Geschäfts war dahin.

Das hatte Gaspard mit anhören müssen. Nicht auf einmal, in wenigen Sätzen, sondern bedächtig und zögernd mit grausam peinlicher Genauigkeit träufelte der alte Beichtvater des Geschäfts ihm das Gift ein.

Wochenlang trug Gaspard den Schmerz dieser Kenntnis mit sich herum, ehe er sich dazu entschließen konnte, mit Ferdinand darüber zu reden. Er that es sehr ungern und nur, weil er es für seine Pflicht hielt.

Als er ihm so schonend als möglich seine Besorgnisse mitteilte, zuckte Ferdinand nur mit den Achseln und geriet schließlich in lauten Zorn über den jämmerlichen Schwätzer von Buchhalter, den er bei der nächsten Gelegenheit zur Thür hinausjagen werde. Der Onkel wartete vergeblich auf ein Wort der Entschuldigung oder Rechtfertigung. Und als er, noch immer nicht entmutigt, sogar von selbst ihm seinen Rat und seine Unterstützung anbot, da hatte der junge Mensch kein Wort des Dankes, kein Wort der Anerkennung für ihn. „Es scheint mir," sagte er, „daß ich mit der Leitung des Geschäfts auch die Verantwortung übernommen habe. Noch fühle ich mich stark genug, dieselbe zu tragen."

Gaspard stand auf und ging. Das war der Abschied von seiner letzten Lebensfreude.

Es war für jemanden, der Gaspard näher stand, schwer, ihn zu verletzen; denn ihm, der selbst niemandem übel wollte, lag nichts ferner, als eine böse Absicht bei anderen zu vermuten. War das alte, treue Herz aber einmal verletzt, so blieb die Wunde unheilbar. Nie wieder hatten Onkel und Neffe ein vertrauliches Wort zusammen gesprochen.

Der Tag war lang, und Gaspard hatte Zeit zum Nachdenken. Seinem kurzen Glückstraum hatte er völlig entsagt; er lebte nur noch in dem Wunsche, das zu thun, was recht war. Und wie einen Trost für sein verfehltes Leben sah er die Aufgabe vor sich, seine junge, unerfahrene Frau vor der Welt und den Thorheiten ihrer Jugend zu schützen. War sie abgewichen von dem geraden Lebenspfade der rechten deutschen Frau, so mußte er sie dahin zurückführen, mit freundlichem Rat, wenn es möglich wäre, mit fester Hand, wenn Gott es denn nicht anders wollte!

Acht Tage war Bertha fast nur zu den Mahlzeiten erschienen, acht Tage hatte er sie nicht allein gesprochen. Länger durfte er nicht zögern! Er ging zu ihr aufs Zimmer. War es nur seine krankhafte Einbildung, oder sah sie im grellen Tageslicht wirklich angegriffen, gealtert aus?

Sie empfing ihn freundlich und gelassen wie immer. Er setzte sich neben sie und erzählte ihr in schlichten Worten, was ihn bekümmerte: daß sie sich an zu große Selbständigkeit gewöhnt habe, daß die jugendliche Freundin ihr keinen genügenden Schutz und vielleicht nicht einmal immer das beste Beispiel biete. Er sagte ihr, daß die Frau in ihre Häuslichkeit gehöre und dort allein das wahre Glück finden könne. Er wolle sie nicht drängen und bitte sie nur, seine Worte sich in Ruhe zu überlegen.

Der Gatte wartete lange auf eine Antwort, dann stand er auf. Als er an der Thür sich noch einmal umwandte, hatte sie den Kopf auf den Diwan gelegt und weinte. Thränen, Thränen in den Augen seiner Bertha! und veranlaßt durch ihn! das konnte er nicht mit ansehen. Er wußte, daß es eine unverantwortliche, verhängnisvolle Schwäche war; aber die Thränen hatten ihn übermannt. Er sank auf die Knie neben ihr, er suchte sie zu trösten, zu beruhigen, er bat sie um Vergebung, versprach ihr in seiner Verzweiflung alles, was sie sich an Vergnügen und Selbständigkeit wünschen konnte, wenn sie ihm nur wieder ein zufriedenes Gesicht zeigen wollte! Bei seinen Bitten beruhigte sich Bertha schnell, und wie sie ihr Antlitz ihm zuwandte, war darauf kaum eine Spur der vergossenen Thränen zu entdecken. Sie reichte ihm die Hand, sprach davon, daß an ihren Fehlern doch nur ihre Jugend schuld sei, daß er sie nicht nach seinen Anschauungen beurteilen dürfe, daß sie ihm nie gezürnt, und daß seine Ungerechtigkeit ihr nur weh gethan, daß jetzt ja alles wieder gut sei, und daß er nur immer ihr lieber, verständiger Mann sein solle.

Er dankte ihr, sie hörte zu; und da er nichts, nichts weiter fand, worüber er mit ihr reden sollte, küßte er sie auf die Stirn und suchte sein Zimmer auf, um, wie er sagte, zu arbeiten.

Arme Abhandlung, Kind eines harmlosen, glücklichen Ehrgeizes, du wurdest die Vertraute wortlosen Kummers, für

den es keinen Trost und kein Ende gab. Gaspard verachtete sich.

Zu den Stunden, wo die Räume des Klubs sich zu leeren begannen, konnte man jetzt häufiger einen älteren Herrn beobachten, welcher ruhelos von Zimmer zu Zimmer irrte. Im Lesezimmer wühlte er unter den Zeitungen umher, griff bald die eine, bald die andere auf und legte sie alle mit demselben müden, überdrüssigen Gesicht wieder nieder. Die letzte der plaudernden Gruppen in den Ecken hatte sich aufgelöst, der Eßsaal war verödet, die Gestalten der Diener kauerten zusammengesunken wie schlecht ausgefütterte Puppen an den Thüren, kränklich wackelten die blassen Köpfe über dem roten Plüsch ihrer Westen.

Hatte der alte Herr alle Räume durchstreift, so warf er sich seufzend in einen Sessel. Er ging nicht. Kam ein Ausgeplündeter mißmutig aus dem Spielzimmer, so suchte er ihn sofort in ein Gespräch zu verwickeln. Als müsse er um Entschuldigung bitten, so lächelte er dabei.

Es wurde später. Immer seltener erschien einer, der sich von dem grünen Tisch hatte losreißen können. Unvermindert schallte der Lärm von dahinten herüber. Abgebrochene Ausrufe waren es, aufkreischendes Gelächter, der Klang eines klirrenden Glases, ganz selten das Dröhnen einer Faust auf dem Tisch. Mißtrauisch schielte der alte Herr hin nach dem grellen Lichtstreifen, welcher durch die hinterste Thür drang; er mußte einen großen Widerwillen gegen das Spiel haben. Und doch rückte er näher heran, immer näher; unwiderstehlich zog ihn der laute Trubel an, welcher dort noch herrschte. Jetzt steht er am grünen Tisch. Festgebannt von dem Licht und Leben, in Zuschauen versunken, vergißt er sich zwischen den Ellenbogen der Spieler, die ihn kaum bemerken. Verwundert schaut er auf die zitternden Hände und blassen oder überroten Gesichter. Mit dem Bewußtsein seiner traurigen Überflüssigkeit unter dieser Gesellschaft kommt ihm wohl auch einmal der Gedanke, selbst zu setzen, und schüchtern lächelnd legt er einen Schein hin; aber wenn er den Gewinn einstreichen soll und die verstörten Gesichter um sich her sieht, dann wird es ihm unheimlich, und er kann nicht weiter. So bleibt er stundenlang mit blöden, schmerzenden Augen im Bannkreise des grünen Tisches, hört dem leeren Geschwätz zu, atmet den Dunst des abgestandenen Weines und den Qualm des Tabaks, und nur zuweilen irren seine Augen hinüber nach den dicht verhangenen Fenstern, hinter denen er die kühle, klare Nacht ahnt.

Oft brach der unermüdliche Zuschauer erst bei Tagesgrauen mit den letzten Spielern zusammen auf. Und mit Scham und Ekel blickte er beim späten Erwachen auf den wirren Haufen seiner hingeworfenen Kleider, welchen ein fader Hauch entströmte, wie der Atem eines wüsten, verkommenen Lebens. — Nach dem Theater kehrte Gaspard in den Klub zurück.

So war Marie des Abends ganz allein. Der Bruder grollte ihr und ging ihr scheu aus dem Wege; sie blieb zu Hause, sie war die einzige, welche in dem herrenlosen Haus nach dem Rechten sah, welche heimlich für seine Bequemlichkeit sorgte. Stumm trug sie den Schmerz der Verzweiflung im Herzen herum. Sie weinte nicht; aber immer tiefer gruben sich die herben Linien in ihr frühgealtertes Gesicht, der Silberschimmer im Haar nahm von Tag zu Tag zu, ihr Haupt, das sie früher so sicher und fest getragen, beugte sich unter der ewigen Last. Ihre Gesundheit ließ nach. Wenn sie während des Tages rastlos geschafft, konnte sie sich abends nicht mehr aus der Unthätigkeit aufraffen. In dumpfes Brüten versunken, saß sie da, die nervigen Hände schlaff und regungslos im Schoß gebettet.

Eines Abends kam Gaspard früher als sonst nach Hause. Er trat leise ins Zimmer, sie bemerkte ihn nicht. Lange stand er an der Thür und beobachtete sie. Die geliebte, in jedem Zuge ihm vertraute Gestalt saß auf ihrem alten Platze in dem Lehnstuhl, welchen sie schon als junges Mädchen gebraucht. Durch den roten

Schirm breitete sich über ihr Antlitz ein mildes, versöhnendes Licht, welches die scharfen Linien milderte und ihm den Schimmer der Jugend lieh. Sie hatte die Hände gefaltet und blickte träumerisch vor sich hin, gerade wie er sie vor siebenundzwanzig Jahren getroffen, als er zum erstenmal aus dem neubegründeten Geschäft heimkehrte. Ach, das waren glückliche Zeiten gewesen! Aus der Tiefe seiner Seele stieg die Rührung empor, ein Sehnen erfüllte sein Herz. Ein Schleier breitete sich vor seinen Augen aus, alles schien fern und weit. Und hinter dem Schleier begann es sich zu regen, das Zimmer bevölkerte sich, die Erinnerungen längst vergangener Jahre gewannen Form und Leben. Er war jung und saß nach schwerer Tagesarbeit in köstlicher Ruhe vor dem hellen Feuer. Seine Schwester, die junge, fröhliche Marie bediente ihn. Sie lachte ihn so freundlich und dankbar an, bis das ganze Zimmer im hellen Sonnenschein erglänzte. Geblendet schloß er die Augen. Wieder war er es, welcher im Lehnstuhl saß, aber die ersten Silberfäden schimmerten im Haare; und ihm gegenüber mit ernstem Gesicht stand Marie. Sie hörte zu, wie er vom Geschäft berichtete, sie gab ihm tüchtigen, gründlichen Rat. Sie hatten sich die Hände gereicht und blickten sich voller Vertrauen ins Auge. So standen sie noch, als eine fremde Gestalt, jung und blühend mit lieblichem Antlitz, aus der Ferne heranschwebte. Er sah sich selbst vor dem verlockenden Bilde auf die Knie sinken, während seine Schwester abwehrend die Hände ausstreckte. Marie wandte sich, Thränen im Auge, ab und ging weiter, weiter fort; immer kleiner und verschwommener wurde ihre Gestalt, bis nichts als ein schwacher Schatten in der Ferne sichtbar blieb. Dann war sie ganz verschwunden. Und wie er das holde Wesen, zu dessen Füßen er gelegen, an sein geängstigtes Herz drücken wollte, da entglitt es seinen Armen und zerfloß in nichts, nur ein leises spöttisches Lachen klang ihm in den Ohren. Bittend, verlangend streckte er die Hände aus; aber endlose Leere war um ihn her, alle Schrecken der Einsamkeit drangen auf ihn ein.

„Marie!“ rief er mit aller Sehnsucht eines brechenden Herzens.

Der Schleier zerriß, seine Schwester stand mit verstörtem Gesicht vor ihm. „Du hast mich erschreckt,“ sagte sie.

Hastig griff er nach ihren Händen, als müsse er sich überzeugen, daß sie auch wahrhaftig vor ihm stehe. „Marie, meine Schwester, ich danke Gott, daß ich dich wieder habe!“

„Immanuel, was ist dir?“ Der strenge Blick, welchen sie so gern gewahrt hätte, zerschmolz vor dem warmen, innigen Strahl, welcher aus seinen Augen leuchtete.

„Ich bin krank, Marie,“ flüsterte er, „krank am Herzen, für das es kein Heilmittel giebt.“

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn an den Sessel, von dem sie eben aufgestanden. Behutsam, mit zärtlicher Gewalt drückte sie ihn darin nieder und zog sich ein Bänkchen zu ihm heran. Sie stützte sein Haupt und streichelte seine zitternden Hände, wie man ein leidendes Kind zu beruhigen sucht.

Er brach zuerst das Schweigen. „Warum zürnst du mir, Marie?“ fragte er.

„Ich habe nie gezürnt. Ich war bekümmert, weil du zu gut und zu kindisch für diese Welt bist. Aber laß das, denke, wir hätten die letzten Jahre nicht erlebt!“

Der Bruder senkte den Blick, und nur mühsam kam die Antwort. „Das geht nicht mehr, ich bin ein anderer geworden.“

Es klang so mutlos, daß ihr starker, braver Sinn sich dagegen empörte. „Ich will dich wieder gesund machen,“ rief sie ihm fast zornig zu.

„Du weißt nicht, wie krank ich bin.“ Thränen standen ihm im Auge.

Da faßte sie sein liebes, treues Gesicht mit beiden Händen und zog es ganz nahe zu sich heran. „Komm, wir wollen zusammengehen, weit weg von hier; dahin, wo dich nichts an die Vergangenheit gemahnt!“

Sie hatten die Stellung wiedergefunden, welche sie in der Jugendzeit geliebt hatten. Er hielt sie fest umschlungen, während sie den Arm um seine Schultern gelegt hatte. Er träumte den Traum weiter, den sie hervorgezaubert hatte; es war ein gar zu verlockendes Bild! Plötzlich schreckte er zusammen. „Und sie?"

Jetzt ward Marie zornig. „Sie! — Sie wird hier bleiben und sich zu trösten wissen!"

„Vielleicht. Und wenn sie dabei zu Grunde geht?"

„Dann hat sie's nicht besser verdient."

Gaspard hob ein wenig den Kopf. „Und das soll ich verantworten?"

Sie aber hielt ihn bei beiden Händen fest und sah ihm ernst ins Auge, als wollte sie einem Kind eine Predigt halten. „Kannst du sie jetzt schützen? Du verstehst nichts von Weibern. Ich aber sage dir, eine Frau, welcher der Vergnügungsteufel im Leib sitzt, kann kein Engel von ihrem Wege zurückhalten."

Gaspard stieß den Arm seiner Schwester von sich und richtete sich auf, als gelte es einem Feinde Trotz zu bieten. „O Marie, wohin treibt dich deine Ungerechtigkeit!"

Mit staunender Spannung hefteten sich ihre Blicke auf ihn. Bruder und Schwester waren so lange stumm und verschlossen nebeneinander hergegangen, daß sie sich fremd geworden waren. Der Klang seiner letzten Worte, schrill, kraftlos, gebrochen, wurde eine Offenbarung für sie. Die Frau, deren inneres Leben nach strengen Gesetzen wie eine gute Maschine sich abrollte, erbebte, da sie den ersten Blick in das Chaos einer weichen, von Leidenschaft zerrissenen Seele that. Je länger sie in den gramumflorten Augen, in den tiefen Linien, welche durchwachte Nächte gegraben, forschte, desto mehr schwanden Erbitterung und Empörung aus ihrem Herzen. „Bruder," sagte sie, „ich sprach nur, weil dein Frieden mir heilig ist und du den Frieden mit ihr nimmer finden wirst."

Er nickte. „Das glaube ich dir."

„Dann gieb's auf! schenke ihr die Freiheit, welche sie so liebt, komm mit mir!"

„Sie ist meine Frau."

„Laß dich scheiden! Das ist nur ehrlich!"

„Ich kann nicht!" Es war ein Schrei, der in dem hochgewölbten Zimmer wiederhallte. Schweigen folgte.

Als sie ihr Gesicht zu ihm erhob, war sie sehr blaß. „Warum nicht?" fragte sie.

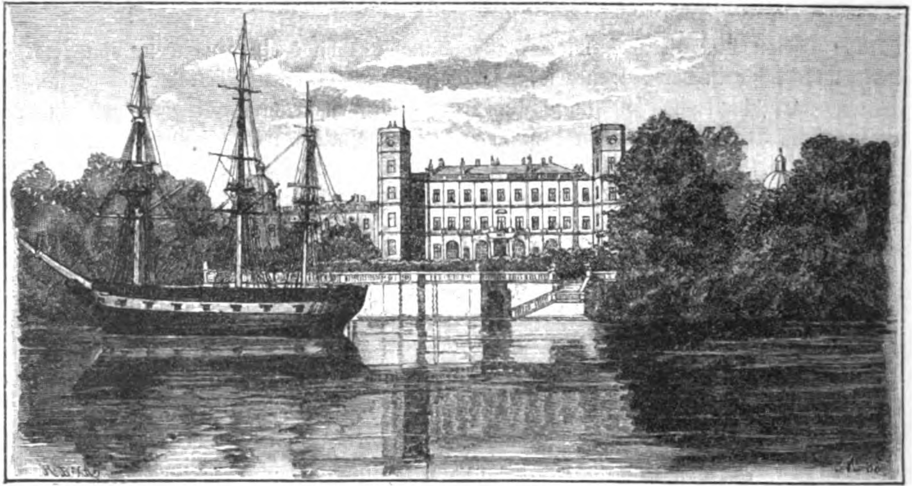
Gleichmütig pendelte die Uhr. Beide horchten unbewußt auf dasselbe Geräusch, welches in seiner leisen Einförmigkeit so unendlich mutlos klang. Von der Straße her drang fernes Wagengerassel, krachend und ächzend rollte die schwere Last vorüber und zog dumpf grollend in die Ferne.

Endlich kam die Antwort. „Weil ich sie liebe." Gaspard beugte das Haupt; denn er schämte sich seines Geständnisses wie eines Verbrechens.

Wieder nahm sie sein Haupt in ihre Arme und streichelte die zitternden Hände. Ein wunderbares, allverzeihendes Mitleid verklärte ihre harten Züge, und eine Thräne, die erste seit dreißig Jahren, rollte glühend heiß über die eingefallenen Wangen der alten Jungfer.

(Schluß folgt.)





Schloß Gatschina vom Park aus.

Die Umgebung von St. Petersburg.

Von

Eugen Zabel.

II.



Noch eine ganze Reihe reizender Villen ließen sich auf dem Wege von Peterhof nach Oranienbaum namhaft machen, und zwar liegen diese Landhäuser immer auf der linken Seite, die den Charakter eines Hügellandes trägt, während sich rechts der Blick auf das Meer eröffnet. Die Datsche der Großfürstin Marie „Ssergiewka“ und die Villa „Mein Eigentum“, in deren zierlichen Rokokoräumen mit dem davor befindlichen Garten Alexander II. so gern weilte, die Villa des Prinzen von Oldenburg zeichnen sich vor vielen anderen durch anmutige Lage und schöne Verteilung der Formen aus.

Als der Bildhauer Rauch den wiederholt an ihn ergangenen Einladungen, nach Petersburg zu kommen, endlich im Jahre 1848 folgte und die Figur der Danaide, die Kaiser Nikolaus bei ihm durch Alexander v. Humboldt bestellt hatte, in dem Landhause Snamenski selbst aufstellte, konnte er nicht genug Worte der Bewunderung für die Vorzüge dieser Landschaft finden. „Die Natur dreißig Werst um Petersburg herum,“ schrieb er damals, „hat mich durch schöne Vegetation überrascht, alles blühend warm und schön und das Leben in den Sommerwohnungen über alles reizend, mitunter üppig. Aber — diese Herrlichkeit ist nur auf drei Monate aufgebaut und geht schneller vorüber als die Freuden des Weihnachtsbaumes.“ Im Jahre 1856, während des Augustes, weilte Feldmarschall, damals noch Freiherr, v. Moltke in seiner Eigenschaft als General und erster persönlicher Adjutant des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen Kaisers Friedrich, auf der Fahrt zur Krönung Alexanders II. ebenfalls an diesen Stät-

ten, und die Schilderungen, die er in seinen „Briefen aus Rußland“ davon entwirft, sind gleichfalls von einer großen Frische und Klarheit der Farben, obwohl der gute Geist aller Sommervergnügungen, das schöne Wetter, den Verfasser wiederholt arg im Stiche gelassen hatte.

Setzt man diesen Weg von Peterhof zu Wagen eine knappe Stunde fort, so kommt man nach Oranienbaum, einem Städtchen von viertausend Einwohnern. Es wurde von Menschikow im Jahre 1711 angelegt und, nachdem 1714 das Schloß gebaut war, von der Kaiserin Elisabeth Petrowna mit Vorliebe aufgesucht. Später kam es in den Besitz des Großfürsten Michael, Bruders des Kaisers Nikolaus, und fiel nach seinem und seiner Witwe, der Großfürstin Helene, Tode wieder an die Krone zurück. Das Schloß stellt einen Mittelbau von gelber und weißer Farbe dar, der eine mit einer Krone versehene Kuppel trägt, und ist durch Galerien mit zwei Pavillons verbunden. Der dazu gehörige Park enthält hübsche Aussichtspunkte, ein chinesisches Haus, in dem Elisabeth Petrowna wohnte, ein Haus Peters III., die Eremitage Katharinas II. und den Pavillon auf dem Rutschberge.

Von der Peterhofer Linie zweigt sich die Eisenbahn südwärts ab, geht über Kraßnoje-Selo und vereinigt sich bei Gatschina mit der Warschauer Bahn. Beide Ortschaften werden bei Besprechung von Tagesereignissen in Rußland oft genannt und haben aus militärischen und politischen Gründen für Deutschland ein großes Interesse. Kraßnoje-Selo ist ein Dorf, das in einer wasserreichen Gegend, zwischen der Dubergowka und den Duderhofer Seen, dem Auge einen gefälligen Anblick bietet und in vieler Beziehung schon einen städtischen Anstrich hat. In der Mitte des Ortes liegt die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit, welche unter der Regierung der Kaiserin Anna in den Jahren 1733 bis 1735 erbaut und im Jahre 1858 renoviert wurde. Am Fuß des Berges und am See liegt die kaiserliche Meierei, und wollen wir jenen ersteigen, so werden wir für die geringe Mühe durch den Anblick des Schlosses belohnt, das aber im Grunde nicht viel mehr als ein bloßes für die Kaiserin Alexandra Feodorowna 1828 angelegtes Schweizerhäuschen ist.

Das alles würde Kraßnoje-Selo indessen noch immer nicht zu besonderer Bedeutung erheben. Diese hat der Ort erst durch das bunte Lagerleben erhalten, welches sich alljährlich in den Monaten Juni, Juli und August hier entfaltet. „Trommeln und Pfeifen, kriegerischer Schall“, so lautet dann die Parole, und der sonst so stille Platz hallt wieder von Kommandorufen und Marschbewegungen, von dem Gerassel der Wagen und Hufschlag der Pferde. Die ersten Manöver fanden in der Umgebung des Dorfes unter Katharina II. im Jahre 1765 statt, aber erst seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ist es zu seinem populären Namen gekommen. Jetzt werden die gesamten Gardetruppen im Sommer an dieser Stelle konzentriert und Ende August vom Kaiser einer Inspektion unterworfen, die sich naturgemäß zu einem äußerst glanzvollen militärischen Schauspiel entwickelt. Eine ganze Stadt mit Zelten, Baracken, Lazaretten, Zeughäusern, Speicherräumen, Bädern zeigt dann in malerischem Durcheinander, wie es in einem solchen „Krieg im Frieden“ zugeht, und gemahnt uns an die furchtbare Kraftentfaltung, auf die der Zar rechnen zu können glaubt, wenn aus dem Spiel einmal Ernst werden sollte.

Auch Kaiser Wilhelm II. ist bei seiner Fahrt nach Petersburg in Kraßnoje-Selo Zeuge eines Zapfenstreichs und einer Parade in Rußland gewesen, die in eine Reihe großartiger malerischer Effekte zerfielen. Schon der Auszug vom Bahnhof zum Lager hätte die Phantasie eines Tizian begeistern können. Draußen scharrten die milchweißen Rosse, welche in einem doppelten Viergespann die Kaiserin und die Großfürstinnen zum Lager bringen sollten, ungeduldig den Boden, daneben war der ganze kaiserliche Convoi mit den

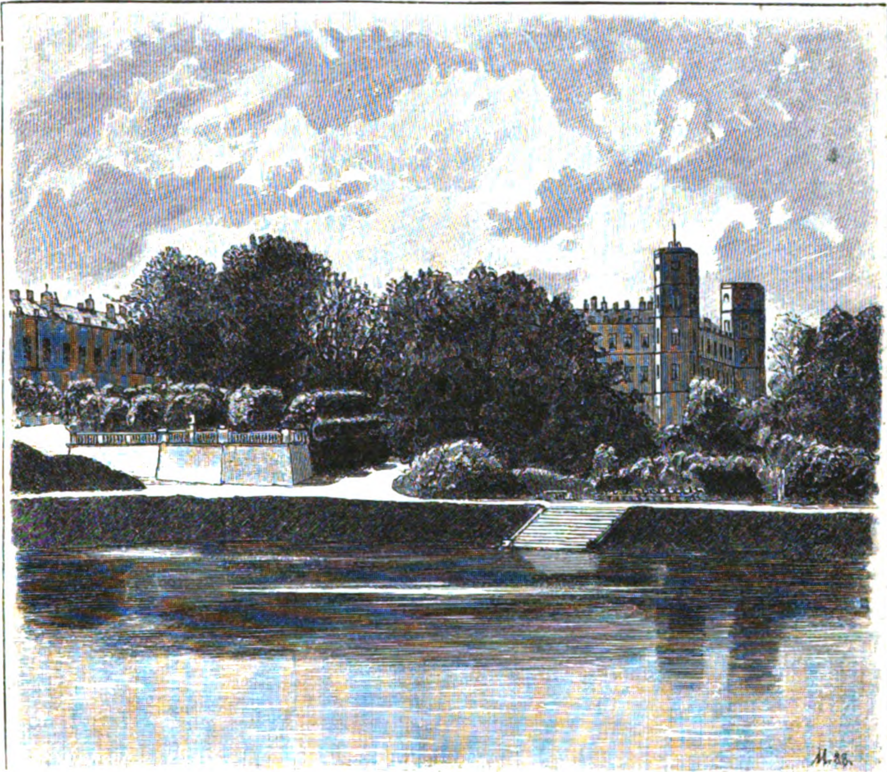
Militärattachés der verschiedenen Nationen aufgestellt, die in der Buntheit ihrer Trachten, ihrer Erscheinung und ihrer Pferde von höchster Lebendigkeit für das Auge waren. Von fern klangen die Lieder russischer Sänger herüber und erstarben alsbald in den Hochrufen beim Nahen der Mitglieder der kaiserlichen Familie. Das Zelt des Zaren befand sich auf einer Anhöhe, die einen freien Blick auf das davor liegende Thal und die im Sinken begriffene Sonne gestattete. Die Entgegennahme des Rapports leitete zum Beginn des Zapfenstreichs hinüber. Unser deutscher Ausdruck stammt vom Trinken, weil ehemals in den Wirtsstuben um neun Uhr ein Strich über den Zapfen gemacht und dadurch den Gästen zu verstehen gegeben wurde, daß Feierabend sei. Die Russen nehmen dagegen ihr Wort von der Naturempfindung her, indem sie den Zapfenstreich sarjá, das ist Abendröte, nennen. In dem Konzertprogramm, das von einem über tausend Mann starken Orchester vorgetragen wird, giebt es einen ernsten, feierlichen Augenblick. Es ist der Moment, wenn das Gebet von Bortniansky angestimmt wird, das auch in die Musik zum preußischen Zapfenstreich übergegangen ist. Bortniansky lebte zur Zeit der zweiten Katharina und hat sich namentlich um die Kirchenmusik und den Chorgesang in Rußland sehr verdient gemacht. Wenn die Töne seines Gebets verklungen sind, steigt aus dem Hintergrunde des Lagers eine Rakete zum Himmel und gleich darauf antwortet ihr eine Salve, die an verschiedenen Stellen von den Truppen abgegeben wird. Alle Häupter entblößen sich, ein Soldat tritt vor und spricht ein Gebet, und in derselben Sekunde machen all die Tausende im Lager von den Kaisern bis zum Packknecht die Bewegung des Kreuzes mit der rechten Hand über Kopf und Brust. Dazu die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die mit ihrer schmalen goldenen Kuppe am Horizont verschwindet. Es ist ein hochbedeutsamer, in seiner schlichten Feierlichkeit ganz unvergeßlicher Eindruck.

In der Nähe des Dorfes befindet sich ferner ein großer Hippodrom, der etwa zwei Quadratwerst umfaßt und der Schauplatz beliebter Rennen ist. Der Leser des Tolstoischen Romans „Anna Karenina“ kennt die Scene ganz genau, denn der Dichter schildert sie uns mit großer Umständlichkeit und läßt die sündige Liebe seiner schönen Heldin zu dem Grafen Wronski bei Gelegenheit eines solchen Rennens zum ersten gewaltsamen Durchbruch kommen.

Auf der Fahrt nach Petersburg wird jeder Reisende, mag er noch so ermüdet sein, den Kopf neugierig aus dem Coupéfenster stecken, wenn der Name der Station Gatschina in daktylischer Betonung (Gátschina) sein Ohr trifft. Jedermann weiß, daß dies der gewöhnliche Aufenthaltsort des Zaren und seiner Familie ist, und die Nähe des Hofes drückt sich schon äußerlich in dem ruhigen und vornehmen Auftreten der Beamten aus. Das Stationsgebäude zeichnet sich durch freundliche und elegante Formen vor den schmucklosen Bauten aus, die sonst an den Haltestationen der Eisenbahnen errichtet sind. Beim Ein- und Aussteigen befinden wir uns nicht unter freiem Himmel, sondern unter einem Holzdach, das im Sommer gegen Regen, im Winter gegen Schnee einen willkommenen Schutz gewährt. Der blaue Gendarm, der mit seinen hohen Lederstiefeln und bunten Achselschnüren schon von weitem kenntlich ist, hat mit eiserner Ruhe das Einlaufen des Zuges erwartet und hält während der fünf oder zehn Minuten Aufenthalt eine scharfe Musterung über die Passagiere ab. Es ist, als ob er ein ganzes Verbrecheralbum mit sich herumtrüge und jeden Verschwörergedanken im Antlitz der Reisenden sofort bemerken müsse. Etwas Zurückhaltendes und Vorsichtiges, was an den leisen Schritt im Vorzimmer eines hohen Herrn erinnert, liegt in der Luft. Die Briefe und Pakete sind ausgegeben, ein paar Passagiere ausgestiegen, ein paar andere haben sich auf die leer gewordenen Plätze gesetzt, und der Zug braust nach Petersburg, um die

Hauptstadt des Reiches in einer knappen Stunde zu erreichen. Gatschina aber bleibt in seiner vornehmen Stille, als wüßte es, wer in seinem Weichbild Ruhe und Erholung von aufregender und verantwortlicher Thätigkeit sucht.

Der Ort ist so alt wie die neuere Geschichte Rußlands und hat in den entscheidenden Epochen derselben immer eine Rolle gespielt. Als Peter der Große lebte und wirkte, war Gatschina ein einfacher Meierhof, den er nebst den umliegenden Ortschaften seiner Schwester Natalie zum Geschenk machte. Nach dem im Jahre 1732 erfolgten Tod der letzteren fiel der Ort an die Krone zurück und kam erst wieder zur Bedeutung, als die zweite Reformepoche unter Katharina II. für Rußland begann. Die nordische Semiramis wußte die Dienste, die man ihrem Staate und ihrer Person erwies, dankbar zu ehren. Als der schöne Artillerielieutenant Gregor Orlow, der sie schon als Großfürstin bezaubert hatte, sich an ihrem Kaiserthron nicht nur zu behaupten, sondern in ihrer Gunst noch zu steigen wußte, fiel ein förmlicher Platzregen von Orden, Würden und Reichtümern auf ihn. Unter diesen befand sich auch Gatschina, wo sich Orlow, um seinem Übermut die Krone aufzusetzen, von dem italienischen Baumeister Rinaldi 1770 eben dasselbe Schloß bauen ließ, in dem jetzt Alexander III. weilt. Der Günstling Katharinas, der das Bild seiner Geliebten mit einem riesigen Diamant im Knopfloch trug, erwählte diese Räume zum Schauplatz seiner Ausschweifungen und versuchte über seine Herrin eine Tyrannei auszuüben, welcher diese dadurch ein Ende machte, daß sie



Palais und Park von Gatschina.

ihm in Potemkin einen Nachfolger gab. Orlow verfiel darüber in Blödsinn und nahm ein schaudervolles Ende. Er starb 1783. Nach seinem Tode kaufte Katharina Gatschina wieder zurück und gab es neben Pawlowsk und mehreren anderen Dörfern ihrem Sohn und Thronfolger Paul, der sich mit seinen Absonderlichkeiten hier am wohlsten fühlte. Während seine Mutter ihrem genialen Taumel in Petersburg die Zügel schießen ließ, brütete Paul im Schloß von Gatschina über Herrscherberuf und Herrscherglück und konnte sich auch nach seiner Thronbesteigung von der anmutigen Gegend nicht trennen. Er erhob den Ort zum Rang einer Stadt, erweiterte dieselbe und verbesserte die Straßen, er errichtete Invalidenhäuser und that durch die Errichtung von hübschen Jägerhäuschen und die Verbesserung des Bestandes im Wildparke viel für die kaiserliche Jagd. Kurz vor seinem Tode im Jahre 1800 schenkte der Kaiser Gatschina seiner Gemahlin Maria Feodorowna. Damit schwindet die Bedeutung des Ortes für das allgemeine Interesse auf längere Zeit. Die drei nächsten Beherrscher Rußlands, Alexander I., Nikolaus und Alexander II., besuchten Schloß und Park wohl oft, aber erst Alexander III. machte den Ort zu seiner Sommer- und Winterresidenz, die er nur zu verlassen pflegt, wenn ihn die Pflichten der Repräsentation nach Petersburg rufen. Selbstverständlich findet seitdem auch das politische Leben Rußlands dort seinen Centralpunkt.

Gatschina ist augenblicklich eine Stadt mit etwa neuntausend Einwohnern und liegt zu beiden Seiten des Weißen Sees in reizender Umgebung. Der See wird durch einen Fluß, die Ischora, gebildet, dessen Forellenreichtum berühmt ist und der kaiserlichen Tafel manchen Leckerbissen zugeführt hat. Die Straßen der Stadt machen durch die Baumalleen, die sich an den Häusern entlang ziehen, einen freundlichen Eindruck und diese selbst sind fast durchgängig im Villenstil errichtet. Eine Anzahl Beamte und Hofleute haben sich hier angesiedelt und tragen dazu bei, dem Orte den Charakter des Vornehmen, Sauberen und Gemessenen zu geben. Zwei Kirchen sorgen für das Seelenheil der Einwohner, das Findelhaus, eine Schöpfung der Kaiserin Maria Feodorowna, gewährt sechshundert Waisen Aufnahme und empfängt seine Insassen von dem großen Findelhause in Petersburg. In der Hauptsache wendet sich aber die Aufmerksamkeit des Besuchers von Gatschina dem Wohnsitz der kaiserlichen Familie, dem Schlosse zu.

Das Schloß liegt im Westen der Stadt und des Sees. Nicht leicht konnte eine prächtigere Umgebung gefunden werden. Durch den Weißen See und die Ischora, die ganz in der Nähe entspringt, ist für klares, reines Wasser, durch die Marienburger Höhen, die hier ansetzen, für einen malerischen Hintergrund, und durch den prachtvollen Park, der das Palais umgiebt, für romantische Naturschönheiten gesorgt worden. Das Schloß besteht aus einem Hauptgebäude in der Mitte und zwei Seitenflügeln, die im rechten Winkel auf dasselbe stoßen und dadurch einen großen freien Platz bilden. Die Fassade trägt den Charakter einer etwas frostigen und kahlen Vornehmheit, da es der Baumeister vermieden hat, die Aufmerksamkeit von den strengen architektonischen Linien auf das Detail abzulenken. Als Material sind durchgängig quadratförmige Granitsteine von gelblicher Farbe verwendet worden. Das Mittelgebäude ist dreistöckig, eine breite Fahrrampe führt zum Eingange, ein großer Balkon, über den man im Sommer ein luftiges Zelt spannen kann, unterbricht die Fassade in wohlthuender Weise. Der zwischen den beiden Seitenflügeln liegende Hof erstreckt sich bis zu einem schweren und breiten balustradenartigen Aufbau mit Schießscharten, aus denen die Mündungen von Kanonen hervorragen. Dadurch wird man weniger an ein Lustschloß, das zum freudigen Genuß des Lebens einladet, als an eine Festung erinnert, in der man stets auf den Angriff eines Feindes vorbereitet sein muß.

Vor der Balustrade, mit dem Gesichte dem Schloß zugewendet, erhebt sich das Bronzestandbild Pauls I. Der Kaiser, der so viele Jahre in Gatschina verträumt hat, ist im Kostüm seiner Zeit mit dem Napoleonshut dargestellt und hat wie beim gemächlichen Ausschreiten den linken Fuß vor den rechten gestellt. Man erzählt sich, daß die erste Wache vor diesem Denkmal von dem jetzigen Kaiser Alexander III., der damals noch ein Knabe war, bezogen worden sei. Ehemals konnte man hier ein munteres, fröhliches Treiben beobachten, wenn bei den militärischen Übungen das Palais von dem Hufschlag der Pferde und dem Klirren der Waffen wiederhallte, während sich ringsumher im Park vergnügte Spaziergänger zeigten. Das ist nun alles anders geworden. Während des Aufenthalts der kaiserlichen Familie dürfen die Räumlichkeiten von keinem Fremden betreten werden, aber selbst dann, wenn der Zar im Sommer nach Finnland reist, um sich seinem Lieblingsvergnügen, der Fischerei, hinzugeben, oder wenn er sich in Alexandria bei Peterhof aufhält, muß man schon sehr gut empfohlen sein, um die Thore des Palais nicht verschlossen zu finden. Wem man hier auch begegnen mag, man darf sicher sein, daß er zur Dienerschaft und Bewachung des Kaisers gehört und die Nähe keines Unberufenen dulden wird. Sogar die Handwerker, welche bei der Renovierung der Zimmer beschäftigt sind, müssen sich, so oft sie in das Schloß wollen, einer erneuten Revision unterwerfen, die darin besteht, daß der wachthabende Beamte sie von Kopf zu Fuß befühlt, um sich zu überzeugen, daß sie keine gefährlichen Gegenstände bei sich führen.

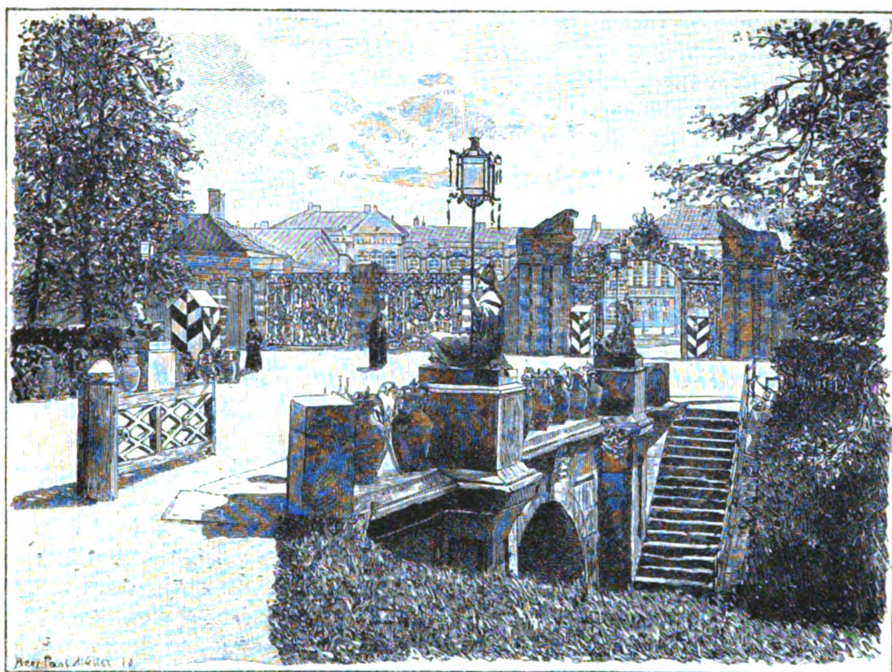
Das Innere des Schlosses enthält etwa sechshundert Zimmer, darunter drei Thronsäle, ein schmuckes, in Weiß ausgeführtes Theater, in dem etwa zweihundert Personen Platz haben und die Leistungen berühmter Sänger und Schauspieler bei den vom Hofe arrangierten Festlichkeiten bewundern dürfen, und eine Reitbahn. Die Zimmer der kaiserlichen Familie befinden sich ausschließlich im rechten Flügel des Schlosses. Von dem Hofe dieses Flügels führt von jeder der vier Ecken ein Aufgang zu den Privat- und Empfangszimmern des Kaisers und der Kaiserin, sowie zu den Gemächern der Großfürsten Wladimir und Alexei. Die Zimmer der Kaiserin liegen zu ebener Erde und stellen eine Flucht herrlicher, mit Seidentapeten verschiedener Farben ausgeschlagener Säle dar, von denen man auf den rückwärts gelegenen Park mit seinen Wiesen und Seen blicken kann. Porträts und Landschaften russischer Meister hängen an den Wänden. Ihrer besonderen Vorliebe für die französische Kunst hat die Zarin durch eine Reihe Ölgemälde und kostbarer Sevresarbeiten Ausdruck gegeben. An einem Tisch, der telephonisch mit Petersburg verbunden ist, kann die Kaiserin die russischen Opernvorstellungen im Marientheater hören, ohne sich aus ihren weichen Polstersesseln in Gatschina erheben zu müssen. Vom Parterre führt eine Marmortreppe mit vergoldetem Gittergeländer im Renaissancestil zum ersten Stockwerk, wo sich die Empfangszimmer des Kaisers für die Konferenzen mit den Ministern befinden. Der Schreibtisch des Kaisers steht in einem Eckzimmer mit zwei Fenstern, von denen das eine mit der Porträtbüste, das andere mit dem Reiterstandbilde seines Vaters Alexander II. geschmückt ist. Der Schreibtisch selbst stammt von der Moskauer Industrieausstellung im Sommer 1882 her. Um den Tisch stehen sechs schwere holzgeschnittene Stühle, einer derselben soll, wie versichert wird, aus den kunstgeübten Händen Peters des Großen hervorgegangen sein. Aber auch in diesem Raum hält sich der Kaiser nur auf, wenn er seine Ratgeber empfängt. Sein gewöhnliches Arbeitszimmer liegt noch ein Stockwerk höher und überrascht durch seine außerordentliche Einfachheit, die den persönlichen Bedürfnissen des Zaren entspricht. Außer den Mitgliedern der kaiserlichen Familie wohnen im rechten Flügel des Schlosses noch der

Minister des kaiserlichen Hauses, Graf Woronzoff-Daschkow, der Graf Scheremetjew und der Hofmarschall Fürst Obolensky. Mit Kunstschätzen aller Art sind namentlich die Galerien gefüllt, welche die Verbindung zwischen dem rechten Flügel und dem Hauptteil des Gebäudes herstellen. Wir unterscheiden eine Porträtgalerie, in welcher die namhaftesten Persönlichkeiten des In- und Auslandes dargestellt sind, eine chinesische Galerie mit den kostbarsten Gegenständen aus Chinas alter und neuer Zeit, eine griechische Galerie, ein Arsenal mit einer erlesenen Sammlung alter Waffen. Der großen Paradesäle des Mittelbaues gedachten wir schon, sie sind ebenfalls reich an Ölgemälden aus der Geschichte Rußlands und dem Leben der Romanows. Der linke Flügel enthält nur Dienstwohnungen und Zimmer für die Gäste des Kaisers, vor allem für die regelmäßigen Gäste wie für den Chef der maison militaire, den General Richter, und die Maler Zichy und Shoukoffsky.

Die Rückseite des Schlosses mit dem daranstoßenden See und Park erweckt in uns die Vorstellung eines wirklichen Idylls, während die Front an eine riesige Kaserne gemahnt. Schon durch die beiden in fünf Stockwerken aufsteigenden Türme bekommt diese Parkseite etwas Romantisches. Ein paar hundert Schritte genügen, um uns von dem Schlosse an Büschen und Bäumen vorbei zu einer mit Bildwerken geschmückten Terrasse zu bringen, von welcher zwei massive Treppen auf die glänzende Silberfläche des Sees hinabführen. Im Sommer liegen auf dem See stets ein paar kaiserliche Jachten, die für den Besuch der schattigen Partien am Ufer in Bereitschaft gehalten werden. Der Wasserreichtum, die vielen Inseln, die durch zierliche Brücken miteinander verbunden sind, geben dem Park überhaupt einen ganz eigenen träumerischen und phantastischen Charakter sowohl im Winter, wenn man alle paar Minuten die herrlichste Eisbahn findet, wie im Sommer, wo uns selbst in der heißesten Jahreszeit durch die Baumgruppen und die Bäche, die ihr krystallenes Wasser mit munterem Plätschern in den See ergießen, überall Kühlung zugeführt wird. Eine Wanderung durch den Park bietet des Interessanten mancherlei. Da ist zum Beispiel dicht bei dem Schlosse eine im Zickzack und mit scharfsinniger Berechnung der akustischen Wirkung gebaute Galerie,



Kaiserliches Schloß in Zarskoje-Selo.



Kaiserliches Schloß in Zarskoje-Selo mit chinesischer Brücke.

die ein merkwürdiges Echo zurückwirft. Jedes laut gesprochene Wort wird darin unzähligemal, zuletzt ganz tief, wiederholt, so daß man glauben möchte, ein unterirdischer Geist, dem der Besuch neugieriger Menschen lästig fällt, finde sein Vergnügen darin, dieselben zu äffen. Die Fasanerie, in der die Tiere in einem riesigen, umgitterten, mit Pflanzen aller Art bedeckten Raume sich fast wie im Freien bewegen, der Wildpark, in dem jetzt noch Auerochsen gehalten werden, stehen unter den Merkwürdigkeiten Gatschinas in erster Reihe. Auf einer der Inseln befindet sich zum Andenken an den Grafen Orlow ein Obelisk, an einer anderen Stelle, gerade in der Mitte zwischen den Ausbuchtungen des Sees, steht ein grünes Häuschen, das wegen der romantischen, nur von Wasser, Licht und Luft umschlossenen Einsamkeit seinem Namen „l'île d'amour“ alle Ehre macht. Eine barocke Idee hat die Kaiserin Maria Feodorowna noch als Großfürstin mit einem kleinen Häuschen zur Ausführung gebracht, das von außen die genaue Nachahmung eines Haufens Birkenhölzer darstellt. Im ersten Augenblick fragt man sich, wie diese rohen Kloben mit der weißen Rinde, die eben irgendwo gefällt und aufgeschichtet zu sein scheinen, in diesen Park und noch dazu auf eine Stelle gekommen sind, an welcher der Spaziergänger durch die Front eines griechischen Tempels begrüßt wird. Wenn unser Führer aber mit zwei Handgriffen an den Holzhaufen rührt, sehen wir durch die Fenster in ein zierliches und kokett eingerichtetes Boudoir, das zum Verweilen nach der immerhin ermüdenden Wanderung durch die Kreuz- und Quergänge des ausgedehnten Parkes einladet. Die politische Welt richtet ihr Augenmerk mit Recht auf Gatschina, das alte Orlowsche Palais und den Park, weil sie einerseits weiß, welche ungeheure Machtvollkommenheit der Bewohner dieser Räume besitzt, und sich andererseits die Frage vorlegen muß, wie es möglich sei, ein Reich, das sich von der Ostsee bis zum Stillen Ocean

erstreckt, aus der Abgeschlossenheit eines solchen ländlichen Aufenthalts zu verstehen und zu beherrschen.

Indem wir unsere Wanderung durch die Umgebung St. Petersburgs fortsetzen, benutzen wir die Bahn zwischen Petersburg und Zarskoje-Selo, die von Nordwest nach Südost in schnurgerader Richtung läuft. Hier war es, wo zuerst im ganzen russischen Reiche genau vor einem halben Jahrhundert der Postwagen durch das Dampfroß ersetzt wurde, und noch jetzt ist diese Bahn eine der belebtesten, weil sie Petersburg mit einem der prachtvollsten Sommersitze der Zaren verbindet und außerdem im Laufe der Jahre bis zu dem ebenso großartigen und romantischen Pawlowsk weitergeführt worden ist. Auf dem Wege zu diesen beiden Zielpunkten kommen wir an zwei Ortschaften vorbei, die immerhin der Beachtung wert sind, wenn sie auch nicht die Bedeutung der genannten haben. Es sind dies Tschesma und Pulkowa, von denen das eine an den Ruhm der Waffen, das andere an die stille Arbeit der Wissenschaft erinnert.

Tschesma ist etwa nur eine Meile von Petersburg entfernt und durch ein nach den Plänen des Architekten Velten erbautes Lustschloß sowie durch eine Kirche, die auf dem davorliegenden Platze errichtet wurde, bekannt geworden. Beide sind im gotischen Stile ausgeführt und sollen das Gedächtnis an einen Sieg frisch erhalten, welchen die Soldaten Katharinas II. im Jahre 1770 an dieser Stelle über die Türken davontrugen. Als die Kaiserin gestorben war, wurden der Ort und seine Sehenswürdigkeiten ziemlich stark vernachlässigt. Erst Kaiser Nikolaus nahm sich desselben wieder an, verwandelte das Schloß 1830 in ein Invalidenhospital und stiftete auch eine neue Kirche. Wenn ein Deutscher die Straße von Tschesma südwärts zu Wagen weiter verfolgt, wird er übrigens ganz heimatlich berührt, weil er hier eine Anzahl von Kolonien seiner Landsleute findet. Die Deutschen, die sich an diesem Punkte auf dem Lande angesiedelt haben, sind, wie fast überall in Rußland, fleißige und ordentliche Menschen. Ihre sauber gehaltenen Gärtchen, ihre schmucken Häuser verraten das schon äußerlich und stellen dem Charakter ihrer Besitzer ein vorteilhaftes Zeugnis aus. Nicht weit davon liegt das Dorf Pulkowa, berühmt wegen der auf einer Anhöhe befindlichen kaiserlichen Nikolaisternwarte, die im Jahre 1838 errichtet wurde und beinahe zwei Millionen Rubel gekostet hat. Bis dahin waren die russischen Astronomen bei dem Studium der Gestirne auf einen runden Turm beschränkt, welcher sich auf dem Dache der Akademie der Wissenschaften in Petersburg befand. Dieses Observatorium konnte aber auf die Dauer nicht genügen, und erst mit der Verlegung desselben nach Pulkowa wurde dieser Wissenschaft eine wahrhaft würdige Heimstätte geschaffen. Gegenwärtig nimmt das Institut einen ersten Rang ein, und der Ruhm Otto Wilhelm v. Struwes, unter dessen Leitung es eine wirkliche Blütezeit erreicht hat, ist ein weltbekannter. In dem Gebäude müssen verschiedene Säle die ganz besondere Aufmerksamkeit jedes Gebildeten erregen. In dem runden oder dem Porträtsaal befinden sich die Bildnisse der hervorragendsten Astronomen aus den verschiedenen Perioden der Geschichte sowie interessante Handschriften von Kepler und Tycho de Brahe. Die Bibliothek ist ausgezeichnet nicht allein wegen der hier aufgespeicherten Bücherschätze, sondern auch wegen zahlreicher Photographien und Zeichnungen von Gestirnen. Ein Saal enthält den Heliometer, durch den die Distanzen zweier Punkte gemessen werden, die man im Fernrohr zugleich sieht. In kleineren Zimmern befinden sich die Uhren, durch welche die Zeit für Petersburg festgestellt wird. Jeden Mittag um zwölf Uhr blitzt der elektrische Funke von Pulkowa nach Petersburg hinüber, und in demselben Moment donnert eine auf der Mauer der Peter-Paulsfestung befindliche Kanone den Bewohnern der Hauptstadt ihren metallenen Gruß zu und erinnert sie daran, ihre Uhren zu ver-

gleichen. Auf jedem der beiden Türme befindet sich ein riesiger Refraktor, durch den das Auge der Astronomen auf die viele Millionen Meilen entfernten Planeten und Fixsterne gerichtet ist. Wie weit die Entwickelung in der Herstellung dieser Instrumente im Laufe der Zeit gekommen ist, lehrt uns das historische Museum, in dem wir die für unsere Anschauungen armseligen Hilfsmittel aus der Zeit Peters des Großen mit den Errungenschaften von heute vergleichen können. Von der Galerie der Sternwarte überblickt man das gesamte Terrain von Pulkowa bis Peters burg, und diese Aussicht ist eine der schönsten, die wir auf die Hauptstadt des Zarenreiches überhaupt genießen können.

Das Interesse des Spaziergängers erfährt aber eine kaum erwartete und mächtige Steigerung, wenn er seine Schritte nach Zarskoje-Selo und Pawlowsk lenkt, weil sich hier in ähnlicher Weise wie in Peterhof seinem Auge ein förmlicher Zauberkreis glänzender Eindrücke und eine prächtige Vereinigung von Natur und Kunst erschließt. Beides sind kleine Städtchen von fünfzehntausend und dreitausend Einwohnern, und niemand würde ihre Namen im Gedächtnis haben, wenn der Wille der Zaren nicht einen so reichen Schönheitsglanz über dieselben ausgebreitet hätte.

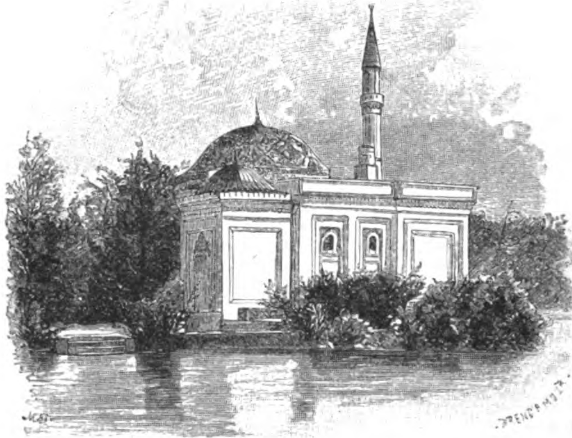
An der Stelle, wo sich jetzt Zarskoje-Selo befindet, hatte Peter der Große auf einem Gute, das den schwedischen Namen Saari trug, ein Haus gebaut, eine Orangerie angepflanzt und einen Tiergarten ins Leben gerufen. Auch dieser Keim, den er in das den Schweden abgerungene, scheinbar für die Kulturarbeit unzugängliche Land senkte, sollte kräftig aufsprießen. Schon Katharina I. und Elisabeth erweiterten den Ort durch Neubauten und Gartenanlagen. Als dann aber die prachtliebende Katharina II. zur Regierung kam, wurde diese Gegend zu einem Ausdruck all der kühnen und berauschenden Herrscherträume, welche die Regierung dieser Kaiserin kennzeichneten und das Staunen von ganz Europa hervorriefen. Es war jene Zeit, in welcher Voltaire in einem seiner Briefe an Katharina die kühne Prophezeiung aussprechen konnte, daß einstmals alles Licht von Norden her kommen würde.

Wir unterscheiden zwischen dem kleinen oder neuen und dem großen oder alten Garten. Jener enthält das Alexanderschloß und das Arsenal, dieser den berühmten Garten und das große kaiserliche Schloß.

Das Alexanderschloß wurde von Katharina II. für ihren Enkel Alexander I. erbaut und ist daher viel einfacher gehalten als das große von ihr selbst bewohnte Palais. Eine Anzahl Gemälde von Brülow, dessen Hauptwerk, der Untergang Pompejis, in der Petersburger Eremitage hängt, und dem bekannten Landschaftsmaler Aiwasowsky sind als Werke dieses Jahrhunderts erst später hinzugekommen. In dem Bibliotheksaale befindet sich eine Merkwürdigkeit, die allerdings mit Büchern nichts zu thun hat, sondern sich auf Krieg und Soldatenwesen bezieht. Es sind dies Modelle von den verschiedensten Arten der russischen Reiterei, alle nicht mehr als ein drittel Meter hoch, dabei aber bis in die geringsten Kleinigkeiten so sorgfältig und genau ausgeführt, daß an diesen Liliputanern ebensowenig ein Knopf fehlt wie an den Soldaten, die sich auf dem Marsfelde in Petersburg zur Parade aufstellen. Diese Treue der Nachbildung bezieht sich auf die Pferde wie auf die Geschütze und Fahrzeuge, welche die moderne Kriegskunst eingeführt hat. Kann man für einen jugendlichen Prinzen wohl mehr thun, um ihn frühzeitig in den Dienst des Mars einzuweihen? Das Kind, dem die ersten strategischen Gedanken spielend beigebracht werden, muß als Mann auf jeden fremden Waffenruhm neidisch sein und denselben, wenn irgend möglich, noch zu übertreffen suchen.

Das Arsenal ist ein von vier Türmen gekröntes Gebäude in rotem Backstein und im gotischen Stile, aber mit den Veränderungen ausgeführt, welche derselbe

in England erlitten hat. Das Ganze stellt eine Art Ruhmeshalle dar, insofern von den Perser- und Türkenkriegen 1826 bis 1829 an eine Menge Beutestücke und Geschenke, zum Teil von hohem persönlichem Interesse, hier vereinigt sind. Die orientalischen Sachen zeichnen sich vor allen anderen durch Originalität der Form und malerische Wirkung aus. Wir finden z. B. die beiden mit Diamanten besetzten Schabracken, welche der türkische Sultan seiner Zeit dem Kaiser Nikolaus schenkte und von denen jede auf 137000 Rubel geschätzt worden, sowie die Geschenke, welche der Schah von Persien bei seiner ersten Anwesenheit in Europa im Jahre 1873 dem Kaiser Alexander II. überreichen ließ. An kostbarem Sattelzeug, an persischen, türkischen und tscherkessischen Waffen herrscht in diesen Sälen ein großer Überfluß. An Napoleon und seine Anwesenheit in Rußland erinnern eine Menge interessanter Gegenstände, so seine Diensttasche, die bei dem Übergang über die Beresina den Kosaken in die Hände fiel, ein silbernes Kaffeeservice und ähnliches. Manchmal ist man allerdings in der Auswahl ausgestellter Gegenstände recht naiv vorgegangen, wenn man unter anderen Merkwürdigkeiten auch die Trommel und die Trompete zeigt, mit denen Paul I. als Kind gespielt hat. Wir müssen übrigens, wenn wir von den Sammlungen des Arsenals sprechen, erwähnen, daß dieselben kürzlich von Zarskoje-Selo nach Petersburg gebracht und in einem Teil der Eremitage aufgestellt worden sind.

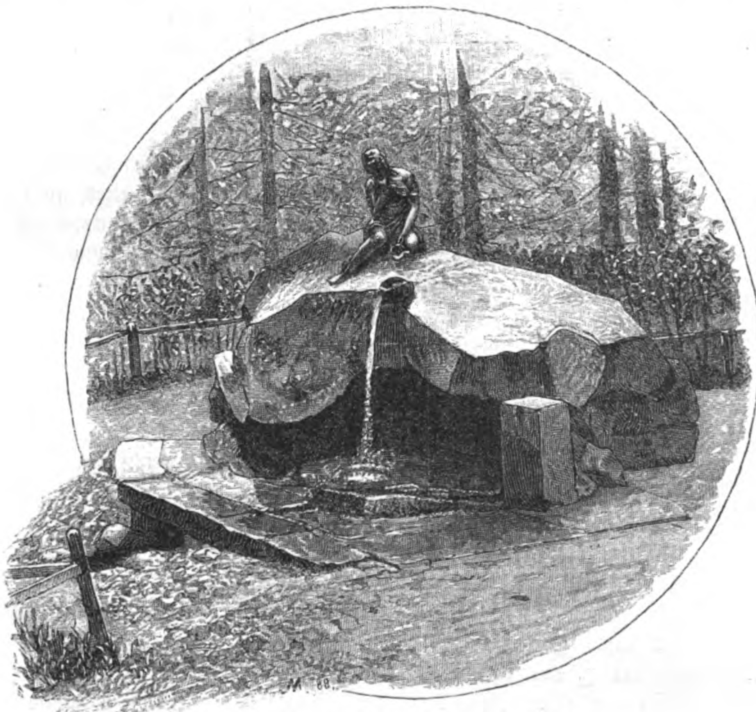


Kaiserliches Badehaus in Zarskoje-Selo.

Wir verlassen den Alexandergarten und wenden uns dem großen kaiserlichen Schlosse nebst Garten zu, denn diese bilden recht eigentlich die pièce de résistance, daran sich die Besucher, sofern sie überhaupt zugelassen werden, nur schwer satt sehen können. Unter allem, was für die Prachtliebe Katharinas II. spricht, nimmt dieses Schloß vielleicht den ersten Platz ein, und eine Anekdote, die sich erhalten hat, giebt der allgemeinen Bewunderung des Vollendeten einen charakteristischen Ausdruck. Man erzählt sich nämlich, daß die Kaiserin, nachdem der Bau vollendet war, den französischen Gesandten zur Besichtigung desselben eingeladen habe. Sie unterließ es nicht, ihrem Gaste jede Einzelheit zu erklären. Als nun die Wanderung zu Ende war, soll der Gesandte vor dem Palais stehen geblieben sein und nach allen Seiten forschend umgeblickt haben. Die Kaiserin bemerkte dies und fragte ihn, was er suche, der Gesandte aber erwiderte mit einer Galanterie, die ihre Wirkung nicht verfehlte: „Kaiserliche Majestät, ich suche nur die Glasglocke, welche dieses kostbare Kleinod bedecken soll.“ Wenn auch in weniger hofmännischer Form, hat die Nachwelt dieses Schmeichelwort im wesentlichen bestätigt. Das Schloß wirkt auf jeden, der es zum erstenmal betritt, wie ein Märchen, man glaubt nicht an die Wirklichkeit der Dinge und kommt erst allmählich zu der Überzeugung, daß man es nicht mit gemalten Theaterdekorationen oder optischen Täuschungen, sondern mit

einer aus dem kostbarsten Material hergestellten soliden Pracht zu thun hat. Dies geht, um nur ein Beispiel für die maßlose Verschwendung anzuführen, die hier getrieben wurde, so weit, daß man die Stuckarbeiten des Schlosses, die Büsten, Vasen, Säulenkapitäle, sowie das ganze Dach schwer vergoldet hatte. Das zur Anwendung gekommene Blattgold soll die Kleinigkeit von mehr als drei Millionen Dukaten gekostet haben, wovon noch immer genug übrig bleibt, auch wenn wir mit Rücksicht auf russische Ruhmredigkeit und Übertreibung diese Angaben nicht gerade beschwören möchten. Gegen diesen unerhörten Luxus hat übrigens schon das nordische Klima insofern feierlich Protest eingelegt, als es die Vergoldung im Lauf der Jahre zerstörte. Nur die Kuppeln errichtet, seine Grundfarbe ist gelb und weiß.

Da Katharina hier mit ihrem Günstling Orlow weilte, ist für die innere Einrichtung der von ihr bewohnten Zimmer alles gethan, was die Phantasie sich nur vorzustellen vermag. Eine besondere Vorliebe hatte die Erbauerin des Schlosses dafür, eine Anzahl Räume nur mit einem einzigen kostbaren Material dekorieren zu lassen. So besteht das Schlafzimmer der Kaiserin fast nur aus weißem Porzellan, von dem sich dunkelblaue gläserne Säulen abheben, während in den Parkettboden überall reizende Muster von Perlmutter eingelegt sind. Der dadurch erzielte Gesamteindruck ist allerdings ein feenhafter. Aber Katharina begnügte sich damit nicht, sie ging noch weiter und ließ ein anderes



Der „Zerbrochene Krug" in Zarskoje-Selo.

der ganz in der Nähe befindlichen Schloßkirche erfreuen sich noch dieses im Glanze des Sonnenlichts zauberisch leuchtenden Schmuckes. Das Palais ist im Rokokostil Gemach mit Achat belegen, dessen feines krystallinisches Gefüge ebenfalls kein kleines Vermögen verschlungen hat. Das originellste ist aber ein anderes Zimmer,

dessen ganze Täfelung nur aus Bernstein besteht. Es hinterläßt einen seltsamen Eindruck, das goldene Harz der urweltlichen Bernsteintanne zu einer Zeit, da es noch nicht wie jetzt durch Baggern und Graben an der samländischen Küste massenweise gewonnen werden konnte, in solcher Menge als Tapete verwendet zu sehen. Die kostbare Gabe bildet ein wahrhaft königliches Geschenk, mit welchem Friedrich der Große Katharina II. überraschte. Die Bernsteinstücke sind nicht nur an den Wänden in den verschiedensten Formen, Größen und Farben verteilt, sondern auch, meisterhaft zu den mannigfaltigsten Gegenständen verarbeitet, auf Tischen und in Schränken in diesem Zimmer aufgestellt. Der silberne Saal hat seinen Namen von dem Metall erhalten, das ihm seinen dekorativen Charakter giebt, der Lapislazulisaal weist die schönsten Lasursteine auf, die den Neid eines Mineralogen erregen müssen, der chinesische Saal ist ganz im Geschmack des himmlischen Reiches, schwarz mit Gold, ausgeführt, und so kann man von einem Prachtraum in den anderen wandern und sicher sein, immer durch etwas Neues und Geschmackvolles überrascht zu werden. Aber das Auge wird nur zu leicht ermüdet, und so begnügen wir uns, neben der Gemäldegalerie des Schlosses, die außer guten niederländischen Bildern auch Gemälde von neueren Meistern, wie die Unterwerfung Schamyls von Willewalde, aufweist, nur noch der sogenannten Marmorgalerie Erwähnung zu thun. Dieselbe ist ein einladender luftiger Raum, dessen bedeckte Halle den Spaziergänger von den Unbilden der Witterung unabhängig macht und mit Bronzebüsten von hervorragenden Männern des Altertums geschmückt ist. Nicht ohne Verwunderung, aber doch voll Anerkennung müssen die alten Griechen und Römer auf das hier Vollbrachte herabschauen, welches bei aller Üppigkeit einen reinen und erlesenen Geschmack verrät. Jedenfalls hat der Architekt Cameron mit dieser Galerie ein Werk vollendet, das seiner ganzen Anlage und Ausführung nach den Eindruck dieses Zauberschlosses nach der Richtung des Phantastischen noch wesentlich verstärkt. Eine steinerne Treppe führt von der Galerie in den Park.

Zu den Sehenswürdigkeiten des Parks gehören zunächst die Schöpfungen, die an das Nachbarvolk der Russen in Asien, die Chinesen, erinnern. Man hat eine Brücke nach ihnen benannt, die sich durch seltsame Ausführung auszeichnet. Während nämlich das Geländer eine Nachahmung der Korallenpflanze darstellt, sitzen auf demselben vier Chinesen mit aufgespannten Sonnenschirmen und wundern sich über ihre Umgebung. Es giebt keine Möglichkeit, sie von dieser auf die Dauer recht langweiligen Situation zu befreien, denn sie sind von Stein und müssen auf ihren Posten ruhig ausharren. Auf einer anderen Brücke, die sich nicht weit von jener befindet, erblicken wir in der Mitte eine zierliche chinesische Laube, durch deren Glasfenster wir in das Innere blicken können. Lenkt man seine Schritte oder, da es sich hier um ziemlich bedeutende Entfernungen handelt, fährt man noch weiter, so kommt man gar in ein geradezu chinesisches Dorf, in dem allerdings keine Chinesen, sondern Leute aus dem kaiserlichen Gefolge wohnen. Aber in allen Äußerlichkeiten ist der Stil des Mandschureiches genau wiedergegeben, und man würde sich gar nicht wundern, wenn man aus den Thüren dieser Häuser die langzöpfigen Herrschaften heraustreten sehen würde. Da der Park bei aller Schönheit den Eindruck des künstlich Geschaffenen nicht verleugnen kann, hat man, um dem Modernen, Glatten und Geputzten keinen zu großen Spielraum zu gewähren, auch für ein paar Ruinen gesorgt, und eine von ihnen ist für uns deshalb interessant, weil sie in einer Halle die bekannte Marmorfigur Danneckers enthält, welche den Heiland darstellt. Es ist dies eins der letzten Werke des berühmten Bildhauers und schon deshalb merkwürdig, weil Dannecker die Christusfigur, wie sie uns durch die Überlieferung geläufig ist, nicht

beibehielt und auf Grund zahlreicher Modellstudien ein neues Ideal zu schaffen versuchte. Ohne die Popularität der Frankfurter Ariadne oder der oft genannten Kolossalbüste Schillers zu erreichen, bleibt dieser Christus für den Spaziergänger im Park von Zarskoje-Selo eine eigenartige Überraschung.

Zu dem Schönsten, was der Ort bietet, gehört unstreitig der große See, der seine schimmernde Wasserfläche in vornehmer Einsamkeit zwischen waldbedeckten Ufern ausbreitet und in seiner Mitte, wo er sich verengt, eine schöne Brücke von blauem sibirischem Marmor aufweist. An dem See befindet sich eine hohe Säule von gelbem Granit, die neben dem russischen Doppeladler Schiffsschnäbel von vergoldeter Bronze trägt. Die Kaiserin Katharina II. errichtete dieses Denkmal ihrem Günstling, dem Fürsten Orlow, nach dem Siege, den dieser bei Tschesma errang. Auch sonst begegnen wir den Spuren der Kaiserin, die diesem Fürstensitz das eigentliche Gepräge verliehen hat, mehrfach. Ihre Dankbarkeit erstreckte sich nicht nur auf Menschen, sondern sogar auf Tiere, deren Anhänglichkeit an ihre Person sie nicht vergessen konnte, und wenn Friedrich der Große in Sanssouci seinen Windspielen an bevorzugter Stelle ein Grab und eine Inschrift gönnte, hat Katharina es in ähnlicher Weise mit ihren Lieblingshunden gethan. Eine Granitpyramide in ägyptischer Form ist ihnen zu Ehren im Park errichtet worden. Derselbe besitzt aber auch noch andere Werke der bildenden Kunst, die erwähnenswert sind. Vor allem gilt das von der reizenden Bronzefigur einer Najade, welche auf einem großen Granitblock sitzt und betrübt auf ihren zerbrochenen Wasserkrug blickt. Aus demselben hat der Künstler eine muntere Quelle hervorsprudeln lassen. Der Eindruck, welchen der Naturfreund empfängt, wenn er vom See kommend wieder in den Schatten der Bäume tritt und von dem Grün der Waldung dies reizende plastische Idyll sich abheben sieht, dürfte in seiner Lieblichkeit kaum zu übertreffen sein. Monumental ausgeführte Thore bezeichnen die Eingänge zum Park, eins derselben bildet der prachtvolle Triumphbogen in Marmor, durch dessen Ausführung Katharina die Verdienste Gregor Orlows beim Ausbruch der Pest in Moskau anerkannte. Das kleine Städtchen Sofia, welches sich südlich von Zarskoje-Selo befindet, wirkt mit seinen Villen im griechischen und türkischen Stile wie die artige Schlußwendung eines Märchens, das uns mit seinem Zauber so lange gefangen gehalten hat.

Fahren wir, von St. Petersburg kommend, über Zarskoje-Selo noch eine Viertelstunde weiter, so kommen wir nach Pawlowsk. Die elegante Welt hat diesen Ort als Rendezvous ganz besonders bevorzugt, und ein Sommerabend, den wir hier zubringen, führt uns schnell in die Eigentümlichkeit des russischen geselligen Lebens ein. Schon der Bahnhof oder, wie die Russen sagen, Vauxhall, unterscheidet sich wesentlich von einem gewöhnlichen Stationsgebäude und ist mit allem versehen, was sich die vergnügungslustige Jugend nur wünschen kann. Da giebt es ein sehr feines und ebenso teures Restaurant, das man mit dem Ausdruck „ländlich sittlich“ ganz falsch charakterisieren würde, da in ihm die raffiniertesten Genüsse der Residenz zu finden sind. Um die Unterhaltung des Publikums nicht ins Stocken geraten zu lassen, hat man die musikalischen Genüsse zu den materiellen gesellt. Die Konzerte in Pawlowsk haben, obwohl nur ein paar Hundert Schritte davon die Lokomotive ihren schrillen Pfiff erschallen läßt, eine große Berühmtheit erlangt. Johann Strauß, der bekannte Walzerkönig, hat in diesen Räumen oft gespielt und mit seiner Kapelle eine frohgestimmte Gesellschaft durch den Zauber des Dreivierteltaktes elektrisiert. Aber auch weniger berühmte Künstler haben den Russen Geschmack an deutscher Musik beigebracht und aus deren Blüten manchen duftigen Kranz geflochten.

Das Schloß in Pawlowsk wurde 1777 bis 1780 von Paul I. erbaut und machte

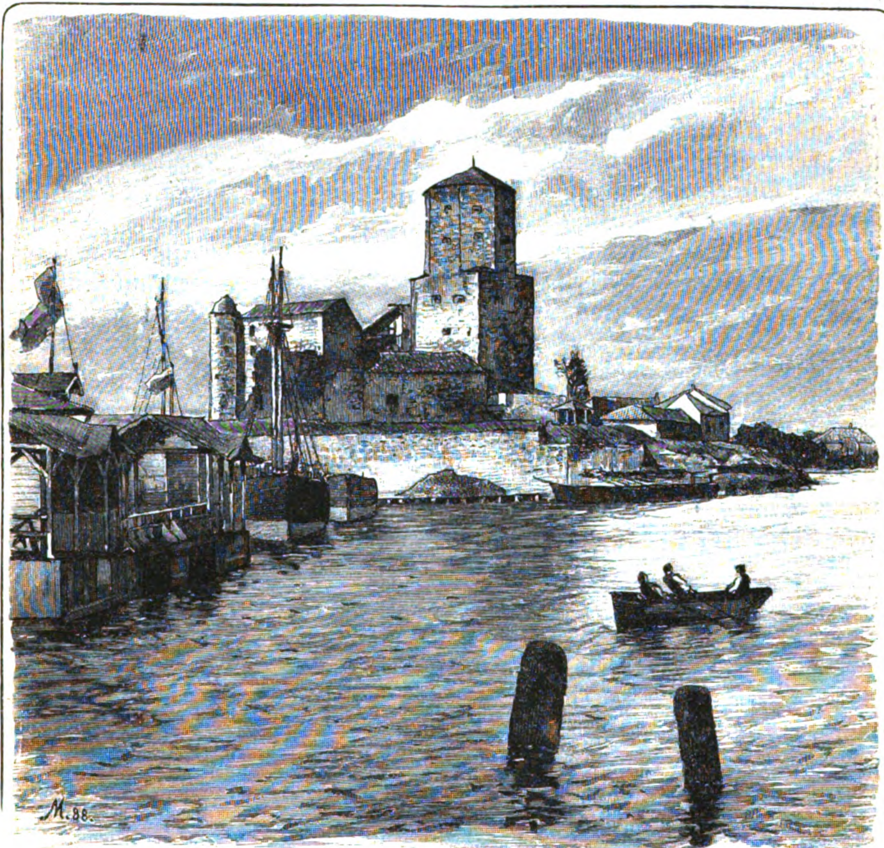


Meierei in Pawlowsk.

im Jahre 1803 das Schicksal der meisten Schlösser in der Umgebung von Petersburg durch. Es brannte nämlich ab und erhielt erst seitdem die gegenwärtige Gestalt. Der dreistöckige Bau, dessen Fassade einen Portikus von sechzehn jonischen Säulen und einen mächtig gewölbten Kuppelbau, sowie zu beiden Seiten halbrunde Kolonnaden aufweist, enthält auf seiner Rückseite eine interessante Galerie. Wenn man nämlich hier steht, glaubt man einen Prachtbau in allen seinen Einzelheiten vor sich zu haben, während es sich thatsächlich nur um eine geschickte perspektivische Darstellung handelt, die der Italiener Gonzaga durch seine architektonischen Malereien erreicht hat. Zwischen den Säulen der Galerie haben treffliche antike Statuen Aufstellung gefunden. Das Innere des Schlosses wirkt für das Auge lange nicht so prächtig wie in Zarskoje-Selo. Paul I., der es bewohnte, und die Kaiserin Maria Feodorowna, die ebenfalls eine besondere Anhänglichkeit an diese Räume besaß, waren eben von ganz anderen Gesinnungen durchdrungen als die prachtliebende Katharina II. Man muß schon ein großes Interesse für die betreffende Periode der russischen Geschichte haben, um an verschiedenen Kleinigkeiten, denen in den Zimmern des Palais eine große Bedeutung zuerkannt wird, nicht achtlos vorüberzugehen. Die Bibliothek und die Münzsammlung haben allerdings ihr Verdienstliches, aber es ist für den Ausländer unmöglich, vor jedem Service, das ein fremder Monarch geschenkt hat, oder

vor jedem Teppich, den diese oder jene Dame eigenhändig gestickt hat, ehrfurchtsvoll zu verweilen. Einen tieferen menschlichen Anteil nötigen uns nur die Erinnerungen an die Großfürstin Helene ab. Am bedeutendsten bleibt im Schloß von Pawlowsk immer noch die Galerie, obwohl einige der wertvollsten Kunstwerke nach der Eremitage übersiedeln mußten. Aber es sind ihr doch noch Sachen von Tintoretto, Veronese, Guido Reni, Correggio, Rembrandt und anderen Meistern geblieben, auf die der gegenwärtige Besitzer des Schlosses, der Großfürst Konstantin, Onkel des jetzt regierenden Zaren, das Konstantinsche Palais, an einem See gelegen, das andere das Palais Alexanders I., dessen Äußeres durchaus nichts von kaiserlicher Pracht verrät.

Jeder Besucher von Pawlowsk wird am längsten und liebsten in dem wunderschönen Parke verweilen, der ebenso ausgedehnt wie reich an hübschen Partien ist. Viele Stunden wird man in ihm umherwandern können, ohne daß die Landschaft etwas Ermüdendes hat, weil mit zweckentsprechender Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des Auges für eine fortwährende Abwechselung gesorgt ist. Wenn wir eine Weile durch ein stilles Thal gewandert



Ruine der Festung in Wiborg.

stolz sein kann. Wir erwähnen gleich auf der entgegengesetzten Seite des Parkes zweier anderer Gebäude. Das eine ist sind, kommen wir vielleicht auf eine Anhöhe, deren Waldesschatten uns Kühlung gewährt. Ein freundlicher See, eine spru-

delnde Quelle, ein Wasserfall begrüßen uns, wenn wir aus einer langgestreckten Baumallee heraustreten. Auch an zierlichen Schöpfungen der Baukunst, an Denkmälern und Monumenten, die den Spaziergänger sinnend verweilen lassen, fehlt es nicht. Erstaunlich für die nördliche Lage des Ortes ist vor allem der Reichtum an schönen starken Bäumen, die zwar der Gattung nach nicht so zahlreich wie in unseren Gegenden vertreten sind, aber um so mehr durch ihre Quantität auffallen. Es ist ein auserlesenes Vergnügen, stundenlang unter diesen mächtigen Baumgruppen umherzuwandern und dabei ganz zu vergessen, daß man sich in einem Lande befindet, welches die Phantasie vieler naiven Beurteiler mit Eis und Schnee, mit Bären und Wölfen ohne weiteres zu identifizieren liebt. Es ist daher ganz begreiflich, daß die Russen diesen Park in seiner Art für etwas Vollkommenes halten und nicht müde werden, seine Vorzüge zu rühmen. Eine umfangreiche Litteratur, die über diesen Gegenstand vorhanden ist, legt davon Zeugnis ab. Man hat es unter anderem ausgerechnet, daß die Gesamtlänge aller Wege im Park nicht weniger als hundertfünfzig Werst, also etwa zwanzig deutsche Meilen beträgt. Wer sich die Mühe nimmt, die auf dem höchst gelegenen Punkte befindliche Gitterlaube zu ersteigen, eine Mühe, die durch die siebzig mit Statuen verzierten und bis zum See hinabreichenden Stufen sehr erleichtert wird, hat über die ganze Landschaft eine höchst malerische Aussicht.

Beginnen wir, um unter den Sehenswürdigkeiten des Parkes einige hervorzuheben, mit dem Pavillon Elisabeth. Derselbe bildet einen viereckigen Bau, der von allen Seiten mit Glasthüren geschlossen und dessen Plafond mit Fresken ausgemalt ist. Jede Fassade hat ihren eigenen Charakter, wodurch der Reiz des Ganzen sehr erhöht wird; am gefälligsten wirkt der Säulengang, dessen Wandpfeiler aus rötlichem Marmor gehauen sind. Während das Innere einen vornehm eingerichteten Saal bildet, hat man vom Dache des Pavillons, zu dem eine breite Treppe hinaufführt, einen hübschen Aussichtspunkt. In der Nähe des Konstantinschen Palais stoßen wir auf einen anderen Pavillon, der deshalb ein historisches Interesse hat, weil hier im Juni 1814 zu Ehren des aus den Befreiungskriegen zurückkehrenden Alexander I. ein großes Fest veranstaltet wurde. Mehrere tausend der schönsten Rosenbüsche erfüllten die Luft mit ihrem Duft, im Saale tummelte sich die Hofgesellschaft, draußen waren für die jungen Großfürsten Schaukeln, ein Karussell und eine Rutschbahn aufgestellt. An den Blumenflor jener Tage erinnern jetzt nur noch die Guirlanden künstlicher Rosen, die an den Wänden angebracht sind und die Säulen und Armleuchter umschließen. Sie machen den Namen, welchen dieses Gebäude an seiner Front trägt: „Pavillon des roses“, auch jetzt noch zur Wahrheit. Die Meierei, auch Marienthal genannt, erinnert an ihre Begründerin, die Kaiserin Maria, die aber das hübsche, im gotischen Stil ausgeführte Gebäude nicht mehr vollendet gesehen hat. Durch eine Gitterthür gelangt man zu dem Landhause, wo die eigentliche Wirtschaft betrieben wird. Wenn wir schon früher von deutschen Kolonisten sprechen durften, so begegnen wir ihnen hier wieder und zwar als Aufseher über die Meierei. Ihnen ist es also zu verdanken, wenn man in der Umgegend von Pawlowsk gute Milch und frische Butter, die Grundbedingung jedes Wohlbehagens während der Sommerfrische, erhält. Während diese nach Rußland versprengten Deutschen sich mit Landwirtschaft beschäftigen, findet eine andere Gruppe unserer Landsleute, die ebenfalls nicht weit davon, in Friedenthal, leben, ihren Unterhalt durch die Fabrikation von Bändern und farbigen Tüchern. Es sind Schwaben, die sich friedlich und fleißig ernähren und im fremden Lande viele ihrer Eigenheiten bewahrt haben.

An dem Gedeihen der Parkanlagen haben die Großfürsten stets einen lebhaf-

ten Anteil genommen. Das beweist der sogenannte Familienhain, ein kleines von Wasser begrenztes Wäldchen, in dem jeder Stamm den Namen und die Jahreszahl trägt, wann er von einem Mitglied der kaiserlichen Familie gepflanzt worden ist. Die „Labyrinthe" sind runde, mit Bronzestatuen versehene Plätze, von denen sechs bis acht Alleen von ganz gleicher Beschaffenheit der Bäume ausgehen, so daß ein Unerfahrener in der That zweifelhaft sein kann, wo er hineingekommen ist und wo er den Ausweg suchen soll. Solcher hübschen Punkte könnten wir im Park noch mehrerer erwähnen, wir wenden uns aber lieber Monumenten zu, die, wie die beiden Denkmäler, welche die Kaiserin Maria Feodorowna ihrem Gatten, dem Kaiser Paul I., und ihren Eltern errichten ließ, Beweise rührender Pietät sind. Jenes hat die Form eines antiken Tempels, dessen Front durch vier Säulen aus Granit und durch ein kunstvolles schwarzes Gitter gebildet wird. Die Büste Pauls ist aus weißem Marmor gemeißelt, darunter befinden sich die Statuen Marias mit den trauernden, von Genien umgebenen Kindern. Das Ganze trägt am Eingange die Inschrift: „Die Gattin dem Wohlthäter!" Das andere Denkmal, ein Zeugnis kindlicher Liebe, zeigt eine am Altar eines Tempels betende Gestalt und zwei Urnen, welche die Bildnisse der verstorbenen Eltern der kaiserlichen Stifterin tragen.

Kein Denkmal wird den deutschen Besucher Pawlowsks aber mit solcher Teilnahme und Rührung erfüllen wie die auf der Place Guillaume befindliche Büste des Deutschen Kaisers Wilhelm I. Sie ist ein sehr gelungenes Werk, spricht für großen künstlerischen Ernst und bringt die charakteristische Erscheinung des Monarchen, der die zersprengten Stämme unseres Vaterlandes zur starken Einheit verschmolz, gut zum Ausdruck. Die Büste ist aus weißem karrarischem Marmor angefertigt und steht auf einer granitnen Säule. Die Brust des Kaisers ist mit Ordenssternen besetzt. Rings um den ganzen Platz, wo das Denkmal aufgestellt ist, blüht und duftet es von den herrlichsten Blumen. Die Büste steht genau dort, wo Kaiser Wilhelm als jugendlicher Prinz von Preußen in den Jahren 1817 und 1818 bei einem Besuch, den er seiner Schwester Charlotte (Alexandra), der Gemahlin des späteren Kaisers Nikolaus, machte, in dem Park spazieren zu gehen liebte. Man kann das Kunstwerk nicht betrachten, ohne an die Familienbeziehungen zu denken, die zwischen dem preußischen und dem russischen Hofe bestehen. Den vielen Deutschen, die in Petersburg leben, macht es aber eine mit nichts zu vergleichende Herzensfreude, wenn sie im Parke von Pawlowsk im Sommer spazieren gehen und plötzlich in dem Grün der Bäume das marmorne Brustbild des glorreichen Herrschers erblicken, der den deutschen Namen auf der ganzen Erde zu Ehren gebracht hat.

Von der südlichen Umgebung Petersburgs wenden wir uns jetzt der östlichen zu, indem wir vom Wosnessensky-Prospekt in Petersburg mit einem Dampfer die Newa aufwärts fahren und nach viereinhalb Stunden an Fabrikanlagen, Landhäusern und Waldgegenden vorbei nach Schlüsselburg kommen. Die Stadt liegt an der Stelle, an welcher die Newa aus dem Ladogasee heraustritt, und zählt etwa 8000 Einwohner. Man führt ihre Geschichte bis zu den Nowgorodern zurück, die, als sie mit den Schweden im Kriege lagen, auf einer Insel des Ladogasees die Festung Orechowitz erbauten. Der Name kommt von Orech = Nuß her. Als die Schweden den Ort wiederholt eroberten, allerdings um ihn auch immer wieder zu verlieren, gaben sie ihm den entsprechenden Namen in ihrer Sprache, so daß er seitdem Nöteborg hieß. Lange wurde die Festung von den beiden feindlichen Völkerschaften umstritten, aber schließlich blieb das Glück doch den Russen treu. Im Oktober 1702 mußte sich die Stadt Peter dem Großen, der sie dreizehn Stunden lang bestürmt hatte, ergeben. Der kühne Eroberer nannte die Festung fortan

mit gutem Grunde Schlüsselburg, denn in der That gab ihm ihr Besitz den Schlüssel zum ganzen Newagebiet in die Hand. Die Festungswerke wurden seitdem ausgebaut, und allmählich entwickelte sich der Ort auch zu einem nicht unbeträchtlichen Handelsplatz. Aber noch einer dritten und zwar recht unheimlichen Bestimmung hat er im Laufe der Zeiten nicht entgehen können. In Schlüsselburg wurden unter verschiedenen Regierungen besonders wichtige Staatsverbrecher gefangen gehalten, die hinter den hohen weißen Mauern der Festungsinsel an die Möglichkeit, die Freiheit wieder zu erlangen, kaum mehr denken konnten. In jüngster Zeit haben sich die Gefängnisse wieder mit Unglücklichen gefüllt, denen in der Nacht ihres Kerkers die Wellen des Ladogasees ihr eintöniges Klagelied singen.

Der Ladogasee ist unter den Binnenseen Mitteleuropas der größte: er ist achtundzwanzig Meilen lang und an einzelnen Stellen einundzwanzig Meilen breit. Man hat berechnet, daß sein Wassergehalt den des Genfersees etwa um das Neunzehnfache übertrifft. An einem schönen Tage und bei ruhigem Wetter überrascht er durch sein krystallklares Wasser, in dem man bis zu einer Tiefe von fünfzehn bis zwanzig Fuß einzelne Gegenstände noch deutlich erkennen kann. Aber dem zugleich majestätischen und lieblichen Frieden, der dann über die Oberfläche des Sees ausgebreitet ist, darf man auf die Dauer nicht trauen. Bei stürmischem Wetter wird er wegen der vielen Klippen, die in ihm enthalten sind, für die Schiffahrt äußerst gefährlich, und um jene zu vermeiden, hat man schon frühzeitig mit dem Bau von Kanälen begonnen, so daß jetzt die Fahrzeuge, die vom Kaspischen Meer und der Wolga kommen, am Südrande des Ladogasees ohne alle Besorgnis ihren Weg nehmen können. Sie brauchen nur bei Neu-Ladoga auf die Höhe des Kanals und bei Schlüsselburg auf das Niveau der Newa gehoben zu werden, um unbehindert Petersburg erreichen zu können.

Eine Fahrt auf dem See hat insofern viel Interessantes, als sich auf demselben eine große Anzahl von Inseln von verschiedenstem Umfang befinden. Auf zweien der größten, Konewez und Walaam, treffen wir Klöster an, deren Schicksal mit der Geschichte Rußlands auf das innigste verkettet ist. Das Kloster Konewez wurde im Jahre 1393 vom Mönche Arsinius gestiftet, und zwar als Zufluchtsort für die christlichen Russen, die sich hierher vor den Angriffen der heidnischen Tataren retteten und brünstige Gebete um Befreiung von dem Joch der Eindringlinge zu ihrem Gott emporsandten. Für diese schöpferische That empfängt Arsinius vor dem silbernen Standbild, das seine Erscheinung vergegenwärtigen soll, noch jetzt den Dank von den Lippen gläubiger Pilger. Mit noch größerer Andacht wenden sich diese frommen Seelen dem anderen auf der Insel Walaam gelegenen Kloster zu, welches das vorher genannte an Bedeutung und Reichtum wesentlich übertrifft. Seine Gründung fällt schon in das Jahr 992; aber alles, was wir jetzt an Gebäuden erblicken, ist erst nach dem Brande von 1754, der das Kloster völlig einäscherte, entstanden. Auch von dieser Katastrophe abgesehen, haben die Mönche infolge der beständigen Kriege zwischen den Schweden und den Russen viel Leid erduldet. Sie wurden geplündert und erschlagen, auch die Polen nahten ihnen später mit Mord und Brand, und endlich fiel eine große Anzahl Gläubiger einer Epidemie zum Opfer, die drei Jahre lang auf dem schönen Eiland wütete. Aber die Christenlehre hatte mutige und ausdauernde Verteidiger, und der Lohn blieb nicht aus. Nachdem schon Peter der Große sich ihrer angenommen hatte, indem er die zerstörten Gebäude neu errichtete, wurden dem Kloster im vorigen Jahrhundert bedeutende Schenkungen zugewiesen, und Kaiser Alexander I., der es im Jahre 1821 besuchte, erhöhte das Ansehen desselben, indem er es zu einem Kloster erster Ordnung erhob. Bis zu den Inseln des Stillen Oceans hat es seitdem seine frommen Boten ausgesendet und an Ein-

künften wie an Bedeutung immer mehr gewonnen. Die Lage des Klosters, das fünf Kirchen und hundertundfünfzig ober- und unterirdische Zellen enthält, ist eine prächtige. Am Nordende des Ladogasees bei Serdobol befinden sich die berühmten Steinbrüche, welche den Marmor für den Bau der Isaakskirche lieferten und deren Ausnützung sich nur deshalb nicht lohnt, weil es in dieser Gegend noch an einer Eisenbahnverbindung fehlt.

Dagegen ist die nördliche Umgebung von St. Petersburg bei allen denjenigen, die im Sommer eine Erholung suchen, in jüngster Zeit sehr in Aufnahme gekommen, und jeder, der einige Tage dort zugebracht hat, wird hinzufügen: mit gutem Recht. Die betreffenden Ortschaften liegen alle an der finnländischen Bahn und sind, weil am Tage eine ganze Anzahl von Zügen abgeht, bequem zu erreichen, sie zeichnen sich durch anmutige Vegetation aus und sind wegen ihrer hohen Lage auch in sanitärer Beziehung sehr zu empfehlen. Schuwalowo, wo sich das Gut der gräflichen Familie Schuwalow befindet, und nur wenige Minuten davon entfernt Pargolowo, haben wohl die meiste Anziehungskraft auf die Stadtbevölkerung ausgeübt. In Schuwalowo sind die Höhen der beiden Susdalschen Seen, die sich hier ausbreiten, dicht mit Villen besetzt, und wo zur Zeit Peters des Großen den Schweden manches blutige Treffen geliefert wurde, gehen jetzt geputzte Männer und Frauen ihren Vergnügungen nach. In dieser reizenden Umgebung wird zunächst niemand daran denken, daß ihn nur wenige Meilen von dem Gewühl der Hauptstadt trennen. Um so größer ist daher die Überraschung, wenn man die Poklonnaja Gora ersteigt und das Bild der Residenz mit der schimmernden Kuppel der Isaakskirche vor sich erblickt. Der Park von Schuwalowo, der vier Werst im Umfang hat, enthält eine beachtenswerte Merkwürdigkeit in dem sogenannten Parnaß, einem Aussichtspunkt nach der Newaseite zu. Pargolowo zerfällt in mehrere Dörfer, die auf der Straße nach Wiborg liegen und zur Unterscheidung



Statue des Wäinämöinen in Monrepos bei Wiborg.

mit Zahlen belegt werden, so daß man also vom ersten, zweiten oder dritten Pargolowo spricht. Auch hier konzentriert sich der Villenbau um den See, der östlich von der Straße liegt, und die Aussicht von den Höhen ist ebenso schön wie von Schuwalowo. Jedenfalls sind diese finnländischen Sommerfrischen im besten Emporblühen begriffen, sie vertreten das demokratische Element der Neuzeit, das auch den einfachen Bürger und Kaufmann in den Stand setzt, sein Landhaus zu beziehen, während in den früher genannten und besprochenen Ortschaften mehr der Hof und die Aristokratie zu Hause sind. Freilich darf man nicht annehmen, daß trotz der guten Verbindung jene Punkte für den Petersburger so bequem

zu erreichen sind wie etwa Potsdam für den Berliner. Der Russe muß vielleicht eine Viertelstunde mit der Droschke fahren, bevor er zur Dampfschiffstation gelangt, dann kommt die Wasserfahrt auf der Newa, hierauf folgt ein allerdings kurzer Weg bis zum Finnischen Bahnhof, dann die Eisenbahnfahrt und schließlich womöglich noch eine Droschkentour, die ihn endlich ans Ziel bringt. Aber solche Opfer werden kaum gerechnet, wenn man im Sommer aus der Backofenhitze der Stadt glücklich heraus ist und Luft und Wasser um sich hat.

Verfolgen wir die finnische Bahn weiter, so gelangen wir in das Innere des merkwürdigen Landes, dessen Bevölkerung sich zwischen der germanischen und der slavischen Welt in seiner ganzen Selbständigkeit behauptet hat. Den Finnen begegnen wir schon in Petersburg als Arbeiter und Verkäufer, meistens als Eishacker und Butterhändler. Ihr störrisches, eigensinniges, aber im Grunde gutmütiges Wesen kommt inmitten der russischen Bevölkerung, die viel leichter geartet ist, wohl auch zum Ausdruck, allein um diese Nation wirklich in ihrer Ehrlichkeit, Gastfreundschaft und Bescheidenheit kennen zu lernen, muß man sie in ihrer Heimat aufsuchen, an welcher sie mit rührender Liebe hängen. Enthält doch ihre Sammlung alter Volkslieder, Kanteletar, eine Strophe, welche dieses Gefühl in ergreifender Schlichtheit ausspricht:

Besser ist's, im eigenen Lande
Wasser aus dem Schuh zu trinken
Als in fernem, fremdem Lande
Honigtrank aus goldner Schale.

Aber nicht allein das ethnographische Interesse, sondern noch viel mehr der Sinn für Naturschönheiten wird den Reisenden diese Gegenden aufsuchen lassen, denn Finnland ist an solchen überaus reich. Zwei Punkte sind es besonders, die auf die empfängliche Phantasie einen bedeutenden Eindruck machen: Wiborg und der Imatrafall.

Wenn man mit der finnländischen Bahn an den vorher erwähnten Sommerfrischen vorbei gefahren ist und in Terijoki das Gepäck ordnungsgemäß hat durchsehen lassen, wird man bald durch den Anblick hübscher Gärten und Villen erfreut, welche sich bis nach Wiborg hinziehen und deren Besitzer uns durch ihr frisches Aussehen verraten, daß sie den Petersburger Staub gründlich abgeschüttelt haben. Die Stadt selbst macht einen freundlichen Eindruck inmitten des Wasserreichtums, der sie umgiebt, und bildet Finnlands ersten Seehafen. Die Bevölkerung betreibt einen lebhaften Handel, verfolgt daneben aber, wie das Vorhandensein einer litterarischen Gesellschaft beweist, auch geistige Interessen. Hat Wiborg als Hafenstadt seine Bedeutung, so dient es doch zumeist als Ausgangspunkt für eine Reihe schöner Ausflüge, die von hier aus bequem und mit geringen Kosten angetreten werden können. An schönen Sommertagen zieht es die Bevölkerung vor allem nach dem Vergnügungslokal Huusniemi, das nur eine kurze Strecke von der Stadt entfernt und auf hohen Felsen erbaut ist, von wo man einen reizenden Ausblick auf die Umgegend genießt.

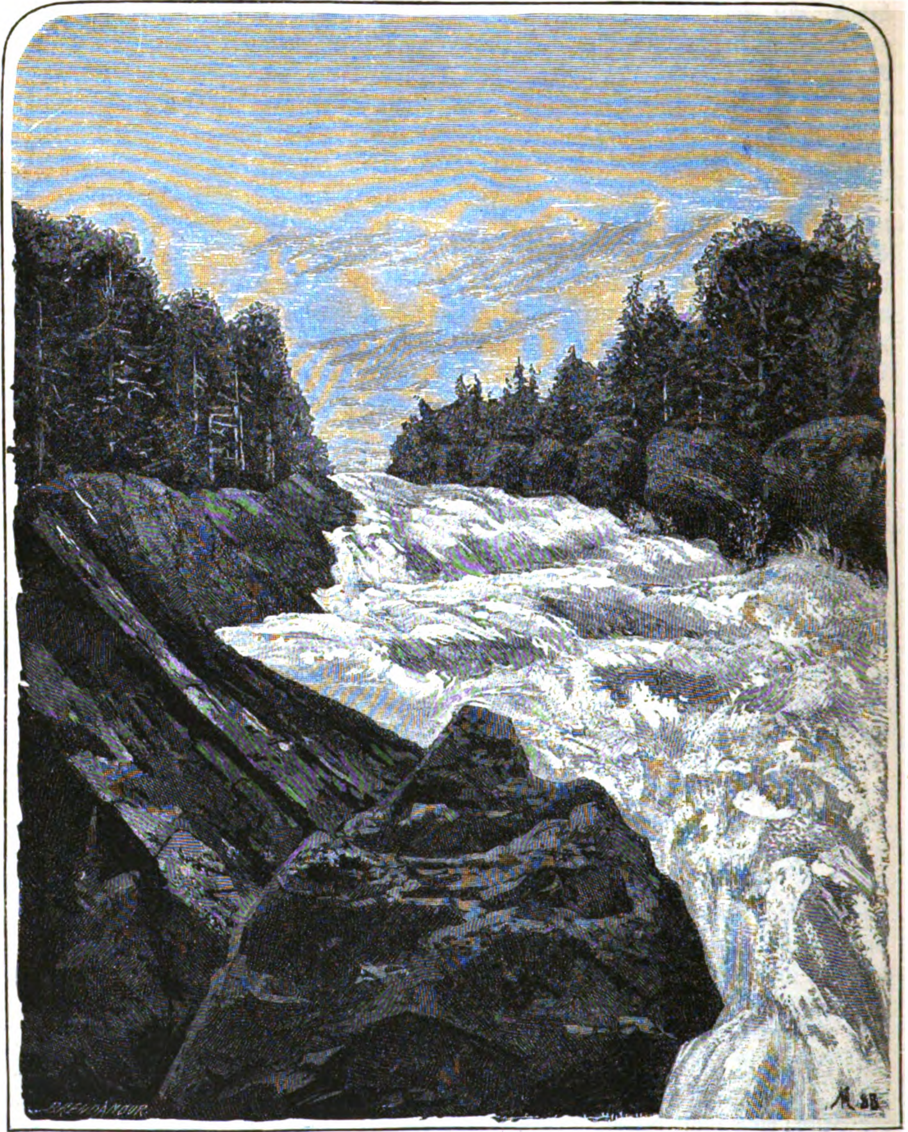
Das Schönste erwartet den Fremden aber, wenn er seinen Ausflug nach Norden etwa eine Viertelmeile bis nach Monrepos, dem Landsitz des Barons Paul von Nikolay ausdehnt. Hier hat die Gartenkunst zwischen Felsengestein und armseligen Bauernhütten eine Leistung ersten Ranges geschaffen, an der sich bereits mehrere Generationen erfreuen dürfen. Es war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als der General Stupeschin mit der Anlage des Parks begann, dessen Weiterführung sich die Kaiserin Marie angelegen sein ließ. Als beneidenswertes Geschenk kam es 1811 in den Besitz des Schriftstellers und Staatsmannes Baron Ludwig v. Nikolay, der seinen bei Austerlitz und Kulm gefallenen Schwägern, den Herzogen von Broglio, auf einem Felsen, von dem man eine weite Aussicht hat, ein Denkmal in Gestalt eines Obelisken setzen ließ. Meister Uhlands „Schloß

am Meer" ist hier zur Wahrheit geworden, die Wellen spritzen in einer Bucht bis zu der Stelle heran, wo sich dieser Herrensitz und die im gotischen Stil ausgeführte Ludwigsburg, das Grabmal der Familie, erheben. An einer anderen Stelle, wo die aufragenden Felsen den Blick auf das Meer nur hin und wieder gestatten, erhebt sich das Denkmal eines der drei Helden des finnischen Volksepos, des zauberkräftigen Sängers Wäinämöinen. Die Lieder, welche die Phantasie des für Dichtkunst und Gesang reich beanlagten Volkes dieser Sagenfigur in den Mund legt, hatten sich nur noch in den abgelegenen Gegenden des Landes rein erhalten, aber sie waren deshalb nicht verloren gegangen. Dem finnischen Gelehrten Elias Lönnrot gelang es in unseren Tagen, diese Poesien, so wie er sie von seinen Landsleuten anstimmen hörte, zu sammeln, zu sichten und zu dem Nationalepos „Kalewala" zusammenzustellen, das in der letzten Ausgabe nicht weniger als 23000 Verse enthält. Dasselbe handelt von drei Halbgöttern, dem Sänger Wäinämöinen, dem Schmied Ilmarinen und ihrem gemeinsamen Gegner Lemminkainen. Der erste von diesen dreien, der Sangesheld, ist nun der Gegenstand der gelungenen plastischen Darstellung in Monrepos geworden. Das Original, ein Werk des Dänen Voruch, ging leider zu Grunde, das Denkmal, das zur Ausführung gekommen ist, wurde danach von dem finnischen Bildhauer Takanen kopiert. Der Sänger sitzt auf einem mächtigen Felsen, auf seinen Knien ruht die Kantele, in deren Saiten die Rechte greift, während die Linke in höchster Begeisterung weit ausgestreckt und emporgerichtet ist. Das Haupt ist von kräftigen Locken umwallt, der Bart fällt lang und breit auf die Brust, man fühlt bei der Betrachtung dieses Denkmals, daß so ein Mann aussehen müsse, in dem sich ein schlichtes Naturvolk seinen Helden und Dichter vorstellt.

Von Wiborg aus führt der Weg zu einer der größten Sehenswürdigkeiten des russischen Reiches, zu den viel genannten und viel gefeierten Imatrafällen. Das Vergnügen, Zeuge dieses gewaltigen Naturschauspiels zu sein, war wegen der mangelhaften Verbindung früher mit allerlei Schwierigkeiten verknüpft. Erst seitdem die Bahn von Petersburg nach Helsingfors eröffnet worden ist, also seit achtzehn Jahren, zählt der Besuch der Fälle zu den Ausflügen, die man in aller Bequemlichkeit und ohne nennenswerten Aufwand an Zeit und Geld machen kann. Seitdem hat sich auch eine Aktiengesellschaft in Wiborg gebildet, welche das Terrain der Imatrafälle für ein halbes Jahrhundert gepachtet, daselbst ein neues Hotel gebaut und den Reisenden den Aufenthalt so angenehm gemacht hat, als man es nur irgend wünschen kann.

Wenn wir einen Blick auf die Landkarte von Finnland werfen, so finden wir, das es namentlich im Süden und Osten durch zahllose Seen, die miteinander in Verbindung stehen, förmlich zerrissen wird. Der bedeutendste von ihnen ist der hoch gelegene Saimasee, der sechzig Werst lang und halb so breit ist und dessen einziger Ausfluß durch den dem Ladogasee zuströmenden Wuoksen gebildet wird. Im Niveau liegt aber von diesen beiden Wassergebieten das erstere achtzig Meter höher als das letztere, und dieser Unterschied erzeugt in dem Flußbette eine Reihe von Fällen und Stromschnellen, die durch die wundervoll wechselnde Scenerie des Landes einen ergreifenden Eindruck machen und in dem Imatra ihren Höhepunkt erreichen. Ursprünglich merkt man es dem Wuoksen gar nicht an, zu welchem wilden und ungestümen Gesellen er sich entwickeln werde. Beim Ausfluß aus dem Saimasee ist sein Lauf ein verhältnismäßig ruhiger, er findet sein Vergnügen darin, eine Anzahl Inseln mit seinen Wellen wie ein Verliebter mit sanften Schmeichelworten zu umkosen. Aber man darf dem Heuchler nicht trauen, der die in ihm schlummernde Kraft überaus schnell und überraschend gebrauchen lernt. Bald genügt es ihm nicht mehr, in seinem Flußbette auszuharren, er durchschneidet das

Land mit seinen Armen und hält in kleineren Katarakten eine Generalprobe zu dem ab, was er sich später zu leisten vorgenommen hat. Schon beginnt er seine Un-gends zu denken, denn die tiefe reißende Flut würde die Pfähle, die man in den Grund senken wollte, bald wieder herausheben. Unaufhaltsam treibt es den Fluß



Der Imatra-Fall.

zufriedenheit durch ein Gurgeln, Schnauben, Toben und Brausen auszudrücken, er läßt bereits seine Wellen aufspritzen und schäumen, daß man davor erschrecken kann. An den Bau einer Brücke ist nirnun vorwärts, bis er sich geräuschvoll als Wasserfall Taimonwiota oder kleiner Imatra in das Thal hinabstürzt. Dann teilt sich der Strom in drei Arme, von denen nur der mittlere im Vorwärtstrei-

ben der schäumenden Wogen sich als der eigentlich thatkräftige erweist. Kleinere Stromschnellen folgen wohl, aber im ganzen scheint sich der Wuoksen etwas beruhigt zu haben. Eine Weile geht er darin sogar so weit, daß er den Namen Lautta-Suwanto (stilles Wasser) annimmt, während die Felsen von beiden Seiten an ihn heranrücken, ihn in seinem Lauf auf alle mögliche Weise beschränken und sich sogar mitten drin in mächtigen Blöcken der Flut widersetzen, über welche diese aber jauchzend hinwegstürmt. Aber noch sind wir nicht zum Haupt- und Höhepunkt des Ganzen gekommen. Die Natur hat es verstanden, bei der Vorbereitung desselben durch den Reiz des Kontrastes zu wirken und uns erst ein Bild des lieblichen Friedens vorzuführen, bevor sie ihre gewaltigsten Mittel in Kraft treten läßt. Der Lauf des Flusses wird nämlich wieder ruhiger, die Felsen treten zurück und verschwinden, um wohlbestelltem Ackerland und grünenden Wiesen Platz zu machen; ja, was wir kaum für möglich gehalten haben, hinter einer Anzahl von Inseln haben wir sogar eine Fernsicht, die es uns gestattet, weit in das Land hineinzublicken. Will sich das Element mit dem Erreichten wohl gar zufrieden geben und sich den Menschen zu bescheidener und nutzbringender Thätigkeit zur Verfügung stellen?

Ein dumpfes Dröhnen und Poltern beweisen uns, wie sehr wir gefehlt haben, wenn wir an eine solche Möglichkeit dachten, denn auf einmal nimmt der Fluß einen stärkeren Lauf, verbreitert sich, und mit rasender Schnelligkeit und donnerähnlichem Toben schießt er durch eine Öffnung, die er sich im Laufe vieler Jahrtausende durch mächtige Granitfelsen gebahnt hat, hervor. Daraus ist schon ersichtlich, worin sich der Imatrafall vom Rheinfall oder vom Niagara unterscheidet. Während diese beiden durch den Herabsturz des Wassers von beträchtlicher Höhe einen so großartigen Eindruck machen, wirkt der Imatra wesentlich als eine über alle Beschreibung gewaltige Stromschnelle. Von den Wassermassen, die sich daherwälzen, kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man hört, daß der Imatra in einer Stunde fünfundzwanzig Millionen Kubikfuß Wasser mehr als der Niagarafall vorwärtstreibt. Es ist nicht leicht, dieses wütende Ringen der Schaumwogen untereinander und den Ton zu schildern, welcher dröhnend an unser Ohr schlägt. J. G. Kohl, den wir schon früher einmal erwähnten, gebraucht das sehr richtige Bild von einem gefangenen Löwen, der sich in einen Fallstrick verwickelt hat, dann vor Wut schäumt, sich gefangen zu fühlen, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte die Freiheit zurück erkämpft und endlich, noch lange grimmig vor Zorn, daß er in die Falle gegangen ist, seinen Weg weiter wandelt. Schon das Nationalepos der Finnen, die Kalewala, feiert den Imatrafall als den größten des Landes, und alle möglichen Wendungen in gebundener und ungebundener Rede hat dieses Wunder der Natur über sich ergehen lassen müssen. Im Frühling und nach langem Regenwetter wird seine Wucht am gewaltigsten. Es ist aber anzunehmen, daß in der Urzeit das Wasser noch viel höher gerauscht hat als jetzt und daß die sogenannten Teufelssteine, welche mit Recht die Verwunderung der Fremden erregen und die der Sage nach dem Teufel als Butterfaß dienten, durch Wirbel in der Flut entstanden sind, die im Laufe der Zeit in einen großen Stein durch einen kleinen ein tiefes Loch hineingebohrt hat. Die merkwürdig geformten Imatrasteine, die überall zum Kauf angeboten werden, mögen noch in späten Jahren so manchen ei ist reiselustigen Wanderer an den großartigen Wasserfall in Finnland erinnern, mit dessen Schilderung wir von der Umgebung Petersburgs Abschied nehmen.



Über das Sumpf- oder Grubengas.

Von

Joachim Biehringer.

Wenn wir an einem Sommertage uns am Rande eines Tümpels oder Weihers lagern, um dem vielbewegten Leben und Treiben der wasserbewohnenden Welt zuzuschauen, so werden wir nicht allzuselten die Beobachtung machen, daß Gasblasen aus den schwarzen, modernden Pflanzenresten, welche den Grund bedecken, hervortreten, durch das Wasser emporbringen und, am Spiegel desselben angekommen, zerplatzen. Stoßen wir mit einem Stock in den Schlamm oder rühren wir die Masse auf, so steigen diese Blasen in ganzen Scharen durch das trübgewordene Wasser herauf. Volta, der die Erscheinung zuerst genauer untersuchte, bezeichnete 1778 das Gas als „Sumpfluft" — ein Name, der sich auch heute noch als „Sumpfgas" neben dem wissenschaftlichen Namen Methan erhalten hat.

Dasselbe ist farb- und geruchlos wie die uns umgebende Luft, aber es ist leichter als diese und besitzt außerdem in hohem Grade die Eigenschaft, entzündlich zu sein. Fängt man eine größere Menge jener Sumpfgasblasen in einem Glase auf und nähert die aufgefangene Gasmenge einem Licht, so brennt sie mit gelblicher Flamme. Reines Sumpfgas giebt eine schwach leuchtende bläuliche, derjenigen des Kohlenoxydgases ähnliche Flamme; Verunreinigungen verleihen ihr eine gelbliche Färbung. Gleich allen brennbaren Gasen ist es, mit Luft in einem bestimmten Verhältnis gemengt, explosiv. Durch starken Druck und Abkühlung ist es zuerst 1877 von Cailletet zu einer klaren Flüssigkeit verdichtet worden, welche bei ihrer Verdampfung eine solche Kälte erzeugt, daß dadurch Sauerstoff ohne Anwendung von Pumpen verflüssigt wird. Der Siedepunkt des flüssigen Sumpfgases liegt unter gewöhnlichem Druck bei — 164 Grad (Olszewski). Im festen Zustande stellt es eine weiße schneeige Masse dar.

An sich ist das Sumpfgas nicht giftig, so wenig wie Wasserstoff oder Stickstoff. Ein Gemenge von zehn Teilen Luft und einem Teil Sumpfgas ist vollständig unschädlich und kann ohne Beschwer eingeatmet werden. Nimmt der Gehalt an letzterem zu, so besitzt das Gemisch nicht mehr die zu einer regelrechten Atmung notwendige Sauerstoffmenge. Man wird zunächst, wie beim Atmen in einer „verdorbenen Atmosphäre", einen schwachen Druck auf Schläfe und Augen empfinden, der an frischer Luft rasch wieder verschwindet. Bei noch höherem Gehalt werden Erstickungsanfälle eintreten.

Das Sumpfgas ist die einfachste Wasserstoffverbindung des Kohlenstoffs und daher häufig ein Produkt verwesender oder sich zersetzender organischer Körper, jedoch bloß dann, wenn der Sauerstoff der Atmosphäre vollständig dabei ausgeschlossen ist. Wie bekannt, bestehen die organischen Körper aus äußerst kompliziert zusammengesetzten Verbindungen von Kohlen-

stoff, Wasserstoff, Sauerstoff, meist auch Stickstoff, seltener Schwefel und Phosphor. Findet nun die Zersetzung derselben unter Zutritt der Luft statt, so werden Kohlenstoff und Wasserstoff vollkommen getrennt und zu Kohlensäure und Wasser oxydiert. Wird hingegen der Luft die Einwirkung verwehrt, wie z. B. am Boden der Sümpfe durch das überstehende Wasser, dann schreitet die Zersetzung der organischen Massen nicht so weit vor, Kohlenstoff und Wasserstoff bleiben noch teilweise verbunden und geben als Endprodukt die einfachste Wasserstoffverbindung des Kohlenstoffs: das Sumpfgas. Daneben entstehen in geringer Menge Kohlensäure, Stickstoff, Schwefelwasserstoff u. a., hier und da auch Verbindungen von Kohlenstoff mit Wasserstoff, welche in ihren Eigenschaften dem Sumpfgas sehr ähnlich sind und sich von diesem nur durch einen höheren Kohlen- und Wasserstoffgehalt unterscheiden. Sie werden unter dem allgemeinen Namen Kohlenwasserstoffe zusammengefaßt.

Man wird daher das Sumpfgas überall da treffen, wo eine Zersetzung organischer Massen unter Abschluß der Luft stattfindet oder stattgefunden hat. Es tritt auf in Sümpfen wie im Steinkohlengebirge, im Steinsalz wie in den steinölführenden Schichten; es findet sich in den Darmgasen verschiedener Säugetiere. Es entsteht aber auch in großer Menge aus vielen kohlenstoffhaltigen Körpern, aus Holz, Torf, Steinkohle &c., wenn dieselben bei Luftabschluß der zersetzenden Wirkung starker Hitze überlassen werden, und bildet darum einen beträchtlichen Teil des Leuchtgases.

Das Vorkommen von Sumpfgas neben Kohlensäure und Stickstoff in den Klüften und Höhlungen der Steinkohlenflötze und der sie begleitenden Schichten findet seine einfache Erklärung in der Bildungsweise der Kohle selbst, welche ja durch Zersetzung vorweltlicher Pflanzenmassen unter Luftabschluß entstanden ist. Als Nebenprodukt trat hierbei Sumpfgas oder, wie es in diesem Falle bezeichnet wird, Grubengas auf, welches sich in den Poren der Kohle, sowie in den Klüften und Höhlungen des Gesteins sammelte. Wird nun beim Abbau der Kohle ein solcher mit Gas gefüllter Raum angeschlagen, so bringt dieses, vom Drucke, unter welchem es bisher gestanden, plötzlich befreit, mit großer Gewalt, öfters auch mit kreischendem Geräusche heraus und bildet mit der Luft in den Gängen des Bergwerks ein Gemisch, welches entzündet mit furchtbarer Heftigkeit explodiert. Die Erde bebt, die Zimmerung der Gänge zersplittert, große Blöcke werden fortgeschleudert, ein Feuermeer wogt durch die Grube. Wehe den Bergleuten, welche die verheerende Kraft der „schlagenden Wetter" oder „feuerigen Schwaden" ereilt! Sie werden an die Wände geworfen, gequetscht, verbrannt, oder sie ersticken in der Kohlensäure, welche durch Verbrennung des Gases entstand. Von tausend Grubenarbeitern finden alljährlich zehn ihren Tod durch solche Grubenexplosionen. Die große Gefahr dieser Schlagwetter hat denn auch vor einer Reihe von Jahren die Regierungen von Sachsen, Preußen, Österreich, England und Frankreich dazu veranlaßt, besondere „Wetterkommissionen" einzusetzen, welche aus Männern der bergmännischen Praxis und Vertretern der Wissenschaft bestanden und zum Teil noch bestehen. Ihre Aufgabe war es, die Entstehung und Zusammensetzung dieser unheilvollen Gasgemische zu erforschen und so die Mittel zu ihrer Bekämpfung zu liefern.

Explosiv ist das Gemenge von Grubengas und Luft, wie bemerkt, nur dann, wenn das Mischungsverhältnis beider innerhalb bestimmter Grenzen sich bewegt. Diese liegen aber nach den Versuchen von Coquillion weiter auseinander, als man gemeiniglich annimmt: sie können zwischen sechs und sechzehn Volum Luft auf ein Volum Gas schwanken. In einem Gemenge von einem Teil Gas auf dreißig Teile Luft bewirkt ein hineingehaltenes brennendes Licht keine Veränderung. Wächst der Gehalt an Gas, so beginnt das Licht unruhig zu brennen. Bei einem

Mischungsverhältnis von einem Teil Gas auf sechzehn Teile Luft entzündet sich das Gemenge mit schwachem Knall. Die Explosionsfähigkeit steigert sich mit abnehmendem Luftgehalt bezw. mit zunehmendem Gasgehalt; sie ist am größten, wenn auf einen Teil Gas acht bis neun Teile Luft kommen. Steigt der Gehalt an Grubengas noch höher, so nimmt sie wieder ab, weil der zur plötzlichen Verbrennung des Gases nötige Sauerstoff fehlt. Bei einem Mischungsverhältnis von einem Teil Gas auf vier bis fünf Teile Luft findet überhaupt keine Verpuffung mehr statt. Das Gemisch brennt angezündet ruhig ab.

Man wendet in den Gruben verschiedene Mittel an, um die Mengung des Grubengases mit der zur Explosion nötigen Menge Luft zu verhindern und so das Entstehen schlagender Wetter zu vermeiden. Manchmal kann dies dadurch geschehen, daß man das aus einer Ritze ausströmende Gas sofort anzündet. Auf diese Weise wurde im Jahre 1854 ein Stollen der Bexbacher Grube erleuchtet. In anderen Fällen kann das Gas, das leichter als Luft ist und sich infolgedessen an der Decke der Stollen sammelt, durch Anzünden („Abbrennen") beseitigt werden. In anderen Fällen erzeugt man mit Hilfe großer Wedel oder blasender, besser noch saugender Ventilatoren einen starken Luftstrom, durch welchen das Gas mit so viel Luft gemengt wird, daß eine Explosion nicht mehr eintreten kann.

Allein alle diese Vorsichtsmaßregeln sind nur dann anwendbar, wenn das Vorhandensein des Gases bereits bekannt ist. Gegen die plötzlich aus angeschlagenen Klüften und Höhlungen hervorbrechenden Gasmassen giebt es bloß ein Schutzmittel, die vom englischen Physiker Sir Humphrey Davy erdachte Sicherheitslampe, das unentbehrliche Rüstzeug jedes Bergmanns, der in einer von schlagenden Wettern heimgesuchten Grube zu arbeiten hat.

Wenn wir von oben auf eine Leuchtgasflamme ein feinmaschiges Drahtnetz senken, so werden wir die auffallende Beobachtung machen, daß die Flamme nicht durch die Maschen des letzteren hindurchdringt, sondern auf den Raum unterhalb des Gitters beschränkt bleibt, das heißt niedergedrückt wird. Ebenso kann man, wenn man die Flamme auslöscht, das Gas oberhalb des Netzes in Brand stecken, ohne daß die Entzündung sich durch die Maschen nach unten fortsetzt. Das Drahtgitter hält also die Flamme auf, während es den Gasen freien Durchgang gewährt. Die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung ist folgende: Für die Entzündung eines Gases ist selbstredend eine bestimmte Wärme nötig. Senkt man nun auf die Leuchtgasflamme ein metallenes Drahtgeflecht, welches ja die Wärme sehr gut leitet, so kühlt dasselbe die Flamme so weit ab, daß die durch die Maschen hindurchstreichenden Gase nicht mehr auf ihre Entzündungstemperatur erwärmt werden, sich also auch nicht entflammen können.

Davys Sicherheitslampe ist eine mit einem Cylinder von Drahtgeflecht umgebene Öllampe. In reiner Luft brennt dieselbe wie eine gewöhnliche Lampe, indem der zur Verbrennung nötige Sauerstoff in genügender Menge durch die Maschen des Gitters tritt. In einem mit schlagendem Wetter erfüllten Raume wird ihre Flamme zucken und sich vergrößern, da nunmehr entzündliche Gase im Inneren des Cylinders mit verbrennen, ja unter Umständen den ganzen Raum des letzteren erfüllen. Aber sie setzt sich infolge der Abkühlung durch das Drahtnetz nicht nach außen fort, sondern erlischt, weil die durch die Verpuffung des Gases entstandene Kohlensäure die Verbrennung nicht mehr unterhält. Der Grubenarbeiter hat genügend Zeit, den gefährlichen Ort zu verlassen.

Die Lampe gewährt bei vorsichtiger Behandlung vollständige Sicherheit. Allein durch Unkenntnis und Sorglosigkeit wird noch alljährlich das Leben vieler Hundert aufs Spiel gesetzt. Schadhafte Stellen im Geflecht, unruhiges Hin- und Herbewegen der Lampe, wodurch die Flamme mechanisch durch die Maschen des Cylinders hinausgedrängt wird, können sofort

eine Explosion herbeiführen. Häufig kommt es auch vor, daß Arbeiter den Cylinder, der die Helligkeit des Lichtes stark beeinträchtigt, ganz abnehmen. In den meisten Fällen wird eine solche Unvorsichtigkeit ohne weitere Folgen bleiben. Öffnen sie aber einmal, dadurch sicher gemacht, die Lampe in einem mit Grubengas erfüllten Raume, so ist plötzlich die ganze Grube ein Feuermeer, das den Schuldigen und mit ihm das Leben hundert anderer vernichtet. An vielen Orten werden darum die Lampen so eingerichtet, daß sie durch die Arbeiter nicht geöffnet werden können.

Grubengas findet sich ferner nicht allzuselten in den Hohlräumen und Klüften der Steinsalzlager und kann dort wie in den Kohlengruben Anlaß zu schlagenden Wettern geben.

In den Staßfurter Salzwerken wurde im Jahre 1875 eine solche Gasquelle angeschlagen, welche angezündet drei Monate lang mit einer anderthalb Fuß hohen Flamme brannte. Eine andere anfangs fast gleich große Flamme brannte vom Dezember 1878 an, allmählich sich verkleinernd, beinahe zwei Monate. Auch in der Grube von Szlatina im nordöstlichen Ungarn dient solches aus Spalten strömendes Gas zur Beleuchtung der tiefsten Grubenräume. Ähnliche Erscheinungen berichtet Pebal aus Wieliczka. Nähert man einer bestimmten Spalte im dortigen Salzwerk ein Licht, so schlägt aus derselben eine meterlange Flamme heraus, welche rasch abnimmt und erlischt. Nach zehn Minuten kann man den Versuch wiederholen. In Wieliczka kommt sogar eine besondere Art von Salz vor, das Knistersalz, welches beim Lösen in Wasser Bläschen von Sumpfgas entwickelt.

In größter Menge scheint aber das Grubengas in den Steinsalzlagern vorzukommen, welche China von seinem südwestlichen Teile, den Provinzen Yun-nan, Kung-si und Szu-tchuan an der Grenze von Tibet bis hinauf zu der im Norden gelegenen Provinz Schan-si durchziehen. Aus vielen der dort abgeteuften Bohrlöcher strömt nach dem Bericht des Missionars Imbert, der viele Jahre in Kiating-fu wohnte, Gas zum Teil mit heftigem Getöse aus. Es wird in Bambusröhren fortgeleitet und zur Beleuchtung der Straßen und Hallen sowie zur Feuerung in den Häusern und Salinen verwandt. Man bohrt in jenen Gegenden zugleich auf Wasser, Salzsole und Brenngas.

Dieses Auftreten von Sumpfgas in den Steinsalzlagern und den sie begleitenden Schichten steht in innigem Zusammenhange mit der Entstehung derselben. Man betrachtet sie als die Überreste einstiger Meere und Meeresarme, welche durch irgend welche geologische Vorgänge vom Weltmeer abgeschnitten wurden. Das Wasser verdampfte durch die Einwirkung der Sonne und der Winde, während das gelöste Salz sich abschied. In letzteres wurden die zu Boden sinkenden Reste von Tieren und Pflanzen eingeschlossen und unterlagen dort einer Zersetzung unter Luftabschluß, wobei auch Sumpfgas entstand.

Die Abscheidung von Salz aus verdunstendem salzigen Wasser können wir noch heute beobachten, sowohl am Ufer der Salzwasserseen, z. B. am Toten Meer, am Kaspi- und Aralsee, am großen Salzsee in Utah, wie in den Strandsümpfen des Meeres und an sehr flachen Uferstellen desselben. Im großen wird dieselbe vielfach zur Gewinnung von Seesalz benutzt. Man leitet das Seewasser in flache Teiche und überläßt es dort dem Einflusse der Sonnenstrahlen. Das Wasser verdunstet, das Salz krystallisiert aus und wird gesammelt. Auf diese Weise erzeugt z. B. Portugal jährlich in 1260 Marinhas etwa 22 Millionen Hektoliter Salz.

Finden die in der Tiefe der Erde eingeschlossenen Sumpfgasmassen auf irgend welche Art einen Ausweg zur Oberfläche der Erde, so treten sie als „Gasquellen“ zu Tage. So enthält das Gas, welches aus den thonigen Uferwänden und dem Bette eines Baches bei Bedlay unfern Glasgow hervordringt und angezündet wochenlang brennt, nach Thomson achtundachtzig Prozent Sumpfgas. Eine gleiche

Gasquelle entdeckte ein Arbeiter in den vierziger Jahren bei Charlemont in Staffordshire an einer alles Pflanzenwuchses baren Stelle. Steckte er an dieser Stelle Röhren in die Erde, so erhielt er einen beständigen Gasstrom, der mit einer blaßbläulichen heißen Flamme brannte. Das Gas ward von ihm und seinen Nachbarn zu häuslichen Zwecken verwandt, ohne daß man nach Wochen eine Abnahme bemerkte.

Wird eine solche Gasquelle durch Zufall oder absichtlich entzündet, so brennt sie selbstredend so lange fort, als die Ausströmung anhält. Solche Erdfeuer oder Gasvulkane hat unter anderem auch Italien aufzuweisen. Bei Pietra mala, einem Dorfe zwischen Florenz und Bologna, steigen auf einem kleinen Raume mehrere Flammen bis zu fünf Fuß Höhe empor. Ähnliches findet sich bei Barigazzo in Modena u. s. f.

Weit mächtiger und großartiger sind die Gasquellen und Erdfeuer dort, wo die Hauptmassen von Sumpfgas vorkommen, in den Gebieten der Steinkohlenflötze und des Steinsalzes, vornehmlich aber in den Steinöldistrikten. Gar oft werden dort beim Abteufen von Bohrlöchern solche Quellen aufgeschlossen. Von Erdfeuern in der Steinkohlenregion berichten uns von Zeit zu Zeit die Tagesblätter. So stiegen bei Gilly und St. Walburge im Kohlenrevier von Charleroi im Juli des Jahres 1887 mächtige Feuergarben bis zur Höhe von mehreren Metern aus dem Boden auf und erleuchteten die ganze Umgebung.

Alle diese Vorkommnisse von Grubengas sind jedoch so gering, daß sie wohl ihrer Merkwürdigkeit halber Beachtung verdienen, aber keine oder nur eine höchst unbedeutende Verwendung im Dienste des Menschen finden können. Solchen Quellen von brennbaren Gasen, die mächtig genug sind, um ganze Fabrikanlagen zu heizen, um Städte zu beleuchten, begegnen wir, wie bemerkt, im Steinsalzgebiet von China und in den Ölgegenden des Kaukasus und Nordamerikas.

Das Gas der Öldistrikte besteht ebenfalls zum größten Teile aus Sumpfgas, dem aber noch andere nahe verwandte Verbindungen, Kohlenwasserstoffe mit höherem Kohlenstoffgehalt, beigemengt sind oder doch sein können. Es steht im innigsten Zusammenhange mit dem Steinöl (Petroleum), welches ebenfalls ein Gemenge einer großen Zahl von Kohlenwasserstoffen darstellt. Dieselben sind in ihren Eigenschaften dem Sumpfgas sehr ähnlich; sie unterscheiden sich von ihm nur durch ihren höheren Kohlenstoffgehalt und ihre Eigenschaft, schon bei gewöhnlicher Temperatur flüssig zu sein.

Ähnlich wie in den bereits berührten Fällen die Entstehung des Sumpfgases haben wir uns auch die Bildung des Steinöls zu denken; nur sind es hier vorweltliche Tiere und Pflanzen, Anhäufungen von Seetang, von Weichtieren, Fischen, Sauriern und dergleichen, welche der Zersetzung unter Luftabschluß anheimfielen. Dafür sprechen deutlich genug die zahlreichen Abdrücke von Tieren, sowie die verkohlten Pflanzenreste in solchen von Erdöl durchtränkten Schichten, wie wir dies z. B. an den Brandschiefern der bayerischen Alpen beobachten können. Von der Bildung des Sumpfgases unterscheidet sich diejenige des Steinöls bloß dadurch, daß neben und wohl auch aus ersterem noch eine große Reihe anderer Kohlenwasserstoffe mit höherem Kohlenstoffgehalt entstanden, lauter Verbindungen, die sich auch auf künstlichem Wege aus dem Sumpfgase darstellen lassen.

Ein ähnlicher Vorgang vollzieht sich noch täglich unter unseren Augen in jeder sumpfigen oder moorigen Wiese, in welcher ja ebenfalls die Bedingungen für die Zersetzung organischer Stoffe unter Luftabschluß gegeben sind.

Die einfachst zusammengesetzten Kohlenwasserstoffe sind gasig wie das Sumpfgas, die mittleren an Kohlenstoff reicheren Kohlenwasserstoffe sind flüssig und ölig, die höchst zusammengesetzten, kohlenstoffreichsten Verbindungen sind fest. Wir werden also in den Klüften und Hohlräumen der petroleumführenden Schichten

neben den eingeschlossenen Gasen flüssiges Öl antreffen, welches einen Teil der gasigen sowie die festen Kohlenwasserstoffe gelöst enthält.

Teuft man im Ölgebiet ein Bohrloch ab, so werden, sobald der Bohrer in die ölführende Schicht gelangt, die eingeschlossenen Gase infolge der plötzlichen Aufhebung des Druckes, unter dem sie bisher gestanden, sich ausdehnen und mit riesiger Gewalt aus der Öffnung herausströmen. Ihr Erscheinen ist fast ein untrügliches Zeichen, daß das Bohrloch kein „trockenes“ ist, sondern Öl giebt. Nach einiger Zeit sind dem Gase Flocken von Öl beigemengt, bis endlich letzteres in dickem Strahl springbrunnenartig zu oft bedeutender Höhe emporquillt.

Die hervorströmenden Gase bergen wegen ihrer leichten Entzündlichkeit eine große Gefahr in sich. Die Feuer in der ganzen Umgebung müssen in einem solchen Augenblicke gelöscht sein. Bei Tidonia in Pennsylvanien entzündete sich einstens der vierzehn Meter hohe Strahl, welcher aus einem eben durchschlägig gewordenen Bohrloche aufstieg, durch die sich verbreitenden Gase an einem sechshundert Schritt entfernten Schmiedefeuer. Die Luft wurde in ein Flammenmeer verwandelt, die ganze Gegend in einem ungeheuren Brande verwüstet. Viele Menschen, darunter der Besitzer des Ölbrunnens, fanden ihren Tod. Die Bekämpfung solcher Brände, welche in den Ölgegenden nur allzuoft auftreten, bietet die größten Schwierigkeiten.

Von den in Steinölgebieten liegenden Gasquellen sind die berühmtesten und merkwürdigsten sowohl bezüglich der Menge des Gases wie der Verehrung, die sie genießen, die ewigen Erdfeuer am Schagdaghgebirge im Kaukasus, sowie auf der Insel Apscheron im Kaspischen Meere. Hier liegt Baku, die heilige Stadt der Feueranbeter oder Gebern, deren poetischer Gottesdienst heute der Sucht nach Gewinn hat weichen müssen. An der Stelle, wo einst das große heilige Feuer brannte, wo der Feuertempel der Gebern stand, bei Surahk-kana, erheben sich jetzt moderne Fabrikgebäude, welche Erdöl zu Tage fördern und das dem Boden entströmende Gas, das einst die heiligen Flammen nährte, zur Heizung und Beleuchtung verwenden. Im nebenan gelegenen Kloster haust noch ein einziger Mönch. Erstaunlich ist der Reichtum an Gasquellen in dieser Gegend. Der ganze Boden ist dermaßen von Gasen durchtränkt, daß man in den Wiesen und Feldern nur ein Rohr in den Boden zu stecken braucht, um einen Gasstrom zu erhalten, der angezündet zu verschiedenen Zwecken dienen kann. Gruben von einem bis zwei Fuß Tiefe liefern Gasmassen, welche, in Brand gesetzt, mit gewaltiger Flamme emporlodern. Die Erdfeuer von Baku sollen schon seit Jahrtausenden brennen.

Ähnliche Feuer finden sich über ganz Asien, in der Ebene wie im Hochgebirge, verstreut: in Kurdistan, bei Arbela in Mesopotamien, zu Chitta-Chong in Bengalen, besonders ausgezeichnet im Steinsalzgebiet von China, dort Feuerbrunnen (Ho-tsing) oder feuerige Berge (Ho-schan) genannt. Interessant sind die Mitteilungen, welche uns chinesische Chronisten und Schriftsteller über das Alter und die lange Thätigkeit einzelner solcher Feuerquellen machen. So brannte ein berühmter Ho-tsing bei der Stadt Khiung-tscheu vom zweiten bis zum dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, erlosch aber dann plötzlich. Auch der im Altertume so berühmte feuerspeiende Berg Chimära in Lycien, der Schauplatz der Chimärasage, gehört hierher.

Nicht minder reich an Gasquellen ist das nordamerikanische Erdölgebiet, ein dem Alleghanygebirge gleichlaufender fünf bis sechs Meilen breiter Landstrich, welcher sich vom canadischen Ufer des Eriesees durch die westlichen Grafschaften der Staaten New-York und Pennsylvanien durch einen Teil von Ohio, Westvirginien, Kentucky und Tennessee zieht. Die Ergiebigkeit derselben scheint gar kein Ende zu haben. So zeigten die Gasquellen der oberen Ölregion 1876 nach zwölfjährigem Betriebe keine bemerkbare Ab-

nahme. Ein Brunnen in Fairview lieferte damals bereits fünf Jahre lang das Brennmaterial für hundert Maschinen, ohne daß seine Thätigkeit sich irgendwie vermindert hätte.

Das gewonnene Gas wird teils zur Beleuchtung, teils zur Heizung in den Fabriken und Haushaltungen verwandt. So wird Fredonia in New-York schon seit längerer Zeit durch natürliches Gas beleuchtet, das aus einem von Erdöl durchdrungenen Kalkstein stammt und beim Abbruche einer Mühle entdeckt wurde. Gleiches ist in Cleveland, Erie-City und in den Städten der Ölregion der Fall. Selbst das Feuer einiger Leuchttürme am Eriesee wird durch solches Gas unterhalten. In einer Reihe von Hochöfen dient es auch zur Reduzierung der Eisenerze, so in der Gegend von Pittsburg.

Die Hauptgasquellen Pennsylvaniens liegen in der Grafschaft Butler, deren Boden zum Teil eine ähnliche Beschaffenheit besitzt wie der Boden um Surahkana. Die reichsten Quellen sind die Burnsquelle und der Delamaterbrunnen. Letzterer liefert etwa die doppelte Menge Gas wie erstere, das heißt etwa 289 Kubikfuß in der Sekunde oder eine Million in der Stunde, und versorgt die ganze Umgebung, die Stadt Saint-Joe inbegriffen, mit Beleuchtungs- und Heizmaterial. Als er erbohrt wurde, stand das Gas unter einem solchen Druck, daß der 800 Kilogramm schwere Bohrer mit der Hand herausgezogen werden konnte. Ein Teil des ausströmenden Gases wird direkt in den Cylinder einer mächtigen Kraftmaschine geleitet, deren Kolben einzig und allein durch den Gasdruck auf- und abbewegt wird. Eine andere Ableitungsröhre nährt eine Flamme, welche im stande ist, mehr Eisenerze zu reduzieren als die Hälfte der Hochöfen des nahen Pittsburg. Zwanzig Meter weiter ist der Hauptausfluß der Quelle. Dort schlägt aus einer Röhre von drei Zoll Weite eine riesige, einem brennenden Kirchturm ähnliche Feuersäule empor, deren Getöse man in ruhigen Nächten bis auf fünfzehn Meilen Entfernung hört. In der Nähe des Lochs ist dasselbe nach Lawrence Smiths Bericht so stark wie der Lärm von tausend Lokomotiven, welche ihren Dampf ablassen. Fünfzig Fuß ringsum ist der Boden vollkommen verbrannt, aber in weiterer Entfernung herrscht eine Vegetation von tropischer Üppigkeit und Kraft und ein ewiger Sommer. Wenn die Hügel, welche das Thal umgeben, mit Schnee bedeckt sind, dann grünt und blüht um den Brunnen auf zwei Morgen im Umkreise eine reiche Pflanzenwelt, um die sich die Herden der ganzen Umgebung sammeln.

Wie weit der Brunnen seit dem Jahre 1876, aus welchem dieser Bericht stammt, eine Veränderung und bessere Ausnutzung erfahren hat, vermag ich nicht anzugeben. Bemerken muß ich noch, daß das Gas der Delamaterquelle kein Sumpfgas ist, sondern Äthan, ein dem ersteren ungemein nahestehender Kohlenwasserstoff, gemengt mit etwas Kohlenoxyd und Kohlensäure.

Auf natürliche Sumpfgasquellen sind endlich auch ein Teil der merkwürdigen Luft- oder Schlammvulkane (Salsen) zurückzuführen. Man bezeichnet mit diesem Namen niedrige, gruppen- oder reihenweise gelagerte Hügel von kegelförmiger Gestalt, welche aus einem an ihrer Spitze gelegenen kleinen runden Krater unter periodischer heftiger Entwickelung von Gas Schlamm, Sand und Steine auswerfen. Sie besitzen sowohl hinsichtlich ihrer Gestalt wie ihrer Wirksamkeit eine große Ähnlichkeit mit den echten Vulkanen. Allein, während diese ihren Ursprung im feurigflüssigen Magma des Erdinneren haben, beruhen die Ausbrüche der Schlammvulkane auf Ausströmungen von Sumpfgas aus Spalten des Bodens. Dasselbe hebt den zähen, lettigen Schlamm, welcher diese Spalten und das Innere der auf ihnen stehenden Kegel erfüllt, empor, bis er über den Kraterrand steigt und an den Seiten des Hügels hinabfließt, Form und Höhe desselben fortwährend verändernd. Die aus dem Schlamme aufsteigenden Gasblasen verleihen demselben eine wallende, kochendem Wasser ähnliche Bewegung; doch

zeigt das Ganze durchaus keine erhöhte Temperatur. So besaßen die Salsen von Cañaverales unfern Carthagena in Neugranada nach Karsten mittags im September eine Wärme von 27,5 bis 29,3 Grad je nach ihrer Stellung zur Sonne.

Bunsen, welcher das Gas eines solchen „Vulkans" von Bulganak in der Krim untersuchte, fand fast reines Sumpfgas neben etwas Kohlensäure. Auch von den kaukasischen und tamanischen Salsen wird berichtet, daß das ihnen entströmende Gas brennbares Kohlenwasserstoffgas sei, während dies für andere verneint wird. Merkwürdigerweise scheint die Art des ausströmenden Gases in einzelnen Fällen zu wechseln. So unterhielt das Gas der Salsen von Taman nach Perrot 1811 nicht die Verbrennung und konnte auch nicht entzündet werden, während es 1834 nach Göbels Bericht mit bläulich-heller Flamme brannte. A. v. Humboldt und Bonpland, welche zuerst die „Volcancitos" von Turbaco beschrieben haben, fanden im Jahre 1801, daß das ihnen entströmende Gas nicht entzündlich war und daß eine brennende Kerze darin erlosch. 1850 machte Joaquin Acosta die Beobachtung, daß sie nunmehr einen ausgesprochen bituminösen Geruch verbreiten, daß sie etwas Erdöl auswerfen und daß das ausströmende Gas leicht entzündlich ist. Die Thatsache wurde 1854 von Vauvert de Méan bestätigt.

Schlammvulkane kommen vielorts auf der Erde vor. In Italien finden wir sie am Monte Zibio bei Sassuolo in Modena, in Parma. Die acht, zehn, ja dreißig Fuß hohen Salsen (Macalubi) von Girgenti, „wo Erde Erde ausspeit", beschreibt schon C. Julius Solinus im dritten Jahrhundert nach Christus. Ferner kennt man solche bei Châtillon im Arvethal (Savoyen), in der Krim und der von ihr durch die Straße von Jenikale getrennten Halbinsel Taman, in Persien, auf Java und Trinidad, im Ölgebiet von Apscheron, in Neugranada um Carthagena de Indias, wo z. B. A. v. Humboldt und Bonpland bei dem Dorfe Turbaco mitten im Urwald an einem öden Platze achtzehn bis zwanzig solcher „Volcancitos" fanden u. s. f.

Ihre Entstehung ist, soweit sie bisher beobachtet werden konnte, begleitet von unterirdischem Donner und Erzittern des Bodens, Blöcke werden in die Luft geschleudert, eine hohe Feuersäule steigt empor. Nicht selten wird dabei auch eine geringere oder größere Länderstrecke gehoben. Der heftige Ausbruch währt jedoch nur kurze Zeit; dann beginnen die bereits beschriebenen Schlammeruptionen. Als am 27. Nov. 1827 sich die Salse von Jokmali auf Apscheron bildete, loderten nach Humboldt die Flammen drei Stunden lang zu außerordentlicher Höhe empor, verkleinerten sich aber rasch und erhoben sich nach zwanzig Stunden kaum mehr drei Fuß über den Schlamm auswerfenden Krater. Die Feuersäule der Salse von Baklichi westlich von Baku war in einer Entfernung von sechs Meilen sichtbar. Am 27. Februar 1793 brach aus einer Salse von Taman nach heftigem unterirdischem Getöse eine in schwarzen Dampf gehüllte Feuersäule von mehreren Hundert Fuß Höhe hervor. Ebenso sollen die Volcancitos von Turbaco nach der Sage der Eingeborenen einst gebrannt haben, aber durch die Besprechung eines frommen Mönches aus Feuervulkanen in Wasservulkane umgewandelt worden sein.

Hierher gehört auch der berühmte Gasvulkan von Galera Zamba, der auf der gleichnamigen Halbinsel zwischen Carthagena de Indias und der Mündung des Magdalenenstromes in Neugranada stand. Im Jahre 1839 verschwand derselbe mit einem Teile des Vorgebirges unter einem großen Feuerausbruche; die Halbinsel ward zur Insel. In diesem friedlichen Zustande blieb die letztere bis zum Oktober des Jahres 1848, wo abermals an der Stelle des früheren Durchbruchs eine gewaltige Flammeneruption stattfand, welche mehrere Tage anhielt und in einer Entfernung von zehn bis zwölf Meilen sichtbar war. Sie hob eine kleine Sandinsel, welche jedoch bald wieder von den Wellen

weggespült wurde. Noch heute zeigen vom Meeresgrunde aufsteigende Gasblasen den Ort an, wo einst der Vulkan der Galera Zamba stand, und mehr als fünfzig Volcancitos umgeben ihn in einem Umkreise von vier bis fünf Meilen.

Im zweiten friedlicheren Stadium ihrer Thätigkeit, demjenigen des Schlammauswerfens, können die entstandenen Salsen ununterbrochen jahrhundertelang verweilen. So sind die Schlammvulkane von Girgenti seit Menschengedenken in diesem Zustande geblieben. Daß aber auch diese einstens in gleicher Weise entstanden sind, beweisen unter anderem die großen Felsblöcke, welche man z. B. in der Umgebung der Salsen des Monte Zibio findet.

Die Ursache der Bildung von Sumpfgas in der Natur hat in den letzten Jahren H. Tappeiner einer genaueren Untersuchung unterworfen und dabei höchst interessante Ergebnisse zu Tage gefördert. Danach beruht die Entstehung desselben am Boden der Teiche, Sümpfe und Kloaken auf einer Vergärung organischer Stoffe durch verschieden gefärbte Bakterien, welche sich dabei ungemein rasch vermehren. Mit Erhöhung der Temperatur nimmt die Lebhaftigkeit derselben zu, erfährt bei einer Wärme von 45 Grad eine Abschwächung und hört bei 53 Grad ganz auf. Eine auf diese Temperatur erhitzte Schlammmasse giebt auch beim Abkühlen kein Gas mehr ab, da ein solcher Hitzegrad auf die kleinen Organismen unbedingt tödlich wirkt. Kälte hemmt die Gärung nur, hebt sie jedoch nicht auf. Gefrorener Schlamm beginnt sofort nach dem Auftauen wieder Sumpfgas zu entwickeln.

Sumpfgas wird auch im Darme der Pflanzenfresser, der Pferde, Wiederkäuer, und im Darme der alles fressenden Schweine, wie auch im Darme des Menschen bei jeder Kost, ausgenommen Milchkost, gebildet. Bei Hülsenfruchtnahrung steigt der Gehalt der Darmgase an Sumpfgas bis auf 57 Prozent. Im allgemeinen beginnt die Sumpfgasgärung im Dickdarm, bei den Wiederkäuern schon im hinteren Teil des Dünndarms. Im Darme der Fleischfresser entsteht überhaupt kein Sumpfgas. Tappeiner sucht diese Thatsachen damit zu erklären, daß die mit der Nahrung aufgenommenen Spaltpilze, welche die Sumpfgasgärung bewirken, durch den sauren Magensaft geschwächt werden und erst eines längeren Aufenthalts in neutraler oder schwach alkalischer Umgebung bedürfen, um sich zu erholen. Dies tritt bei den Pflanzenfressern erst im hintersten Teil des Darmes ein, während der Darm der Fleischfresser, welcher an Länge demjenigen der Pflanzenfresser bedeutend nachsteht, dafür überhaupt zu kurz ist. Bei Milchkost wird eine Erholung der Bakterien durch die in allen Teilen des Darmes vorhandene saure Reaktion unmöglich gemacht.

Nach Tappeiner sind die Stoffe, aus denen das Sumpfgas sich bildet, vor allem Eiweiß und diesem nahestehende Substanzen, welche ja in den am Boden der Sümpfe ꝛc. modernden Tier- und Pflanzenleichen reichlichst vorhanden sind, weniger der Zellstoff der letzteren. Fleischextraktlösung mit etwas Schlamm versetzt und sich selbst überlassen, geht eine Gärung ein, welche in ihrem wochenlangen ruhigen Verlauf und dem Mengenverhältnis der gebildeten Gase, Sumpfgas, Kohlensäure, Stickstoff, eine überraschende Ähnlichkeit mit der Sumpfgasgärung des Schlammes hat.

Da bei einer solchen Gärung aus dem Eiweiß selbstredend auch giftige Fäulnisalkaloide als Zwischenprodukte entstehen, so würde diese Thatsache die schlimmen Folgen, welche Genuß von Sumpfwasser nach sich zieht, in sehr einfacher Weise erklären. Insonderheit können die durch dasselbe hervorgerufenen tödlichen Krankheiten wegen der Raschheit ihres Verlaufes nicht der Einwirkung von Pilzen zugeschrieben werden, sondern nur solchen giftigen alkaloidartigen Zersetzungsprodukten aus der Gruppe der berüchtigten Ptomaine oder Leichenalkaloide.



Kleine Erzählungen aus Ostasien.

Von
Martha Doenitz.

Obgleich wir schon lange Jahre mit asiatischen Völkern in Verbindung stehen, die Erzeugnisse ihrer Kunst und ihres Gewerbefleißes unsere Wohnungen schmücken, ihre Vertreter in unserer Mitte weilen und den handgreiflichen Beweis liefern, daß es im fernen Osten eine, wenn auch von der unserigen verschiedene, Civilisation giebt, so hat man sich doch bis jetzt noch wenig Mühe gegeben, das Leben und die Anschauungen dieser Völker aus ihren eigenen Geisteserzeugnissen kennen und verstehen zu lernen.

Aber diese Gleichgültigkeit jenen Kulturvölkern gegenüber wird und muß sich ändern. Gerade wie die Erzeugnisse der japanischen Kunst früher nur den bevorzugten Klassen zugänglich waren, während jetzt auch der wenig Bemittelte im stande ist, sein Haus mit ihnen zu schmücken, ebenso wird in voraussichtlich nicht zu langer Zeit auch die Litteratur jener Völker zum Gemeingut werden.

Es sei mir gestattet, einige kleine Erzählungen mitzuteilen, welche sich in einem berühmten japanischen Roman eingestreut finden und wohl geeignet sind, ein Streiflicht auf die Erfindungsgabe, die Phantasie und den Humor der Ostasiaten zu werfen. Da die Japaner die ersten Anfänge ihrer Litteratur dem chinesischen Nachbarn verdanken und demgemäß alles aus China Stammende für klassisch ansehen, so gehört es zum guten Ton, in ihre Novellen entweder Aussprüche berühmter chinesischer Philosophen, oder auch kleine Erzählungen einzuflechten, deren Ursprung häufig bis auf Indien zurückführt, von woher sie mit dem Buddhismus nach China gekommen sind. Wie auch im vorliegenden Falle, stehen sie oft nur in äußerst lockerem Zusammenhang mit dem Inhalt der Erzählung. So wird die Geschichte von den Eierjungen angeführt als Beispiel kindlichen Gehorsams, weil die Söhne auf das Gebot der Mutter ihre Waffen fortwarfen. Die Geschichte von dem Mann mit dem Topf giebt ein Beispiel der Beharrlichkeit, weil der Einsiedler drei lange Jahre dem wunderbaren Alten nachging, um das

Geheimnis zu erfahren, welches ihn so tief bewegte. Die Geschichte von den drei Köpfen zeigt das unbezwingliche Sehnen des Kindes, den Tod seines Vaters zu rächen, gemäß dem Befehl des göttlichen Konfucius: „Du sollst mit dem Mörder deines Vaters nicht unter demselben Himmel wohnen." Die vierte Erzählung endlich verherrlicht die alles überwindende und alles vergebende Liebe der Mutter. Die letzte Erzählung „Benten", ein Seitenstück zu „Die Eierjungen", ist einem anderen Zusammenhang entnommen und scheint japanischen Ursprungs zu sein. Leider gestattet der Raum nicht, den japanischen Roman selber mitzuteilen. Vielleicht bietet sich dazu einmal später Gelegenheit.

1. Die Eierjungen.

In China lebte einmal eine sehr reiche Frau Namens Fun. Ihre Häuser und Gärten waren weit und breit die schönsten, welche man sehen konnte, und ihre Speicher waren gefüllt mit Gold und Silber und köstlichen Stoffen. Nur eins fehlte ihrem Glück: Gott hatte ihr kein Kind gegeben, so inbrünstig sie ihn auch darum angefleht.

Zuletzt endlich, als sie schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, ward ihr Wunsch doch noch erfüllt. Als man aber das neugeborene Kind genauer betrachtete, fand man — es war kaum zu glauben —, daß es aus fünfhundert Eiern bestand.

Das war eine harte Enttäuschung, und Fun brauchte einige Zeit, um sich von ihrem Schreck zu erholen.

„Man kann nicht wissen, wozu es gut ist," sagte sie endlich gefaßt. „Es kann was Gutes, aber es kann auch was Schlechtes drin sein. Wir wollen die Eier wegschwimmen lassen und abwarten."

Sorgsam packte man die Eier in einen Kasten, welchen man in den Fluß setzte und stromab treiben ließ.

Ein armer Fischer weiter unten war gerade mit seinen Netzen beschäftigt, und als er den Kasten entdeckte, zog er ihn mit einem großen Haken zu sich heran. Neugierig hob er den Deckel ab und fand zu seiner Überraschung die fünfhundert Eier.

„Ein sonderbarer Fang!" brummte er, indem er den Kasten vorsichtig niedersetzte. „Ich will sie mit nach Hause nehmen und meiner Alten bringen."

Er trug den Kasten fort; als seine Frau aber die vielen großen Eier sah, sagte sie erschrocken:

„Das bedeutet ein Unglück. Gleich setze den Kasten zurück in den Fluß, denn sonst geht es uns gewiß schlecht und wir müssen sterben."

„Ich möchte doch sehen, was draus wird," meinte der alte Mann. „Wir sind ja auch schon alt und können doch nicht lange mehr leben. Außerdem muß jeder einmal sterben."

Damit holte er Watte herbei, legte die Eier sorgfältig eins neben das andere hinein und stellte sie in den Garten, wo die Sonne so recht warm darauf schien. Es dauerte auch nicht lange, da barsten die Schalen, und fünfhundert Knaben krochen daraus hervor.

Nun war guter Rat teuer. Die Fischersleute waren zeitlebens nur arm gewesen und da wurde es ihnen natürlich doppelt schwer, die vielen Kinder satt zu machen, so fleißig der alte Mann auch seine Netze auswarf. Zuletzt hatte er gar nichts mehr für sie zu essen. Da trieben sich die vielen Jungen überall herum und sahen, wo sie etwas bekamen.

Als es ihnen wieder einmal so recht schlecht ging und sie gar zu großen Hunger hatten, überlegten sie alle zusammen, was sie wohl anfangen könnten, um ihrer Not ein Ende zu machen.

„Ich hab's!" rief endlich einer, nachdem so mancher Plan vorgeschlagen und wieder verworfen worden war. „Ganz weit, wohl zwanzig Meilen von hier, hat eine sehr reiche Frau ihre Besitzungen. Wir brauchen nur den Fluß hinauf zu gehen und uns gut zu bewaffnen. Dann brechen wir in ihre Vorratshäuser ein und sind reich auf Lebenszeit."

Damit waren alle einverstanden. Sie

verschafften sich daher Lanzen und Schwerter und dann machten sie sich auf den Weg.

Aber gute Menschen stehen unter göttlichem Schutz, und Fun war eine fromme Frau, welche immer fleißig betete, und darum wurde ihr auch Hilfe vom Himmel gesandt. Gerüstet und gewappnet eilten Männer herbei, von denen man nicht wußte, woher sie kamen.

Als die fünfhundert ganz nahe herangekommen waren, rief ihnen einer der himmlischen Streiter mit Donnerstimme zu: „Wo seid ihr her? Wie heißt ihr? und was wollt ihr hier?"

„Wir haben gar keinen Namen und sind nirgends geboren; wir sind alle aus Eiern ausgebrütet worden, welche den Fluß herab geschwommen sind!" war die Antwort.

Als Fun diese Worte vernahm, eilte sie herbei, so schnell sie konnte. „Sagt mir noch eins," rief sie ihnen atemlos zu. „Worin waren denn die Eier, als sie den Fluß herab kamen?"

„In einem Kasten, und darin lag auch noch ein Brief. Hier ist er, ich habe ihn immer am Halse getragen, damit er nicht verloren geht!" rief einer der Jungen.

Fun stieß einen Freudenschrei aus. Jetzt konnte sie nicht länger zweifeln, es waren ihre eigenen Kinder, welche sie vor sich sah, lauter hübsche muntere Burschen und gleich so viele. Hocherfreut ließ sie das Thor aufmachen und ihre Söhne eintreten.

„Aber ohne Waffen!" rief sie ihnen zu.

Vergnügt folgten sie dem Befehl und warfen ihre Schwerter und Lanzen weg, und dann weinten sie vor Freuden, eine Mutter gefunden zu haben. Alle ihre Not hatte nun ein Ende, und in Friede und Freude lebten sie einträchtig miteinander und sorgten auch für ihre Pflegeeltern, den alten Fischer und seine Frau.

Die Mutter aber ward nach ihrem Tode unter dem Namen Benten oder Bezaiten göttlich verehrt, und manchen Tempel sieht man in China und Japan, welcher zu ihrem Andenken errichtet ist.

2. Der Mann mit dem Topf.

Vor langen Jahren lebte einmal in China ein frommer Einsiedler. Der war in allem wohlbewandert, was ein Einsiedler zu wissen braucht. Nur eines konnte er nicht verstehen: wie man nämlich in den Himmel kommt.

Eines Tages, als er wieder über diese schwere Frage nachdachte, sah er einen alten Mann an sich vorübergehen, welcher sich hinten einen großen Topf angebunden hatte. Verwundert ging er ihm nach, aber wie groß war sein Erstaunen, als der alte Mann sich bückte und in seinem Topf verschwand. Als er nach einem Weilchen wieder daraus hervorkam, stand der Einsiedler noch immer verblüfft da. So etwas hatte er doch in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen, und wenn's ihm einer erzählt hätte, er würde es für ein Märchen gehalten haben. Dieses Geheimnis wollte er aufklären.

Deshalb verließ er den wunderlichen Alten nicht mehr. Drei lange Jahre folgte er ihm auf Schritt und Tritt, ohne indessen seinem Ziel näher zu kommen. Da endlich faßte er Mut und sprach:

„Wenn ich nur zwei Dinge wüßte: Erstens, wie man in deinen Topf — und zweitens, wie man in den Himmel kommt."

„Wenn du es denn so sehr gern wissen willst, so werde ich es dir zeigen," entgegnete der alte Mann. „Halte dich nur an meinem Ärmel fest."

Der Einsiedler that, wie ihm geheißen, dann fühlte er sich gezogen, und plötzlich war er im Topf, ohne daß er wußte, wie er eigentlich hineingekommen war. Als er sich aber verwundert umschaute, war er gar nicht mehr im Topf, sondern er befand sich mit dem alten Mann hoch oben in der Luft auf einer Wolke, von welcher sie die Sonne, den Mond und die Sterne und viele prächtige Fürstenschlösser erblickten. Die Jahreszeiten waren auch da oben, nur eine fehlte, die war gerade zum Besuch unten auf der Erde. Und die Vöglein flogen umher und sangen so

lieblich, wie er es noch nie gehört hatte. Aber der Einsiedler mochte nicht länger zuhören, er bekam Angst, als er immer höher getragen wurde, und wollte wieder zurück. Da gab ihm der alte Mann einen Bambusstab und sprach: „Da, nimm hin, mit diesem Stab wirst du den Weg schon finden.“

So kroch er wieder aus dem Topf heraus, aber nun befand er sich an einer ganz anderen Stelle als vorhin. Wie wunderbar kam ihm doch alles vor! Wie war's nur möglich, daß er in diesem kleinen Topf Platz gefunden hatte!

Er wollte den Versuch wiederholen und noch einmal hineinkriechen, aber so sehr er sich auch bückte und so klein er sich machte — es ging nicht mehr. Ärgerlich warf er zuletzt den Topf zur Seite und versetzte ihm einen tüchtigen Schlag mit dem Bambusstab. Da verwandelte sich vor seinen Augen der Topf in einen großen gehörnten Drachen, welcher langsam ins Gebüsch kroch und dort verschwand.

So war er also im Topf gewesen und wußte doch nicht, wie man hineinkommt. Und wie man in den Himmel kommt, hatte er auch nicht erfahren, denn der Weg über die Wolke war ihm zu gefährlich vorgekommen.

Nun mußte er warten bis zu seinem Tode, wo seine Seele den Körper verließ und von einem Kranich in den Himmel getragen wurde.

3. Die drei Köpfe.

Es ist schon lange her, da lebte in China ein König, welcher unermeßliche Reichtümer besaß. Aber doch war er nicht glücklich, weil er schon seit vielen Jahren verheiratet war und noch immer keine Kinder hatte. Endlich wendete er sich an einen Wahrsager, um von ihm zu erfahren, warum sich sein sehnlichster Wunsch nicht erfülle. Nach einigem Überlegen entgegnete ihm dieser:

„Deine Gemahlin ist schuld daran. Sie ist zwar ein kostbarer Schatz für dich und das Volk, aber doch ist sie nicht wie andere Menschen.“

Der Wunsch des Königs sollte sich zwar spät, aber dennoch erfüllen. Doch das Kind, mit welchem ihn seine Gemahlin beschenkte, war so schwer, daß man es nur mit größter Mühe aufheben konnte, und als man es genauer besah, da waren es — zwei eiserne Kugeln.

„Es ist feines Metall,“ meinte der König, als er sich von seiner Überraschung erholt hatte. „Das muß gute Schwerter geben. Ich will mir eins davon machen lassen.“

Und so geschah es. Die Kugeln wurden einem geschickten Schwertfeger übergeben, welcher nach einiger Zeit eine wundervolle Klinge zurückbrachte, die dem König so lieb wurde, daß er sich nie mehr von ihr trennte. Aber etwas kam ihm doch sehr seltsam vor. Manchmal weinte das Schwert, und das hatte noch nie ein Schwert gethan.

Der König ließ seinen Wahrsager kommen.

„Warum weint das Schwert?“ fragte er ihn.

Dieser antwortete: „Von den Kugeln sind zwei Schwerter angefertigt worden, die zusammengehören wie Mann und Weib, und nun sehnt sich dieses nach seinem Genossen.“

Der König staunte und ließ den Schwertfeger rufen, um ihn seinen Betrug büßen zu lassen.

Der Schmied wußte, was ihn erwartete; ob er gestand, oder nicht gestand — in jedem Fall war ihm der Tod gewiß. Aber das Schwert — das wollte er wenigstens seinem Sohn erhalten. Er verriet daher seiner Frau, daß er es vergraben hatte, und bezeichnete ihr genau die Stelle im Gebirge.

„Keiner weiß darum,“ sprach er zu ihr. „Halte auch du es geheim, bis unser Sohn zwanzig Jahr alt ist.“

Dann wurde er vor den König geführt; als man ihn aber nach dem zweiten Schwert fragte, gab er keine Auskunft und beantwortete auch nicht die anderen

Fragen, welche man ihm vorlegte. Es war nichts aus ihm herauszubekommen und darum verurteilte ihn der König zum Tode.

* *
*

Als Mikenjaku, der Sohn des Schwertfegers, erwachsen war, teilte seine Mutter ihm das Geheimnis mit. Unbemerkt von Späheraugen grub er das seltene Schwert aus, bewundernd hielt er es gegen das Licht und prüfte es Zoll für Zoll. Ja, das war ein Meisterwerk! Aber er mußte vorsichtig sein, niemand durfte er es zeigen, weil der König zu leicht erfahren hätte, daß er sich im Besitz dieses Schatzes befand. Es schien ihm sogar am sichersten, wenn er überhaupt nicht wieder in die Stadt zurückkehrte, sondern zurückgezogen in den Bergen lebte.

Eines Tages fand sich ein treuer Freund bei ihm ein. „Ich komme, um dich zu warnen," sprach er zu ihm. „Der König ist durch Träume beunruhigt worden und bildet sich ein, daß du ihm nach dem Leben trachtest. Er hat einen Preis auf deinen Kopf gesetzt, und du bist jetzt keinen Augenblick mehr sicher. Lächerlich genug ist seine Angst vor einem Menschen, der sich um gar nichts kümmert und wie ein Einsiedler in den Bergen lebt."

„Und doch hat er recht, sich vor mir zu fürchten," entgegnete Mikenjaku, „und er weiß auch, warum. Ich habe den Tod meines Vaters nicht vergessen und denke an nichts anderes, als ihn zu rächen. Aber er ist ein König und hat die Macht, sich so zu schützen, daß keiner an ihn heran kann."

Der Freund sann einige Minuten nach, dann erwiderte er: „Ich will für dich diese Pflicht erfüllen. Wenn ich ihm deinen Kopf bringe, werde ich vorgelassen und dann wird sich schon eine Gelegenheit finden. Willst du mir die Rache anvertrauen? Bist du bereit, aus dem Leben zu scheiden?"

„Mit Freuden," rief Mikenjaku aus, „wenn ich dadurch meinem Vater Ruhe im Grabe verschaffe."

Er traf nun seine Vorbereitungen, aber ehe der Freund ihm den Kopf abhieb, hatte er seine Klinge zerbrochen und die Spitze in seinem Munde verborgen.

Der Freund brachte den Kopf an den Hof des Königs, aber seine Hoffnung, vorgelassen zu werden, erfüllte sich nicht.

„Der Kopf sieht doch recht unheimlich aus!" meinte einer der Beamten. „Sein Anblick ist mir zuwider, und doch kann ich die Augen nicht von ihm wenden. Sieht er nicht gerade so aus, als ob noch Leben in ihm wäre?"

Das fanden die anderen auch, und so kam man überein, ihn der Sicherheit wegen noch einmal in heißes Wasser zu stecken.

Das geschah, aber es hatte keinen Erfolg, denn als man den Kopf aus dem Wasser nehmen wollte, hatte er dasselbe frische Aussehen wie zuvor, und nun hatte er noch gar die Augen aufgemacht und blickte sie so starr an, daß alle vor Entsetzen zurückprallten.

„Er findet keine Ruhe, weil der König seinen Vater getötet hat!" rief endlich einer der Umstehenden aus. „Vielleicht schließt er die Augen, wenn er den König noch einmal gesehen hat."

Die übrigen stimmten ihm bei, und so begab man sich zum Könige und meldete den Vorfall.

Neugierig eilte dieser herbei und schaute in den Kessel. Da aber spie ihm der Kopf mit furchtbarer Kraft die Schwertspitze an den Hals, so daß dieser gleich durchschnitten ward. Des Königs Haupt aber rollte in das siedende Wasser zu dem anderen. Jetzt hieb sich auch der Freund seinen Kopf ab, und dann entspann sich zum Entsetzen aller Anwesenden ein erbitterter Kampf zwischen den drei Köpfen, in welchem der des Königs unterlag. Dann erst ward es ruhig im Kessel.

4. Mutterliebe.

Shomets Baramon in Indien hatte das Gelübde gethan, tausend lebende Wesen zu töten. An jedem Tage fing er sich

auch wirklich irgend ein Tier, und so hatte er schon neunhundertneunundneunzig des Lebens beraubt. Am tausendsten Tage ward es ihm aber sehr schwer, noch ein Tier zu finden, obgleich er am Meeresstrande und in den Bergen herumsuchte. Da endlich, als er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, entdeckte er in dem Bach bei seiner Wohnung eine Schildkröte.

Seine Mutter, schon längst unzufrieden mit dem täglichen Blutvergießen, sprach warnend zu ihm: „Wie kannst du es wagen, gerade heute so etwas Böses zu thun! Weißt du nicht, daß du den Todestag deines Vaters entweihst? Und hörst du nicht, wie es donnert, und wie die Schildkröte um ihr Leben fleht?“

„Nein, ich höre nicht das Geringste!“ entgegnete der Sohn. „Was will die Schildkröte denn eigentlich?“

Die Mutter antwortete: „Sie teilt uns mit, daß sie die Verbrechen sühnen muß, welche sie in einem früheren Leben beging. Zehntausendmal muß sie etwas Unangenehmes erdulden, ehe sie erlöst wird, und wenn du sie jetzt tot machst, so muß sie noch einmal von vorn anfangen. Darum habe Mitleid mit ihr und laß sie leben. Wenn du aber durchaus noch einen töten mußt, so nimm mich an ihrer Stelle.“

Der unnatürliche Sohn ließ die Schildkröte los und näherte sich seiner Mutter. Als er aber mit seinem Schwert zuschlagen wollte, ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, die Erde that sich auf und verschlang den Muttermörder.

Doch die Liebe der Mutter war so groß, daß sie, die er soeben hatte töten wollen, herzusprang, um ihn wieder herauszuziehen. Aber nur seine Haare bekam sie zu fassen, und nur diese blieben in ihrer Hand. Nach ihrem Tode ward diese fromme Frau göttlich verehrt.

5. Benten.

Der Fürst von Saijo war ein wunderschöner junger Mann, welcher viele anmutige Frauen an seinem Hofe hatte. Aber doch war keine von ihnen so schön wie ein Bild, welches er oft sinnend betrachtete.

„Wenn es doch auch in Wirklichkeit so viel Liebreiz gäbe!“ sagte er einmal, als er wieder lange vor dem Bilde gestanden hatte. „Aber etwas so Schönes findet man auf der ganzen Erde nicht.“

Einer der Höflinge, welcher die Worte des Fürsten gehört hatte, entgegnete: „Das Mädchen, welches dieses Bild vorstellt, ist noch unendlich viel schöner. Sie ist die Tochter eines fernen Königs, welcher sie so liebt, daß er sie noch keinem Manne anvertrauen mochte.“

Von diesem Augenblick konnte der Fürst an nichts anderes denken als an die ferne Königstochter. Oft betrachtete er während des Tages ihr Bild, und des Nachts erschien sie in seinen Träumen. Die Sehnsucht nach ihr erfüllte sein ganzes Herz, und alles, was ihn sonst erfreut hatte, ward ihm gleichgültig.

„Sie muß mein werden, die liebliche Prinzessin!“ sagte er endlich zu seinen Vasallen. „Kein anderer kann sie so lieben wie ich. Welchen Boten aber sende ich in das ferne Land? Wer kennt den Weg zu ihr? Ob ich wohl durch meinen Falken ihr meine Werbung senden kann?“

Er streute einige Reiskörner auf die Veranda, und da kam das kluge Tier angeflogen und pickte davon. Dann empfing es aus der Hand des Fürsten den Brief und erhob sich mit ihm in die Lüfte. Es hatte verstanden, was man von ihm verlangte.

Der Weg, welchen der Falke zurückzulegen hatte, war weit, sehr weit, und oft konnte er vor Erschöpfung nicht weiter. Aber doch erreichte er endlich sein Ziel. Vom Schloßdach aus bemerkte er die Prinzessin unter ihren Blumen im Garten, und langsam herabschwebend ließ er den Brief zu ihren Füßen niederfallen.

Erschrocken schaute sie in die Höhe. Als sie aber den Brief an sich genommen und seinen Inhalt gelesen hatte, da war sie gleich entschlossen, die Gemahlin des Fürsten zu werden, welcher in so feurigen

Worten und auf so merkwürdige Weise um sie warb.

Schnell eilte sie in ihr Zimmer, nahm Pinsel und Tusche und schrieb dem Fürsten, wie sehr sie sich auf seinen Besuch freue. Mit diesem Brief flog der Falk zu seinem Herrn zurück, welcher nun mit den Vorbereitungen zur Reise nicht länger zögerte. Schon nach wenigen Tagen bestieg er mit einem glänzenden Gefolge und köstlichen Geschenken das Schiff, welches ihn nach dem Lande der Geliebten trug. Hier wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, und unter Festlichkeiten mancherlei Art flog die Zeit dahin. Sechs Monate waren schon vergangen, und noch immer dachte der Fürst nicht an die Rückreise; sein Gefolge aber konnte es vor Heimweh kaum noch aushalten, und ihren Bitten gab er endlich nach.

Weinend stand die Prinzessin am Steuer und sah ihre geliebte Heimat immer mehr ihren Blicken entschwinden; noch immer weinend betrat sie das Land ihres Gemahls.

Mit neidischen und mißgünstigen Augen empfingen sie seine anderen Frauen, denn sie hatten auf den ersten Blick bemerkt, daß die Prinzessin viel schöner war als sie selbst, und so etwas verzeiht man schwer. Öffentlich allerdings durften sie ihre Abneigung nicht zeigen, im geheimen aber überlegten sie dafür desto eifriger, auf welche Weise sie die verhaßte Fremde wohl beseitigen könnten.

Endlich hatten sie sich für einen Plan entschieden, der Aussicht auf Erfolg bot.

* *
*

Der Fürst war nicht wenig bestürzt, als ihm eines Morgens die Erkrankung sämtlicher Hofdamen gemeldet wurde. Den Abend vorher waren sie noch alle munter und vergnügt gewesen und in der Nacht wurden sie alle so krank, daß auch nicht eine im stande war, das Bett zu verlassen. Mit jeder Stunde liefen beunruhigendere Nachrichten über ihr Befinden ein, so daß der Fürst vor Angst sich nicht zu lassen wußte und in seiner Not zum Wahrsager schickte. Vielleicht wußte der Rat.

Das aber gerade war es, was die Hofdamen wollten, denn der Wahrsager war von ihnen ins Geheimnis gezogen und wußte, was er zu thun hatte.

„Das ist eine böse und gefährliche Krankheit, und du kannst dich auf das Schlimmste gefaßt machen!“ sprach er mit besorgter Miene zum Fürsten. „Hier kann kein Arzt helfen, und nur ein einziger Mensch auf der ganzen Welt vermag dagegen etwas zu thun.“

„Und dieser einzige Mensch?“ fragte der Fürst gespannt.

„Der bist du!“

„Ich?“ fragte verwundert der Fürst. „Ich verstehe ja gar nichts von Krankheiten.“

„Ich wiederhole es, nur du vermagst die Krankheit zu bannen und zwar durch eine gewisse Wurzel, welche du im Walde ausgraben mußt.“

„Ich will sie holen lassen. Meine Diener sollen gleich hingehen.“

„Nein!“ sagte der Wahrsager mit großer Bestimmtheit. „Sie ist nur dann wirksam, wenn du selbst sie holst.“

Was war zu thun! Große Lust hatte der Fürst gerade nicht, im Gebirge nach Wurzeln zu graben, aber die Hofdamen lagen im Sterben und ihr Jammern und Stöhnen erfüllte das ganze Schloß. Wenn er sie so leiden sah, durfte er da an seine eigene Bequemlichkeit denken? Nein, es war seine Pflicht, das zu thun, was der Wahrsager und die vielen Weiber von ihm verlangten.

Kaum hatte er sein Schloß verlassen, als in dem Befinden der Hofdamen eine auffallende Besserung eintrat. Sie verließen ihre Betten und lachten und schwatzten und dann drangen sie alle in das Zimmer der Prinzessin und zerrten sie heraus. Ihr angstvolles Flehen erweichte nicht ihre Herzen. Ohne Erbarmen schleppten sie die Ärmste in die nahen Berge und marterten sie zu Tode.

Noch im letzten Augenblick ihres Lebens

gab ihr Gott ein Kind, welches ohne die Hilfe des heiligen Jizo wohl nicht am Leben geblieben wäre. Auf seinen Befehl mußten die Affen im Walde die Leiche der Mutter bestatten und für das kleine Kind eine Hütte bauen, wo sie mit ihm spielten und ihm Nahrung brachten und es ganz so behandelten wie einen kleinen Affen.

* *
*

Die Trauer des Fürsten über den Verlust seiner heißgeliebten Gemahlin war unbeschreiblich. Alle Nachforschungen nach ihr blieben erfolglos. Endlich kam ihm der Gedanke, daß sie ermordet sein könnte.

In seinem Hause ließ ihm der Gedanke an die teure Tote keine Ruhe mehr. Er mußte in die Berge, die Stelle sehen, wo sie gestorben war, mußte ihre Gebeine aufsuchen, um sie würdig zu bestatten.

Schon seit einigen Tagen irrte er ruhelos im Gebirge umher. An immer einsamere Orte war er gekommen, immer weiter hatte er sich von seinen Begleitern entfernt. Plötzlich wurde er in seinem Brüten durch ein Geräusch aufgeschreckt. Er schaute auf — und was erblickten seine überraschten Augen? Ein kleines Kind, mitten im Walde unter lauter Affen, welches ganz zutraulich in seine Arme lief und ihn Vater nannte. Während er sich noch freute und das wiedergefundene Kind herzte, trugen die Affen die Gebeine der Mutter herbei, welche sie auf Jizos Befehl wieder ausgegraben hatten.

Das Herz des Fürsten pochte vor Freuden. Vielleicht konnte er doch noch einmal glücklich werden. Sein Plan war gefaßt. Er hatte von einem berühmten Tempel gehört, in welchem die Toten wieder lebendig werden, wenn man ihre Knochen in dem heiligen Wasser badet. Dort mußte er hin.

Sorgfältig sammelte er alles in ein Tuch, dann nahm er sein Kind auf den Rücken und wanderte nach dem Tempel, wo er die Gebeine alle Tage badete, bis sie sich allmählich mit Fleisch überzogen, das sich belebte, und endlich sein geliebtes Weib wieder vor ihm stand.

Nach all dem Schweren, was die junge Fürstin erduldet, hatte sie keine Lust, in das Land ihres Gemahls zurückzukehren, und dieser gab ihr recht. Sie begaben sich daher in die Heimat der Fürstin, wo sie bis zu ihrem Ende ein glückliches Leben führten. Auf einer kleinen Insel beschloß die Fürstin ihr Leben, und noch heutigestags genießt sie unter dem Namen Bezaiten oder Benten göttliche Verehrung.





Ein Besuch auf der Kaffee-Hacienda El Palmar.

Von
Ernst v. Hesse-Wartegg.

„Donde stá la Hacienda el Palmar?“

„Siempre derecho, immer geradeaus!“

„Wie weit ist es noch bis dorthin?“

„Quien sabe?“ Ein Achselzucken. „Una media legua“ — eine halbe Ligue — „nada mas!“

Ich saß seit heute morgen fünf Uhr auf dem Pferde. Nur über die heißen Mittagsstunden hatte ich mir die Hängematte im Schatten eines großen Samanbaumes aufhängen lassen, während mein Sancho Pansa mir ein bißchen Kaffee-Extrakt aufwärmte. Um drei Uhr nachmittags war ich trotz der furchtbaren Hitze der Tropen — befand ich mich doch nur 10 Grad vom Äquator entfernt — wieder aufgebrochen, denn die Hacienda El Palmar war weit entfernt und ich mußte sie noch vor Einbruch der Nacht erreichen.

Um sechs Uhr abends gelangten wir nach der Stadt Viktoria, zwei kleine Tagreisen von Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, entfernt. Früher die Hauptstadt des Staates Aragua, ist sie jetzt aufs Trockene gesetzt. Guzman Blanco, der Regenerator von Venezuela, der illustre Americano, wie er sich zu nennen beliebt, hat den Staat Aragua von der Landkarte gewischt, indem er ihn mit einigen anderen Staaten der großen südamerikanischen Republik zu dem Staate Guzman Blanco vereinigte. Seit dieser Zeit ist Viktoria ein bißchen zurückgegangen, der Handel stockt, und daß der Verkehr ein recht geringer sein muß, konnte ich schon aus der Neugierde entnehmen, mit welcher mich die guten Leutchen von Viktoria begafften. Das Getrappel unserer Pferde in den stillen, wie ausgestorbenen Straßen rief die ganze weibliche Bevölkerung an die Gitterfenster jedes einzelnen Hauses; alt und jung, verrunzelte Donnas und hübsche, schwarzäugige, dunkelhäutige Sennoritas beguckten mich bleichgesichtigen Germanen, der in der Tracht eines venezuelanischen Llanero durch die Straßen galoppierte. Wahrscheinlich hätte ich auch in Sachsenhausen das gleiche Aufsehen erregt. Einen breiten, schweren Sombrero

auf dem Kopf, den Revolver im Gürtel, die Flinte auf dem Rücken, die Beinkleider in hohen Ledergamaschen, saß ich auf einem prächtigen Schimmel, der mit dem Sattel des venezuelanischen Armeekommandanten gesattelt war. (Pferd wie Sattel hatte mir dieser gastfreie General zur Verfügung gestellt.) Die beiden Satteltaschen waren mit meinen Reiseinstrumenten, ein Mikroskop darunter, gefüllt, hinter mir waren Mantel und Hängematte auf die Kruppe geschnallt, vor mir aber saß auf dem Pferde ein hübscher hellgrüner Papagei, den ich einem Machetero in der letzten Mittagsstation um einen Peso abgekauft, der mir aber später beim Durchwaten des Araguaflusses wieder entwischte. Mein Diener trabte ebenfalls wohlberitten hinter mir her. Der Schlingel, ein fauler Vollblutindianer, war mir als eine Art Ehrenkavalier und Pferdeknecht von General Wiedemann beigegeben worden.

Die Hacienda El Palmar, mein vorläufiges Reiseziel, war von Viktoria noch recht weit entfernt. Wie weit? Ach, diese reizende Sennorita, die gerade vor mir ihr schwarzes Köpfchen neugierig zwischen dem Eisengitter eines Fensters durchsteckte, wird es mir gewiß sagen können! Ich parierte mein Pferd, daß es zurückprallte, und meinen Sombrero vom Kopfe reißend, wollte ich die Frage stellen, als die kleine Unschuld mit einem Schrei wieder verschwand.

Ich versuchte mein Glück bei einer anderen, die augenscheinlich mit dem stärkeren Geschlechte schon etwas vertrauter war, denn sie senkte bloß ihre schmachtenden, mit langen Wimpern dicht besetzten Augen, und meinte, El Palmar sei noch algunas leguas von Viktoria entfernt. Sie war so hübsch, daß ich gern die berühmte Gastfreundschaft der Venezuelanos in Anspruch genommen hätte, um mich von ihr recht ausführlich über die Gegend, die Einwohner und dergleichen informieren zu lassen. Hübsche Damen sind mitunter in der Geographie vortrefflich bewandert. Aber die Zeit drängte. Ich mußte weiter. Noch einmal sah ich die schwarzen, feurigen Augen, noch einmal hörte ich ihre Stimme, als sie mir „buen viaje!“ zurief, und weiter ging es, durch die neugierigen Gaffer, wieder ins Freie hinaus.

Algunas leguas. Das war zu unbestimmt. Ich frug also nochmals einen Muletero, der, auf einem Packesel sitzend, mir langsam entgegentrabte.

„Eine halbe Legua,“ lautete seine Antwort.

Es war sechs Uhr abends. Ich konnte also um sieben Uhr in El Palmar sein, wo mich das gastliche Haus des österreichischen Vertreters für Venezuela, Don Gustavo Vollmer, erwartete. Ich mäßigte den Schritt meiner Rosinante, und langsam, ermüdet von der langen Tagereise, ritt ich weiter.

Zu beiden Seiten des Weges zogen sich im Thale des Araguaflusses die prächtigen Zucker- und Kaffeeplantagen bis an die Vorberge der Kordilleren hin, deren Häupter den Horizont auf allen Seiten begrenzten. Hier und da standen im Schatten gewaltiger Sebas und Kokos Wohnsitze der Hacienderos, überhöht von den prächtigen Kronen schlanker Königspalmen. Längs des wasserreichen Flusses lagen Zuckermühlen und die kleinen Hütten der Plantagenarbeiter, aus denen fröhlicher Gesang und der Klang der Guitarre zu uns herüberdrangen. Wir waren so eine Stunde weit fortgeritten, aber von El Palmar war noch immer keine Spur zu sehen. Die Dunkelheit war plötzlich und ohne Dämmerung hereingebrochen, eine weitere Stunde war verstrichen. Der Weg lag einsam, als weißer staubiger Strich vor uns. War es wohl der rechte? Kein Bädeker, keine Routenkarte kommt dem Reisenden hier in diesem entlegenen, wenig bekannten Lande zu Hilfe. Endlich sahen wir in der Ferne wieder schwache Lichter. Ermuntert trabten wir auf diese los, um uns bald in einem ärmlichen Dorfe, San Matteo mit Namen, zu befinden.

„Donde stá la Hacienda el Palmar?“

„Siempre derecho — immer geradeaus.“

„Wie weit ist es noch bis dorthin?“

„Eine halbe Legua,“ war abermals die Antwort.

Schon vor zwei Stunden war diese verhexte Hacienda nur noch eine halbe Legua entfernt gewesen.

Ein paar Häuser weiter frug ich abermals.

„Dreiviertel Leguas.“

Fast kam ich mir wie der Sohn des Zeus und der Pluto vor. Flieht die Kaffee-Hacienda vor mir, wie die köstlichen Früchte ihn flohen? Sollte ich in dieser rabenschwarzen Nacht noch weiter? Das letzte Haus von San Matteo war die einzige Posada des Ortes, eine elende Baracke. Der Wirt mußte doch genauer wissen, wie weit El Palmar noch entfernt sei.

„Eine Legua, Sennor. O, Sie können die Hacienda heute nicht mehr erreichen. Sie müssen noch lange auf schlechtem Wege reiten und dann erst noch den Aragua durchschwimmen, der jetzt sehr tief und reißend ist. Bleiben Sie bei mir, Sennor Caballero, sehen Sie, es beginnt schon zu regnen, und Sie werden von einem furchtbaren Gewitter überrascht — ich …“

Der Schlingel hat es entschieden auf meine Börse abgesehen, dachte ich mir, und eilte weiter. Es regnete wirklich ziemlich heftig, große Tropfen klatschten auf meinen Sombrero, es war stockfinster, und nur zeitweilig erhellte ein Blitz den Hohlweg vor mir, begleitet von einem Donner, den man bei einem Gewitter in den Tropen gehört haben muß, um zu wissen, wie gewaltig er grollt.

„Wir müssen links abbiegen, Herr!“ meinte schüchtern mein indianischer Sancho Pansa. „Links ist der Fluß, ich höre ihn rauschen.“

Das war wohl richtig, aber der Teufel sollte da in der Finsternis den Weg zur Furt finden, und sich an anderen Stellen durch den Fluß zu wagen, wäre wohl Tollheit gewesen. Zu beiden Seiten unseres Weges standen gewaltige Bäume, mit dichten Kaffeestauden unter ihnen. Wir mochten wohl langsam eine Stunde weiter geritten sein, waren aber weder Haus noch Hütte begegnet, wo wir hätten fragen können. Der Regen rasselte in Strömen nieder, wir waren bis auf die Haut durchnäßt.

„Ich glaube, Herr, wir sind an dem Callejon, das nach El Palmar führt, vorbeigeritten. Wir müssen umkehren!“ ließ sich Pansa wieder vernehmen.

„Caramba, Mensch, warum hast du das nicht früher gesagt?“

Keine Antwort.

Wir machten kehrt und ritten ein Stück des schlammig gewordenen Weges zurück.

„Hier ist der Callejon, Herr,“ schrie plötzlich mein Indianer.

„Bueno, biegen wir hier hinein.“

Nach ein paar Hundert Schritten gelangten wir zu dem Flusse, dessen mächtiges Rauschen wir wohl hörten, aber es war so finster, daß wir die Wasserfläche kaum gewahren konnten. Ich hielt unter einer großblätterigen Platane an und überlegte. War dies wohl der Weg nach El Palmar? Sollten wir es wagen, zur Nachtzeit durch den reißenden Fluß zu schwimmen? Und wenn einmal am jenseitigen Ufer, würden wir uns nicht etwa wieder in einem Urwald befinden und zurückschwimmen müssen?

Ich beschloß, Sancho Pansa vorauszusenden und unter meiner schützenden Platane zu warten.

Im nächsten Augenblicke hörte ich das Plätschern im Wasser und stoßweise ein paar kräftige Flüche. „Es muy profundo, Señor! Caramba! Ah!“ Dann war es wieder still. Ich bekam Angst und wußte nicht, sollte ich in der Finsternis dem Kerl nachspringen? Konnte ich ihm helfen? Aber ein neuer Fluch und das Getrappel des Pferdes belehrte mich, daß er das jenseitige Ufer erreicht und seine Rekognoszierung begonnen hatte.

Während einer langen halben Stunde war ich nun allein in dieser stockfinsteren Einsamkeit. Nichts war hörbar als das Rauschen des Flusses, das Klatschen der

auf die Blätter auffallenden Regentropfen, das Rieseln des von ihnen wieder abfließenden Regenwassers. Ich begann mir Vorwürfe zu machen. Du bist doch ein rechter Dummkopf, dachte ich mir. Was hast du hier unter den Tropen, in diesem Lande der Schlangen und Jaguare zu suchen? Geschieht dir ganz recht. Wärst du nur zu Hause am warmen Ofen sitzen geblieben und hättest deine Reiseberichte aus anderen Büchern abgeschrieben, wie es so viele andere thun — das deutsche Lesepublikum hat diese „Bearbeitungen", „Erdbeschreibungen" und dergleichen so gerne! Wenn jetzt so eine große Wasserschlange an dir herumknabbern würde, so geschähe es dir ganz recht. Hol der T...

Trab, trab, trab! Leise und immer stärker werdend, hörte ich drüben Hufschläge.

„Sennor Caballero! Die Hacienda ist hier, kommen Sie!"

Ich trieb mein Pferd an und war mit zwei Sätzen im Strom. Die Satteltaschen, welche meine Instrumente enthielten, hatte ich schon früher vor mich auf den Sattel gelegt, um sie vor Nässe zu schützen. Dafür sank das Pferd, und ich mit ihm, desto tiefer in die Fluten, aber was verschlug es? Vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, war dieser Übergang doch nur eine Wiederholung des Bades.

Endlich war ich am jenseitigen Ufer und folgte dem Mozo, der so rasch, als es der elende Weg und die Dunkelheit nur gestatteten, vorwärts drang. Der Regen hatte aufgehört, die Sterne strahlten in ungemeiner Klarheit und hätten unseren Weg auch besser erleuchtet, wären nicht die dichten Laubkronen mächtiger Waldriesen über uns gewesen. Endlich kamen wir an eine offene Savanne, an deren einer Seite ich anscheinend Bastionen, Mauern und Wälle eines altspanischen Forts erblickte. Wir ritten etwa hundert Schritte längs dieser finsteren Mauern entlang, ohne eine Pforte zu erblicken. Alles schien ausgestorben, verlassen. Eben wollte ich meinen Unwillen wieder an dem Diener auslassen, als das Bellen eines Hundes hörbar wurde, dem bald mehrere andere folgten. Wir ritten weiter und gelangten an eine hohe offene Pforte, hinter der sich aber wieder nur Wald befand. Es war das reine „Blinde Kuh" spielen. Noch etwa zweihundert Schritte weiter hörte der Weg plötzlich auf. Wir standen vor einem einstöckigen Gebäude, halb Landhaus, halb Feste, finster, still, wie das verzauberte Schloß Dornröschens. Sollte dies El Palmar sein? Das Hundegebell erscholl plötzlich stärker als zuvor aus nächster Nähe. Ein Fenster im ersten Stockwerk wurde geöffnet, und die mir wohlbekannte Stimme Don Gustavos erscholl. Wir waren also an unserem Ziele.

„Quién es?"

„Amigo."

„Wer ist dieser Amigo?"

„Ein armer Reisender, der den Weg verloren und um Unterkunft für die Nacht bittet."

Don Gustavo brummte ein paar unverständliche Worte und schlug das Fenster wieder zu. Einige Augenblicke darauf hörte ich schwere Tritte auf der Treppe, die Thür wurde geöffnet, und eine alte Mulattin lud uns ein, ihr zu folgen. Don Gustavo hätte ihr befohlen, uns Abendbrot und Nachtlager zu geben und die Pferde in den Stall stellen zu lassen. Das war mir aber nicht hinreichend. Ich sprang die Treppen hinauf und polterte an Don Gustavos Zimmerthür.

Drinnen knarrte das Bett, Pantoffeln schlürften über den Boden, die Thür wurde geöffnet und Don Gustavo stand vor mir, im allerleichtesten Nachtgewande. „Oh! Sie Schlingel! Sie sind es? Und jetzt zur Nachtzeit! Wo kommen Sie her?"

Er führte mich trotz seiner mangelhaften Toilette — wir waren ja unter den Tropen, und er hatte eine Erkältung nicht zu befürchten — nach dem großen, hohen Speisesaal, und während er ein schmackhaftes Nachtessen zubereiten ließ, warf ich mich in dasselbe Staatsgewand, in wel-

chem Don Gustavo umherparadierte. Bei prächtigem Nürnberger Flaschenbier verplauderten wir noch ein Stündchen, und als mir mein Wirt endlich gute Nacht wünschte, setzte er hinzu: „Sie schlafen heute in demselben Bett, in welchem auch Alexander v. Humboldt und Friedrich Gerstäcker geschlafen haben.“

Alexander v. Humboldt! Fast kam es mir wie eine Entweihung vor, als ich mich todmüde auf dieses Bett warf, das allerdings nur aus einer über einen Rahmen gespannten Kanevasdecke und harten Kopfkissen bestand. Mehr kann man ja in der ewigen Schwüle der Tropen doch nicht vertragen. Vom Schlaf war aber keine Spur. Die Überspannung der Nerven, die ausgestandenen Abenteuer, die Erinnerung an meine Vorgänger und wahrscheinlich am allermeisten die Fledermäuse, die mich zirpend umflatterten, ließen mich durchaus nicht schlafen. Mit dem ersten Morgenstrahl begann überdies das Geschrei zahlloser Vögel auf den hohen Seibas und Samanbäumen, welche das alte Wohnhaus von allen Seiten umgeben. Der Duft der herrlichsten Blumen drang durch die Fenster, die hier auch zur Nachtzeit nicht geschlossen werden. Mein großes Zimmer öffnete sich auf einen mit Schlingpflanzen ganz umwundenen Balkon, auf welchem bald der Frühstückskaffee mit Maisbrot, Käse und eingemachten Früchten aufgetragen wurde. Don Gustavo erschien wieder, fast in demselben leichten Gewande, in welchem ich ihn gestern aus dem Schlafe geschreckt hatte. „Lieber Wartegg,“ meinte er zu mir, „ziehen Sie Ihre Weste und den Rock ruhig wieder aus, wir haben hier keine Damengesellschaft zu fürchten, und die Mulattinnen draußen auf der Plantage werden Ihnen dies nicht übel nehmen. Machen Sie es wie wir alle. Eine Unterhose, ein Unterhemd und ein Sombrero genügen hier vollkommen.“ (In der Erwartung, daß diese Zeilen von keiner Dame gelesen werden, kann ich wohl auch sagen, daß ich Don Gustavos Beispiel nachkam und mich während der paar Tage, die ich auf El Palmar zubrachte, vortrefflich dabei befand.)

Während wir beim Kaffee saßen, umschwärmten uns reizende bunte Kolibris, die nicht nur auf dem Balkon, sondern selbst in meinem Schlafzimmer ihre Nester aufgeschlagen hatten. Gerade über meinem Bett hingen an leichten, von diesen zierlichen Vöglein gesponnenen Fäden ihre weichen Nestchen, und es gewährte mir in den Stunden der Nachmittagssiesta stets viel Vergnügen, diese Bienen der gefiederten Welt zu beobachten. Riesige Hummeln und Wespen summten durch die Bogen der Veranda, durch die Wohnräume und auf der anderen Seite wieder hinaus. Von der Veranda überblickt man den mit hohen alten Bäumen beschatteten Vorplatz der Hacienda, der auf einer Seite mit langen, niedrigen Gebäuden, die früher als Wohnräume für die Sklaven dienten, eingefaßt war. Jetzt stehen in ihnen die Maschinen zur Bearbeitung des Kaffees. Auf der anderen Seite des Vorplatzes erheben sich die Scheunen und Arbeitsräume für das Zuckerrohr. Ganz am entgegengesetzten Ende der Hacienda erblickte ich heute im hellen Tageslicht die uralte Mauer, welche ich gestern Nacht für die Ringmauer einer spanischen Feste hielt. Sie ist eine Acequia und trägt auf ihrem Rücken die Röhren der Wasserleitung. Die Gebäude sind alle, wenn nicht aus Mauerwerk, so doch aus Cedern- oder Eichenholz, ja sogar vielfach aus Mahagoniholz gebaut, weil diese Hölzer von den Würmern nicht angegriffen werden. Die Dächer aber sind der häufigen Orkane wegen alle mit schweren Ziegeln eingedeckt. Ein Holzbau würde diesem Wüten tropischer Natur nicht hinreichend Widerstand entgegensetzen.

Auf der anderen Seite des alten Hauses fällt der Blick auf die ein- bis zweihundert Fuß hohen Waldriesen, die Bucarébäume, welche auf allen Kaffeeplantagen der Tropen so dicht aneinander gepflanzt werden, daß ihre mächtigen, weitverzweigten Kronen, sich ineinander verschlingend, ein fast undurchdringliches

Laubdach, gleichsam einen natürlichen Dom bilden, welchem die Stämme als Säulen dienen. Darunter, in der warmen, feuchten Dämmerung dieses Domes gedeihen die Kaffeestauden mit ihren dichten, dunkelgrünen, glänzenden Blättern und den roten Kaffeebeeren, die in der Größe und Form unserer Kirschen, ganz wie diese, anfänglich grün sind und im Zustand der Reife dasselbe satte Rot zeigen. Mitten durch die mehrere Hundert Morgen große Kaffeewaldung führte ein breiter, aber infolge der letzten Regengüsse versumpfter Fahrweg in schnurgerader Richtung nach dem Dorfe Cagua, um sich der großen Karawanenroute von Caracas nach den Llanos des Orinoco anzuschließen.

Zwischen der Kaffeepflanzung und dem Hause mochte sich früher, als noch die Familie des Haciendero hier wohnte, ein Blumengarten befunden haben, aber die der Schere des Gärtners nicht mehr unterworfenen Zierpflanzen waren verwildert, zu hohem, undurchdringlichem Gestrüpp emporgewuchert und hatten alle Spuren des Gartens, die Wege und Beete und Lauben gänzlich verwischt, mit einem Blumendache überdeckt, das sich fast wie eine brennrote Bettdecke ausnahm. Die üppigen Blüten des Papagayostrauches, die großen roten und orangegelben Blumenbüschel der Clavellina, und endlich die großartigsten Massen herrlicher Orchideen hatten das Werk der Menschenhand vernichtet. Selbst eine vereinzelte Banane, die sich zwischen ihnen befand, streckte



Achtjähriger Kaffeebaum mit reifen Früchten.



Margots Träume.

Novelle
von
Hermann Heiberg.

II.

Alexander hatte den Tag seiner Rückkehr nach Berghöhe nicht genau angegeben, sondern nur geschrieben, daß er innerhalb einer Woche eintreffen werde.

Unterwegs malte er sich alle Einzelheiten des Wiedersehens im Elternhause aus. Er sah den strahlenden Blick seiner Mutter, das glückliche Antlitz seines Vaters und Margots dunkle Augen, in denen es stets lebendig funkelte, wenn ihr Inneres etwas Besonderes bewegte.

Es war gegen die zehnte Stunde morgens, als er in seiner Heimat eintraf. Das erwartungsvoll beklommene Gefühl, das uns so oft erfaßt, wenn wir uns einem langersehnten Ziele nähern, war auch über ihn gekommen. Wie befreit atmete er auf, als er das Coupé endlich verlassen hatte und auf einem Seitenpfad, an Wiesen und Gärten entlang, den Weg zu Fuß nach dem Herrenhof nahm.

Alles, was er sah, hatte ein bekanntes Gesicht und grüßte ihn vertraut. Auf den grünen Wiesen lagen die Kühe ausgestreckt wie immer. Hinter den ersteren tauchte, reizvoll sich von der Landschaft abhebend, der glänzende Streifen des Flusses auf; am jenseitigen Ufer erhoben sich die Dörfer mit ihren schindelbedeckten grauen Kirchtürmen unter Gebüsch und Wald, und auch die lange Allee war deutlich sichtbar, die zu den Thoren des Städtchens führte.

Und unmittelbar am Wege, den Alexander beschritt, erhoben sich die rotbedachten Stadthäuser, mit ihren Gärten, Pavillons, Scheunen, Einfahrten und Höfen. Alles unverändert seit undenklicher Zeit; dieselben Bilder, die Alexander vertraut seit seinen Knabenjahren und die ihm so lieb geworden waren, daß schon ihr Anblick sein Inneres in eine glückliche Stimmung versetzte.

Hier hatte höchstens eine Gartenpforte einen neuen Anstrich bekommen, dort war ein von Knaben und Hunden als Eingang erzwungener, niedergetretener Zaun mit

Buschwerk verstopft; jetzt eben drängte sich doch ein kleines, lebhaftes Tier hindurch, und auf einem hohen Giebelhause klapperten die Störche, vielleicht dieselben von ehedem.

Und freiliegende Gebäude mit Winkeln und Ecken, und vorübergehende Männer und Frauen, langsam sich bewegendes Fuhrwerk, und Luft und Fernblick und Düfte und das Kikeriki der Hähne.

Nun nahte sich Alexander seinem eigenen Besitz, zu dem ihn der Weg durch den großen Park führte. Am Eingang standen die alten, mächtigen Kastanienbäume und begrenzten die stille, große Wiese mit ihrem herrlich üppigen Wachstum, und weiter hinauf schimmerten durch den beschnittenen Baumgang die hellen Wände des Herrenhofes hervor.

Alexander stieß die schon aus der Entfernung unter dem dunklen Laube in ihrem schneeigen Weiß sich abzeichnende Staketpforte auf und trat in den Garten. Alle Wege waren aufs sorgfältigste geharkt, und die großen, breiten Rasen glänzten in so frischen Farben, als sei junges Frühlingsgrün eben erst zur Entfaltung gelangt.

Die Bosketts, Gebüsche und kleineren Bäume waren sorgsam beschnitten, und eine Stille und Ruhe herrschte in dem nur hin und wieder von Vogelgezwitscher belebten Parke, als feiere die Natur, abgewandt von allem Welttreiben, in genügsamer Freude und still in sich gekehrter Demut einen hohen Festtag.

Plötzlich raschelte etwas an der Wegbiegung, und als Alexander den Blick erhob, stand Margot vor ihm. Mit einem Glücksschrei streckte sie die Arme aus und flog an seine Brust.

„O, mein Alexander, mein Alexander!“ rief sie bewegt, und — „nun ist alles gut und mein Herz wird wieder glücklich!“ fügte sie unter tiefem Atemholen hinzu.

Schon als Kind hatte sie sich in ganz ausschließlicher Weise mit ihrem Bruder beschäftigt. War er gütig gegen sie, hockte sie wie eine Dienende neben ihm nieder und küßte seine Hände. Erfaßte ihn einmal der Zorn und ward er ungerecht, schlich sie sich stumm fort und weinte, und rief er sie, seine Heftigkeit bereuend, strahlte ihr Auge in Dankbarkeit.

Und das war so geblieben.

„Ganz wie du müßte der Mann sein, dem ich einmal meine Hand reichen möchte,“ hatte sie gesagt. „Aber weshalb soll ich heiraten, solange ich dich habe!“

Erst in den letzten Jahren war etwas anderes in Margot vorgegangen. Sie zog sich zurück, las viel, äußerte seltsame Gedanken in ebenso seltsamer Form und war, wenn sie mit Alexander zusammen, vielfach schweigsam und richtete ihre stummen, sonderbaren Augen auf ihn.

Heute hing sie sich nach den Ausbrüchen ihrer Zärtlichkeit an seinen Arm, überlegte, wie er die beiden Alten überraschen könne, und lachte mit kindlicher Freude, als sie sich deren erstaunte Mienen ausmalte.

„Ich hab's!“ rief sie nach allerlei unausführbaren Vorschlägen. „Gleich ist Zeit zum zweiten Frühstück. Ich werde Mama aus der Nähe des Eßzimmers entfernen. Papa kommt ohnehin jetzt nicht aus seinem vollgedampften Zimmer heraus! Du setzest dich an deinen gewöhnlichen Platz an den Tisch, Alexander, rührst dich nicht und machst, wenn sie eintreten, als ob's gar nichts Besonderes wäre.“

Diesem Vorschlage stimmte Alexander zu, schlich, nachdem Margot alles vorbereitet hatte, ins Haus, betrat das Eßzimmer und ließ sich dort nach Abrede nieder. Er hörte seine Mutter draußen sprechen, und sein Herz zitterte bei dem Klang ihrer Stimme. Es schien ihm fast unmöglich, ihr nicht sogleich an die Brust zu fliegen.

Nun war's für Augenblicke still. Aber dann vernahm er den langsamen Schritt seines Vaters. Er hätschelte den Jagdhund, der sich eben durch die angelehnte, mit einer altmodisch und träge anschlagenden Klingel versehene Hausthür gedrängt hatte. Der Diener des Hauses redete auch, und jetzt Margot, und abermals

Alexanders Mutter. Dann aber öffnete sich die Thür.

„Nein, ich werde heute einmal ein Gläschen Rotwein trinken," sagte, auf eine Frage seiner Frau Antwort erteilend, der Oberst beim Eintritt.

„A—ber was, was?" Und: „Ach! Alexander, mein Alexander!" rief Frau von Schulenburg außer sich vor Freude und eilte ihrem Sohn entgegen. Sie streichelte seine Wangen, sein Haar, sah ihm in die Augen, küßte ihn immer von neuem und vergaß völlig ihren Mann, der kopfnickend und in stummer Rührung beipflichtend, doch auch seinen Jungen herzen und umarmen wollte.

Nach dem Frühstück mußte Alexander zunächst das Haus, das während seiner Abwesenheit unter den Händen der Handwerker: der Tischler, Maler und Tapezierer, gewesen war, in Augenschein nehmen. Sie beschritten den mit dem hellgebohnten und knarrenden Parkett belegten großen Flur und besichtigten die alte Wanduhr mit dem lauttönenden englischen Schlagwerk. Gehäuse und Zifferblatt waren neu poliert, und ersteres glänzte wie Ebenholz und das letztere wie Silber. Und auf zwei niedrigen, mächtigen geschnitzten Schränken mit Engelsköpfen und phantastischen Figuren standen zwei prachtvolle Meißener Vasen in schönen blauen Mustern, die Alexanders Mutter mit getrockneten Rosenblättern gefüllt hatte und die einen zarten Duft verbreiteten.

Die Flurwände waren in sanfthellem Perlgrau gemalt und mit goldenen Linien eingefaßt. So wirkten die Farben: braun, blau, schwarz, gold und die weiße, mit reichem Stuck versehene Decke, aber auch das tiefe Dunkel der blanken Eichenholztreppe, die in die oberen Räume führte, in anmutiger Schönheit zusammen.

Und alle Gemächer waren in diesen hell-zarten Farben gehalten, und sämtliche Fußböden und Möbel glänzten wie von Lichtglanz übergossen. Das Muster eines bequem eingerichteten Zimmers war das des alten Oberst. Epheu, kräftig entwickelte Blumen, Vögel, alte Kupferstiche und silberbeschlagene Meerschaumpfeifen, kunstvoll gearbeitete Waffen, Jagdgeräte und wertvolle alte Kunstsachen standen und lagen umher oder hingen an den Wänden. Ein weißer, mit scharf braunen, großgeblümten Bouquets geschmückter Teppich erhöhte den vornehmen gemütlichen Eindruck, und der Nachhauch von Tabaksduft und der hineinflutende, alle Gegenstände voll beleuchtende Sonnenschein verliehen dem Gemache jenen Anstrich von einladender Wohnlichkeit, deren Wirkung sich schwer beschreiben läßt.

Als Alexander seine eigenen Gemächer betrat, überall die sorgsame und liebevolle Hand seiner Angehörigen erkannte und der Gedanke auf ihn eindrang: hier zu wohnen, zu genießen und glücklich zu sein, als die fragenden Blicke dieser guten Menschen ihn trafen, die sich selbst freuten wie Kinder, denen ein Geschenk geworden, da übermannte den Mann ein heftiges Gefühl, und in stummer Rührung umarmte er seine Mutter.

„Ah!" rief er. „Wenn ich nun auch noch ihr dies alles zeigen, mich mit ihr dieses Glückes freuen dürfte, mir fehlte nichts!"

* * *

Im Gartenzimmer, einem Gemach, das durch seine ruhige Lage, sowie durch die Nähe des baum- und buschreichen Parkes von jeher einen besonderen Zauber auf Alexander ausgeübt hatte, saß er neben seiner Mutter, schüttete ihr sein Herz aus und hörte, was sie sagte.

„Du kannst das Mädchen nicht vergessen?"

„Nein!"

„Und was macht sie so anziehend?"

„Ihr reifer Geist, ihr feuriges Herz, ihr Verzicht, ihre Schönheit und ihre Tugend! Wenn ich mit ihr sprach, war es mir, als seiest du, meine teure Mutter, noch einmal jung geworden. So, denke ich mir, mußt du als junges Mädchen gewesen sein. Klugheit, Kraft, Güte und Milde; diese Grazien deines Geistes fand ich in gleicher Weise auch in ihr vereinigt.

Und ich liebe sie, weil ich sie eben lieben muß, und werde sie nie vergessen können."

„Und es ist dir nicht möglich, die Ursachen zu erfahren, welche sie abhalten, die Deine zu werden?"

„Nein! So viel ich auch nachgesonnen habe, ich komme zu keinem Ergebnis! Ein körperliches Leiden? Nicht denkbar! Ein Vorurteil? Ein Fehltritt? Sicherlich nicht! Die Ursachen seien überhaupt nicht zu offenbaren, äußerte ihre Schwester Mary in Genf. Auch sie würde in gleichem Falle es nie über sich gewinnen, darüber zu sprechen."

„Und du konntest keine Erkundigungen einziehen?"

„Ich verzichtete darauf. Auch flehte Mary Cornelius mich an, mich jeder Nachforschung zu enthalten. Wie ein Roman erscheint mir das Erlebte, nicht wie Wirklichkeit."

Alexanders Mutter bewegte sinnend das Haupt, und eine längere Pause trat ein, ehe sie wieder den Mund zum Sprechen öffnete. Aber sie schloß ihn, ohne nochmals die Angelegenheit zu berühren; sie unterdrückte offenbar aus Zartgefühl eine Frage, zu der es sie drängte.

Sie kam auch in der Folge nicht auf den Gegenstand zurück, aber Margot, die Alexander morgens entweder auf ihrem Zimmer besuchte, oder mit der er um diese Zeit im Park oder über diesen hinaus auf der zu dem Besitz gehörenden Wiese spazieren ging, redete eines Tages auf ihn ein und sagte in ihrer geheimnisvoll eigentümlichen Weise: „Ich sah Luisella im Traum. Sie ist groß, stattlich, eher blond als dunkel, ihre Haltung ist vornehm, ihre Mienen sind ernst, ihrer Augen Aufblick schwärmerisch, bald lebhaft fragend, bald in sich gekehrt. Sie trägt dunkle, sammetne Gewänder, die ihre herrliche gebietende Gestalt heben. Sie hat die volle Büste und das tiefe Organ einer Frau. Sie ist unberechenbar und doch fügsam, steht über den Dingen und macht trotzdem den Eindruck, als habe sie einen bescheidenen Sinn. Bisweilen leidenschaftlich, alle Schranken durchbrechend, wehrt sie ein andermal ängstlich, fast furchtsam ab. Ist's so, Alexander?"

Alexander hörte mit ungemessenem Staunen, was seine Schwester sagte, forschte in ihrem Gesicht und suchte vergeblich nach der Erklärung eines solchen Rätsels. Aber noch mehr überrascht war er, als sie mit entschiedener Betonung in der Stimme hinzufügte — eben traten sie aus dem Park, verließen den heimlichen Schatten und sahen das Gold des Sonnenlichtes, das mit breitem Glanze über der Landschaft, über Stadt, Feld und Wiesen schwamm —: „Und sie hat recht! Sie kann's nicht sagen und deshalb auch nicht dein Weib werden! Frage mich nicht. Verzichte, Alexander! Wende deine Gedanken von ihr ab!"

„O, sprich, sprich!" rief Alexander stürmisch und führte Margot an eine Bank, die unter den schattenreichen Zweigen der auf den Wiesengrund sich herabneigenden Parkbäume stand. „Leichter werde ich vergessen können, wenn ich die Ursachen kenne. Und muß ich vergessen, ist es nicht barmherziger, sobald als möglich die Qual der Ungewißheit aus meinem Inneren zu lösen? Du weißt nicht, was Liebesqual ist, Margot! Wenn du sie erprobt hättest, würdest du nicht zögern, mir zu antworten."

Alexanders Schwester legte die Hände auf die Brust, als ob sie einen heftigen Schmerz so besser bannen könne, beantwortete auch nur in dieser stummen Weise seiner Rede ersten Teil, sah ihn dann mit einem Blicke an, in dem sich ihre zärtliche Hingebung zu ihm widerspiegelte, und sagte: „Nein, Alexander! Ich werde nicht sprechen. Vermutung ist noch keine Wirklichkeit, und es fehlt mir das Recht, Dinge zu enthüllen, die ein anderer als Geheimnis hütet."

Kaum acht Tage nach diesem Gespräch mit Margot saß Alexander eines Abends nach dem Thee allein neben seiner Mutter. Seine Schwester hatte sich wegen einer Unpäßlichkeit früher zurückgezogen, und der Oberst ward erst spät aus dem L'hombre-Klub zurückerwartet.

Angelegenheiten, die sie beide gleichmäßig beschäftigten, kamen zur Erörterung. Da Alexander neuerdings in Erwägung gezogen hatte, sich in seiner Heimat als Advokat niederzulassen, ward das Für und Wider erwogen, und auch auf Margots Zukunft kam die Rede.

Frau von Schulenburg sprach ihr Bedauern über Margots menschenfeindliches Wesen aus und verhehlte auch ihre sorgenden Bedenken nicht, ob sie bei solcher Abgeschlossenheit einmal einen Mann finden werde. „Sie geht jeder Gelegenheit aus dem Wege, mit Menschen in Berührung zu kommen, und hat sich so an die Einsamkeit gewöhnt und sich so in den engeren Kreis ihrer Gedanken eingesponnen, daß sie nachgerade beginnt, die sie umgebenden Dinge lediglich nach ihren Vorstellungen zu beurteilen. So hat sie sich neuerdings auch ein Bild von Luisella Cornelius entworfen und behauptet mit aller Bestimmtheit, daß sie die Gründe kenne, welche das von dir geliebte Mädchen abhalten, deine Frau zu werden.“

„Ich wollte, Margot hätte lieber geschwiegen!“ entgegnete Alexander. „Sie raubt mir durch ihre, wenn auch vielleicht thörichten Andeutungen jede Hoffnung, und eben die Hoffnung auf eine glückliche Lösung hielt mich doch noch immer aufrecht!“

Frau von Schulenburg sah Alexander mit ihren Güte und tiefe Teilnahme Ausdruck gebenden Augen an, kämpfte, ehe sie sprach, sichtlich mit den Worten, die sich ihr auf die Lippen drängen wollten, und sagte endlich: „Mein armer, lieber Alexander! Wie unbeschreiblich gern möchte ich dich glücklich machen und nichts unversucht lassen, dich mit Luisella zu vereinigen. Ich habe auch einen Plan, und ich bitte, höre mich an: Schon seit deiner Rückkehr trage ich mich mit dem Gedanken, nach Hamburg zu reisen und mit Luisellas Eltern, vielleicht auch mit ihr selbst zu sprechen und so wenigstens völlige Klarheit in die Angelegenheit zu bringen.“

Alexander sprang empor und umarmte seine Mutter.

„Ah, das wolltest du thun, teure Mutter? Ja! Es sieht deinem unvergleichlichen Herzen ähnlich, und ich nehme dein Anerbieten freudig an. Und damit dein Weg nicht vergeblich sei, so wisse: ich verzichte auf die Enthüllung des Geheimnisses! Das Luisella gegebene Versprechen soll mir heilig sein. Falls du ihre und Marys Ansicht teilst, will ich mich bescheiden und das Bild des Mädchens in meinem Inneren zu verwischen suchen. Die Zeit und andere Eindrücke werden mir hoffentlich behilflich sein. Solltest du sie aber bewegen können, die Bedenken fallen zu lassen, so ist ja mein Glück erreicht und es giebt keinen Dank, der groß genug für dich wäre. Aber auch in diesem Falle will ich mich jeder Nachfrage begeben. Wenn du, meine geliebte Mutter, mir erklärst, daß die Gründe, die einer Vereinigung zwischen Luisella und mir entgegenständen, nach deiner Ansicht inhaltlos sind, so ist das mir genügend. Ich heirate Luisella und verbanne aus meinem Gedächtnis jede Erinnerung an das Vergangene.“

Am Tage nach dieser Unterredung traf ein Schreiben aus Granitzhof von Alexanders Tante ein. Sie teilte mit, daß sich Margot mit einem jungen Gutsbesitzer aus der dortigen Gegend verlobt habe. Alexander hätte also dort, fügte sie neckisch hinzu, sein Glück verscherzt!

Da sich am Schlusse auch eine Aufforderung an Herrn und Frau von Schulenburg befand, sich doch einmal zu einem Besuche in Granitzhof zu entschließen, kam Alexander die Erinnerung, daß doch auch seine Tante Näheres über Luisella wissen müsse, und er schlug ihr deshalb vor, der Verwandten Anerbieten anzunehmen, zunächst nach dem Gute zu reisen und mit jener zu sprechen.

* *
*

Frau von Schulenburg war abgereist, und Alexander gewann durch die dadurch neubelebten Hoffnungen wieder Interesse

an anderen Dingen. Er mietete in der Stadt eine Wohnung, in der er ein Bureau einrichtete, machte im Ort und in der Umgegend bekannt, daß er sich in Berghöhe als Rechtsanwalt niedergelassen habe, erneuerte seine alten Bekanntschaften durch Besuche und erließ selbst Einladungen an seine Freunde.

Zu diesen gehörte auch ein Mediziner, Namens Doktor Henry, mit welchem Alexander seit der Schulzeit eng befreundet und später teils in brieflichem, teils in persönlichem Verkehr geblieben war.

Auch Henry war, wie Alexander, vermögend und unabhängig und hatte sich dauernd in seiner Heimat niedergelassen. Schon als junger Mann hatte er sich durch eine ungewöhnliche Reife und durch seltene Festigkeit des Charakters ausgezeichnet, aber auch durch sein Sonderlingswesen bemerkbar gemacht. Als er nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, war dieses ausgeprägte Wesen durch die vielen wechselnden Eindrücke und die während der Zeit gesammelten Erfahrungen noch schärfer zum Ausdruck gelangt, und man bezeichnete ihn mit Recht als einen Menschen ganz besonderer Art.

Auch seine äußere Erscheinung hatte etwas überaus Anziehendes. Er war schlank und ebenmäßig gebaut, besaß reiches, dunkles Haar und jene gesunde Farbe und jenen ausgeprägt energischen, etwas selbstbewußten Ausdruck, der für Männer einnimmt.

Gemeinsame Interessen verbanden die Freunde auch in der Folge. Sie waren beide eifrige Reiter und Jäger, haßten die großen Städte, schwärmten für das Land, schätzten einfach geartete Menschen und Verhältnisse und hingen mit gleich großer Liebe an ihrer Heimat.

Henry lebte ganz seinen Neigungen, praktizierte wenig, obgleich er alles zu verstehen schien, war aber durchaus nicht unthätig. Sein Vater — früher alleiniger Apotheker in Berghöhe — starb, nachdem Henry eben seinen medizinischen Doktor gemacht und den Entschluß gefaßt hatte, sich irgendwo als Arzt niederzulassen.

Nach des alten Henry Tod, durch welchen dem Sohn ein sehr bedeutendes Erbteil zufiel, änderten sich seine Entschlüsse. Er verkaufte die Apotheke, ordnete, was zu ordnen war, und begab sich, einer alten Lieblingsneigung folgend, auf eine ursprünglich auf ein Jahr berechnete, aber sich fast vier Jahre ausdehnende Weltreise.

Als Alexander nach Berghöhe zurückkam, beschäftigte Henry die Photographie; vordem hatte er mikroskopische Studien getrieben, und wenn er auf dem Fluß das Steuer führte, erkannte man ihn an dem rundgebauten Boot mit den hohen Planken und dem überbreiten weißen Segel, das er sich aus Amerika hatte kommen lassen. Seine Pferde, sein Haus, seine Hunde, sein Garten, seine Bücher, Gesellschaften, Ausflüge und kleinere Reisen brachten ihm Beschäftigung und hielten ihn in Atem. Und ihm vertraute Alexander gleichfalls sein Liebesleiden an und fand Verständnis und volle Teilnahme.

Als er ihm auf einem Nachmittagsspaziergange auch Margots Äußerungen mitteilte, blieb Henry stehen und sah sinnend vor sich hin: „Das ist ja höchst seltsam!" stieß er heraus. „Deine Schwester? Ah! Sie ist überhaupt ein besonderes Geschöpf und ich möchte sie wohl kennen lernen."

Alexander lachte. „Das klingt fast, als ob sie dir ganz fremd wäre, ja, du sie jetzt beim Zusammensein in unserem Hause zum erstenmal gesehen hättest."

„Beinah ist's so!" entgegnete Henry. „Wir haben als Kinder wohl bisweilen hinter den Gärten gespielt, aber sie kam mir immer wie eine verkleidete Prinzessin vor und hatte doch auch eigentlich nur Augen und Ohren für dich. Ihr eigentümliches Wesen regte schon als Knabe mein Nachdenken an, und als sie einmal gütig und freundlich gegen mich war und unbefangen auf meinen Vorschlag — ich wollte mit ihr über ein Staket wegklettern — einging, war ich ganz weg von ihrer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit."

„Ganz dasselbe erzählt sie von dir!“ entgegnete Alexander. „Du habest dich stets gegeben, als seiest du aus besonderem Holze geschnitten. Einmal hättest du dich mit ihr beschäftigt — sie erinnert sich genau der Zeit und der Umstände — und da seiest du allerdings so zart und so ritterlich gegen sie gewesen, und andererseits hätten sich in all deinen Bewegungen und in all deinem Thun so viel Mut, Kraft und Besonnenheit gezeigt, daß sie fortan für dich eine stille Schwärmerei gefaßt habe. Aber dann, glaube ich, saht ihr euch nicht ein einziges Mal wieder. Du gingst mit deinen Eltern zum Besuch nach Belgien. Als du zurückkehrtest, waren die meinigen mit uns ins Bad gereist, und verschiedene Umstände führten es mit sich, daß ihr später nicht mehr miteinander in Berührung kamt. Übrigens hat Margot, wie ich annehmen darf, denselben Wunsch wie du, und da dem so ist, schlage ich vor, daß ihr beide aus eurer Zurückhaltung heraustretet.“

„Nun ja, das wäre ja ganz gut,“ erwiderte Henry, der bisher Alexanders Worten aufmerksam und freundlich zugehört hatte, mit einer gewissen Zurückhaltung und ohne, zu Alexanders Überraschung, auf den Schluß seiner Worte näher einzugehen.

Am folgenden Tage empfing der letztere ein Schreiben von seiner Mutter, in welchem sie meldete, daß sie von den Verwandten über Luisella nichts erfahren habe und deshalb nach Hamburg reisen werde. Sie erzählte in ihrem Briefe auch von den beiden Verlobten, wußte aber, wie es schien, nichts eben Besonderes von ihnen zu sagen.

„Deine Tante hätte dich gar zu gern als Schwiegersohn gehabt,“ fügte sie hinzu. „Und nicht minder bedauert Onkel Johann, daß dich weder Margot noch Thora angezogen haben. Ich reise morgen ab und berichte sogleich, mein lieber Alexander.“

Dieser Brief enttäuschte Alexander nicht wenig. Nach den damaligen Andeutungen seiner Tante hatte er sicher erwartet, daß sie etwas wissen und solches seiner Mutter mitteilen würde.

Als er mit Margot darüber sprach, sagte sie: „Was beschäftigst du dich mit diesen Dingen, Alexander? Ich sagte dir bereits, daß Luisella nicht sprechen und daß sie deine Frau nicht werden kann.“

Alexander wollte sie noch einmal fragen, aber er verzichtete darauf. Dagegen brachte er die Rede auf Henry, berichtete über das Gespräch mit ihm und fragte Margot, was sie von ihm denke.

„Er wollte dir,“ entgegnete Margot, „ein für allemal an den Tag legen, daß er mir wohl wieder näher treten wolle, aber durchaus keine Lust habe, dein Schwager zu werden.“

Alexander blickte überrascht empor. Diese Äußerung sah der feinfühlenden Margot durchaus nicht ähnlich. Aber sie wußte, was in ihrem Bruder vorging, und fuhr fort: „Dich befremdet, ja verletzt meine Offenheit, Alexander. Ich wollte dir nur ein für allemal einen Wink geben.“

„Bezieht sich denn deine Äußerung auf irgend ein früheres Vorkommnis?“

„Nein!“

„Woraus schließest du denn, daß Henry diesen Gedanken hatte?“

„Ich weiß die Dinge. Woher sie mir kommen, kann ich nicht sagen. Meistens träumt mir, was geschehen wird. Aber es genügt auch, daß ich mich ausschließlich mit den Personen und ihren Schicksalen beschäftige. Dann steht alles greifbar vor mir.“

„Dann bist du ja eine Hellseherin, Margot!“ warf Alexander lachend, ein wenig spöttisch und mit der Absicht hin, seinen Unglauben an Margots Worten an den Tag zu legen.

„Ja, ich bin's!“ erwiderte sie, erhob sich, richtete ihre Gestalt empor und sah mit den dunklen Augen vor sich hin, als könne sie die Zukunft durchdringen.

Alexander ließ sie gewähren. Nachdem sie sich aber wieder gesetzt hatte, schalt er sie wegen ihrer Hinneigung zu dem Absonderlichen. „Du wirst dich unglück-

lich machen, Margot. Zuletzt beginnst du, das Schicksal über dich selbst auszufragen, und gerade die Unwissenheit über unsere Zukunft ist doch unser Glück."

Margot aber schüttelte den Kopf und sagte: „Was dir Furcht einflößt, ist bereits geschehen. Ich kenne mein Schicksal. Und da wir einmal diese Dinge berühren, ich weiß, was mir bevorsteht, ich werde wirklich Henrys Frau werden! Und, Alexander," fuhr sie fort, „deshalb wies ich jede Annäherung zurück. Deshalb schien ich so spröde und gleichgültig. Ich liebe ihn seit meinen Kinderjahren und hatte seitdem nie einen anderen Gedanken. Aber mir träumte, daß wir uns erst später wieder begegnen und daß er sich zunächst gegen diese Verbindung auflehnen müsse. Erst dann war die Zeit der Erfüllung gekommen."

Alexander starrte seine Schwester an. Sie sprach wie eine Prophetin.

* *
*

Frau von Schulenburg hatte, bevor sie nach Hamburg reiste, einen Brief an Mary Cornelius gerichtet und sie vor ihrem Besuch in der Familie um eine Unterredung gebeten. Diese Besprechung fand auch am Tage ihrer Ankunft im Alsterhotel statt, aber führte nicht ganz zu dem von Frau von Schulenburg gewünschten Ergebnis. Mary erklärte, um so mehr, nachdem sie Alexander kennen gelernt, Tag für Tag darüber nachgedacht zu haben, wie sie ihrer Schwester Glück befördern könne. Sie sähe keine Möglichkeit, und auch Luisellas Geheimnis zu enthüllen, sei sie ohne deren Einwilligung nicht in der Lage.

„Glauben Sie auch nicht," fragte Frau von Schulenburg, „daß Luisella sich mir anvertrauen wird?"

Das junge Mädchen legte mit stummer Miene ihre Zweifel an den Tag.

„Finden Sie es bei dem Charakter des Geheimnisses unzart, wenn ich Ihre Schwester überhaupt darum bitte?"

„Nein, meine hochverehrte Frau! Mir würde es zum Beispiel ganz natürlich erscheinen, daß die Mutter des von mir geliebten Mannes eine Erklärung von mir erbäte. Aber meiner Ansicht nach liegt der Schwerpunkt Ihrer Intervention in der Frage, ob meine Schwester sich entschließen kann, die Entscheidung über ein Nein oder Ja in Ihre Hände zu legen. Ich denke, nur dann wird Luisella sich Ihnen überhaupt eröffnen. Will sie das erstere nicht, würde ein Aussprechen für Sie, meine hochverehrte Frau, auch wertlos sein."

„Sie haben durchaus recht, liebes Fräulein," entgegnete Frau von Schulenburg. „Erlauben Sie, indem ich vorraussende, daß ich in solchem Sinne mit Ihrer Fräulein Schwester zu reden gesonnen bin, nur zu meiner Beruhigung noch eine Frage: Würden Sie in ganz gleichem Falle aus Liebe zu dem Manne Ihrer Wahl jedes Bedenken überwinden?"

Einen Augenblick schwieg Mary Cornelius. Dann sagte sie:

„Aus Liebe? Ja! Aber in diesem Falle steht die Pflicht gegen Ihren Herrn Sohn höher als die Liebe. Sagen wir: eben die Pflichten, welche sich mit der Liebe verbinden, machen eine Ehe unmöglich. Es sei denn —"

„Es sei denn?" wiederholte Frau von Schulenburg und richtete die Augen ihres blassen und edel geschnittenen Gesichtes mit einem Ausdruck größter Spannung auf die Sprechende.

„Nein, nein, ich bitte, meine hochverehrte Frau!" flehte Mary, erhob sich und neigte sich, Verzeihung einholend, auf die Hand der alten Dame herab. „Dringen Sie nicht in mich! Seien Sie überzeugt, daß es mir unendlich schwer wird, Ihnen so stumm gegenüberzutreten. Ihre Güte und Liebenswürdigkeit wären an sich Grund genug, meine Zunge zu lösen. Es bedrückt mich unendlich, nicht den Weg finden, selbst gar nicht zur Beseitigung der Schwierigkeiten beitragen zu können. In meiner Schwester Hand liegt die Entscheidung ganz allein! Eines aber will ich Ihnen versprechen: Ich

werde, bevor die Unterredung zwischen Ihnen stattfindet, noch einmal auf sie einzuwirken suchen, ihr anraten, sich Ihnen ganz anzuvertrauen; freilich Ihnen ganz allein!“ wiederholte Mary stark betonend.

„Mein Sohn hat darauf verzichtet, jemals in Luisellas Geheimnis einzudringen, auch mir die Entscheidung in dieser Angelegenheit überlassen,“ entgegnete Frau von Schulenburg. „In dieser Beziehung darf Ihre Schwester beruhigt sein und kann sich mir rückhaltlos anvertrauen!“

* *
*

Eine Stunde später, nachdem die Damen voneinander Abschied genommen hatten, empfing Frau von Schulenburg eine Karte von Mary, nachfolgenden Inhalts:

„Hochverehrte Frau!

Ich hatte in besserer Überlegung den Meinigen, auch Luisella, vor unserer Unterredung keine Mitteilung von Ihrer Anwesenheit in Hamburg gemacht. Dies ist nun aber geschehen. Meiner Schwester habe ich alles gesagt, was mir nötig und förderlich schien; meinen Eltern vorläufig nur berichtet, daß Sie die große Liebenswürdigkeit haben wollen, uns bei Ihrem Aufenthalt in Hamburg zu besuchen. Auf letzteres habe ich mich als guter Verbündeter absichtlich beschränkt, und Sie werden dies begreifen, wenn Sie sie kennen lernen. Luisella freut sich unbeschreiblich, Sie zu sehen, und ich kann hinzufügen, daß sich ein wahrer Sturm, ein Sturm glückhoffender Erwartung in ihr erhoben hat. Ich glaube, daß sie sich Ihnen eröffnen wird, doch vermag ich Bestimmtes darüber nicht zu berichten, weil der Entschluß meiner armen Schwester unendlich schwer wird. Wenn Sie die von Ihnen bezeichnete Stunde — gegen ein Uhr — wählen wollen, werde ich Ihnen sehr dankbar sein.

Ihre ergebene Mary Cornelius.“

Die Familie Cornelius wohnte in einem verwitterten und altertümlichen, aber festgebauten Hause am sogenannten „Roten Baum“. Das Grundstück umfaßte einen sehr weitläufigen Garten, ein unbewohntes, kleines düsteres Vordergebäude, dessen Parterre den Zwecken eines Gärtners diente, und das vorerwähnte zweistöckige Hauptgebäude, welches von den Damen unten bewohnt ward.

Luisellas Vater war ein Mann von wohl fünfundsiebzig Jahren. Er lebte als kränkelnder Sonderling in seinen mit wundervollen alten Bildern angefüllten Räumen ein still beschauliches Leben für sich, trat nur während der Mahlzeiten mit der Familie in Berührung und zog sich dann wieder in seine Einsamkeit zurück.

Als Frau von Schulenburg das Haus betrat, standen Mary und Luisella zu ihrem Empfange in dem mit vielen römischen Gipsabdrücken versehenen Flur.

Die letztere verneigte sich tief und küßte Frau von Schulenburg mit sichtlicher Bewegung die Hand.

Fußboden, Möbel und Treppe in dem Hause trugen die Farben des Alters, aber überall blitzte, wie im Herrenhof, eine glänzende Sauberkeit.

Um ins Wohnzimmer zu gelangen, mußte man ein geräumiges Vorzimmer, das mit seinen in geschnörkelten Rahmen eingefaßten hohen Spiegeln, Gemälden und geschweiften und goldverzierten Kommoden und sonstigen aus der altfranzösischen Zeit stammenden Möbeln an die Zimmer der Potsdamer Schlösser erinnerte, durchschreiten.

„Darf ich bitten?“ fragte Luisella, nachdem Frau von Schulenburg sich umgesehen und lebhaft bewundert hatte, öffnete ein zweites großes, gleichfalls mit vielen Kunstschätzen versehenes Gemach und führte den Besuch in ein Kabinett, dessen Wände und Thüren ganz aus dunklem Nußbaumholz gearbeitet waren und zufolge der kunstvollen Holztäfelung fast dem Inneren eines großen Holzschreines glich.

Und hier saß eine kleine, zarte Frau, in altmodische Seide gekleidet, mit tiefschwarzen Augen und eingefallenen Zügen, aber fast jugendlich geröteter Gesichtsfarbe.

Ihre Hände und Füße waren unendlich zierlich und ihr Körper wunderbar graziös. Auch sie war, wie ihr Mann, kränklich, und ein Bedürfnis nach Ruhe drückte sich auch in ihren langsamen Bewegungen aus.

Während die Damen sich unterhielten, ward die Thür geöffnet und Luisellas Vater erschien. Er trug einen tadellos gehaltenen Anzug in einer ungewöhnlichen grauen Farbe, blendend saubere, aber ungesteifte Leinenwäsche, und sein Gesicht besaß jene hochgerötete Farbe alter Leute, bei denen man so gut auf eine vortreffliche Gesundheit wie auf das Gegenteil schließen kann.

Sein Antlitz war ganz umrahmt von einem weißen, silberschimmernden Bart, und im Gegensatz zu seiner Frau, deren Augen etwas Stilles, in sich Gekehrtes hatten, funkelten die seinigen, trotz seines Alters, in einem lebhaften Feuer.

Herr Cornelius, der als Kaufmann in aller Herren Ländern und namentlich lange in China gewesen war, hatte sich spät verheiratet und dann schon vor zwanzig Jahren vom Geschäft zurückgezogen. Seit dieser Zeit hatte er nur allein seinen Kunstneigungen gelebt.

Die Kinder waren sehr spät geboren; ein Sohn, den Cornelius gehabt, war in den ersten Jahren ihrer Ehe geboren worden und auch dann bald gestorben.

Die Liebe zur Kunst, zum Schönen, zum Besonderen war auf die Kinder übergegangen, und diese Neigung der ganzen Familie bildete auch bei dem Gespräch den Gegenstand der Unterhaltung.

Es war auffallend und doch unter den gegebenen Verhältnissen begreiflich, daß die alten Leute mit keiner Silbe Alexanders Erwähnung thaten, nicht einmal berührten, daß Luisella und jener sich kennen gelernt hatten. Herr Cornelius empfahl sich nach einem nicht allzu langen, aber sehr lebhaft geführten Gespräch und früher, als Frau von Schulenburg aufbrach, drückte die Hoffnung aus, sie an diesem Tage bei Tisch oder am nächsten Abend in seinem Hause noch einmal begrüßen zu dürfen, gab, als Frau von Schulenburg ein Wiederkommen in Zweifel ließ, seinem Bedauern in warmer Weise Ausdruck und verließ unter den Worten: „Bei Ihrem Interesse für meine Sammlungen bitte ich, nachher an meinen Gemächern nicht vorüberzugehen, gnädige Frau,“ das Gemach.

Luisella, die während der Zeit fast stumm dagesessen hatte, entschuldigte ihren Vater mit zartem Taktgefühl. „Verzeihen Sie gütigst, daß Papa sich so bald empfahl,“ erklärte sie und richtete ihre großen, schwermütigen Augen auf Alexanders Mutter. „Er ist scheinbar wohl, aber die geringste Unregelmäßigkeit der Lebensweise zieht ihm ein Unbehagen zu. Nur wer einmal an den Nerven gelitten hat, vermag zu begreifen, wie zart die Menschen sind.“

Frau von Schulenburg belohnte Luisella für ihre Worte mit einem freundlichen Blick. Alles, was sie aus dem Munde des jungen Mädchens hörte, nahm sie für sie ein. Sie begriff Alexanders leidenschaftliche Liebe zu diesem ungewöhnlichen und schönen Wesen und konnte es kaum erwarten, endlich mit ihr allein zu sein.

Sobald die Gelegenheit schicklich schien, brach sie auf, richtete freundliche Abschiedsworte an die zarte kleine Dame, die mit ihren dunklen Augen so wunschlos dreinschaute, und wandte sich mit den beiden jungen Mädchen durch das Kabinett dem Ausgang zu.

Hier erwartete sie, daß Luisella das Wort nehmen werde, und in der That öffnete dieselbe ein gegenüberliegendes Gemach.

„Vielleicht darf ich Ihnen auch Marys und meine Räume zeigen?“ hob sie in ihrer ehrerbietigen Weise an und lud Frau von Schulenburg zum Eintritt ein. Aber kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen — Mary war zurückgeblieben —, übermannte sie das künstlich zurückgehaltene Gefühl und sie fiel Frau von Schulenburg schluchzend an die Brust.

„Mein armes, geliebtes Mädchen!“ tröstete Frau von Schulenburg, bewegt durch diesen heftigen Ausbruch. „Was ist es, das Sie jetzt so sehr bewegt? Sind es die Erinnerungen, ist es Freude — Schmerz? Kommen Sie, mein teures Kind, setzen wir uns und — ich bitte — schließen Sie mir Ihr Herz auf, als sei ich der liebe Gott, der vor Ihnen stände und Ihnen alles Schwere abnehmen könne.“

Luisella that, wie ihr geheißen, ließ in einen Stuhl sich nieder, während Frau von Schulenburg auf einem mit matter grüner Seide bezogenen Sofa Platz nahm, das, in Form eines Rundsitzes, von Blumen umgeben, mitten in dem mit hellgeblümten Tapeten versehenen Raum aufgestellt war.

„Meine Schwester,“ begann Luisella, „hat mir den Inhalt des Gespräches, das heute morgen zwischen Ihnen stattgefunden, mitgeteilt. Sie hat mich gefragt, ob ich die Entscheidung in Ihre Hände legen wolle, meine hochverehrte Frau. Nun denn, hören Sie. Zweimal während meines Lebens war mein Geist ein ganzes Jahr umnachtet. Eine Wiederholung hält der Arzt bei dem Charakter der Erkrankung nicht für ausgeschlossen, es sei denn, daß ich vor ähnlichen Aufregungen bewahrt bleibe, welche diesen furchtbaren Zustand herbeiführten. Ich war als junges Mädchen verlobt, verlor meinen Bräutigam einen Tag vor der Trauung. Er starb an einer Krankheit, die ihn plötzlich und unerwartet erfaßte. — So!“ schloß Luisella, tief Atem holend. „Nun wissen Sie alles! Und ersparen Sie mir weiteres, da mich die bloße Erinnerung unsagbar erregt.“

Nach diesen Worten erhob sich Luisella und wandte sich für Augenblicke ab. Ein Ausdruck von Scham und Schmerz war in ihr Angesicht getreten, und es schien, als ob sie nach dieser Eröffnung, der Antwort gewiß, Furcht empfinde, den Blick zu der Fremden zu erheben.

Konnte denn Alexanders Mutter anders als ungünstig entscheiden? War es nicht doch ein schweres Unrecht gewesen, überhaupt zu sprechen und in ihr einen Kampf hervorzurufen, der eben doch nur zu einer Verneinung führen konnte? War es denkbar, daß sie ihrem Sohn erklären würde, sie sähe kein Bedenken in einer Verbindung? Würde die eigene Mutter eine solche Verantwortung übernehmen? Sicherlich nicht!

Das und so vieles andere ging durch Luisellas Inneres, und der Wiederschein ihrer angstvollen Gedanken malte sich auch noch auf ihrem Antlitz, als nun Frau von Schulenburg mit zarter Betonung das Wort nahm:

„Schelten Sie mich nicht, meine teure Luisella — erlauben Sie, daß ich Sie mit diesem Namen nenne, der aus meines Sohnes Munde schon so oft an mein Ohr drang —, wenn ich noch eine Frage an Sie richte: Welche Zeit liegt zwischen Ihrer ersten und zweiten Erkrankung? Und ferner: Welche Umstände führten eine abermalige Schwermut — Schwermut, nicht wahr, mein liebes Mädchen — hervor? Ah! ah! Weinen Sie nicht! Sehen Sie mich nicht an als einen Richter, der Fragen stellt, sondern als einen milden Arzt, der die Mittel der Heilung in der Hand hält, der alles zum Besten zu lenken hofft, der — der —“

Frau von Schulenburg kam zunächst nicht weiter. Die Hoffnung, welche bei den Worten in der Seele des armen Mädchens aufstieg, aber auch Frau von Schulenburgs Größe und Hochherzigkeit der Auffassung überwältigten ihr erregtes Gemüt dermaßen, daß sie, ihres Gefühls nicht mächtig, auf sie zuschwankte, niedersank und unter überströmenden Thränen ihre Hände immer von neuem küßte.

Für Sekunden verharrten die beiden Frauen sprachlos, bis ins innerste Herz bewegt und nur von dem Gedanken beherrscht, wie wertvoll des anderen Seele sei.

Frau von Schulenburg faßte sich zuerst. Sie hob Luisella empor, drückte sie an ihre Brust, ließ sie ruhig sich ausweinen und ermunterte sie erst dann, ihr auf ihre Frage zu antworten.

„Zwischen meiner ersten Krankheit und der Wiederholung,“ erklärte Luisella noch zitternd im Ton der Stimme, „war eine Pause von fast zwei Jahren. Im siebzehnten Lebensjahre sollte ich heiraten. Ein Jahr befand ich mich in einer Anstalt; dann mußte ich im neunzehnten noch einmal dahin gebracht werden und befinde mich seit zwei Jahren — ich bin jetzt einundzwanzig Jahre — vollkommen wohl. Das einzige, was mir aus der rätselhaften Krankheit geblieben, ist eine — eine —“ hier stockte Luisella verwirrt — „eine sanfte Mondsucht und ein bei Erregungen sich hervordrängender Lachkrampf. Sie fragen, welche Ursachen mich von neuem in Schwermut versetzten? Ich kann es nicht eigentlich sagen. Ich hörte eine unendlich traurige Geschichte, die mich an mein damaliges Leid erinnerte. Vielleicht war sie schuld. Es mag aber auch das abgeschlossene, ja freudenlose Leben gewesen sein, das ich im Hause meiner Eltern führte und — noch heute führe. Ich nenne es freudenlos, weil es schwermütig macht, geliebte Menschen immer leiden zu sehen, ihnen nicht helfen zu können und auch der rechten Thätigkeit zu entbehren, welche die Gedanken ablenkt. In unserem Leben vollzieht sich ein Tag wie der andere, und würden meine Eltern Mary und mir nicht die Freiheit lassen, einmal hinauszutreten, Freunde zu sehen oder eine Reise zu unternehmen, unser Dasein würde ein überaus freudenloses sein. Denn, nicht wahr, meine hochverehrte Frau, atmen, sich nähren und schlafen will der Mensch nicht allein. Er möchte auch etwas für Herz und Gemüt!“

Dennoch ward Frau von Schulenburg gedrängt, noch eine Frage an Luisella zu richten. Es mußte geschehen, obgleich ihr Zartgefühl sie zögern ließ. Sie sann, wie sie ihre Worte einkleiden könne, als ihr das junge Mädchen mit ihrem Ahnungsvermögen zuvorkam.

„Wenn auch meine Mutter eine ernste, zum Trübsinn neigende Natur ist, so sind doch weder in der Familie der Genannten noch in der meines Vaters Fälle ungewöhnlicher Schwermut vorgekommen. Meine Mutter ist melancholisch, weil sie körperlich viel leidet, aber ihr nachdenkliches Wesen hat durchaus nichts Krankhaftes.“

Während Luisellas Rede hatten sich Frau von Schulenburgs Mienen immer mehr gelichtet. Wenn sie anfänglich mehr Zweifel, Mitleid und das Gefühl der ungeheuren Verantwortung beherrscht hatten, so gaben ihr Luisellas Worte allmählich eine immer größere Zuversicht. Kein Glück bot überhaupt die Gewähr ewigen Bestandes. Was kommen sollte, stand in des Schicksals Hand. Verfügte es Schweres, so mußte es ertragen werden. Andererseits blieb aber auch die Hoffnung auf gutes Gelingen.

Das Unglück besaß einmal die Eigenschaft, daß es unerwartet und dann hereinbrach, wenn man es am wenigsten vermutete, und wie ein vor dem sicheren Ausbruch stehendes Gewitter sich verzog, wenn man seiner Gewalt in keiner Weise ausweichen zu können glaubte.

Gewiß, Luisellas Leiden war ein Leiden wie jedes andere, und sorgfältige Behütung und Pflege war aller Krankheiten erfolgreicher Gegner. Nachdem sie diesem Gedanken in längerer Rede Ausdruck gegeben, jener Trost und sich selbst dadurch Mut zugesprochen hatte, machte sie, dem Drange ihres Herzens nur zu gern nachgebend, eine Bewegung, breitete die Arme aus und sagte: „Sie wollten, Luisella, ich sollte entscheiden? Nun, ich habe mich entschieden: Komm an mein Herz, mein teures Mädchen! Hoffen wir und thun wir unsere Pflicht! Für das übrige müssen wir den Himmel sorgen lassen!“

Und da löste sich ein unbeschreiblicher Ton aus Luisellas Brust!

* *
*

In Herrenhof waren Nachrichten von Frau von Schulenburg eingelaufen, die in Alexander namenlose Gefühle wachgerufen hatten.

„Deine Braut," schrieb Alexanders Mutter, „ist eins von den Ausnahmegeschöpfen, deren Anblick man niemals wieder vergessen kann, weil man sich ihrem Einfluß nicht zu entziehen vermag. Wenn sie redet, schätzt man ihre Rede höher als die eines anderen Menschen, weil alles, was diese Rede begleitet, von besonderer Art ist. Der Blick ihres Auges, das Lächeln ihres Mundes, der ernste, sinnende oder freundliche Ausdruck in ihrem Gesicht, jener Ausdruck, dessen eigentlichen Sitz man bei Menschen nicht bestimmen kann, der hervortritt aus der Wiederspiegelung des geistigen Inhaltes einer menschlichen Seele, hat etwas Unwiderstehliches. Sie scheint ein Kind und hat doch die ruhigen Bewegungen einer Frau. Sie überrascht durch ihren scharfen Verstand und entzückt durch ihre Güte und Bescheidenheit. Ihre Schwester Mary schilderte sie mir in derselben Weise und weiß nicht genug von ihrer Selbstlosigkeit zu erzählen. Wir haben verabredet, daß Luisella in spätestens vierzehn Tagen, und sogleich nach Thoras Wiederabreise, nach Herrenhof kommen wird. Inzwischen erwartet sie Nachrichten von dir, und ein Schreiben von ihrer Hand lege ich meinen Zeilen bei. Morgen verlasse ich Hamburg, treffe mit Thora unterwegs zusammen und bin abends bei euch. Ich umarme dich, mein teurer Alexander, und bin unsagbar glücklich, daß meine Reise alles erfüllte, was wir beide hofften."

„Nun, was sagst du?" rief Alexander, der nach dem Empfang dieser Zeilen zu Margot hinaufgeeilt war und nicht erwarten konnte, ihr die frohe Botschaft zu verkünden.

Einen Augenblick war jene stumm; sie schaute mit einem ihrer seltsamen Blicke geradeaus, ja schien ihres Bruders Anwesenheit gänzlich vergessen zu haben. Dann aber zwang sie sich zu einer frohen Miene, umarmte ihn und wünschte ihm mit warmen Worten Glück.

„Und vergiß," sagte sie, „was ich jüngst sprach. Ich sehe wieder, wie thöricht ich war, meinen Eingebungen zu folgen, ja diesen das Gepräge einer verborgenen, aber unumstößlichen Wahrheit zu verleihen. Wenn unserer Mutter scharfes Auge nichts entdeckte, dann waren sicher meine Vorstellungen ein Wahn, und alles wird sich zum Besten wenden. Wie sehr ich mich betrogen habe, zeigt auch," fuhr sie zögernd und errötend fort, „Henrys Haltung mir gegenüber. Fast vierzehn Tage sind verflossen, seitdem du ihm den Vorschlag machtest, daß er sich mir ungezwungener nähern möchte, und seitdem hat er unsere Schwelle nicht mehr betreten. Ich wollte —" Margot stockte; in ihre Augen traten Thränen.

„Du wolltest?" wiederholte Alexander, den der erste Teil der Rede seiner Schwester unendlich glücklich gemacht hatte. „Bitte, sprich!"

Aber Margot schüttelte den Kopf. Alexander wollte ihre geheimen Gedanken widerlegen, ihr beweisen, daß sie sich über Henry täusche, ihr Zuversicht einflößen, aber sein Zartgefühl und seine Ehrlichkeit hielten ihn zurück. Er wußte, sie würde ihm schon nach den ersten Worten wehren, fortzufahren. War ihm doch selbst Henrys Fortbleiben aufgefallen! Allerdings, die kleine Handzeichnung hatte er voll staunender Bewunderung betrachtet und dem Eindruck auch Worte verliehen.

„Du, das ist ja wirklich außerordentlich! Das hat Margot wirklich selbst erdacht und ausgeführt? Willst du mir dieses kleine Kunstwerk überlassen, oder kannst du mir deiner Schwester Einwilligung verschaffen, es behalten zu dürfen?"

Es war sehr auffallend, daß Henry eine solche Bitte aussprach, da er ein Mensch war, der Gefälligkeiten fast ängstlich abwehrte, während er selbst eine leichte Hand besaß und im stillen Gutes zu thun, zu helfen und andere zu fördern, nie zögerte.

„Willst du nicht Margot selbst fragen, Henry?" entgegnete Alexander und knüpfte durch Inhalt und Betonung seiner Antwort an das früher stattgehabte Gespräch an.

Aber Henry wich aus. „Natürlich, natürlich! Du hast recht!“ sagte er. „Ich komme auch allernächstens —“ ging aber dann bald auf ein anderes Thema über.

Nachdem Alexander seine Schwester verlassen hatte, öffnete sie in dem Drange nach einem frischen Atem das Fenster, schaute hinaus auf die stille Gasse, die von der Hauptstraße abbog und zu dem Herrenhof führte. Gerade tauchte in der Wegbiegung eine männliche Gestalt auf. Margot erblaßte und wich zurück. Und dann schoß wieder flammende Röte in ihr Gesicht und machte sie wunderbar schön.

Diese zarten Farben in wechselnden Übergängen, diese dunkel glühenden Augen mit den tiefen, fast schwarzen Schatten und dieses weiche, feine Haar in seiner reichen dunklen Fülle bildeten zusammen ein menschliches Angesicht, das einer vergangenen Zeit mit schöner gearteten Menschen anzugehören schien.

Als dann wenige Minuten später der Diener klopfte und meldete: „Der junge Herr lassen sagen, das Frühstück sei serviert und Herr Henry würden daran teilnehmen,“ neigte Margot, flüchtig zustimmend, das Haupt, aber ihr Herz klopfte so gewaltig, daß sich ihre Hände unwillkürlich auf die Brust legten.

Und dann geschah das Seltsame und doch wieder das, was Margots ahnender Geist vorausgesehen: von diesem Tage an kam Henry fast täglich in den Herrenhof, und auch in Stunden, in denen Alexander nicht anwesend war, sprach er vor, schwatzte eifrig mit Frau von Schulenburg, oder neckte die lieblich naive Thora, durchschritt mit Margot die versteckten Parkwege, sog draußen auf der Wiese den frischen Hauch der Morgenluft ein, oder saß mit ihr auf der Bank unter den Kastanienbäumen am Rande des Parkes.

Freilich verriet sich bei ihm kein tieferes Gefühl für Margot. Er begründete seine häufigen Besuche selbst scherzend als Laune, für deren nachsichtige Gewährung er sehr dankbar sei.

„Man sagt, ich sei ein Sonderling,“ erklärte er. „Wenn man jemanden einen solchen nennt, der nach augenblicklichen Stimmungen handelt und dabei im Thun und in der Zeitwahl von den sonstigen Gewohnheiten der Menschen abweicht, dann bin ich wohl einer. Aber ich meine, Freiheit der Bewegung ist das höchste Gut, und diese sich ohne Zwang zu beschneiden, verrät einen sklavischen Unterordnungssinn. Nicht wahr, Sie begreifen das alles, Margot, und werden es nicht befremdlich finden, wenn ich nun einmal wieder Wochen fortbleibe, oder so selten erscheine wie bisher? Ich gehe mit dem Gedanken um, wilde Enten in Norwegen zu schießen. Das ist nämlich eine völlig andere Jagd als die auf die hiesigen Tiere!“

Er kam nicht weiter, denn Margot, die neben ihm auf der Bank gesessen, stand auf, sah zweien in anmutigem Auf und Ab über die sonnenbeschienenen Wiesen dahingaukelnden Libellen nach und schien ganz mit ihrem Anblick beschäftigt.

Henry aber trat dicht an Margot heran, beugte sein Haupt zu ihr herab und zwang sie mit neckischer Rede, ihn anzusehen. Aber er trat erschrocken zurück, als er in ihr stilles, trauriges Antlitz schaute und gar eine Thräne in ihrem Auge blitzen sah.

„Ich bitte, meine Freundin!“ flüsterte er weich. „Was ist geschehen? That ich Ihnen weh?“

Rasche Vögel flogen mit lautem, zankendem Geschwätz an ihnen blitzschnell vorüber, ein fröhliches, rasch wieder verstummendes Gebell erhob sich im Nachbargarten, vom Flusse her ertönte deutlich Gesang und lustiges Lachen, und ringsum erschien das blühende Angesicht der Natur in Feld und Gebüsch, in Wiesen, Wald und golddurchwirktem Himmelsblau.

So siegreich schön, so prangend und frohe Gedanken weckend war der Tag. Alles Tote schien zu leben und alles Lebendige das Dasein doppelt zu genießen.

Und von dem allen stahl sich auch etwas in Henrys Brust und weckte eigene Empfindungen.

„Margot! Margot!“ wiederholte er,

als sie auf seine Frage forschend sein Auge streifte und ihm in dieser stummen Weise Antwort gab. Und schon wollte er zu einer lebendigeren Rede anheben, dem Sturm, der sich in seiner Brust erhoben hatte, Ausdruck verleihen, als plötzlich Thora aus der Gartenpforte heraustrat, sich mit lebhaft suchenden Augen umschaute und, beide erblickend, rasch auf sie zugeeilt kam.

Ob sie Alexanders neue Wagenpferde in Augenschein nehmen wollten? „Sie sind eben angekommen!“ stieß sie, hochgerötet vom raschen Laufen und mit kindlicher Hast, heraus. Ja, das wollten sie!

Thora hing sich an Margots Arm, beantwortete lachend Henrys Fragen und bemerkte gar nicht, wie stumm ihre Cousine neben ihr herschritt.

Am nächsten Tage meldete Alexander, daß Henry sich allen empfehlen lasse. Er habe auf die Zeit von zwei Monaten eine Reise angetreten. — —

Erst als nach einigen Tagen Luisella in Herrenhof eintraf, schien Margot aus einem langen Traum zu erwachen. Bisher hatte sie kaum ein Wort gesprochen.

* *
*

Alexander hatte Luisella in seinem neuen Gespann vom Bahnhofe abgeholt und in sein Haus geleitet. Wände, Thüren und Flur in Herrenhof hatte er mit Blumen und Grün überreich schmücken lassen, und als Luisella die für sie eingerichteten Gemächer in Margots Begleitung in Augenschein nahm, fiel sie Alexanders Schwester in stummer Rührung an die Brust.

Da fand sich unter zahlreichen Geschenken eine ausgewählte Bibliothek, ein Schmuckkasten, in dem es von Geschmeide und Steinen blitzte, und die in hellen Farben und Gold dekorierten Räume waren in der That von einer so anmutigen Schönheit, alles wirkte so märchenhaft schön, daß schon Thora, als am Tage vor Luisellas Ankunft die letzte Hand angelegt ward, ausgerufen hatte: Es könne nichts Herrlicheres in der Welt geben, als verlobt zu sein.

„Also du bist zufrieden?“ fragte Alexander glücklich, als Luisella ihm mit überströmenden Worten dankte.

„Das ist kein Ausdruck!“ erwiderte sie. „Ein Gefühl durchdringt mich, das ich nicht in Worte zu fassen vermag. Wie in einem wunderbaren Traume, in dem mir alles gewährt wird, was meine Seele verlangte, ist mir zu Mute, und wenn man mich fragen würde, ob sich irgend noch ein Wunsch in meiner Seele rege, würde ich mit nein antworten! Und wie gut sind die Deinigen. Deinem Papa strahlt das vortreffliche Herz aus den Augen, deine Mutter ist eine hinreißende Frau, und Margot ein Wesen, das man lieben muß!“

Alexander zog Luisella an die Brust; auch ihm schien in diesem Augenblicke, daß die Welt nicht berauschender sein könne.

Die nächsten acht Tage schwanden allen Bewohnern wie ein Augenblick dahin. Selbst Margot schien ihren stillen Kummer vergessen zu haben und lediglich ihres Bruders Glück sich zu freuen, und nur die kleine Thora mit ihren treuen, blauen Augen schaute, wenn sie allein war, unendlich traurig vor sich hin, sang leise ernste Lieder mit ihrer kindlichen Stimme und fuhr sich mit den Händen über die Wimpern, aus denen es gegen ihren Willen hervortropfte. Sie liebte Alexander, und nur ihr Mädchenherz, dem in seiner Reinheit gar nicht der Gedanke kam, sich zu beklagen oder gegen das Schicksal aufzulehnen, das sich vielmehr beschied, daß ein so großes Glück doch auch einer Thora nie hätte werden können, weil sie ein viel zu unbedeutendes und einfaches kleines Mädchen sei, verhinderte, daß sie nicht schon in den ersten Tagen wieder abgereist war. Sie litt unsagbar, und doch nahm sie in ihrer demütigen Bescheidenheit vollen Anteil an Alexanders Glück.

Und das fühlten ohne Erklärungen beide Mädchen, und jedes suchte auf seine Weise ihr Freundlichkeiten zu erzeigen.

Margot nahm sie ins Zimmer, las, arbeitete und machte Spaziergänge mit ihr, beschenkte sie, suchte sie aufzuheitern und als Gast nicht minder zum Mittelpunkt zu machen als Luisella. Sie ging überhaupt in Sorge und Liebe für beide auf und vergaß sich selbst.

Und der Oberst wanderte noch einmal so vergnügt wie sonst mit seiner ringelnden blauen Rauch versendenden Meerschaumpfeife morgens in den Park, auf die Wiese, in den Garten und in die Ställe, und Frau von Schulenburg hielt die Hand über allem, war von früh bis spät thätig, nahm Anteil an jeglichem, gab selbst ihr Bestes und zeigte durch ihre glückstrahlende Miene, wie es in ihrem Inneren aussah.

Mitten in dieses ungetrübte Glück fiel die Nachricht, daß Henry, noch nicht allzu weit entfernt von Berghöhe, durch einen Fall verletzt worden und wieder nach seiner Heimat unterwegs sei. Die Bewohner von Herrenhof hörten die Kunde mit aufrichtiger Betrübnis, nur Margot schien die Nachricht durchaus nicht zu beunruhigen.

Alexander verstand sie und schwieg. Er wußte, daß sie den Vorfall mit ihren Hoffnungen in Verbindung brachte. Auch verbarg er Margots Geheimnis seiner Mutter und teilte ihr nur mit, daß er seiner Schwester schwermütigem Wesen nachgeforscht und ihr zu ihrer Beruhigung mitteilen könne, daß es einen sehr begreiflichen und keineswegs unnatürlichen Grund habe.

Eigener Drang, aber auch besondere Umstände führten es mit sich, daß Alexander Henry am Tage seiner Rückkehr auf dem Bahnhofe in Empfang nahm. Einerseits war des letzteren Haushälterin erkrankt und konnte nicht zur Stelle sein, andererseits befand sich seine während der Abwesenheit den Handwerkern übergebene Villa in einem durchaus unbewohnbaren Zustande. Bei Henrys entschiedener Eigenart war es nur natürlich, daß er selbst seine Dispositionen traf.

Alexander schlug dem im Wundfieber liegenden und matt aufhorchenden Freunde vor, daß er seine Wohnung in Herrenhof nehmen möge. Die ruhig nach der Gartenseite belegenen Gemächer im Flügel seien bereit gestellt, und seiner Mutter werde es eine große Freude sein, sich seiner anzunehmen. Er brauche nicht zu fürchten, daß er die Bewohner stören oder durch sie gestört werde.

Alexander zog auch des begleitenden Arztes Meinung darüber ein, und als dieser zuredete und hervorhob, daß vorzugsweise aufmerksame Pflege erforderlich sei und sie natürlich von niemandem besser gewährt werden könne als von so nahen und teilnehmenden Freunden, horchte Henry, der anfangs den Kopf geschüttelt hatte, lebhaft auf und gab zu Alexanders Überraschung seine Zustimmung.

Über Margots Angesicht flog bei dieser unerwarteten Nachricht ein unbeschreiblicher Ausdruck, und als der Kranke auf dem Wege durch den Park nach Herrenhof befördert, in dem Fremdenzimmer gebettet war, zog sie Alexander beiseite und fragte mit fliegender Hast: „Es ist nichts Schlimmes, nicht wahr, Alexander? Der Arzt empfiehlt nur sorgsame Befolgung seiner Anordnungen, damit alles wieder gut wird?"

Und als Alexander bejahte, blitzte es in den dunklen Augen auf, als hätten lange versteckte Sternchen plötzlich funkelnde Kraft gewonnen.

* *
*

In den folgenden Tagen unternahmen der Oberst, Luisella, Thora und Alexander einen Ausflug nach einem kleinen, in der Nähe belegenen, viel besuchten Badeort.

Alexander benutzte sein eigenes Fuhrwerk, das für vier Personen Platz bot, und da sie alle von großer Reiselust erfüllt waren und zudem das Wetter herrlich, machten sie sich in der denkbar besten Stimmung auf den Weg.

Bei ihrem Ausfluge leitete sie auch die Rücksicht auf Henry, welchem besonders in den ersten Tagen vom Arzte äußerste

nur ein paar magere Blätter über dieses Blütendach empor, wie Hände eines Erstickenden, der zum Himmel um Hilfe fleht. Hier in den Tropen ist der Mensch nicht der Herr der Schöpfung, die Natur



Kaffeezweig mit Blüten und Früchten.

ist hier unbezwingbar, nicht in Formen und Fesseln zu legen. In dieser tropischen Üppigkeit kam ich mir selbst stets vor wie dieser hilflose erstickende Bananenbaum.

Es mochte etwa sechs Uhr morgens sein, denn alles war bisher noch still auf der Hacienda. Allmählich begannen nun die Plantagenarbeiter aus den umliegenden Dörfern, hauptsächlich aus Cagua und San Matteo, einzutreffen, die Männer, dunkelbraune Mulatten, Indianer oder Zambos, deren einzige Bekleidung in einem Sombrero, einer weiten Leinenhose und Leinenkittel bestand. An den bloßen Füßen hingen Sandalen, oder vielmehr aus Bast geflochtene Schuhe, die gerade über der Sohle kleine Öffnungen zum Durchlaß der Luft (freilich aber auch des Wassers) besitzen. Jeder trug in seiner Rechten die Machete, das große schwertartige Messer zum Abschneiden des Zuckerrohres. Sie versammelten sich im Zuckerhause und zogen dann unter Anführung des „Caporal" nach den Zuckerrohrfeldern. Scha-

renweise kamen dann singend, scherzend, lachend die Frauen herangewandert, darunter üppige jugendliche Gestalten, die Hände in die Seiten gestemmt und sich bei jedem Schritte wie im verführerischen Tanz leicht in den Hüften wiegend. Verstohlen blickten so manche nach dem fremden teutonischen Ankömmling auf dem Balkon des Herrenhauses, machten wohl auch ihre spöttischen Bemerkungen, die ich auf meine mangelhafte Toilette bezog, aber bemühten sich durchaus nicht, ihre weiblichen Reize zu verbergen, denen ihre Kleidung, ein leichtes vorn offenes Hemd und ein kurzes, an den Seiten geschlitztes Unterröckchen, als recht dürftige Decke diente. Die älteren Frauen hatten überdies ein buntfarbiges Taschentuch um den Hals gebunden.

Mit einem Blick nach dem Balkon und einem „Buen Diaz, Señores“ machten sie im Schatten des Hauses Halt, um das Austeilen der Sammelkörbe für die Kaffeebohnen abzuwarten. Die einen standen lachend und scherzend beieinander, andere lagerten sich nachlässig auf dem Boden, wieder andere säugten ihre splitternackten Kinder — ganz malerische Gruppen, die mich an ähnliche Bilder in Louisiana und Martinique erinnerten. Die jüngeren Frauen schmauchten Cigaretten, die älteren wohl ein Pfeifchen, häufiger aber noch Cigarren, die sie merkwürdigerweise mit dem glimmenden Ende nach einwärts hielten. Diese Art des Rauchens fand ich überhaupt in den ganzen Antillen wie in den Ländern des Karaibenmeeres. Das glimmende Ende der Cigarre befindet sich zwischen den Zähnen und der Rachenhöhle, und die Frauen verstehen es mit eigentümlichem Geschick, den Mund zu schließen, den Rauch einzusaugen und sich dabei doch nicht zu verbrennen. Ich selbst habe es nicht probiert, kann also nicht sagen, ob eine Havanna auf diese Art geraucht besser mundet, der verehrte Leser möge die Sache deshalb gefälligst selber versuchen, wenn er es wissen will. — Endlich erschien der Mayordomo der Plantage; jede der versammelten Kaffeeschwestern schwang ihren Sammelkorb auf den Kopf und tänzelte, wie sie gekommen, dem dunklen Walde der Kaffeepflanzung zu.

„Kommen Sie, W.,“ meinte Don Gustavo zu mir, indem er aufstand, „lassen Sie uns ihnen folgen.“

Wir nahmen jeder eine Machete zur Hand, die in diesen Ländern auf den Plantagen so zu sagen als Spazierstock dient, und wandelten bald darauf im Schatten der großen Bucarébäume durch die Pflanzung. In schnurgeraden, einander kreuzenden Reihen standen hier die Kaffeestauden in voller Frucht, manche wie die üppigsten Kirschbäume mit den vollen roten Beeren behangen. Obschon erst frühe Morgenstunde, war doch die Schwüle in diesen schattigen Laubgängen so drückend, daß ich froh war, alle überflüssigen Kleidungsstücke im Hause gelassen zu haben; ja, ich hätte mich am allerliebsten auch noch des Restes entledigt, wenn dieser nicht der zahllosen Mücken und winzigen Insekten wegen, die uns umschwärmten, notwendig gewesen wäre. An einer Stelle war eine Quadrilla von Männern unter der Aufsicht eines Caporal beschäftigt, alles Unkraut auszujäten, die Schlingpflanzen von den Bäumen und Kaffeestauden zu reißen und diese letzteren von den zahllosen Parasiten zu befreien, welche jede Pflanze binnen wenigen Tagen überwuchert und überwältigt haben könnte, wenn nicht die sorgsamste Pflege sie fortwährend beseitigen würde. Emsig durchhieben die Macheteros die zähen Ranken der Schlinggewächse oder rissen sie mit den Händen von den Bäumen. Wie grüne, blätterreiche, riesenhafte Spinngewebe machen sich diese Parasiten zwischen den Kaffeebäumen breit; oder sie klettern, die gewaltigen Stämme der Bucarébäume umwindend, bis auf die höchsten Zweige der Laubkronen, von dort wieder wie Seile aussehend auf den Boden herab und zum nächsten Baum. Oder es setzen sich Parasiten zwischen den starken Ästen fest, führen allmählich ihre Wurzeln nach dem Mark der Mutterbäume und saugen deren Säfte. Werden

sie nicht bald beseitigt, so überwältigen sie endlich in dem fortwährenden stillen Kampfe die Bäume, auf welchen sie sitzen, deren Kronen sterben vollständig ab, und die Parasiten entwickeln sich allmählich zu derselben Größe wie die Mutterbäume. In den Kaffeeplantagen kommt es indessen nicht darauf an, ob Bucarés oder Matapalo-Parasiten den Kaffeestauden den so notwendigen Schatten spenden, und deshalb macht man hier den Matapalos nicht den Krieg.

Wir waren eben im Begriffe, unseren Weg fortzusetzen, als einer der Arbeiter mit einem „Caramba“ einen Seitensatz machte und mit der Machete auf den Boden herumhieb, während ein zweiter rasch herbeieilte. Die anderen ließen sich in ihrer Arbeit nicht stören und blickten kaum auf. Ich ahnte die Ursache des kräftigen Fluches und schritt auf die Stelle zu, wo eben eine Klapperschlange in den letzten Zuckungen lag. Gerade ausgestreckt mochte sie eine Länge von vier Fuß besessen haben, und an ihrem Schwanze saßen sechs Klappern, die mir der indianische Siegfried nachher präsentierte. Aber leider sind Klapperschlangen (in spanisch Cascabels) nicht die einzigen Bestien, die den Plantagenarbeitern das Leben sauer machen. Vipern, Korallenschlangen, Boas und die großen schwarzen Wasserschlangen kommen hier wie in ganz Venezuela ungemein zahlreich vor. Auf einer Kakaoplantage bei San Esteban, die ich einige Wochen zuvor besucht hatte, erzählte mir der Mayordomo, daß seine Leute täglich durchschnittlich ein Dutzend bis zwanzig Schlangen erschlügen, und da ich wußte, daß die abergläubischen Mulatten und Zambos die Klappern oder Rasseln der Cascabels als Mittel gegen den Zahnschmerz um den Hals zu tragen pflegen, bat ich ihn um einige Klappern. Er rief seiner Frau zu, sie möge dieselben aus seiner Hütte holen, und gleich darauf reichte sie mir eine Hand voll Klappern, worunter eine mit dreizehn Gliedern, die größte, die ich bisher gesehen hatte. — Die größten Schlangen, welche hier vorkommen, sind die schwarzen Culebras de agua (Wasserschlangen), die eine Länge von dreißig Fuß erreichen. Ich selbst erhielt bei meiner Rückkehr von Caracas von General Wiedemann die Haut einer solchen Schlange, die nahezu zwanzig Fuß Länge besitzt.

Die Plantagenarbeiter führen deshalb auch immer in einem Fläschchen Gegengift bei sich, das sogenannte hiel de Culebra, welches Personen, die gebissen werden, sofort einnehmen und auch äußerlich auf die Bißwunde legen. Den Frauen, welche nur die leichteren Arbeiten auf der Plantage verrichten und keine Machete tragen, werden eigene Macheteros beigegeben, welche die vorkommenden Schlangen oder anderes Ungeziefer zu töten haben. — Hier waren ja indessen schon unsere Schönen von heute morgen! Wir kamen ganz unversehens in ihr Gehege, denn die dichten Kaffeestauden versperren hier die Aussicht. Einige standen mit ihren Körben an den Stauden und pflückten die reifen Kirschen ab; andere hatten sich über zwei mannshoch vom Boden abstehende Bucaréwurzeln große Platanenblätter gebreitet und ruhten in deren Schatten, ihren Lunch, Kassavebrot und Bananen, verzehrend, während der Caporal dieser Quadrille unter ihnen auf und ab spazierte. Die splitternackten Kinder, darunter Mägdlein von acht bis zehn Jahren, tummelten sich indessen im Gebüsch herum und trieben ihren Schabernack. Nach dem Anblick der Klapperschlange vorhin hielt ich hohe Stiefel für das unentbehrlichste Kleidungsstück in diesen Regionen, und siehe da! hier liefen die Kinder dennoch barfuß im Laub umher.

Das Pflücken der Kirschen und das Ausjäten der Parasiten sind die Hauptarbeiten, welche auf Kaffeeplantagen zu verrichten sind. Auf den großen Plantagen giebt es eine Art Pflanzschule für die Kaffeebäume, wo im Schatten von Platanen die jungen Sprößlinge gehegt und großgezogen werden, bis sie in den etwa entstandenen Lücken der Plantage Verwendung finden. Im zweiten Jahre

tragen sie bereits Früchte, und zwar einviertel bis dreiviertel Pfund Kaffee pro Baum. Mit dem zwanzigsten Jahre durchschnittlich beginnen sie abzusterben. Dann werden ihre Kronen abgeschnitten und neue Sprößlinge auf den alten Stamm gepfropft, die schon im nächsten Jahre wieder Früchte tragen. Der Reinertrag der Kaffeeplantagen kann in guten Jahren auf zwanzig Prozent der Kapitalsanlage geschätzt werden.

Als wir von unserer Nachmittagssiesta, die wir in luftigen Hängematten ausgestreckt genossen, wieder erwachten, kamen die Frauen, die gefüllten Kaffeekörbe auf den Köpfen balancierend, eben von der Plantage zurück. Ich folgte Don Gustavo nun nach dem Maschinenhause. Hier wurden die Körbe in ein großes mit frischem Wasser gefülltes Reservoir ausgeleert, wo die schweren roten Kaffeekirschen zu Boden sanken, während die Zweige, Blätter und Unreinigkeiten auf dem Wasser schwimmen blieben. Nackte Mulatten schaufelten die Kirschen um und ließen endlich das Wasser wieder abfließen. Wie beneidete ich sie um das kühle Bad! — Na, meinte Don Gustavo, das können Sie ja auch haben. Wenn Sie Kaffee schaufeln wollen? — Ich ließ mir's nicht zweimal sagen. Die zwei Kleidungsstücke, die man in den Tropen am Leibe hat, waren bald abgeworfen, Don Gustavo that das Gleiche, und statt der Mulatten schaufelten denn gleich darauf zwei Kaukasier den Kaffee. Lachend zahlte mir mein Gastherr nachträglich fünf Realen (gleich zwei Mark), den gewöhnlichen Taglohn der Plantagenarbeiter, aus.

Aus dem Bade gelangen die rotbackigen, prallen Kirschen zwischen zwei Walzen, welche deren Fleisch zerquetschen. Während sie dann durch eine durchlöcherte revolvierende Trommel passieren, spült das zuströmende Wasser das Fleisch der Kirschen ab, und die schleimigen weißen durchscheinenden Kaffeebohnen werden in ein großes gemauertes Reservoir geleitet, wo sie ein bis zwei Tage liegen bleiben, damit durch die teilweise eintretende Gärung der Rest der Fleischteile leichter entfernt werden kann. Einige Arbeiter waren damit beschäftigt, diese Massen von Kaffeebohnen auf einem weiten, cementierten Patio zum Trocknen auszubreiten. Hat die Sonne sie gehörig getrocknet, so werden sie zu Haufen zusammengeschaufelt, um Platz für die nächste Partie zu machen, und rollen dann durch einen Apparat, wo eine Walze mit Falzen nach Art der archimedischen Schraube die bröcklig gewordene zweite Hülle der Bohnen zerbricht. Ein Windfächer bläst diese Hüllen weg, und die reinen Kaffeebohnen, von graugrüner Farbe, dabei etwas durchscheinend, bleiben zurück. Damit ist der Kaffee zum Gebrauch fertig, und wie mundete er mir hier, wo man ihn so zu sagen direkt vom Faß bezieht!

Bevor er in Säcke verpackt und auf Maultieren nach Caracas verschickt wird, pflegt man ihn noch zu sortieren. Die ganze Ernte kollert hierzu durch einen zwei bis drei Meter langen und einen Meter weiten Cylinder, welcher etwas gegen den Boden geneigt ist. Auf dem höheren Ende besitzt der Cylinder kleinere Öffnungen, in der Mitte etwas größere und am unteren Ende die größten. Während der Cylinder sich dreht, fallen die Bohnen je nach ihrer Größe durch und geben so drei verschiedene Sorten, nach der Größe geordnet. Der größte Kaffee ist der teuerste. Auf vielen Hacienden, hier wie auch in jenen, die ich in Guatamala und San Salvador gesehen, wird noch eine vierte Sorte gesiebt, welche aus runden Körnern besteht. Feinschmecker behaupten, diese letztere sei die beste, aber unsere Hausfrauen mögen sich ja nichts weismachen lassen, dieser runde Kaffee ist wohl teurer, aber nicht besser.

Die paar Tage, die ich in El Palmar zubrachte, und auch frühere Besuche auf Kaffeeplantagen in anderen Ländern gaben mir die Überzeugung, daß die Kaffeepflanzer viel weniger Arbeit, Kummer und Sorgen haben als unsere Ackerbauer. Die Ernten sind viel regelmäßiger und sicherer, der Arbeitslohn der wenigen Arbeiter

gering, und der Markt für Kaffee ist auch keinen großen Schwankungen unterworfen. Auf den Haciendas fließt das Leben ruhig und angenehm, wenn auch etwas einförmig dahin, weshalb die Damen es gewöhnlich vorziehen, in Caracas zu bleiben. In El Palmar bedauerte ich die Abwesenheit der reizenden Sennora Vollmer auf das lebhafteste, aber die Zeit wurde mir deshalb durchaus nicht zu lang. Ich hatte mikroskopische Arbeiten zu unternehmen, das Wasser der Tümpel und Pfützen, sowie die Gewächse nach Mikroben zu untersuchen und die Hände vollauf zu thun. Eines Abends, als ich gerade, von Moskitos umschwärmt, am Mikroskop saß, trat Don Gustavo mit einem Briefe in der Hand zu mir. „Da lesen Sie," sagte er, „ich habe ihn eben unter meinen Papieren gefunden."

Ich las die Unterschrift: „Ihr treu ergebener Friedrich Gerstäcker", und zur ersten Seite springend, las ich: „Bolivar, 15. Mai 1868. Mein lieber Herr Vollmer, wie Sie aus der Überschrift ersehen, bin ich denn endlich glücklich in Bolivar, nach langer, mühevoller Fahrt angelangt und möchte Ihnen noch einmal für all das Liebe und Freundliche danken rc. rc. In meinem letzten Brief von San Fernando* war das nicht möglich. Ich kam todmüde dort an, und Felipe** wollte direkt wieder über den Fluß zurück. Hoffentlich ist das Maultier gut wieder eingetroffen. Es würde mich beruhigen, das zu erfahren, denn ich traue dem Felipe, dem Burschen, nicht viel. Von mir hat er an dreißig Pesos Wert Geschenke erhalten, mit reichlichem Zehrgeld, und hinter meinem Rücken ließ er sich dann noch auf meine Rechnung vier Reales Lebensmittel geben und — nahm mir ein paar baumwollene Halstücher und meine Tasche mit ...

Felipe wird Ihnen übrigens erzählt haben, daß wir von den verschiedenen militärischen Trupps gar nicht belästigt wurden. Die Leute waren alle freundlich und artig, und meine verschiedenen Pässe sind mir nicht ein einziges Mal abverlangt worden ...

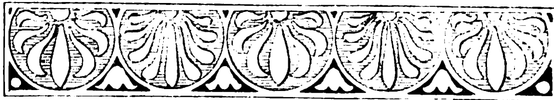
Der Guaricofluß bei Calabozo war vollkommen ausgetrocknet, und von San Fernando ging in der nächsten Zeit kein Boot* ab, da mußte ich denn in den sauren Apfel beißen und ein Kanoe mieten, das mit den Provisionen achtzig Pesos kostete ...

Von hier werde ich noch nach den Minen gehen, da mir bis zum nächsten nach Europa abgehenden Dampfer noch sechzehn bis siebzehn Tage Zeit übrigbleiben ..."

Also ganz dieselbe Reise, die ich selbst vorhatte. Ich unternahm sie aber doch nicht, sondern ging nach ein paar Wochen Aufenthalt in diesen Gegenden wieder nördlich an die Küste des Karaibenmeers.

* Stadt am oberen Orinoco.
** Gerstäckers Diener.

* Den Orinoco abwärts nach Bolivar.





Litterarische Notizen.



Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Von Adolf Erman. Zwei Bände. (Tübingen, H. Lauppsche Buchhdlg.) — Der Verfasser, dessen früheren Werken bereits die Anerkennung seiner Fachgenossen zu teil geworden, hat sich im vorliegenden Buche die Aufgabe gestellt, einem weiteren Leserkreise die Entwickelung des ägyptischen Lebens während des alten, mittleren und neuen Reiches in allgemein faßlicher, abgerundeter Form vor die Augen zu bringen. Es war dies um so anerkennungswerter, als noch keiner unserer Ägyptologen gerade zu solchem Zwecke das sehr umfangreiche Material verarbeitet hatte, welches die ägyptischen Denkmäler und Schriftstücke, sowie die griechisch-römischen Klassiker und das Alte Testament einem kulturhistorischen Studium dieser Art zur Verfügung stellen. Erman hält sich nur an die zwei ersteren Quellen — die Berichte der Klassiker über Ägypten sind ihm zu wenig verbürgt, die heiligen Bücher der Juden zu sagenhaft und zu oft überarbeitet —, so daß wir nur erhalten, was der Verfasser auf direktestem Wege (durch sorgsames Übersetzen der ägyptischen Texte nämlich und durch darangeknüpfte Schlußfolgerungen), aus eigenster Anschauung und innerster Überzeugung gewonnen hat. Hierzu kommt noch, daß Verfasser alles Unklare und Zweifelhafte vermeidet und in musterhafter Disposition und fesselnder Sprache dem Leser nur das darbietet, für dessen Richtigkeit er — soviel dies die eigenartige Natur seines Stoffes überhaupt zuläßt — vollständig einstehen zu können glaubt. Was nach dieser oder jener Richtung hin die Resultate seiner Vor- und Mitarbeiter auf dem Felde der Ägyptologie gewesen sind, läßt Erman — für diesmal — so gänzlich außer acht, daß manche geneigt sein werden, es ihm zum ernsten Vorwurf zu machen, doch steht demungeachtet fest, daß der Verfasser in glänzender Weise seiner Aufgabe gerecht geworden ist und daß von einem Manne, der mit solch ursprünglicher Kraft arbeitet und dem eine solche Fülle von gediegenem Wissen, von Scharfsinn und Beurteilungsgabe zu Gebote steht, noch viel Großes und Schönes erwartet werden darf. Indessen erscheint es uns hart, daß Erman an die Leistungen Alt-Ägyptens denselben Maßstab legen will, mit dem wir diejenigen einer hochcivilisierten Nation unserer Tage bemessen würden. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Das Verdienst dem Begründer, selbst wenn der Nachfolgende es besser macht!" Ein schönes Wort, das sich in gewisser Weise auf Ägypten anwenden läßt. Wenn wir nun auch im angegebenen Punkte nicht mit dem Verfasser übereinstimmen und bedauern, daß dieser neben der sichtlich hervortretenden Liebe zu seiner Arbeit gleichwohl wenig Wohlwollen für den Gegenstand derselben zeigt, so begrüßen wir trotzdem sein schönes Werk, das einzig in seiner Art dasteht,* mit freudiger Genugthuung; ist es doch anerkannt von hoher Bedeutung für die Forschungen auf ägyptologischem Gebiet und überdies eine willkommene Gabe an gebildete Laien. — Wir wissen es dem Verfasser besonders Dank, mit festen, charakteristischen Zügen die Person des Chuen'aten (Amenhotep IV.) gezeichnet zu haben, jenes „abtrünnigen" Pharao, der sich zum Chef der monotheistischen Bewegung machte, welche die Wiederherstellung der religiösen Grundwahrheit und die Beschränkung der Priestermacht anstrebte. Inzwischen hatte sich noch die Notwendigkeit einer anderen Reform in jener Zeit geltend gemacht: der gesunde Instinkt des Volkes nämlich protestierte gegen das ewige Einerlei von Formen, die sich längst überlebt hatten, und wollte nicht mehr dulden, daß all sein Wissen und Können mit Gewalt der orthodoxen Schablone angepaßt wurde: „Neue Ideen und freie Entwickelung derselben auf allen Gebieten, Wieder-

* Wilkinsons etwa 1840 herausgegebenes Werk: Manners and customs of the ancient Egyptians entspricht nicht mehr den jetzt gestellten Anforderungen.

herstellung der unterdrückten Individualität!" Dieser Schrei nach Erlösung durchzog — bewußt oder unbewußt — alle Schichten der Bevölkerung, aber verhallte lange nutzlos. Da erschien Chuen'aten. Eine unendlich große Mission harrte seiner, denn eine weise Durchführung der überall vorbereiteten Reformen hätte Ägyptens Zukunft gerettet, seinem bereits halberlahmten Geiste neue Schwingen verliehen, ihm eine Ära gediegener Triumphe gesichert. Chuen'atens wütender Fanatismus verdarb alles und ward dem Lande, dessen Geschick in seiner Hand lag, furchtbar verhängnisvoll. Seine thörichten Reformversuche hatten nur dazu gedient, die Priester zu warnen, weshalb diese denn nach dem (vielleicht gewaltsamen) Tode des „Ketzers" um so nachdrücklicher ihren unheilvollen Einfluß auf die gesamte Volksentwickelung zur Geltung brachten. Noch ein scheinbares Emporkommen des hinsiechenden Geisteslebens bis zur Mitte der XX. Dynastie — und jene todähnliche Lethargie begann, aus deren Banden das verratene Volk trotz zweimaliger schwacher Versuche (während der XXVI. und XXX. Dynastie) sich nicht wieder zu befreien vermochte. Dies ist so wahr, daß Erman seine Geschichte der Entwickelung des ägyptischen Lebens mit der XX. Dynastie bereits zum Abschluß bringt. War doch nach dieser Zeit von irgend welchem Vorwärtsschreiten keine Rede mehr. Man führte ein Scheinleben, klammerte sich an stereotype Formen und uralte Traditionen und überließ die Gegenwart — und damit das Land selber — den überhandnehmenden fremden Elementen. So hätte sich der Verfasser bei etwaiger Fortführung seiner kulturhistorischen Studie im Falle eines Malers befunden, der einen Menschen möglichst lebenswahr porträtieren will, dem man aber anstatt des lebenden Individuums dessen Mumie vorführt. Was kann es ihm nützen, dieselbe vorschriftsmäßig hergerichtet und bestens aufgeputzt zu sehen?

* *
*

Die deutsche Ästhetik seit Kant. Von Ed. v. Hartmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Als ersten Teil seiner Ästhetik legt uns der Verfasser hier eine historisch-kritische Behandlung des bisher Geleisteten vor, soweit es auf dem Boden der Neuzeit erwachsen ist, um auf der damit gewonnenen Grundlage später systematisch eine „Philosophie des Schönen" zu erbauen. Das Werk beansprucht (vergleiche Vorwort) auch von denjenigen Beachtung, welche Gegner der v. Hartmannschen oder Gegner aller Metaphysik sind, aber das Bedürfnis nach einer möglichst erschöpfenden phänomenologischen Durcharbeitung eines wichtigen Erfahrungsgebietes nicht in Abrede stellen können. Dieser Anspruch wird begründet durch den Hinweis, daß diese Ästhetik ebenso wie die Ethik und die Religionsphilosophie auf empirischer Basis induktiv aufgebaut worden sei. Wenn man sich des Mottos „Spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode" erinnert, welche die „Philosophie des Unbewußten" geleitete, so wird man diesen Hinweis zunächst mit einiger Vorsicht aufnehmen, während andererseits zuzugeben ist, daß E. v. Hartmann sich redlich bemüht hat, nicht bloß der „Philosoph des Unbewußten" zu bleiben — bezeichnet er doch selbst alles, was er außer Ethik, Ästhetik und Religionsphilosophie geschrieben, als Programme, Skizzen, Monographien, Studien, Gelegenheitsschriften oder auch Allotria. (Vergleiche die „Gesellschaft" 1887, 6. „Aus meinem Leben" von E. v. Hartmann.) Inwieweit nun in der v. Hartmannschen Ästhetik die induktivdeduktive Methode, durch welche die Naturwissenschaft groß geworden ist, thatsächlich zur Geltung kommt, das wird erst nach dem Erscheinen des systematischen Teiles beurteilt werden können, für welchen die vorliegende historisch-kritische Arbeit ohne Zweifel ein günstiges Vorurteil erweckt.

Elementare Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus. Von S. P. Thomson. Autorisierte deutsche Übersetzung auf Grund der 28. Auflage des Originals von Dr. A. Himstedt. (Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung.) — Ein ausgezeichnetes Buch wird hiermit auch dem deutschen Leserkreise zugänglich gemacht. Die Ansichten von Faraday und Maxwell, welche in ihren letzten Folgerungen zu einem Satze von der „Erhaltung der Elektricität" führen, bilden die Grundlage des Werkes, welches in seiner klaren, allgemein verständlichen und durch zahlreiche Abbildungen unterstützten Erörterung den Leser, ohne ihn zu ermüden, in die gesetzmäßig gefesselte Wunderwelt der modernen Physik hineinführt, und zwar so, daß er für weitergehende Studien schon hier ein sicheres Geleit erhält. Die Übersetzung des in England vielgelesenen (20000 Exemplare) Werkes ist treu und fließend.

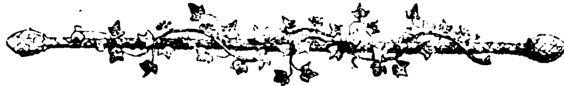
Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntnis der einheimischen Rechte Afrikas von Dr. Hermann Post. (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Der fleißige Arbeiter auf dem Gebiete der Anfänge des Familien-, Staats- und Rechtslebens führt uns hier ein örtlich genau begrenztes Gebiet der jungen Wissenschaft „Ethnologische Jurisprudenz" vor, und zwar, wie wir es bei ihm gewohnt sind, in der Form einer gründlichen und weitgehenden Erörterung. Durchdrungen von der

Einsicht, daß die Ethnologie in ihren verschiedenen Verzweigungen die Urgeschichte der Menschheit in vielfacher Hinsicht aufzuklären geeignet ist, beschreibt und gliedert uns der emsige Verfasser ein Gebiet des Rechtslebens, welches um so wichtiger ist, je weniger es durch europäische und islamitische Einflüsse bisher in seinem Charakter gestört wurde.

Geschichte der Entwickelung und Methodik der biologischen Naturwissenschaften. Von G. A. Erdmann. (Kassel, Theodor Fischer.) — Ein vortreffliches Buch, welches in knapper und übersichtlicher Form eine Geschichte der Methoden liefert, in welchen man biologische Naturwissenschaft seit dem Altertum getrieben und gelehrt hat. Durch geschickt ausgewählte Beispiele (Bernikelgänse) zeigt uns der Verfasser, wie im Mittelalter Zoologie und Botanik ganz daniederlagen, wie es hier erst im achtzehnten Jahrhundert allmählich Licht wurde, während die Physik bereits hundert Jahre früher eine sachgemäße Grundlage gefunden hatte. Jedoch vermochte der freiere Geist noch immer nicht in die Schule einzudringen, und noch heute ist das Programm nicht erfüllt: „die beschreibenden Naturwissenschaften auch für die Schule umzuwandeln in eine ‚Entwickelungsgeschichte der Natur‘.“ Möchte das treffliche und inhaltsreiche Werk vor allem jedem Lehrer der Naturwissenschaft in die Hand fallen, es wird ihm eine Quelle der Anregung sein, auch das Seinige zum Fortschritt einer so guten Sache beizutragen.

* *
*

Die Luftschiffahrt und die lenkbaren Ballons. Von H. de Graffigny. Autorisierte Übersetzung von Adolf Schulze. (Leipzig, C. Reißner.) — Der Verfasser, selbst ein praktischer Luftschiffer, hat seinen Stoff in zwei Teile zergliedert. Der erste umfaßt die Luftfahrten im allgemeinen, wogegen der zweite die wissenschaftliche Seite der Sache behandelt. Aus dem ersten Teile heben wir als besonders interessant das Kapitel hervor, in welchem der Verfasser Ratschläge über das Verfahren bei der Abfahrt und bei der Landung erteilt, welche bekanntlich die meisten Gefahren in sich birgt und viele von dem Aufsteigen in die höheren Luftschichten abschreckt. In dem zweiten Teile fesselt besonders Kapitel VII unsere Aufmerksamkeit, in welchem der Verfasser, ein Anhänger der Flugmaschine im Gegensatze zu dem mit Gas gefüllten Ballon, seine Ansichten entwickelt. Eine solche Flugmaschine erscheint theoretisch zur Lösung des Problems des lenkbaren Luftschiffes geeigneter als der Ballon, welcher dem Winde eine ungeheure Fläche bietet. Der Bau einer Flugmaschine, das heißt eines Apparates, welcher, obwohl schwerer als die Luft, sich dem Vogel gleich in die Lüfte erheben und sich darin nach allen Richtungen frei bewegen kann, scheiterte aber bisher daran, daß die Motoren, über welche der Mensch verfügt, viel zu schwer sind und nicht einmal so viel Kraft besitzen, um sich selbst aufzuschwingen. Graffigny ist nun der Ansicht, daß die Lösung dieses Problems nur mit Hilfe des Ammoniakgases oder der Kohlensäure zu ermöglichen sei, welche Gase, wenn in den flüssigen Zustand übergeführt und alsdann gewärmt, sich in Dampf verwandeln und dabei einen ungeheuren Druck ausüben. Er macht sich anheischig, falls das Publikum ihm mit dem bescheidenen Sümmchen von hunderttausend Franken unter die Arme greift, zwei lenkbare Flugmaschinen zu bauen, mit denen er es den schnellsten Vögeln nachmachen, ja bei ruhiger Luft in der Stunde hundertachtzig Kilometer zurücklegen will. Das Werk enthält nebst vielen sonstigen Illustrationen Zeichnung und ausführliche Beschreibungen der zu bauenden Luftmaschinen. Möge recht bald irgend ein reicher Amerikaner Herrn de Graffigny Gelegenheit geben, seine Worte wahr zu machen. Solange seine Flugmaschinen nur auf dem Papier ihr Dasein fristen, glauben wir nicht recht daran. Die Übersetzung liest sich recht gut, nur stört darin eine Menge überflüssiger Fremdwörter.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Ruhe anempfohlen war und dem auch selbst danach verlangte.

Am dritten Morgen seiner Anwesenheit in Herrenhof erkundigte sich Henry bei Frau von Schulenburg nach Margot und äußerte den Wunsch, sie zu sehen. Es geschah dies in einem zögernden, verlegenen Tone.

Als Frau von Schulenburg, freundlich zustimmend, das Zimmer zu verlassen sich anschickte, rief sie Henry noch einmal zurück und sagte: „Sie finden doch meine Bitte nicht unbescheiden, meine hochverehrte Frau? Nur in dem Falle, daß Fräulein Margot sich keinerlei Zwang anthut, wage ich darum zu ersuchen.“

Frau von Schulenburg lachte und schüttelte den Kopf. „Alles unserem lieben Kranken zu verschaffen, was ihm irgend Freude machen kann, müssen wir bestrebt sein! Um so eher wird er genesen!“

Und mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit nickte sie ihm zu und ging.

In der Folge war Margot täglich um Henry, plauderte, heiterte ihn durch Vorlesen auf, reichte ihm die Medizin, rückte das Kissen und that ihm überhaupt jeden Liebesdienst.

Und sie fühlte, wie er sich ihr innerlich näherte, daß er sie entbehrte, wenn sie nicht um ihn war, und sah, wie sein Auge aufleuchtete, wenn sie sich an seinem Krankenlager niederließ.

Eines Morgens, reichlich acht Tage später, öffnete sie früher als sonst das schattige Gartenzimmer, in dem Henry auf einem Sofa gebettet war, blieb jedoch unschlüssig am Eingange stehen, als er sie nicht wie sonst bewillkommnete.

„Sie wünschen mich zu sehen, Henry?“ erklang ihre sanfte Stimme.

„Ah! ah! Margot, teure Margot!“ rief der Mann, wie aus einem Traum erwachend. „Verzeihen Sie, daß ich Ihr Kommen nicht gleich bemerkte, und haben Sie Dank!“

Sie trat ihm näher und ergriff seine ausgestreckte Hand.

Durch die geöffneten Fenster drang die Sommerluft, Vögel zwitscherten; auf den Mauern ruhte der Sonnenschein, als ob er sich nicht hineingetraue, aber ein Abglanz seiner Schönheit durchflutete das Gemach und machte es hell, licht und strahlend trotz der schattigen Lage.

„Haben Sie alles, wie Sie wünschen?“ fragte Margot teilnehmend und rückte einen Stuhl näher.

Henry neigte freundlich das Haupt. „Einmal auf meiner großen Reise war ich am gelben Fieber erkrankt. Ich befand mich damals in Südamerika. Man brachte mich vom Schiff ans Land und setzte mich auf einen Maulesel, auf dessen Rücken ich, mehr tot als lebendig, einen ganzen Tag und fast eine ganze Nacht ausharren mußte. Meine Sinne waren umnebelt, mechanisch hielt ich mich am Sattel fest, meine Glieder schmerzten so sehr, daß die geringste ungleichmäßige Bewegung mir Qualen ohnegleichen verursachten. Ich ward ohnmächtig herabgehoben und wachte erst nach achtundvierzig Stunden in dem Hause eines deutschen Kaufmanns auf, an den ich empfohlen war und zu dem ich gebracht zu werden den Wunsch ausgesprochen. Während dieser ganzen Zeit — damals und später bis zu meiner Genesung — war die Tochter meines Wirtes um mich. Dolores hieß sie. Sie hatte ein engelgleiches Gemüt, und ich habe sie erst nach Jahren überhaupt wieder vergessen können. Mir ist jetzt, als ob ich noch einmal diese — seltsam zu sagen — glückliche Krankheit durchmache. Auch so schattig, hoch und luftig war das Gemach. Der Duft der Narcissen drang in meine Räume; draußen stand heiß der Sonnenschein, und Dolores ging umher wie ein sanft dienender Geist. Ihre zärtlich besorgten Augen, ihre sanfte Hand und der süße Ton ihrer Stimme machten mich gesund. Und eben, wie Sie ins Zimmer traten, war's, als sei Dolores wieder auferstanden — Dolores Imanez — und doch noch weit schöner und liebreizender —“

Henry machte eine Pause. Er sah, wie seine Rede Margot bewegte, wie die Farben in ihrem Antlitz wechselten.

„Habe ich Ihnen nicht vieles abzubitten, Margot?“ fragte er leise und durch diese Worte ein langverschlossenes, stummes Geheimnis zwischen ihnen lösend.

Sie gab keine Antwort; nicht nein und nicht ja. Aber in ihrem Herzen brannten lodernde Feuer, und eine stürmische Glut jagte durch ihre Glieder. Ihrer ganzen Willenskraft bedurfte sie, um nicht ihren Empfindungen zu erliegen, aber alles legte sie in einen Blick, in einen einzigen, der viele Worte redete, der alles ausdrückte, was auf ihrer Seele gelegen seit langen Jahren. Und Henry verstand sie.

„Margot! Margot —!“

Aber sie erhob sich rasch. „Nicht mehr, nicht heute, mein teurer Freund!“ sagte sie. „Aufregung könnte Ihnen schaden. Und ich gehe auch jetzt. Aber um die Nachmittagszeit komme ich wieder. — Darf ich? Wollen Sie es?“

Und da richtete er sich mühsam empor, blickte sie mit seinen zärtlichen Augen an, faßte ihre Hand, hielt sie lange und fiel, als er sah, was er zu sehen erhofft, mit einem unbeschreiblich glücklichen Lächeln in die Kissen zurück.

* *
*

Brautleute drängt es nicht nur, immer neue Beteuerungen ihrer Liebe zu vernehmen, sondern nachträglich noch ihre früheren Zweifel sich lösen zu lassen. In der instinktiven Vorahnung, daß dem süßen Taumel die Ernüchterung folgen werde, schöpfen sie so lange Wasser aus dem Brunnen des holden Wahns, als dieser Inhalt hat.

Und so war es auch Margot Bedürfnis, von Henry zu erfahren, wie lange er sie geliebt, weshalb er nicht früher gesprochen und was überhaupt durch sein Herz gegangen, während er ihre Nähe gemieden hatte.

Indem Henry antwortete, gab er ihr ihre Fragen zurück. Es erfüllte ihn mit einem berauschenden Gefühle, als ihm Margot anvertraute, daß sie ihn schon als Kind geliebt und daß diese Neigung mit jedem Jahre an Stärke und nicht minder an Zuversicht gewonnen habe. Auch diese ihre Zuversicht begründete sie.

„Du mußtest krank werden. Der Zufall mußte es fügen, daß du in unser Haus kamst und daß du nach mir verlangtest. Welche Wege das Schicksal gehen werde, wußte ich nicht, aber daß du mein werden würdest, dessen war ich gewiß.“

Sie sprach das in ihrer träumerischen Art und mit dem seherischen Ausdruck im Angesicht, der ihr eigen war. Und dann hieß sie ihn berichten und setzte sich zurück wie ein Kind, dem ein Märchen erzählt werden soll und das mit seiner ganzen Aufmerksamkeit nur bei dieser einen Sache ist.

„Ich trug,“ erklärte Henry und sprach mit jener Ruhe, welche oft als Kälte bei ihm erschien, aber durch den tiefen Ausdruck von Güte in seinen Augen widerlegt ward, „lange Jahre das Bild jenes Mädchens, Dolores' Bild, in meinem Inneren. Was ich dir jüngst erzählte, als wir unsere Herzen einander erschlossen, kann ich nur wiederholen. Alle Frauen und Mädchen traten in meinen Augen neben ihr zurück. Nirgends fand ich solche wirkliche Vollkommenheit, äußerlich und innerlich. Ich sah dich an als einen guten Freund, aber es geschah mir, wie es uns Menschen mit einem schönen Gemälde geht. Wir schauen es zuletzt gar nicht mehr an, oder streifen es mit gleichgültigem Auge. Ich hörte auch manches von dir, was mich nicht ermunterte, mich dir wieder zu nähern: du seiest zwar schön und klug und eigenartig, aber einsiedlerisch, ungesellig und verdrossen. Ich hatte mir gedacht, meine Frau müsse sich womöglich zu mir aufs Pferd setzen, mit der Angelrute stundenlang schweigsam am Ufer ausharren können, mit mir studieren und reisen, lachen, scherzen und weinen, dieselben Menschen lieben und meiden, in Hof, Küche und Keller wirtschaften und doch auch ein langes Schleppkleid tragen und wie eine Königin einen Hof um sich zu versammeln im stande sein. Du erschienst mir wie eine Träumende, die sich selbst im Sommer dem Winterschlaf hingab und

die zudem für meine Eigenart kein Verständnis hatte. Mir ahnte auch nicht, Margot, daß du mich lieben könntest. Du erschienst mir wie eine Prinzessin in einem hohen, goldenen Schloß mit sieben verschlossenen Thüren. Zum erstenmal kam ich zum Nachdenken und zu einer anderen Beurteilung deiner Person durch eine Äußerung deines Bruders. Wir sollten uns einander nähern! Ich sah sodann die kleine Federzeichnung, eine Arbeit, die nur aus der Hand eines Menschen voll poetischer Kunstempfindung hervorgegangen sein konnte. Eine Laune trieb mich, euch zu besuchen. Ich war täglich mit dir zusammen. Dein mädchenhaftes Wesen zog mich an, ich freute mich deiner Klugheit, sah, daß du mir gut, daß du ganz anders warst, als ich mir gedacht hatte; kurz, ich entdeckte, daß in Herrenhof ein Schatz verborgen sei, den niemand seinem ganzen Werte nach kannte. — Du fragst, weshalb ich dich dann gerade verließ, dann plötzlich abreiste? Ich wollte mich prüfen! Der Umfang meiner Sehnsucht sollte mich belehren. Vergaß ich dich schon nach Tagen oder Wochen, war's am Ende nur ein Aufflackern meines Herzens gewesen. Und noch etwas anderes bewegte mich. Zu gut warst du, um nicht durch eine tiefe und beständige Liebe wirklich dauernd glücklich zu werden. So leitete mich Rücksicht auf mich und dich zugleich. Vielleicht schiltst du, daß meine Vernunft so laut sprach! Aber das liegt in meinem Charakter, Margot! Ernste Dinge prüfe ich, und nie ließ ich mich von augenblicklichen Impulsen leiten. — So, nun weißt du alles, und nun küsse mich, meine Margot. Es scheint mir eine Ewigkeit, daß deine zärtlichen Lippen die meinen berührten."

Von ähnlichem Verlangen, sich auszusprechen und dadurch ihre Zusammengehörigkeit zu befestigen, waren Alexander und Luisella erfüllt. Aber während jene die tiefsten Falten ihrer Seele aufdeckten, jeden Gedanken einander enthüllten und keinen Tag beschlossen, an dem ihr Inneres nicht offen vor ihnen lag, gab es zwischen Alexander und Luisella einen Punkt, den sie mit ängstlicher Scheu umgingen.

Sie empfanden allmählich diesen Mangel immer mehr, obgleich sie sich einredeten, daß dies nur in ihrer Vorstellung beruhe.

Was hatte die Vergangenheit mit ihnen zu thun? Und doch, wenn sie berührt ward, legte nur der eine Teil offen und willig alles dar. Wie ein aufgeschlagenes Buch breitete sich Alexanders Leben vor Luisella aus, während sie die Geschehnisse vieler Jahre umging und dadurch in ihm das Verlangen nach Enthüllung verschärfte. War's für das Ohr seiner Mutter gewesen, waren in ihr keinerlei Bedenken emporgestiegen — so schien es —, weshalb konnte sie sich ihm nicht anvertrauen?

In demselben Grade, wie bei ihm das Begehren wuchs, verstärkte sich in ihr der Entschluß unverbrüchlichen Schweigens, aber auch das Gefühl eines unnatürlichen und unhaltbaren Zustandes.

Sie sah, daß er etwas entbehrte, und sie überkam eine bange Furcht, daß seine Zweifel dennoch ihr Glück zerstören würden. In ihrer Ratlosigkeit eröffnete sie sich Frau von Schulenburg bald nach ihrer Rückkehr von dem kleinen Ausfluge.

Alexanders Mutter hörte ihr aufmerksam zu und erschrak. Aber sie wußte sich äußerlich zu beherrschen, sprach beruhigend auf Luisella ein und verstand es, ihr ihre Bedenken auszureden. Besonders aber schlug sie die Braut ihres Sohnes mit einem Satz. Sie sagte:

„Du mußt dir klar machen, mein Kind, daß dein Lebensweg nicht so sanft geebnet ist, wie es sonst wohl der Fall sein mag. Du trägst eine Last mit dir, die dich schwer drückt, über deren Bürde du dich aber nicht beklagen darfst. Je stärker deine Seele, um so sicherere Anwartschaft hast du, dir ein vollkommenes Glück zu erobern. Du mußt um deiner Liebe willen kämpfen und überwinden. Es wird dir erleichtert durch die sonstigen Umstände. Bedenke, was andere Menschen auf ihre Schultern nehmen müssen: Not, Entbehrung, Krankheit und sonstiges schweres Leid."

Luisella pflichtete bei. „Du hast recht!“ erwiderte sie. „Ich danke dir von ganzem Herzen. Sei überzeugt, daß ich mein Herz stark zu machen suchen werde. Aber die Sache hat noch eine andere Seite: ich fürchte, daß Alexander sich am Ende zu einem Verzicht doch nicht verstehen, daß mein Schweigen ihn mir entfremden wird. Das ist meine unruhige Furcht und Sorge!“

Auch diese Zweifel wußte Frau von Schulenburg Luisella zu nehmen. Sie versprach mit Alexander zu reden, ihn in seinen Vorsätzen zu stärken, und schloß, indem sie von neuem freundlichen Trost gab und heitere, hoffnungsvolle Zukunftsbilder vor Luisella aufsteigen ließ.

Wie eines vertrauenswürdigen Arztes beruhigende Sprache wirkten ihre Worte auf das junge Mädchen. Was bisher ihr Herz qualvoll beschwert hatte, schien ihr jetzt lediglich ängstliche Vorstellung, und nur zu gern gab sie sich dem Rausche eines Glückes hin, das nur einmal in solcher Stärke die Brust eines Menschen zu erfüllen vermag, weil er meist nur einmal sich seinen Gefühlen auf Kosten der Vernunft so sehr hinzugeben im stande ist wie in der Zeit der ersten jungen Liebe.

Sie lauschte Alexander jeden kleinsten Wunsch ab, war heiter und gesprächig, bereit zum Tändeln und zu ernsterem Thun, überlegte mit ihm die Zukunft und nahm teil an seinen Arbeiten und was ihn sonst beschäftigte, erwies sich ihrer Umgebung als ein ungewöhnlich liebenswürdiges Geschöpf und berückte auch Alexanders Vater so sehr, daß er ein eifersüchtiges Schmollen an den Tag legte, als sie ein einziges Mal vergessen hatte, ihn in seinem Zimmer mit einem Morgenkuß zu überraschen.

So verbreitete sie durch die Harmonie ihres Wesens Glück und Frieden um sich her, schien Alexanders kühnste Hoffnungen zu erfüllen und bewirkte, daß der ernste und vorsichtig prüfende Henry ihm eines Tages nach seiner Wiedergenesung zurief:

„Vermöchte man ein Geschlecht zu erziehen, das Margot und Luisella gliche, könnten wir unsere Lehrtempel abbrechen. In den schönen Hüllen stecken vornehme Geister mit feinen Seelen und unergründlich tiefen Herzen.“

* * *

Nach den geschilderten Ereignissen waren Monate verstrichen. Luisella hatte sich nach anderthalbmonatlichem Aufenthalt in Herrenhof nach Hamburg zurückbegeben und folgte dabei sowohl dem Wunsche ihrer Eltern als ihrem eigenen, da sie selbst Hand an die Aussteuer zu legen wünschte.

Auch Thora war und zwar in Begleitung ihres Onkels und Alexanders abgereist, da die Hochzeit ihrer Schwester Margot sie nach Granitzhof zurückrief. Das Mädchen hatte sich die Herzen aller erobert und um so mehr, da sie nur durch eine größere äußere Ruhe und ein zeitweiliges gedankenvolles Wesen verriet, was in ihrem Inneren vorging, sonst aber die Äußerungen ihrer offenkundigen Neigung für Alexander mit bewunderungswürdiger Kraft zu beherrschen gewußt.

In diesem jungen Herzen glühte jene reine, hingebende, sich selbst entäußernde Liebe, die schon glücklich ist, wenn sie nur in der Nähe des Geliebten sein darf. Und das empfand Alexander, und diese bescheidene Treue wirkte trotz seiner ausschließlichen Beschäftigung mit Luisella so sehr auf ihn ein, daß er jedesmal Einspruch erhob, wenn von ihrer Abreise die Rede gewesen war.

Auch Luisella wußte, was in Thora vorging, aber frei von jeder Eifersucht, erfüllten sie nur Gefühle geschwisterlicher Zuneigung.

Zweifelnde Gedanken waren Alexander nach einer zwischen ihm und seiner Mutter stattgefundenen Unterredung nicht wieder gekommen. Wie sie Luisella auf das Richtige geleitet, so hatte sie auch verstanden, Alexanders Grübeleien zu beseitigen und ihn in den früher gefaßten Beschlüssen zu bestärken.

So schien sich denn, zumal es glücklichere Menschen wie Henry und Margot auf der Welt nicht geben konnte, alles aufs beste zu vollziehen und der Herrenhof ein wahrhaft ausgewählter Ort für glückliche Menschen zu sein.

Luisella und Alexander schrieben sich mit der eifrigen Ungeduld Liebender fast täglich. Die Arbeit machte ihm Freude, die Klientel mehrte sich, und durch den Verkehr mit seiner Umgebung, mit Henry und Margot ward vervollständigt, was in seinem Inneren noch an Wünschen Raum hatte.

Bei der letzteren machte sich schon nach einigen Wochen ihrer Verlobung eine auffallende Veränderung bemerkbar. Henrys guter Einfluß ward deutlich sichtbar. Er leitete Margot allmählich aus ihrem Traumleben heraus, sprach als Feind aller überspannten Neigungen bald gütig, bald entschieden auf sie ein, bat sie, sich nicht abweichend zu kleiden, und widerlegte ihren Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Vorstellungen durch geschickt herbeigezogene Beispiele.

Über ihr Grübeln und Sinnen, ihr Abschließen von der Welt lächelte er anfangs wie jemand, der eines Kindes Thun nicht wehren will; später, als er Widerspruch bei ihr fand, wies er ihr nach, daß sie dadurch nur Eigenliebe bekunde. — Sie sah ihn groß an, schien erstaunt und wurde nachdenklich.

„Ah! welche vorteilhafte Veränderung! Und wie schön du bist!“ rief Henry, als er eines Tages, ins Wohnzimmer tretend und kaum gewärtig einer so raschen Umwandlung, seine Braut, der herrschenden Mode entsprechend, in einem einfachen, glatt anschließenden und die bisherigen phantastischen Falten vermeidenden Kleide fand. „Bisher zählte ich dich eigentlich mit zu den altmodischen Einrichtungen eures Hauses!“ scherzte er fortfahrend. „Zu diesem Rosenblätterduft, zu dieser gewundenen Eichentreppe mit ihrer dunkelblanken, ruhigen Farbe, zu der goldverschnörkelten Wanduhr, zu dem spiegelglatten, vor Alter knarrenden Parkett und den hellen, die Phantasie in eine vergangene Zeit zurückführenden und das Auge durch die matten Farbentöne verwöhnenden Rokokomalereien paßte deine Erscheinung, dein faltiges Gewand, dein unhörbarer Schritt und dein in sich gekehrtes Auge. Und alles das ist schön, und ich möchte es in Herrenhof nicht missen, aber du gehörst in eine andere, in eine neue Zeit, in welcher der Mensch sich nicht mehr allein denken darf. Er muß sich als Teil des großen Ganzen fühlen, das zu seinem Bestande und seiner sich immer mehr zu vervollkommnenden Ausdehnung des Zusammenwirkens aller bedarf. Auch die Frauen haben eine Aufgabe zu erfüllen! Die öffentliche Wohlthätigkeit, die Barmherzigkeit gegen ihre Nebenmenschen erfordert Leistungen von ihnen.“

Auch suchte Henry Margot mit seinen vielfachen Neigungen zu befreunden, belehrte sie und ließ sie an allem teilnehmen.

Margot ging eine völlig neue und glückliche Welt auf. Sie verstand nun auch Luisellas Wesen und Charakter besser, die Neigung für so vieles bekundete, die musizierte, las, malte, sang, spann, stickte, Verse machte, regelrecht auf dem Sattel saß und Vergnügen daran fand, stundenlang sich in der Natur aufzuhalten. Während Margot ein Traumleben geführt, hatte Luisella das Leben mit tausend Saugfäden in sich aufgenommen, und je mehr sie gesehen, je stärker war das Verlangen in ihr geweckt, mehr von Welt und Menschen kennen zu lernen.

Die beiden Paare hatten beschlossen, an demselben Tage Hochzeit zu machen und dann eine größere gemeinsame Reise zu unternehmen. Und da auch letzteres zu ihren Plänen gehörte, wollten sie den Winter vorübergehen und gleich mit dem Beginn des Frühjahrs sich trauen lassen.

Ursprünglich hatte es auch in Luisellas Absicht gelegen, der Hochzeitfeier in Granitzhof beizuwohnen, aber die nach ihrer Rückkehr erfolgende plötzliche Hinfälligkeit ihres Vaters machte die Ausführung die-

ser Absicht im letzten Augenblick unmöglich. Alexander blieb in der Folge keinen Tag mit seiner Braut außer Zusammenhang. Auch von Granitzhof schrieb er ihr täglich, und sein letzter Brief, in welchem er zugleich Thoras gedachte, lautete wie folgt:

„Ich fand," schrieb er, „bei unserer Ankunft das ganze Haus voll von Gästen und meine Tante unermüdlich an ihrem goldbeknopften Stock umherwandernd, um für alles zu sorgen. Meines Onkels Gemächer bildeten den Mittelpunkt für die schwatzenden und rauchenden Herren. Die älteren Damen fanden sich in den beiden großen Wohnzimmern zusammen, und die jungen Mädchen waren wegen der vielen Vorbereitungen eifrig um Margot beschäftigt. Die letztere hatte kaum Zeit zu einem Gespräch. Sie schien sich in einem wahren Fieber zu befinden, und selbst ihr Bräutigam — ein überaus gutherziger, aber keinen besonderen Eindruck hervorrufender Mann — ward von ihr zum Onkel geschickt. ‚Heute und morgen kann ich dich nicht gebrauchen, Gustav!' rief sie ihm in meiner Gegenwart zu. ‚Aber um so schöner wird's später sein! Ich verspreche dir, nach der Trauung mindestens hundert Jahre keinen anderen Gedanken zu haben als dich!' — Meine Tante nahm mich bald nach unserer Ankunft beiseite und ließ sich in der ihr eigenen offenen Weise über Margots Wahl aus. ‚Ich hätte dich gar zu gern als Schwiegersohn gehabt, Alexander!' sagte sie. ‚Aber wer konnte dir's verdenken, da du zwischen Margot und Luisella Cornelius zu wählen hattest.' — Sie sprach mit aufrichtiger Bewunderung von dir, meine teure Luisella, und bedauerte nur die traurigen Umstände, die dich von Granitzhof fern halten. Ihren künftigen Schwiegersohn schildert sie als ‚einen unserer jungen Gutsbesitzer'! Damit sei er genügend charakterisiert. Sie habe aber Margot selbst zugeraten, da er ein guter und ein Mann von durchaus anständiger Gesinnung sei, auch mehr zu verzehren habe, als sie beide bei verwöhnteren Ansprüchen gebrauchen könnten. ‚Am Ende! Man kann nicht alles haben!' erklärte sie. ‚Margot wird ein schönes Haus bewohnen, sorgenfrei leben, kann Menschen bei sich sehen, Reisen machen, kurz, das Dasein in angenehmster Weise genießen. Sie sind beide lebensfrohe Naturen und passen insofern schon gut zueinander. Esprit besitzt Gustav nicht, und ein höheres Interesse kennt er kaum dem Namen nach. Wirtschaft, Pferde, Reiten, Rauchen und Whistspielen, damit ist sein Pensum ausgefüllt.' — Von der Hochzeit habe ich, liebe Luisella, dir Nachstehendes zu berichten: Wir schritten zu Fuß durch das Tannengehölz in die Kirche. Das Wetter war so schön, daß es aller Wünschen entsprach, die wenigen Schritte zu gehen. Nur das Brautpaar, die Brautjungfern und die Eltern benutzten Granitzhofer Fuhrwerk. Bald nachdem wir uns vor dem Altar gruppiert hatten, erschienen sie und nahmen in der Mitte Platz. Mir war Thora als Dame zugewiesen und, wie es schien, auf deren besonderen Wunsch. ‚Freust du dich denn gar nicht über Margots Glück?' fragte ich sie, als sie neben mir her durch die Tannenallee schritt und so schwermütig dreinschaute. — ‚Gewiß freue ich mich!' gab sie einsilbig zur Antwort. — ‚Und doch bist du so ernst, Thora? Mir scheint, seitdem wir nach Granitzhof gekommen sind, hast du dein heiteres Wesen und dein oft so fröhliches Lachen ganz verlernt! Weshalb, Thora?' Sie zuckte mit den Achseln, aber erwiderte nichts. ‚Nun sage, mein liebes Mädchen, was bedrückt dich?' Sie mäßigte nun den Schritt, sah mich rasch von der Seite an und schaute dann geradeaus in die Ferne. Ich folgte ihrem Blick bis an den Ausgang der Allee, vor der die Herbstsonne mit ihren goldenen Lichtern webte und Land und Ferne mit ihrem hellen Glanze übergoß. ‚Ich möchte so unbeschreiblich gern glücklich sein!' gab sie leise zur Antwort. ‚Aber so viel ich auch versuche, diese Traurigkeit abzuschütteln, es gelingt mir nicht. Früher erfreute mich das Geringste. Bei euch, in

Herrenhof, hatte ich nie das Gefühl einer Vereinsamung. Aber hier komme ich mir vor, als ob ich gar nicht mehr zu ihnen allen gehöre. Wenn ihr, wenn Margot, wenn Luisella, Henry und du so gütig zu mir waren, dann drang Lebensfreude durch meine Brust. Hier in Granitzhof möchte, könnte ich immer weinen — — Wenn morgen das Fest vorüber, reist meine Schwester Margot ab, die Gäste entfernen sich. Übermorgen verlaßt auch ihr wieder Granitzhof, und dann — dann — ich weiß nicht, was werden soll —‘ Die letzten Worte waren schon kaum hörbar mehr. Das arme Kind weinte und schluchzte, und ich beruhigte sie mit sanften, aber eindringlichen Worten schon wegen der vor und hinter uns schreitenden Gäste. Am Altar schaute sie nicht einmal empor; fast während der ganzen Zeit verbarg sie ihr stilles Gesicht in ihr Tüchlein und weinte. Ja, als der Segen über Margot ausgesprochen ward, sank sie fast haltlos zusammen. Das der Trauung folgende Fest war sehr hübsch; die Gäste waren heiter, fast ausgelassen. Nur Thora blieb auch während der Tafel ernst und stumm und schützte noch vor Schluß derselben einen Grund vor, sich zu entfernen. Als ich nach dem Kaffee mich nach ihr umsah — ich erzähle dir alles rückhaltlos, Luisella —, fand ich sie im Garten am Schwanenteich sitzen und trotz der eingetretenen Kälte ohne Bedeckung. Ihr Gesicht glühte, die Augen waren verweint, und ein so unendlich verlassener und trauriger Ausdruck lag in ihrem Angesicht, daß ich tief davon ergriffen ward. ‚Du sollst dich nicht so deinem Schmerz hingeben, meine kleine Thora!‘ sagte ich tröstend. ‚Glaube mir: was dir jetzt so dunkel scheint, als ob nie ein Lichtstrahl es erhellen könne, klärt die Zeit von selbst auf. Andere Eindrücke werden dir andere Gedanken geben, und vielleicht schon nach Wochen lächelst du, daß dich der Abschied so bewegen konnte. Thu's mir zuliebe, daß du wieder fröhlich und hoffnungsvoll wirst! Thora! Thora! Hörst du?‘ Kaum hatte ich die letzten Worte gesprochen, als sie mit gänzlich verändertem Ausdruck den Blick zu mir erhob. ‚Ja, da du so mit mir sprichst!‘ hob sie an, ‚da du es willst, wünschest, will ich wieder fröhlich, hoffnungsvoll zu werden versuchen. Nur eins sage mir: Hast du mich noch ein bißchen gern, etwa so wie — wie deine Schwester Margot? Ebenso gern?‘ Ein Kind, ein liebes Kind holte die Worte aus seinem bedrängten Herzen hervor. Ich aber hob sie auf, küßte sie auf ihre reine Mädchenstirn und sagte: ‚Ja, ich habe dich nach Luisella, die ich mehr liebe als mein Leben, von ganzem Herzen lieb.‘ Und da ging sie strahlend an meinem Arm ins Haus.“

* * *

Diese Zeilen erhielt Luisella in einer unbeschreiblich schwermütigen Stimmung, und sie waren nicht danach angethan, ihre Gedanken aufzuheitern, sondern bewirkten eine nur noch größere Trauer. Ja, diese nahm solchergestalt zu, daß sie stundenlang wortlos dasaß, nur durch die Sorge um ihren Papa zeitweilig wieder sich belebte, aber dann bis tief in die Nächte auf Mary einsprach und ihr auseinandersetzte, daß sie doch Alexanders Frau nicht werden könne. Einmal faßte sie zitternd deren Arm, fiel ihr um den Hals und flüsterte unter krampfhaftem Weinen: „Ich fühle, daß meine alte Krankheit wieder im Anzuge ist. Ich kann ihr nicht widerstehen. Die Zeit ist vor der Thür. Dann verfinstert sich mein Geist. Und statt Hochzeit, Hochzeit zu machen, Mary“ — sie lachte unheimlich auf, und die Thränen stürzten unaufhaltsam aus ihren Augen — „bringt man mich wieder an den schrecklichen Ort, der die Kranken aufnimmt. Und es wird Alexander auch nichts genommen werden! Er liebt mich gewiß; aber er wird auch mit Thora glücklich, vielleicht viel glücklicher werden!“

Und wenn Mary tausend Worte verschwendete, um ihr Mut einzuflößen, nichts unversucht ließ, sie aufzurichten und stark zu machen, schüttelte sie den Kopf und sagte:

„Und wenn's diesmal gut geht — ich glaube es nicht —, dann kommt's doch später wieder, und nie werde ich die Angst verlieren, und diese Angst ist meine Krankheit und die heilt kein bloßer Wille."

So ging eine Woche und noch eine. Alexander gegenüber beherrschte sie sich. Sie wählte die Augenblicke, ihm zu schreiben, wo sie sich freier und kräftiger fühlte, und betrog ihn aus Liebe und unter ihren zeitweilig einmal wieder auftauchenden Hoffnungen. Aber das stille, melancholische Leben im Hause, die kranken Augen der Mutter, ihres Vaters Schmerzenslaute, der Gram, der an Marys Herzen nagte, da sie alle ihre Lieben leiden sah, beförderten nur Luisellas finstere Schwermut.

Mitunter war es ihr, als müsse sie fort, schnell fort, zu ihm, zu Alexander, und doch nicht zu ihm — auf die Berge, in eine reine Luft, fern von allem Geräusch, nur im Zusammenleben mit der Natur. Eine unendliche Sehnsucht erfaßte sie nach ihrem reinen, unschuldigen Atem. Bergluft trinken und alles, alles abschütteln, was als furchtbare Last ihren Geist bedrückte, verlangte ihr gequältes Herz.

Und dann verscheuchte des Tages Last und der Schlaf vorübergehend die böse Krankheit. Aber am kommenden regte sich's wieder in ihrem Inneren, quälte, vergrößerte, verschlimmerte, hetzte und fraß sich fester ein. Wie eine Entzündung, die man nicht vorsichtig lindert, sondern in die man immer von neuem hineinschneidet, griff der angstvolle Gedanke in ihrem Inneren um sich.

Zuletzt faßte die Arme einen Entschluß. Sie schrieb an — Henry. Während ihres Zusammenseins in Herrenhof hatte sie ihn sehr lieb gewonnen, aber auch unbedingtes Vertrauen zu ihm gefaßt. Wenn sie in den schweren Stunden überlegte, wem sie wohl mit Aussicht auf Erfolg ihr Herz ausschütten möchte, richteten sich ihre Gedanken auf Frau von Schulenburg und auf Henry. Aber der letztere war auch Arzt, besaß sicher auf allen Gebieten Erfahrung und würde sich ihrer doppelt gern annehmen, da es sich um jemand handelte, dessen Wohlergehen mit Alexanders Glück in so engem Zusammenhange stand.

Und mit der raschen Entschlossenheit, die Luisella im gesunden Zustande in allen Dingen eigen war, wählte sie zugleich den Weg, welcher die größte Sicherheit bot, daß ihre Eröffnungen einen vertraulichen Charakter behielten.

Sie schrieb Henry, daß sie ihn brauche; er möge, sobald er könne, nach Hamburg kommen und die Veranlassung zu seiner Reise auch Margot nicht verraten.

Henry besann sich nach Empfang des Briefes keinen Augenblick, schützte in Herrenhof eine Privatangelegenheit vor und reiste sogleich ab.

Einen Tag später saß er bereits Luisella im Hotel gegenüber, und sie eröffnete ihm in zwangloser Offenheit, was ihr Inneres beschwerte.

Zu ihrer Überraschung nahm Henry ihren Bericht mit völliger Ruhe, ja mit einem Ausdruck entgegen, der verriet, daß ihn ihre Sorge keineswegs als etwas Fremdes berührte.

„Mir ahnte Ähnliches, Luisella!" hob er an. „Und ich will Ihnen nun gleich bekennen, daß es mir bei den Empfindungen, welche ich für Sie hege, bereits Bedürfnis war, mit Ihnen zu sprechen. Es wäre aber unzart gewesen, das erste Wort zu sprechen, und ich gab mich auch der Hoffnung hin, Ihre starke Natur werde vielleicht alles allein überwinden. Und nun hören Sie, liebe Freundin, was ich Ihnen zu sagen habe: Sie haben allein die Mittel zur Heilung in der Hand. Ihr kräftiger Wille muß die bösen Gedanken verscheuchen. Es ist eine sehr häufige Erscheinung, daß Menschen, die gemütsbeschwert waren, von der Angst einer Wiederholung verfolgt werden. Um sie nicht Herr über sich werden zu lassen, vielmehr ihre Kraft allmählich ganz zu brechen, müssen sie sich Zerstreuung suchen. Herzensfreunde, aber auch an sich gleichgültige Dinge, wenn sie nur den Geist

ablenken, sind die rechten Mittel. In erster Linie ist es notwendig, daß Sie dem von Ihnen geschilderten melancholischen Aufenthalt im elterlichen Hause entrückt werden. Licht, Sonne, Luft und frohes Leben sind Ihnen nötig; die Hoffnung soll Ihr Gemüt aufrichten, die Hoffnung auf Gesundheit und Glück im Zusammenleben mit geliebten Personen, die Sie verstehen, teil an Ihrem Schicksal nehmen und bereit sind, in jeder geeigneten Weise zu helfen. Ich kann nur raten, daß Sie sich nach Herrenhof begeben und — sich Alexander rückhaltlos eröffnen. In seiner Nähe, von seiner Liebe getragen, werden Sie am ehesten, ja, ich möchte es Ihnen versprechen, sicher Heilung finden. Sie senken das Auge, Sie erschrecken? Sie meinen, alles würden Sie um Ihrer Liebe willen thun, aber eben dazu könnten Sie sich nicht überwinden?“

Luisella neigte das Haupt. Thränen drängten sich unter ihren Wimpern hervor. „Sie schauen in mein Inneres, Henry! Sie haben recht. Ich fühle selbst, daß dies das Heilmittel ist. Aber gerade, weil ich vor dieser ungeheuren That der Selbstverleugnung zitterte, wünschte ich Ihren Rat. Ich sehe, wie thöricht mein Beginnen war! Das alles konnte ich mir selbst sagen; ja, ich habe es mir gesagt! Aber der Verzweifelnde greift nach dem dürrsten Äste, um sich zu retten. Die unruhige Seele schreit nach Erlösung. So mancherlei Mittel giebt es, dem kranken Organismus die alte Kraft zurückzugeben. So vermeint man denn, daß irgend einer gerade die rechte Medizin zu verordnen vermöchte.“ Sie machte eine kleine Pause und fuhr dann halb zögernd und doch hastig fort: „Und Sie glauben wirklich, lieber Henry, daß Ihr Rat den gewünschten Erfolg haben wird? Und ferner“ — sie stockte — „Sie nehmen auch an, daß Alexander sich nicht von mir wenden — daß — seine — Liebe keine — — Einbuße erleiden wird?“

„Nein, meine liebe Freundin! Ich bin der Überzeugung, daß Sie sein Inneres mit Dank erfüllen, wenn Sie sich ihm eröffnen, daß er darin einen Beweis höchsten Vertrauens erkennen und daß kein persönliches Opfer ihm groß genug sein wird, Ihren Geist neu zu kräftigen! Auch mein eigenes Herz spricht dafür! Welchen Einfluß ein kräftiger Wille auszuüben vermag, habe ich bei Margot gesehen! Auch sie neigte zur Schwermut und allerlei seltsamen Grübeleien. Ich verwies ihr dieses Wesen, oft mit harten Worten. Aber meine Liebe leitete mich. Sanftmut hätte zu keinem Ergebnis geführt. Oft bedarf es scharfer Mittel. Eine tägliche strenge Mahnung war nötig, um sie ihrem Traumleben zu entreißen. Es ist mir gelungen. Sie lächelt jetzt selbst über ihre Thorheiten und richtet ihre Gedanken auf das Natürliche und zugleich auf das Nächstliegende. Dasselbe möchte ich Ihnen zurufen! Zwingen Sie Ihren Geist, die Gedanken auf etwas anderes zu lenken, wenn die schwermütigen Grübeleien Sie ergreifen wollen. Seien Sie stark, kraftvoll und wählen Sie rasch die Mittel, welche Ihnen selbst bekannt geworden sind, die Gespenster zu verscheuchen. Auch die Psyche kann man schulen, über ihr stehen mit eisernem Willen. Und so hellt sich allmählich der Himmel von selbst wieder auf, die Sonne erscheint und triumphiert über die Nacht.“

Bevor sich Henry und Luisella trennten, ward noch die Frage zwischen ihnen aufgeworfen, in welcher Weise Alexander von ihren Absichten in Kenntnis gesetzt werden solle. Henry erbot sich, entweder mit ihm oder mit Frau von Schulenburg zu sprechen, damit sie Alexander in geeigneter Weise Mitteilung mache.

„Was raten Sie als das Beste?“ fragte Luisella Henry, nachdem sie noch einmal allen ihren Zweifeln Ausdruck gegeben.

„Ich rate, daß ich zuerst mit Frau von Schulenburg rede und daß wir dann beide gemeinsam mit Alexander sprechen, liebe Freundin!“ erwiderte Henry. „Alexander wird zweifellos gleich, allein und in ihrem Sinne entscheiden. Sollten ihm aber wirklich Bedenken kommen, so wird

das Übergewicht unserer Ansichten diese bald zerstreuen. Ich werde mit ihm nicht nur als Freund, sondern auch als Arzt reden, und er wird auch das dringende Bedürfnis haben, den letzteren zu hören. Daß Sie mir zunächst Vertrauen geschenkt haben, darüber wird er sich weder wundern, noch sich dadurch verletzt fühlen."

Luisella hatte mit ängstlicher Spannung zugehört und schien durch Henrys Worte überzeugt. Aber im letzten Augenblicke kamen ihr doch noch einmal Zweifel. „Wenn nun aber Alexander doch erschrickt, wenn er lediglich aus Mitleid, aus Edelmut mich zu sich beruft, wenn ihn schaudert, der Mann einer so schwer Bedrückten zu werden, wenn ich ihn unglücklich mache, das Ende doch nur Jammer, Qual, Enttäuschung ist, wäre es — wäre es — dann —?" Sie sprach nicht aus und forschte in Henrys Antlitz.

„Warum wollen Sie nicht das Nächstliegende freudig erhoffen, statt böse Zukunftsbilder heraufzubeschwören, Luisella?" erwiderte Henry sanft. „Ich bitte, beruhigen Sie sich! Glauben Sie an sich und glauben Sie an Alexander! Ich werde alles zum besten lenken, und — wenn Sie es wünschen — Ihnen einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Unterredung mit Alexander abstatten. Am besten wäre es, Sie reisten gleich mit mir nach Berghöhe. Ich spreche dann mit Frau von Schulenburg und Alexander und führe Sie in seine Arme. Beschäftigen Sie sich auch nicht mit dem Urteil der Menge, wenn Sie so bald und unerwartet zurückkehren. Denken Sie, Ihre Heirat sei noch eine Weile verschoben und es wäre deshalb Ihr beider Wunsch, sich zunächst noch wieder zu vereinigen. In dem Verkehr mit den Menschen, die Sie lieben, werden Ihre Gedanken wieder fröhlich werden, und wenn Sie nach einigen Wochen sich von Ihrer Schwermut erlöst fühlen, dann haben Sie für diesesmal die Krankheit überwunden, ja, ich glaube bestimmt, es Ihnen sagen zu können, für immer überwunden! Das ist nicht nur eine persönliche Ansicht, sondern deckt sich in der That mit ähnlichen Vorgängen!"

Die letzten Worte erfüllten Luisella mit einer namenlosen Freudigkeit, daß leuchtende Farben über ihr Angesicht zogen. Sie erhob sich und ergriff voll Dankgefühl Henrys Hand. „Wohlan!" rief sie. „Ich lege mein Schicksal in Ihre Hände, und wenn Sie rufen — es ist besser, daß Sie vorausreisen, schon weil ich die Meinigen verständigen muß —, komme ich sogleich!"

Und dann nahmen sie wie erprobte Freunde Abschied, und Henry kehrte wieder nach Berghöhe zurück.

* *
*

Nachdem Henry Alexander von dem Zweck seiner Reise nach Hamburg Mitteilung gemacht, hatte der letztere sofort Luisella telegraphiert, sie seiner unbegrenzten Liebe versichert und gemeldet, daß er sogleich abreisen und sie zu einem abermaligen längeren Aufenthalt in Herrenhof abholen werde.

Als Luisella erschien, ward sie von Zärtlichkeit umgeben, fand in Frau von Schulenburg und Margot unermüdlich sanfte Trösterinnen und lebte so fröhlich und heiter wieder auf, daß Alexander alles gewonnen schien und er Henry in dem Überquellen seines Dankgefühls wiederholt umarmte. Er berührte auf dessen Rat auch niemals Luisellas Leiden und warf nur im Anfang einmal neckend hin: „Mit solchen Dingen geben wir uns nicht ab, meine geliebte Luisella! Hypochondrische Vorstellungen wollen wir schwachen Seelen überlassen. Du aber bist stark, und wir sind zudem so glücklich in unserer Liebe, daß zum Grübeln keine Veranlassung ist."

Und diese Zuversicht half auch Alexander selbst fort über die Gedanken, die sich seiner bemächtigt hatten und die weder frei waren von Sorge, noch von einem gewissen Unbehagen. Im ersten Augenblick hatten Henrys Mitteilungen sogar

einen vernichtenden Eindruck auf ihn gemacht. Er zürnte seiner Mutter nicht, aber er sagte sich, daß er selbst in gleichem Falle eine solche Verantwortung nicht auf sich genommen haben würde.

In seinem Zartgefühl schwieg er jedoch gegen sie wie gegen Henry und Margot, unterdrückte jede Auflehnung, jeden Zweifel, nahm das Geschehene als unabänderliche Thatsache und ließ nur der Überlegung Raum, wie er dem geliebten Mädchen würde helfen können.

Luisella fühlte das alles mit ihrer feinen Seele und nahm ihre ganze Kraft zusammen. Alexanders vornehme Denkungsart rührte sie nicht minder als seine starke Liebe, und beide erfüllten sie mit Bewunderung und tiefem Dank. Das gesunkene Vertrauen kehrte wieder; auch fühlte sie eine unnennbare Erleichterung, weil die furchtbare Last des Schweigens von ihr genommen war. Auch diese Erleichterung des Gemütes half, ihre Seele wieder emporzurichten.

* *
*

Eines Vormittags beim Frühstück äußerte Alexander die Absicht, den herrlichen Wintertag zu benutzen, um nach Tisch eine Schlittenpartie zu unternehmen. Bisher hatte sich das Wetter nicht so angelassen, daß sich ein solcher Ausflug ermöglichen konnte.

Die Brautleute hatten sich allein oder im Verein mit Henry und Margot auf kleine Spaziergänge beschränkt und waren, wenn sie nicht einmal ein Konzert besuchten oder einer Einladung folgten, abends stets im Herrenhause beisammen gewesen. Es wurde gelesen, musiziert, geschwatzt, gescherzt und gelacht, und Frau von Schulenburg strahlte in ihrem Glück, daß nun alles so überaus glücklich sich gewendet hatte.

Allerdings war auf Henry, der neuerdings wegen des Umbaues seiner Villa häufig abwesend war, auch gerade heute eine für die Neueinrichtung bestimmte Sendung von Kunstgegenständen erwartete, nicht zu rechnen. Aber Luisella und Margot stimmten freudig bei und ergingen sich schon im voraus in ihren fröhlichen Erwartungen.

Als der Nachmittag kam, fuhr Alexander selbst mit seinem herrlichen Gespann vor, beruhigte noch seine Mutter, die vor die Thür getreten war und zur Vorsicht mahnte, weil der Wallach leicht scheute, und fuhr unter Peitschenknallen und in heiterster Stimmung mit seinen beiden Damen ab.

Der Tag war überaus herrlich. Die Sonne schien und beleuchtete die hübschen Häuschen und Spiegelscheiben in der kleinen Stadt Berghöhe. Als der Schlitten vorüberflog, eilte alles ans Fenster, und die Jugend sah den prächtigen Pferden mit ihren bunten Federbüschen und großen weißseidenen Decken, die sich hoch über den Rücken der Tiere bauschten, voll Neugierde nach.

Als Alexander das Thor der Stadt hinter sich hatte, war es sein erstes, sich einen Kuß von seiner Braut zu rauben. „Gefällt's dir? Liebst du es, im Schlitten zu fahren? Bist du glücklich?" rief er und beugte sich zu ihr herüber.

Und sie wandte den schönen Kopf, und in ihren Augen las er die Antwort.

Im raschen Fluge ging es vorwärts. Sie flogen vorüber an den weißglitzernden Feldern und Wiesen, aus denen die der Jahreszeit Widerstand leistenden grünen Gräser wie Frühlingsboten hervorschauten, riefen die Hunde wach, als sie durch die schneebedeckten Dörfer jagten, gewannen neue Bilder: hier einen Gutshof mit hohem, rotem Dach, weißbeladenen Bäumen und kleinen, silberflimmernden Eisbächen, dort einsam belegene, verschneite Katen mit langsam emporsteigendem Herdrauch.

Aber das lachende Gesicht der Sonne ließ die Natur doch nicht tot erscheinen; sie schien vielmehr in einem stillen, gesunden Schlafe zu ruhen, in dem sie ihre Kräfte für eine kommende Zeit stärkte. Und der reine, kräftigende Atem der Natur befreite Luisellas Brust und schuf

frische Rosen auf ihre und Margots Wangen.

Als Alexander den Lauf der Tiere mäßigte, erhielt Luisella auf ihren Wunsch die Zügel, und während sie die von dem heftigen Lauf erschöpften Tiere lenkte, gab sie unter dem Eindruck des herrlichen Tages den sie bewegenden Gedanken Ausdruck. „Wir Menschen," sagte sie, „werden uns immer in dem Grade mehr von unserem Glücke entfernen, als wir uns die Natur mit ihren einfachen Vorbildern entfremden. Statt mit ihr zu leben, im engeren Zusammenhange mit ihr unser Glück zu fördern, in ihrem Angesicht Trost und an ihrem Busen Heilung zu finden, schließen wir uns von ihr ab. Wir setzen, wo immer es möglich, an ihre Stelle die Kunst. Das Bestreben, zu schaffen, zu bilden, zu erneuern, entlehnten wir dem Beispiel der Mutter Erde, vergessen aber, daß selbst sie nur Vollendetes und Dauerndes schafft, indem sie die Dinge sich langsam entwickeln läßt."

„Du hast recht," entgegnete Alexander. „Wir sind Topfpflanzen und kränkeln, weil wir uns von Luft und Licht absperren, unsere Körper allzusehr verwöhnen, unseren Geist überladen, in dem thörichten Wettstreit unsere Kraft verzehren. Und niemand anderes hat Gewinn davon als unsere menschliche Vorstellung. Unsere Sucht, alles ergründen zu wollen, macht uns unglücklich. Die Natur versagte uns mit ihrer barmherzigen Weisheit den Blick in die Zukunft. Wir aber werden nicht ruhen, bis wir den Zeitpunkt des Weltunterganges festgestellt haben, und mit diesem furchtbaren Geschenk der Wissenschaft wird dann das Endziel unserer gewaltsam erstrebten Misere erreicht sein. Erfreuen wir uns deshalb, solange uns das Dasein beschieden, an heiteren Bildern, und genießen wir, was uns Vorsehung oder Zufall bot."

Beide Mädchen pflichteten bei. Sie standen unter dem Zauber, den die Natur auf sie ausübte, und dieser schuf in ihnen Empfindungen besonderer Art. Das Leben erschien ihnen herrlich und lobenswert, und die Zukunft sah sie freundlich lachend an.

Nach zweistündiger Fahrt machte Alexander in dem Badeort Halt, den sie bereits im Sommer besucht hatten.

In einem Wirtshaus am Markte, der mitten in der Stadt lag, wurde angehalten. Ein kleiner Junge, der sogleich herbeigeeilt war, führte die dampfenden Tiere auf den Hof, und Alexander trat mit seinen Damen in die Wirtsstube, um eine Erfrischung einzunehmen.

Später unternahmen sie einen Spaziergang nach dem Strande der Ostsee und ließen das herrliche Bild auf sich wirken. Ringsum schneebedeckte, vom Spätsonnenschein beleuchtete, wie Silber glitzernde Ufer, und die See so tiefblau, und ihr Hauch so erfrischend und lebenweckend.

Vor ihnen dehnte sich der Strand in einsamer Leblosigkeit, und nur die schäumenden Wellen der blauen Flut umkosten — auch in der Ferne sichtbar — ruhelos das langgestreckte Ufer. Und zur Linken das Städtchen mit seinen farbigen Dächern und der kleine Hafen mit Schiffen und schaukelnden Böten, Männer in Seemannsjacken, Rasseln von Ketten, die in den Schiffskörper hinabtauchten, und ein zeitweiliges „Ohoi!" das zu Alexander und den Damen herüberklang.

„Und nun wird's Zeit!" mahnte Alexander, nach der Uhr schauend. „Wir haben reichlich anderthalb Stunden zurück. Gehen wir!"

Luisella und Margot hingen sich fröhlich an seinen Arm, und die erstere sprach den Wunsch aus, später, wenn sie verheiratet sein würden, einmal den kleinen Ort auf längere Zeit zu besuchen.

„Diesen und hundert andere, meine geliebte Luisella!" entgegnete Alexander. „Jedes Jahr wollen wir ein Stück von der schönen Welt genießen. Ja, genießen wollen wir unser Dasein!"

Das Mädchen drückte bei diesen Worten glückstrahlend seine Hand, und auch über Margots Antlitz flogen in der Erwartung der kommenden Dinge sanfte Farben der Freude.

Als sie wieder über die Landstraße dahinflogen, bat Luisella wieder um die Zügel, und Alexander kam bereitwillig ihrem Wunsche nach. „Halte den Rotfuchs ein wenig kurz, Luisella!“ bat er. „Nun, da es nach Hause geht, ist er unruhig wie immer. Vorgestern konnte ich ihn kaum bändigen. So, so ist's gut.“ Und lustig trabten die Tiere dahin.

Als sie etwa noch eine halbe Stunde bis Berghöhe zu fahren hatten, gelangten sie an eine Brücke, und Alexander forderte Luisella auf, ihm lieber die Zügel zurückzugeben.

Aber sie lachte und schüttelte den Kopf. „Ich werde den Tollkopf schon regieren!“ rief sie, ohne sich umzuschauen, faßte die Leine fester und ließ auch die Tiere langsamer gehen.

In diesem Augenblick kam in rascher Fahrt ein anderes Gefährt die sich jenseit der Brücke ziemlich steil hebende und eine Biegung machende Landstraße herab.

Der Kutscher hatte offenbar die Tiere nicht in voller Gewalt, und Alexander rief rasch und laut: „Bieg rechts ab, Luisella!“

Sie that, wie ihr geheißen. Aber der plötzlich wild gewordene Rotfuchs fügte sich nicht, riß das andere Pferd mit sich, scheute vor dem in rasender Schnelligkeit über die Brücke dahinfliegenden Wagen, und zwar solchergestalt, daß der Schlitten an den Rand des Geländers geriet. Er hob, trotzdem Luisella mit übermenschlicher Kraft anzog, die Vorderbeine, geriet dabei zwischen die Balken der Umzäunung und schleifte den Schlitten derart mit sich, daß die Deichsel ebenfalls zwischen das Geländer geriet.

Nun stieß das Tier mit dem Oberkörper und dem Hals wie besinnungslos gegen das Holzwerk, brachte auch das andere, von dem starken Anprall verletzte Pferd in die furchtbarste Unruhe und bewirkte, daß Luisella aus dem Schlitten geschleudert wurde, Margot vor Entsetzen laut aufschrie und Alexander nur mit Lebensgefahr vom Bock springen konnte.

Und drunten rauschte zwischen dem Eise die Flut mit ihrem mitleidlosen Grau. Krähen schrien, ein plötzlich aufkommender Wind fegte über die Brücke, die Pferde stampften wie besessen, Margot wurde ohnmächtig und Luisella lag wie eine Leblose da.

Unter unsagbaren Schwierigkeiten gelang es Alexander, zunächst seine Schwester aus dem Schlitten zu heben, den Grauschimmel auszuspannen, den Rotfuchs einigermaßen durch Zureden zu beruhigen, und nachdem er die Stränge durchschnitten, das Tier aus der verzweifelten Lage zu befreien.

Kaum aber stand es auf festen Füßen, so jagte es auf der Brücke hin und her, brachte die Frauen in neue, furchtbare Lebensgefahr und stürmte endlich mit dem abgeschnittenen Geschirr in der Richtung nach Berghöhe davon.

Voll Entsetzen und Angst wandte sich Alexander zu seiner Braut. Aber sie lag mit geschlossenen Augen und geöffnetem Munde da, und unter dem Haar rieselte rotes Blut hervor.

* * *

Fast acht Tage waren vergangen. Über dem Herrenhause lag ruhelose Stille. Selbst der Rauch, der aus den beiden Schornsteinen des Hauses mit seinen weißen Wänden und dem Dach mit seinen blauen Ziegeln hervordrang, schien langsam und zögernd in den winterklaren Tag emporzusteigen. Die Wege im Park lagen verlassen, die Hausthür war fest verschlossen, im Inneren gingen die Bewohner auf den Zehen. Ein Mann, der Arzt, nickte mit ernster Miene auf die an ihn gerichteten Fragen und reichte Frau von Schulenburg stumm die Hand.

Es gab nur Trauer und verstecktes Weinen in den vordem so heiteren Räumen, denn zwei Menschen lagen schwer krank danieder.

Als endlich Alexander, den ein heftiges Fieber nach dem furchtbaren Zwischenfalle erfaßt, wieder aufstehen und Luisella zum erstenmal wiedersehen konnte, erschrak er

heftig, so heftig, daß das Blut ihm vom Herzen wich.

Sie lachte laut und — erkannte ihn nicht! Auf einem Sofa in dem stillen Raume gebettet, spielte sie mit einem Bande und betrachtete es liebkosend. Ab und zu murmelte sie unverständliche Sätze oder sie erzählte lange, wirre Geschichten und sah Alexander, als er sich nun langsam näherte und, von Schmerz übermannt, ihre Hand ergriff, mit müden, kranken und geistesverwirrten Augen an. Er kniete neben dem Lager nieder und rief zärtlich ihren Namen.

„Luisella! Geliebte! Kennst du mich nicht? Sprich! Sag ein einziges Wort, Luisella! Luisella!“

Sie nickte und ergriff das fallengelassene Spielzeug, wand es um ihren Hals, tändelte damit, schürzte einen Knoten, löste ihn langsam wieder auf, wiederholte dasselbe noch einmal, und während er stumm und wie vernichtet alles geschehen ließ, richtete sie sich plötzlich empor, zog blitzschnell die Schnur fester, sah ihn mit durchbohrenden Blicken an und weidete sich an seiner Angst und Abwehr.

Zuletzt brach sie in ihr grausig unheimliches Lachen aus, und nur mit größter Mühe vermochte sich Alexander ihrer zu entwinden. Nun rief er nach der Wärterin und ging wie gebrochen aus dem Zimmer.

„Sag, sag, teurer Henry,“ fragte Alexander den Freund, „was hältst du von Luisella? Glaubst du, daß sie noch wieder genesen kann? O, gieb mir Hoffnung, wenn du sie geben kannst. Aber verschweige mir auch nichts, wenn das Schicksal gegen mich entschieden hat!“

„Möglich ist alles in der Welt!“ erwiderte der Freund traurig. „Wenn du aber meine Ansicht wissen willst — du bist ein Mann, Alexander, und wirst meine Gründe verstehen —, ich hoffe nichts mehr!“

Nichts mehr! — Ein furchtbares, entsetzliches Wort!

So sollte denn ein so herrlicher Geist in einer so schönen Hülle dahingehen. Das unerwartet dem Manne zugefallene Glück nahm seine Rache. Geld und Güter, Wohlleben und Ansehen machten es nicht aus! Das Glück saß wie ein kleines Heimchen und wisperte mit dünner Stimme; wenn man es zu fassen glaubte, war's fort, und oft ließ es nicht einmal seine Stimme — die Hoffnung — wieder ertönen.

* * *

An einem herrlichen Frühjahrsvormittage wanderte ein junger Mann, der seinem florumwundenen Hute und der ernsten Miene nach von etwas Schwerem betroffen sein mußte, über den sogenannten Düsternbrocker Weg bei Kiel. Hin und wieder unterbrach er sein schwermütiges Sinnen, richtete das Haupt empor und schaute auf den vom Sonnenlicht übergossenen Hafen mit seinem blauen Wasser, seinen stolzen Kriegsschiffen und Fahrzeugen und den jenseitigen vielbelebten Ufern.

Nur selten vermochte das Auge vom Wege aus einen Blick auf die ungewöhnlich schöne Landschaft zu gewinnen, da diesseits jedes Fleckchen am Strandwege von einer Villa oder einem größeren Gebäude besetzt war. Erst am Ausgange des Gehölzes, unmittelbar vor der Stadt, fand sich eine für den Blick freiere Aussicht.

Nachdem er diese genossen, beschritt er die dichtbeschattete Allee, nahm auf einer Bank Platz und schaute, um sich spähend, zur Rechten und Linken, als ob er jemanden erwarte. Als sein Auge umsonst suchte, lehnte er sich zurück, starrte vor sich hin und ergab sich so sehr seinen ihn der Wirklichkeit entrückenden schmerzlichen Träumereien, daß er erst erweckt wurde, als ein junger Mann, der eilig herbeigeschritten kam, sanft seine Schultern berührte.

„Alexander!“ sprach er leise, und jener erhob halb erschreckt, halb freudig den Blick.

„Ah! Du, mein teurer Henry! Endlich! Nun? Alles geordnet — alles?“

Der Sprechende hielt inne und senkte

tiefbewegt das Haupt. Aus Alexander von Schulenburgs Augen aber brach es unaufhaltsam hervor. Immer von neuem strömten die Thränen nach, verschleierten den Blick und hemmten sogar des Tiefaufschluchzenden Sprache.

Furchtbares hatte er erfahren. Seine Braut Luisella Cornelius war nicht mehr unter den Lebenden, Margots Prophezeiung hatte sich erfüllt. Trotz aller Liebe und Sorgfalt war sie ihrer Krankheit erlegen.

Nichts hatte auch in der Folge Alexander unversucht gelassen, seine Braut aufzurichten. Er hockte neben ihr nieder, suchte sie zu trösten, flehte, forderte, bat, weinte in seinem ungeheuren Schmerz. Vergeblich! Menschliche Hilfe gab's nicht mehr, und Henry riet, endlich die arme Kranke in eine Anstalt zu bringen. Alexander geleitete sie selbst nach Hornheim bei Kiel.

Viele Monate waren dahingegangen. Vielleicht wäre Luisella wieder zum rechten Bewußtsein gelangt, wenn sie in ihren wenigen lichten Augenblicken der Gedanke nicht gemartert hätte, welche ungeheure Schuld sie auf sich geladen! Aber diese beunruhigte, ängstigte und marterte sie solchergestalt, daß sie immer mehr an Widerstandskraft einbüßte.

So nahm denn die Krankheit einen stets ernsteren Charakter an; es trat zuletzt Tobsucht ein, und in einem dieser furchtbaren Anfälle hauchte Luisella Cornelius — eine Erlösung für das arme, gemarterte Geschöpf — ihr Leben aus.

Als ein seltener Freund bewährte sich Henry während dieser ganzen Zeit. Er tröstete auch Frau von Schulenburg, die sich einen Teil der Schuld an all dem Unglück zumaß und deren seelische Unruhe sich bei Luisellas Tode so sehr steigerte, daß ihre Umgebung für ihre eigene Gesundheit fürchtete.

„Nicht Sie," beruhigte sie Henry, „trifft irgend eine Schuld, sondern die Verhältnisse griffen ein. Das Schicksal zerstörte unsere menschlichen Pläne."

Um Alexander zu zerstreuen, verschob er seine Hochzeit mit Margot und ging mit ihm und seiner Braut acht Monate auf Reisen. Während dieser Zeit gelang es ihm, den Freund einigermaßen zu sich selbst zurückzuführen und allmählich wieder Freude am Leben gewinnen zu lassen. Sie waren in Dänemark, Norwegen und Schweden, gingen von dort nach England und Frankreich, und kehrten über Pest und Wien nach Herrenhof zurück.

Unter den zahllosen Beileidsbezeigungen hatte Alexander vor allem ein Brief von Thora aus Granitzhof tief bewegt. Sie schrieb:

„Mein lieber Alexander!

Ich habe heute und gestern viel geweint und war so traurig, daß ich mich nicht ans Schreiben wagte. Du aber brauchst Trost und Aufmunterung!

Könnte ich bei dir sein und dir an den Tag legen, wie sehr ich mit dir fühle! Sicherlich — ich würde nicht sprechen, nicht deine Gedanken stören — aber es würde dich besänftigen, daß ein Mensch um dich ist, der alles mitempfindet, als sei's ihm selbst begegnet, der dir so zugethan ist, daß er freudig und ohne Zaudern sein Leben hingegeben haben würde, wenn er euch dadurch hätte glücklich machen können.

Du wirst auch meinen Brief richtig verstehen; du bist ja mein Bruder! Immer sah ich dich als einen solchen an und vertraute dir, wie ich dem lieben Gott vertraue. Und wäre es nicht unnatürlich, wenn ich nicht käme und dir zuriefe: Sieh, hier ist ein Mensch, der dich trösten will, deine Gedanken von dem Unabänderlichen auf eine bessere Zukunft richten!

Kannst du mich gebrauchen, sage es! Nichts — kein Opfer ist mir zu groß für dich. Meine Gedanken sind bei dir jede Stunde und jede Minute, und wenn ich mich abends schlafen lege — schilt mich nicht kindisch, Alexander —, richte ich mein Auge empor und bete, daß der große, gütige Geist dich wieder glücklich machen möge.

Nur wenn ich ihm meine Herzenssorge

hoffnungsvoll anvertraue, vermag ich die Augen zu schließen. Ja, ich hoffe auf Gott und ich weiß, er wird alles wohl machen!

Lebe wohl, mein lieber Alexander! Und sei nicht böse, daß dich lieb hat
deine Schwester Thora."

* * *

Acht Wochen nach der Rückkehr von der Reise waren vergangen. Henry hatte nunmehr den Tag seiner Hochzeit mit Margot festgesetzt. Fast die ganze Stadt Berghöhe nahm Anteil und rüstete sich, um dem in der Achtung seiner Mitbürger so hoch stehenden Manne die Teilnahme an seinem Glücke an den Tag zu legen.

Ein schöneres, glücklicheres Paar konnte man in der That nicht sehen, und nur eines trübte den Sinn der Bewohner von Herrenhof: Alexander konnte noch immer den Schmerz nicht überwinden, und sein ernstes, oft niedergeschlagenes Wesen bekümmerte namentlich seine Mutter von Tag zu Tag mehr.

„Streiche die Falten von deiner Stirn, Alexander!" bat Frau von Schulenburg am Tage vor dem Hochzeitsfest. „Vergiß das Unabänderliche und richte deine Gedanken wieder auf die dich umgebenden Dinge. Und darf ich dir noch ein Wort mehr sagen? Suche dir einen Ersatz für das, was du verloren hast! Sag," schloß sie zögernd, „denkst du gar nicht der kleinen Thora mehr und freust du dich nicht, daß sie und die Granitzer zum Besuche kommen?"

„Muß ich denn durchaus heiraten, Mutter?" entgegnete Alexander abweisend. „Sieh! es giebt Dinge, die nie ersetzt werden können, weil die Vernunft nicht allein die Vorzüge des verlorenen Gegenstandes wägt, sondern weil das Herz seine laute Stimme erhebt. Es weiß keine Gründe anzuführen und wird doch von tausenden geleitet. Und wenn Lessing sagt: das Gedächtnis sei noch einmal so stark, wenn ihm das Herz nachhelfe, so trifft das nur zu gut bei mir zu. All mein Denken geht immer wieder zu Luisella. Es ist dem Menschen naturgemäß das am wertvollsten, was er sich am schwersten erringen mußte. Erinnere dich, Mutter, wie ich gekämpft, mir mein Glück zu erobern bemüht war. Nichts war mir zu schwer; ich darf es sagen. Unermüdlich, nur von meinen Gedanken geleitet, war ich um sie. Ich verleugnete sogar mein Inneres, war oft aus Liebe hart und strenge, aber ich tröstete und ermunterte sie auch und sah, wie sich allmählich ihr Selbstvertrauen und damit ihr bedrücktes Gemüt wieder hob. Und während dieser Zeit lernte ich erst so recht eigentlich ihr unerschöpflich reiches Herz und alle ihre liebenswürdigen und großen Eigenschaften kennen — und mußte sie doch verlieren! Weshalb soll ich heiraten? Um Ersatz für mein Herz zu finden? Habe ich nicht alles bei euch? Margot ist glücklich, Henry mir so nahe gerückt, wie es unter Menschen möglich, die Arbeit macht mir wieder Freude; mit meinen Mitteln auch ferner anderen zu helfen, Gutes zu thun, dem Gemeinwohl meine Kräfte zu widmen, bin ich entschlossen! Was brauche ich mehr, um mein Inneres auszufüllen? Ein Plätzchen wird doch nie wieder besetzt werden. Und dann: ich könnte vielleicht noch einmal meine Arme ausstrecken und sie am Ende noch einmal wieder leer finden. Nein, nein! Der Himmel hat's nicht gewollt und ich will mich bescheiden."

Frau von Schulenburg gab nicht gleich eine Antwort. Dann aber sagte sie:

„Ich weiß, daß Thora dich liebt, so liebt, daß aus einem heiteren Kinde ein ernstes Mädchen geworden ist. Sie kommt, sie wird dich wiedersehen, und was die Zeit besänftigt hat, wird von neuem emporglimmen. Und du warst ihr doch auch immer gut. Mehr als das: wäre Luisella dir nicht auf deinem Lebenswege begegnet, würde Thora sicher lange deine Frau sein. Ihr gehört auch zusammen. Thora wird dich glücklich machen! — Ich bin krank, Alexander," fuhr Frau von Schulenburg weich fort, trat Alexander näher und berührte ihn sanft, „wenn ich

dich nicht glücklich weiß. Du sagst, du bist es in deiner Weise. Aber mein Mutterauge sieht schärfer. Jeden Tag sinne ich, wie ich dich deiner Schwermut entreißen kann, und da ich nun doch ein Mittel sehe, das alles heilen wird — mir ahnt es, mein Gefühl sagt es mir, daß du an Thoras Seite vergessen und dich ganz glücklich fühlen wirst —, so möchte ich dich überreden, daß du nicht zögerst. Ich bitte dich, prüfe deine Cousine. Sie besitzt alle die Eigenschaften, durch welche sich eine Ehe glücklich zu gestalten pflegt: Reinheit, Sanftmut, Pflichttreue und eine Hingebung, die der Schöpfer nur außergewöhnlichen Menschen ins Herz legt. Ich bitte dich, beschäftige dich mit ihr, wenn sie kommt. Geh nicht teilnahmslos an ihr vorüber, und wenn du fühlst, daß dein Herz sich regt, dann zaudere nicht, mein teurer Alexander, mach sie zu deinem Eigentum!"

Alexander hatte sich bei seiner Mutter Rede abgewendet und auf die einsame Straße geschaut. „Ihr Frauen bleibt euch doch in einem Punkte immer gleich!" begann er kopfschüttelnd und in demselben ernsten, abweisenden Ton. „Ich bitte dich, Mutter, laß mich meine Wege gehen und dringe nicht ferner in mich. Berühren wir das Thema gar nicht wieder. Es ist meine Bitte, ja mein entschiedener Wunsch."

Als Alexander nach dieser Unterredung aus dem Zimmer schritt, huschte Margot eilig an ihm vorüber. Sie sah so schön aus in ihrem Glück, war gleichsam so verklärt, daß Alexander sie überrascht festhielt und auf Wangen und Stirn küßte. Aber ehe er zu Worte kam, rief sie teilnehmend:

„Du bist so ernst, Alexander! Ich seh's an deinen Augen. Ah, wie mich das traurig macht! Nun wird der morgige Tag nicht so vollkommen für mich sein. Und doch, und doch!" schloß sie lebhaft, „weißt du, was mir diese Nacht träumte?"

Alexander zwang sich zu einem freundlichen und sorglosen Lächeln und drohte mit dem Finger: „Träume haben und Träume auslegen, verbietet Herr Dr. Henry aufs strengste. Hast du denn ganz vergessen, Margot? Den Tag vor der Hochzeit verfällst du wieder in den alten Fehler? Kind! Kind! Wie soll das werden?"

Margots Wangen überflog ein verlegenes Rot. Sie zauderte, zu sprechen. Dann aber flüsterte sie, sich zu ihm drängend:

„Sag es Henry nicht. Er soll nicht schelten, ich will ihn nicht betrüben, Alexander! Aber mir träumte, du und Thora wäret ein Paar! Und ich wette — nein, ich weiß es: ihr werdet's auch!"

Nach diesen Worten huschte sie eilig davon.

*　*
*

Vor dem Herrenhof hielt früher, als man erwartet, ein Wagen, der die Granitzhofer vom Bahnhof gebracht hatte. Onkel Johann, Frau von Schulenburg mit ihrem Stock, Gustav und Margot stiegen aus.

„Und wo ist denn die kleine Thora?" fragte der Oberst, und seine Frau fragte auch und Alexander nicht minder, aber nur mit Auge und Mienen, da er durch Worte eine starke Enttäuschung und durch sie etwas anderes, wogegen er sich selbst auflehnte, zu verraten fürchtete.

„Sie wollte zu Fuß gehen. Im Wagen sei doch kein rechter Platz. Sie kommt hinten durch den Park," erwiderte Margot, alle und auch Alexander umarmend; und dann traten die Gäste ins Haus.

Diese Absonderung Thoras gefiel Alexander außerordentlich, ja, sie erfüllte seine Gedanken so sehr, daß er, die Pflichten des Hausherrn vorschützend, erklärte, er werde ihr entgegengehen.

„Nehmt nur am Frühstückstische Platz. Gleich bin ich wieder bei euch!"

Damit ging er.

Seine Cousine Margot lächelte und schob die Unterlippe ihres hübschen Mundes zurück. Herr Gustav guckte drein wie immer, aber Margots Augen und die ihrer Mutter trafen sich und redeten eine eigentümliche Sprache.

Rasch und mit deutlicher Ungeduld eilte Alexander durch den Garten über die

Parkwege. Ohne sich über das Weshalb Rechenschaft geben zu können, wünschte er, Thora noch am Saume der Wiese zu begegnen. Er liebte gerade dieses Stück Erde, und sie dort zum erstenmal wiederzusehen, erfüllte ihn mit einem unbestimmt freudigen Gefühl.

Als er die kleine weiße Staketpforte öffnete und in die von Sommerluft gebadete Ferne schaute, vermochte er sie nicht zu erblicken.

Enttäuscht wandte er das Auge zur Rechten. Aber dann ein Glücksschrei — ein Schrei, der weit und laut über die Wiese erklang und den die goldene Luft weitertrug. In hinreißender Lieblichkeit stand sie vor ihm unter den Zweigen der Kastanienbäume, zauderte für Sekunden und flog dann, ihrer Gefühle nicht mächtig, an seine Brust. Und Töne drangen aus ihrem Munde, die keine Feder zu beschreiben vermag, jene Töne überquellenden Gefühls, die eine tausendfältige Sprache reden, jene, durch die nur allein das Herz spricht. Er ging auch nicht neben ihr durch den Park wie jemand, der einen Gast froh bewillkommt hat, er hatte seinen Arm um ihre Schultern gelegt, neigte sich herab und sprach leise — leiser — fragend und — er wußte selbst nicht, wie ihm war — ungeduldig ihrer Antwort harrend. Und sie sah nicht die großen, alten, ernsthaften Bäume, nicht das schimmernde Grün, nicht den prangenden Rasen, nicht die Licht- und Sonnenfülle, die durch die Zweige irrte, hörte nicht das leise und laute Zwitschern der Vögel, der Meise Schwatzen und des Rotkehlchens Ruf. Blutwellen gingen über das liebliche Angesicht, und silberne Punkte verklärten die tiefen blauen Augen. Und nur in einem Neigen des Hauptes, dem stummen Nein und Ja, nur in einem raschen, verlegenen, aber unbeschreiblichen Aufblick oder tiefen Senken der Augen, nur in dem bedrängten Atemholen oder leisem Anstoßen, in Lauten, durch die tiefe Empfindung nach Ausdruck drängt, bestand ihre Antwort auf alle seine Fragen.

„Nun, Thora?" drängte halb selig, halb zweifelnd der Mann und griff nach ihrer Hand. „Nun, meine kleine Thora? Hast du gar kein Wort für mich?"

Und da gab sie ihm endlich deutlicher Antwort; freilich immer noch löste sich die Zunge nicht: aber er fühlte den heftigen Gegendruck an seiner Hand, und noch einmal schlug sie das Auge zu ihm mit einem Ausdruck empor, als wolle sie ihm alle Himmel auf einmal eröffnen.

Alexander holte tief Atem. Wunderbare Glücksschauer zogen durch seine Seele, und am liebsten hätte er sie schon jetzt an sich gerissen und ihr alles gesagt, was in seinem Herzen ruhte. Nun wußte er, daß das holde Geschöpf, das neben ihm herschritt und vergeblich nach Worten suchte, ihn noch immer liebe, und nun wußte er, daß Margots Träume Wirklichkeit seien, daß auch er Thora nicht mehr lassen konnte und zu seinem Eigentum machen wollte fürs ganze Leben.





Fedor Dostojewski.

Von

August Scholz.

Neben dem Grafen Leo Tolstoi hat kaum ein zweiter russischer Schriftsteller der neueren Zeit seinen Landsleuten so viel zu denken gegeben wie Fedor Michailowitsch Dostojewski. Während Turgenjew als klassischer Vertreter der liberalen Ideen, welche Rußland in den fünfziger Jahren bewegten, eine bestimmt ausgeprägte Stellung in der Litteratur seines Landes einnimmt und Nekrassow, Gontscharow, Schtschedrin nebst einigen anderen talentvollen Schriftstellern derselben Richtung sich gleichsam als Sterne zweiter Größe um Turgenjew gruppieren, sind Tolstoi und Dostojewski mit ihrer dichterischen Individualität über den Rahmen des politischen und socialen Liberalismus weit hinausgewachsen und haben sich zu einer geistigen Selbständigkeit emporgehoben, die ihnen in ihrer Gesamterscheinung einen entschiedenen Vorrang vor den obengenannten Schriftstellern sichert. In den Dichtungen der letzteren herrscht fast ausschließlich das negative, auflösende Element vor: sie sind die russischen Voltaires, die mit dem Schutt des heimischen Barbarismus aufräumen, um für neue Ideen und Schöpfungen Raum zu schaffen — wobei sie es wohlweislich anderen überlassen, diesen Neuschöpfungen Gestalt und Wesen zu verleihen. Anders Tolstoi und Dostojewski: sie bekunden beide eine ausgesprochene Neigung zum Positiven, einen Rousseauschen Umschaffungsdrang, welcher sie über die rein künstlerischen Ziele der darstellenden Dichtkunst und die einseitig zersetzende Tendenz hinaus in das Gebiet des moralphilosophischen Denkens und socialen Reformierens führt. Turgenjew bleibt mit seinen Ideen überall in jenem unsicheren Skepticismus stecken, der sich die Beantwortung der sogenannten letzten Fragen des menschlichen Lebens bequem erspart und an Stelle der Antwort eine geistreiche Antithese oder einen bedeutungsvollen, mystischen Gedankenstrich setzt. Auch Tolstoi ist bis in die neuere Zeit, welche seine Lehre von der Nichtbekämpfung des Übels gezeitigt hat, der bloße Skeptiker gewesen, obwohl sich in seinen Schriften von Anfang an das deutliche Bemühen zeigt, im Chaos der Gedanken und Strebungen einen moralischen Krystallisationspunkt zu gewinnen. Anders Dostojewski, der im übrigen mit Tolstoi manche Ähnlichkeit aufweist und unbewußt mit ihm in enger geistiger Fühlung steht: sein litterarisches Wirken trägt von Anfang an den deutlich ausgeprägten Stempel eines bestimmten ethischen Princips, das aufs innigste mit der Individualität dieses eigenartigen Schriftstellers verwachsen ist und in dem einfachen, großen Gebot der Selbstentäußerung und Nächstenliebe seinen Ausdruck findet.

Dostojewski ist in der That eine der interessantesten Erscheinungen in der neueren Litteratur. Hinsichtlich der Darstel-

lung ist er, wie alle bedeutenderen russischen Schriftsteller, „Realist“, um einmal dieses viel mißbrauchte Wort in Anwendung zu bringen; in seiner packenden, wirklichkeitsgetreuen Schilderungskraft findet er nur unter den besten Realisten aller Zeiten seinesgleichen. Mit dieser Rubrizierung ist seine litterarische Physiognomie freilich noch lange nicht gekennzeichnet. Die Russen, für die der künstlerische Maßstab bei Beurteilung eines Schriftstellers gewöhnlich erst in zweiter Linie in Betracht kommt, sehen in Dostojewski vor allem den Sociologen und Ethiker, während in Deutschland, Frankreich und England der große Psychologe in ihm besonders geschätzt wird. Beide Auffassungen ergänzen einander, wenn sie auch von der außerordentlichen Vielseitigkeit dieses originellen Geistes noch keine erschöpfende Vorstellung geben. Hat unter der Überhastung, welche infolge äußerer Verhältnisse an einzelnen Erzeugnissen Dostojewskis bemerkbar wird, die äußere Form gelitten, gerät die Schilderung stellenweise allzu sehr in die Breite, so reißt doch immer die große, erhabene Idee den Leser über diese Schwächen hinweg fort, und er fühlt Saiten in sich erzittern, die das formvollendete, nur auf den ästhetischen Sinn berechnete Kunstwerk nicht zu erregen vermag, wenn es sonst dem menschlichen Herzen nicht gerecht wird. Diese Idee, so einfach sie ist, bildet die unversiegliche Quelle seiner schöpferischen Kraft. Sie durchzieht seine Werke vom ersten bis zum letzten wie ein verbindender Faden und scheint sein Lebensschicksal ganz ebenso zu beherrschen wie sein litterarisches Schaffen. Eine glänzende Carriere steht dem zwanzigjährigen Genielieutenant offen, weder Mittel noch Empfehlungen fehlen ihm, um es zu den höchsten Ehren zu bringen; aber es treibt ihn fort aus den aristokratischen Salons und von den Gelagen der Kameraden, er geht unter die Elenden und Bedrückten, um sich mit eigenen Augen von ihren Leiden zu überzeugen und in den „Armen Leuten“ ihre Geschichte zu erzählen. Die Beteiligung an einigen Zusammenkünften schwärmerischer Jünglinge, die sich für die Ideen Fouriers begeistern und über die Verschwörung der Dekabristen diskutieren, führt dazu, daß er zum Tode verurteilt und schließlich zu zehnjähriger Deportation nach Sibirien begnadigt wird. Ein halbes Jahrzehnt lebt er hier unter Mördern und Dieben, bei schwerer Zwangsarbeit, im Sträflingskittel, losgelöst von allen Lebensbedingungen, die der moderne Kulturmensch als unerläßlich für seine Existenz erachtet. Weitere fünf Jahre verbringt er als gemeiner Soldat in einer einsamen sibirischen Garnison, bis er endlich, nachdem er wieder den Rang eines Fähnrichs erreicht, begnadigt wird und nach Rußland zurückkehren darf. Wie ein lange zurückgestauter Strom, der plötzlich wieder freien Lauf erhält, ergießt sich nun mit verstärkter Kraft seine dichterische Produktion nach der zehnjährigen Zwangspause, und nichts von Vorwurf, Haß oder Erbitterung ist in seiner edlen Seele zurückgeblieben, in der das heilige Feuer der Menschenliebe noch reiner und heller aufflammt denn zuvor. Es ist zugleich rührend und erschütternd, zu sehen, wie er, dem die Verbannung den ökonomischen Ruin gebracht hat, der als unheilbarer Epileptiker aus Sibirien zurückgekehrt ist, sogleich wieder eintritt für die „Erniedrigten und Beleidigten“, für die Stiefkinder der Natur und der menschlichen Gesellschaft, deren warmer Fürsprecher er von jeher gewesen. Während die Grandseigneurs der russischen Litteratur, die Turgenjew, Tolstoi, Gontscharow sich in der behaglichen Ruhe ihrer vornehmen Existenz mit der Aufstellung und Lösung von allerhand „Problemen“ abmühen und der Schwarm der kleineren Geister einstimmig in den Ruf ausbricht, daß in Rußland alles morsch und schlecht sei, sitzt Dostojewski, der sich obendrein aus Sibirien eine vermögenslose, schwindsüchtige Frau und einen halberwachsenen Stiefsohn mitgebracht hat, beim Scheine der Nachtlampe in seinem bescheidenen Stübchen und schreibt „mit der Feder Dantes“, wie

Turgenjew sich ausdrückt, die „Memoiren des toten Hauses", ein Buch von furchtbarer Schönheit und erschütternder Gewalt, das die Schrecken des sibirischen Zwangshauses mit den wärmenden Strahlen der Dichtkunst zu verklären weiß und selbst im verworfenen Mörder den edleren Menschen erkennen lehrt. In der schwierigsten Lage, unter kaum glaublichen Entbehrungen, verfolgt von den düsteren Eindrücken, welche der Tod seines ältesten, von ihm innig geliebten Bruders und seiner ersten Gattin in ihm hervorbringen, schreibt er ein Meisterwerk wie „Raskolnikow", das seinen schriftstellerischen Ruf für immer befestigt. Endlich findet er in einer zweiten Ehe ein ruhiges, bescheidenes Glück, das für sein dichterisches Schaffen von günstigstem Einfluß ist. Mit jedem folgenden Werke befestigt sich nun seine litterarische Stellung, vom „Idioten" geht es in aufsteigender Kurve zu den „Besessenen" und über den „Gelbschnabel" zu den „Brüdern Karamasow", die in großartigem Stile als eine umfassende Analyse der russischen Volksseele mit allen ihren Schatten- und Lichtseiten gedacht waren, aber leider unvollendet geblieben sind. Daneben schreitet, außer einer Anzahl kleinerer Dichtungen, eine ansehnliche Reihe publicistischer Essays einher, in denen Dostojewski die verschiedensten Fragen der Litteratur, der Moral und des öffentlichen Lebens behandelt und einen höchst bemerkenswerten Kommentar zu dem geistigen Leben unserer östlichen Nachbarn liefert. Mitten im vollkräftigen Schaffen rafft der Tod den rastlosen, erst sechzigjährigen Denker plötzlich hinweg, während seine berühmte Puschkinrede vom 20. Juni 1880 mit ihrem Mahnruf: „Demütige dich, stolzer Mensch!" noch in allen russischen Herzen wiederhallt. Dostojewski ist tot! — diese Trauerbotschaft erschütterte ganz Rußland, und namentlich die russische Jugend empfand es tief schmerzlich, daß der eine Mann gestorben war, der ihr an Stelle des unfruchtbaren Nihilismus eine positive, Herz und Geist erhebende Lehre zu geben bemüht war.

Diesen flüchtigen Umriß der Erscheinung Dostojewskis — den die biographischen Daten am Schlusse der Arbeit ergänzen — in den Details auszuführen, ist eine Aufgabe, die über die Grenzen dieser Skizze weit hinausreicht. Ein reformatorisches Genie, das auf das geistige Leben seines Volkes einen so tiefen Einfluß gewonnen, kann dem Verständnis eines nichtrussischen Publikums nicht mit einigen Schlagwörtern und Vergleichen oder mit der Inhaltsangabe einiger Romane nahegebracht werden. Nur im Zusammenhange mit der gesamten russischen Entwickelung der letzten Jahrzehnte ist eine Erscheinung von der Art Dostojewskis zu verstehen, wie man es denn in Rußland selbst noch nicht gewagt hat, das letzte Wort über ihn zu sprechen. „Wenn in Dostojewskis Idee," sagt der Kasaner Professor Bulitsch, der eher zu Dostojewskis Gegnern als zu seinen Anhängern zu zählen ist, „thatsächlich die Antwort auf alle die quälenden Fragen enthalten ist, welche gegenwärtig unsere Gesellschaft so leidenschaftlich bewegen, so ist es begreiflich, daß ein bestimmtes Urteil über seine litterarische Thätigkeit erst in der Zukunft möglich sein wird, wenn der Streit der Parteien verstummt ist, wenn der Gang unserer gesellschaftlichen Entwickelung und die Geschichte selbst zeigen wird, in welchem Grade die heutigen Anhänger und Gegner Dostojewskis recht haben." Aber nicht bloß als rein nationale Erscheinung verdient Dostojewski unsere Aufmerksamkeit. Was er über den Gegensatz zwischen dem Westen und dem Osten Europas sagt, ist von tiefer Bedeutung und jedenfalls bei weitem bemerkenswerter als all die grundlosen Phantasien und Träumereien russischer Ideologen, durch deren Wortschwall sich unsere öffentliche Meinung so leicht beeinflussen läßt. Dostojewski ist kein Bewunderer unserer Civilisation, aber ebenso offen ist er gegen seine eigene Nation, die er mit allen Mitteln seiner Überredungskunst von ihrem Größenwahn abzubringen und zur „Reform am eigenen Leibe" zu bewegen sucht.

Der socialpolitische Grundgedanke Dostojewskis hängt aufs engste zusammen mit seiner sittlichen „Idee“, die ihrerseits ganz in dem ethischen Element der Lehre Christi wurzelt. „Das Ich bekämpfen und den Nächsten lieben“ — das ist die ebenso einfache wie große Forderung, deren Erfüllung er als Grundbedingung für jede wirkliche Veredlung der menschlichen Beziehungen betrachtet. Wo auch immer diese Forderung in den modernen Humanitätsbestrebungen Ausdruck gefunden hat, nirgends ist sie mit solchem Nachdruck, mit solcher rigorosen Konsequenz ausgesprochen und immer wieder betont worden wie in den Werken Dostojewskis. Er läßt keine andere Deutung zu, begnügt sich mit keinem noch so annehmbaren Surrogat — er fordert die Menschenliebe schlechtweg, die Liebe von Mensch zu Mensch — jene Liebe Christi, die den eigenen Interessen um der Interessen des Nächsten willen entsagt. Die Reform am Individuum hält er für die einzig notwendige und erstrebenswerte; alle anderen Reformen, mag ihre Bedeutung in gesellschaftlicher oder politischer Hinsicht noch so weittragend erscheinen, sind in seinen Augen nichtig und hinfällig im Vergleich zu dieser einen Reform an dem einzelnen Menschen, der „socialen Monade“. Ein neuer Aggregatzustand der Gesellschaft ist nach seiner Ansicht nicht möglich ohne eine Umwandlung der gesellschaftlichen Atome, diese Umwandlung aber kann er sich nur als eine auf eigener Entschließung beruhende Einschränkung der Einzelwillkür, als freiwilligen Verzicht auf die äußerliche Entfaltung der Individualität, als eine Art Verinnerlichung des Einzelmenschen vorstellen. Mit Schopenhauer nimmt er im Menschen neben dem egoistischen Grundtrieb einen angeborenen sympathischen Sinn an, aber er geht über die Grenzen des ethischen Denkens hinaus, er wird zum Sittenlehrer, zum „Rufenden in der Wüste“, indem er dem Egoismus in jeder Form den Krieg erklärt, aus dem sympathischen Triebe die Forderung der Liebe ableitet und die Liebe zum Gebot erhebt. Er stellt sich damit den sittlichen Vorstellungen der heutigen Gesellschaft — in ihren oberen wie in ihren unteren Schichten — schroff entgegen. In gleicher Weise verwirft er die auf der Lustethik Spinozas beruhende, in jüngster Zeit durch den falsch verstandenen Darwinismus neu gekräftigte Genußmoral der oberen Zehntausend, wie jene Moral des Hasses und der Vernichtung, welche der sociale Radikalismus den Massen predigt — jene Moral, welche ruft: „Teile mit mir!“ und nicht, wie Dostojewski es verlangt: „Komm, ich will mit dir teilen!“ Dostojewski verkennt die tierische Natur des Menschen mit ihren Trieben und Leidenschaften nicht; aber er bestreitet, daß aus ihr ein wirkliches, positives Glück erwachsen könne — ein Glück, welches das Leben lebenswert macht. Weit entfernt jedoch, das Leben deshalb zu verdammen und zum Pessimisten zu werden, sucht und findet er vielmehr ein positives Erdenglück im Inneren des Menschen — ein Glück, dessen Keime, von den wilden Auswüchsen der Leidenschaft und des Irrtums überwuchert, in jeder Menschenbrust wohnen. Es ist das einzige dauerhafte Glück, dieses Glück der Liebe und Aufopferung, des gemeinsamen Tragens und Duldens, Lachens und Weinens, jenes Glück, zu dem der Mensch nichts weiter bedarf als des Menschen. Man hat Dostojewski vorgeworfen, daß er die düstere Lehre von der „Wollust des Schmerzes“ predige, daß er die Empfindungen auf den Kopf stelle und im Leiden an sich die wahre Seligkeit finde. Man nannte ihn einen Säulenheiligen und Asketen, der durch seine düstere Lehre die Menschheit um alle Lebensfreudigkeit bringen und gleichsam in eine Gesellschaft moralischer Mumien umwandeln wolle. Aber seine eigene Lebenshaltung wie seine Schriften widerlegen diese Verdächtigung. In einer nicht umfangreichen, durch Phantasieschwung und Gedankenfülle jedoch hoch hervorragenden Dichtung, dem „Traum eines lächerlichen Menschen“, hat Dostojewski seine ethischen Gesichtspunkte in unzwei-

deutiger Weise zum Ausdruck gebracht. Klar und deutlich hat er dort, im Bilde einer zweiten, irgendwo im fernen Weltenraum existierenden Erde, einen Zustand menschlichen Glückes gezeichnet, der nichts von Entsagung und Selbstgeißelung kennt, aber auch nichts von jener wilden Lust der Leidenschaft, die unsere Zeit beherrscht und die Menschheit unserer Tage so elend macht. „Sie waren frisch und fröhlich wie die Kinder,“ sagt Dostojewski von den Bewohnern seiner zweiten Erde — „sie schweiften in ihren herrlichen Hainen und Wäldern umher, sangen ihre lieblichen Weisen, sättigten sich mit einfacher Nahrung — mit den Früchten ihrer Bäume, dem Honig ihrer Wälder und der Milch ihrer Lieblingstiere. Sie kannten die Liebe, und es wurden ihnen Kinder geboren, doch wußten sie nichts von jenen Ausbrüchen grausamer Wollust, die auf unserer Erde fast jeden beherrscht und eine Hauptquelle der Sünden unserer Menschheit bildet... Sie kannten den Tod, aber sie fürchteten ihn nicht — sie starben sanft, als ob sie einschliefen... Niemals sah man Thränen, niemals Gram und Kummer in ihren Zügen.“ Unter die glücklichen Bewohner jener Welt, die nichts vom Egoismus weiß und die auf demselben beruhende Gesellschaftsordnung unserer Erde nicht kennt, versetzt nun der Dichter auf einmal einen „modernen Petersburger“, einen Träger des Ichgedankens. „Wie eine garstige Trichine,“ erzählt dieser Petersburger, dem der Dichter die Schilderung seiner Idealwelt in den Mund legt — „wie ein ansteckendes Pestatom, das ganzen Völkern Tod und Vernichtung bringt, so habe ich durch mein Erscheinen die glücklichen, schuldlosen Bewohner jener Erde angesteckt. Sie lernten zuerst die Lüge kennen, gewannen sie lieb und erkannten ihre Schönheit. O, die Sache begann vielleicht sehr unschuldig, mit einem Scherz, einer Koketterie, einer verliebten Tändelei, mit einem bloßen ‚Atom‘, wie gesagt, aber eben dieses Atom der Lüge fand den Weg zu ihren Herzen und nistete sich für immer in denselben ein.“ In grandiosen Zügen entwirft nun Dostojewski ein Bild von der Geschichte jener Erdbewohner, wie sie sich unter dem Einflusse des Egoismus gestaltet, wie sie von Verirrung zu Verirrung weiterschreitet und schließlich mit Verzweiflung und Selbstvernichtung endet — ein Bild unserer eigenen, sich in den Bahnen der Ichsucht bewegenden Menschheitsgeschichte.

Nur dieses eine Heilmittel für die unendlichen Leiden der Menschheit kennt Dostojewski: die Liebe und immer wieder die Liebe. Sie ist das Leitmotiv, welches aus allen seinen Dichtungen, von der ersten bis zur letzten, herausklingt. In ihren Dienst hat er voll und ganz sein schriftstellerisches Talent gestellt, das unbedingt zu den Originaltalenten ersten Ranges gezählt werden muß. Aus dieser „Idee“ ergeben sich gleichsam von selbst die Probleme seiner Dichtungen und die Natur seiner Helden. Diese Helden sind nicht künstlich ausgeklügelte Idealgestalten, wie man sie etwa in Rousseaus ethischen Romanen findet, sondern Menschen von Fleisch und Blut, echt realistische Typen, Russen des neunzehnten Jahrhunderts, die den Stempel ihres Volkstums, ihrer Gesellschaft, ihrer stürmisch bewegten Epoche deutlich an der Stirn tragen. Es ist ein reiches Arsenal poetischer Mittel, das Dostojewski bei seiner Schaffensarbeit zu Gebot steht: Phantasie und Pathos, Witz und Satire, lachender Humor und zarte Stimmungsmalerei wechseln in schillerndem Durcheinander in seinen Dichtungen ab und geben ihnen ein eigenartig buntes, unwillkürlich fesselndes Kolorit. Sein gewaltigstes Mittel aber ist die psychologische Analyse, in der er kaum seinesgleichen findet. Fast unheimlich wirkt dieses Anatomisieren der menschlichen Seele, dieses Zerlegen der verwickeltsten psychischen Erscheinungen, dieses beständige Sondieren des unglücklichen, kranken Herzens. Ein Buch wie „Raskolnikow“, „Der Idiot“, „Die Besessenen“ bezwingt auch die stärksten Nerven und läßt im Bilde der handelnden

Personen die eigene Seele wie im Spiegel erscheinen. So denkt, so empfindet, so strebt und will die menschliche Seele — so windet sie sich beständig zwischen Scylla und Charybdis, zwischen Zweifel und Zweifel, Wahrheit und Irrtum, Mögen und Können, Erfolg und Enttäuschung hindurch. Aber nicht Selbstzweck ist Dostojewski dieses beständige Analysieren, dieses Wühlen in der menschlichen Seele: er sucht nur die kranke Stelle, um die Wirkung seines Heilmittels an ihr zu erproben und den siechen, gebrochenen Menschen in ein neues, froheres Leben zu führen, falls das versengende Feuer der Leidenschaft ihm noch Lebenskraft genug gelassen. Dostojewskis Schriften sind in Rußland als wahre Schatzgruben für den Psychiater und Kriminalisten anerkannt. Mit dem originellen Tiefblick des Genies hat er den innigen Zusammenhang zwischen dem Leben der Seele und demjenigen des Körpers klar durchschaut und denselben überall streng berücksichtigt. Die Physiognomie, der Wuchs, das körperliche Befinden des Helden finden sich ebenso berücksichtigt wie die Abstammung, die sociale Lage und andere einflußreiche Umstände. Was Dostojewski schreibt, ist wahres, wirkliches Leben und echte, urwüchsige Leidenschaft — nur treibt er mit der Leidenschaft keinen Götzendienst, verherrlicht nicht den Tod und die Vernichtung, welche sie schafft. Das Wesen der Leidenschaft bleibt für ihn das Leiden, und Leidende — an Leib und Seele Leidende — sind seine Helden.

Es ist für Dostojewskis Muse charakteristisch, daß die Kreise, die er in seinen Dichtungen schildert, gleichsam von vornherein zum sittlichen Leiden bestimmt sind. Nicht das ländliche Idyll sucht er auf, nicht das ruhige, trotz aller äußerlichen Kläglichkeit in sich harmonische Leben des russischen Muschik, das uns Turgenjew in seinem trefflichen „Tagebuch eines Jägers" so anziehend schildert. Ebensowenig reizt ihn die glückliche Gleichmäßigkeit des ländlichen Bojarentums, die Gontscharow in seinen Romanen preist und auch Leo Tolstoi noch in seiner „Anna Karenina" verherrlicht. Der Seelenarzt Dostojewski hat mit den Gesunden und Zufriedenen nichts zu schaffen. Er sucht die Disharmonie, beleuchtet ihre Ursachen und zeigt die Mittel zur Beseitigung derselben. Daß er dabei stets Dichter bleibt und niemals in plattes Moralisieren verfällt, ist das Geheimnis der großen Wirkung, welche er mit seinen Produkten erzielt. In der ersten Periode seiner litterarischen Thätigkeit, welche durch seine Deportation im Jahre 1849 jäh unterbrochen wird, behandelt er mit Vorliebe den russischen „Tschinownik", dieses verkrüppelte Bastardgeschöpf der petrinischen Reform, in dem der Begriff Mensch sich in eine unglückliche, nach der Platznummer rangierende Kanzleimarionette verwandelt hat. „Entdeckt" war der Tschinownik allerdings bereits durch Gogol, aber dieser spottende Weltschmerzler hatte an dem armen Geschöpf nur die lächerlichen Seiten gesehen und zur Darstellung gebracht. Der fünfundzwanzigjährige Dostojewski stellt sich sogleich in seinem Erstlingswerke, den 1846 erschienenen „Armen Leuten",* in entschiedenen Gegensatz zu Gogol: nicht Hohn und Ironie, sondern liebevolles Verstehen und Mitempfinden bringt er seinen Helden entgegen. Die russische Litteratur begrüßte in dem sittlichen Enthusiasmus des jungen Dostojewski ein neues, lebenskräftiges Element, und der „russische Lessing" Belinski nahm keinen Anstand, Dostojewski von vornherein neben Puschkin und Gogol einen Platz anzuweisen. Inhaltlich stellen sich uns die „Armen Leute" so einfach wie möglich dar: in einem Briefwechsel zwischen dem Kanzleischreiber Djewuschkin und der armen, verwaisten Warwara Dobroßelow, einer entfernten Verwandten Djewuschkins, wird uns die ganze Misere jener gesellschaftlichen Zwischenschicht geschildert, die sich aus dem Abhub der „besseren Kreise" rekrutiert und unter hunderterlei Entbehrungen eine mehr oder weniger auf den „Anstand" berechnete Scheinexistenz führt.

* Deutsch bei Heinrich Minden, Dresden, 1887.

Eine ganze Galerie von Leuten dieser Mitte zieht an unseren Augen vorüber: heruntergekommene Beamte, verabschiedete Offiziere, hungernde Hauslehrer, verführte Waisen, die unter dem Drucke der sie umgebenden Verhältnisse ihr Winkeldasein fristen und sich, nicht genug an dem äußeren Elend, noch obendrein gegenseitig durch Scheelsucht, Hohn und Verleumdung das Leben vergällen. Zwischen dem ältlichen Djewuschkin und seinem Schützling Warwara, die beide das bessere Element in dieser düsteren, ungemütlichen Gesellschaft repräsentieren, entspinnt sich ein zartes Freundschaftsverhältnis, welches der Umgebung natürlich willkommenen Stoff zu allerhand verlogenem Geklätsch darbietet. Aus dem Gefühle der Freundschaft wird nun allerdings im Herzen des guten Djewuschkin im Laufe der Zeit eine andere, wärmere Empfindung, aber seine schüchterne Hoffnung auf Glück soll nicht in Erfüllung gehen: Warwara reicht einem vermögenden Lebemann, der sie dereinst verführt und im Stiche gelassen, später jedoch sich eines Besseren besonnen hat, die Hand, und der arme Djewuschkin hat nur den einen fragwürdigen Trost, ihr bei der Besorgung ihrer Aussteuer mit Rat und That zur Seite stehen zu dürfen. Mit einem lauten Aufschrei seines schmerzlich enttäuschten Herzens endet der seltsame Briefwechsel.



Fedor Dostojewski.

Nicht der Stoff an sich — der so zu sagen auf allen Gassen herumliegt —, sondern die Art der Behandlung, die ganze neue Auffassung und Gestaltung des Materials war die Ursache des ungewöhnlichen Erfolges, den Dostojewski mit seinen „Armen Leuten" errang. Selten hat sich die Individualität eines Dichters von vornherein so klar und reif offenbart wie diejenige Dostojewskis: als Fünfundzwanzigjähriger zeigt er dieselbe

Physiognomie wie als Fünfziger, nur im Maße des künstlerischen Könnens ist ein Unterschied zu bemerken. Die zehn bis zwölf Erzählungen, welche Dostojewski in den drei Jahren vor seiner Verbannung schrieb, behandeln durchweg ähnliche Probleme wie die „Armen Leute“. Da finden wir die Misere des kleinen Beamten in den Erzählungen „Der Doppelgänger“, „Ein schwaches Herz“, „Herr Prochartschin“; den armen, grübelnden Studenten in „Helle Nächte“ und „Die Wirtin“; den betrogenen Gatten in „Die Frau des anderen“, „Der eifersüchtige Ehemann“, „Ein Roman in neun Briefen“; das elternlose, auf sich selbst angewiesene Kind in „Njetotschka Njeswanowa“ und endlich den von Gewissensbissen gequälten Dieb in „Ein ehrlicher Spitzbube“. Aus dieser Gleichförmigkeit des Stoffes glaubten die russischen Kritiker der vierziger Jahre auf eine gewisse Armut und Einseitigkeit des neuerstandenen Talentes schließen zu können, doch sollte die Zukunft ihren Vorwurf glänzend widerlegen.

Eine harte, schwere Probe war dem Dichter allerdings beschieden, bevor er zur vollen Entfaltung seines künstlerischen Schaffens gelangen konnte: zehn Jahre sollte er gezwungen sein, zu schweigen, keine Feder anzurühren, dem unwiderstehlichen inneren Drange des Gestaltens Ruhe zu gebieten. Seine Beteiligung an der Petraschewskischen Verschwörung, um derentwillen er im Jahre 1849 verurteilt wurde, war so unschuldiger, harmloser Art, daß seine Bestrafung nur in dem maßlos strengen Regime des Zaren Nikolaus, dessen letzte Lebensjahre durch die Furcht vor dem Gespenste der Revolution gründlich verbittert waren, ihre Erklärung findet. Dostojewski trug sein Schicksal mit heroischer Geduld, nur die Unmöglichkeit, seinen Gedanken und Entwürfen Worte zu leihen, schien ihn schwer zu drücken. „Ich kann es Ihnen nicht schildern,“ schreibt er in einem Briefe an den Dichter Apollonius Maikow, „wie viel Qualen es mir verursachte, daß ich während meiner Verbannung nicht schreiben durfte, während die dichterische Arbeit in meinem Inneren beständig gärte.“ Endlich, im Jahre 1859, wird ihm auf Verwendung seines Jugendfreundes, des Generals Totleben, die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat gewährt. Mit zwei umfangreicheren Erzählungen, dem „Traum des Onkels“ und den „Leuten von Stepantschikowo“, betritt er von neuem die litterarische Arena. Aber erst der 1861 erschienene Roman „Die Erniedrigten und Beleidigten“,* in welchem Dostojewski noch einmal zu seinem alten Lieblingsthema zurückkehrt, lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf den durch ein Jahrzehnt verschollen gebliebenen Dichter, dem unterdessen in den Turgenjew, Tolstoi, Reschetnikow, Gontscharow höchst achtbare Mitbewerber erstanden waren. Trotz einiger trefflichen Typen und Situationen errang der Roman doch keinen durchschlagenden Erfolg, das Publikum war an „aktuellere“ Stoffe gewöhnt, und so blieb Dostojewski, wenn er seine litterarische Stellung nicht vollends schwächen wollte, nichts anderes übrig, als diesem Geschmacke Rechnung zu tragen. Mit seinem älteren Bruder Michael gründete er 1861 eine politisch-litterarische Monatsschrift unter dem Titel „Wremja“ („Die Zeit“), in welcher er einen unabhängigen, gemäßigt nationalen Standpunkt vertrat. In dieser Monatsschrift erschien nun während der Jahre 1861 und 1862 eine Reihe von Schilderungen aus dem sibirischen Sträflingsleben, die das größte Aufsehen erregten und den Namen Dostojewski mit einem Schlage in den weitesten Kreisen populär machten. Das „Tagebuch des toten Hauses“** — unter diesem Titel erschienen die gesammelten sibirischen Zuchthausskizzen — erregte im Publikum einen wahren Sturm des Beifalls. In erster Linie wirkte die Neuheit des Gegenstandes, der noch niemals in so erschöpfender Weise behandelt worden war; aber auch dem künstlerischen Verdienste des

* Deutsch in der Kollektion Spemann.

** Deutsch bei Heinrich Minden, Dresden.

Autors wurde man gerecht, das „Tagebuch des toten Hauses“ ward unvergleichlich hoch über alle bisherigen Leistungen Dostojewskis gestellt und ihm selbst ein Platz neben den Höllenschilderern Dante und Byron angewiesen. „Wie Virgilius,“ schreibt ein Kritiker jener Zeit, „führt uns Dostojewski durch diesen schrecklichen Ort der Qualen, durch diese neue Hölle, die nur leider keine phantastische, sondern eine wirkliche ist.“

Von dem überreichen, fesselnden Inhalt des Buches läßt sich auf dem uns zugewiesenen Raume nur eine flüchtige Überschau geben. Die Strafanstalt, in welcher Dostojewski die ersten fünf Jahre seiner Verbannung verlebte, beherbergte in der Regel zwei- bis dreihundert Verbrecher, die je nach der Schwere ihrer Schuld in drei Kategorien eingeteilt waren. Handwerksmäßige Räuber, bluttriefende Mörder, Unglückliche, die im Affekt Blut vergossen hatten, allerhand Diebes- und Strolchgesindel, altgläubige Fanatiker, adelige Lumpe, politische Verbrecher — alles fand sich hier zusammengepfercht, schlief auf harten Pritschen in demselben Saale, aß Kohlsuppe mit Schaben aus der gleichen Schüssel, ging ohne Unterschied und Rücksicht zur Arbeit, in die Badstube, in die Kirche und — durch die Spießrutengasse. Alle Nationen des großen Zarenreiches fanden sich hier vereinigt: Großrussen, Kleinrussen, Juden, Polen, Tscherkessen, Tataren — ein lebendes ethnographisches Museum, von größtem Interesse für den, der zu sehen und zu hören verstand. Welche Fülle von Beobachtungsmaterial, von psychologischen und socialen Problemen, von poetischem Stoff sogar, bot sich hier dem Dichter! Und Dostojewski hat fleißig geschöpft aus diesem unerschöpflichen Quell, und was er in seinem „Tagebuch“ bietet, ist in der That geeignet, die höchste Bewunderung vor diesem originellen, gewaltigen Geiste zu erregen. Diese nahezu hundert scharf gezeichneten Sträflingsporträts, diese bald tiefernsten, bald launigen und humorvollen Situationen, diese grandiosen Scenen der Badstube, des Sträflingstheaters, der Osterfeier, des Hospitals tragen alle den Stempel echter, modernster Poesie und lassen die bewundertsten Virtuosenstücke der französischen Naturalisten tief im Schatten. Dabei ist das ganze Buch von dem Geiste des Wohlwollens und der Milde getragen, der Verworfenste unter diesen Verworfenen wird uns menschlich nahe gerückt, und ohne falsches Pathos oder übereifrigen Doktrinarismus wird seine That dargelegt und beurteilt. „Unglückliche“ nennt das einfache Volk in Rußland die nach Sibirien Verbannten, und als Unglückliche erscheinen sie auch bei dem Dichter; überall können wir zwischen den Zeilen seines Buches die Worte der Bergpredigt herauslesen: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“

Das „Tagebuch des toten Hauses“ kam mit seinem ungewöhnlichen Erfolge in erster Linie der Monatsschrift Dostojewskis zu gute, die sich in erfreulicher Weise entwickelte und immer größeren Einfluß gewann. Da brach unerwartet eine Katastrophe über dieselbe herein: einer der Mitarbeiter hatte im Aprilheft 1863 die Äußerung gethan, daß Rußland das Polentum nicht mit den bloßen Waffen der Gewalt, sondern mit geistigen Waffen zu besiegen trachten müsse, und diese Äußerung genügte, um die Unterdrückung des „Wremja“ durch die Censur herbeizuführen. Zwar erhielten die beiden Brüder nach einiger Zeit die Erlaubnis, ein neues Organ unter dem Titel „Epocha“ herauszugeben, aber der einmal geführte Schlag war nicht mehr zu verwinden. Zum Unglück starb kurz nach Begründung der „Epocha“ der ältere der beiden Brüder, welcher als nomineller Herausgeber gezeichnet und den geschäftlichen Teil des Unternehmens geleitet hatte. Die ganze Last fiel nun auf die Schultern Fedor Dostojewskis; aber nur bis zum Februar 1865 vermochte er das Unternehmen zu halten, dann mußte er liquidieren, und die gesamte, mehr als 15000 Rubel betragende Schuldenlast wurde auf ihn übertragen. Länger als ein Jahrzehnt be-

unruhigte das drohende Gespenst der Schuldhaft die Geschicke des schwergeprüften Dulders.

Neben dem „Tagebuch des toten Hauses" waren in dieser Zeit einige kleinere Sachen entstanden: „Eine heikle Geschichte" (1862), „Memoiren eines Totgeborenen" (1864) und „Das Krokodil" (1865). Im Jahre 1866 schuf Dostojewski unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen den Roman „Verbrechen und Strafe",* der in Rußland bei seinem Erscheinen die größte Aufmerksamkeit erregte. Wie kurz zuvor Turgenjew in seinem „Basarow" („Väter und Söhne"), so suchte Dostojewski in Raskolnikow, dem Helden des genannten Romanes, einen Typus zu schaffen, der die Bestrebungen des in jener Zeit mächtig bewegten jungen Rußland charakteristisch zum Ausdruck brächte. Und seltsam genug — während der schmeichelhaft, gewissermaßen im Heroenstil gezeichnete Basarow den höchsten Unwillen der in ihm verherrlichten russischen Jugend erregte, wurde der reumütige Raubmörder Raskolnikow mit wärmster Sympathie begrüßt. Es war eben eine echt russische Gestalt, die Dostojewski kraftvoll und sicher aus der Zeitbewegung herausgegriffen und so lebenswahr hingestellt hatte, daß sie keines romantischen Aufputzes à la Basarow bedurfte, um zu fesseln.

Die Fabel des Romanes ist überaus einfach, die Handlung auf wenige Tage zusammengedrängt. Die ganz ungewöhnliche Spannung wird durch die unheimliche Unmittelbarkeit des Dargestellten und die psychologische Vertiefung des Gegenstandes hervorgebracht. Rodion Raskolnikow, der Sohn einer armen Beamtenwitwe, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling von ungewöhnlicher Begabung, hat in Petersburg Jurisprudenz studiert, jedoch aus Mangel an Geldmitteln das Studium aufgeben müssen. Er hat sich anfangs mit Privatstunden durchzuschlagen gesucht, aber diese Art Kopekenverdienst ist durchaus nicht nach seinem Geschmack, und so giebt er schließlich jede geregelte Beschäftigung auf und lebt ganz von der Gnade seiner Wirtin, mit deren verstorbener Tochter er einst verlobt gewesen. Alles ist ihm gleichgültig geworden, er scheint für die Welt erstorben und kaum noch an den Dingen, die rings um ihn geschehen, Anteil zu nehmen. In seinem Inneren jedoch gärt eine wilde Welt von Gedanken, die ihn fast überwältigt, ihn tagelang unthätig auf dem alten breiten Sofa in seiner engen Dachstube liegen läßt und dann wieder ruhelos umhertreibt wie eine von siedenden Dämpfen bewegte Maschine. Die Ideenpest, dieser Meltau der Epoche, ist auch in seine junge Seele gefallen. Der Zusammenhang mit der „russischen Volksseele" ist ihm, wie den meisten Sprößlingen der gebildeten Stände, verloren gegangen, er lebt ganz im Banne jener westeuropäischen Vorstellungen, die unter der Flagge des gesellschaftlichen Fortschritts und der Weltverbesserung seit Jahrzehnten nach Rußland importiert worden waren und in den Köpfen der russischen Jugend die allerseltsamsten Formen annahmen. Aber während die große Masse der Anhänger dieser Richtung sich mit bloßem Geschwätz, mit dem prahlerischen Zurschautragen ihrer „freien" Denkweise begnügte, verschmäht Raskolnikows kühner Geist alle schwächliche Halbheit und fordert die Konsequenz des Gedankens, die That. Die recipierten Ideen haben in seinem Kopfe ein „eigenes" Ideechen gezeugt, das sich seines Wesens ganz und gar bemächtigt und all sein Denken und Wollen in eine Richtung drängt. Folgendes ist der Kern dieser Idee: die Menschheit zerfällt in zwei voneinander grundverschiedene Gruppen, in die große Masse der Alltagsmenschen und in eine kleine Anzahl von Auserwählten, durch inneren Beruf Erkorenen, die jenen als Führer und Propheten dienen. Für diese Berufenen gilt natürlich eine ganz andere Moral wie für alle übrigen: sie dürfen stehlen, lügen, ja sogar morden, wenn ihnen dies zur Erfüllung

* Deutsch unter dem Titel „Raskolnikow" bei W. Friedrich, Leipzig.

ihrer Mission notwendig erscheint. Das Leben eines Menschen hat im Vergleich zu ihren hohen, menschheitsbeglückenden Zielen keinen größeren Wert als „das Leben einer Laus“.

Raskolnikow hat diesen Gedanken in einem Essay niedergelegt, aber das geschriebene Wort hat ihm keine Befreiung gebracht. Die Idee spukt weiter in seinem Hirn, und endlich ist er so weit gekommen, daß er sich selbst für einen der Auserwählten hält und zum ersten Schritt auf seiner „Führerlaufbahn“ bereit ist. Dreitausend Rubel, so viel braucht er, um sich diese Laufbahn mit Aussicht auf Erfolg zu eröffnen. Aber wie zu den dreitausend Rubeln gelangen? Sehr einfach: er sucht sich eine „Laus“, die dreitausend Rubel hat, schlägt die Laus tot und nimmt die dreitausend Rubel. Läuft das erste Debüt glücklich ab, dann hat er den besten Beweis, daß er wirklich ein Auserwählter ist, und kann getrost, ohne Gewissensbisse und ohne Rücksicht auf die Moral der dummen Masse, seinen Weg verfolgen.

Bald hat er seine „Laus“ in einer alten Beamtenwitwe ohne Anhang gefunden, die Geld auf Wertsachen gegen hohen Wucherzins leiht. Er paßt einen günstigen Moment ab, tötet die Alte mit einem bereit gehaltenen Beile und beginnt die Schätze zu suchen. Aber schon hier erweist er sich als Stümper: er hat die Thür der Wohnung offen stehen lassen, und während er sucht, tritt unerwartet eine Schwester der Ermordeten ins Zimmer. Das ist schon nicht mehr die „unnütze Laus“ seiner Theorie, aber es bleibt ihm nichts weiter übrig, als noch einen zweiten Mord zu begehen. Mit fieberhafter Hast beginnt er seine Taschen zu füllen, da wird plötzlich die Glocke an der Wohnung gezogen, und er sieht sich zum zweitenmal bei seinem Werke gestört. In dem Wirrwarr, welcher nun entsteht, gelingt es ihm, ungesehen zu entkommen und unbehindert seine Wohnung zu erreichen.

Der „erste Schritt“ ist gethan — aber wie kleinlich, wie erbärmlich ist das alles verlaufen! Statt der einen Laus — zwei Tote, von denen die eine nicht einmal eine Laus ist, denn Raskolnikow kennt sie als ein arbeitsames, fleißiges, wenn auch einfältiges Mädchen, und statt der erhofften Dreitausend — ein paar Etuis mit Schmucksachen und ein dünnes Beutelchen mit Geld, das zu öffnen nicht der Mühe verlohnt. Ein Stümper, ein Stümper! tönt es in seinem Inneren, und mit erdrückender Wucht wirft ihn das Bewußtsein seines Unvermögens nieder. Kein „Führer“ also, kein Mohammed oder Napoleon, sondern schlechtweg einer von der großen Masse, ein Durchschnittsmensch, ja sogar — ein Auswürfling und ganz gewöhnlicher Mörder. Soll er das widerwärtige Bewußtsein dieser Blutthat sein Leben lang tragen? Soll er einen Selbstmord begehen oder sich den Gerichten stellen? Wüst durcheinander stürmen diese Fragen auf ihn ein und versetzen ihn in einen fieberhaften Zustand der Verzweiflung, in dem er halb wahnsinnig umhergeht, bald ziellos die Straßen der Hauptstadt durchirrt, bald für ganze Nächte in die einsamen Anlagen der Newainseln flüchtet, um dann wieder, von Frostschauern geschüttelt und von wilden Phantasien gepeinigt, ganze Tage auf seinem alten Sofa zu verbringen.

Die Umstände beschleunigen die Entwickelung und Lösung des unseligen Konfliktes. Am Tage nach dem Morde wird Raskolnikow in einer unwichtigen Angelegenheit zur Polizei beordert, ist hier zufällig Zeuge eines Gespräches über die Blutthat und bekommt plötzlich einen Ohnmachtsanfall, der den Verdacht der Polizeibeamten auf ihn lenkt. Obwohl keine Beweise gegen ihn vorliegen, obwohl ein anderer als vermeintlicher Mörder festgenommen ist und in seiner Angst sogar ein Geständnis abgelegt hat, läßt sich der Untersuchungsrichter Porfiri Petrowitsch doch durchaus nicht beirren und wartet ruhig ab, bis der Vogel ihm von selbst ins Garn geht. Diesem durchtriebenen Schelm Porfiri möchte sich nun freilich Raskolnikow am allerwenigsten

ergeben. Der Zufall will es jedoch, daß gerade zur Zeit der verhängnisvollen That sich gleichsam alles vereinigt, um ihn mit Gewalt aus dem Banne seiner Hirngespinste herauszureißen und in die frisch pulsierende Wirklichkeit zurückzuführen. Seine Mutter und Schwester kommen unerwartet aus der Provinz an, um für immer in Petersburg zu bleiben; sein braver Freund und Studiengenosse Rasumichin, der ihn für geisteskrank hält, bemüht sich Tag und Nacht um ihn, um seine vermeintliche Schwermut zu zerstreuen; dazu hat er, kurz vor dem Morde, die Bekanntschaft der unglücklichen Familie Marmeladow gemacht, in deren Geschick er helfend und rettend einzugreifen gezwungen ist. In dieser Familie macht er die Bekanntschaft eines seltsamen Mädchens, das auf ihn einen tiefen Eindruck hervorbringt: einer achtzehnjährigen Prostituierten, die ihre jungfräuliche Ehre hingegeben hat, um ihre Stiefmutter und ihre Stiefgeschwister vor dem Hungertode zu retten, und deren Herz im Schlamme der Sünde rein und unberührt geblieben ist. Diese Unglückliche wird für den von inneren Folterqualen zerrissenen Mörder zum rettenden Engel: „Ich habe jetzt nur noch dich allein," ruft er aus, „wir sind beide Ausgestoßene, deshalb wollen wir beisammen bleiben." Er legt Sonja Marmeladow — das ist der Name seiner Erwählten — ein offenes Geständnis ab, und sie weiß ihn zu bestimmen, daß er seine Schuld „vor allem Volke, auf dem Marktplatz" und — auf der Polizei bekennt. Damit endet die Geschichte des Mörders Raskolnikow, der „in Anbetracht seiner aufrichtigen Reue" zu achtjähriger Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt wird. Sonja folgt ihm in die Verbannung und erwartet sehnsüchtig den Tag, da es vollends klar geworden in der Seele des Unglücklichen. Und dieser Tag erscheint, und der gefesselte Sträfling fällt seiner Retterin schluchzend zu Füßen, und sie beschließen „zu warten und zu dulden", um nach beendeter Strafzeit ein neues Leben zu beginnen — ein Leben mit den anderen, mit der breiten Durchschnittsmasse des großen russischen Volkes, dem der grübelnde Nihilist Raskolnikow einstmals untreu geworden.

Mit seiner ganzen psychologischen Meisterschaft hat Dostojewski diesen düsteren Stoff gestaltet. Das Seelenleben des unglücklichen Mörders wird mit einer Klarheit und Schärfe dargelegt, die geradezu unheimlich wirkt und die Nerven des Lesers wie in magischem Banne hält. Die Sicherheit, mit der Dostojewski seinen Helden auf der schmalen Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn begleitet, ist einzig in ihrer Art und um so erstaunlicher, als er nicht etwa nach einem fertigen Modell gearbeitet, gleichsam die Wirklichkeit abgeschrieben, sondern seinen Raskolnikow ganz nach allgemeinen Beobachtungen aus der Epoche heraus konstruiert hat. Wie nahe in diesem Falle die Dichtung der Wahrheit gekommen, bewies ein vielbesprochenes Verbrechen, das gerade in der Zeit, als der Roman sich im Drucke befand, von einem Moskauer Studenten begangen wurde und in psychologischer Hinsicht Zug um Zug der Mordthat Raskolnikows glich. — Genial ist auch die Zeichnung der Nebenfiguren: die Familie des Trunkenbolds Marmeladow, der Untersuchungsrichter Porfiri Petrowitsch und der sonderbare Wüstling Swidrigailow, der es auf Raskolnikows Schwester Dunja abgesehen hat und, da er von ihr abgewiesen wird, einen Selbstmord begeht, zählen zu den originellsten Gestalten, welche die neuere russische Dichtung geschaffen hat. In der vornehmen, edelsinnigen Dunja und dem biederen Rasumichin, die schließlich ein Paar werden, hat Dostojewski zwei sympathische Figuren gezeichnet, die mit ihrer frischen, gesunden Erscheinung den düsteren Eindruck des Werkes ein wenig mildern.

In demselben Jahre wie „Verbrechen und Strafe" — 1866 — entstand ein kleinerer Roman „Der Spieler",* in welchem Dostojewski höchst fesselnd und leben-

* Deutsch bei S. Fischer, Berlin.

dig die dämonische Gewalt des Hasardspieles schildert, das in jenen Jahren in den rheinischen Bädern noch in vollem Flor stand. Dieser Roman ist in doppelter Beziehung von eigentümlichem Interesse: erstens giebt der Verfasser in demselben seine allereigensten Erfahrungen zum besten, denn er besaß selbst eine gewisse Schwäche für das Spiel und hat die Gunst und Ungunst der Roulette mehrmals erfahren — und zweitens knüpft sich an den „Spieler" eine Bekanntschaft, die für Dostojewskis Leben von entscheidender Bedeutung sein sollte. Der Roman mußte, unter schwerer Konventionalstrafe, zu bestimmter Frist abgeliefert werden, aber ein rechtzeitiger Abschluß schien bei der Gewissenhaftigkeit, mit welcher Dostojewski arbeitete, ganz unmöglich. Da fand sich eine Retterin in Anna Grigorjewna Snitkin, die dem „Dichter in Ängsten" mit ihrer stenographischen Kunst zu Hilfe kam. Drei Monate später führte diese Bekanntschaft zum Bunde für das Leben, und für Dostojewski begann nun eine Periode ruhigen, glücklichen Schaffens, in der seine Lebensgefährtin ihm zur treuen, hilfreichen Stütze ward.

Die ersten vier Jahre dieser Ehe verbrachte Dostojewski im Auslande, in Genf, Mailand, Florenz, zuletzt in Dresden. Als erste Frucht dieses Zeitabschnitts entstand 1868 ein vierbändiger Roman „Der Idiot".* Ein ruhiges, harmonisches Gleichmaß macht sich in diesem Romane vorteilhaft bemerkbar; es ist, als ob sich dem stürmischen Geiste des Dichters etwas von der Ruhe der Schweizer Berge mitgeteilt hätte, in deren Mitte das Werk entstanden. Der Titelheld ist ein Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin, der letzte Sproß eines alten russischen Adelsgeschlechtes, der von Jugend auf an einer Art epileptischer Zufälle leidet und als zweiundzwanzigjähriger Jüngling in einer Schweizer Naturheilanstalt Aufnahme gefunden hat. Das mimosenhaft zarte Wesen des Fürsten hat unter dem Einflusse seines Leidens eine eigentümliche Entwickelung genommen, die ihn bei oberflächlicher Beobachtung als einen einfältigen Sonderling und Idioten erscheinen läßt, während in Wirklichkeit die edelsten Gemütsanlagen und ein feines, unverdorbenes Urteil, das allerdings die Dinge dieser Welt in sehr idealem Lichte sieht, sich hinter seiner Unscheinbarkeit verbergen.

* Deutsch bei S. Fischer, Berlin.

Es war ein origineller und jedenfalls glücklicher Gedanke, diesen neuen Kaspar Hauser gleichsam als psychologisches Reagens mitten in den wilden Strudel der neurussischen Gesellschaft zu versetzen und die mannigfachen Erscheinungen derselben durch ihr Verhalten gegen das fremdartige Element zu charakterisieren.

Das Jahr 1869 zeitigte den „Ewigen Gatten",* einen einbändigen Roman von scharfer psychologischer Charakteristik, in dem Dostojewski mit seiner Kunst der Seelenmalerei wohl den Gipfel seines Könnens erreicht hat. Die beiden handelnden Personen sind der einstmalige Lebemann Weltschaninow, der nach einer bewegten Jugend zum Hypochonder geworden, und der Provinzialbeamte Pawel Pawlowitsch Trussozki, einer jener „Mustergatten", die von vornherein dazu bestimmt scheinen, in der Ehe betrogen zu werden. Dieses Schicksal ist dem armen Pawel Pawlowitsch denn auch nicht erspart geblieben, und unter den Liebhabern seiner verstorbenen Frau, deren Streiche Herr Trussozki erst nach ihrem Tode entdeckt, hat sich dereinst auch Weltschaninow befunden. Pawel Pawlowitsch sucht den letzteren auf und übergiebt ihm sein achtjähriges Töchterchen Lisa, dessen Vater nachweislich Weltschaninow ist. Wie er sich selbst zu dem „posthumen" Rivalen, der einst in seinen Augen das Ideal eines Mannes gewesen, verhalten soll, will ihm gar nicht recht klar werden; bald versucht er es mit Thränen und Freundschaftsküssen, bald mit Spott und Drohungen, schließlich aber siegt doch das Gefühl der

* Deutsch unter dem Titel „Der Hahnrei" bei S. Fischer, Berlin.

erlittenen Kränkung und ungestillten Rache, und im Halbrausch überfällt er den schlafenden Weltschaninow und sucht ihm mit einem Rasiermesser den Garaus zu machen. Sein Anschlag mißlingt, Weltschaninow erhält nur eine leichte Wunde, das vergossene Blut aber beruhigt die Gemüter. Die kleine Lisa, die Weltschaninow in einer befreundeten Familie untergebracht hat, stirbt aus Sehnsucht nach Pawel Pawlowitsch, dieser aber „erwacht zu neuem Glücke" an der Seite einer zweiten Gemahlin, die den Mustergatten natürlich ebenso hintergeht wie die erste.

Nicht geringes Aufsehen machten bei ihrem Erscheinen die 1870 geschriebenen „Besessenen",* mit denen Dostojewski kühn in das Wespennest des Nihilismus hineinstach. Es war kurz nach der bekannten Affaire Netschajew, die der russischen Gesellschaft auf einmal über die Bestrebungen der von der „Ideenpest" ergriffenen Jugend die Augen öffnete. Die Frage nach dem Wesen des Nihilismus schwebte damals auf aller Lippen, und die Antwort, welche Dostojewski in den „Besessenen" darauf gab, hat wesentlich zum Verständnis der eigentümlichen Erscheinung beigetragen. Der „Aufstand" des Netschajew hat Dostojewski offenbar in den „Besessenen" vorgeschwebt, doch hat er den wirklichen Thatsachen nicht viel mehr als einige äußere Züge entnommen. Den Schauplatz der Handlung verlegt er in die Provinz, in eine Gouvernementsstadt, die von jeher der Sitz „liberaler" Elemente gewesen, im übrigen jedoch sich als ein ziemlich unschuldiges Spießbürgernest darstellt. In dieses Nest entsendet das nihilistische Exekutivkomitee einen seiner Agenten, einen gewissen Peter Stefanowitsch Werchowenski, der den Auftrag hat, die Stadt und ihre Umgebung für die Revolution vorzubereiten. Werchowenski, ein unheimlicher Geselle von den niedrigsten Grundsätzen, der mit der moralischen Sentimentalität der alten Gesellschaft gründlich gebrochen hat, entledigt sich seines Auftrages mit wahrhaft teuflischem Geschick: er gründet aus den „freisinnigen" Elementen der Stadt einen geheimen Ausschuß, verbreitet unter den Arbeitern benachbarter Fabriken Tausende von aufreizenden Proklamationen, weiß sich in das Vertrauen der städtischen Behörden einzuschleichen, die er natürlich hinterher auf die abscheulichste Weise kompromittiert, und insceniert eine Reihe von Revolten, Feuersbrünsten und Morden, über deren Urheber sich die Polizei eine Zeit lang täuschen läßt, bis endlich einer der Beteiligten, von Gewissensbissen gequält, zum Verräter an der „gemeinsamen Sache" wird und die Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden. Nur der schlaue Fuchs Werchowenski, der alles eingefädelt hat, rettet sich rechtzeitig ins Ausland.

In spannungsvoller, straffer Folge spielt sich die hochdramatische Handlung des Romanes ab, der uns einen tiefen Einblick in das Treiben der russischen Revolutionäre gewährt. Neben Werchowenski erregt der Generalssohn Nikolaus Stawrogin unser ganz besonderes Interesse, ein Mensch von blendender Erscheinung und ungewöhnlicher Bildung, aber dabei innerlich morsch, vom „Dämon der Ironie" besessen — ein russischer Prinz Harry, dessen „genialer Leichtsinn" allerdings bisweilen an Bestialität grenzt. Er ist der Held des Liebesromanes in der Dostojewskischen Dichtung — nicht weniger als vier weibliche Monde drehen sich um diesen Planeten. In dem politischen Drama hat ihm der Regisseur Werchowenski eine ganz besondere Rolle — die Rolle eines Kronprätendenten — zugeteilt, die jedoch ziemlich kläglich verläuft und den zukünftigen Erben von Millionen zum Selbstmorde treibt. — Mit besonderer Hingabe hat Dostojewski den einstigen Leibeigenen Schatow gezeichnet, einen schlichten, biederen Burschen, der sich vom Nihilismus abgewandt hat und „zum russischen Volke", aus dem er hervorgegangen, zurückgekehrt ist.

In seinem nächsten größeren Romane

* Deutsch bei Heinrich Minden, Dresden.

„Der Gelbschnabel"* (1875) wendet sich Dostojewski von den prägnanteren Erscheinungen der neurussischen Bewegung ab, um wieder einmal unter jenen „Menschen zweiter Klasse" Umschau zu halten, die von jeher seine Lieblinge waren und unter dem Einflusse des gesellschaftlichen Umschwungs ihre Physiognomie natürlich gleichfalls verändert hatten. Arkadi Makarowitsch Dolgoruki, der Titelheld des Romans, der illegitime Sohn eines russischen Gutsbesitzers, ist der echte Typus eines solchen Menschen zweiter Klasse, der bei gänzlichem Mangel an allen höheren Talenten und sonstigen Vorzügen sich vorgenommen hat, ein Rothschild zu werden, um wenigstens irgendwie seinem Streben nach Macht und Bedeutung zu genügen. Durch Fasten, Sparsamkeit im kleinen und ähnliche unschuldige Mittel glaubt er seinen Charakter genügend gestählt zu haben, um seine Rothschildcarriere zu beginnen. Kaum ist er jedoch in Petersburg, das er natürlich für einen seinen Plänen besonders günstigen Boden hält, angekommen, als er gar bald seinen Vorsätzen untreu wird und in seiner Eitelkeit und Unerfahrenheit von einer Thorheit zur anderen eilt, von aller Welt als der zwanzigjährige Gelbschnabel behandelt, der er nun einmal ist. Durch eine Reihe ernster Erfahrungen wird er endlich zur Erkenntnis seiner Armseligkeit geführt, und bei dieser begnügt er sich bis auf weiteres, ohne es zum Rothschild gebracht zu haben.

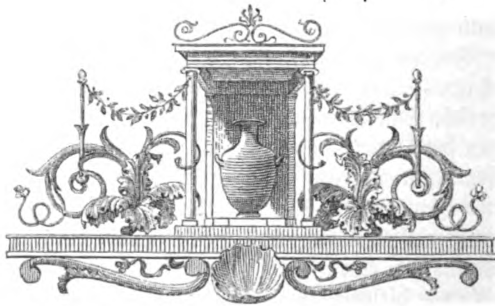
In den siebziger Jahren gab Dostojewski das „Tagebuch eines Schriftstellers" heraus, eine umfangreiche Sammlung von Aufsätzen über Fragen der Litteratur, der Kunst und des öffentlichen Lebens, die beim Publikum einen ungewöhnlichen Beifall fanden und dem Verfasser unter den ersten Publicisten Rußlands einen Platz sicherten. Die drei Bände dieser Sammlung bilden eine interessante Glosse zu den Romanen Dostojewskis und geben vielfache Aufklärung über den tieferen Sinn derselben. Sie ergänzen die litterarische Erscheinung Dostojewskis in vielen wesentlichen Punkten und lassen seinen mitten im kraftvollen Schaffen erfolgten Tod als einen doppelt empfindlichen Verlust für das russische Geistesleben erscheinen. Höchst bedauerlich ist es jedenfalls, daß es ihm nicht vergönnt war, seine letzte, großartig angelegte Dichtung, die „Brüder Karamasow",* zu Ende zu führen. In diesem Romane, von dem 1879 vier in sich ziemlich abgeschlossene Bände erschienen, hat Dostojewski eine Reihe von äußerst fesselnden Typen geschaffen, welche die verschiedenen Seiten des russischen Volkscharakters personifizieren. Im Vordergrunde stehen die drei Brüder Karamasow: Dmitri, der hitzige und leichtsinnige, aber herzensgute Gemütsmensch, Jwan, der talentvolle, egoistische Grübler vom Schlage Raskolnikows, und Alexej, der Mystiker mit der sanften Taubenseele, der sich aus dem wüsten Treiben der Menschenwelt hinwegsehnt in die stille Einöde des Klosters. Von den weiblichen Charakteren tritt namentlich die emancipierte, excentrische Katerina hervor, die moderne Russin mit dem unabhängigen, überlegenen Charakter, die schließlich, bei aller geistigen Überlegenheit, eine Sklavin ihrer Launen bleibt und vor der einfachen Gruschenka, diesem russischen Elementarweib mit dem weiten Herzen und dem klugen Instinkte, die Segel streichen muß. Die reich bewegte Handlung hat zum Mittelpunkte die Ermordung des alten Karamasow, des Vaters der drei Brüder. Dmitri, der älteste, wird schuldig gefunden und verurteilt, während in Wirklichkeit ein Halbbruder der Karamasows, der Lakai Smerdjakow, in stillem Einvernehmen mit dem nihilistischen Grübler Jwan den alten Wüstling und Geizhals Karamasow beseitigt hat. Mit der Verurteilung Dmitris schließt das Fragment, das eine grandiose Parodie auf die moderne Rechtspflege bildet.

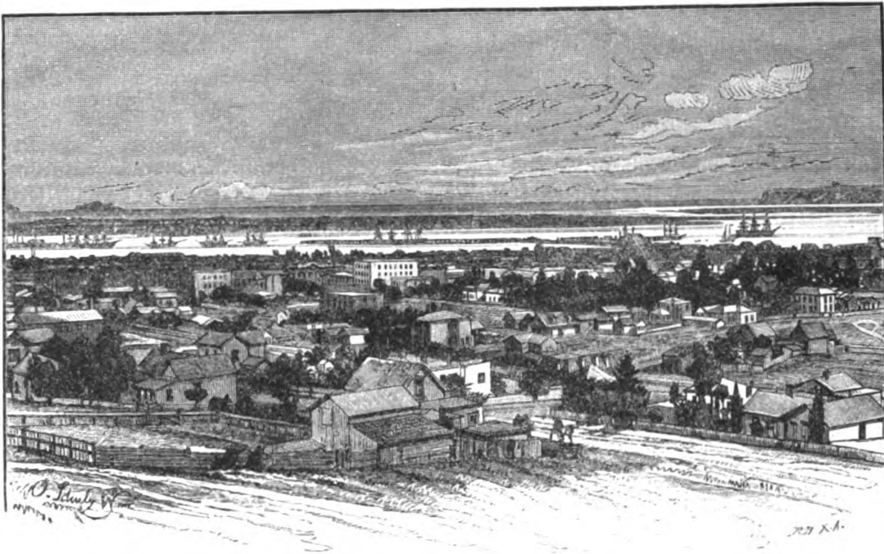
Wir schließen diese Übersicht über das

* Deutsch unter dem etwas unklaren Titel „Junger Nachwuchs" bei W. Friedrich, Leipzig.

* Deutsch bei F. W. Grunow, Leipzig.

geistige Wirken eines der originellsten Menschen unseres Jahrhunderts mit einigen Notizen aus dem äußeren Lebenslauf desselben. Fedor Michailowitsch Dostojewski wurde am 30. Oktober (11. November) 1821 als zweiter Sohn des Stabsarztes Dostojewski in Moskau geboren. Er verlebte seine Jugend teils in Moskau, teils auf einem unweit von Moskau gelegenen Gute seines Vaters und erhielt im väterlichen Hause eine strenge Erziehung, die später in einer Moskauer Pension fortgesetzt wurde. Mit siebzehn Jahren fand er Aufnahme in der militärischen Ingenieurschule zu Petersburg, die er 1841 als Fähnrich verließ. Kurze Zeit vorher waren die Eltern des jungen Dostojewski rasch hintereinander gestorben. Ende 1844 nahm er aus Gesundheitsrücksichten als Lieutenant seinen Abschied und widmete sich hinfort ausschließlich der Litteratur. Am 23. April (5. Mai) 1849 wurde er als Teilnehmer an der Petraschewskischen Verschwörung verhaftet und ein halbes Jahr später nach Kriegsrecht zum Tode durch Erschießen verurteilt, bald darauf jedoch begnadigt und im Dezember 1849 nach Sibirien deportiert. Fünf Jahre lang war er im Zwangshause zu Omsk interniert, das er 1854 verließ, um als Gemeiner in das siebente Sibirische Linien-Bataillon in Semipalatinsk eingereiht zu werden. Am 1. Oktober 1856 wurde er „für Auszeichnung im Dienste" zum Fähnrich ernannt. Am 6. März 1857 verheiratete er sich mit der Witwe des Offiziers Ißajew. Gegen Ende des Jahres 1859 kehrte Fedor Dostojewski nach Petersburg zurück und lebte nun teils dort, teils im Auslande, lediglich mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, die indessen durch seinen erschütterten Gesundheitszustand stark beeinträchtigt wurden. Am 15. (27.) Februar 1867 ging er mit Anna Grigorjewna Snitkina eine zweite Ehe ein, welcher vier Kinder entstammten, von denen eine gegenwärtig neunzehnjährige Tochter Ljubow und ein siebzehnjähriger Sohn Fedor am Leben sind. In den siebziger Jahren nahmen die materiellen Verhältnisse des Dichters eine günstigere Wendung, doch durfte er sich seiner gesicherten Existenz und seiner ganz ungewöhnlichen Popularität nicht mehr lange erfreuen: am 28. Januar 1880 machte nach kurzem Krankenlager ein Blutsturz seinem Leben ein Ende.





San Diego an der gleichnamigen Bucht.

Südkalifornien in seiner neuesten Umgestaltung.

Von

Emil Riedel.

is vor wenigen Jahren war der umfangreiche Süden des „goldenen Staates" so ziemlich terra incognita.

Unter Südkalifornien wurde auch in Amerika gewöhnlich die große Colorado- und die Mojave (sprich Mochawe)-Wüste verstanden, die allerdings einen beträchtlichen Teil desselben einnehmen. Von den lieblichen Oasen in den fruchtbaren Thälern wußte man wenig. Auf den Landkarten waren nur zwei oder drei Ortschaften verzeichnet — mehr ihres Alters als ihrer Bedeutung wegen. Das weite Gebiet, welches fast ein Drittel des Staates Kalifornien umfaßt und Raum genug für Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden vereint enthält, zählte vor etwa dreißig Jahren nicht mehr Einwohner als eine einzige deutsche Kleinstadt (6000 Seelen). Trotzdem ist Südkalifornien früher entdeckt, erforscht und angesiedelt worden als der Norden.*

* Ober- oder Altakalifornia wurde 1542 von Juan Rodriguez Cabrillo entdeckt. Im Jahre 1578 bereiste Franz Drake die Küste desselben. Im Jahre 1602 erforschte General Sebastian Viscayno auf Befehl Philipps III. von Spanien die Küste bis etwa zum 37. Grade nördlicher Breite. Es wurden immer Goldminen hier vermutet.

Südkalifornien ist im Westen von den Wellen des Stillen Oceans umspült, im Osten von dem trüben Wasser des launischen Coloradoflusses umschlungen. Im Süden wird es von der mexikanischen Halbinsel Niederkalifornia begrenzt. Es befindet sich daher zwischen dem 32. und dem 36. Grad nördlicher Breite. Das Land ist zur Zeit in sieben Provinzen (Counties) eingeteilt: San Luis Obispo, Kern, Santa Barbara, Ventura, Los Angeles, San Bernardino und San Diego. Diese umfassen zusammen etwa 58169 amerikanische Quadratmeilen (etwa 150000 Quadratkilometer); davon hat San Bernardino, die größte Provinz, allein 23000 Quadratmeilen und San Diego deren 14969. Im Jahre 1850 zählte Südkalifornien nur 6000 Bewohner, 1880 hatte es 80000 Seelen, während der goldige Norden auf dem doppelten Flächenraum die zehnfache Bevölkerung angezogen hatte.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten einige Tausend südkalifornische Indianerstämme hier, unbekümmert um die nominelle spanische Herrschaft, der Jagd und dem Fischfang.

Im Jahre 1767 verordnete König Carlos III. von Spanien die Vertreibung der Jesuiten aus Niederkalifornien und schenkte ihre Klöster (Missionen) und ihr ganzes Eigentum den Franziskanern.

Im folgenden Jahre forderte der mexikanische Vicekönig, Marquis de Croix, die Franziskaner zur Bekehrung und Kultivierung von Oberkalifornien auf. Er ernannte Don Gaspar de Portala zum Gouverneur und den Pater Franz Junipero Serrá zum Missionsvorsteher dieser Provinz.

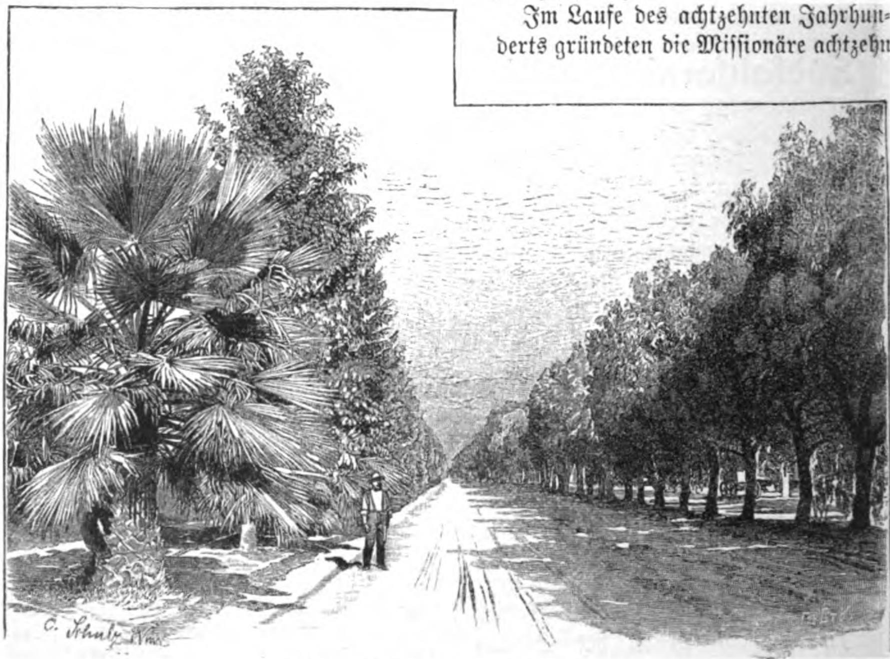
Der letztere erwählte sechzehn Mönche vom Kloster Fernando in der Hauptstadt Mexiko und begab sich mit diesen im Frühjahr 1768 nach Lorento in Niederkalifornien. Hier rüstete er mit dem Gouverneur vier Expeditionen nach Oberkalifornien aus, mit spanisch-mexikanischen Truppen und Missionären: drei zu Schiffe und eine zu Land. Diese verließen Niederkalifornien im Frühjahr 1769 und begaben sich gleichzeitig gen Norden.

Die Landexpedition unter Portala und Serrá erreichte nach einer mühseligen Reise von zweiundfünfzig Tagen mit ihrem Gefolge den 32. Grad nördlicher Breite und die Meeresbucht, welche von Viscayno mit dem Namen des heiligen Jakob, „San Diego“, getauft worden war.

In der Nähe desselben fanden sie eine Indianeransiedelung und gründeten, nach fünfzehntägigem Aufenthalt daselbst, auf einem Hügel die erste spanische Festung (Presidio) und das erste Kloster (Mission San Diego).

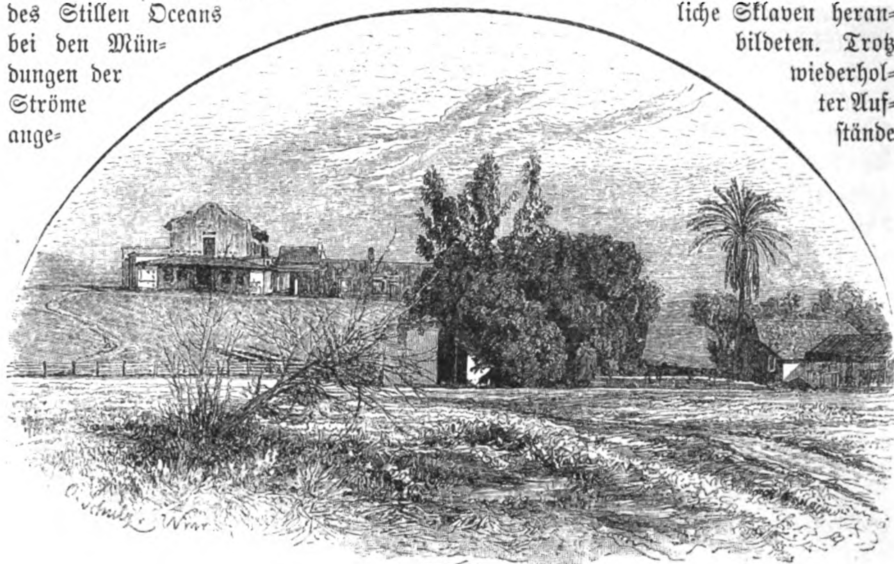
Von den Seefahrern erreichten nur zwei Schiffe die oberkalifornischen Häfen, und auch auf diesen war die Bemannung durch Krankheit und Hunger sehr zusammengeschmolzen.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts gründeten die Missionäre achtzehn Klöster in Oberkalifornien; im Süden 1769 San Diego, 1771 San Gabriel bei Los Angeles, 1772 San Luis Obispo, 1776 San Juan Capistrano bei Elsinore,



Die Magnolia-Avenue von Riverside.

1786 Santa Barbara, 1797 San Miguel in der Provinz San Luis Obispo, 1798 San Luis Ray bei Oceanside. Sie wurden nahe an der Küste des Stillen Oceans bei den Mündungen der Ströme angelegt und größtenteils aus dem mexikanischen Baumaterial, den sonnengetrockneten Lehmziegeln (Adobes), hergestellt. Umgeben von hohen Mauern, glichen sie befestigten Dörfern und waren meist noch durch ein besonderes Fort, den Presidio, geschützt.



Das alte Kloster San Diego (v. 1774).

Von diesen Klöstern aus wurden nicht nur die Indianer bekehrt, sondern auch das Land in weiter Umgebung nutzbar gemacht. Die Franziskaner pflanzten Palmen, Wein, Oliven und andere Südfrüchte. Wo die Feuchtigkeit des Bodens nicht genügte, legten sie Kanäle zur künstlichen Bewässerung an. Sie durchforschten die Berge nach edlen Metallen und entwickelten nach und nach einen bedeutenden Handel mit Mineralien (Gold, Silber, Salz u. s. w.), Wein und Früchten, insbesondere mit russischen Küstenfahrern. Sie führten die europäischen Nutztiere ein und trieben großartige Viehzucht, namentlich in Schafen, Rindern und Pferden. Dadurch gelangten sie in Besitz eines beträchtlichen Reichtums an Ländereien, Viehstand und edlen Metallen. Aus den priesterlichen Vertretern des Christentums wurden gar bald geschäftige Krämer und Handelsleute, welche aus den heidnischen Urbewohnern christliche Sklaven heranbildeten. Trotz wiederholter Aufstände der Indianer behaupteten die Mönche ihre Herrschaft und erweiterten ihre Gebiete, bis fast eins das andere begrenzte.

Im Jahre 1845 hob die mexikanisch-republikanische Regierung die Klöster auf und konfiszierte ihre Besitzungen. Die Republik verschenkte leider die Klosterländereien in großen Gehöften, den Ranchos (sprich Rantschos) oder Rancherias (sprich Rantscherias), an einzelne Günstlinge und Gönner und verhinderte so die größere Ansiedelung des Staates.

Auf diesen Rancherias, die manchmal Raum genug für ein paar deutsche Duodezfürstentümer enthielten, setzten nun die mexikanischen Grandes das idyllische Leben der Missionäre fort, sich zum Teil ebenfalls mit Viehzucht beschäftigend.

Als im Jahre 1847 die Republik Mexiko Oberkalifornien an die Vereinigten Staaten abtreten mußte, gaben sich die letzteren alle Mühe, die Herrschaft der Rancherias nach und nach bedeutend zu verkleinern.

Die Goldentdeckung im Februar des

folgenden Jahres verursachte eine großartige Auswanderung zum goldreichen Norden von Kalifornien und dadurch das rasche Aufblühen des Nordens. Das Territorium wurde 1850 als Staat in die Union aufgenommen.

Die kühnsten Goldsucher durchstöberten wohl auch die Berge von Südkalifornien, fanden aber keine genügende Entschädigung für die gefährlichen Wüstenreisen, um größere Scharen anzulocken. So blieb dieser Teil des neuen Staates „versunken und vergessen“.

Im Jahre 1851 begann eine Mormonen-Einwanderung. Diese „Heiligen des Jüngsten Tages“ (Latter Day's Saints) gründeten mehrere Kolonien in der Provinz San Bernardino und versuchten erfolgreich das regenarme Land durch künstliche Bewässerung in großem Maße zu befruchten. Der Mormonenkrieg von 1857 machte den Kulturbestrebungen derselben ein schnelles Ende.

Um dieselbe Zeit wurden die ersten Posten in Südkalifornien eingerichtet, in 1857 die Überlandpost durch die Coloradowüste, welche Südkalifornen (San Diego) mit Texas (San Antonio) verband und dadurch diese Gegend wenigstens etwas zugänglicher machte.

Die nächsten beiden Jahrzehnte, die den Norden von Kalifornien so schnell bevölkerten, gingen ohne wesentlichen Einfluß für den Süden vorüber.

Südkalifornien blieb das Buen Retiro der Mexikaner, das romantische Land der mexikanischen Klosterdörfer und der Haciendas (mexikanischen Landgüter).

Die spärliche Bevölkerung darin bestand größtenteils aus den gemischten Nachkommen der indianischen Azteken und der spanischen Hidalgos. Die gelblichen, mittelgroßen, fetten Kreolen (mit schwarzem Haar und dunklen, unheimlich blitzenden Augen) halten viel mehr von der behaglichen Siesta der Spanier als von dem unruhigen business des Yankees.

Zu diesen hatten sich einige amerikanische Abenteurer gesellt, die bei den Goldminen kampierten. Eine Anzahl von Verbrechern, die ein „wüstes“ Leben und Zurückgezogenheit suchten, hielten sich in der Nähe der Goldgräber auf, um ihnen ihre schwere Bürde zu erleichtern. Diese recht gemischte Gesellschaft wurde später noch durch einige Chinesen vermehrt, die seit Mitte dieses Jahrhunderts von Engländern und Amerikanern in Kalifornien als billige Arbeiter importiert wurden (die sogenannten Kulis).

Aus den Missionen und Rancherias hatten sich jene eigenartigen „Pueblos“ (spanisch, das heißt Ortschaft, Dorf, Stadt) entwickelt, von fast orientalischem Charakter, die sich so wesentlich von den zierlichen bunten Landhäusern Onkel Sams unterscheiden. Diese Pueblos bestehen aus ungeordneten Sammlungen elender Hütten von gräulichen Lehmziegeln (Adobes), die sich an die unvermeidliche gartenartige „Plaza“ anschließen. Die letztere ist der Markt und Lustplatz der Mexikaner.

Viele dieser Hütten haben nur viereckige Löcher als Fenster. Vor denselben ist jedoch meist eine hölzerne Veranda, unter deren Schatten Menschen und Vieh, vom Maultier bis zum Huhn, in paradiesischer Gemeinschaft leben.

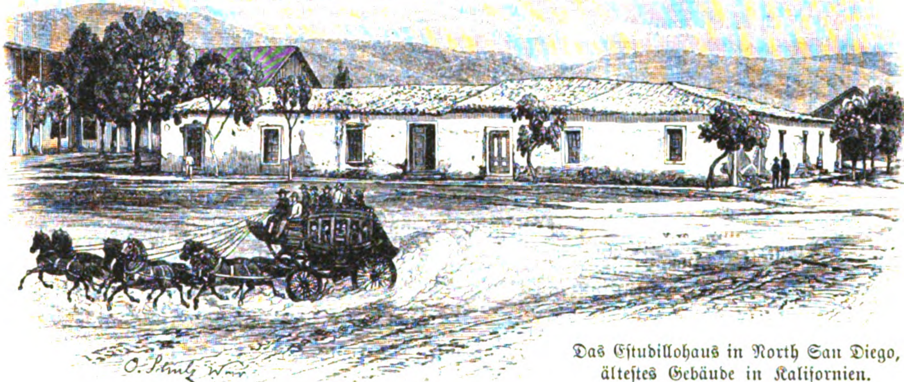
Die unerleuchteten und ungepflasterten Wege sind im Sommer fußhoch mit Staub, im Winter mit Schmutz bedeckt und mit den unverwendbaren Küchenabfällen dekoriert.

Erst Ende der siebziger Jahre wurde auch Südkalifornien seinem Schlummer entrissen. Nachdem es dem strebsamen Yankee gelungen, aus den Wüsten Nordkaliforniens, Utahs, Colorados und Kansas' bevölkerte Staaten mit fruchttragenden Feldern, viehreichen Wiesen und handeltreibenden Großstädten zu gestalten, richtete er auch sein Augenmerk auf die berüchtigten Wüsten Südkaliforniens.

Südkalifornien enthält zwar die große Coloradowüste im Südosten und die Mojavewüste im Nordosten, aber zwischen diesen und dem Meere bilden die Küstenberge viele Thäler, die zur Regenzeit von den Gebirgsbächen durchströmt und bewässert werden.

Fast parallel mit der Küste wird das

Land von mehreren Gebirgsketten durchzogen. Im Norden endet hier die Sierra Nevada, daran schließt sich die Sierra Madre, die Mitte des Südens nimmt das San Bernardinogebirge ein. Näher der Küste laufen mehrere andere Züge. Diese bilden zahlreiche kleinere oder größere Thäler; die Hochebenen werden hier spanisch mit „Mesas“ bezeichnet, die engen Schluchten werden Cañons (sprich Kanjons) genannt. Viele kurze Flüsse, die meist im Sommer im Sande verschwinden, und auch einige Seen (Lagunen) befinden sich darin. Die Berge enthalten viele nützliche Mineralien (Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Zinnober, Kalkstein, Marmor, Alabaster, Kohle, Asphalt, Petroleum u. s. w.). Zahlreiche Mineralquellen (besonders kalte und warme Salz- und Schwefelwasser) sind in der Nähe derselben.



Das Estudillohaus in North San Diego, ältestes Gebäude in Kalifornien.

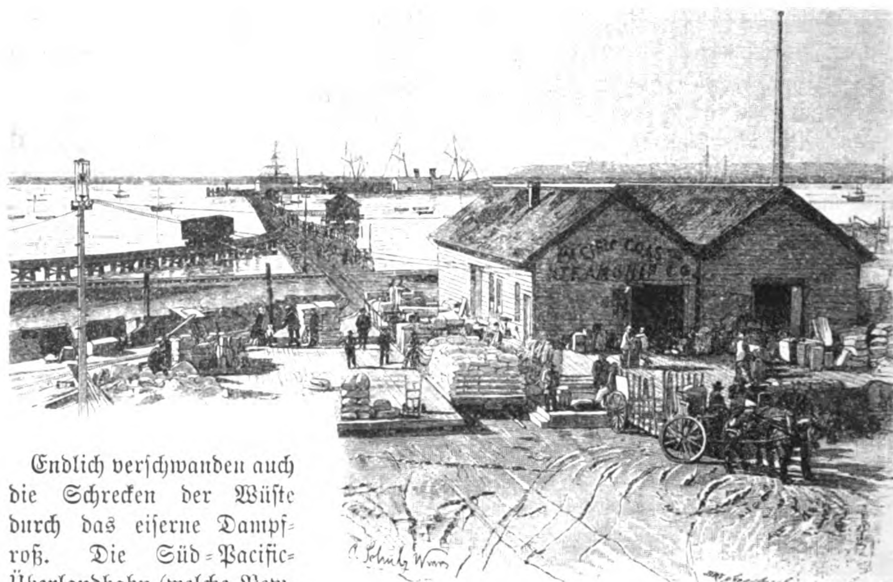
Daß die Gegend trotz des geringen Regenfalles stellenweise sehr fruchtbar, hatten die Mönche bereits in den Klostergärten und Äckern bewiesen.

Die Gipfel der Berge sind mit stattlichen Bäumen (Eichen, Tannen, Föhren, Cedern u. dergl. m.) bewachsen. Auf dem unkultivierten Boden der Ebenen gedeihen zwischen Gräsern und Sträuchern mannigfache und große Arten der üppigsten Kakteen und auch einige Palmen; diese begrünten Flächen werden unterbrochen von Kiesel-, Sand- und Alkali(Salz)-Wüsten.

Da das Klima in Südkalifornien dem Südeuropas in vielen Beziehungen ähnlich, so hatten schon die Franziskaner mit Erfolg die Pflege von Südfrüchten versucht und den Mangel an Feuchtigkeit durch künstliche Bewässerung ersetzt.

Als sich der Goldertrag in Nordkalifornien so bedeutend verminderte, sahen sich die getäuschten Einwanderer gezwungen, andere Erwerbsquellen und Lebensmittel in dem „fernen, weiten“ Westen aufzusuchen. Sie fanden den lehmigen (größtenteils alluvialen) Boden für Garten- und Ackerbau geeignet und erhöhten die Ertragsfähigkeit, wo nötig, durch großartige künstliche Bewässerungsanlagen (entweder durch Kanalisierung größerer Flüsse und Seen, durch Sammlung der Bergbäche in Becken und dann Fortleitung in Röhren, durch artesische Brunnen, oder durch Überschwemmung).

Diese Bemühungen hatten sich nicht nur im Norden, sondern auch schon im Süden als äußerst lohnend erwiesen.



Am Quai von San Diego.

Endlich verschwanden auch die Schrecken der Wüste durch das eiserne Dampfroß. Die Süd-Pacific-Überlandbahn (welche New-Orleans mit San Francisco verbindet) durchsaust seit 1877 die Mojave- und Coloradowüste, und 1885 erreichte auch die Santa-Fé-Überlandbahn (nahe an der Küste laufend) die Bucht von San Diego. Mit der Eisenbahn kam die Spekulation ins Land und in ihrem Gefolge das „Boom“.

Was der Amerikaner unter „Boom“ (von to boom, das heißt mit vollen Segeln fahren, übertragen auf „Blüte“, „Aufschwung“) versteht, läßt sich ins geliebte Deutsch getrost durch Schwindel übersetzen und sich am besten mit dem europäischen Aktienschwindel vergleichen.

Was das „Boom“, die Eisenbahnen und die umfangreiche künstliche Bewässerung schon in weniger als einem Jahrzehnt aus dem armseligen und öden Lande gemacht haben, ist geradezu erstaunlich.

Wo noch vor kürzester Zeit nur vereinsamte Missionen und Rancherias, elende „Pueblos“ und Minenlagerzelte sich befanden, stehen jetzt zierliche, freundliche Städte mit prächtigen Fruchtgärten und allen Errungenschaften der Neuzeit — vom elektrischen Licht und Telephon bis zur Drahtseil-Straßenbahn. In der Nähe der Eisenbahn wachsen die Städte wie Pilze aus der Erde. Überall, wohin das Auge blickt, wird gebaut und gepflanzt.

Der jungfräuliche Boden giebt reichliche Frucht in außerordentlicher Güte und Größe. Die Kultur in Südfrüchten (Wein, Apfelsinen, Citronen, Oliven, Mandeln, Feigen, Pfirsichen, Aprikosen, Maulbeeren, Guavas, Granatäpfeln, Quitten, Kastanien ꝛc.) ist schon so weit gediehen, daß eine beträchtliche Ausfuhr nach den Oststaaten von Amerika stattfinden kann.

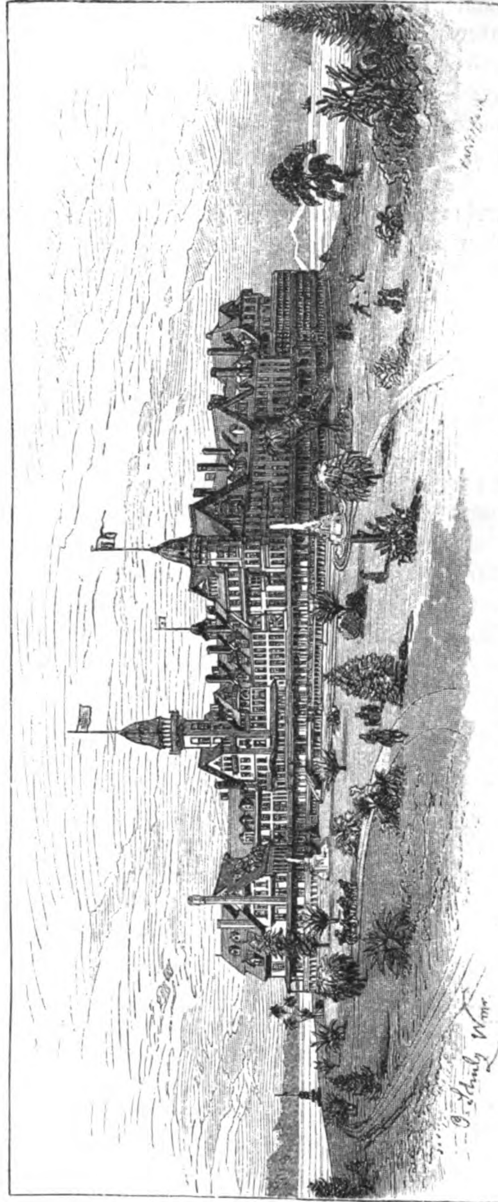
Auf einer Ausstellung südkalifornischer Früchte sah ich Äpfel und Apfelsinen in der Größe eines Kinderkopfes; einer der ersteren wog anderthalb Pfund. Eine Zwiebel hatte etwa denselben Umfang und das gleiche Gewicht. Eine Kartoffel wog fünf Pfund, ein Kohlkopf fünfzig Pfund, rote und weiße Rüben zehn bis vierzig Pfund, ein Melonenkürbis gar zweihundert Pfund.

Einer neuen Völkerwanderung gleicht der großartige Auszug gen Südwesten. Die Anzahl der Einwanderer wird im vorletzten Winter allein auf etwa 50000

Personen geschätzt. Die gesamte Einwohnerzahl in Südkalifornien beträgt zur Zeit ungefähr 350 000 Seelen oder ein Viertel von der Bewohnerschaft des Staates, gegen 80000 im Jahre 1880. Noch vor sieben Jahren gab es nur zwei Ortschaften mit über 1000 Bewohnern (Los Angeles und San Diego), heute giebt es deren schon über ein Dutzend (San Bernardino, Pomona, Colton, Santa Barbara, Pasadena, Riverside, San Buenaventura, National City ꝛc.).

Es wiederholen sich jetzt vielfach im Süden die Scenen vom Norden kurz nach der Entdeckung des Goldes. Die Zahl der Einwanderer ist so groß, daß gar nicht schnell genug für sie gebaut werden kann, und große Zeltlager gehören mit zur gegenwärtigen Charakteristik des Landes. An gewissen Orten sind kaum genügend Lebensmittel zu haben oder doch nur zu ganz unverschämten Preisen. Mit den Spekulanten und Abenteurern haben sich auch zahlreiche Verbrecher eingefunden, die vielfach das Leben in den größeren Städten so gefährdet haben, daß sich die Bürger genötigt sahen, mit einem neuen „Vigilance Comittee“, ähnlich wie in der Goldperiode in San Francisco (einer Art Fem- oder Lynchgericht), zu drohen, um sich vor der überhandnehmenden Unsicherheit zu schützen.

Von der Schnelligkeit und Großartigkeit des Umschwungs in Südkalifornien kann sich der Europäer kaum einen Begriff machen, und sie sind selbst für den an „Fixigkeit“ gewöhnten Amerikaner mindestens „amazing“.


Seebad Coronado Beach am Stillen Ocean.

Der amerikanische Arzt, der mir im Herbst 1887 anriet, für meine schwachen Lungen im Winter das milde Klima Südkaliforniens und das idyllische Pueblo San Diego als Buen Retiro aufzusuchen, hatte den Ort noch vor drei Jahren gesehen und schilderte ihn mir als das Muster eines schläfrigen mexikanischen Grenz- und Seestädtchens, das nach seiner Ansicht jetzt etwa 5000 Einwohner haben könnte.

Als ich San Diego erreichte, war ich nicht wenig erstaunt, eine amerikanische Stadt mit regstem Treiben und etwa 20000 Bewohnern zu finden. Vergebens suchte ich nach einem ruhigen Kurorte; aber ich machte dafür auf meinen Kreuz- und Querfahrten durch die südkalifornischen Wüsten eingehende Bekanntschaft mit den umfassenden Veränderungen, die in der kurzen Zeit darin stattgefunden haben.

Anfang Oktober 1887 erreichte ich nach mehrtägiger Reise durch die Wüsten Neu-Mexikos und Arizonas auf der Süd-Pacificbahn den wunderlichen Grenzort Yuma am mattblonden Coloradoflusse.

Der Zug war in drei Abteilungen geteilt und beladen mit Spekulanten und Auswanderern vom Arbeiter und Handwerker bis zum Arzt und Lehrer.

Jenseit der Brücke befanden wir uns im äußersten Südosten Kaliforniens (Provinz San Diego).

Nachdem wir durch das staubbedeckte Ufergebüsch mit den darin versteckten Hütten der Yuma-, Mohawe- und Lyegino-Indianer gefahren, betraten wir die berüchtigte Coloradowüste.

Von Yuma aus wendet sich die Bahn nördlich und steigt bergauf, bergab zwischen den San Bernardino- und den San Jacintobergen. Das Bergpanorama giebt der öden Landschaft einen abwechselnden Hintergrund. Dicht hinter Yuma trafen wir bescheidene Ansiedlungen von Gold- und Silbergräbern — dann folgten nur noch einsame Bahnstationen. Vor Volcano Springs erblickten wir einen Schlammvulkan; die Bahn steigt hier 67 Meter unter den Meeresspiegel hinab. Die Coloradowüste wird von den Geologen für einen vorhistorischen See gehalten. Es wechseln darin Sand-, Kiesel- und Alkali-Ebenen mit vereinzelten Gebüsch-, Gras- und Kaktusflächen. Die Nachmittagssonne unterhielt uns später durch die Fata Morgana mit ihren zauberhaften Spiegelbildern — ein Schauspiel, das auch die Wüsten Amerikas belebt. Wir hatten 32 Grad Reaumur im Schatten des Zuges.

Nach einer Tagereise von über 240 Kilometer verlassen wir die wüsten Ebenen, wir steigen höher hinauf, zwischen den sich nähernden Bergriesen zum San Gorgoniothale in der Provinz San Bernardino.

Hier wechselt die Scene plötzlich: die Kultur und das „Boom" beginnen hier. Zwar giebt es auch in dieser Gegend noch wüste Strecken, aber diese sind unterbrochen von Viehweiden, jungen Obstgärten, Farmen und aufblühenden Ortschaften, die noch vom Wüstenstaub bedeckt sind.

Im engen Gorgoniothale erreicht die Bahn bei der neuen Stadt Beaumont 768 Meter über Meeresspiegel und steigt dann schnell hinab ins weite Thal vor dem San Bernardinogebirge (mit dem schneebedeckten 3540 Meter hohen San Bernardino im Nordosten); südöstlich steht ihm gegenüber der San Jacinto (2700 Meter); nordwestlich läuft die sogenannte Sierra Madre, ein Ausläufer der San Bernardinoberge, im „Old Baldy" 2680 Meter hoch. Das Thal erinnert an eine kühne Schweizer Alpenlandschaft.

In diesem Thale befindet sich San Bernardino, die Hauptstadt der Provinz, einige Kilometer nordwestlich vom alten Kloster San Bernardino (gegründet 1820). Nahe bei der (seit 1842 verlassenen) Franziskaner-Mission errichteten die Mormonen das gegenwärtige San Bernardino, welches wie die meisten Städte des Westens und alle Mormonen-Ansiedelungen eine Gartenstadt ist, mit breiten geraden Straßen, die von Norden nach Süden, von Osten nach Westen laufen. Die bunten hölzernen Villen im Stile englischer Landhäuser sind umgeben von wohlgepflegten Gärten und die Straßen eingefaßt von Pappeln, Pfefferbäumen, Akazien und Eukalyptus (australischer Gummibaum). In der Umgebung stehen noch einige alte Lehmhütten, von Mexikanern bewohnt, und ein Lager halbcivilisierter Indianer.

Im Jahre 1880 wohnten in der großen Provinz nur 7500 Einwohner; heute umfaßt die Hauptstadt allein deren 10000 und in der Provinz leben 20000 mehr.

Das San Bernardinothal hat die ältesten und großartigsten Wasseranlagen in

Südkalifornien. Im sogenannten Bärthale (Bear Valley) befindet sich das größte künstliche Wasserbecken. Dasselbe ist 9 Kilometer lang, über 1 Kilometer breit und dient zur Sammlung mehrerer Gebirgsflüßchen im Umkreise von über 120 Quadratkilometer. Ein Kanal, 16 Kilometer lang, durchläuft sechzehn Tunnels (bis 210 Meter lang) und trägt hierdurch das gesammelte Wasser zu den Feldern und Gärten über 15000 amerikanische Acker (ein Acre = 40,5 Ar). Außer dieser und anderen, kleineren Wasserleitungen befinden sich noch gegen fünfhundert artesische Brunnen im San Bernardinothale, die durchschnittlich 520000 Hektoliter Wasser jeden Tag liefern. Garten- und Ackerland, das vorher fast wertlos, ist daher schnell im Preise auf zweihundert bis tausend Dollars per Acre gestiegen. Die Bewässerung hat dies Thal zur Conca d'oro (Sicilien) des Westens gestaltet.

Die nächst bedeutende Stadt im Thale ist Colton, die Station der Süd-Pacific- und jetzt auch der Santa Fé-Bahn. Der Ort ist seit etwa einem Jahrzehnt aus der vereinsamten Bahnstation entstanden und zählt bereits über 2000 Einwohner. Die nahen Marmor- und Kalkbrüche und die Bereitung der Früchte bieten ihnen eine einträgliche Industrie.

Die Santa Fé-Bahn verbindet San Bernardino und Colton mit San Diego — bis jetzt der einzige Verbindungsweg zum Süden, wenn man nicht von Yuma aus eine direkte Wüstenfahrt gen Westen unternehmen will.

Ich verließ Colton am folgenden Mittag. Nach 15 Kilometer erreicht die Bahn das liebliche Riverside, die Perle des Westens, mit seinen ausgedehnten Apfelsinen- und Citronengärten, die durch ihre kunstvolle Anlage und Pflege selbst diejenigen von Palermo übertreffen.

Ganz unvergleichlich ist die schon viel gerühmte, 14 Kilometer lange „Magnolia Avenue", eine doppelte Allee mit vierfachen Reihen von duftenden Pfeffer- und Eukalyptusbäumen. Wo die Querstraßen sie durchschneiden, stehen an den Ecken prächtige Fächerpalmen oder Magnolien. Zu beiden Seiten der Alleen dehnen sich herrliche Apfelsinen- und Citronengärten aus, die nicht wie in Italien hinter hohen Steinwällen versteckt, sondern mit immergrünen künstlich verzierten Hecken eingefaßt sind.

Noch vor fünfzehn Jahren war diese paradiesische Gegend nur eine jämmerliche Wiese, auf der ein paar staubbedeckte hagere Schafe sich alle Mühe gaben, ihr Dasein zu fristen. Das Land konnte nicht für einen bis zwei Dollars per Acre verkauft werden. Die künstliche Bewässerung (besonders durch Kanalisierung des Santa Ana-Flusses) hat es vollständig verwandelt. Riverside ist ein reinliches Städtchen von über tausend Einwohnern, größtenteils wohlhabende Yankees, die sich des Klimas und der Spekulation wegen hierher zurückgezogen. Welch dürftigen Eindruck macht dagegen noch die alte mexikanische Ansiedelung mit ihren Adobehütten, die sich in einer Vorstadt befindet, und wie überlegen erscheint hier selbst das neue Chinesenviertel über das alte Pueblo! Die kleine „Chinatown", so charakteristisch für alle kalifornischen Städte, ist hier mit hohen Bäumen und zierlichen Hecken umgeben.

Die Bahn setzt ihre südliche Reise in der Provinz San Diego zwischen den wildreichen Temescál- und San Jacinto-Bergen fort. Durch einen Engpaß tritt sie in ein weites Thal, welches die vulkanische Laguna, den jetzt „Elsinore" nach der neuen Ansiedelung genannten Spiegelsee enthält. Er ist eiförmig, größtenteils von welligen Bergen und Hügeln umgeben, 384 Meter über dem Meeresspiegel, 26 Kilometer vom Stillen Ocean, 15 Meter tief, $10^1/_2$ Kilometer lang und $4^1/_2$ Kilometer in der größten Breite. Der Durchmesser des unergründlichen Kraters soll etwa 300 Meter betragen. Das Wasser ist alkalisch und daher fischarm. Das Ufergebüsch ist dagegen belebt mit zahlreichen Wasservögeln von der Wildente, Wachtel und dem Kibitz bis zum Kranich, Pelikan und Flamingo. Um

den See befinden sich hundertdreiundachtzig warme und kalte Schwefelquellen (bis 40 Grad Reaumur). Die Berge enthalten Gold, Silber, Marmor, Kohle, Asbest, Thon, Ocker u. s. w. Am See, den die Spekulanten den „Como-See“ Kaliforniens nennen, sind schon mehrere Ortschaften im Entstehen.

Nordöstlich von Elsinore befindet sich das schon ziemlich bevölkerte San Jacinto-Thal mit gegenwärtig etwa zweitausend weißen Einwohnern und einer kleinen Indianer-Reservation. Die künstliche Bewässerung ist bis auf hundert artesische Brunnen fortgeschritten.

Wenn die Bahn das noch ziemlich wüste und unbewohnte Elsinorethal verläßt, eilt sie durch eine malerische schöne Schlucht (das Temécula Cañon) rasch dem Großen Weltmeere zu, das unseren Augen alsbald sichtbar wurde.

Der „Stille“ Ocean war im wilden Toben begriffen. Eine reichlich frische Brise sauste über die schäumenden Wellen, die in der Abendsonne glitzerten. Vor uns tauchte die rotglühende Scheibe mit dem funkelnden Glorienscheine langsam in die Wellen. Ein leichter Nebel stieg über denselben empor, und durch seinen Schleier brachen die Purpurstrahlen in herrlichster Farbenpracht. Die leichten hellen Wölkchen am blauen Firmament blieben noch lange goldumrahmt. Das war eines der schönsten Schauspiele im „wunderbaren Lande des Sonnenunterganges“, und ich begriff den Zauber, den sie auf Bayard Taylor ausgeübt haben.

An der Küste sieht es zwar noch wüst und trostlos aus, doch auch hier ist die Gründung schon im besten Gange, namentlich in Häfen und Kurörtern; da giebt es schon ein Oceanside (nahe bei der alten Mission San Luis Rey), ein Karlsbad (mit Sauerbrunnen), Del Mar, ein Leucadia u. s. w. — alle erst in den letzten zwei Jahren entstanden.

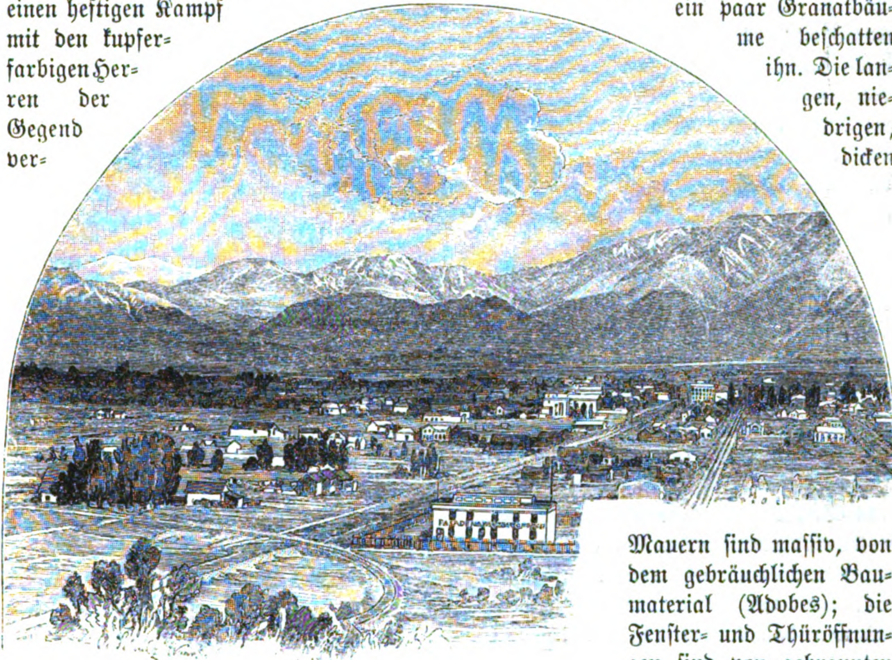
Nachdem uns die Küstenhöhen den Ocean lange Zeit verborgen, erreichten wir endlich den nördlichen Teil der großen Bucht San Diego und die Altstadt San Diego (jetzt North San Diego genannt), wo vor hundertneunzehn Jahren die Franziskaner die Kultivierung Oberkaliforniens begannen.

Hier fanden sie, an einem kleinen Hügel mit Aussicht auf Fluß, Bucht und Meer,



Das alte Kloster San Gabriel bei Los Angeles.

das Indianerdorf Kosoi (Cosoy). Auf diesem Hügel errichteten sie das erste Kloster San Diego. Doch schon nach einem Monat wurden sie in einen heftigen Kampf mit den kupferfarbigen Herren der Gegend verwickelt, wobei vier Spanier verwundet und ein Knabe getötet wurden.



Pasadena im San Gabriel-Thale, an der Sierra Madre.

Im Jahre 1774 wurde das Kloster neun Kilometer landeinwärts, weiter am San Diegoflusse hinauf, verlegt. Hier fand ein anderer Indianeraufstand statt, woran über tausend Wilde teilnahmen. Ein Priester und zwei Handwerker wurden getötet; fast alle Bewohner der Mission wurden mehr oder minder bedeutend verwundet. Alles Eigentum wurde vernichtet und das Kloster selbst verbrannt.

Doch die Mönche ließen sich durch diese Angriffe, die sich auch später wiederholten, nicht abschrecken. Sie bauten das Kloster an derselben Stelle wieder auf und setzten ihr Kulturwerk fort. Die Ruinen dieses letzteren Gebäudes stehen noch heute im Thale, auf einem Hügel, der zum Stillen Weltmeere schaut. Vor der Kirche befindet sich noch der alte Olivenhain mit etwa dreihundert Bäumen, den die Mönche pflanzten, der älteste in Oberkalifornien. Vor dem Eingang zum Kloster ragt eine schlanke Palme empor und ein paar Granatbäume beschatten ihn. Die langen, niedrigen, dicken Mauern sind massiv, von dem gebräuchlichen Baumaterial (Adobes); die Fenster- und Thüröffnungen sind von gebrannten Ziegeln. Das Hauptgebäude ist von Norden nach Süden gerichtet. Eine verfallene Mauer schließt dasselbe hinten und zu den Seiten ab. Die malerische, interessante Ruine nähert sich schnell dem Verfalle.

Im Jahre 1800 besaß das Kloster 6000 Stück Rindvieh, ungefähr dieselbe Anzahl Schafe und 877 Pferde; im Jahre 1827 umfaßte der Viehbestand 9120 Stück Rindvieh, 17280 Schafe und 1123 Pferde.

Unter dem Schutze der Kanonen des Presidio entstand im Laufe dieses Jahrhunderts das spanisch-mexikanische Pueblo (North-) San Diego. Im Jahre 1800 zählte es mit Soldaten, Offizieren und deren Angehörigen 167 Einwohner, außerdem lebten 1500 Indianer, die teilweise als Arbeiter für die Bevölkerung und das Kloster beschäftigt waren, in der Nähe des Ortes. Im Jahre 1833 organisierte sich die Gemeinde zu einer Ortschaft,

„Pueblo". Es ist auch jetzt nicht viel mehr als eine armselige Sammlung von niedrigen Lehmhütten, mit ungeebneten Straßen, die im Frühjahr mit Gras bewachsen sind — obgleich es kürzlich durch eine elektrische Eisenbahn mit der Neustadt San Diego verbunden worden. North San Diego ist die älteste Ortschaft in Kalifornien und enthält noch jetzt das älteste Wohngebäude im sogenannten Estudillohaus, das zwei Jahre nach dem Erscheinen der Mönche, also vor hundertsiebzehn Jahren, errichtet worden sein soll.

Einige Kilometer nordöstlich von der Altstadt San Diego und dem alten Kloster befindet sich ein kleines fruchtbares Thal, El Cajon (sprich Kachon, spanisch, das heißt die Büchse) genannt, mit etwa 700 Einwohnern.

Im Jahre 1867 kaufte ein gewisser Horton, ein spekulativer Amerikaner, für 324 Dollar 900 Acre Land, drei Kilometer südlich von der Altstadt, dicht an der Meeresbucht und nur etwa zwanzig Kilometer von der mexikanischen Grenze. Es war damals Aussicht vorhanden für eine Eisenbahnverbindung über Yuma, die jedoch unerfüllt blieb. Horton entwarf auf seinem Grunde den Plan zu einer Stadt und teilte ihn in Baustellen ein. Im Jahre 1880 zählte die Neustadt 2637 Seelen. Nach dem Bau der Eisenbahn, vor etwa drei Jahren, blühte sie schnell auf und zählt heute bereits gegen 20000 Bewohner. Die Neustadt ist jetzt die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Die Neustadt besitzt bereits viele schöne Stein- und Holzgebäude, elektrische Beleuchtung, sechs Banken, 39 Kilometer Straßenbahn, Telephon und Telegraph, Siel und Wasserleitung. Die San Diego-Fluß-Wasserleitung (eröffnet 1888) hat über zweieinhalb Millionen Mark gekostet; sie ist 66 Kilometer lang, hat zwei Sammelbecken und kann täglich gegen zwei Millionen Hektoliter Wasser liefern.

San Diego, die Neustadt, ist auch der Hauptsitz des „Booms" und des Gründungsschwindels, und das ganze Leben in der Stadt bekundet den großen Belagerungszustand der Spekulation. Der ganze Ort scheint aus Grundmaklern (Real Estate Agents) und Gastwirten (Saloonkeepers) zu bestehen.

Vom Bahnhof aus macht die Stadt mehr den Eindruck eines Jahrmarktes oder eines Zigeunerlagers als den eines ständigen Wohnortes nach europäischen Begriffen. Um den Bahnhof erstrecken sich ganze Viertel von elenden Bretterbuden und Leinwandzelten, in denen viele Hundert Einwanderer vorläufige Unterkunft gefunden. Die Straßen sind aufgewühlt und überall wird gebaut. Alles ist unharmonisch und höchst unvollkommen. Da stehen kolossale Steinbauten neben armseligen Holzhütten und Lagerzelten.

Als wir spät am Abend diesen Ort erreichten, fand ich alle Hotels überfüllt und hörte, daß häufig Reisende die ersten Nächte im Freien verbringen müssen, wegen des großen Zuzugs. Das waren nette Aussichten für einen Patienten, der hier noch das bescheidene, stille Pueblo zu finden hoffte.

Nur mit Bitten und Flehen erhielt ich ein Unterkommen für zwei Dollar die Nacht. Dementsprechend fand ich später alle anderen Lebensbedürfnisse. Eine möblierte Schlafstelle kostete zwanzig bis dreißig Dollar, ein Dutzend frische Eier fünfundsiebzig Cent (über drei Mark); ein Pfund Butter ebensoviel. Frische Milch und viele andere notwendige Nahrungsmittel waren um keinen Preis zu haben. Selbst die Apfelsinen kosten hier in der besten Zeit noch fünf Cent das Stück (einundzwanzig Pfennig).

Ein Handwerker erhält fünf bis acht Dollar den Tag, ein gewöhnlicher Arbeiter zwei bis drei Dollar. Selbst für einen chinesischen oder japanischen Diener (als Koch oder Hausknecht) muß man monatlich dreißig bis vierzig Dollar zahlen.

Das Land, das Horton vor etwa zwanzig Jahren für sechsunddreißig Cent den Acre kaufte, ist jetzt nicht unter zehn Dollar per Quadratfuß zu haben.

Die Häuser und Villen in San Diego sind größtenteils von Holz, mit Ausnahme

weniger Geschäftsgebäude. Viele Villen sind von einem staubigen Garten mit Eukalyptus und Pfefferbäumen umgeben, über welche das hohe Gerüst der Wasserpump-Windmühle hervorragt. Diese obeliskenartigen Mühlen gehören mit zu den Eigenheiten des Landes; ebenso der Flederwisch vor jeder Hausthüre zur Entfernung des aufdringlichen Wüstenstaubes.

Die Bahnhofstraße führt zur „Plaza", dem Korso der Bewohner San Diegos. Hier finden die Konzerte der Stadtmusikanten statt, hier ist der Schauplatz für den Wahlkampf und hier predigt am Sonntag irgend ein wandernder Apostel der Seelenrettungsarmee (Salvation Army) oder der Mäßigkeit.

Nächst der Plaza befinden sich die Hauptstraßen mit den größten Hotels, Geschäften, Banken und Restaurationen; sie enthalten schon viele prächtige Steinbauten. Der rege Verkehr in den Straßen zu Wagen und zu Fuß ist geradezu großstädtisch. Vor dem kleinen Postgebäude schart sich den ganzen Tag über eine große Menge, um die Postsachen abzuholen. Die Stadt ist der Postbehörde so zu sagen über den Kopf gewachsen und die letztere ist daher nicht im stande, der umfangreichen Bevölkerung zu genügen. Es war kaum möglich, Briefe vor einer Woche nach Ankunft zu erhalten — Drucksachen wurden gar nicht mehr verteilt, sondern einfach im Postamt zum Feuertode verurteilt. In den letzten sechs Monaten allein hatte sich die Bevölkerung um über 6000 Personen vermehrt.

San Diego erhebt sich auf dem sanft ansteigenden Hügel an der Meeresbucht. Auf der Höhe befinden sich die Villen, unten, an dem Quai, ist ein schon ziemlich bevölkertes Chinesenviertel im Entstehen, und mehr entfernt von der Stadt ist eine kleine Ansiedelung von Indianern und Kreolen (letztere hier amerikanisch Greasers genannt), welche in rohen Holzlauben ihr zigeunerhaftes Dasein fristen.

Die nierenförmige Bucht von San Diego bildet den besten Hafen im Süden, den zweitbesten im Staate Kalifornien. Sie wurde schon 1542 von Cabrillo entdeckt und erhielt von Viscayno 1602 den gegenwärtigen Namen. Eine schmale Halbinsel erstreckt sich vor dem Meerbusen als natürlicher Wellenbrecher und läßt nur einen engen Raum zur Einfahrt, die frei von Felsen ist. Die Tiefe der sandigen Bucht ist selbst bei Ebbe genügend für große Seedampfschiffe.

Bisher wird der Hafen nur regelmäßig von den Pacific-Küstendampfern besucht und von Segelschiffen, die namentlich Bauholz herbeischleppen. Gelegentlich laufen auch amerikanische Australien- und Chinadampfer ein, hin und wieder ein chinesisches oder japanisches Schiff. Ich sah hier im November das japanische Kriegsschiff Tsukuba mit den kleinen zierlichen japanesischen Matrosen, die ähnlich wie die deutschen gekleidet waren.

Die Bucht von San Diego wird an Bedeutung gewinnen nach Eröffnung des Panamakanals, wenn die europäischen Dampfer direkte Verbindung mit dem Großen Ocean erreichen und so leicht an der kalifornischen Küste anlegen können.

Einige lange, hölzerne Landungsbrücken (Piers) erstrecken sich schon jetzt in die Bucht. Ein großer Raddampfer läuft als Fähre alle fünf Minuten über die Bucht, um San Diego mit der gegenüberliegenden Halbinsel zu verbinden, auf welcher eine Aktiengesellschaft vor drei Jahren das Seebad Coronado Beach gegründet hat.

Noch vor ein paar Jahren war Coronado Beach eine wüste Düne, wo sich der amerikanische Schakal, die Wildkatze und das Kaninchen sonnten; jetzt ist es in Straßen und Grundstücke abgeteilt, zählt bereits einige Hundert Bewohner, besitzt Straßendampfbahn, Telegraph, Telephon, eigene Zeitung, Straußpark und ein großartiges Hotel mit eigenem Theater, eigener Apotheke u. s. w., welches, obwohl es nur von Holz gebaut, über eine Million Dollar verschlungen hat.

Die Veranda des Hotels gewährt einen herrlichen Überblick auf das Meer mit den Coronado-Inseln, die Bucht und die Stadt.



Die Metropolis Los Angeles.

Die Bucht ist von beiden Seiten eingeschlossen von Gebirgsausläufern, die sich ins Meer erstrecken. Im Süden sind es die hohen, malerischen Berge des mexikanischen Gebirgszuges, die eine großartige Alpenlandschaft bilden. Besonders charakteristisch ist der kegelförmige hohe San Miguel und der platte Tafelberg. Im Norden erstreckt sich ein niedrigerer, gleichmäßiger Bergrücken ins Meer mit dem Kap Loma und dem Leuchtturm.

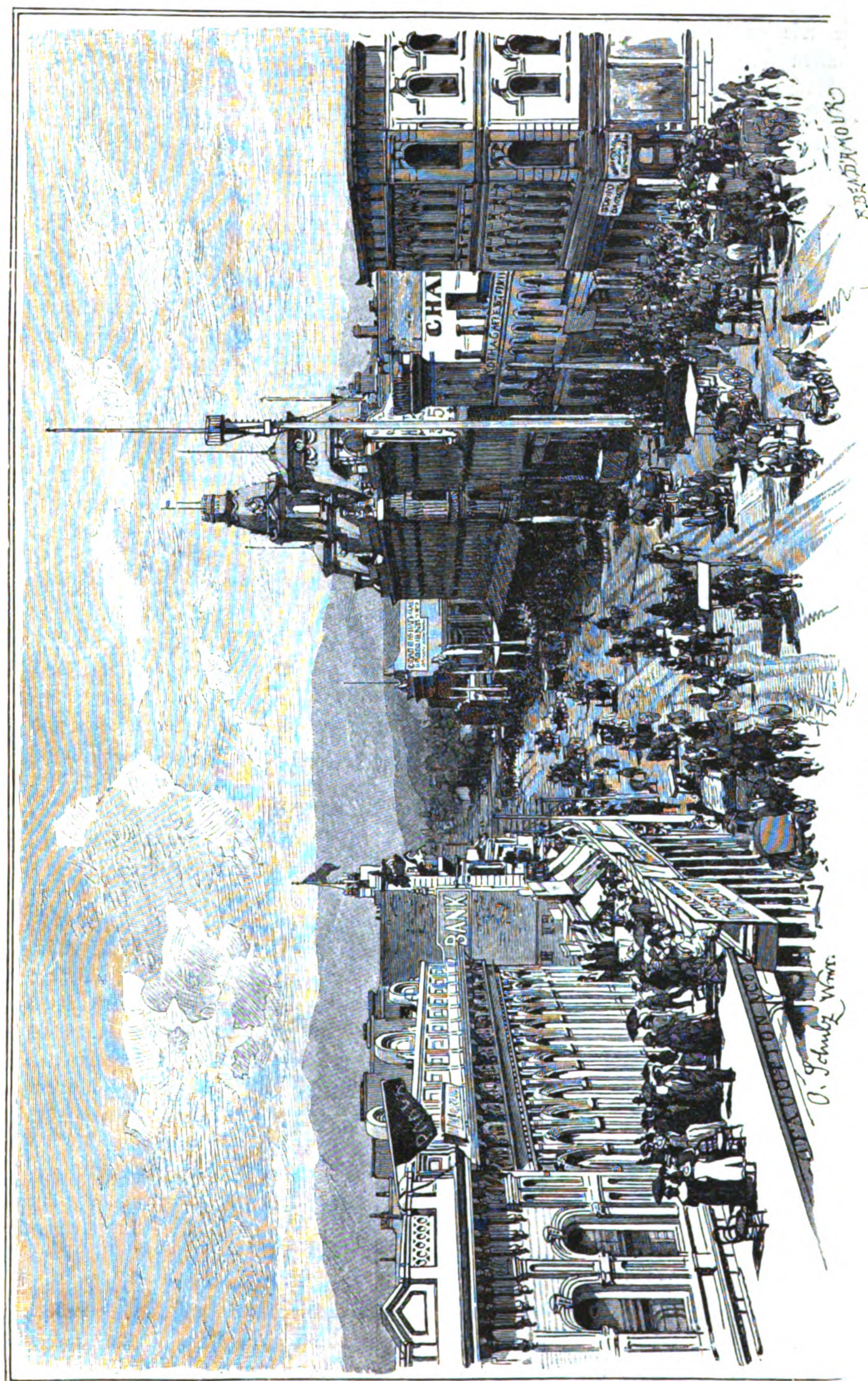
Von der Bucht aus erhebt sich allmählich eine Anhöhe, umgürtet von Bergen. Auf dieser erscheint amphitheatralisch, doch noch in ungeordneten Häusersammlungen San Diego. Südlich von San Diego liegt inmitten der Sandwüste die junge Ortschaft National City und andere kleinere Ansiedelungen.

Ein paar Wochen in San Diego genügten, um mir zu beweisen, daß San Diego wohl ein Kurort für Gründer, aber nicht für Lungenkranke ist. Das Klima ist ungefähr wie in Neapel; es regnet zwar weniger als am Vesuv, aber die häufigen Nebel, die hier vorherrschen, sind nicht minder unangenehm. Heftige Nordwinde sind auch hier im Winter durchaus nicht selten.

An einem herrlichen Novembertage kehrte ich daher dem „gelobten" Lande den Rücken und begab mich auf demselben Winkelzuge durch die Wüste nach Arizona zurück. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, die bedeutenden Veränderungen anzustaunen, die in der kurzen Zeit von sechs Wochen in der Wüste vorgegangen. Die jungen Ortschaften hatten sich bemerkenswert ausgedehnt und mehrere neue waren entstanden.

Ende Mai durchkreuzte ich die Coloradowüste zum drittenmal. Von Colton fuhr ich dieses Mal nordwestlich zur südkalifornischen Metropolis Los Angeles (87 Kilometer westlich von Colton).

Die Gegend um Los Angeles ist viel fruchtbarer als der Süden, mehr angebaut und bevölkert. Der Mais stand in den Feldern bereits über Meterhöhe. Die Farmer waren schon seit einiger Zeit mit Heu- und Weizenernte beschäftigt. Die Kakteen waren meist in Blüte; vor allem fielen die zahllosen Yuccakakteen auf mit den weißen, glockenförmigen Blütenbüscheln,

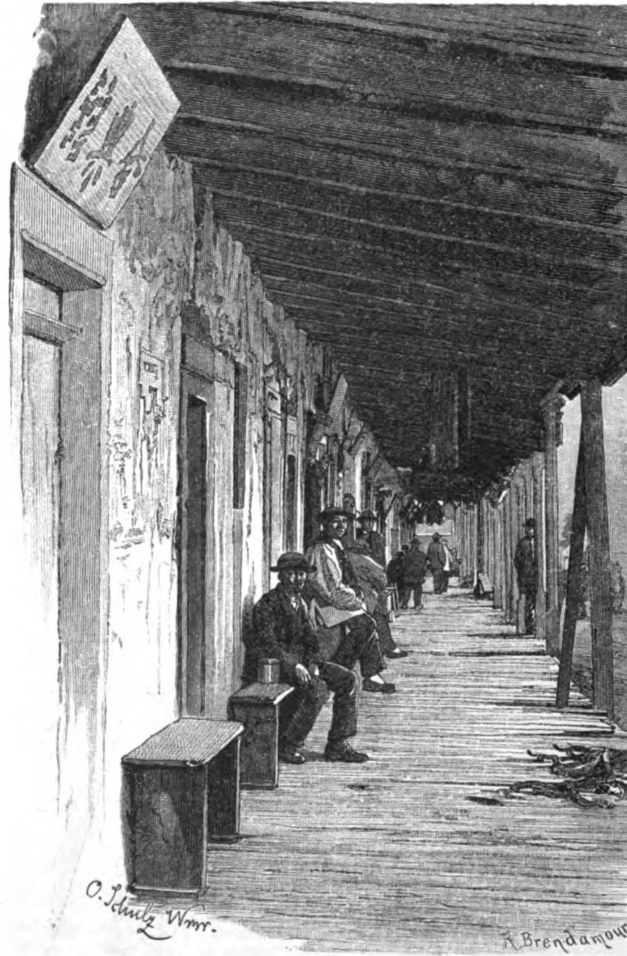


Die Hauptstraße (Mainstreet) in Los Angeles.

die wie große Maiglöckchen über dem dunklen Grün der Wiesen hervorragten.

Auch auf dieser Bahnstrecke, die sich in den Thälern unterhalb der welligen, halb grünen, halb kahlen Sierra Madre bewegt, sind überall die Zeichen des Booms und die Spuren eifrigster Städtegründung. Umfangreiche Gärten mit Wein- und Fruchtanlagen reihen sich aneinander. Die Güterzüge, die uns begegneten, waren alle gefüllt mit Wein oder frischen und eingemachten Früchten. Pomona im San José-Thal und San Gabriel im gleichnamigen Thale sind schon ansehnliche Ortschaften.

Im San Gabriel-Thale steht noch die alte Mission, das Kloster San Gabriel, ein einfaches, graues Adobegebäude mit dem breiten, aber schmalen spanischen Glockenturme. Es ist noch heute im Gebrauch. Nördlich von dem Kloster am Fuße der Sierra Madre und an der Santa Fé-Bahn liegt Pasadena, eine rasch aufblühende Stadt von über 10000 Einwohnern — vor fünf Jahren hatte sie deren nur 1200 —, mit schönen Villen, Kirchen, Banken, Hotels, Theater, Bibliothek, vielen Weinfabriken und beträchtlicher Obstkultur.

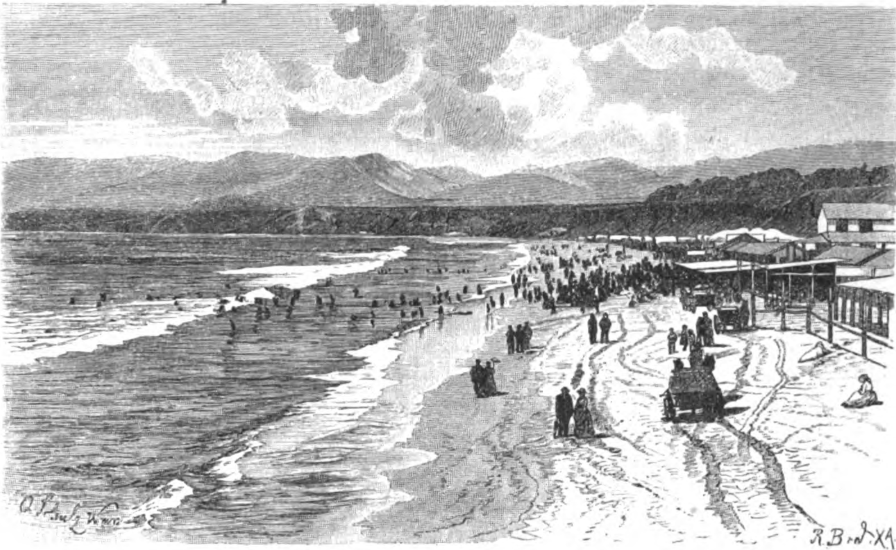


Im Chinesenviertel von Los Angeles.

In demselben fruchtbaren Thale westlich von Pasadena und San Gabriel befindet sich auch die Hauptstadt Südkaliforniens, Los Angeles.* Sie befindet sich am Fuße von Hügeln, auf die sie sich teilweise ausdehnt, etwa 20 Kilometer östlich vom Meere und 105 bis 150 Meter über demselben, an dem gleichnamigen Flusse, der sich im Sommer im Sande verliert. Das herrliche Bergpanorama der Sierra Madre, deren Gipfel zeitweise mit Schnee gekrönt, umgiebt einen Teil der Stadt. Das schöne Bergpanorama ist leider häufig durch undurchdringliche Nebelschleier verhüllt.

Obgleich Los Angeles schon vor mehr als hundert Jahren angesiedelt worden, blieb es bis zum „Boom“ eine armselige Kleinstadt mit elenden Lehmhütten. Noch 1870 hatte es nur 8000

* Die Amerikaner sprechen Andscheles, anstatt Anscheles.



Seebad Santa Monica am Stillen Ocean.

Einwohner, 1880 schon 11183 Seelen. Seitdem ist sie wie durch Zauber verwandelt worden und hat heute auf ihrem 9 Quadratkilometer umfassenden Gebiete gegen 70000 Bewohner. Sie glänzt abends in elektrischem Lichte, empfängt sechs Eisenbahnen und besitzt neun Dampfstraßenbahnen für die Vorstädte, außerdem zahlreiche Pferdebahnen, elektrische und Drahtseilbahnen, welche die Straßen durchlaufen.

Los Angeles hat jetzt über dreißig Kirchen, Universität, Akademien, zwanzig Schulen, Bibliothek, sechzehn Zeitungen, großes Opernhaus, acht Banken, zehn Weinfabriken, acht Destillationen, fünf Eisengießereien, drei Getreide- und zwölf Sägemühlen. Etwa zwölfhundert Häuser waren zur Zeit meiner Anwesenheit im Bau begriffen, und sechs öffentliche Parks befanden sich in der Anlage. Bei alledem sind die Straßen noch ungepflastert (mit Ausnahme der Hauptstraße) und es giebt kein Siel. Der Unrat wird, wie in vielen westlichen Städten, teilweise noch in den Straßen verbrannt.

Auf einem Hügel vor der Stadt erhebt sich ein prächtiger Kirchhof mit herrlichen Alleen von Immergrün, Eukalyptus u. s. w., mit vielen kostbaren Monumenten und schönen Promenaden für Wagen und Fußgänger. Im Hintergrunde ragt die Sierra Madre empor. Die malerische Anlage dieses Friedhofes erinnert lebhaft an die Campi Santi Italiens.

In und bei Los Angeles befinden sich vier große Straußzüchtereien, die zugleich als Tivoli für die Volksmenge dienen. Sie enthalten noch einige andere Tiere zur Schau, besitzen Restaurationen und Tanzsäle und dienen so dem Nützlichen wie dem Angenehmen. Besonders des Sonntags sind sie gefüllt mit Besuchern jeder Hautfarbe. Eine herrliche Anlage ist die Kenilworth Ostrich Farm im Glendale-Thale.

Vom Bahnhofe aus macht die Stadt „der Engel“ einen nichts weniger als himmlischen Eindruck. Wie in San Diego ist auch hier der Bahnhof umgeben mit Holzbuden und Zelten, zwischen denen sich noch alte mexikanische Lehmhütten befinden. Überall wird gebaut und das Unterste scheint zu oberst gekehrt. Dabei herrscht ein scheinbar wirres Gedränge.

Selbst die begrünte „Plaza“ erinnert im Äußeren noch sehr an das mexikanische Pueblo. An der einen Seite desselben

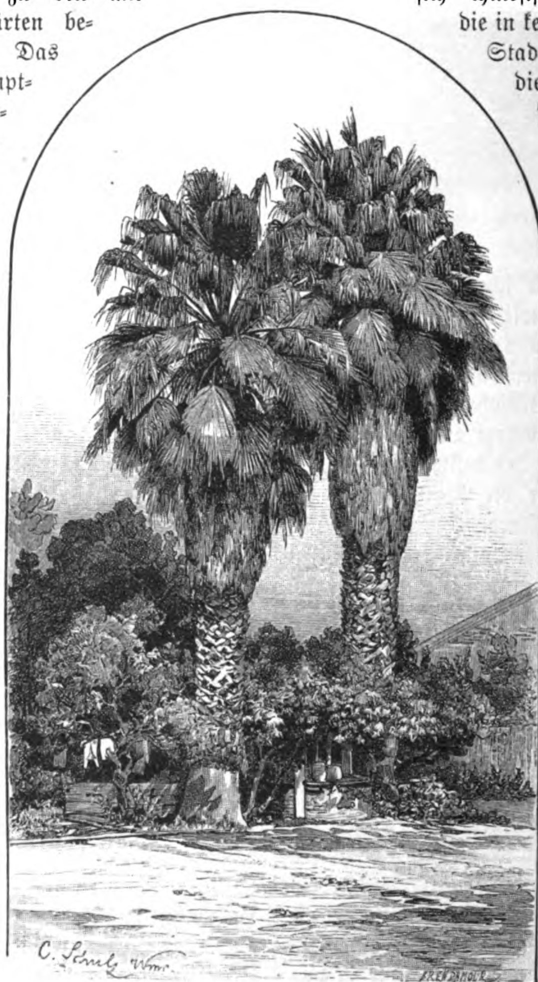
erstreckt sich das schmutzige Chinesenviertel, auf der gegenüberliegenden Seite steht eine alte katholische Adobe-Kapelle. Auch die übrigen Seiten sind noch eingefaßt mit solchen Resten aus der guten alten Zeit.

Von der Plaza führt die Hauptstraße (Mainstreet) zum Mittelpunkt der Neustadt, hier stehen große steinerne Prachtbauten (sechs bis acht Stock hoch) mit prächtigen Läden, schönen Hotels, dem Opernhaus u. s. w. Die Querstraßen führen hinauf zu den mit Villen und Gärten besetzten Hügeln. Das Leben in den Hauptstraßen ist weltstädtisch und erinnert abends an den Corso italienischer Städte. Hier offenbart sich der kosmopolitische Charakter der kalifornischen Ortschaften am auffälligsten. Neben den Europäern fast aller Zungen lustwandelt der bezopfte Chinese im blauen Tuchkittel und in den weiten, trichterförmigen Beinkleidern, ferner der modernisierte Japaner, der krausköpfige Neger wie auch der mexikanische Kreole unter dem Schatten seines breitkrempigen, silberbordierten „Sombrero“ (Stroh- oder Filzhut).

Da begegnet uns der chinesische Hausierer mit seinem langen Bambus hinterm Genick, an dessen Enden die dickbäuchigen Bastkörbe hängen, und die dunkeläugige Mexikanerin in ihrer dunklen, nonnenartigen Kleidung mit der tönernen „Olla“ (Wasserkrug) auf dem Haupte. Unter den vielen Rosselenkern fällt uns der protzige „Nigger“ und der gleichgültige „Kuli“ auf. Die letzteren fahren meist die Wagen chinesischer Gemüsehändler und Wäscher.

Über die ganze Stadt verteilt befinden sich chinesische Wäschereien, die in keiner kalifornischen Stadt fehlen. Durch die offenen Thüren sieht man sie im weißen Leinenanzuge mit großer Kunstfertigkeit sprengen, kräuseln, bügeln, oder auf dem Dache mit dem Trocknen der Wäsche beschäftigt.

Der interessanteste Teil der Stadt ist „Chinatown“, das Chinesenghetto von Los Angeles, das mehrere Straßen und Querstraßen umfaßt und zwischen zwei- bis dreitausend bezopfte Bewohner zählt. Es ist auch hier mit dem „Bagnio“ vereint, dem amerikanischen Grisettenviertel.



Fächerpalmen in Los Angeles.

Los Angeles hat das größte Chinesenviertel in Südkalifornien. Nahe an der Plaza befindet sich das chinesische Thea-



Artesischer Brunnen in der Provinz Los Angeles.

ter, ein moderner zweistöckiger Ziegelbau; unfern davon sind in Privathäusern die chinesischen Kapellen (Meos) und viele chinesische Restaurationen.

Die niedrigen (ein- bis zweistöckigen) Gebäude sind jetzt noch meist von Holz und gleichen Jahrmarktsbuden. Zu beiden Seiten der Hauptstraßen laufen Holzarkaden vor den Hütten, die geschmückt sind mit chinesischen Geschäftsschildern, roten Neujahrs-Wunschzetteln, mit bunten Ampeln und Papierlaternen. Unter diesen Arkaden spiegelt sich das chinesische Volksleben wieder. Hier sitzt der Flickschuster, die Obst- und Gemüsehöker, der Wahrsager u. s. w.; hierunter befinden sich die zahlreichen Läden der chinesischen Kaufleute und Krämer, der Doktoren, Apotheker, Agenten und Kuriositätenhändler. Alles, was sich nur ein Sohn des Himmlischen Reiches wünschen kann, ist hier zu haben: vom Schnabelschuh bis zum Strohhut, vom Zuckerrohr bis zum Konfekt, vom Reis — bis zur Ratte, vom Thee bis zum Opium. Sehr zahlreich sind die chinesischen Pfandleiher — sie müssen sicherlich einem stark gefühlten Bedürfnisse entsprechen. Reinlichkeit und Ozon sind seltene Gäste in diesem Viertel. Jede dieser kleinen, niedrigen Hütten beherbergt eine erstaunlich große Anzahl von Bewohnern. Den Amerikanern würden sie kaum für zwei Familien genügen, während sie nach asiatischen Begriffen Raum genug für zwanzig bis dreißig und noch mehr Personen bieten. Die Hütten sind vielfach in kleine Zellen eingeteilt, die nicht größer als eine Schiffskabine sind. Die ganze Einrichtung besteht dann nur aus dem mattenbedeckten Schlaftische und den dazu gehörigen Bastkissen.

Chinesische Frauen sind im Chinesenviertel von Los Angeles noch selten. Sie unterscheiden sich nur durch die weiteren Ärmel und Beinkleider, durch den aufgesteckten Zopf und Ohrringe von ihren Landsleuten masculini generis.

Unfern von Los Angeles befinden sich am Stillen Ocean zwei kleine Häfen, welche den Seeverkehr mit der Stadt vermitteln: Santa Monica — 20 Kilometer westlich — und San Pedro — 30 Kilometer südlich.

Santa Monica ist jetzt das beliebteste Seebad in Südkalifornien, und Sommer und Winter zahlreich besucht. Im Som-

mer gleicht der an einem welligen Küstengebirge gelegene Ort mit den vielen Hundert Zelten einem Armee-Feldlager; denn „Camping out“ in Santa Monica ist das Sommerziel aller Kalifornier.

Von der Aufregung, dem geschäftlichen Treiben der allgemeinen Spekulationswut und dem überraschenden Fortschritte in Südkalifornien kann sich ein Europäer kaum einen rechten Begriff machen.

In Los Angeles betrug der Land- und Häuserschacher in einer einzigen Woche Anfang vorigen Jahres drei Millionen Dollar. Es hat sich bereits eine lebhafte und bedeutende Industrie entwickelt. Im Jahre 1886 konnten schon 725000 Kisten Apfelsinen ausgeführt werden, außerdem noch etwa 200000 Centner konservierte Früchte. Die Provinz Los Angeles versandte in demselben Jahre 200000 Hektoliter Wein. Nach ungefährer Berechnung wird Südkalifornien im Jahre 1890 bereits gegen eine Million tragende Apfelsinenbäume haben. Unter den südkalifornischen Früchten haben die kleinen süßen „Missionstrauben“, die große Rosinentraube, die kleinen, saftigen, limes genannten Citronen und die großen kernlosen Apfelsinen (naval oranges) schon einen gewissen Ruf erlangt. Sehr umfangreich ist bereits die Bienenkultur. Im Jahre 1887 wurden allein aus der Provinz San Diego 2000 Tonnen Honig ausgeführt. Noch wenig entwickelt ist der Seidenbau; dagegen gewinnt die Straußzucht mehr und mehr an Umfang und Bedeutung. Es giebt bereits zahlreiche Züchtereien, wo der afrikanische Riesenvogel seiner prächtigen Federn wegen gepflegt wird (so in Los Angeles, Anaheim, Fallbrook, Coronado Beach).

Südkalifornien hat jetzt etwa 3000 Kilometer Eisenbahnen (vollendet oder im Bau begriffen) und eine Küstendampfschiff-Verbindung. Der großartige Erfolg hat die Südkalifornier so kühn gemacht, daß sie mit Eifer danach streben, aus den sieben Provinzen einen eigenen Staat zu gestalten mit Los Angeles oder San Diego als Hauptstadt.

Nach achttägigem Aufenthalte in der Stadt der Engel sehnte ich mich danach, aus dem wirren, aufregenden Lärmen und Treiben der südkalifornischen Städte herauszukommen. Ich benutzte die Süd-Pacificbahn nach „Frisco“ (San Francisco). Vermittels mehrerer Tunnels durchschneidet die Bahn die Sierra Madre und steigt dann bergauf bergab der Mojavewüste zu.

Die Bahn läuft durch die große, meist noch öde Provinz Kern — die nördlichste in Südkalifornien — und durch die große Mojavewüste, die darin enthalten. Sie ist teilweise bedeckt mit den eigenartigen Yuccapalmen, teilweise besteht sie, wie die Coloradowüste, aus Sand- und Alkaliebenen. Die Sierra Nevada endet im Norden dieser Provinz.

Neuerdings sind auch hier künstliche Bewässerungsversuche in großem Maße gemacht worden, sowohl durch artesische Brunnen als auch durch Kanalisierung des Kernflusses. Die Gesamtlänge aller Gräben und Kanäle dieses Flusses beträgt gegen 700 Kilometer; dieses System dient zur Bewässerung von über 1500 Quadratkilometer und hat etwa vier Millionen Dollar gekostet.

Hinter der Wüstenstation Mojave (725 Meter über dem Meere) steigt die Bahn hinauf zum hohen Tehachapi (sprich Teatschapi), auf dessen Gipfelstation wir uns 1207 Meter über dem Stillen Ocean befinden. Beim Hinuntersteigen kreuzt sich die Bahn in der Höhe von 1200 Meter und schlängelt sich dann zum Passe „The Loop“ (1050 Meter über dem Meere), durch den sie ins weite San Joaquinthal hinabsteigt. Hier befindet sich am Kernflusse die noch winzige Hauptstadt der Provinz, Bakersfield (1500 Einwohner).

Die Bahn steigt dann weiter hinab zum großen Tularesee und verläßt bei demselben den Staat der Zukunft und — des „Booms“.



Gaspards Nachfolger.

Erzählung
von
Victor André.

III.

Es war die Zeit der letzten Nachtstunde, wo ein Todesschauer über die Erde geht, vor dem sich jedes lebende Wesen in seine Hütte verkriecht, nur der Großstädter nicht.

Im Klub kamen drei Herren die Treppe herunter und ließen sich von dem verschlafenen Diener die Mäntel reichen.

Selbst den kräftigsten Mann durchschüttelt es, wenn er nach durchwachter Nacht aus den von Gaslicht überhitzten und ausgedörrten Räumen in die kühle, feucht'wehende Nachtluft tritt; und diese drei waren ältere Herren mit Rheumatismus und Podagra.

Es war ein Pechtag! keine einzige Droschke mehr zu sehen. Der eine fluchte, die anderen zuckten resigniert mit den Schultern; es half nichts, man mußte noch eine halbe Stunde aushalten, bis ein Wagen herbeigeschafft war, oder zu Fuß nach Hause gehen.

Sie trennten sich mit einem Kopfnicken, zu niedergeschlagen und zu gleichgültig, um die Hand aus der Überziehertasche zu nehmen. Zwei gingen nach links, einer nach rechts. Es war Gaspard. Mit schlürfenden Schritten schlenderte er den Linden zu. Die Partie Pikett hatte lange gedauert, und er war müde. Fast erleichtert seufzte er auf, als er fühlte, wie schwer seine Füße und wie schwer sein Kopf waren. Müdigkeit, das war es ja nur, was er suchte, und mit der Müdigkeit den schönen, bewußtlosen, erlösenden Schlaf!

Er ging mühsam die Linden entlang und dachte an nichts als daran, wie schön es doch wäre, wenn er noch eine Droschke fände. Plötzlich stolperte er in der Dunkelheit fast gegen eine, welche dicht am Bürgersteig hielt. Der Kutscher schlief. „Kutscher, Kutscher!" — „Bin bestellt," brummte der arme Teufel und ließ sein schweres Haupt in den hohen Kragen zurücksinken. Das war eine bittere Enttäuschung.

Ratlos sah Gaspard sich um. Da bemerkte er einen schwachen Lichtschimmer, welcher durch ein Fenster über dem Thorweg neben ihm drang. Also hier waren auch noch Menschen wach. Je länger er sich die Thür betrachtete, desto bekannter kam sie ihm vor. Richtig, hier mußte ein Restaurant sein, das er vor Jahren zuweilen besucht hatte. Ob man ihn noch einlassen würde? Es war ein verzweifelter Gedanke, noch einmal mit den übernächtigen Augen in das grelle Gaslicht starren zu müssen. Aber hier könnte man wenigstens warten, bis ein Gefährt aufgetrieben wurde; zu Fuß sich bis nach der Tiergartenstraße zu schleppen — nein, das vermochte er nicht!

Zweimal hatte er vergeblich geklopft, eine Klingel war nicht zu entdecken; da hörte er Schritte, die Thür öffnete sich, und ein Herr, der eine in Mantel und Shawl gehüllte Dame führte, trat heraus. Gaspard wollte schnell vorüber. „Geschlossen!“ schrie ihm eine Stimme aus dem Hintergrunde zu.

Laternen waren nicht in der Nähe; das Licht, mit welchem ein Kellner jetzt heraustrat, blendete ihn so, daß er die Gestalten vor sich nicht erkennen konnte. „Es wird geschlossen!“ sagte der dienstbare Geist noch einmal. Aber Gaspard war nicht in der Laune, so leicht sich abfertigen zu lassen. Da, im Augenblick, wo er an den beiden Gästen vorbei in das Haus treten wollte, fuhr die Dame mit einem Aufschrei zurück und klammerte sich an ihren Begleiter an. Blitzschnell wandte sich dieser um; Gaspard sah zwei dunkle Augen mit Entsetzen und Zorn zugleich auf sich gerichtet, dann nahm der Herr seine Dame, welche einer Ohnmacht nahe schien, wie einen Federball in die Arme und trug sie mit wenigen schnellen Sätzen in die Droschke.

„Fort!“ schrie er zum Kutscher hinauf. Sogleich setzte sich der Wagen in Bewegung und rasselte schneller, als es bei solchen Gefährten Sitte ist, davon.

Gaspard blieb unbeweglich stehen, das Thor schlug zu, und der Kellner, welcher hastig den Schlüssel umgedreht hatte, rieb sich als Mann von Welt und Erfahrung vergnügt die Hände, daß der Störenfried so famos abgeblitzt.

Der einsame Mann auf der Straße suchte sich an einem Pfeiler aufrecht zu halten. War es eine Erscheinung gewesen? Hatten die müden, blinden Augen ihm einen Schurkenstreich gespielt? oder war es Wahrheit? — Wahrheit, daß seine Frau am Arme seines Neffen vor ihm gestanden, daß die beiden die Nacht in einem Wirtshaus verbracht, daß sie vor ihm geflohen wie vor dem lebendig gewordenen Gewissen? — Wahrheit, daß seine Frau ihn betrog mit ihm, dem er wohlgethan wie einem Sohn, den er geliebt wie einen Sohn — war das, konnte das Wahrheit sein?

Man sagt, der Mensch kann vor Schreck wahnsinnig werden. Wenn eine Sekunde dem Unglücklichen alles vernichtet, was er im langen mühsamen Leben erworben und geschaffen, ihm Weib und Kind raubt und ihn mit seinen altersschwachen Gliedern ausstößt, allein, hilflos und jämmerlich wie ein neugeborenes Kind, in das erbarmungslose Dasein, dann mag der festeste Wille brechen, der herrlichste Mut vergehen in einem Schrei des Entsetzens, so daß dem Schicksal nichts anheimfällt als eine kraftlose, sinnlose Masse. Aber der Mensch hat doch gelebt, hat doch die Freuden und die Liebe genossen! Und in die finsterste Nacht des Wahnsinns fällt sicher ein Strahl der Erinnerung aus der schönen Vergangenheit, welche ihm niemand rauben kann.

Wie aber, wenn vor dem Herzen, welches nicht für sich, sondern nur für den Nächsten Schätze gesammelt hat und mit allen Lebensfasern in den Herzen der anderen wurzelt — wenn vor diesem die grinsende Fratze des Verrats auftaucht und der höhnende Ruf in seinen Ohren gellt: Du wirst betrogen, du wurdest betrogen, Liebe und Treue waren umsonst, dein ganzes Leben ist nur ein Narrenspiel gewesen! Wenn jede süße Erinnerung zum vergifteten Pfeil wird

und alles, was er Gutes gethan, als Fluch wieder vor ihm aufersteht? Was ist der Tod und Untergang gegen solches Leiden, für welches Vergessen eine Erlösung wäre?

„O, könnte ich doch wahnsinnig werden!" stammelte Gaspard. Die Erregung verlieh seinen Muskeln außerordentliche Kraft. Er raffte sich auf, und mit elastischen, jugendschnellen Schritten eilte er dahin in der Spur des verschwundenen Wagens. Sie einholen, ergreifen, vernichten, das war die Hoffnung, welche ihn vorwärts trieb. Blutrot flimmerte es vor seinen Augen. Der Gedanke eines Mordes hatte nichts Schreckliches für ihn.

An übernächtigen Gesellen stürmte er vorüber, die mit matter Neugier ihm nachschauten und über die wunderliche Erscheinung vor sich hinlachten. Ein Schutzmann, welcher im trüben Nachtnebel den kleinen dicken Mann ohne Hut wie ein groteskes Schattenbild durch den fahlen Lichtkreis einer Laterne gleiten sah, zuckte nur mit den Schultern und zog seinen Kragen höher hinauf.

Die Straße war zu Ende, der weite Zeughausplatz dehnte sich vor ihm aus in die Schatten der Nacht. Wohin? Nach allen Richtungen führten Wege. Kein Zeichen vom Wagen, kein Mensch in der Nähe, der Auskunft hätte geben können. Entkommen!

Das war der furchtbarste Augenblick. Er konnte nicht sinnlos weiter jagen, er mußte innehalten und überlegen. Es war ein Abgrund, der sich vor ihm aufthat, ihn schwindelte, da er hinabblicken mußte. So war's denn nur Albernheit, daß er seinen Mitmenschen wohlgethan, Kinderei, daß er seine Nächsten geliebt, Verblendung, daß er das Leben so schön gefunden, Wahnsinn, daß er an das Gute geglaubt! — O, die Welt ist hohl und schlecht, und unter der glänzenden Hülle ist es dunkel, schmutzig und ekelhaft!

Gaspard war umgekehrt und denselben Weg zurückgeschritten. Sollte er sie noch suchen, sollte er nach Hause kehren? Wäre es möglich, daß sie sich dennoch dorthin gewagt? Und in dem Zweifel irrte er weiter, ziellos nach rechts und links. Er vergaß Zukunft und Vergangenheit, sein Zorn gegen die einzelnen zerfloß in ein unendliches Weh über die Welt, deren Kinder sie waren. Was bedeutet Rache? Konnte er sich an der ganzen Menschheit rächen?

Er ging weiter, ruhelos immer fort, langsam und taumelnd, durch enge Gassen und weite Straßen, unter dichten Laubgängen und über weite Plätze, bis er hinaus kam dorthin, wo das dichtgedrängte Leben der Menschen sein Ende erreicht, wo die Linien der Straßen abbrechen und nur einzelne kahle, formlose Steinmassen sich aus Schutt- und Sandhaufen erheben wie Grabmäler der vernichteten Natur. Stolpernd und strauchelnd irrte er zwischen aufgeschütteten Dämmen, tiefen Gräben, hochgepackten Steinmassen und wüsten Trümmerstätten umher. Er kam ans Wasser. Aus der finsteren Tiefe leuchteten hellere Punkte, Ziegel- und Kohlenschiffe lagen hier. Von wüstem Unrat stieg ein Pesthauch zum einsamen Wanderer hinauf und jagte ihn weiter. Er irrte am gepflasterten Ufer entlang. Der Weg hörte auf, es wurde weich und sumpfig, große Blöcke lagen dazwischen. Er sah zum Himmel auf. Jenseit des Wassers, hinter dem Häusermeer wurde es heller, ein schwacher, zaghafter Schein stahl sich am Horizont empor, als flehe das milde Licht um Einlaß bei den finsteren Mächten der Nacht. Ein einziger silberner Punkt erhob sich hinter den Zinnen der Riesenstadt, er ward zum Streifen, zum Halbkreis, zur großen, hellleuchtenden Kugel des Vollmonds. Die trüben Nebel flohen vor dem triumphierenden Gestirn, welches großmütig seinen Glanz über die kahlen Dächer ausgoß. Die Türme der Stadt stiegen gespenstisch in die Höhe, das Häusermeer dehnte sich aus nach links und rechts ins Unbegrenzte, Unfaßbare, zum Traumleben erweckt vom Fürsten der Nacht.

Gaspard wandte sich fort, das klare,

kalte Licht that ihm weh. Es blickte ihn so fest und unbarmherzig an, es sagte ihm: Du bist von der Erde, dein Schicksal ist Erdenschicksal, du kehrst zur Erde zurück, wenn die Zeit gekommen ist! — Ich will nichts wissen, ich will nichts begreifen! schreit er auf in seiner Pein. Er flieht. Er stürmt dahin über Balken und Steine, durch Wasser und Kot mit der Kraft, welche das Entsetzen leiht. Doch das Licht ist schneller, von allen Seiten umflutet ihn das blinkende Meer. Vorwärts, hin in den Schutz der Nacht, wo er sein Haupt verbergen kann vor dem Licht! — Was ist das? Hat der Himmel keine Gesetze mehr? Da, vor ihm zeigt der Mond von neuem sein erbarmungsloses Gesicht, zu höhnischem Grinsen verzerrt! Nein, nicht einer, viele, Hunderte. Sie bewegen sich auf und nieder im grausigen, spottenden Tanz. Er stößt sich, ein Geländer! Nacht vor ihm und dazwischen die tanzenden Monde! Das Wasser! — Auch du, klares, stolzes Wasser, leihst deinen Spiegel dem menschenverderbenden Spiel! Nein, es giebt keinen Frieden auf Erden. Alle Freuden gehen unter, alle Pein kehrt wieder in endlosem Kreislauf. Es giebt kein Entrinnen. Frieden giebt es auf Erden nicht. Wer ihn sucht, der muß den Schritt thun, den einen kleinen Schritt über die enge Grenze zwischen dem Jammer, in dem wir gefangen sind, und der holden Unendlichkeit, welche wir dahinter ahnen. Hier das Wasser breitet seine verschwiegenen Wogen aus über Werden und Verderben, über das keimende Leben und das Grauen des Todes, es nimmt den Lebensmüden auf in seine feuchten Arme und wiegt ihn ein, bis er die Augen schließt, um nicht wieder zu erwachen.

Kalt und fahl zog das Morgengrauen herauf, bedächtig blies es die kleinen Himmelslichter eines nach dem anderen aus. Es schloß den Mond in seine frostige Umarmung, bis er ersterbend die letzten blassen Strahlen herniedersandte. Es schüttelte aus seinem grauen Mantel feine, unsichtbare Regentropfen, welche den Menschen durch alle Hüllen drangen und sie mit nasser Kälte durchschauerten.

Die Großstadt regte sich wie ein erwachendes Ungetüm an allen Enden. Dem Rufe eines schlaftrunkenen Schiffers, dem Wiehern eines Pferdes, dem Krähen eines in die Stadt verschlagenen Hahnes vermengten sich die rauhen Klänge der beginnenden Arbeit. Es rasselte und hämmerte, brauste und zischte, kreischte und gellte aus den Tiefen heraus, der Dampf stieg auf von den Fabriken, und in dem Halblicht der Dämmerstunde flackerten gespenstische Flammen hoch in den Lüften über den qualmenden Schloten. In nassem, finsterem Elend ward der Morgen geboren. Es schien unfaßlich, daß je wieder eine gütige Sonne über diesem farblosen Häusergewühl scheinen könne.

Ein alter Mann stand noch immer am Ufer der Spree und starrte in ihre trüben Fluten hinab, welche sie mühsam vorüberwälzte. Das Donnergetöse eines daherbrausenden Zuges, der schrille Pfiff der Dampfpfeife schreckten ihn aus seinen Todesträumen auf.

In den Wehen des dämmernden Tages stand sein Elend nackt, schauerlich, trostlos vor ihm. Befleckt durch die Sünde anderer, irrte er als Aussätziger umher an den Grenzen der Menschheit, aus seinem Heim verstoßen durch die Schande, ohne Hoffnung, eine Stelle zu finden, wo er sein Haupt niederlegen kann.

Die Schande hat ihn geschlagen. Sein Herz ist vergiftet, ein unstillbarer Brand lodert und frißt an seinem Inneren. O, die Schande! Eine kindische, ohnmächtige Wut erfaßte ihn, er flucht der Welt, die ihn geboren, er flucht Gott und den Menschen, welche ihn verraten. Alles, was dem Menschen von Kraft verliehen, schreit in ihm nach Vergeltung. Ja, er will sterben, er will aus diesem unwürdigen Dasein fliehen, aber nicht ohne die Spur seiner Hand zurückzulassen.

Unten am Horizont wird es licht. Ein schwacher, rosiger Schimmer zieht sich

über die abgebrochenen Zinnen der Stadt. Und aus weiter Ferne, als entspringe er dem Morgenrot, schwebt sanft der Ton einer Kirchenglocke herüber. Mit feierlicher Antwort fällt eine andere ein, lauter, mächtiger. Von allen Seiten erheben sich die erzenen Stimmen aus den schlummernden Tiefen der Stadt, klagend und mahnend ziehen sie ihre Kreise durch die schwere Luft. Mit tiefem Ernst schallen sie herüber von den hohen Türmen, welche wie Traumgebilde im Nebel schwanken, mit frommem Jubel erfüllen sie das matte Grau des kalten Morgens. Und die bleierne Wolkendecke scheint sich zu heben unter der Gewalt des siegreich aufsteigenden Dankesliedes, bis der ganze Himmelsdom wiederhallt von dem Glockengesang. Friede, Friede! rufen sie hinaus in die Welt. Ist es denn Feiertag? Die Klänge rühren ihn wundersam, wie ein geliebtes Lied aus der holden Kinderzeit. „Frieden, Frieden!“ murmelt er mit ihnen. Wohin sind die zornigen Rachegedanken? — Ja, was ist der Mensch, daß er die Rache in seine Hand nehmen will? Rache, Vergeltung? — Darf der strafen, welcher selbst nicht ohne Schuld ist? Und wer ist schuldlos und rein? Und vor der Erkenntnis, welche im Brausen der Morgenglocken über ihn hereinbrach, verbarg er das Antlitz zwischen beiden Händen.

Es ist vielleicht das Bitterste im Schicksal des Menschen, daß er weiter irrt von Entschluß zu Entschluß, von That zu That, ohne die eigene Schwäche zu ahnen, welche sich hinter seinen edelsten Vorsätzen verbirgt und ihn weiter treibt mit den schönsten Gründen von Tugend und Menschenliebe im Sklavendienste der herrischen, unersättlichen Begierden. Gaspard hatte sich für einen guten Menschen gehalten, hatte geglaubt, nur für die zu leben, welche ihm nahe standen. Und jetzt zerriß der Schleier. Warum hatte er eine junge, schöne Frau an seine Seite gelockt? Hatte er glauben können, daß die duftende Heckenrose sich wohl fühlen würde unter welkendem Laub? oder hatte er selbst noch einmal von den Strahlen der Maiensonne träumen wollen? — Wohl hatte er hoffen können, mit seinem Reichtum ihre unerfahrenen Augen zu blenden, auf kurze Zeit sie in einem glänzenden Wohlleben einzuschläfern; aber hatte er an ihr Herz gedacht, an das junge feurige Herz?

Jetzt sah er ihn ein, den Fehler seines Lebens, jetzt, da es zu spät war. Eine unendliche, lindernde Wehmut kam über ihn. Ein Körnchen jener heiligen Güte, welche für alle Verbrechen der Welt nur Vergebung kennt, hatte ein gnädiges Schicksal ihm als Erbteil ins Herz gelegt. Er vergaß, daß die Frau ihm aus freiem Entschluß die Hand gereicht; vergaß, daß sie einen Schwur fürs Leben gethan, den sie halten mußte über Versuchung und Schmerz hinaus; — und er ahnte noch immer nicht, daß *sie* diese Ehe gewollt, daß sie die überschwengliche, kindische Liebe des alternden Mannes nur mit in den Kauf genommen wie ein verwöhntes Kind die Küsse seiner vernarrten Mutter, um das alles zu besitzen, was diese Liebe ihr bieten konnte. — Das Herbste blieb ihm erspart; denn dieses ahnte er nicht!

Er dachte nur an die überschäumende Jugend, welche den Lockungen der Leidenschaft schwer widersteht, und verdammte seine eigne Blindheit, seine eigne Schwäche. Was geschehen, das war nur gerechte Vergeltung für ihn, den verliebten, thörichten Mann!

Die Stimmen der Glocken verstummten eine nach der anderen, bis auch der fernste Klang in einem allgemeinen Schweigen verhallte. Feierlich lag die Riesenstadt da, als sammle sie sich in einer Morgenandacht. Der Nebel breitete einen frommen Schleier über sie aus, und gen Morgen verschwamm das Häusermeer mit den rosigen Streifen der Dämmerung in einer milden, wehmütigen Verklärung. Gaspard sah sich um. Wie klein und erbärmlich erschien er sich vor dieser erwachenden Unendlichkeit! Und Ergebenheit zog in sein Herz

ein. Ja, er war überflüssig auf der Welt, er konnte gehen. Die Liebe hatte ihre Macht gezeigt, ungeschehen konnte er die Vereinigung der beiden nicht mehr machen. Möchte das Schicksal ihnen das Glück erhalten, wenn er nicht mehr im Wege stand!

Die Stadt hatte er längst verlassen, langsam ging er am grasbedeckten Ufer des Flusses entlang. „Gott segne sie!“ betete er, „möge die Reue ihnen erspart bleiben, mögen sie vergessen, daß ein alter, selbstsüchtiger Mann gelebt, mögen sie einig und glücklich sein! Gott segne sie!“

Eine zweite Stimme regte sich in ihm, er staunte selbst über seine Ergebenheit und fragte sich, ob es möglich, daß er den Verstand verloren habe. Und er setzte sich auf einen Holzblock und überlegte. Klar und ruhig reihte sich Gedanke an Gedanke, die Augen des Geistes schauten fest und unbeirrt vom Vergangenen aufs Kommende. Ja, einer mußte sterben, auf daß zwei Menschen glücklich würden. „Lebe wohl, du Welt, auf der ich einmal geträumt, glücklich zu sein! Lebe wohl!“

Das Morgenrot war dahin. Der Himmel trug wieder sein Trauerkleid. Unter den leisen Thränen des junggeborenen Tages ging er den Todesgang.

An einer lauschigen, geborgenen Stelle, wo ehrwürdige Bäume sich zum Wasserspiegel neigen, trat er an den Rand des Flusses.

„Herr, verzeihe mir und ihnen! — Liebe Welt, lebe wohl!“

* *
*

Wagen in langer Reihe bis an das Gartenthor. Die Kutscher in dunklen Röcken, die Pferde mit schwarzem Geschirr. An erster Stelle hält der Leichenwagen. Von den versilberten Säulen wallen die schwarzen Vorhänge in schweren Falten herab.

In langer Reihe stehen die traurigen Diener des Todes zu beiden Seiten des frischgestreuten Weges bis zum Portal des Hauses heran. Drinnen geht es die Treppe hinauf; der Sarg ist im großen Saale des ersten Stockwerks aufgebahrt. Flüsternde Gruppen bewegen sich vorsichtig im Vorzimmer umher und suchen neugierig einen Blick in den überfüllten Saal zu werfen. Die Vorhänge sind herabgelassen, die Kerzen verbreiten ein weihevolles Dämmerlicht. An der schmalen Seitenwand strebt ein Palmenwald empor, in reichen Farbenmassen mit wechselvollem Schattenspiel stufen sich auf beiden Seiten die schlanken Wedel und breiten Blätter terrassenförmig ab, und aus dem üppigen Grün hebt sich, ansteigend fast bis zu der Decke, ein weißschimmernder Blumenberg. Die Strahlen der unbeweglich brennenden Lichter ziehen rotgoldene Streifen über die kalte Pracht. Der Katafalk ist von der Last der Rosen und Lilien völlig bedeckt. Sie überfluten die silbergestickte Trauerdecke, und bis auf den Boden herab gleiten die langen Bänder der Lorbeerkränze.

Der Prediger hat geendet. Dem ehrerbietigen Schweigen folgt eine leise Bewegung. Die Zuhörer wechseln ihre Stellung und atmen tief auf, die starre Maske fällt, die umschleierten Augen bewegen sich. Im Hintergrunde rascheln einzelne Frauengewänder. Zu Füßen des Sarges, etwas getrennt von den übrigen, knien zwei Gestalten. Der junge Mann erhebt sich, nähert sich dem Geistlichen und drückt ihm schweigend die Hand. Wohlerzogene, vorsichtige Neugierde folgt ihm mit ihren Blicken. Er ist sehr blaß; aber keine Thräne hat seine Augen gerötet. Da er zurücktritt, weicht man ein wenig beiseite. Er steht allein da, wie ein Fremder.

Auf der Estrade bewegt es sich. Erwartungsvolle Stille, und der Chor setzt zum Gesange ein. Jeder, der es unbeobachtet thun kann, wendet den Kopf um. Die vollen, getragenen Töne eines Chorals rauschen durch den Saal. Noch immer liegt die Frau mit gefalteten Händen vor dem Sarge hingestreckt. Vom unterdrück-

ten Schluchzen heben und senken sich ihre Schultern.

In der ersten Reihe der Leidtragenden stehen nur ältere Herren. Feierlich ausdrucksloser Ernst bedeckt ihr Gesicht; doch dahinter, wo die bunten Uniformen das endlose Schwarz unterbrechen, wo die lebhaftere Jugend sich zusammengefunden hat, da regt es sich. Vielsagende Blicke fliegen von einem zum anderen, vorsichtig tuschelt man sich abgerissene Worte ins Ohr. Es schwebt etwas wie ein Geheimnis in der Luft.

Unter dem Schutze des gewaltig dahinrauschenden Gesanges wird das Geflüster lebhafter. In einer Fensternische, möglichst außerhalb des Gedränges, stehen zwei Offiziere. Sie haben bisher den würdigsten Ernst bewahrt. Jetzt beugt sich der eine vor: „Sie sind also auch hier?"

„Nun, Greifen, wundert Sie das?"

„Mein Gott, Dawoos, in diesem Augenblick wundert man sich über so manches."

„Das ist wahr." Der Graf sagte dies in betrübtem Ton.

„Dawoos!" Der Angerufene beugte sich vor. „Mein lieber Dawoos, Sie waren ja früher einmal — nun, wie soll ich gleich sagen — Hausfreunds-Kandidat." Ärgerlich wollte der Graf sich frei machen; aber der andere hielt ihn fest. „Sie sind zu empfindlich, mein Freund! Wer könnte es Ihnen denn übel nehmen? Sie ist ja so schön."

„Aber Mann, jetzt an diesem Ort ..."

Greifen zeigte seine scharfen Zähne:

„Ich glaube gar, Sie sind abergläubisch."

„Fast könnte man es werden."

„Ah, stimmungsvoll! Sie wissen also Bescheid? Das habe ich mir gleich gedacht."

Dawoos wandte das Gesicht in den Saal hinein. „Ich bitte Sie, lassen Sie mich!"

„Nur ein paar Fragen," er legte die Hand auf seinen Arm, „aus alter Freundschaft! — Weshalb hat er sich das Leben genommen?"

„Das weiß ich nicht."

„Nun denn, was denken Sie?"

„Bei so ernsten Fragen denke ich nichts, was ich nicht weiß."

Greifen lachte leise. „Bravo!" Und wie der Gesang zu brausender Kraft anschwoll, flüsterte er schnell: „Ist es wahr, daß die Frau erst vierundzwanzig Stunden nach dem Tode zurückgekehrt?"

„Kann sein." Dawoos zögerte; erst als er in das Gesicht seines Gegenübers sah, folgte unwillig die Auskunft: „Sie war bei ihren Eltern."

„Wirklich? Ich habe sie tags zuvor im Tiergarten gesehen." Und da der andere nicht antwortete, fuhr er fort: „Eigentlich begreife ich nicht, wie diese beiden Menschen gerade heute die Blicke von Hunderten ertragen können. Wahrhaftig, es gehören Nerven dazu."

Jetzt raffte Dawoos sich auf. „Aber Mann, sehen Sie sich doch um!" Greifen mußte beschwichtigend seinen Arm berühren, so laut sprach er. „Palmen bis an die Decke, Kränze, Kreuze, Wachskerzen und Weihrauchwolken! und über dem Sarg ein silbernes Kruzifix! Eine erschütternde Rede vom allverehrten Geistlichen und Weihegesang der Domkapelle! Der Neffe in männlich gefaßte Trauer gehüllt und die Frau mit ihrem langen, schwarzen Schleier in Schmerz zerfließend auf den Knien! So sagen Sie mir doch, was verlangen Sie noch mehr?"

Auch Greifen war ernst geworden. „Ja, Sie haben die Wahrheit gesagt," antwortete er. „Wir Leute der Gesellschaft haben kein Recht, nach dem Wie und Warum zu fragen. Wir müssen's uns mit dem ehrbaren Gewand genügen lassen. Anstand, Anstand, das ist der einzige Götze, welcher uns noch geblieben ist!"

Der Geistliche hatte das Schlußgebet gesprochen, die Feier war zu Ende. Endlich erhob sich die Gattin des Verstorbenen von den Knien. Ihr Gesicht war durch den Schleier verdeckt, langsam schwankte sie einem Stuhle zu. Acht Männer hoben den Sarg empor, trugen ihn feierlichen Schrittes zum Saal hinaus und die breite

Treppe hinab. Die Trauergesellschaft folgte. Greifen und Dawoos waren fast die letzten. Plötzlich hielt der Freiherr auf der Treppe inne. „Wo ist die alte Schwester?“ fragte er.

„Im Irrenhaus.“

„Ach so!“ Schweigend gingen sie weiter. Als sie an der Gartenthür anlangten, waren die Vorhänge des Leichenwagens schon herabgelassen. Schwerfällig setzten sich die wohlgenährten Rappen in Bewegung. Die beiden Offiziere blieben stehen und sahen der Abfahrt zu. Ein unbekannter Mann trug auf einem Kissen die Orden voraus. Rechts und links vom Wagen gingen die Palmträger mit gelangweilten Gesichtern. Dann folgte ein Trupp einfacher Männer in langen, schwarzen Röcken. Es waren die Angestellten der Firma, deren Chef der Verstorbene während der Hälfte seines Lebens gewesen. Die endlose Reihe der Wagen begann. Im ersten eine einzelne Gestalt, im zweiten dasselbe; der dritte und vierte fuhren vorüber. „Leer, leer!“ murmelte Greifen. Neue Wagen. Kutscher und Diener in dunkler Livree, die Pferde mit langen Trauerschleifen. „Sie sehen sich vergebens um, mein Freund,“ fing die leise Stimme von neuem an, „Sie werden keine Menschen da drinnen entdecken.“

Dawoos stieß seinen Säbel auf den Boden, wie er es that, wenn er zornig war.

„Kommen Sie, Greifen, wir fahren mit!“

„Fällt mir gar nicht ein. Ich habe nicht mehr Herz als die anderen. Wollen Sie allein gehen?“

Der Graf überlegte. „Nein.“

„Sehen Sie! Schwach wie wir alle. Gegen das Vorurteil kämpft keiner von uns.“

Ohne Ende zog sich die Reihe hin. Das neugierige Volk der Straße drängte immer rücksichtsloser heran. Die Schutzleute hatten Mühe, Ordnung zu halten.

Dawoos schüttelte traurig den Kopf. „Hat er denn keinen Freund gehabt?“

„Sie sehen's ja, leere Wagen! — Ob er das wohl geahnt hat, als wir so lustig in seinen Sälen tanzten?“

Dawoos hielt die Hand vor die Augen; ihn mußte die schwache, winterliche Sonne blenden. „Wie lustig war er doch damals! Wahrhaftig, es ist schnell gegangen! Man muß ihn doch niederträchtig behandelt haben, und ihm muß scheußlich zu Mute gewesen sein. Ins Wasser zu springen — pfui! — Armer alter Kerl!“

Der Zug war vorüber, die beiden Freunde gingen der Stadt zu. Greifen holte eine Tasche hervor. „Wollen Sie rauchen?“

„Danke.“

Vorsichtig schnitt er die Spitze seiner Cigarre ab. „Sie sind empört, Verehrtester, solches Gefühl muß man achten. Und doch ...“

Dawoos blieb stehen. „Nun?“

„Denken Sie an den Jubiläumsball! Ich kenne einen Herrn, der damals sehr bereit war, bei der schönen Frau Bertha die Stelle des Monsieur Gungel einzunehmen.“

Der Herr Graf rief eine Droschke. „Adieu, Greifen! Ich fahre nach Hause.“

* *
*

Frau Bertha verbrachte das Jahr ihrer Witwentrauer in vollständiger Abgeschlossenheit am Ufer eines italienischen Sees. Mit Entsetzen hatte sie das Ende des armen, verblendeten Mannes aus ihrem Taumel aufgerüttelt. Sobald die kühle Erde den Toten deckte, war sie fort aus dem Unglückshause und dem Dämmerlicht seiner herabgelassenen Vorhänge, wo es wie Grabesluft sie umwehte, fort aus der Stadt, in der sie vor jedem neugierigen Blick wie vor einem Dolchstich zitterte und alle Qualen eines verfolgten Verbrechers erdulbete, hinaus in die Fremde geflohen, wo sie unbekannt und unbeachtet in weltabgeschlossener Einsamkeit ihre liebe Ruhe wiederfinden konnte.

Einem mächtigen Drange folgend, war Bertha dem Auge der Welt entschwunden; aber wenn sie mit kühlster Berechnung

gehandelt, sie hätte nichts Klügeres thun können. Auf den lautlosen Schwingen des ungreifbaren Gerüchtes war die Kunde von der schönen jungen Witwe, welche im Schatten der Cypressen trauerte, nach Berlin gelangt. Das umspann die „schreckliche" Geschichte, welche noch immer mit hundert aufregenden Einzelheiten, an deren Erfindung ein jeder getreulich mitgearbeitet hatte, von Mund zu Mund ging, mit einem rührenden und versöhnenden Schimmer. Philosophisch gestimmte Damen begannen von einer Lebenstragödie zu reden, und jüngere Herren wagten schon jetzt ganz unumwunden die schöne und „interessante" Frau von Gaspard bei ihren Diskussionen im Café Bauer zu verteidigen.

Ferdinands Auftreten, der in schweigsamer, schwarzgekleideter Würde mutig auf seinem Posten ausharrte und, plötzlich aus dem Kreise der lustigen jungen Leute verschwunden, seine ganze Zeit dem Geschäfte widmete, trug auch viel dazu bei, die heimliche Empörung der Gesellschaft langsam und unmerklich in versöhnliche Teilnahme zu verwandeln. Hier und da zweifelte man schon ernstlich daran, ob denn überhaupt ein Selbstmord stattgefunden. Die Sache war ja nie aufgeklärt worden, und wirklich, nach dem jetzigen Benehmen der jungen Leute zu schließen ... Sie hatte sich von ihm den Hof machen lassen, gewiß. Aber wer wollte sagen, wie weit die Dinge gegangen? Die Gattin des Gaspard-Gungelschen Banquiers war es, welche zuerst die ganze Selbstmordgeschichte für eine frivole Erfindung erklärte; und der bekannte Schriftsteller, welcher im Hause des Banquiers ebenso selbstlos für die Dinerunterhaltung sorgte, wie er es beim Geheimrat von Gaspard gethan, verschaffte dieser Ansicht die weiteste Verbreitung.

Als nun gar nach einem halben Jahre das Testament des verstorbenen Geheimrats eröffnet wurde, in welchem er seine inniggeliebte Gattin als Universalerbin des großen Privatvermögens einsetzte, während Herr Gungel Alleininhaber des Hauses „J. Gaspards Nachfolger" wurde, da verstummten alle Zweifler. Jeder der beiden Erben zeichnete sofort hunderttausend Mark zur Gründung einer Gaspard-Stiftung für erwerbsunfähige Kaufleute, alte Angestellte des ehrwürdigen Kaufhauses erhielten von der in der Ferne trauernden Witwe das Dreifache der bestimmten Legate ausgezahlt; und die Gesellschaft war befriedigt, sehr befriedigt.

Das Haus in der Tiergartenstraße stand leer und verlassen da. Der Staub lagerte sich auf die reichen Verzierungen und überzog die herabgelassenen Jalousien mit seinem grauen Schleier. Wenn die alten Freunde des Hauses daran vorübergingen, gedachten sie mit stiller Wehmut der herrlichen Feste, welche sie dort erlebt, und sannen darüber nach, ob die vergangene Pracht wohl jemals wieder auferstehen würde.

Ein Jahr, eine halbe Ewigkeit für das in Fieberhast dahinstürmende Leben der Großstadt, war in Schweigen über das Haus in der Tiergartenstraße hinweggezogen, als sich an einem sonnigen Märztage die Jalousien hoben und durch die geöffneten Fenster emsige Geschäftigkeit herausschallte. Die Herrin war zurückgekehrt.

Blitzschnell verbreitete sich die Kunde durch Berlin. Die wenigen, welche die junge Witwe auf ihren einsamen Spazierfahrten getroffen, erzählten, daß sie vielleicht noch etwas blaß aussehe, aber sonst sehr wohl und schöner denn je. Man war auf ihr Erscheinen in der Gesellschaft gespannt wie auf das einer fremden Berühmtheit.

Mit kluger Zurückhaltung vermied es Bertha in der ersten Zeit, Besuche zu machen, und empfing nur ihre vertraute Freundin, die kleine Professorsfrau, von der sie sich über die Stimmung in Bekanntenkreisen erzählen ließ. Nun, der Verstorbene hatte sie ja mit den herzlichsten Worten der Liebe und Dankbarkeit zur Universalerbin ernannt, und die Erbschaft bezifferte sich nach Millionen. Wer wollte da noch Zweifel hegen? Ein Jahr

war nach dem unglücklichen Ereignis vergangen, und die Gesellschaft vergißt ja unter solchen Umständen so gern alles Unangenehme! Die mißgünstige Neugier klammerte sich an einen einzigen Punkt. Man wollte wissen, wie sich jetzt das Verhältnis zwischen Herrn Gungel und seiner Cousine gestaltet habe. Jeder hatte etwas anderes darüber prophezeit und jeder wollte natürlich recht haben. Aber die Thätigkeit aller Kammerdiener der Umgegend konnte nichts weiter ermitteln, als daß Herr Gungel der Frau von Gaspard einen einzigen kurzen Besuch zwischen vier und fünf Uhr nachmittags abgestattet hatte. Verständnisvoll lächelten die Auguren einander zu und waren von dieser Vorsicht höchlichst erbaut; desto eifriger forschten die Kammerdiener weiter.

Im März war Bertha zurückgekehrt, im April empfing und erwiderte sie die ersten Besuche, und im Mai, als die Bekannten sich schon zum sommerlichen Aufbruch rüsteten, entschloß sie sich endlich, die erste kleine intime Gesellschaft zu besuchen.

Während des Sommers erzählte man sich, daß Frau von Gaspard zu ihrer Erholung auf Sylt in der größten Abgeschlossenheit lebe. Groß war also das Erstaunen, als die Herrschaften bei ihrer Rückkehr in die Stadt auf den Schreibtischen die Verlobungsanzeige von Herrn Ferdinand Gungel mit Frau Bertha von Gaspard vorfanden. Was nun? fragte sich ein jeder; und das so lange, bis der Wagen der Neuverlobten vor der Thür hielt, bis die beiden strahlend in Jugend und Glück ins Zimmer traten, und der Wirtin nichts anderes übrig blieb, als ihnen mit der herzlichsten Liebenswürdigkeit entgegenzueilen.

Es war nun einmal geschehen; und nachdem das Brautpaar überall empfangen war, fand man auch nichts Wunderbares mehr an diesem Ausgang des ganzen Romans. „Es mußte so kommen," sagten jetzt die guten Leute, dachten an das große Haus, welches das junge Ehepaar machen würde, und fanden die Lösung sogar höchst moralisch.

Kurz vor Weihnachten fand die Hochzeit statt; sie war die glänzendste der Saison. Nachdem das Ehepaar eine Hochzeitsreise bis nach Sicilien und Konstantinopel unternommen, öffnete es im Februar die Pforten seines glänzend ausgestatteten Heims. Zur ersten Gesellschaft drängte man sich wie zu einer Premiere. Frau Bertha empfing ihre Gäste in einem Salon, den sie mit ihren Reiseerinnerungen geschmückt. Die Einrichtung war etwas bunt und überladen; aber von diesem phantastischen Hintergrund hob sich in ihrer stolzen Einfachheit die Gestalt der Wirtin wie das prunklose Bild eines Meisters von seinem glänzenden Rahmen ab. Ihre Schönheit hatte mit den Jahren den eigenartigen, üppigen Schimmer der Blumen gewonnen, welche eine glühende Sonne in vollster Pracht entfaltet hat. Staunend betrachteten sie die Männer. Unbefangen, sicher und bescheiden waltete sie ihres Amtes. Zwischen den einzelnen Gruppen, welche die aufgebauten Schätze bewunderten, tauchte der bekannte Schriftsteller auf und erklärte. Alle Steine und Perlen an den Vasen waren echt, die Stickereien Hunderte von Jahren alt, eine goldene Schüssel trug den Namenszug eines Sultans aus dem siebzehnten Jahrhundert. Im Nebensaal spielten zwei Herren Violine und Klavier, welche am Abend zuvor im Hofkonzert mitgewirkt hatten. Das Souper bei elektrischer Beleuchtung erklärte eine korpulente Excellenz in ihrer Begeisterung für ein Gedicht. Die Premiere hatte einen großen Erfolg.

Mit einem Schlage hatte Bertha ihre frühere gesellschaftliche Stellung wieder erobert. Ja, sie erhob sich aus dem Dunkel ihres unenträtselten Schicksals nur noch interessanter und reizvoller, als sie es je als harmlose Frau eines guten, alten Geheimrats hätte sein können. Obwohl sie jetzt die liebenswürdige Gleichgültigkeit der glücklichen Gattin vollbewußt zur Schau trug, so lag doch die ganze Männerwelt ihr zu Füßen. Es giebt so viele, für welche die Jagd nach dem Unerreichbaren einen besonderen Reiz hat. So

thronte sie in der Verklärung einer Glückskrone, welche der Frauen neidische und der Männer begehrliche Blicke ihr flochten, auf ziemlich einsamer Höhe über dem wunderlichen Chaos des Ehelebens der großen Welt. Bertha war kühler gegen ihre alten Freunde geworden; einige, wie Dawoos und Greifen, mieden sogar ihre Salons. Aber darum war Ferdinand doch schon im ersten Jahre seiner Ehe der Kommerzienrat eines liebenswürdigen Herzogs geworden und trug eine bunte Rosette im Knopfloch seines Fracks. Es hieß, daß seine Geschäfte einen immer größeren Aufschwung nähmen, und in einem beschränkten Kreise begann er sogar eine politische Rolle zu spielen. Nebenbei hatte er die alten, wohlgenährten Gäule aus dem Stalle geworfen und sich englisches Halbblut angeschafft; er war Mitglied eines Modeklubs geworden und galt für einen vornehmen Spieler.

Vom Morgen früh bis tief in die Nacht hinein zogen Mann und Frau an den Augen der Welt vorüber als erfolgreiche, im Genuß des Lebens schwelgende, liebende und glückliche Menschen. Die Welt fand sie so unerhört glücklich, daß man schon hier und da anfing, sich achselzuckend der Vergangenheit zu erinnern; man beneidete sie von Herzen.

Man beneidete sie! Es sah ja niemand die schöne, stolze Frau, wenn sie nachts mit ermattetem Körper und überglänzenden Augen ruhelos von Zimmer zu Zimmer irrte, in endloser Bewegung vergeblich des Schlafes harrend. Der Fluch des Großstadtlebens lastete auf ihr. Herrlich und schnell hatte sie sich den Tag und die halbe Nacht hindurch vom bunten Taumel der Vergnügungen mit fortreißen lassen, und jetzt warf sie sich stöhnend auf ihrem weichen Lager hin und her, gepeinigt von dem Beben ihrer überreizten Nerven und dem Fieber ihres überhitzten Blutes. Endlos dehnte sich die Nacht aus, und in dieser Qual war sie — allein.

Im Klub beneidete man Herrn Gungel um seine prächtige, unverwüstliche Laune. Allerdings, es war niemand zugegen, wenn er nach durchspielter und durchzechter Nacht mit ungleichen Schritten in sein Zimmer schwankte, wenn er halb ausgekleidet in einem Sessel zusammengekauert saß oder heftig, leidenschaftlich das Zimmer durchmaß, bald das Fenster aufriß und in den frischen Morgen hinausblickte, bald mit zitternden Händen die Vorhänge herabließ, um den schwächsten Schimmer des grauen Dämmerlichts auszuschließen, und alle Gasflammen in blendender Helle aufflammen ließ. Im rastlosen Taumel, im Spiel, Lärm und Trunk hatte er das Vergessen gesucht, und jetzt stürmte in der ersten Minute der Einsamkeit das Gräßliche auf ihn ein. Wie hatte er das Vergessen gesucht! und doch konnte er es nicht finden. Gottlob, es sah ihn ja keiner, wenn er schließlich mit einem verzweifelten Fluch die Cognakflasche ergriff, welche immer bereit stand, um Glas auf Glas hinunterzustürzen, bis er den letzten Rest von Besinnung hinweggetrunken und in blöder Betäubung auf sein Bett sank.

Am nächsten Morgen erscheint er, etwas müde und blaß, aber frisch rasiert, im tadellosen schwarzen Rock, mit freundlicher Amtsmiene im Geschäft, begrüßt seine guten Freunde beim Frühstück im Klub, zeigt sich auf der Rennbahn, begleitet seine Gattin zum Diner, empfängt am Abend in seinem eigenen Haus und fährt, nachdem Mitternacht längst vorüber, zum Spiel in den Klub. Freudig wird der charmante Mensch begrüßt, wie er mit seinem unverwüstlichen Lächeln eintritt. Es wird ja niemand zugegen sein, wenn er einige Stunden später zitternd vor der Thür seines leeren, verhaßten Zimmers steht — und die lustige Klubgesellschaft beneidet ihn.

Selten nur sind Mann und Frau allein beisammen. Und dann sitzen sie einander gegenüber in ratloser Unthätigkeit inmitten ihres glänzenden Luxus wie Fremde im Hotel.

Ach, wie schnell ist der kurze Glückstraum zerronnen!

Damals im Entsetzen der Katastrophe waren sie, nachdem beide sich mit Auf-

bietung aller Kraft durch die frommen Pflichten, welche die Welt von ihnen forderte, hindurchgeschleppt, ohne ein Wort des Abschieds voneinander geflohen. Während eines langen Jahres hatten sie sich nicht wiedergesehen, während eines langen Jahres hatte Ferdinand, dessen empfindliche, haltlose Natur aufs tiefste erschüttert war, durch fieberhafte Thätigkeit seine verzehrende Sehnsucht zu betäuben gesucht. Maßlos in seiner Reue, wie er es in seinem Verlangen gewesen, schwelgte er jetzt in seinem Entsagungsschmerz, als könne er damit die Vergangenheit sühnen. Doch ein einziger jener kurzen, abgerissenen Briefe voll verborgener Leidenschaft, welche von Zeit zu Zeit hinein in die Einsamkeit seines Junggesellenheims flatterten, genügte, um einen Sturm in seinem Inneren zu entfesseln. Unverdrossen kämpfte er weiter dabei und glaubte schließlich fast sich selbst überwunden zu haben. Doch als völlig unerwartet die Kunde ihn traf, daß Bertha in der Tiergartenstraße eingetroffen sei, da ging er, jeder Überlegung unfähig, als verstände sich das von selbst, noch am selben Tage zu ihr hin.

Von dem Augenblick an, da sie ihn, der so blaß und ratlos vor ihr stand, mit unbefangen lächelnder Ruhe wie einen guten, alten Freund begrüßte, von der Stunde an, da der klare Ton ihrer Kinderstimme mit herzlichen, harmlosen Worten hineindrang in die fassungslose Verwirrung seiner Gefühle, von der Stunde an war er ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand. Er ging und kam wieder, wie sie es forderte, glücklich, wenn sie einmal ihm gestattete, von seiner Leidenschaft zu stammeln.

Ferdinand besaß noch so viel sittliches Empfinden, um das Bewußtsein seiner Schuld auf keinen Augenblick abschütteln zu können; es verfolgte ihn mit seinem ewigen Mahnen, bis er glaubte, den Verstand darüber verlieren zu müssen. Und wenn er das schöne, lächelnde Weib vor sich sah, dann ergriff ihn ein maßloser Zorn gegen diese selbstgefällige Herzlosigkeit, es trieb ihn in edler Entrüstung als Rächer des armen, verratenen Mannes sich auf sie zu stürzen; und im selben Augenblick sank er kraftlos, von der Leidenschaft übermannt, anbetend ihr zu Füßen. Gerade so viel Überlegung und Selbstbeherrschung vermochte er noch zu bewahren, um vor der Welt das vorsichtige Benehmen durchzuführen, welches Bertha ihm vorschrieb.

Ohne ein Wort des Widerspruchs ließ er sie, als der Sommer herankam, ins Seebad reisen und blieb bei seinen Geschäftsbüchern zurück. Kopfschüttelnd hörte der alte Buchhalter ihm zu, wenn er nach durchwachter Nacht mit unstäten, glänzenden Augen Pläne vortrug, welche die engen Schranken des ehrwürdigen Kaufhauses umstürzen und dessen Einfluß und Thätigkeit ausbreiten sollten weit hinaus über die Grenzen des Landes, hinaus auf den ganzen Erdkreis. Täglich kamen neue Ideen zu Tage, und schwindelnd fragte sich der alte Wallburg, ob er es hier mit einem Genie oder mit dem Wahnsinn zu thun habe. Seit dem Tode des Herrn Geheimrat war er melancholisch geworden, der alte Wallburg, und in der ersten Zeit hatte er dem jungen Prinzipal ganz eigentümlich nachgeschaut und zuweilen absonderliche Anwandlungen gehabt, als wühle etwas in seinem Inneren, das er kaum zu bändigen vermochte. Doch wie Tag an Tag sich reihte, da hatte er in der Gesellschaft seiner endlosen Zahlenreihen die Ruhe wiedergefunden und waltete etwas stiller und gebrechlicher, aber noch eifriger als früher unter dem Sturmwind neuer Ideen, welcher durch das alte Gebäude fuhr, seines Amtes.

Bertha schien nicht im geringsten erstaunt zu sein, als Ferdinand im August ohne Warnung im Seebade vor ihr erschien. Sie lächelte nur mit ihrem ewig gleichen Lächeln, da er, alles andere vergessend, in wilder Leidenschaft sie, sie allein und auf immer zu besitzen verlangte, und nickte ihm zu, da er zum erstenmal von einer Heirat sprach. Sie mußte das alles seit langer Zeit erwartet und sich reiflich überlegt haben.

Wie aus qualvollem Banne erlöst, umfangen vom Zauber seines Glückes, der Wirklichkeit entrückt, an den glänzenden Augen Berthas hängend, ging Ferdinand als Bräutigam umher. Auf ihrer Hochzeitsreise unten in der glühenden Sonne des Südens umgab er sie mit einer dankbaren Verehrung, wie sie wohl selten dem holdesten Mädchen, das mit seiner reinen Liebe einen Mann beglückt, dargebracht worden. Jede Erinnerung der Vergangenheit schien er verloren zu haben.

Bertha war glücklich in diesem Leben. Sie hatte einen willenlosen, in Anbetung versunkenen Sklaven, der dankbar die kleinste Gunst hinnahm, die sie ihm spendete, und dann wieder in aufflammender Leidenschaft sie selbst bis zur Verzückung mit fortriß.

Man kehrte nach Berlin zurück, zurück in das Haus, in dem jeder Gegenstand an die Vergangenheit gemahnte. Ferdinand wurde unruhig und launenhaft; dabei klammerte er sich mit rührender Hilflosigkeit an seine Bertha und war nur zufrieden in ihrer Gesellschaft. Nach wenigen Monaten war fast die gesamte prächtige Einrichtung, welche der Stolz des alten Geheimrats gewesen, hinausgeschafft und durch eine neue, noch kostbarere, aber zum Teil recht bunte und überspannte ersetzt. Aber auch das wollte Ferdinands unruhigem Geist nicht genügen. Er ging umher, als führe er einen unerbittlichen Krieg gegen die Geister der Vergangenheit und suche sie aus dem dunkelsten Winkel zu vertreiben. Ganze Wände ließ er niederreißen, und neue wurden aufgeführt. Bertha klagte über Nerven.

Eines Morgens fand die junge Frau, welche nach einem großen Souper, das sie gegeben, schlecht geschlafen hatte und früher als sonst aufgestanden war, die Vorhänge des Salons noch herabgelassen. Und in diesem Halbdunkel saß ihr Mann im Frack des vergangenen Abends mit stieren Augen vor dem lebensgroßen Porträt des alten Gaspard, welches den Ehrenplatz an der Wand einnahm. Ferdinand mußte am Abend zuvor irgend eine spöttische Bemerkung aufgefangen oder auf dem Gesicht eines Gastes ein sonderbares Lächeln überrascht haben. Da hatte ihm denn in der Stille der Nacht eine übermächtige Gewalt zurück in den Salon, hin vor das Bildnis auf seinem Ehrenplatz gezogen. Vergeblich der Versuch, sich wieder loszureißen! Immerfort hatte er beim schwachen Schein der Kerze in seiner zitternden Hand das gutmütige Lächeln auf dem lebensfrohen Gesicht des armen, alten Mannes betrachten müssen — immerfort. Und jetzt saß er, die geballten Fäuste auf den Knien, mit bebenden Lippen unbeweglich vor dem Bilde, welches ein breiter Riß entstellte. Der Leuchter lag zerbrochen auf der Erde. Wie eine klaffende, tödliche Wunde zog sich das schwarze Mal über die kahle Stirn des freundlich lächelnden Geheimrats. Mit einem Aufschrei flüchtete Bertha aus dem Zimmer.

Mit großer Sorgfalt wurde das Porträt des seligen Geheimrats, welches durch einen unerklärlichen Zufall verletzt worden war, wieder ausgebessert, so daß es ebenso freundlich wie früher aus seinem Goldrahmen herauslächelte. Aber von dem Tage an war zwischen den Gatten alles verwandelt. Ohne Überlegung, wie von einem Verhängnis getrieben, stürzten sich beide in den tollsten Strudel des Vergnügens hinein. Es wurde ihnen fast unerträglich, allein miteinander zu sein; denn wenn ihre fragenden Blicke sich trafen, fühlten sie, wie ein fröstelnder Hauch aus der Vergangenheit herüberzog; und aus der Dämmerung jenes verhangenen Salons hob sich ein lautloses Schattenbild und gesellte sich zu ihnen. Ganz von fern, ganz verschwommen war es aufgetaucht, immer näher kam es heran, immer aufdringlicher verfolgte sie das blasse Antlitz mit der klaffenden Wunde, dessen Lächeln sich jetzt schmerzlich verzogen hatte und das mit wehmütigem Vorwurf auf sie herniedersah. Tag und Nacht, wenn sie sich nicht die Sinne durch lärmende Freude berauschen konnten, war es neben ihnen.

Sie fühlten, wie die wesenlose Hand sie streifte, und selbst Bertha erbebte vor diesem lautlosen Gast. Dies war die Zeit, wo alle Welt sie um ihr Glück beneidete.

Beide wußten, daß alles Ringen vergeblich, daß jetzt, wo die Vergangenheit sich einmal mit ihrem Grauen zwischen sie gedrängt, ihr Leben vernichtet sei. Das Gefühl, welches bei der Frau alles andere erstickte, war Haß und Verachtung für ihren Schwächling von Mann. Etwas wie Galgenhumor erfaßte sie. Schöner, blendender, heiterer und liebenswürdiger denn je ging sie hinaus in die Welt. Sie trieb einen wahnsinnigen Luxus in ihrer Kleidung und häufte in ihren Zimmern kostbare Dinge auf, für die sie am folgenden Tage keinen Blick mehr hatte. Rücksichtslose Verschwendung herrschte im Haushalt. Die Herrschaft gab das Beispiel, und die Dienerschaft eiferte ihr nach. Die Hausfrau kümmerte sich um nichts, und die Dienstboten stahlen.

Ferdinand lebte im Klub. Er war ein leidenschaftlicher Spieler geworden. Für sein Geschäft hatte er kaum noch einige Gedanken; aber als Anekdoten erzählte man sich die Summen, welche er monatlich an der Börse verloren oder gewonnen haben sollte. Auf der Rennbahn hatte sein Name bei den Buchmachern einen guten Klang; und während er auf dem Sattelplatz sich zwischen Pferden und Stalljungen herumtrieb, saß Frau Bertha in Anmut und Schönheit strahlend, von einem bewundernden Kreis umringt, als Mittelpunkt aller Blicke oben in ihrer Loge.

Noch waren sie nicht zwei Jahre verheiratet, da begann schon die Welt ihre ersten Glossen über den eigentümlichen Haushalt zu machen, welchen Herr und Frau Gungel führten. Bertha hatte sich so in das Gefühl des Widerwillens gegen ihren Mann hineingelebt, daß bisweilen auch in Gegenwart anderer ein spöttischer Blitz in ihren Augen aufflammte, oder ein kurzes, scharfes Wort ihren Lippen entglitt. Es half ihr nichts mehr, daß keiner ihrer zahllosen Verehrer sich der leisesten Gunstbezeigung rühmen konnte; man wußte, daß sie in Unfrieden mit ihrem Gatten lebte, und wenn sie bisher keinen anderen bevorzugt hatte, so verdoppelte das nur die Anstrengungen der ehrgeizigen Herren. Seitdem der Nimbus des ungestörten Glücks von ihr gewichen, erinnerte man sich wieder der nicht ganz tadellosen Vergangenheit und erwartete eine ähnliche Zukunft. Der Ton der Gesellschaft veränderte sich ihr gegenüber. Man sprach unverhohlener seine Bewunderung aus, die Frauen in ihrer Umgebung wurden immer mehr von Männern verdrängt. Wetterfeste Junggesellen, welche sich nicht gern langweilten, suchten ihre Nachbarschaft bei Tische, im Theater betrachtete man sie ohne weitere Umstände durchs Opernglas, und Schauspielerinnen kopierten ihre Hüte.

Noch immer setzte Bertha ihren ganzen Ehrgeiz darein, sich auf der Höhe der Gesellschaft, die sie einmal erobert, zu behaupten; doch sie befand sich in einer Stimmung, welche sie alle kluge Mäßigung vergessen ließ, so daß sie unersättlich mit krankhaftem Verlangen das süße Gift der Bewunderung schlürfte. Das war das Betäubungsmittel, welches sie gefunden; und wie der Opiumraucher in seinem Rausch allmählich Willen und Kraft verliert, so schwand ihr das Bewußtsein ihrer Frauenwürde. Unbewußt ließ sie sich von dem unermüdlichen Andrang der hungrigen, lächelnden, schmeichelnden Horde der Lebemänner von Tag zu Tag mehr in den Strudel eines lärmenden, würdelosen Lebens hineinreißen. Unbewußt hatte sie den Schritt hinüber gethan in jene Sphäre, wo die Frauen nur für die Unterhaltung der Männer zu leben scheinen, wo es keine Familien, sondern nur noch lustige kleine Gesellschaften giebt, in denen die Herren öfters leise sprechen und die Damen laut lachen. Inmitten der guten Gesellschaft beginnt harmlos und lustig dieses Leben; aber es zieht sich wie eine schiefe Ebene, ohne sichtbaren Anfang, ohne Absatz und ohne Grenze hinab bis dorthin, wo die Frauen ohne Heim und ohne Halt, um-

ringt von der befrackten Meute, welche jetzt lachend die Zähne zeigt, selbst den Schein vornehmer Zurückhaltung sich von den Schultern reißen lassen. So gehen sie dann staunend begafft von der großen Menge, welche überall und immerfort dieselben Erscheinungen sieht, dieselben Namen hört, als traurige Parodien auf unser Gesellschaftsleben wie glitzernde Puppen von Hand zu Hand, bis sie endlich, wenn das Spielzeug alt und reizlos geworden, von den dankbaren Herren als überflüssiges Gerümpel beiseite geworfen werden. Vorläufig blieb Bertha die gefeierte und beneidete Königin aller Feste.

Mancher, der nachts spät durch die Tiergartenstraße hinaus nach seiner Villa fuhr, schüttelte den Kopf, wenn er die Fenster des Gaspard-Gungelschen Hauses wieder einmal festlich erleuchtet sah. Es war zu viel! Welches Vermögen konnte das aushalten? Es mußte ein Ende mit Schrecken nehmen. Kein Wunder, kein Wunder! und mit Achselzucken und Augenaufschlag ergänzte man den Satz. Kamen aber die kleinen, goldumränderten Karten bei den guten Bekannten an, dann gab's wohl keinen, welcher nicht sagte: „Da müssen wir hingehen."

Drinnen in der Stadt hinter den glänzenden Spiegelscheiben des Geschäftshauses von Gaspards Nachfolger war es still geworden. Die altbekannten Gesichter waren längst fortgeblieben, und nur noch fremde Kunden verirrten sich dahinein. Oben in einer dunklen Ecke saß der Buchhalter Wallburg mit müdem, sorgenvollem Gesicht. Hier in diesem Hause, wo es keinen Prinzipal, keine Zucht und keine Ordnung, keine Lust zur Arbeit und kein Glück mehr gab, war er noch der einzige, welcher kämpfte für die alte Ehre des Geschäfts, kämpfte gegen den Ruin. Niemand wußte es ihm Dank. Kam er einmal, dieser Herr Gungel, so raste er wie ein Sturmwind durchs Haus und beschloß seinen Besuch damit, daß er die spärliche Kasse ausräumte. Wo waren sie hin, die Millionen?

* * *

Mitten hinein in den Trubel der Hochsaison kam völlig unerwartet vom Direktor der Privatheilanstalt zu Harzburg die Nachricht, daß Fräulein Marie Gaspard in der Nacht um ein Uhr nach mehreren heftigen Anfällen sanft entschlafen sei.

Ferdinand, welcher schon seit einigen Tagen besonders unruhig und reizbar gewesen, war durch die Kunde tief erschüttert. Thränen im Auge, rüstete er sich, um mit dem nächsten Zuge an das Totenbett der Unglücklichen zu eilen. Nur mit Mühe brachte Bertha ihn zwischen dem Aufflackern seiner Heftigkeit und der Mutlosigkeit seines Schmerzes dazu, auf ihre Worte zu hören. Es war ja für denselben Abend ihr großer Ball angesagt, von dem schon die Zeitungen gesprochen; und Bertha suchte ihm auseinanderzusetzen, daß eine Absage in der letzten Stunde großes Aufsehen erregen müsse. So würde der Tod der alten Dame das Gerede der ganzen Stadt sein und könne nur sehr unangenehme Erinnerungen wecken. Der Ball mußte also stattfinden. Wenn Ferdinand am folgenden Morgen abreiste, traf er immer noch zur rechten Zeit ein. Dann konnte man statt jeder besonderen Anzeige eine unscheinbare Notiz in die Kreuzzeitung einrücken. Wenn Leute doch darauf aufmerksam werden sollten, so ging man dann durch die Abreise nach Nizza, welche schon längst geplant war, in unauffälligster Weise allen Nachfragen aus dem Wege.

Immer ruhiger wurde Ferdinand, während sie sprach, bis er endlich nur noch mit einem eigentümlichen, halb abwesenden Lächeln zuhörte. Ein verzweifelt gleichgültiges Achselzucken war schließlich seine ganze Antwort.

Bertha war zufrieden, denn sie hatte ihren Willen durchgesetzt. Und doch konnte sie während des ganzen Tages eine leise Beunruhigung nicht abschütteln, das Lächeln ihres Mannes verfolgte sie; sicher, das hatte etwas zu bedeuten.

Wieder einmal hatte die Flut glänzenden Lichtes, welche aus den Fenstern des Hauses in der Tiergartenstraße hervordrang, den Vorübergehenden von

dem Festesjubel erzählt, welcher drinnen herrschte.

Inmitten ihres strahlenden Triumphes hatte die Hausfrau kaum Zeit gefunden, ihren Mann zu beobachten. Es war aber auch nichts Auffälliges an ihm zu entdecken, außer daß er etwas mehr trank, als man vom Wirt erwartet hätte, und lauter lachte als sonst.

Jetzt hatten die letzten Gäste sich verabschiedet, die Ehegatten waren allein. Bertha lag in ihrem flimmernden Ballschmuck auf dem Diwan ausgestreckt. Sie war in ihrer durchsichtigen Blässe nach überstandener Aufregung und genossenem Triumph von verführerischer Schönheit. Er ging in Gedanken versunken, die Hände krampfhaft auf dem Rücken ineinander gepreßt, vor ihr auf und nieder, ohne sie zu beachten.

„Was hast du, Ferdinand?" fragte sie gleichgültig; seine Launen hatten den Reiz der Neuheit verloren.

Er blieb vor ihr stehen. „Es ist aus," sagte er.

„Was?" Sie war emporgefahren und starrte ihn mit verwirrtem, argwöhnischem Blick an.

„Es ist aus!" wiederholte Ferdinand heftiger. Dann stampfte er mit dem Fuße. „Verstehst du mich nicht? Ich bin bankrott!"

Langsam erhob sie sich. „Und das sagst du mir jetzt?"

Er lachte. „Du wolltest ja deinen Ball haben."

Jetzt stand er still, und sie ging im Zimmer auf und ab. Es schien, als ob sie den Sinn seiner Worte noch nicht ganz fassen konnte. „Bankrott! — bankrott!" murmelte sie vor sich hin. Plötzlich hielt sie inne. „Dann hast du nichts mehr?"

„Nichts."

Bertha wankte. „Ein würdiges Ende! Ein bankrotter Lump!" kreischte sie auf. In diesem Augenblick brach die Gemeinheit ihrer Herkunft unter all dem äußeren Firnis hervor. Mit geballten Fäusten und vorgestrecktem Kopf, in Schreck und Zorn jeder Anmut entblößt, stand sie vor ihm.

Er sah sie an und lachte — lachte immer fort. „Ich denke, du hast mir redlich geholfen. Hahaha!"

Bertha stützte sich schwer auf den Tisch. Schreck und Zorn hatten für einen Augenblick ihre Kraft gelähmt. „Zieh mich nicht hinein in dein elendes Ende! Gottlob, ich bin meine eigene Herrin und kann leben, wie's mir beliebt. Und wenn es denn so weit gekommen war, warum hast du mich nicht gewarnt? Vielleicht, um dem Schimpf zu entgehen ..."

Er trat zurück. „Konnten wir denn anders leben — du und ich?"

Sie verstand ihn vollkommen. „Ja, du hast recht, mit dir allein —!"

Rauh fiel er ihr ins Wort. „Wir beide, können wir denn allein sein?" Die Erregung, welche er wochenlang mühsam zurückgedämmt, welche in der Komödie der letzten Stunden vereint mit Schmerz und Gewissensbissen bis zur Folterqual sich gesteigert, war ihm zu Kopf gestiegen. Er vergaß alle Rücksicht gegen die Frau und packte sie gewaltsam am Handgelenk. Seine Stimme wurde schwach und heiser, da das Geheimnis seines Lebens sich ihm entrang. „Fühlst du den dritten nicht, welcher immer um uns, zwischen uns ist?" Und sie noch näher an sich ziehend, sah er sich scheu und furchtsam um. „Wer will das eine aus der Welt schaffen? Hat es uns nicht in die Ehe getrieben, verfolgt es uns nicht seitdem Tag und Nacht? Das ganze Dasein ist nichts als ein einziger Kampf, diese schreckliche, heimliche Stimme zu betäuben und zu übertönen!"

Bertha rang vergeblich, von seinem Griff sich frei zu machen. In der Angst, welche auch sie mit ergriffen hatte, fand sie nur das eine Wort: „Feigling!"

Ferdinand hörte es nicht. Er streckte den Arm aus, als wolle er die ganze Vergangenheit mit einer Geste umfassen. „Unser Glück war hohl," flüsterte er, „die Freude schal, alles war Lüge!" Noch einmal sah er seiner Frau ins Auge; dann stieß er sie von sich und sank erschöpft in einen Stuhl zurück.

Noch nie war die Vergangenheit zwi-

schen ihnen erwähnt worden. Bertha stand fassungslos. Doch da empörte sich gegen dieses Verhängnis, welches aus dem Schattenreich emporstieg, der Trotz ihrer engherzigen Eigenliebe. „Und auf mich willst du die Schuld abwälzen?“ rief sie. „Fürwahr, das ist echte Männerart!“

Er sah sie nicht. Das Dunkel der Nacht, welches durch die geöffneten Fenster hereinblickte, zog seine Augen an. Mit leisem Flüstern kamen seine Worte. „Wer trägt die Schuld? Ich weiß es nicht. — Sieh dich um! du findest ihn nicht. Und doch ist er immer da und drängt mich weiter ...“

Bertha fühlte das abergläubische Entsetzen wie langsames Gift in sie eindringen, und mit der ganzen Heftigkeit ihres Zornes suchte sie sich dieser unsichtbaren Macht zu erwehren. „Gespenster peinigen dich? Nun ja, du bist immer ein Feigling gewesen.“ Da er nicht antwortete, fuhr sie noch lauter fort: „Und nun denkst du, daß ich dich ernähren soll in demselben nichtsnutzigen Verschwenderleben, das du bis jetzt geführt?“

„Du mich? Hahaha!“ Er war erwacht. Wie einen Schlag schleuderte er ihr sein Gelächter ins Gesicht.

Sie achtete nicht darauf. „Du kannst ja nicht anders leben! Dein Gewissen erlaubt's dir nicht!“

„Hahaha!“ antwortete er vom Fenster her.

Jetzt endlich sah sie sein verstörtes Gesicht. Sie hielt inne, und wie ein Blitz durchzuckte sie der erschreckende Gedanke. Sie stürzte auf ihn zu. „Mein Geld!“

Er fuhr mit der Hand durch die Luft. „Fort!“

„Die Millionen!“

Er wiederholte dieselbe Bewegung. „Fort!“

„O Dieb, Betrüger!“ Hochaufgerichtet stand sie da. Unter der vernichtenden Größe des Unglücks hatte sie ihre Kraft wiedergefunden. „Dir zu trauen! Fürwahr, ich bin für meinen Leichtsinn voll belohnt. Eine Bettlerin und das Weib eines Mannes, den — ich verachte!“ Damit schleuderte sie ihren Fächer, das einzige, was sie zur Hand hatte, ihm vor die Füße und stürmte hinaus.

Er bückte sich und hob das zarte, zerbrochene Ding auf. Es war eines seiner Hochzeitsgeschenke. Zerbrochen wie sein eigenes Glück durch ruchlose Frauenhand! Er sah sich um. Ihm war, als hätte er hinter sich etwas rascheln hören. Es war nichts. Aber in den Ecken und unter den schweren Falten der Vorhänge ballte sich die Finsternis zusammen. Ein leichter Frost schüttelte ihn, und der Fächer in seiner Hand tanzte unter dem Beben der Finger. Zerbrochen durch Frauenhand! Noch einmal versuchte er es sich einzureden. Da raschelte es wieder, und rings um ihn her schwirrte es wie das Klagen einer schwachen, fernen Stimme. O, er kannte das! Es kehrte wieder. Leise schlich es heran und umfing ihn und schwoll lauter an, immer lauter, bis es mit mächtigen Entsetzen ihm in den Ohren dröhnte. Ehebrecher! Mörder! Er riß das Fenster auf, um die freie, frische Luft zu atmen. Aber draußen war es finster und kalt, und sonderbar webte und schwebte es um die Bäume. In dem Grauen der Nacht lag ein geheimnisvoller Zauber. Unsichtbare Hände streckten sich nach ihm aus und lockten ihn hinaus in verschwiegene Tiefen, wo dichte Nebel alles mit süßem Vergessen umhüllen. Es rauschte wie Wasser in der Ferne, und plötzlich öffnete sich aus dem Dunkel der Nacht ein schwindelnder Abgrund, in den es ihn hineinzog mit der Gewalt des Verhängnisses. — Er schlug den Flügel zu, daß die Scheiben klirrten, und stürzte hinaus aus dem träumerischen Halbdunkel des Damensalons hinüber in sein eigenes Arbeitszimmer. Das Gas brannte noch. Alle Lampen und Lichter, deren er habhaft werden konnte, zündete er an. So war es besser! Jetzt wandelte er wieder auf dieser Erde und vermochte seine Gedanken zu beherrschen. Ferdinand setzte sich an seinen Schreibtisch und dachte nach. Wenn er alles hingab, was er und seine Frau noch besaßen, um den ehrlichen

Namen zu retten, war es dann nicht möglich, mit den Überresten sich ein neues Dasein zu gründen? Ja, bei rastloser Arbeit und rücksichtsloser Entsagung. Ein Leben voll Entsagung, ohne lärmende Abwechselung, ohne betäubenden Genuß, allein mit ihr? — Nein, nein! — Oder Scheidung? — Und dann ganz verlassen, wehrlos preisgegeben dem Entsetzen der Einsamkeit, den grausigen Gebilden der Nacht? — Schon fühlte er die kalte Hand, wie sie sich auf ihn legte, und er schreckte zusammen. Sie war auf ihm und packte ihn, sie drückte ihn nieder. Nein, es gab keine Rettung! Er war ein verlorener Mann. Qualvoll dehnten die Jahre sich vor ihm aus wie eine Ewigkeit von Reue und Pein. Und in seiner Hoffnungslosigkeit ergriff ihn ein mächtiges Sehnen nach Ruhe und Frieden. O, wenn er sein Haupt doch bergen könnte, dort, wohin ihn die Vergangenheit nicht verfolgt! Und wieder hörte er das Rauschen fernen Wassers, wie Tröstung klang es jetzt und Verheißung. Das sanfte Lächeln eines blassen Gesichtes mengte sich in seine Träume; es schien ihm zu winken, und der murmelnde Gesang der Wellen klang dazu, Vergebung verheißend mit seinem leisen Locken. — Wieder steigt es auf hinter ihm und bricht herein über ihn mit seinem alten Schrecken. Kein Entrinnen! Bis zum Wahnsinn steigert sich sein Entsetzen. Erlösung! Erlösung! Es packt ihn, reißt ihn empor, stößt ihn, treibt ihn hinaus aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, weiter, weiter! Er taumelt durch die Vorhalle, ein schlaftrunkener Diener fährt empor und starrt ihn sprachlos an. Der Mann sieht, wie sein Herr im Frack, die Weste geöffnet, ohne Mantel und Hut mit stieren, gläsernen Augen an der Thür rüttelt, sie aufreißt, die Treppe hinunter durch den Garten eilt, durchs Einfahrtsthor hinaus ins Freie, in die Winternacht.

* * *

In der Gungelschen Villa sind Thür und Thor weit geöffnet, sonderbare Gäste gehen ein und aus. Unten sind sie dabei, die prächtigen Möbel und Vorhänge, die schönen Bilder und tausend kostbaren Zierstücke mit Zetteln zu bekleben und in lange Listen einzutragen. Oben, im lichtdurchströmten Schlafzimmer, umstehen andere das Bett, auf welchem eine starre Gestalt ausgestreckt liegt. Der Untersuchungsrichter macht seine Notizen. „Morgens um neun Uhr an der Charlottenburger Schleuse von zwei Schiffern aufgefunden. Belebungsversuche vergeblich. Anscheinend mehrere Stunden vergangen. Spuren äußerer Gewalt nicht vorhanden, u. s. w. u. s. w.“

Wie der gestrenge Herr mit der immer gleichen Amtsmiene eine halbe Stunde später neben dem Herrn Assessor die Treppe hinabschreitet, scheint es fast, als müsse er eine heimliche Erregung unterdrücken; und kopfschüttelnd murmelt er: „Onkel und Neffe an derselben Stelle, vielleicht zur selben Stunde! Wahrhaftig, Herr Kollege, man erlebt seltsame Dinge in unserem Beruf.“

Auf dem anderen Flügel des Hauses ist es noch still. Dunkel und leer öffnet sich der Gang, und die Dienerschaft, welche frech und neugierig im herrenlosen Hause umherirrt, geht schweigend mit scheuen Blicken an diesen geschlossenen Thüren vorüber.

Im hintersten Zimmer liegt regungslos, den Kopf zwischen den Kissen verborgen, Bertha auf ihrem Bett. Die Vorhänge sind herabgelassen, das Kammermädchen sitzt blaß und zitternd in einer Ecke. So geht es schon den zweiten Tag. Von nichts will die Frau hören, nichts will sie sehen, kein Wort spricht sie. Aber wenn das arme Mädchen, von unheimlicher Angst ergriffen, sich fortschleichen will, dann schreit sie auf. Sie will nicht allein sein!

Kraftlos liegt sie auf ihrem Lager und verbirgt sich vor dem Tag. Nichts anderes vermag sie zu fassen als unendliche Leere, unendliche Mutlosigkeit! Fast schwelgt sie in ihrer stumpfen Betäubung, so bebt sie davor zurück, ins Leben zurückzutreten.

Es ist vorbei. Sie hat an seinem Sarge gelegen, unempfindlich für die Blicke der wenigen Umstehenden. Sie hat Predigt und Gebet über sich ergehen lassen und hat ihn forttragen sehen, ohne etwas anderes als eine stumpfe Erleichterung zu empfinden.

Schnell ist auch die letzte, kurze Frist verstrichen. Die Witwe muß das Haus verlassen. Mit kalter Geschäftlichkeit hat man ihr die Stunde angezeigt. Niemand scheint große Rücksicht zu nehmen.

Endlich hat Bertha sich ihre Trauerkleider anlegen lassen. Unbeweglich sitzt sie auf dem Sofa und schaut dem Mädchen zu, welches die letzten Habseligkeiten zusammenpackt. Der Schall fremder, grober Schritte dringt aus den unteren Räumen zu ihr herauf. Keine Frage hat sie gethan; aber sie weiß, was dort unten vorgeht. Es wird ausgeräumt. Man wartet nicht einmal, bis sie das Haus verlassen hat.

Jetzt steht sie auf der Schwelle, und noch weiß sie nicht, wohin. Sie steht da, gesenkten Hauptes, und wagt nicht aufzublicken. Bekannte könnten vorübergehen! Ach, sie kennt die Gesellschaft gut, bei welcher sie einige Jahre zu Gaste gewesen, die Gesellschaft, welche ihre Diners so gelobt und ihre Toiletten so bewundert hat. Sie läßt ihren Schleier herab. Bekannte könnten vorübergehen!

Soll auch sie den Schritt thun hinüber in das fremde Schattenland? Bis ins Innerste erbebt sie, wie der Gedanke sie streift. Dazu fehlt ihr der Mut. Und Bertha ist viel zu verständig, um wahnsinnig zu werden.

Eine Droschke fährt vor. Mit unverschämter Neugier sieht der Kutscher sich um und mustert die dicht verschleierte Dame. Er kennt das Haus, und die Kunde der Katastrophe ist schon bis hinab in den Keller gedrungen, wo er seinen Morgenschnaps zu nehmen pflegt. Frau Gungel steigt ein. „Nach dem Stettiner Bahnhof!“ Ja, was bleibt ihr übrig, als mit den Schmucksachen, dem kümmerlichen Rest, welchen sie aus dem allgemeinen Zusammenbruch hat retten können, zurückzukehren in das freudlose Haus der ungeliebten Eltern, welches sie stolz und siegesfroh verlassen hat? Widerwillig, höhnisch wird man sie empfangen, mit Vorwürfen wird man ihr die Öde des Lebens ausfüllen. — Schwerfällig poltert der abgenutzte Wagen über das Pflaster. Das ungewohnte Schütteln quält ihre von der Erregung gebrochenen Glieder. Das ist die erste Berührung des Lebens, dem sie entgegengeht. Schmutzige, rußgeschwärzte Häuserreihen rechts und links, Armut und Elend auf der Straße, ein bleischwerer Himmel über den Dächern! Plötzlich begreift sie, was Elend ist. Grau und trostlos dehnt der Weg sich aus, der sie ihrer Zukunft entgegenführt. Die kalte Hand des Todes hat den Schleier von der fernen Vergangenheit gerissen, und kein Gold ist ihr geblieben, um damit die frischblutenden Wunden zu bedecken. Das Gerede wird sie auch hinüber in die alte Heimat verfolgen, die frommen Leute werden die Köpfe schütteln und ihr aus dem Wege gehen. Sie ist eine gezeichnete Frau. Abenteurer werden um ihre Hand, Junggesellen um ihre Gunst werben.

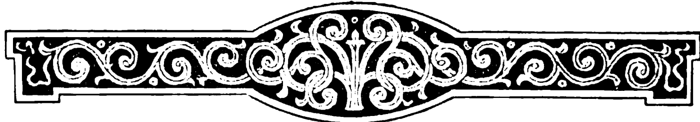
Der Wagen hält. Allein, völlig allein steht sie unter der hallenden Wölbung der Bahnhofshalle inmitten der geschäftigen, gleichgültigen Menge. Die schweren Falten der schwarzen Gewänder verhüllen ihre schlanke Gestalt, der dichte Schleier ihre Züge. Niemand beachtet sie. O, wie hat sie sich daran gewöhnt, als strahlender Stern alle Augen auf sich gerichtet zu fühlen. Diese allgemeine Gleichgültigkeit ängstigt sie, und noch einmal empört sich unbesiegt ihre Lebenslust gegen diesen lebendigen Tod. Ja, muß es denn so sein? Sie ist schön, sie ist noch jung. Giebt es keinen Weg zurück zu Glanz und Freude? Da war ein Fürst, welcher ihr einen sehr freundlichen Brief geschrieben, und der Minister — O, an Protektion würde es ihr nicht fehlen, wenn sie zum Theater ginge! — Theater? Sich von denselben Leuten lachend begaffen lassen, welche einst neidisch, bewundernd zu ihr aufgeblickt?

Oder gar — Nein, nimmermehr! — Tugend war es nicht, was sich in ihr gegen den Gedanken aufbäumte, nur Stolz, ungebändigter Stolz. Plötzlich wollte sie verschwinden wie ein fallender Stern, in dem geblendeten Auge ihren Glanz zurücklassend. — Und doch ...

Jetzt sitzt sie im Coupé, der Heimat zueilend. Heimat? Es ist ein Schreckenswort für sie. In grausamer Schärfe hebt sich das Bild ihres Lebens, wie sie es sich gewählt, von der dämmernden Zukunft ab. Immer wieder, wo sie auch hinflüchtet, wird sie vor die Wahl gestellt sein zwischen freudloser Armut und glänzender Schande. Wird der unersättliche Hunger nach Freude und Genuß sich ewig bändigen lassen? Wird sie immer widerstehen können? Mag sie wählen, was sie will, ein einsames, verlassenes, würdeloses Alter bitterer, reueloser Sehnsucht wird ihr Teil sein. Sie ahnt es dumpf in dieser Stunde, wo sie hinausschaut auf die nackten, zitternden, in kalte Winterthränen gebadeten Felder, welche endlos an ihr vorübereilen. Und bei alledem regt sich kein Grauen in ihr über die Todesstille, welche sie hinter sich zurückläßt, kein Grauen und kein menschliches Rühren. Tot bleibt ihr Herz und umgiebt mit keinem versöhnenden Hauch des Mitleids das Andenken des armen Menschen, der seine blinde Liebe zu ihr in ewigem Schlafe büßt. Tot bleibt ihr Herz, und keine verklärende Erinnerung steigt auf in ihr an den guten schwachen Mann, den sein kindliches Vertrauen durch bittere Enttäuschung, Jammer und Verzweiflung hindurch in ein grausiges Ende getrieben hat. Tot bleibt ihr Herz, und unbewegt sieht sie die ausgezehrte, vom Entsetzen geschlagene Gestalt der alten Jungfer an sich vorüberziehen, wie sie mit übergroßen, verstörten Augen hinein ins Leere starrt. Kalt und thränenlos blickt sie auf die Trümmer ihres Lebens zurück mit dem erbitterten Ingrimm eines gestürzten Genies. — Sie ist ein Genie der Eigenliebe, und bereuen — das kann sie nicht.

Die Läden des Hauses „J. Gaspards Nachfolger“ sind herabgelassen. Häßliche, grüne Zettel kleben daran: „Geschlossen infolge der Eröffnung des Konkursverfahrens.“ Einzelne sind zerrissen und hängen als schmutzige, vom Regen aufgeweichte Fetzen herab. Die Hand der Zerstörung hat den stolzen Bau gestreift. Bald werden gierige Hände in den Reichtümern wühlen, welche hier aufgespeichert liegen, und sie in alle vier Winde zerstreuen.

Dann wird man durch leere Fensterhöhlungen hinausblicken auf einen Trümmerhaufen, und ein alter Mann, welcher, Thränen im Auge, dem letzten Todeskampfe zugeschaut hat, kann weiter gehen, ein neues Heim sich suchen. „Gaspards Nachfolger“ ist nicht mehr.





Im Inneren Afrikas.

Eine Reise von Mukenge nach Kapuku-Kimbundu.

Von

Hermann v. François.



Im November 1884 hatte die Expedition, welche zur Erforschung des Kassai entsandt worden war, Mukenge, die Hauptstadt des Balubafürsten Kalamba, erreicht.

Im Warenbestand der Expedition machte sich bald ein Mangel, besonders an Kaurimuscheln, dem wesentlichsten Artikel für den Tauschhandel, und an Salz fühlbar. Die Gelegenheit, diesen Mangel zu beseitigen, bot sich, als die Nachricht einging, daß Saturnino de Machado, ein portugiesischer Kaufmann aus Malange, mehrere Tagemärsche nördlich von Mukenge, in Kapuku-Kimbundu, ein Lagerhaus errichtet habe.

Der damalige Lieutenant Kurt v. François wurde vom Expeditionschef Lieutenant Wißmann mit dieser Reise betraut und erzählt über diese sehr interessante Tour wie folgt:

Einen Tag vor meinem Abmarsch aus Mukenge hatte der Stabsarzt Wolf dieselbe Marschroute, die ich anzutreten gedachte, eingeschlagen, um mit besonderem Auftrage in das Land der Bakuba zu gehen, eine Reise, über welche derselbe in unserem Reisewerk „Die Erforschung des Kassai" ausführlich berichtet hat.

Die Aussicht, in angenehmer Begleitung zu reisen, beschleunigte meinen Abmarsch, und ich brach am letzten Tage des Jahres 1884 früh acht Uhr mit meinen Leuten von Mukenge auf. Der Weg führte auf einem Höhenrücken entlang, welcher die Wasserscheide zwischen Lulua und Muiau bildet. Zu beiden Seiten der Straße konnte man in die anmutigen Thalsenkungen vieler kleiner Wasseradern hineinsehen, die zum größeren Teil tief eingeschnitten und von schmalen Galeriewaldlinien begleitet waren. Als Marschziel hatte ich mir die Ortschaft Moatschitebua gesetzt. Drei Dörfer, Moatschinge, Katomba-Muenanbu und Pinda-Kambalu, lagen bereits in meinem Rücken. Noch immer wollte der ersehnte Ort nicht auf



Übergang über einen Urwaldfluß südlich Kitukula.

der Bildfläche erscheinen. Die Leute, die ich auf dem Wege nach der Entfernung befragte, sagten stets: „Wenn die Sonne dort steht, wirst du in Moatschitebua sein," und dabei zeigten sie mit dem Arm gerade auf nach dem Himmel. Die Sonne sendete senkrecht ihre Strahlen auf uns nieder, mein Stier taumelte müde den Weg entlang, und noch immer kam mein Reiseziel nicht in Sicht. Ich war herzlich müde geworden, trotzdem mußte ich auf die Tragkraft des Tieres verzichten, denn es befand sich schwächer wie ich mich selbst und brach einigemal kraftlos zusammen. Einer meiner Leute erbarmte sich seiner und führte es langsam dem Zuge nach. Zu Fuß also wankte ich weiter, neben mir Pitti, mein kleiner Baluba-Diener, der laut über Fußschmerzen klagte.

Endlich um vier Uhr nachmittags, nachdem wir dreißig Kilometer von Mukenge aus zurückgelegt hatten, erreichten wir unser Ziel. Die freundliche Aufnahme, welche uns hier zu teil wurde, war für uns alle sehr wohlthuend. Das Dorf bestand aus vierzig gut gebauten Hütten, die einander glichen wie ein Ei dem anderen. Mit Lebensmitteln, namentlich Fleisch, war es schlimm bestellt, ich konnte nur das Notdürftigste erhalten. Der Älteste des Ortes führte mich in die Wohnung des Häuptlings, welcher sich in Mukenge befand, um Tribut an Kalamba zu zahlen, und war mir behilflich, meine Sachen unterzubringen. Boten eilten nach dem Lulua, wohin ein Teil der männlichen Bevölkerung den Dr. Wolf begleitet hatte, und kündigten ihnen meine Ankunft an.

Gegen Abend erschien denn auch die gesamte Einwohnerschaft und bot alles auf, mich so angenehm wie möglich zu unterhalten. Bis tief in die Nacht hinein tanzten die Leute ihren Nationaltanz. Sicher würden sie mich damit verschont haben, wenn sie geahnt hätten, wie ich mich nach einem ruhigen Schlafe sehnte.

Schon in aller Frühe fand sich mein Wirt bei mir ein und überreichte mir eine Ziege: „Schlachte das Tier," meinte er, „und iß davon, soviel du kannst, denn deine Beine werden Blut und Fleisch gebrauchen!" Der gute Mann hatte mei-

nen ermatteten Zustand wohl bemerkt, und ich war ihm für seine nahrhafte Gabe sehr dankbar.

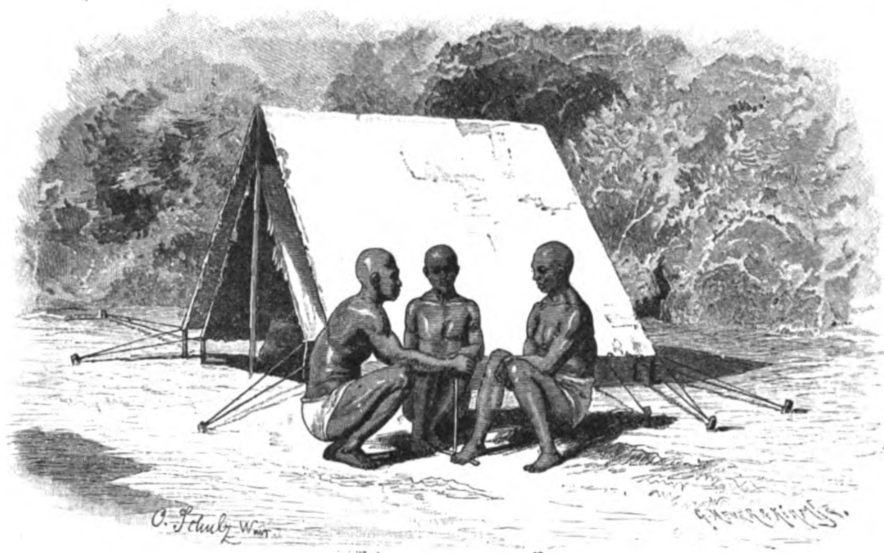
Nach kurzem Marsche erreichte ich den Lulua. Ein sanfter Hang, mit Savanne bedeckt, neigt sich am linken Ufer zu einem zweihundert Meter breiten Wiesenstreifen hinab, und ebenso allmählich steigt die Uferhebung jenseits an. Der Fluß ist hier zweihundert Meter breit, hat eine mittlere Geschwindigkeit, zeigt oberhalb Inselbildung und unterhalb, achthundert Meter von der Übergangsstelle entfernt, eine Schnelle.

Den biederen Fährmann fand ich schlafend in seinem Boote vor, jedoch ohne sein Handwerkzeug, die Ruder; er hatte sie daheim in seiner Hütte vergessen. Eine halbe Stunde mußte ich in Geduld warten, bis der Übergang seinen Anfang nehmen konnte, und zwei Stunden später erst zog meine Karawane im Gänsemarsch auf der Straße weiter.

Tisch und Stuhl ersetzen mußten, und tauschten unsere Erlebnisse aus. Ananasfrüchte, so groß und wohlschmeckend, wie ich sie in Europa nie gesehen hatte, zierten heute den Mittagstisch. Wie belebten sie meine Erinnerung an manch heiteren Tag in der Heimat. Was hätte ich jetzt nicht für eine Flasche edlen Rebensaftes gegeben, und wäre es auch nur Grüneberger gewesen. Der Palmwein, welcher unsere Becher füllte, war nicht unschmackhaft, indessen zu den köstlichen Früchten paßte er wie Milch zum Sauerkraut.

Zu Hunderten sah ich die Ananas in den Urwaldungen wild wachsen und ungepflückt verkommen. Die Eingeborenen essen im allgemeinen das saftige Fleisch derselben nicht, sondern klopfen sie erst weich und drücken dann den Saft heraus, um ihn wie Palmwein zu trinken.

Über eine Anzahl tief liegender und mit Galeriewald eingefaßter Wasseradern näherten wir uns am 2. Januar dem

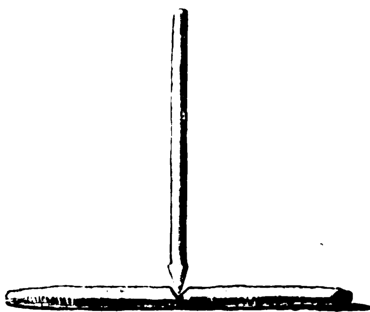


Baluba-Neger, mittels Holzstäben in der landesüblichen Art Feuer machend.

Sehr bald erblickte ich auf einer kleinen Anhöhe das Dorf Buima-Mutschina und erkannte die deutsche Flagge. Dr. Wolf hielt hier einen Ruhetag. Bald saßen wir vereint auf unseren Koffern, welche

Dorfe Kitukula. Schon in und bei dem Orte Moatschentangana war uns eine große Anzahl bewaffneter Neger aufgefallen, die in gewisser Unruhe unseren Vorbeimarsch beobachteten; jetzt fanden

wir allenthalben im hohen Savannengrase Leute versteckt, die, sobald sie uns wahrnahmen, erschreckt flohen. Diese seltsame Erscheinung fand ihre Lösung, als wir einige Jinga-Neger trafen, welche uns auf unserem Marsch von Malange nach Mukenge Trägerdienste geleistet hatten. Sie erzählten, Tschilungo-Mezo, ein Baluba-Häuptling, sei mit bewaffneter Macht in Anmarsch, um das Dorf Kitukula auszuplündern, weil die Einwohner ohne seine Genehmigung es gewagt hatten, die Jinga-Leute bei sich aufzunehmen. Der Ort gehörte nämlich noch halb und halb zum Machtbereich Tschilungo-Mezos. Er hatte bisher an diesen seinen jährlichen Tribut



Holzstäbe, wie sie zum Feuermachen benutzt werden.

zahlen müssen, seitdem aber Kalambas Macht gestiegen war, neigte das Abhängigkeitsgefühl des Ortes mehr nach Mukenge hin. Es war sichtbar ein Übergangsstadium für Kitukula eingetreten, und Tschilungo-Mezo strengte seine letzten Versuche an, um sein Ansehen zu behaupten. Er stand mit seinen Kriegern nicht mehr fern des Ortes. Daher also die vielen Bewaffneten und Flüchtlinge, die wir auf dem Wege antrafen. Tschilungo-Mezo wurde indessen durch Tribut beschwichtigt und trat, weil er auch befürchtete, daß wir Kitukula beschützen würden, den Rückzug an. Außer den genannten Dörfern berührten wir Kibulumba, Kiluata und Kikuassa. Alle zahlten ursprünglich an Tschilungo-Mezo Tribut. Jetzt aber fordert Kalamba Abgaben von ihnen. Die Orte sind sämtlich groß und wohlhabend, kein Wunder, daß der ungenügsame und sich jetzt so mächtig fühlende Kalamba seine Augen auf sie geworfen hat. Die Hütten sind aus Bordon-Palmen gearbeitet und an den Außenwänden mit Baumrinde bedeckt. Der innere Raum zerfällt in zwei Abteilungen, Schlafzimmer und Vorratskammer. Die Räume sind klein und das Bett so kurz, daß ein ausgewachsener Mann nur in gekrümmter Lage darin ruhen kann.

Die Bewohner von Kitukula, welche uns anfangs für den Feind gehalten hatten und entflohen waren, kehrten nach und nach in ihre Hütten zurück. Am Ausgang des Ortes wurde das Zelt aufgeschlagen, die Träger fanden in den nächstliegenden Hütten der Eingeborenen Unterkunft und schickten sich bald an, ihr Mittagmahl zu bereiten. War das Brennholz zusammengetragen, dann kauerten sie sich zu dreien nebeneinander und machten in der landesüblichen Art Feuer. Die Eingeborenen nehmen hierzu ein Stück von einer weichen Holzart, schneiden einen trichterförmigen Einschnitt in dasselbe hinein und bohren von seitwärts eine Öffnung in denselben, welche mit leichtzündlichem Feuerschwamm angefüllt wird. Alsdann drehen sie einen runden, unten zugespitzten Stab von härterem Holz so schnell und so lange in dem trichterförmigen Ausschnitt herum, bis das weiche Holz zu glimmen beginnt und den Schwamm entzündet. Die ganze Manipulation erfordert nicht mehr als drei bis vier Minuten. Pitti klagte über Schmerzen im Fußgelenk. Ich engagierte deshalb zu seiner Beförderung zwei Träger.

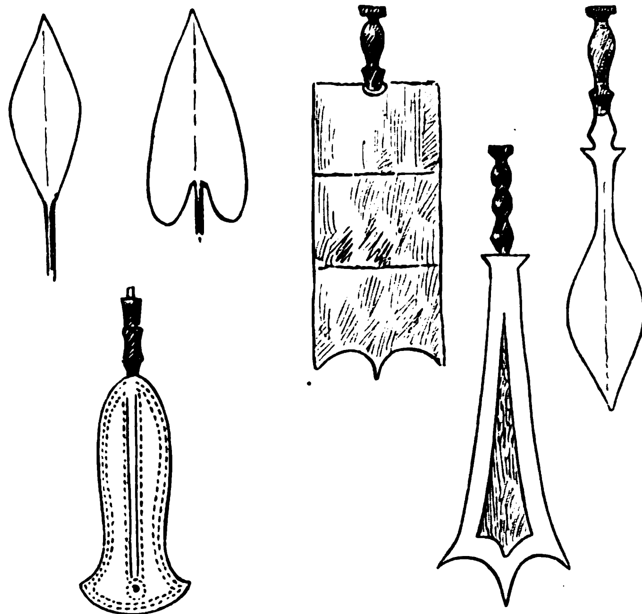
Der Vegetationscharakter des Geländes, welches wir am folgenden Tage durchwanderten, war insofern ein anderer geworden, als die Ölpalme häufiger auftrat. Einzeln und in Gruppen bedeckten die schönen Bäume Höhen und Thäler und wiegten die stolze Strahlenkrone im blauen Äther. Wir hatten unter praller Sonnenglut mehrere große Ortschaften berührt, als sich plötzlich der Himmel verfinsterte und ein niederströmender Regen

uns nötigte, in dem nächstliegenden Dorfe Kajembenkuna Obdach zu suchen. Wie schon in den früheren Orten, so räumten uns auch hier die Eingeborenen ihre eigenen Hütten ein, indessen nicht mit der bereitwilligen Freundlichkeit wie dort.

Unter den Männern traf ich viele mit langem Knebelbart, auf dessen Haaren ganze Reihen von Perlen aufgezogen waren. Das Kopfhaar ward bei Erwachsenen im allgemeinen kurz getragen, bei Kindern sah ich in den dichten Haarbündeln Kaurimuscheln verflochten. Die Tättowierung der Neger war hier dieselbe wie auf dem linken Ufer des Lulua, besonders reich und schön gemustert war die der Weiber. Beide Geschlechter trugen Hüfttücher aus Mabele (Palmfasern) gearbeitet. Die Bewaffnung der Männer bestand in Speer und Messer, bei vielen sah ich auch Gewehre.

Am 4. Januar marschierten wir durch dieselbe schöne Landschaft wie am vergangenen Tage und berührten mehrere stark bevölkerte Ortschaften. In einer derselben, Kittende, zeigte die Bauart der Hütten eine große Mannigfaltigkeit. Jede Hütte beinahe hatte andere Form und Größe. Einzelne waren spitz wie ein Kegel, andere gerundet wie eine byzantinische Kuppel, wieder andere zeigten die Form unserer Bauernhäuser, allerdings en miniature, und so fort, überall konnte man Verschiedenheiten wahrnehmen. Die Eingeborenen schienen darauf stolz zu sein, ihren Geschmack und ihre Intelligenz in stets neuen Hüttenmustern zur Veranschaulichung zu bringen.

Gegen zehn Uhr erreichten wir den Mansangomma, der mir breiter und stromartiger geschildert worden war. An der Stelle, wo wir ihn überschritten, bildete er zwei nur zehn bis fünfzehn Meter breite Arme. Das Bild S. 817 stellt den zweiten, schmaleren Arm dar. Nach der Vereinigung beider, zweihundertfünfzig Meter unterhalb der Übergangsstelle, betrug die Flußbreite nur zwanzig Meter, was indessen die landschaftliche Schönheit des



Messer und Pfeilspitzen der Baluba des rechten Lulua-Ufers. ($^1/_{10}$ der natürlichen Größe.)

Flusses keineswegs beeinträchtigte. In scharfen Krümmungen schlängelt sich der Mansangomma durch eine prächtige Urwaldniederung hindurch. Lianen und Baumzweige baden sich in den gekräuselten Wogen, langblätterige Pandanus und federartige Farne spiegeln ihre graziösen Formen in der klaren Wasserfläche wieder. Herz und Auge konnten sich hier an der herrlichen Natur laben. Baumstämme, die von beiden Uferseiten nach der Insel hinübergelegt waren, bildeten unsere Brücke. Den jugendlichen Gestalten der beiden Träger bereitete das Überschreiten

keine Schwierigkeiten, mit sicherem Schritt, die Lasten auf Kopf oder Schulter, gingen sie hinüber. Kaschavalla aber, der Dolmetscher des Dr. Wolf, besaß nicht mehr die jugendliche Elasticität und Sicherheit, welche zweifelsohne auch ihm einst eigen war; mit bedenklichem Kopfschütteln betrachtete er die dürftige Brückeneinrichtung, entledigte sich langsam seiner langschäftigen Stiefel und betrat zagend die schwankenden Baumstämme. In der Mitte der Brücke fühlt er, daß er nicht weiter kann; Justine, seine jugendliche Dienerin, will ihn hinübertragen, er vertraut sich indessen lieber den kräftigen Armen eines Baluba an. Schon nach wenigen Schritten strauchelt dieser mit seiner schweren Last und verliert das Gleichgewicht. Kaschavalla wechselt die Farbe und stiert angstvoll in die lustig dahinfließende Wassermasse hinab, die ihn in ihrem kühlen Schoß zu begraben droht. Justine jedoch ist der rettende Engel. Schnell erfaßt sie ihren Gebieter von rückwärts an den Schultern und giebt ihm so das Gleichgewicht wieder, während der stämmige Baluba kopfüber in die Wellen stürzt. Ehe Kaschavalla zur Besinnung kommen kann, hat ihn Justine wie ein Kind in die Arme genommen und trägt ihn sicher und unbeirrt über den Fluß. Die überstandene Angst aber hatte den braven Dolmetscher dermaßen erschöpft, daß er am jenseitigen Ufer hilflos zusammenbrach und seine Kraft erst wieder erlangte, nachdem ihn Justine mit Palmwein gestärkt hatte. Der Mansangomma, welcher an der Brückenstelle fünf Meter tief war, konnte meinen Trägern, die zum Teil des Schwimmens unkundig waren, Gefahr bringen. Ich ließ deshalb Bäume fällen und die Brücke verbessern.

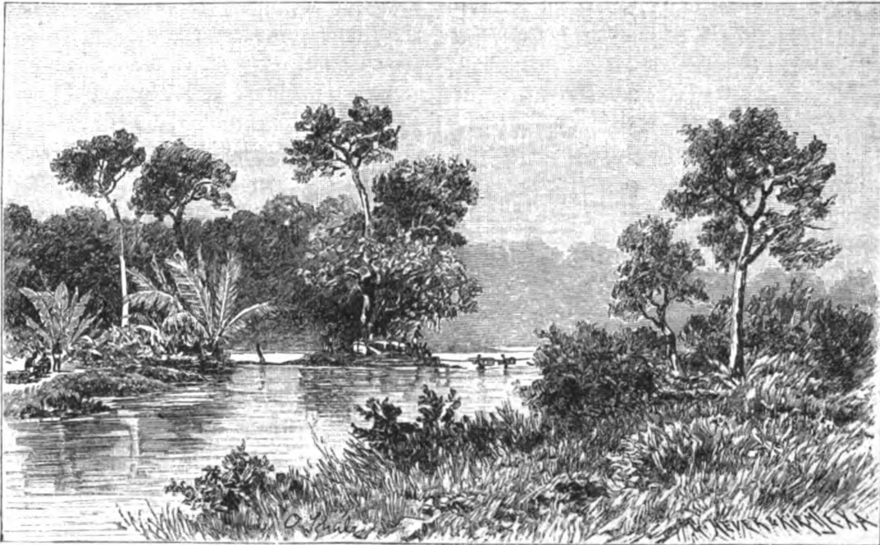
Auf den Inseln des Mansangomma sah ich unter dem Pflanzengewirr auch Bisea orellana, einen Farbstrauch, den ich bisher nur in den Gärten des Kaufmanns Custodio de Machado (Bruder Saturninos de Machado) in Malange gesehen hatte. Dieser Strauch liefert eine drei Centimeter große ovalgeformte Fruchtkapsel mit vielen kleinen Samenkörnern, die in einem rötlichen Pulver liegen. Custodio machte mehrfach Fabrikationsversuche, um den Farbstoff zu gewinnen,



Dorf auf einer Urwaldlichtung.

und erzielte dabei Farbennüancen vom Rotbraun bis zum Orangegelb.

Gegen ein Uhr mittags gelangten wir nach Kapuku-Kimbundu. Der Ort zählte zweihundertfünfzig bis dreihundert Hütten und lag auf einem langgedehnten Bergrücken, der nach Süden allmählich zum Mansangomma und nach Norden mit stark konvexer Böschung zum Kassulubach abfällt. Im Dorfe bemerkten wir bald das stattliche Lagerhaus Saturninos, welches dieser innerhalb acht Tagen hatte erbauen lassen. Er barg in demselben einen reichlichen Vorrat an Waren aller Art, hauptsächlich viel Mbusio (Kaurimuscheln). Auf das freundlichste wurden wir von ihm und von Carvalho, seinem portugiesischen Begleiter, empfangen, und bald saßen wir bei einem für afrikanische Verhältnisse äußerst solennen Mittagmahl, welches Saturninos Köchin zu einem wahren Festdiner gestaltete: Fisch, gebratenes Huhn und Ziegenrücken, Ananas, Bananen und Palmwein. Seit langer Zeit waren mir nicht so viel Genüsse auf einmal geboten worden.



Übergang über den Mansangomma.

Carvalho ist derselbe portugiesische Offizier, welcher neuerdings im Auftrage der portugiesischen Regierung nach der Mussumba des Muata Jamwo (Hauptstadt der Lundakönige) gesandt wurde, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, und im Februar 1888 von dort zurückkehrte.

Nach dem Essen besuchte uns der Häuptling Kapuku-Kimbundu mit fünfzehn seiner Frauen, dem sechsten Teil seines Harems. Er machte einen würdevollen Eindruck, seine Züge deuteten auf eine rücksichtslose Energie hin, und in der That sollen ihn seine Unterthanen sehr fürchten, da er, wie erzählt wurde, mit den schärfsten Strafen, ja selbst Hinrichtungen schnell bei der Hand ist. Kapuku hatte eine große Neigung für Reisen, die ganze nahe und fernere Umgebung seines Gebietes kannte er, auch zum mächtigen Bakubafürsten Lukengo war er gereist, dort aber nicht in die Hauptstadt eingelassen worden. Ohne Lukengo gesehen zu haben, mußte er den Heimweg antreten, nachdem er vier Tage vor dem Eingang zur Residenz auf die Antwort Lukengos, den er um Einlaß bitten ließ, gewartet hatte. Man konnte sich nicht wundern, wenn er nach dieser demütigenden Behandlung an Lukengo kein gutes Haar ließ. Er schilderte

ihn als einen grausamen Tyrannen und wünschte ihm alles Böse. Eine große Überraschung und Freude wurde Kapuku übrigens zu teil, als er Kaschavalla wiedersah, mit dem er vor vierzehn Jahren Blutsbrüderschaft geschlossen hatte. In rührender Herzlichkeit und Teilnahme tauschten die beiden Freunde Erinnerungen und Erlebnisse aus.

Kaschavalla, von Geburt ein Neger aus Angola, ist im Balubalande eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Der Ursprung des noch jungen Handelsverkehrs von hier nach der Westküste ist zum großen Teil sein Verdienst. Vor vierzehn Jahren etwa war Kaschavalla im Auftrage von Saturnino mit einer Kiokokarawane in das Land der Baluba gekommen. Er verstand es, sich durch seine interessanten Erzählungen, speciell über die Weißen, beliebt zu machen; zum Abschied wurde er von den Häuptlingen Kalamba, Tschilungo-Mezo und anderen reich beschenkt, und ersterer stellte ihm große Geschenke in Aussicht, wenn er ihnen Weiße in das Land bringen würde. In Kimbundu traf Kaschavalla später Herrn Schütt, der ihn auch sofort für die Tour in das Gebiet der Baluba engagierte. Die Kioko sahen aber ihre Handelsinteressen durch ein Vordringen der Weißen gefährdet und verhinderten Herrn Schütt in der Durchführung seines Planes. Dieser wollte nun mit Gewalt den Durchgang erzwingen, Kaschavalla indessen ging hierauf nicht ein und trennte sich von Schütt. Die Ankunft der Expedition des Dr. Pogge bot ihm von neuem Gelegenheit, Kalamba Dienste zu leisten. Pogge nahm auf Vorschlag Saturninos von seiner anfangs geplanten Reise nach Mussumba Abstand und entschloß sich zu der Tour nach Mukenge. Kaschavalla trat für diese Zeit in seine Dienste ,und führte die Expedition diesmal unbelästigt durch die Kioko nach dem ersehnten Ziele. Kalamba nahm Pogge, wie bekannt, sehr gastfrei auf, gab Kaschavalla zum Dank seine eigene Tochter zum Weibe und entließ ihn reich beschenkt. So legte Kaschavalla die Basis zu dem Handelsverkehr der Westküste mit Mukenge, der von da ab an Umfang mehr und mehr zunahm. Kioko-Bangala- und Angolakarawanen kommen jetzt häufiger wie je zu Kalamba, so daß sich Mukenge mehr und mehr zu einem innerafrikanischen Handelscentrum entwickelt. Kaschavalla selbst genießt in der ganzen Gegend das höchste Ansehen, und man spricht von ihm nur als von dem Mann, der die Weißen und alle guten Sachen ins Land gebracht habe. „Bintu biossu ja Katendu.“

Noch eine andere wichtige Persönlichkeit hatte ich die Freude kennen zu lernen. Es war Muamba-Putu, ein Balubahäuptling, der sich eine gewisse Berühmtheit erworben hatte, weil er im Balubalande die erste Anregung gegeben, daß Mord und Raub als gemeine Verbrechen angesehen und die argen Mißbräuche des Fetischdienstes eingeschränkt wurden. Die Baluba, meinte er, sollten untereinander Brüder sein und zur steten Erinnerung dessen miteinander Riamba (Hanfart) rauchen. Das Riambarauchen hat sich seitdem als Volkskultus verbreitet und ist damit thatsächlich eine menschlichere Lebensauffassung bei den Baluba eingezogen.

Muamba-Putu ist ein kleiner Mann mit intelligenten Gesichtszügen. Er war zu Handelszwecken mit Elfenbeinzähnen hierher gekommen und sprach sich sehr ungehalten über die nördlich von Kapuku zwischen Mansangomma und Lubidi wohnenden Baluba aus, die von dem Riambakultus nichts wissen wollten und die sich seit dessen Einführung feindlich von den Riamba-Baluba abgeschlossen haben. Niemand derselben darf ihr Gebiet betreten, und die Grenzlinie selbst ist durch eine Reihe von Löchern mit vergifteten Holzpfählen — in der Fortifikation würde man sagen: Wolfsgruben mit Cäsarpfählchen — gesperrt.

Interessant war mir die Eisenindustrie und Eisenverarbeitung in Kapuku, welche ich Gelegenheit hatte in den folgenden Tagen einer genaueren Musterung unterwerfen zu können. Das Eisen wird aus

den Thälern des Tete und Kimbumbu, zweier kleiner Nebenflüsse des Mansangomma, die unweit des Dorfes vorbeifließen, gewonnen. Die Neger nehmen meist nur die auf der Erdoberfläche freiliegenden oder für das Auge sichtbaren Stücke des Eisensteines, da ihnen ein Nachgraben viel zu viel Mühe verursacht. In kleinen Hochöfen, ähnlich den unserigen, bereiten sich die Neger aus dem Roheisen das Gebrauchseisen. Der schornsteinartige Bau wird hierbei stark geheizt und das Roheisen



Gruppe von Kioko-Negern.

von oben in das Innere hinein gethan. Während das reine Eisen nun langsam durchfrischt, werden Eisenerze und Holzkohlen immer von neuem aufgelegt. Ist dies Verfahren sechs bis acht Stunden fortgesetzt, dann brechen die Schmiedearbeiter ein am Boden befindliches Loch, welches bis dahin mit Erde verstopft war, auf und entnehmen aus dem Ofen das fertige Eisen, welches dann zur Verarbeitung kommt. Ebenso einfach wie die Bereitung des Eisens ist auch die Herstellung der Kohle. Eine gewisse Baumart wird, nachdem die Rinde entfernt worden ist, zu Haufen zusammengelegt und über ein Feuer gesetzt; die angekohlten Stücke werden zu geeigneter Zeit aus dem Feuer herausgenommen und mit Erde bedeckt, um das Feuer zu löschen.

Die Kunst des Schmiedens ist, wie Kapuku erzählte, bei den Baluba sehr alt, sie wollen sie nicht erst von den Kioko adoptiert haben, obwohl die Ähnlichkeit in den Einrichtungen, sowohl des Hochofens wie der Schmieden, nicht abzuleugnen ist. — Die Weiber Kapukus bewohnen je zu zwei und drei Hütten, die um einen 38 Meter langen und 7 Meter breiten Wohnraum herumliegen. Hier in der großen Haremshalle versammeln sich Weiber und Kinder, die nichts zu thun haben, hier unterhalten sie sich und rauchen ihren Riamba.

Was nun das Geschäftliche meiner Reise betraf, so war dies im allgemeinen schnell abgewickelt, allerdings nicht zu meiner Zufriedenheit, denn Saturnino forderte für seine Waren so hohe Preise, daß ich mich entschloß, nur sechs Lasten anzukaufen. Er entschuldigte seine Forderung mit den großen Verlusten, die er auf seiner siebenmonatlichen Reise von Malange

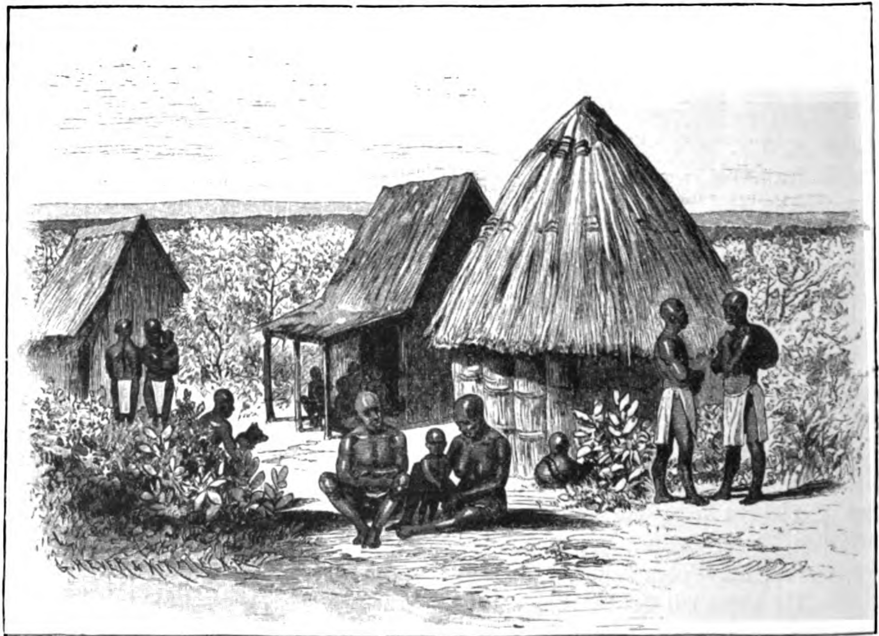
bis hierher erlitten habe; es sei ihm, sagte er, während dieser Zeit so viel gestohlen worden, daß er die Preise nicht billiger stellen könne. Um einen Maßstab für dieselben zu erhalten, will ich einiges aus der Rechnung anführen, die mir Saturnino aufsetzte:

Kaurimuscheln	$12^1/_2$ kg	kosteten	20000	Reis	= 90,—	Mk.
Leinwand	15 m	"	4000	"	= 18,—	"
Ein Feuersteingewehr		"	9000	"	= 40,05	"
Baumwolle	15 m	"	9000	"	= 40,05	"
Einfache Tücher, vom Neger sehr geliebt	6 qm	"	2000	"	= 9,—	"
Pulver, ein Fäßchen	à 1 kg	"	4000	"	= 18,—	"
Salz	1 kg	"	800	"	= 3,06	"
Ein Kupferkreuz	ca. 1 kg	"	2000	"	= 9,—	"
Ein Bündel Perlen, blau		"	550	"	= 2,45	"
Ein Bündel Perlen, rot		"	800	"	= 3,06	"
Ein Bündel Perlen, rubin		"	850	"	= 3,85	"

Zum Einkauf von Lebensmitteln hatte Saturnino sich einen großen Vorrat von Gummi angeschafft. Er ging damals mit der Absicht um, unter dem Schutze des Häuptlings Kapuku nach Norden in das Gebiet der Bassongo-Mino zu marschieren. Er gedenkt durch Anlage einer Reihe von Handelsstationen, von denen fünf bereits existieren, den Handel mit Centralafrika zu eröffnen, wobei er auf die Beteiligung und Unterstützung seiner Landsleute und auch auf die reichen Kaufleute Hamburgs hofft.

Am 8. Januar, sobald der Rechnungsabschluß mit Saturnino erledigt war, trat ich die Heimreise an. Dr. Wolf begleitete mich bis zum Mansangomma. Ihm stand eine schöne interessante Reise bevor; nicht ohne Neid winkte ich ihm vom jenseitigen Ufer ein herzliches Lebewohl zu.

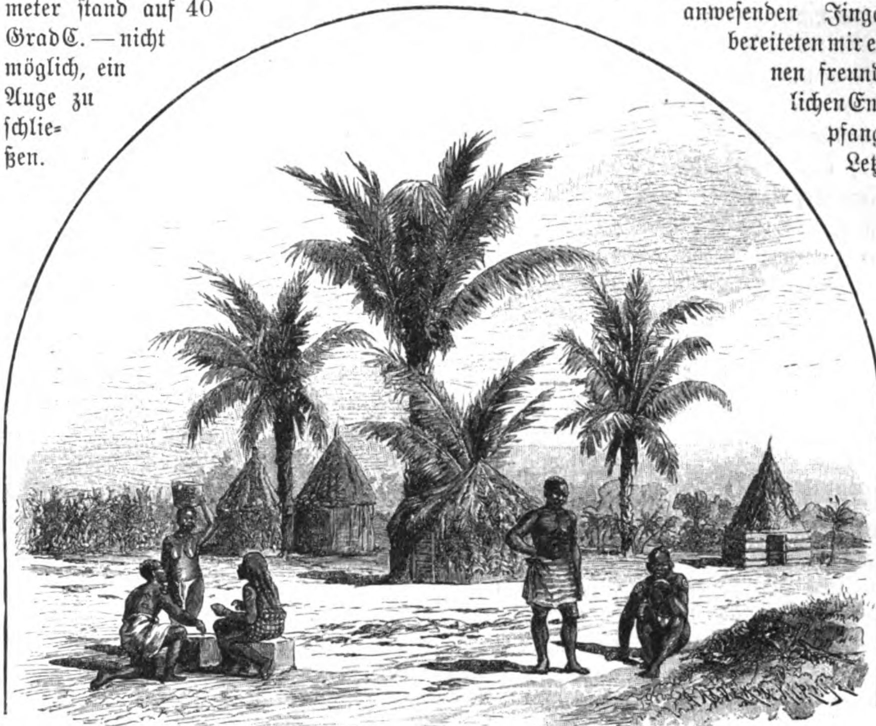
Dieselbe Straße, welche ich gekommen war, wanderte ich unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne und von Durst gequält nach Kajembenkuna, wo ich den Lagerplatz vom 3. Januar bezog. Auf einem improvisierten Bettlager versuchte



Dorfscene aus Kapuku-Kimbundu.

ich zu ruhen, doch war es mir bei der drückenden Schwüle, die in der Hütte herrschte — mein Thermometer stand auf 40 Grad C. — nicht möglich, ein Auge zu schließen.

Seitdem hatte sich die Aufregung vollkommen gelegt, und die Eingeborenen, sowie die hier noch immer anwesenden Jinga, bereiteten mir einen freundlichen Empfang. Letztere wollten meine Hütte gar nicht mehr verlassen; unausgesetzt umstanden oder umlagerten sie dieselbe, jeder mit irgend einem Gegenstande versehen, den er gern an mich verkaufen wollte.



Nordausgang des Baluba-Dorfes Tschandambe.

Meinem Lager gegenüber hatte sich eine kleine Handelskarawane von Kioko-Negern häuslich niedergelassen, welche auf dem Marsche von Scha Mukosse nach Kimbundu begriffen waren und hier einige Wochen rasten wollten, um die Entbindung einer der Frauen abzuwarten. Gegen Abend erschien der Häuptling, freute sich, mich wiederzusehen, und knüpfte hieran die logische Schlußfolgerung: da ich dem Orte zum zweitenmal die hohe Auszeichnung meines Besuches verschaffte, so habe ich doppelte Veranlassung, ihn, den Häuptling, reich zu beschenken. Daraus wurde natürlich nichts, dagegen tauschten wir wie damals die landesüblichen Geschenke aus.

Der folgende Tag führte mich nach Kitukula zu den damals von Tschilungo-Mezo so sehr in Schrecken gesetzten Baluba.

Fünf Kapukuleute, welche ich als Träger mitgenommen hatte, waren so wenig an Marschtouren gewöhnt, daß ich am 10. Januar Mühe hatte, sie vom Fleck zu bekommen. Alle hundert Meter fast setzten sie während des Marsches ihre Lasten ab, um zu ruhen. So kam es, daß ich bis in die heißen Mittagsstunden hinein marschieren mußte.

Da es für mich kein Interesse bot, dieselbe bekannte Straße nach der Station zurückzugehen, so schlug ich einen östlich nach dem Dorfe Adiangi abführenden Pfad ein. Der Charakter der Gegend blieb derselbe. Wir passierten die große

Ortschaft Tschandambe. Die junge Welt war hier sehr übermütig; einer Anzahl kecker Burschen machte es Vergnügen, meine Lastträger durch Scheinangriffe zu ängstigen. Sie schwangen die Speere und sprangen in wilden Sätzen gegen die Lastträger vor, die jedesmal scheu auswichen und mir schnell einen Boten schickten, um mich von dem Unfug zu benachrichtigen. Mein Erscheinen genügte, um dem Scherz ein Ende zu machen, und zur Beruhigung meiner Leute blieb ich bei den kampflustigen Gesellen so lange halten, bis die Karawane den Ort im Rücken hatte.

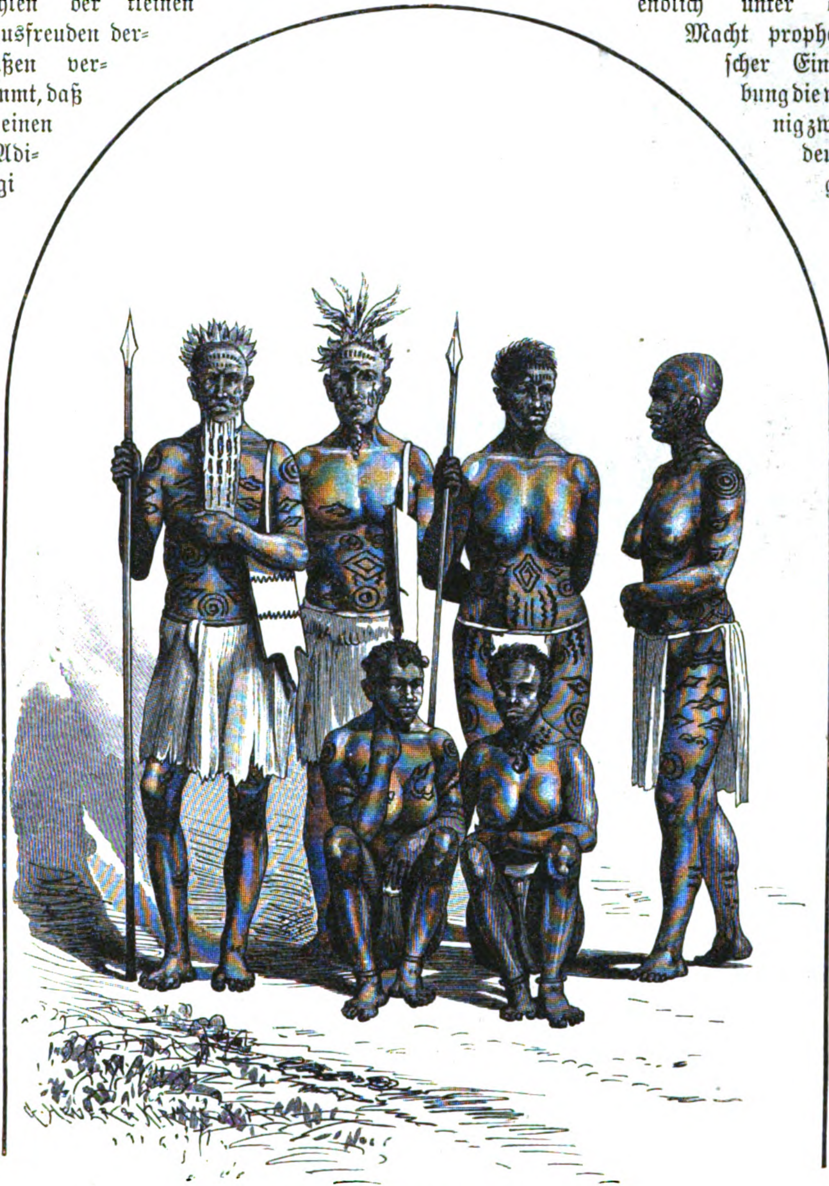
Unter den cirka zweihundert Hütten zeichneten sich einzelne durch hohe, spitze Dächer aus, die in der Ferne wie kleine gotische Kapellen aussahen. Auch der Platz, wo sich die Eingeborenen zum gemeinschaftlichen Riambarauchen zu vereinigen pflegten, war originell. Er lag inmitten des Dorfes und bestand aus einer anderthalb Meter hohen Lehmanschüttung, die fünfzig Meter im Durchmesser kreisrund gebaut war.

Ich war noch nicht eine Viertelstunde von Tschandambe entfernt, als mir gemeldet wurde, daß zwei Träger in dem Orte zurückgeblieben seien und von den Eingeborenen ausgeplündert würden. Mit drei Chassepot-Bewaffneten kehrte ich sofort zurück und fand die beiden Leute von mehreren Männern festgehalten. Sobald ich mich mit meinen drei Kriegern näherte, floh die schwarze Gesellschaft auseinander, und die festgenommenen Träger wurden freigelassen. Um derartigen Zwischenfällen vorzubeugen, ritt ich in Zukunft am Ende der Karawane. An dem Südende des Dorfes Adiangi schlug ich mein Zelt auf, welches wie überall so auch hier die allergrößte Bewunderung hervorrief. Die Bewohner zeigten mir eine große Menge ganz niedlich gearbeiteter Elfenbeinsachen, so zum Beispiel größere und kleinere Ringe, geschnitzte Armbänder, Signalpfeifen und andere Gegenstände. Für wenig Zeuge, die hier sehr begehrt waren, und einige Kupfernägel konnte ich mir eine ganze Anzahl der kleinen Sachen kaufen.

Überhaupt machte die Bevölkerung einen genügsamen, bescheidenen Eindruck. Die von Mukenge ausgehenden Handelsinteressen schienen in dieses Gebiet noch wenig eingedrungen zu sein. Der Häuptling war über vier Meter Zeug, die ich ihm als Gegengeschenk für eine Ziege überreichte, so erfreut, daß er die leidenschaftlichen Gesänge, welche die Bevölkerung gerade dem Riamba widmete, durch ein „Moijo“ unterbrach. „Der weiße Mann,“ sagte er, „hat Adiangi besucht, er hat mir gute Geschenke, schöne Geschenke gemacht, er ist mir und meinem Volke willkommen!“ Die Menge heulte die Worte nach und setzte dann mit erneutem Eifer den fürchterlichen Riambagesang fort. Das Riambalied, welches durch das ganze, dem Riambadienst huldigende Balubaland in derselben Melodie verbreitet ist, klingt als Sologesang nicht unmelodisch, im Chor aber verschwindet die Melodie vollkommen, da jeder auf eigene Faust singt und nicht bloß stimmbegabte Personen daran teilnehmen, sondern jeder, jung und alt, mit klarer und kreischender Stimme seinen Beitrag liefert. Mit den anderen Gesängen verhält es sich ähnlich. In der Regel sind es Lieder ohne Worte, aber auch bei denen, wo ein Text oder besser einige Worte die Begleitung geben, kann man den Sinn schwer feststellen. So lauteten z. B. die Worte, mit denen bald nach meiner Ankunft eine Anzahl Weiber von der Arbeit heimkehrten: Itijei moeije moeije — moeija mamojami moeije — moeija moeije. Eine sinnreiche Übersetzung dieser Strophe würde selbst dem Baluba Schwierigkeiten bereiten.

Während der Nacht wurde ich durch eine lebhafte, öfters von schallendem Gelächter unterbrochene Beratung im Schlafe gestört, mußte aber herzlich lachen, als mir mein Dolmetscher am nächsten Morgen in tiefster Seele entrüstet und gekränkt die Veranlassung der unruhigen Nacht mitteilte. Seine Frau nämlich,

eine junge, hübsche Negerin, mit der er schon vier Jahre hindurch eine glückliche, nur durch Kinderlosigkeit getrübte Ehe geführt hatte, war über das Fehlen der kleinen Hausfreuden dermaßen verstimmt, daß sie einen in Adiangi anwesenden Wahrsager veranlaßte, ihr die Ursache der vorenthaltenen Mutterfreuden anzugeben. Die Verhandlungen über diesen delikaten Fall hatten nun während der Nacht in Anwesenheit der jungen Antragstellerin stattgefunden. Der pfiffige Wahrsager machte eine lange, umständliche Beschwörung und sprach endlich unter der Macht prophetischer Eingebung die wenig zweideutigen Worte: „Nicht der Geist deiner Vorfahren, nicht der Böse, der uns Unheil bringt, sind schuld an deiner Kinderlosigkeit, sondern dein Gatte.“ Das junge Weib sträubte



Baluba-Neger aus Adiangi.

sich nun, zu ihrem Manne zurückzukehren, und war entschlossen, ihn für immer zu verlassen. Mein Dolmetscher tobte, als



Baluba-Weiber aus Adiangi auf dem Wege nach dem Marktplatz.

er von dem Vorfall erfuhr, er züchtigte die widerstrebende Gattin und bat mich, ihm beizustehen, da die Träger Partei für das junge Negerweib ergriffen hatten und sich über ihn lustig machten. Ich sorgte dafür, daß die Widerstrebende während der nächsten Nacht in der Hütte blieb. Schon am anderen Morgen sah ich zu meiner Freude, daß die junge Frau ihrem Gatten nur noch verschämt und verlegen schmollte, und nach einigen Tagen waren die beiden wieder ein Herz und eine Seele.

Das freundliche Adiangi verließ ich am 11. Januar und setzte unter der Gunst des Himmels, der uns durch eine leichte Wolkenschicht gegen die brennenden Sonnenstrahlen schützte, den Marsch nach dem Lulua fort. Je näher wir demselben kamen, desto reichhaltiger wurde die Pflanzendecke. Urwaldungen wechselten mit Palmenhainen, und trat man an den Hang eines Bachlaufes heran, dann sah man Palmen und alle Koryphäen des Urwaldes in wilder Harmonie das immergrüne Thalbett schmücken.

Wenn mir auch der Anblick derartiger Waldungen nicht neu war, so mußte ich doch immer von neuem den Reichtum und die Vielseitigkeit der Pflanzenvegetation bewundern, die, durch Lianen aller Art verbunden, ein unentwirrbares Chaos darstellt. Jeder Baum, jede Pflanze strebt, den Nachbar verdrängend, nach selbständiger Herrschaft. Neben den in höchster Kraft und Pracht emporstrebenden Stämmen liegt der unterliegende und hinsiechende Genosse. Nirgends eine entblößte Stelle; wo ein herrschender Stamm zusammenbricht, schießen zahlreiche Junggewächse, die bisher unter dem Druck und dem Schirm des Gewaltigen gestanden haben, freudig aus frischem Moose und Gräsern hervor. Die herrlichen Laubwaldungen unserer deutschen Mittelgebirge haben durch die Fülle und Schönheit ihrer Vegetation oft Freude und Bewunderung in mir wachgerufen, und doch, was sind sie gegen den Reichtum und die Üppigkeit des tropischen Urwaldes? wie tot sind sie gegen das sprechende

Gewirr der wuchernden Gewächse? Nicht in den wilden Sprüngen der belebenden Affen, nicht in dem Spiel von tausend umherschwirrenden Schmetterlingen und Insekten und in dem Gesang der buntgefiederten Vögel liegt das Fesselnde des Urwaldes, sondern in der Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt, ihrem Ringen nach Luft und Licht, ihrem Emporblühen und ihrem Hinsterben.

Gegen zehn Uhr berührte ich das stark bevölkerte Dorf Kimbundu, wo vor kurzem Carvalho, der Begleiter Saturninos, einen Monat lang Rast gehalten hatte. Als meine Träger den Ort bereits passiert hatten, bemerkte ich, daß ein Mann noch zurückgeblieben war. Ich blieb deshalb allein halten und marschierte, als der langsame Bursche nach zehn Minuten endlich eintraf, weiter. Plötzlich erschienen bewaffnete Neger in meinem Rücken und riefen mir unverständliche Worte zu. Ihnen folgte im Laufschritt der Häuptling. Ich hielt meinen Stier an, um — hat viel Frauen — viel Sklaven — viel Lebensmittel — Kimbundu kann große Geschenke machen." Ich sprach ihm mein Bedauern aus, sagte ihm, daß ich keine Zeit habe und gern auf seine Geschenke verzichte. Das anfangs freundliche Gesicht des Häuptlings verfinsterte sich hierbei, er nahm eine stolze Haltung an, und da er auch seinen Atem wieder erhalten hatte, so entgegnete er mit möglichster Würde und Bestimmtheit: „Wenn der weiße Mann die Gastfreundschaft Kimbundus verschmäht, so muß er für den Durchmarsch einen Zoll bezahlen, oder meine Krieger werden ihn töten und die Waren plündern!" Dabei drängte sich eine Schar Bewaffneter mit drohender Gebärde vor und verstellte mir den Weg. Nach diesem gut durchgeführten Manöver, das nur darauf gemünzt war, mich einzuschüchtern, um alsdann mit Zeugen beschenkt heimzukehren, lachte ich dem Häuptling laut ins Gesicht und entgegnete, er würde nichts erhalten, auch könne mich



Übergang über den Lulua nördlich Moatschitebua.

ihn zu erwarten. „Der weiße Mann," sagte er, indem er atemlos einzeln die Worte herausstieß, „muß hier bleiben, Carvalho ist auch lange in Kimbundu gewesen, Kimbundu ist großer Häuptling seine Drohung nicht hindern, den Weg fortzusetzen. Dann riß ich kurz meine Büchse von der Schulter und donnerte den schwarzen Gesellen ein energisches „Platz da!" entgegen. Das wirkte. Nach

wenig Augenblicken war Kimbundu mit seinen Getreuen verschwunden, und ich konnte ungestört meiner Karawane nachwandern.

Gegenüber dem Thal des Lulua, in dem Kongollo nahm ich Quartier. Von der Anhöhe aus, auf welcher der Ort lag, konnte man jenseit des Lulua die Station liegen sehen. Am Morgen des 12. Januar trat ich den Marsch dorthin an. Der Lulua hat an der Übergangsstelle dasselbe Aussehen wie bei Moatschitebua. Er ist zweihundert Meter breit, hat eine einfache Uferbekleidung und lehnt sich zu beiden Seiten an einen hundert bis zweihundert Meter breiten Wiesenstreifen an.

Der Übergang erfolgte in einem größeren Kanoe für vier Personen und zwei kleineren Kanoes, die wie das erstere gut gearbeitet waren. Da die Beförderung meines Stieres nach dem anderen Ufer sehr zeitraubend war, so konnte ich erst nach zwei Stunden weiter marschieren.

Kurz vor der Station traf ich Leute, welche die Überreste eines Stierkalbes einbrachten, das von einem Leoparden getötet worden war. Derselbe war während der Nacht in unseren Rindviehkraal am Poggeschen Hause eingedrungen, hatte hier das Tier gewürgt und dann fortgeschleppt. Bei der am frühen Morgen abgehaltenen Jagd, die Kalamba selbst leitete, wurden drei Neger von der Bestie verwundet; es gelang aber nicht, das Tier zur Strecke zu bringen. Das geraubte Stierkalb hatte man fünfhundert Meter südlich des Rindviehkraals mit aufgerissenem Leibe vorgefunden; der Leopard hatte nur Lunge, Leber und Herz herausgefressen.

Gleichzeitig erfuhr ich, daß ein Weißer auf der Station gestorben und gestern beerdigt worden sei. Das war eine erschütternde Nachricht, und ich eilte, von der unbestimmten und ungewissen Kunde gequält, nach der Station. Wißmann kam mir entgegen und brachte die Trauerbotschaft, daß Lieutenant Franz Mueller am 9. Januar einem perniciösen Fieber erlegen und gestern am Ufer des Lulua zur ewigen Ruhe gebettet worden sei. Noch an demselben Nachmittag besuchte ich die Grabstätte Muellers. Ein Grabhügel von Palmwedeln, aus denen ein einfaches Holzkreuz schlicht und bescheiden hervorragte, bezeichnete den Ort, wo einsam und friedlich der geschiedene Kamerad ruhte als ein Opfer seines Berufes.





Der Planet Mars.

Von

Wilhelm Schütte.

Unter den zahlreichen Gestirnen, welche den nächtlichen Himmel schmücken, erkennt das unbewaffnete Auge nur wenige, die ihren Ort verändern und sich zwischen den übrigen fortbewegen. Denn wenn auch die Zahl der Wandelsterne sehr beträchtlich ist und fast dreihundert Planeten gleich der Erde um die Sonne wandern, so sind doch die meisten so klein und lichtschwach, daß sie nur durch starke Fernrohre wahrgenommen werden. Auch von den fünf, die dem freien Auge sichtbar sind, wird der Merkur nur selten erblickt, weil er wegen seiner geringen Entfernung von der Sonne stets dieser letzteren nahe bleibt und höchstens nur anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang oder ebenso lange vor Sonnenaufgang als glänzender Lichtpunkt tief in der Nähe des Horizontes gesehen werden kann. Dagegen sind die anderen leicht wahrnehmbar und unterscheiden sich durch ihr helles, ruhiges Licht von den funkelnden Fixsternen. Diese Planeten, welche gleich der Erde der Sonne unterthan sind und von dem gewaltigen Centralgestirn Licht und Wärme empfangen, erregen unser Interesse weit mehr als die nach Tausenden zählenden Fixsterne, zwischen denen jene sich bewegen. Allein wenn sie uns auch weit näher sind als diese, deren Entfernungen Billionen von Meilen betragen, so geben doch selbst die kräftigsten Fernrohre nur geringen Aufschluß über die Verhältnisse, welche auf ihren Oberflächen herrschen. Die beiden Planeten, welche innerhalb der Erdbahn kreisen, Merkur und Venus, sind von dichten Wolkenhüllen umgeben, die nur hin und wieder Lücken aufweisen und alsdann kleinere Teile der Oberfläche sehen lassen. Ähnliches gilt von den beiden äußersten, dem freien Auge sichtbaren Planeten, dem Saturn und Jupiter. Zwar gewährt der erstere mit seinem Ringsystem und seinen acht Monden im Fernrohr einen überraschenden und fesselnden Anblick, und ebenso ist die große, von dunklen Streifen durchzogene Scheibe des Jupiter, neben welcher vier Monde glänzen, ein dankbarer Gegenstand für die Beobachtung, allein auch hier ist anzunehmen, daß wir nicht den eigentlichen Körper des Planeten sehen und daß die Veränderungen, die sich in der Zahl und Gestalt der dunklen Streifen zeigen, auf Vorgänge innerhalb einer dichten, wolkigen Atmosphäre beruhen. Anders verhält es sich mit dem letzten, dem freien Auge sichtbaren Planeten, dem Mars, der außer dem Monde der einzige Weltkörper ist, von dessen Oberfläche wir Näheres wissen. Er nimmt unter allen Planeten die für die Beobachtung günstigste Stellung im Sonnensystem ein. Denn wenn auch die Venus sich der Erde weit mehr nähert und zur Zeit ihrer unteren Konjunktion nur etwa fünf Millionen Meilen von letzterer entfernt bleibt, so steht sie jetzt doch zwischen der Sonne und der Erde und wendet uns

daher ihre nicht beleuchtete Halbkugel zu; wenn sie sich aus dieser Stellung entfernt hat und nun ein sehr helles Licht entfaltet, ist sie uns zwar näher als der Mars, aber die schmale Sichel, als welche sie im Fernrohr erscheint, läßt keinerlei bleibende Flecken oder andere Einzelheiten erkennen. Der ganze Planet ist von einer dichten Wolkendecke umhüllt, und nur vorübergehend lüftet Venus diesen Schleier und gestattet einen flüchtigen Blick in ihr Antlitz. Der Mars dagegen entbehrt einer solchen Wolkendecke, und wir erblicken den Körper des Planeten selbst. Da zeigen sich manche Einzelheiten, und wenn wir über seine Oberfläche auch nicht annähernd so gut unterrichtet sind wie über diejenige des Mondes, so machen sie doch diesen Planeten für uns in mancher Beziehung interessanter als unseren Trabanten.

Auf diesem erkennen wir freilich ausgedehnte Tiefebenen und gewaltige Gebirge, die sich teils in Kettenform hinziehen, zum größeren Teil aber ringförmige Gestalt besitzen; daneben erblicken wir lange und tiefe Spalten, die sogenannten Rillen, und hell leuchtende Streifen, die sich von einzelnen Ringgebirgen strahlenförmig ausbreiten; wegen der großen Nähe des Mondes können wir die Längenausdehnungen und die Höhen so genau messen, daß wir die Mondoberfläche besser kennen als manche ausgedehnte Gebiete der Erde, wie das Innere Afrikas und Australiens. Allein die Astronomen haben längst festgestellt, daß dem Monde das Wasser fehlt und daß auch die Atmosphäre desselben, wenn er überhaupt eine solche besitzt, außerordentlich fein ist und durchaus nicht mit dem Luftkreise der Erde verglichen werden kann; hieraus folgt, daß auf unserem Trabanten ganz andere Zustände herrschen müssen als bei uns, daß sich dort namentlich weder tierisches noch pflanzliches Leben entwickeln kann. Auf dem Mars dagegen gestalten sich die Verhältnisse ganz anders, und wir können annehmen, daß er unter allen Planeten die größte Ähnlichkeit mit der Erde besitzt. Betrachten wir denn diese Schwesterwelt näher!

Während die übrigen dem freien Auge sichtbaren Planeten in weißem Lichte glänzen, erscheint der Mars rot und ist durch diese Färbung leicht zu erkennen. Ihr verdankt er auch seine ältesten Namen; die Inder nannten ihn Angaraka (brennende Kohle) und Lohitanga (Rotkörper), die Griechen anfangs Pyroeis (den Feurigen), und Plinius sagt: „der dritte Planet, der Mars, den einige Herkules nennen, ist feurig und brennend wegen der Nähe der Sonne.“ Die Meinung, daß der Mars der Sonne sehr nahe sei, gründet sich auf die Anschauung, welche die Alten von dem Bau der Welt hatten. Nach derselben bildete die Erde den Mittelpunkt, um welchen die Wandelsterne in der Reihenfolge Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn kreisten, so daß bei dieser Anordnung der Mars der Sonne sehr nahe kam, während in Wirklichkeit seine Entfernung diejenige der Venus um das Doppelte übertrifft. Denn die Venus steht in ihrer mittleren Entfernung nur $14^1/_2$, Mars dagegen $30^1/_2$ Millionen Meilen von der Sonne ab. Seine Bahn weicht weit mehr von der Kreisgestalt als die Bahnen der übrigen großen Planeten, indem er sich der Sonne bis auf $27^3/_4$ Millionen Meilen nähern und bis auf $33^1/_4$ von ihr entfernen kann. Diese Bahn durchläuft er in $686^3/_4$ Tagen oder in 1 Jahr $10^1/_3$ Monaten, so daß sein Jahr fast doppelt so lang ist als das unserige. Im Fernrohr erscheint er gleich allen Planeten als eine Scheibe, deren scheinbarer Durchmesser sich ändert wegen der ungleichen Entfernung, in der er sich während eines Umlaufs von der Erde befindet. Die Scheiben der beiden innerhalb der Erdbahn kreisenden Planeten zeigen die sämtlichen Phasen oder Lichtgestalten, welche wir den Mond annehmen sehen; sie erscheinen zunächst als eine feine Sichel, die sich immer mehr füllt und schließlich zur vollen Scheibe anwächst, worauf die Abnahme erfolgt. Der Mars dagegen, welcher außerhalb

der Erdbahn kreist, macht einen solchen Phasencyklus nicht durch, sondern erscheint fast immer als volle Scheibe. Nur wenn er sich etwa um den vierten Teil des Kreises von der Sonne entfernt hat, ist ein schmaler Streifen bald des einen, bald des anderen Randes nicht erleuchtet. Am größten erscheint die Scheibe zu der Zeit des Gegenscheines oder der Opposition, wo der Planet der Sonne gerade gegenüber steht und während der ganzen Nacht am Himmel glänzt. In dieser Stellung ist er der Erde am nächsten und nur $7^1/_2$ Millionen Meilen von ihr entfernt, wenn die Opposition mit der Sonnennähe des Mars zusammenfällt; der scheinbare Durchmesser wächst bis auf $25^1/_2$ Bogensekunden an und beträgt etwa den siebzigsten Teil von dem scheinbaren Durchmesser des Vollmondes. Der wahre Durchmesser beträgt 909 Meilen, so daß der Planet von der Erde dreimal an Oberfläche und $6^1/_4$ mal an Rauminhalt übertroffen wird. Noch weiter steht er hinsichtlich der Masse hinter der Erde zurück, indem er nur etwa den zehnten Teil der Erdmasse besitzt; hieraus ergiebt sich, daß der Mars etwa $4^1/_4$ mal schwerer ist als eine Wasserkugel von demselben Rauminhalt, und daß die Schwerkraft auf seiner Oberfläche einen fallenden Körper in der ersten Sekunde kaum zwei Meter abwärts treibt.

Schon kurze Zeit nach der Erfindung des Fernrohrs sah Fontane im Jahre 1636 auf dem Mars unveränderliche Flecke, aus deren Bewegung Cassini die Zeit bestimmen konnte, in welcher der Planet sich um seine Achse dreht; dieselbe ergiebt sich zu 24 Stunden $37^1/_2$ Minuten, so daß dort der Tag etwa eine halbe Stunde länger ist als bei uns. An den Polen scheint der Mars weit stärker abgeflacht zu sein als die Erde, indem die Abplattung zu $^1/_{39}$ des Äquatorialdurchmessers angegeben wird, auf unserem Planeten aber nur $^1/_{300}$ beträgt; indessen muß hervorgehoben werden, daß diese Größe noch nicht mit Sicherheit festgestellt ist. Die Achse, um welche der Planet rotiert, ist ein wenig stärker geneigt als die Erdachse und bildet nach den neuesten Messungen Schiaparellis mit der Ebene der Bahn einen Winkel von 65 Grad 8 Min. Da von dieser Neigung die Größe der Zonen abhängt, so folgt, daß diese letzteren auf dem Mars nur wenig anders verteilt sind als auf der Erde; die Wendekreise, welche die heiße Zone begrenzen, sind 24 Grad 52 Min. vom Äquator entfernt, und um dieselbe Größe stehen die Polarkreise, welche die kalten Zonen umschließen, von den Polen ab. Die heiße und die beiden kalten Zonen sind daher auf dem Mars etwas größer als auf der Erde, und jede der gemäßigten Zonen, welche bei uns sich über 43 Breitengrade erstreckt, umfaßt auf dem Mars nur $40^1/_4$ Grad.

Nach der Besprechung der astronomischen Verhältnisse des Mars wenden wir uns zu der Betrachtung der Oberfläche. Die für die Beobachtung günstigste Stellung ist die Opposition, wo der Planet während der ganzen Nacht sichtbar ist und mitternachts im Süden glänzt. Wenn er sich nicht um die Sonne bewegte, sondern ruhig an einer Stelle verharrte, so würde er in jedem Jahre zur Opposition kommen und zwar stets an demselben Tage; wenn umgekehrt die Erde stillstände und der Mars sich bewegte, so müßte er bei jedem Umlauf in die genannte Stellung gelangen, so daß zwischen je zwei Oppositionen $22^1/_2$ Monate verfließen würden. Da keine dieser Voraussetzungen zutrifft, vielmehr beide Planeten um die Sonne wandern, so vergrößert sich diese Zwischenzeit bis auf 2 Jahre und $1^1/_2$ Monat. Indessen kann der Mars mehrere Wochen vor und nach der Opposition mit Vorteil beobachtet werden, da in dieser Zeit die Entfernung von der Erde sich nur langsam verändert.

Im Fernrohr erblickt man auf der Scheibe des Mars zahlreiche dunkle Flecke, welche ihre Gestalt bewahren und durch diese Unveränderlichkeit beweisen, daß sie nicht atmosphärische Gebilde sind, sondern der Oberfläche des Planeten angehören.

Einem Beobachter auf dem Monde würde unsere Erde einen ähnlichen Anblick darbieten, indem die Meere sich als dunkle Flecke von den helleren Landmassen abheben würden. Wir gehen daher nicht fehl, wenn wir auch hier die helleren Teile der Marsoberfläche als Land, die dunkleren dagegen als Wasser ansehen. Allerdings sind die dunklen Flecke der Mondscheibe, die man anfangs ebenfalls für Meere hielt, nicht Wasseransammlungen, sondern ausgedehnte Tiefebenen, und es möchte sich fragen, ob nicht die Flecke des Mars ebenfalls Tiefländer sind? Allein es läßt sich mit Sicherheit nachweisen, daß dem Monde die Atmosphäre und deshalb das Wasser fehlt, und daß gerade umgekehrt der Mars von einer Lufthülle umgeben ist. Schon der ältere Cassini schloß auf das Vorhandensein einer solchen, weil er kleine Fixsterne allmählich an Glanz verlieren sah, wenn der Planet nahe an sie heranrückte. Andere Beobachter, wie namentlich W. Herschel, nahmen zwar eine solche Abschwächung des Lichtes, welche Cassini durch eine Absorption der Strahlen in der Marsatmosphäre erklärte, nicht wahr, schlossen aber aus anderen Erscheinungen ebenfalls auf das Vorhandensein einer Lufthülle. Die dunklen Flecke erscheinen bisweilen nicht scharf begrenzt, sondern formlos und verwaschen, was Herschel und neuerdings Lassel und Vogel dadurch erklären, daß Nebel und Wolken eine vorübergehende Trübung verursachen. Bei der Opposition des Mars im Jahre 1877 ließ sich die Atmosphäre unmittelbar wahrnehmen und erschien als ein weißlich glänzender Ring, welcher die rötliche Scheibe des Planeten umgab. Unter dem für astronomische Beobachtungen so günstigen Himmel Madeiras sah Green im August 1877 alle Flecke wie durch einen zarten Schleier, und zwar erschienen die Umrisse bald mehr, bald weniger scharf begrenzt. Ebenso wechselte die Färbung der verschiedenen Gebilde, die Landmassen erschienen rosa, orange, gelb und scharlachrot, während die dunklen Flecke oder Meere blaugrau, dunkelblau, einmal sogar dunkel olivengrün gefärbt waren. Ebenso sicher verrät das Spektroskop das Vorhandensein einer Atmosphäre, indem verschiedene dunkle Streifen in dem Spektrum des Mars auftreten, welche durch den zweimaligen Durchgang des Lichtes durch die Lufthülle und die hierbei eintretende Absorption der Strahlen hervorgerufen werden. Vogel zieht aus seinen spektroskopischen Beobachtungen den Schluß, daß diese Atmosphäre hinsichtlich ihrer Zusammensetzung nicht beträchtlich von der unserigen abweicht und daß sie namentlich viel Wasserdampf enthalten muß. Das rote Licht des Mars, dessen Ursache einige in der rötlichen Färbung der Gesteine, andere in einer rot gefärbten Vegetation sehen wollten, erklärt Vogel durch eine allgemeine Absorption, welche die blauen und violetten Strahlen innerhalb der Marsatmosphäre erleiden. Ähnlich erscheint ja auch die untergehende Sonne rötlich, weil bei der Stellung tief am Horizonte die Strahlen einen sehr langen Weg innerhalb unseres Luftkreises zurücklegen müssen.

Der in dieser Atmosphäre enthaltene Wasserdampf muß dieselben Wandlungen durchmachen wie auf der Erde, d. h. er muß sich zu Nebeln und Wolken ballen, als Regen herabströmen und bei sehr niedriger Temperatur schließlich in Schnee und Eis übergehen. In diesem letzteren Zustande zeigt uns das Fernrohr das Wasser des Mars sehr deutlich. An jedem der beiden Pole lagert ein weißer Fleck, welcher sich rings um den Pol über mehrere Breitengrade ausdehnt. Ganz sicher würde unsere Erde vom Monde aus einen ähnlichen Anblick darbieten, indem die Polarregionen weiß erscheinen müßten. Diese Eis- und Schneefelder haben aber auf dem Mars eine geringere Ausdehnung als auf der Erde; in dem langen und schneereichen Winter des Jahres 1888 erstreckte sich die Eis- und Schneedecke der nördlichen Halbkugel etwa bis zum 48. Breitengrad, so daß ein Beobachter auf dem Monde die südliche Grenze des nördlichen Polarflecks fast in

der Mitte der nördlichen Halbkugel erblickt hätte; dagegen ist der größte Abstand vom Pol, den man für die Grenzlinie eines Polarflecks auf dem Mars gefunden hat, nur 20 Grad, d. h. noch nicht halb so groß als die entsprechende Größe auf der Erde. Man kann nun deutlich die Wirkungen erkennen, welche der Wechsel der Jahreszeiten auf diese Schneefelder übt. Wenn auf der nördlichen Halbkugel des Mars Sommer herrscht, verkleinert sich der weiße Fleck am Nordpol, während umgekehrt der südliche Polarfleck an Ausdehnung zunimmt; nach einem halben Marsjahr ändert sich dies Verhältnis, indem der Fleck der nördlichen Halbkugel, wo jetzt der Winter regiert, sich vergrößert und der südliche Fleck sich verkleinert. Diese Veränderungen werden unzweifelhaft durch die wechselnden Wärmeverhältnisse und die hierdurch bedingte Anhäufung und Schmelzung der Schneemassen hervorgerufen. Der südliche Polarfleck übertrifft den nördlichen an Ausdehnung, was sich aus der ungleichen Länge der Jahreszeiten auf beiden Halbkugeln erklärt. Die nördliche Hemisphäre ist vor der südlichen begünstigt, indem der Winter nur 296, das Sommerhalbjahr dagegen 372 Marstage dauert und daher den ersten Jahresabschnitt um 76 Tage übertrifft; für die südliche Halbkugel findet das umgekehrte Verhältnis statt. Da ferner der Winter der nördlichen Halbkugel in die Zeit fällt, wo der Mars sich in der Sonnennähe befindet und etwa anderthalb mal mehr Wärme von der Sonne empfängt als in der Sonnenferne, so muß der Winter für die nördliche Halbkugel ungleich milder sein und weit geringere Schneeablagerungen herbeiführen als für die südliche Halbkugel. Auf der Erde hat allerdings die nördliche Hemisphäre einen ähnlichen Vorzug, allein der Unterschied zwischen dem Sommer- und Winterhalbjahr ist hier weit geringer und beträgt nur sieben Tage; ebenso ist der Überschuß an Wärme, welchen die Erde in der Sonnennähe erhält, lange nicht so beträchtlich, weil die Bahn der Erde sich der Kreisgestalt weit mehr nähert als die stark excentrische Bahn des Mars. Allein auch auf der südlichen Halbkugel dieses Planeten scheint die Temperatur nicht so tief zu sinken wie in der Polarregion der Erde; im November 1884 sah Schiaparelli den Südpol völlig frei von Schnee.

Den Unterschied zwischen den helleren und dunkleren Teilen der Marsoberfläche zwischen den Polarflecken glaubte man anfangs auf atmosphärische Einflüsse zurückführen zu können, bis Herschel, welcher zuerst die Veränderlichkeit der Polarflecke erkannt hatte, feststellte, daß die übrigen Flecke ihre Gestalt bewahren, worauf man in den helleren Land, in den dunkleren Wasser vermutete. Wegen der Achsendrehung ist es nicht leicht, die Unveränderlichkeit eines Flecks nachzuweisen, da ein solcher in verschiedenen Gestalten erscheint, je nach der Stellung, welche er gerade auf der Scheibe des Planeten einnimmt. Betrachten wir einen Erdglobus, welcher sich um eine Achse drehen läßt, so sehen wir, daß die scheinbaren Größenverhältnisse der Festländer und Meere sich während einer Umdrehung verändern. Stand z. B. der Globus so, daß Afrika gerade in der Mitte der uns zugewendeten Halbkugel lag, so wird sich bei langsamer Bewegung zwar die Ausdehnung in der Richtung der Meridiane nicht verändern, wohl aber erleidet die Ausdehnung von West nach Ost eine Verkürzung, welche fortwährend zunimmt, je weiter sich der Erdteil von der Mitte entfernt. Gerade so müssen die Flecke auf der Marsoberfläche verschiedene Gestalten zeigen und werden bei wiederholten Beobachtungen nur in dem Falle in derselben Form erscheinen, wenn sie genau dieselbe Stelle auf der Scheibe des Planeten einnehmen. Es ist daher erklärlich, daß die Zeichnungen, welche die älteren Beobachter von dem Mars entworfen haben, wenig übereinstimmen. Man hat wiederholt versucht, aus derartigen Zeichnungen Karten von der Marsoberfläche herzustellen, wie es z. B. Mädler, Kaiser und Proctor gethan haben, allein die von ihnen gelieferten Darstellungen

weichen so erheblich voneinander ab, daß es schwer ist, die Identität der Flecke auf den verschiedenen Karten zu erkennen. Und doch haben die Instrumente, welche den Astronomen zur Verfügung stehen, eine solche Vollkommenheit erreicht, daß sie auf dem Mars selbst kleinere Objekte sichtbar machen. Als der scheinbare Durchmesser des Planeten 25 Minuten betrug, konnte Schiaparelli in Mailand bei günstigen atmosphärischen Verhältnissen mit seinem Fernrohr einen hellen Fleck auf dunklem Grunde oder umgekehrt ohne große Schwierigkeit sehen, wenn der Durchmesser zwanzig Meilen betrug; hiernach könnte man auf dem Mars Inseln wie Sicilien und Seen von der Größe des Ladogasees erkennen. Ein längerer heller Streifen auf dunklem Grunde und umgekehrt wird schon bei einer Breite von zehn Meilen sichtbar, so daß Länder wie Jütland und Italien und Meeresarme wie der Arabische Meerbusen deutlich wahrnehmbar sein müssen. Die Mangelhaftigkeit der älteren Karten wird zum großen Teil dadurch verschuldet, daß die Beobachter die einzelnen Größen nach dem Augenmaße schätzten und es unterließen, dieselben durch mikrometrische Messungen festzustellen. Noch vor etwa zehn Jahren hielt es Kaiser, der mehrere Hundert ältere Zeichnungen verglich und aus ihnen eine Karte zusammenstellte, für unmöglich, derartige Messungen bei den Flecken vorzunehmen. Erst bei der Oppositon von 1877, wo der Planet der Erde fast so nahe wie möglich kam, und wo der scheinbare Durchmesser der Scheibe bis auf 25 Sekunden anwuchs, unternahm Schiaparelli eine solche mühsame Arbeit; er bestimmte zweiundsechzig leicht erkennbare Punkte, welche über die Oberfläche ziemlich gleichmäßig verteilt waren, nach ihrer Länge und Breite und zeichnete sie auf ein Kartennetz ein. Diesem letzteren war, wie auch den früheren Marskarten, die sogenannte Merkatorsche Projektion zu Grunde gelegt, in welcher wir auch unsere sogenannten Weltkarten zu entwerfen pflegen. Man denkt sich einen Hohlcylinder rings um den Äquator des Planeten gelegt und auf die innere Fläche desselben die einzelnen Punkte der Oberfläche dahin gezeichnet, wo ein im Mittelpunkte der Kugel befindliches Auge sie erblicken würde, wenn der Planet durchsichtig wäre. In dem so gewonnenen Netze erscheinen die Meridiane als gerade Linien, die gleichen Abstand untereinander haben, während die gleichfalls geradlinigen Breitenkreise um so weiter auseinander treten, je mehr sie vom Äquator entfernt sind. Eine in dieser Projektion entworfene Karte stellt daher nicht bloß eine Halbkugel, sondern die ganze Oberfläche des Planeten dar, doch zeigen nur die in der Nähe des Äquators etwa bis zum 45. Breitengrade liegenden Teile die richtigen Verhältnisse, während jenseit dieser Grenze die Umrisse fehlerhaft und die Länder unverhältnismäßig groß erscheinen, und zwar um so mehr, je näher sie den Polen liegen. Deshalb gehen diese Karten gewöhnlich nicht über den 75. Breitengrad hinaus und geben die Polarregionen nicht wieder, was für den Mars insofern ohne Bedeutung ist, als diese Zonen von den weißen Flecken bedeckt werden. Eine ähnliche Karte hat Lohse im Jahre 1882 nach seinen Beobachtungen angefertigt; dieselbe stimmt zwar in den Hauptsachen mit Schiaparellis Karte überein, weicht aber doch in mancher Beziehung von derselben ab.

Wie auf der Erde, so besitzt auch auf dem Mars das Meer eine bedeutend größere Ausdehnung als das Land, indessen findet hier eine wesentlich andere Verteilung statt. Der Äquator der Erde durchschneidet nur den nördlichen Teil von Südamerika, sowie den schmaleren Teil Afrikas, ohne die anderen Festländer zu treffen; die Hauptmassen des Landes, ganz Europa, Asien, Nordamerika und der größere Teil von Afrika, liegen auf der nördlichen Halbkugel und schieben sich bis über den 70. Breitengrad an den Nordpol hinan. Auf dem Mars dagegen ist gerade die Äquatorialzone fast ganz mit Land erfüllt, und der Äquator trifft

nur auf schmale Meeresarme. Die Beobachter haben den einzelnen Ländern und Meeresteilen, die anfangs nur mit Buchstaben bezeichnet wurden, Namen beigelegt, leider aber nicht die gleichen gewählt. Proctor und ihm folgend Lohse nannten sie nach hervorragenden Astronomen, namentlich nach solchen, die sich durch Forschungen über die Marsoberfläche verdient gemacht haben; so trifft man auf Lohses Karte die Länder Kepler, Kopernikus, Lockyer u. s. w., den Kaisersee, Maraldisee, den Dawesocean, die Herschelstraße u. s. w. Ähnlich hat man schon seit langer Zeit die Ringgebirge des Mondes nach berühmten Gelehrten benannt. Dagegen hat Schiaparelli die Namen der alten Geographie und Mythologie entlehnt und verzeichnet auf seiner Karte die Länder Atlantis, Phaetontis, Thyle, Elektris ꝛc., ferner die Meerengen des Ulysses und Palinurus, den Phasis ꝛc. Die Landmassen, welche hell erscheinen, indem sie das Sonnenlicht gut zurückwerfen, zeigen nicht immer denselben Grad der Helligkeit und die Umrisse erscheinen nicht selten verwaschen, wahrscheinlich weil Nebel oder dünne Wolkenschleier über den Ländern lagern. So sah Schiaparelli im September 1877 die von ihm Hellas genannte Insel weit weniger hell als die Nachbarländer, später aber glänzte sie so stark, daß sie an Helligkeit fast den weißen Polarflecken gleichkam. Die Wasserflächen, welche die Sonnenstrahlen großenteils verschlucken, sind dunkel, und zwar um so mehr, je näher sie dem Äquator liegen. Unter ihnen ist wegen seiner sehr dunklen Färbung am frühesten der von Proctor Kaisermeer, von anderen Sanduhrmeer genannte Ocean beobachtet, woran sich der ebenfalls sehr dunkle und deshalb leicht zu erkennende Golf Kaiser schließt. Einzelne Stellen inmitten der Meere besitzen eine hellere Färbung, erscheinen aber immer noch weit dunkler als die Festländer; Schiaparelli glaubt, daß die weniger dunkle Färbung durch die geringere Meerestiefe hervorgebracht werde. Während die Oceane der Erde in beträchtlicher Breite miteinander zusammenhängen, sind die Meere des Mars durch schmale Zwischenglieder verbunden; dieselben besitzen meistens eine sehr beträchtliche Länge und übertreffen in dieser Hinsicht unsere Meerengen, welche mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. die Magelhaensstraße, nur geringe Ausdehnung haben. Auf einer Karte gleichen sie den Verkehrsstraßen, welche wir zwischen zwei Wasserbecken herstellen, weswegen man sie als Kanäle zu bezeichnen pflegt. In einigen Gegenden der Marsoberfläche treten die Kanäle zahlreich auf und bilden ein förmliches Netz, welches die Festländer durchzieht. Da sie nur geringe Breite besitzen, so ist es erklärlich, daß sie nicht immer wahrgenommen werden, was zum Teil durch die augenblickliche Stellung gegen den Beobachter, zum Teil durch ungünstige atmosphärische Verhältnisse verschuldet sein kann. Wenn der Beobachter irgend ein Gebilde, welches früher gesehen worden ist, nicht erblickt, so darf er hieraus nicht sofort schließen, daß dasselbe verschwunden sei, daß sich also eine bemerkbare Veränderung auf dem Mars vollzogen habe, muß vielmehr zunächst voraussetzen, daß eine der angeführten Ursachen das fragliche Objekt unsichtbar bleiben läßt. So beobachtete Schiaparelli im Jahre 1877 einen schmalen Kanal, den er Hiddekel nannte, und einen kleinen runden See in der Nähe des Äquators; diese beiden konnte er bei der nächsten Opposition des Mars im Jahre 1879 nicht wieder auffinden, erblickte sie aber deutlich im Jahre 1882. Umgekehrt traten jetzt in einer Gegend, welche früher als eine mäßig helle Fläche mit verwaschenen Umrissen erschienen war, eine große Zahl scharf begrenzter dunkler Linien auf, welche sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzten. Schiaparelli hatte auf seiner Karte in der Äquatorialgegend ein Land von der Größe Deutschlands verzeichnet, welches im Süden und Osten vom Meer begrenzt wurde und im Norden und Westen durch Kanäle von den benachbarten Ländern getrennt war.

Dasselbe wurde 1886 deutlich gesehen, war aber bei der Opposition des Mars im Jahre 1888 nicht aufzufinden, fast als ob das benachbarte Meer es verschlungen hätte. Auch hier haben wahrscheinlich starke atmosphärische Trübungen die Sichtbarkeit verhindert. In wie hohem Grade derartige Einflüsse die Beobachtungen beeinträchtigen, geht aus folgendem hervor. Im Jahre 1878 konnte Schiaparelli zur Zeit der Opposition, wo der scheinbare Durchmesser des Mars 25 Sekunden betrug, viele Einzelheiten nicht erkennen, welche er einige Monate später, wo der Planet sich bereits beträchtlich von der Erde entfernt hatte und nur noch 16 Sekunden Durchmesser zeigte, deutlich wahrnahm.

Anders verhält es sich mit Erscheinungen, welche zuerst 1879 beobachtet wurden und wohl kaum durch Vorgänge innerhalb der Marsatmosphäre zu erklären sind, sondern wahrscheinlich durch Veränderungen auf der Oberfläche des Planeten selbst hervorgerufen werden. Am 26. Dezember erblickte Schiaparelli neben einem großen Kanal, den er Nil genannt hatte, einen zweiten Wasserarm, der dem ersten parallel lief. Bei der nächsten Wiederkehr des Planeten wurde dieser zweite Kanal anfangs nicht wahrgenommen, trat aber am 11. Januar 1882 deutlich hervor und konnte nun bis zum Ende des Februar beobachtet werden. Ebenso erschien neben einem geraden Kanal, der noch am 27. Dezember einfach gewesen war, ein zweiter parallel gerichteter Streifen, und von nun an beobachtete Schiaparelli während eines Monats zwanzig derartige Verdoppelungen, welche sich zum Teil unter seinen Augen vollzogen. So erschien am 13. Januar neben dem als Ganges bezeichneten Kanal ein leichter, schlecht begrenzter Schatten; in den nächsten Tagen lagerten weißliche Wolken über dieser Gegend und beeinträchtigten die Beobachtung, am 20. dagegen war das Gewölk verschwunden und nun erstreckte sich neben dem Ganges ein zweiter, scharf begrenzter Kanal. In ähnlicher Weise erfolgten die übrigen Verdoppelungen: neben einer schon bestehenden dunklen Linie bildete sich eine zweite, die meistens der ersten vollständig glich, in einzelnen Fällen aber nach Aussehen und Richtung von ihr etwas abwich. Eine Erklärung dieser höchst auffälligen Erscheinung, für welche sich auf der Erde nichts Ähnliches findet, ließ sich nicht geben. Man war daher gespannt, ob diese Verdoppelungen sich bei dem nächsten Erscheinen des Mars ebenfalls zeigen würden.

In der That wurden bei den drei letzten Oppositionen des Mars die von Schiaparelli beobachteten Erscheinungen wiederholt gesehen. Im Jahre 1886 erblickte Denning die Verdoppelung der Kanäle nur undeutlich, wie ihm überhaupt alle feineren und verwickelteren Zeichnungen auf der Scheibe nicht in der von Schiaparelli angegebenen Bestimmtheit, sondern nur als linienartige Schattierungen erschienen. Dagegen konnten Perrotin und Tholon in Nizza sowohl 1886 als 1888 die Kanäle mit besserem Erfolg beobachten. In dem ersteren Jahre durchforschten beide während des April und Mai die Scheibe des Planeten, konnten aber anfangs keine Kanäle wahrnehmen. Erst vom 15. April an zeigten sich dieselben und traten dann allmählich immer deutlicher hervor. Nach Perrotins Beschreibung bilden sie in der äquatorialen Region ein Netz von Linien, welche die Festländer nach allen Richtungen durchschneiden und die Meere der beiden Halbkugeln sowie einzelne größere Meeresarme miteinander verbinden. Sie durchkreuzen sich unter allen möglichen Winkeln und erscheinen auf dem rötlichen Hintergrunde der Festländer als dunkelgraue Linien. Die feinsten haben immerhin eine Breite von sechzehn bis zwanzig Meilen, manche eine Längenausdehnung von vier- bis fünfhundert Meilen. Mehrere bestehen aus zwei Linien, die trotz aller Krümmungen parallel nebeneinander hinlaufen. Im Jahre 1888 bot diese Region denselben Anblick, nur glaubte Perrotin, daß ein-

zelne Linien schwächer erschienen, andere verschwunden seien. Am merkwürdigsten war ein großer Kanal, der sich in dem nördlichen Polarfleck gebildet hatte, denselben als eine dunkle Linie durchzog und sich über ihn hinaus fortsetzte. Eine Erklärung für dies auffällige Kanalsystem läßt sich nicht leicht finden. Wenn es auch den Anschein hat, als lägen hier künstliche Gebilde vor, etwa Wasserstraßen, welche den Verkehr zwischen den einzelnen Meeresbecken erleichtern sollten, so muß doch die Annahme solcher Kunstbauten schon aus dem Grunde verworfen werden, daß dieselben sich in sehr kurzer Zeit entwickeln, während doch auf der Erde die Herstellung kleiner Kanäle mehrere Jahre in Anspruch nimmt und größere Wasserstraßen, wie der Suez- und Panamakanal, erst in Jahrzehnten vollendet werden; und doch stehen diese Riesenwerke hinsichtlich ihrer Ausdehnung weit hinter den Kanälen des Mars zurück. Vielleicht läßt sich aber die Erscheinung ebenfalls auf atmosphärische Vorgänge zurückführen. Sind die Kanäle als solche schon vorhanden, aber nicht mit Wasser gefüllt, so können sie nicht hervortreten; wenn nun gewaltige atmosphärische Niederschläge herabstürzen, wie es ja auch in der Äquatorialzone der Erde während der Regenzeit stattfindet, oder wenn das Meer zu ungewöhnlicher Höhe anschwillt, so können die Kanäle sich mit Wasser füllen und müssen nun als dunkle Linien sichtbar werden.

Fassen wir jetzt noch einmal dasjenige zusammen, was wir über den Mars wissen. Wir erblicken in ihm denjenigen Planeten, welcher unter allen uns bekannten Weltkörpern die größte Ähnlichkeit mit der Erde besitzt. Sein Tag stimmt fast genau mit dem Erdentage überein, die Zonen sind fast in derselben Weise verteilt wie bei uns, seine Atmosphäre gleicht der unsrigen und ist namentlich reich an Wasserdampf, der sich zu Nebeln und Wolken verdichtet und sich an den Polen zu großen Schneefeldern ablagert. Allerdings macht die große Entfernung des Planeten es unmöglich, auf seiner Oberfläche Gebirge wahrzunehmen, allein der helle Glanz, den einzelne Gegenden bisweilen annehmen, scheint darauf hinzudeuten, daß hier Schnee sich auf höheren Gipfeln angehäuft hat. Wie auf der Erde ist die Oberfläche des Mars in Land und Meer geteilt; wenn wir auch keine Flüsse wahrnehmen, so können wir doch ihr Vorhandensein mit Sicherheit annehmen, dürfen aber nicht erwarten, daß so schmale Wasserläufe in dieser großen Entfernung uns jemals sichtbar werden. Ganz abweichend von den irdischen Gebilden sind die breiten und langgestreckten Kanäle, und noch rätselhafter ist ihr rasches Entstehen und Verschwinden, wenn wir nicht den angeführten Ursprung aus atmosphärischen Niederschlägen gelten lassen wollen. Wenn der Mars auch nur etwa halb so viel Wärme von der Sonne empfängt wie die Erde, so mag doch in seiner Äquatorialzone, wo ja gerade die Landmassen angehäuft sind, eine Temperatur herrschen, welche das Gedeihen vieler unserer Pflanzen zuläßt, und es ist wohl möglich, daß sich auf diesem Planeten pflanzliches und tierisches Leben entwickelt hat und daß dort, wie auf der Erde, denkende Wesen existieren. Ist dies der Fall, so mögen dieselben unsere Erde mit eben dem Interesse betrachten wie wir den Mars, können aber unseren Planeten weniger gut beobachten, da er zum Mars in demselben Verhältnis steht wie die Venus zu der Erde, das heißt da er bei der größten Annäherung dem Mars seine unbeleuchtete Halbkugel zuwendet. Deshalb würde es den Marsbewohnern bedeutend schwerer fallen, die große Ähnlichkeit beider Planeten zu erkennen.

Daß der Mars von einem oder gar von mehreren Monden begleitet sein müsse, wurde zuerst von Kepler vermutet. Als ihm Galilei die Entdeckung der Jupitertrabanten mitteilte, schrieb er diesem: „Ich bin weit entfernt, dir bezüglich der vier um den Jupiter kreisenden Planeten den Glauben zu verweigern, und wünschte

vielmehr, ich hätte schon ein Fernrohr bereit, mit welchem ich dir in der Entdeckung der zwei um den Mars laufenden (so viel scheint die Proportion zu verlangen) und der sechs bis acht um den Saturn kreisenden Trabanten zuvorkommen könnte." In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wollte sogar Rheita Satelliten des Mars wahrgenommen haben, was sicher auf einem Irrtum beruht, da die Fernrohre damals noch viel zu unvollkommen waren, um so kleine und so weit entfernte Weltkörper sichtbar zu machen. Im vorigen Jahrhundert wurde wiederholt die Meinung ausgesprochen, daß Mars von Monden begleitet sein müsse. So sagt ein Prediger Schmidt: „Weil nun die Erde am ersten mit einem Trabanten versehen worden, Mars aber noch weiter von der Sonne steht, sollte er billig mehr und zum mindesten zwei haben; ungeachtet aber alles von den Observatoribus angewendeten Fleißes hat man noch keine finden können, weil sie etwa zu klein sind, nur ein schwaches Licht von sich geben und zu weit von uns entfernt sind. Vielleicht mögen sie mit der Zeit gefunden werden." Möglicherweise ist Schmidt durch den Ausspruch Keplers zu dieser Meinung geführt worden, ebenso wie Swift, welcher in seinem satirischen Buche „Gullivers Reisen" berichtet, daß die Astronomen der Liliputaner mit ihren ausgezeichneten Fernrohren zwei Satelliten des Mars entdeckt hätten, welche von dem Planeten nur drei und fünf Durchmesser desselben abständen und ihren Umlauf in 10 und 21$^1/_2$ Stunden vollendeten. Auch Voltaire spricht von zwei Marsmonden. Wenn auch in unserem Jahrhundert manche Astronomen die Existenz solcher Trabanten vermuteten, so kamen doch die meisten zu der Überzeugung, daß der Mars keinen Satelliten besitze, da trotz der Vervollkommnung der Instrumente ein solcher nicht aufgefunden wurde. Mädler schrieb deshalb: „Dem Mars fehlt ein Mond, oder dieser müßte von einer Kleinheit sein wie kein anderer Weltkörper. Hätte ein Marsmond auch nur drei Meilen Durchmesser, so könnte er in günstiger Opposition uns nicht verborgen bleiben."

Die Neuzeit hat Keplers Vermutung bestätigt. Am 11. August 1877 durchmusterte Hall mit dem gewaltigen Fernrohr der Sternwarte zu Washington, dessen Objektivglas 66 cm Durchmesser und 9,75 m Brennweite besitzt, die Umgebung des Mars und erblickte in der unmittelbaren Nähe des Planeten ein kleines Sternchen von geringer Helligkeit. An den nächsten Abenden verhinderte trübes Wetter die Beobachtung, am 16. aber sah Hall den Stern wieder und erkannte, daß derselbe seinen Ort verändert hatte, also kein Fixstern war. Am folgenden Abend entdeckte er einen zweiten Trabanten, dessen Entfernung von dem Planeten nur wenig größer war als der Durchmesser der Scheibe. Er meldete seine Entdeckungen durch den Telegraphen an verschiedene Sternwarten, und es gelang, die Marsmonde auch mit schwächeren Fernrohren aufzufinden. Die Hauptursache, welche das Wahrnehmen dieser kleinen Lichtpünktchen erschwert, ist der starke Glanz des Mars, welcher schwach leuchtende Sterne in großer Nähe des Planeten verdeckt. Wie man die Monde des Jupiter nach den Geliebten des griechischen Göttervaters benannt und den Saturnsmonden die Namen von Titanen beigelegt hatte, so gab Hall den beiden Trabanten des Mars die Namen der Diener des Kriegsgottes Deimos und Phobos (Grauen und Entsetzen), welche, wie Homer erzählt, ihm die Rosse anschirrten, wenn er in die Schlacht zog. Diese beiden Satelliten bewegen sich in geringem Abstande von dem Mars, und zwar ist der äußere Deimos 3140, der innere Phobos sogar nur 1260 Meilen von dem Planeten entfernt. Wegen dieses geringen Abstandes sind die Umlaufszeiten äußerst klein, für den Deimos nur 30 Stunden 18 Minuten, für den Phobos nur 7 Stunden 39 Minuten. Die Durchmesser sind viel zu klein, als daß es möglich wäre, die Winkel zu messen, unter

welchen sie uns erscheinen; dennoch hat man es versucht, die Größe dieser kleinen Weltkörper auf einem anderen Wege zu bestimmen. Wenn man annimmt, daß die Oberflächen der Monde die Sonnenstrahlen in demselben Maße zurückwerfen als der Mars, so läßt sich aus dem Vergleich der Helligkeit der Monde und des Mars ein Schluß ziehen auf das Verhältnis, in welchem die scheinbaren Durchmesser der Scheiben der Monde und des Planeten stehen müssen, worauf sich die wahre Größe berechnen läßt. Dieser Vergleich, der wiederholt angestellt worden ist, hat nicht immer dasselbe Resultat ergeben, führt aber zu dem Schluß, daß der Deimos etwa acht, der Phobos zehn Kilometer Durchmesser besitzt. Der Äquator dieses letzteren hat etwa vier Meilen Umfang, so daß ein Fußgänger hier mit Leichtigkeit in einem Tage eine Reise um die Welt machen kann; die Oberfläche nimmt einen Raum von kaum sechs Quadratmeilen ein und beträgt ungefähr den dritten Teil der Insel Rügen.

Vom Mars aus gesehen bieten diese Monde manches Eigentümliche. Trotz ihrer Nähe erscheinen sie doch nur als Scheiben von sehr geringem Durchmesser, und zwar mag der Deimos ebenso hell leuchten wie bei uns die Venus zur Zeit ihres größten Glanzes, während der scheinbare Durchmesser des Phobos etwa noch den zehnten Teil von dem Durchmesser unseres Vollmondes beträgt. Ein gutes Auge wird an der Scheibe dieses nahen Mondes noch den Wechsel der Phasen erkennen, kann aber denselben an dem äußeren Monde nicht wahrnehmen, sondern das Zu- und Abnehmen nur aus der Verstärkung und Verringerung des Glanzes vermuten. Die Bewegung dieser Trabanten gestaltet sich für die Marsbewohner ganz anders als für uns die Bewegung unseres Mondes. Dieser letztere umkreist die Erde in dem langen Zeitraum von 27 Tagen $7^3/_4$ Stunden und rückt daher in jeder Stunde etwa um $^1/_2$ Grad zwischen den Fixsternen nach Ost. Da nun das ganze Himmelsgewölbe infolge der Achsendrehung der Erde sich in einem Tage um die Erde zu drehen scheint und alle Fixsterne deshalb in einer Stunde um 15 Grad nach West rücken, so bewegt sich der Mond in eben dieser Zeit um den Unterschied beider Größen, das heißt um $14^1/_2$ Grad nach West, und es verfließen $24^3/_4$ Stunden, bevor er von der Stellung im Süden eben dahin zurückkehrt. Auf dem Mars nun beträgt die scheinbare Drehung des Himmelsgewölbes in einer Stunde nur $14^2/_3$ Grad; der äußere Mond, Deimos, rückt in derselben Zeit um $11^3/_4$ Grad zwischen den Fixsternen nach Ost, so daß die Marsbewohner ihn in jeder Stunde nur um $2^3/_4$ Grad nach West fortschreiten sehen. Seine Bewegung ist daher äußerst langsam, und es verfließen $5^1/_2$ Marstage, bevor er zu der Stellung im Süden zurückkehrt. Noch auffälliger ist die Bewegung des Phobos, der seine Bahn in der kurzen Zeit von $7^1/_2$ Stunden durchläuft und daher in jeder Stunde um 47 Grad nach Ost rückt; seine Bewegung nach Ost ist daher weit geschwinder als die scheinbare Drehung des Fixsternhimmels nach West, und er schreitet also in der Richtung von West nach Ost am Himmelsgewölbe fort. Er geht daher, abweichend von allen übrigen Gestirnen, im Westen auf und im Osten unter.





Wahngebilde.

Novelle
von
Rudolf Lindau.

11. November.



Ich fühle mich seit einiger Zeit nicht mehr wohl, und es ist mir der Gedanke gekommen, daß dies von der peinlichen Aufregung herrühren könnte, in der ich mich häufig befinde. Auf andere Weise kann ich es mir nämlich nicht erklären, weshalb ich mich im Alter von achtundzwanzig Jahren, bei meiner kräftigen Körperbeschaffenheit und bei dem geregelten und angenehmen Lebenswandel, den ich führe, so schwer, müde und traurig fühle und so oft von Schlaflosigkeit und Reizbarkeit gequält werde. Die Natur jener peinlichen Aufregung aber ist derart, daß ich sie selbst meinem Arzte nicht anvertrauen kann, der, nachdem er mich aufmerksam untersucht und viele Fragen über meine Lebensgewohnheiten und über meine Eltern an mich gerichtet hat, den Kopf schüttelt und sagt, nach allem, was er festgestellt habe, müßte ich kerngesund sein, wäre es wohl auch und sollte nur einige Tage Geduld haben: die kleinen Störungen, über die ich mich beklage, seien unbedenklich und würden bald von selbst vergehen; er wolle mich jedoch im Auge behalten. — Ich besuche ihn seitdem regelmäßig. Er schenkt mir jetzt etwas mehr Aufmerksamkeit, hat mir Bewegung in der freien Luft, kalte Bäder, geistige Ruhe verordnet, und wiederholt mir bei jeder Gelegenheit, ich sollte mich vor allen Dingen wegen meiner Gesundheit nicht aufregen; ich sei nicht krank. — Der Doktor hat gut reden: ich fühle, daß er unrecht hat und daß ich leidend bin. Er weiß es möglicherweise auch. Nun, dann belügt er mich eben! Mancher Arzt hält es für erlaubt, seinen Patienten die Unwahrheit zu sagen.

Ich gelte bei allen meinen Freunden und Bekannten für einen entschlossenen, mutigen Mann. Niemand hat mich jemals zittern sehen, obgleich ich doch schon manche Gefahr in meinem Leben bestanden, ja, mich häufig freiwillig in Gefahr begeben habe, nur um damit Beweise meiner Unerschrockenheit abzulegen. Aber ich bin von Natur sehr ängstlich; ich fürchte mich eigentlich vor allem, was mein Leben bedroht oder zu bedrohen scheint: vor Dieben und Mördern, Feuer und Wasser, Pferden und Hunden, Krankheit und Tod, und ich kann die Qualen nicht beschreiben, die ich in meinem Leben ausgestanden habe, um dies unter der Maske kaltblütiger Furchtlosigkeit zu verbergen. Neulich abends, um nur ein Beispiel von vielen anzuführen, trennte ich mich von einer kleinen Gesellschaft befreundeter Männer und liebenswürdiger junger Frauen und Mädchen, um mich durch den Tiergarten auf kürzestem Wege nach meiner Wohnung zu begeben. Ich trat gelassen, den Rauch einer Cigarre in die Luft blasend, unter die Bäume und schritt eine Minute an-

scheinend unbekümmert weiter. Aber als die Stimmen meiner Freunde verhallt waren und mich das undurchdringliche Dunkel des stillen Parkes umfing, da ergriff mich Schaudern und Grausen. Doch wagte ich nicht, umzukehren, aus Furcht, einem meiner Bekannten wieder zu begegnen und bei diesem den Verdacht zu erwecken, blasse Furcht habe mich aus den verödeten dunklen Alleen in die hellen Straßen zurückgetrieben. Ich schritt schnell und bebend weiter; hinter jedem Baum fürchtete ich einen Angreifer hervorspringen zu sehen; das Fallen eines verdorrten Zweiges erschreckte mich; ich stand still und lauschte klopfenden Herzens auf jeden Laut, der sich um mich vernehmen ließ; ich schritt vorsichtig weiter, ich hätte wie von wütenden Feinden verfolgt davonlaufen mögen, aber Furcht hemmte meine Schritte, und so ging ich weiter, jede Minute zu einer Stunde tödlicher Angst ausdehnend, bis ich, in Schweiß gebadet, vollständig ermattet, die andere Seite des Tiergartens erreicht hatte und mich wieder auf belebter Straße unter Menschen befand. — Die Aufregung und Angst hatten mich förmlich krank gemacht; ich konnte, als ich im Bette lag, stundenlang keine Ruhe finden, und als ich am nächsten Morgen aus unerquicklichem Schlafe, in dem mich wüste Träume verfolgt hatten, erwachte, da erhob ich mich schwerfällig und niedergeschlagen, wie jemand, der eine langwierige Krankheit mit Mühe überwunden hat. Im Laufe des Tages erholte ich mich schnell und vollständig. Aber bei einigem Nachdenken sage ich mir, daß es gar nicht zu verwundern gewesen wäre, wenn jene grausige Viertelstunde mein Haar gebleicht hätte. — Nun habe ich aber Derartiges zu Hunderten von Malen durchlebt. — Nein! das kann kein Mensch lange aushalten. Ich fühle mich am Ende meiner Kräfte. — Was soll ich thun, um zu gesunden? — Meine Feigheit bekennen? Lieber sterben! — Der Gedanke an Antonie allein genügt schon, um mir den Mund zu versiegeln und mich bei dem Entschluß verharren zu lassen, die Welt über mich zu täuschen — bis zum äußersten, und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Das Bewußtsein, einen ehrenvollen Kampf zu kämpfen, hält mich aufrecht. Ja, es ist im hohen Grade ehrenwert, in allen Lagen des Lebens wie ein mutiger, entschlossener Mann nicht nur zu erscheinen, sondern thatsächlich zu handeln und dabei im Grunde seines Herzens ein elender Feigling zu sein. Das nenne ich einen Sieg über das Fleisch! — Welches Verdienst hat der von Natur Furchtlose, mutig zu sein? Nicht das geringste. Doch beneide ich ihn! Wie die gefallsüchtige einsame Häßliche die umschwärmte Schönheit beneidet.

* *
*

20. Januar.

Ich hatte auf vorgestern Abend eine der immer so willkommenen Einladungen von Frau von N. erhalten. Ich wußte, daß ich keine größere Gesellschaft bei ihr vorfinden würde, und war deshalb überrascht, als ich auf der Treppe, die ich nachdenklich, wie ich es jetzt so häufig bin, gesenkten Hauptes emporstieg, plötzlich einer eigentümlichen Erscheinung gegenüberstand. Eine Dame blickte mich lächelnd an, gleichsam als wollte sie sagen: „Sie erwarten doch nicht, daß ich Ihnen ausweiche? Wollen Sie mir gefälligst Platz machen.“ — Aber sie sprach kein Wort, und ihr Lächeln hatte etwas Befremdliches. Sie war jung und schön, und sie hatte eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Antonie. Sie war wie diese groß, schlank, weiß, mit rötlich blondem Haar, aber während Antonies Augen blau und klar sind, hatte die Fremde goldig braune Augen und dichte, lange, dunkle strahlenförmige Wimpern, die, als sie die breiten Lider niederschlug, ihre Wangen zu berühren schienen; die schmalen, bleichen Lippen des edelgeformten Mundes waren fest geschlossen. Die ganze Erscheinung erinnerte mich sofort an das Bild einer indischen Göttin, das ich kurz vorher in einem mir vom Buchhändler zugesandten Prachtwerke über Asien längere Zeit betrachtet hatte. Die Dame vor mir trug

ein gelblich weißes Kleid von kostbarem Seidendamast, über das ein langer, ebenfalls weißer Burnus geworfen war. Ein eigentümlicher durchdringender Wohlgeruch, wie von Myrrhen und Cedern und Palmen, strömte von ihr aus.

Ich trat, ehrerbietig den Hut ziehend, beiseite, und sie ging langsam unhörbaren Schrittes so dicht an mir vorüber, daß ich meinte, sie müßte mich berühren. Aber ich empfand davon nichts. Oben auf der Treppe blieb ich stehen und sah mich nach ihr um. Sie stand unten, die breiten Augenlider weit geöffnet, und blickte mich unverwandt an. Ich blieb auf meinem Platze wie gebannt. Da umhüllte mich wieder der eigentümliche Wohlgeruch von Myrrhen und Cedern, und es war mir, als stände etwas neben mir und hätte gesprochen. „Gieb mir dein Herz!“ so klang es in meinen Ohren. Aber es war wie ein Hauch, und wennschon ich die Worte unterschied, so hörte ich doch nicht den Klang einer Stimme. Da war die Erscheinung verschwunden. Ich lauschte einige Sekunden. Die Thür mußte geöffnet werden; ich wartete darauf, einen Wagen fortfahren zu hören. Aber alles blieb still im Hause.

Ich klingelte. Der alte Diener der Frau von N. öffnete mir die Thür.

„Wer ist die Dame, die soeben fortgegangen ist?“ fragte ich.

„Wir haben keinen Besuch gehabt, Herr Doktor. Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein sind während des ganzen Abends allein geblieben.“

„Dann kam sie vielleicht aus dem zweiten Stockwerk,“ fuhr ich fort.

„Die Wohnung über uns steht seit drei Monaten leer, und der Herr Professor im dritten Stock wird zu dieser Stunde schwerlich einen Damenbesuch empfangen haben.“

„Ja, aber Friedrich, ich bin doch soeben einer jungen Dame auf der Treppe begegnet und habe sie begrüßt!“

Der Diener zuckte die Achseln und sah mich etwas verwundert an, aber antwortete nicht. — Frau von N., in deren Diensten er seit vielen Jahren steht, ist sehr mit ihm zufrieden, und er mag auch für sie ein ganz brauchbarer Mensch sein; aber er hat in seinem Benehmen fremdem Besuch gegenüber eine gewisse Dreistigkeit, von der auch die besten unter den alten Dienern sich nicht immer ganz frei zu halten wissen. Ich bin bisher zu freundlich mit ihm umgegangen, er nimmt sich mir gegenüber mehr heraus, als er sollte, ich muß ihn kürzer halten. — Einstweilen ließ ich mir von ihm die üblichen Hilfsleistungen beim Ausziehen meines Überrocks gefallen und hieß ihn vorausschreiten, um mich anzumelden.

Frau von N. und ihre Tochter empfingen mich mit höflicher Freundlichkeit, der ich jedoch eine gewisse Verlegenheit anzumerken glaubte. Ich habe Antonie meine Liebe noch nicht zu gestehen gewagt, aber es ist undenkbar, daß sie meine Empfindungen nicht längst erraten hätte. Bis vor kurzem habe ich immer zuversichtlich gehofft, daß sie dieselben erwiderte. Seit einiger Zeit jedoch ist ihr Benehmen mir gegenüber, wenn auch nicht unfreundlicher, so doch entschieden ein weit zurückhaltenderes geworden, als es früher war. Ich möchte beinahe sagen, sie bemüht sich jetzt, mich von sich fern zu halten. Ich kann mir diesen Wechsel in ihren Gesinnungen nicht erklären. — Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib!

Frau von N. hatte in einem Buche gelesen, das sie, als ich eintrat, beiseite legte. Antonie zeichnete. Sie hat sehr viel Anlagen dazu, aber ich kann nicht billigen, daß sie ihr Talent dazu benutzt, um andere lächerlich zu machen. Ich habe mehrere von ihr gezeichnete Karikaturen gesehen, die für diejenigen, die unfreiwillig dazu gesessen hatten, keineswegs schmeichelhaft waren. Ich bin überzeugt, daß sich in ihrer Sammlung auch ein Zerrbild von meiner harmlosen Person vorfindet und daß Antonie, wenn ich abwesend bin, mit anderen darüber lacht. Mehr als einmal, namentlich in jüngster Zeit, habe ich sie überrascht, wie sie mich mit forschenden Blicken beobachtete. Das

schickt sich nicht! Ein junges Mädchen soll einen jungen Mann, auch wenn sie in ihm ihren zukünftigen Lebensgefährten erblickt, nicht so scharf ansehen.

Ich setzte mich an den runden Tisch, um den auch Mutter und Tochter Platz genommen hatten, und war bald in Unterhaltung mit der Mutter über allerhand gleichgültige Sachen. Antonie beteiligte sich nur wenig an unserem Gespräch. Neben dem Album, in dem sie zeichnete, lagen mehrere bunte Stifte, die sie abwechselnd benutzte, und dazwischen befand sich auch ein Messer mit langem Stiel und kurzer, breiter, zweischneidiger Klinge, das sie von Zeit zu Zeit zum Anspitzen der Zeichenstifte benutzte. Ich hatte das Messer früher nicht gesehen oder wenigstens noch nicht bemerkt. Die Klinge war auf das feinste mit bleichgoldenen Damascierungen geschmückt, und der lange schmale Stiel aus hartem rotbraunem Holze mit kleinen Stücken aus Perlmutter, Silber und Gold bedeckt, die auf demselben mosaikartig eingelegt waren und das Bild eines fremdartigen Tieres darstellten, eines Drachen, so glaube ich, aus dessen weitgeöffnetem Rachen eine lange spitze Zunge schlangenartig hervorleckte.

Ich nahm das Messer und betrachtete es. Gleich darauf fuhr Antonies Hand suchend über den Platz, auf dem es gelegen hatte.

„Ach bitte, das Messer!“ sagte sie, als sie es in meiner Hand erblickte.

Ich reichte es ihr hin, die Klinge zwischen zwei Fingern, so daß sie den Griff bequem erfassen konnte. Sie that dies, während sie auf die Zeichnung vor sich blickte, und als sie das Messer unaufmerksam an sich zog und ich dabei wohl eine ungeschickte Bewegung machte, schnitt ich mich in den Daumen und Zeigefinger der linken Hand. Ich empfand einen heftigen, stechenden Schmerz, gar nicht im Verhältnis zu der an sich unbedeutenden Verletzung, die ich mir zugefügt hatte. Ich konnte einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken und schloß unwillkürlich, auf eine Viertelsekunde vielleicht, die Augen. Aber in diesem kurzen Moment erblickte ich deutlich die Frauengestalt, der ich auf der Treppe begegnet war. Sie lächelte wieder, aber diesmal nicht auffordernd und freundlich. Ein Ausdruck boshafter Befriedigung lag auf ihren Lippen und flimmerte aus ihren goldenen Augen.

„Haben Sie sich weh gethan?“ fragte Frau von R. teilnehmend.

„Nein,“ sagte ich und versuchte zu lächeln. „Es ist nicht der Mühe wert, davon zu sprechen. Der kleine Schmerz hatte mich überrascht.“

Ich öffnete die beiden verletzten Finger, die ich unwillkürlich aneinander gepreßt hatte, und betrachtete die Wunden, die sofort stark zu bluten anfingen. Ich umwickelte sie schnell mit einem Tuche. Antonie hatte sich erhoben und sagte:

„Warten Sie einen Augenblick, ich werde den Schaden verbinden.“

Sie entfernte sich schnell und kehrte bald darauf zurück mit einer Schüssel voll kalten Wassers, einem Tuch und einem Stück Linnen. Ich mußte die beiden Finger in das Wasser tauchen, das sich in kurzer Zeit tiefrot färbte. Nachdem ich die Hand sodann wieder getrocknet hatte, legte mir Antonie sorgfältig einen guten Verband an, aus reinem feinem Linnen. Sie kam mir dabei mit ihrem schönen Gesicht ganz nahe, und ich dachte mir, wenn ich sie jetzt küßte, dann wäre meine Liebeserklärung gemacht und alles in Ordnung; ja, es kamen mir sogar in Gedanken ganz läppische Worte, in die ich meine Erklärung kleiden wollte: „Sie haben mein Herz viel tiefer verwundet als meine Hand. Wollen Sie, schöne Samariterin, nicht auch mein krankes Herz heilen?“ Aber ich hielt diese Albernheit zurück, nicht ohne Mühe, wie ich zu meiner Beschämung gestehe. Antonie würde sich schön gewundert haben, sie, die mich als einen ernsten, gesetzten Menschen kennt, der allen sentimentalen Thorheiten feind ist.

Nachdem die kleinen Wunden verbunden waren und der herbeigerufene Diener das blutige Wasser hinausgetragen hatte, legte

Antonie die verschiedenen Sachen, die sie zum Zeichnen gebraucht hatte, zusammen.

„Woher kommt die Mordwaffe?" fragte ich lächelnd, auf das Messer deutend. „Ich sehe sie heute zum erstenmal, wenn ich nicht irre."

„Sie irren sich nicht," antwortete Antonie. „Denken Sie sich, ich habe das Messer, als ich gestern abend nach Hause kam, gefunden. Es lag vor der Hausthür und blitzte und glänzte im Schein der Laterne. Es mußte unmittelbar, ehe ich es fand, dort hingefallen sein, denn es wäre sicherlich jedem Vorübergehenden aufgefallen. Ich blickte nach rechts und links, aber die Straße war leer. Mama meint, das Messer wäre wertvoll; aber der Gegenstand scheint mir doch zu geringfügig, als daß ich mich entschließen könnte, als ‚ehrliche Finderin' der Polizei von meinem Funde Anzeige zu machen."

„Zeigen Sie mir das Messer noch einmal," sagte ich.

Sie reichte es mir, und ich ergriff es vorsichtig und betrachtete es aufmerksam. Die lange, schlangenartige Zunge im Rachen des Bildes bewegte sich schnell hin und her; ich sah es ganz deutlich; aber das war natürlich eine optische Täuschung.

„Das ist feine, alte indische Arbeit," sagte ich mit Kennermiene.

„Muß ich es zurückgeben?" fragte Antonie. „Schade! Es gefällt mir."

„Behalten Sie es nur vorläufig noch," antwortete ich. „Ich werde in geeigneter Weise Anzeige davon machen, daß es gefunden ist, so daß der, der es verloren hat, es wiederbekommen kann, wenn er sich die kleinste Mühe darum giebt."

„Ich kann gefundene Sachen nicht im Hause leiden," sagte Frau von N. „Das alte gute Gesetz sollte noch gelten: Findet jemand Gut auf der freien Straße über der Erde, so soll er es dem nächsten Pfarrer zum Verwahren geben."

Ich hatte bis jetzt noch nicht von meiner Begegnung auf der Treppe gesprochen. Zuerst war ich davon durch den Gedanken an Friedrichs mürrische Blicke abgehalten worden, sodann hatte mich die Geschichte mit dem Messer in Anspruch genommen. Jetzt aber fiel mir die Sache wieder ein. — Was gingen mich Friedrichs Blicke an.

„Ich bin, als ich zu Ihnen kam, auf der Treppe einer jungen Dame begegnet. Ich glaubte, sie käme von Ihnen, aber Friedrich behauptet, Sie hätten heute abend niemand empfangen und es befinde sich auch niemand im Hause, von dem die Dame hätte kommen können."

„Es war doch nicht etwa eine Diebin, die sich in das Haus geschlichen hatte?" fragte Frau von N. besorgt.

„Nein," sagte ich, „darüber kann ich Sie vollständig beruhigen, gnädige Frau. Es war eine sehr vornehme, sehr schöne, reich geschmückte junge Dame, die, nach ihrem Anzuge zu schließen, aus einer Gesellschaft kam oder sich in eine solche begeben wollte. Sie hatte eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit Fräulein Antonie."

Ich wurde aufgefordert, ausführlicher zu erzählen, und ich that es. Mutter und Tochter sahen mich dabei aufmerksam an, und ich bemerkte, daß sie einmal Blicke der Verwunderung oder der Beunruhigung untereinander auswechselten.

„Das ist ja sonderbar!" sagte Frau von N., als ich geendet hatte. „Wer mag das gewesen sein?"

Friedrich wurde gerufen und gefragt. Er zuckte die Achseln und sagte mürrisch: „Es ist ja ganz unmöglich, daß der Herr Doktor einer Dame auf der Treppe begegnet sei. Der Herr Doktor belieben zu scherzen." Ich hätte den unverschämten Menschen ohrfeigen mögen.

Frau von N. machte verlegen eine beschwichtigende Handbewegung, die Friedrich zum Schweigen brachte. Als er gegangen war, trat eine peinliche Pause ein.

„Nun, gesehen habe ich die Dame," sagte ich bestimmt, „so klar und deutlich, wie ich Sie vor mir sitzen sehe. Und vom Himmel kann sie doch nicht herabgefallen sein, und in die Erde wird sie auch nicht versunken sein, und an Gespenster glaube ich nicht!"

Da empfand ich einen schmerzlichen Stich in der Brust: „Lüge doch nicht!"

sagte mir eine innere Stimme. „Du glaubst ja an Gespenster! Du fürchtest dich vor ihnen! Nimm dich in acht, daß sie dich heute abend nicht schrecken.“

Es überrieselte mich eiskalt. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Frau von N. versuchte, von gleichgültigen Dingen sprechend, die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen, aber es gelang ihr nicht, und als ich mich nach einer kleinen Weile erhob, um mich zu entfernen, versuchten die Damen nicht, mich zurückzuhalten. Ich hatte das sichere Gefühl, ihnen an jenem Abend nicht gefallen zu haben. „Jetzt sprechen sie gewiß recht unfreundlich über mich,“ sagte ich mir, als ich langsam meiner Wohnung zuging. Es war elf Uhr — ich hörte eine nahe Turmuhr schlagen —, als ich vor derselben anlangte. Ich öffnete die Hausthür. Das Gas war ausgelöscht, und tiefes Dunkel herrschte auf dem Flur und auf der Treppe.

* *
*

21. Januar.

Ich konnte gestern abend nicht weiter schreiben. Es war spät geworden, und ich kann seit Wochen bereits nur noch am Tage meine Gedanken ruhig sammeln und zu Papier bringen. Wenn es draußen still wird, so stört mich jede, auch die kleinste Unterbrechung der Ruhe in meinem Zimmer. Es ist eigentümlich, welch unheimliches Geräusch sich in allen Ecken desselben verbirgt, das nur Nacht und Stille abwartet, um, mich erschreckend, laut zu werden.

Ich habe meinen Schreibtisch an das Fenster stellen lassen. Solange die Sonne am Himmel steht und ich Menschen in der Straße vorübergehen sehe, bin ich ruhig. Aber die Nacht ist schrecklich. Früher genügte zu meiner Beruhigung, daß ich Licht in meinem Zimmer brennen und meinen wachsamen kleinen Hund vor dem Bette schlafen ließ; aber jetzt fühle ich namenlose Beängstigung, sobald ich die Augen geschlossen habe. Scheußliche Bilder, fratzenhafte Verzerrungen von Mensch und Tier tauchen vor meinen geschlossenen Augen auf, bis ich sie wieder aufreiße. Der Schlaf flieht mich, und nur äußerste Ermattung bringt ihn mir endlich. Wenn ich mich nicht vor Franz schämte, so würde ich ihn im Nebenzimmer schlafen und die Verbindungsthür zwischen den beiden Räumen offen lassen.

Als ich vorgestern abend in das Haus trat, herrschte dort Nacht und Stille. Ich suchte in meinen Taschen nach Schwefelhölzern, um Licht zu machen. Ich fand die kleine Büchse nicht, in der ich sie aufzubewahren pflege und die mich gewöhnlich nie verläßt. Ich blieb einen Augenblick unschlüssig an der Thür stehen. — Was sollte ich thun? Das Haus wieder verlassen, in den Klub gehen und dort Licht suchen? Nein! Ich schämte mich vor mir selbst ob meiner Feigheit. Ich bin daran gewöhnt, gegen dieselbe anzukämpfen. „Ich will ihr nicht unterliegen,“ sagte ich mir und schritt tastend vorwärts, um die Treppe zu finden. Da hörte ich dicht neben mir flüstern und kichern. Ich machte schnell einen Schritt nach der Richtung hin, woher das Geräusch kam, und suchte mit den Händen. Aber ich fühlte nur die kalt schwitzende Mauer des Flurs. Die Berührung mit dem nassen Gegenstande hatte etwas Ekelhaftes, doch beruhigte sie mich: zwischen mir und der Wand wenigstens befand sich nichts Fremdes.

Jetzt hatte ich das Treppengeländer erfaßt und stieg nun schnell die Stufen empor, die nach dem zweiten Stockwerk führen, das ich bewohne. Dabei ging ich an dem großen Fenster aus bemalten Scheiben vorüber, durch das vom Hofe aus während des Tages mattes Licht auf die Treppe fällt. Jetzt hätte es dunkel sein sollen, denn die Nacht war finster und im Hofe brannte keine Laterne. Aber die Scheiben leuchteten in schwachem grünlichem und rötlichem Lichte, und in dieser Beleuchtung erblickte ich oben auf der Treppe stehend dieselbe wunderbare Erscheinung, die mir bei Frau von N. begegnet war. Sie winkte mir.

„Komm, komm! Gieb mir dein Herz!“

Meine Rechte klammerte sich an das

Geländer, die Linke streckte ich abwehrend der Erscheinung entgegen. Da empfand ich, wie wenn ein großer Vogel sich mit weichem, lautlosem Flügelschlage auf mich herabsenkte: eisige Luft, mit starkem Duft von Myrrhen und Cedern gesättigt, umhüllte mich, und ich fühlte, wie meine linke Hand erfaßt und an weiche, kalte Lippen geführt wurde, die sich in langem, sehnsüchtigem Kusse darauf legten.

Ich mußte wohl die Augen geschlossen haben, denn ich erinnere mich nicht, noch irgend etwas gesehen zu haben. Ich kam erst wieder zu mir, in meinem Zimmer stehend und heftig die Klingel ziehend, um den Diener zu rufen. Er erschien mit verschlafenem Gesicht, wahrscheinlich sehr verdrießlich darüber, daß ich ihn in seiner Ruhe gestört hatte. Die Anmaßungen der heutigen Diener sind mir unausstehlich. Die Leute wollen gut behandelt, gut genährt, gut bezahlt sein und nichts dafür thun. Wozu habe ich denn einen Diener, wenn er nicht zu meiner Verfügung sein soll, sobald ich seiner bedarf? Auch mein Hund begrüßte mich nur gleichgültig. Früher, wenn ich nach Hause kam, sprang er an mir in die Höhe, winselte und bellte vor Freude und zerrte mich so zu sagen an den Tisch, auf dem das für ihn bestimmte Biskuit lag. Jetzt geht er mit hungrigen Augen um mich herum, bis ich es ihm gegeben habe, verschlingt es gierig und legt sich dann in eine Ecke, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Ich habe einmal irgendwo gelesen, das Beste am Menschen wäre der Hund. Der Hund ist auch nicht viel wert.

„Was sehen Sie mich so an?“ fragte ich Franz.

Der Lümmel stand vor mir und starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an, als wäre ich ein Wundertier und er sähe mich zum erstenmal.

„Der Herr Doktor sehen blaß aus,“ stammelte er mit geheuchelter Teilnahme, um seine Unverschämtheit zu entschuldigen. „Ist dem Herrn Doktor etwas zugestoßen?“

„Was soll mir zugestoßen sein?“ antwortete ich verdrießlich. „Bringen Sie mir Thee.“

Er entfernte sich. Sobald ich allein war, trat ich vor den Spiegel. Dabei fiel mein Blick zuerst auf die Stutzuhr, die auf dem Kaminsims stand. Halb zwölf Uhr! Eine halbe Stunde hatte ich gebraucht, um von der Hausthür in mein Zimmer zu gelangen! Was war in der Zeit nicht alles vorgefallen! Ich schauderte zusammen. — Und nun warf mir der Spiegel mein Bild zurück. War ich das? Mir graute vor mir. Aus weitgeöffneten Augen starrte mir ein totenblasses Gesicht entgegen mit bläulichen Lippen und wüstem, feuchtem Haar, das in dunklen Strähnen auf der Stirn wie angeklebt war. Ich sank auf einen Sessel und blieb dort in blödes Grübeln versunken regungslos sitzen, bis Franz wieder in das Zimmer trat und mir den Thee brachte.

„Befehlen der Herr Doktor noch etwas?“

Ich ließ mir mein Nachtzeug bringen, entkleidete mich, zog mir den Schlafrock an, nahm ein Buch in die Hand und machte es mir vor dem verglimmenden Kaminfeuer in dem behaglich warmen Zimmer bequem, wie jemand, der in der Lage sein will, einen bewegten Tag in gemütlicher Weise zu beschließen.

„Haben der Herr Doktor sich verletzt?“ fragte Franz, auf meine verbundene Hand deutend.

„Ich habe mich geschnitten,“ antwortete ich verdrießlich. „Es ist nichts.“

Die Aufdringlichkeit des neugierigen Menschen langweilte mich. Die Hand schmerzte mich seit einigen Minuten empfindlich. Ich fühlte das Blut hineinschießen wie eine heiße spitze Masse, die an den wunden Stellen bohrte und brannte, sich auf eine Sekunde zurückzog, um mich dann von neuem und immer heftiger zu peinigen. Und plötzlich war mir ganz klar, daß es nur die spitze Zunge des Drachen sein konnte, die nach den Wunden leckte und mich so schmerzhaft verletzte. Es war wie eine Offenbarung! Die Hand

war stark angeschwollen, und ich konnte sie kaum noch gebrauchen.

Franz hatte sich entfernt. Der Hund war ihm nachgegangen, aber ich hatte ihn zornig zurückgerufen, und er war mit eingekniffenem Schwanze in die äußerste Ecke des Zimmers gekrochen, wo er sich zusammengekauert hatte und zu schlafen schien. Aber er wachte. Seine Ohren bewegten sich unruhig hin und her, und zuweilen blinzelte er mit den Augen und sah mich ängstlich an. — Das dumme Tier! Und ich habe es immer nur gut behandelt. Ich rief den Hund zu mir. Er erhob sich träge und näherte sich mir langsam.

„Nun, hierher!“ befahl ich barsch. Er blieb zwei Schritte vor mir stehen. Ich packte ihn am Gehänge und zog ihn zu mir heran. Er stieß ein klägliches Gewinsel aus und wollte mir die Hand lecken. Aber wie erschreckt wich er gleich darauf einen Schritt zurück und sah mich fragend an. Ich hielt ihm die Hand hin. Es war die linke, die kranke Hand. Er sog die Luft in kurzen harten Stößen ein, ohne seine Nase der Hand zu nähern. Ich rief ihn wiederum. „Waldmann!“ Er bewegte sich nicht und sah mich nur noch kläglicher an. Da übermannte mich der Zorn. Ich erhob mich und versetzte ihm wütend einen Fußtritt, der ihn in eine Ecke schleuderte, in der er laut heulend zusammenbrach. Ich hätte ihn erwürgen mögen, und es kostete mich eine so große Anstrengung, ruhig zu bleiben, daß ich heftig zu zittern begann. Ich sank in den Sessel vor dem Kamin zurück. Das Heulen des elenden Tieres ging allmählich in ein immer leiser werdendes Ächzen und Winseln über; aber es verstummte nicht ganz, es veränderte sich, und nach und nach wurde daraus wie ein Rauschen und Flüstern. Eisige Kälte schnürte mir das Herz zusammen, und plötzlich vernahm ich dicht an meinem Ohr die bekannten Worte: „Gieb mir dein Herz!“

Ich blickte scheu von unten herauf nach der linken Seite. Da stand sie wieder neben mir, die unbeschreiblich schöne, furchtbare Erscheinung. Ihre goldenen Augen waren sehnsüchtig auf mich gerichtet. Die schmalen, blutroten, feuchten Lippen wie zum Kusse leicht geöffnet.

„Gieb mir dein Herz!“ wiederholte sie langsam, eindringlich, flehend. „O, gieb mir dein Herz! Gieb es mir — bitte, bitte!“

„Wer bist du?“ fragte ich leise und ernst.

„Gieb mir dein Herz! Sag, daß du es mir giebst! Nur ein Wort! Gieb es mir!“

„Wer bist du?“ wiederholte ich bestimmter, ungeduldiger. Alle Furcht war von mir gewichen.

„Ich liebe dich! Gieb mir dein Herz!“

„Ich will wissen, wer du bist! Hörst du mich? Verstehst du mich?“

„Ich bin deine Braut!“ hauchte sie leise traurig. „Deine Braut, die nun so vereinsamt ist. O, gieb mir dein Herz!“

Dazu mußte ich lachen.

„Meine Braut hat andere Augen als du!“ rief ich.

Sie nickte langsam, verständnisvoll.

„Und siehst du denn nicht, daß sie mir meine Augen genommen und mir fremde eingesetzt haben? Und siehst du denn nicht, daß diejenige, die jetzt meine Augen trägt, eine Fremde ist, die dich nicht liebt? Sie täuscht dich. Ich liebe dich! — O, gieb mir dein Herz!“

Das machte mich stutzig. Es war mir ja schon selbst klar geworden, daß Antonie oder diejenige, die ich dafür hielt, mich nicht mehr wie früher behandelte. Nun begann ich klarer zu sehen.

„Die Person, die mir heute abend so weh gethan hat, ist gar nicht Antonie von N.?“ fragte ich.

Sie antwortete nicht.

„Du bist es?“ fuhr ich fort, mich ruhig erhebend und sie anblickend.

Sie deutete mit einer langsamen schwingenden Bewegung des Armes nach dem Fenster. Was sollte das bedeuten?

„Bist du meine Antonie?“ fragte ich leiser, zärtlicher. Ich wünschte jetzt eine bejahende Antwort von ihr zu empfangen. Mein ganzes Herz schlug dem schönen Wesen entgegen.

„Ich bin dein! Deine Braut!“ hauchte sie. „Gieb mir dein Herz!“

„Ich gebe es dir!“ rief ich laut.

Da fühlte ich mich von kalten, weichen, weißen Armen umfangen, und schwellende heiße Lippen schlossen mir den Mund und nahmen mir den Atem. Die Sinne vergingen mir.

Als ich wieder zu mir kam, war es finster um mich her. Ich erhob mich. Ich war in meinem Zimmer. Durch das Fenster drang das fahle Licht des weißen, schweren Winterhimmels. Der Schnee fiel in dichten Flocken. Ich erhob mich, unsagbar ermattet, und schlich, ohne irgend etwas zu denken, nach meinem Schlafzimmer, wo ich mich auf das Bett warf und in einen totenähnlichen Schlaf versank.

Dies ist genug für heute. Es wird dunkel. Sie kann jeden Augenblick erscheinen.

* * *

25. Januar.

Unter den neuen Erfindungen giebt es wirklich ganz vortreffliche. Ein jeder lernt aber nur einen kleinen Teil derselben nach ihrem Werte schätzen. So habe ich z. B. jahrelang in den Zeitungen die illustrierte Anzeige eines Krankenstuhls gesehen, „der zweiunddreißig verschiedene Stellungen annehmen kann“, ohne je zu ahnen, welcher Segen ein solches Möbel für die leidende Menschheit ist. Seit heute früh besitze ich nun aber einen solchen Sessel, und ich bin sicherlich berechtigt, dessen Erfinder höher zu schätzen als den Entdecker von Amerika. Ich wüßte in der That nicht, welchen Vorteil ich je davon gehabt hätte, daß den Vereinigten Staaten jetzt eine gewisse Bedeutung in der Geschichte der Menschheit beigemessen wird; mir haben sie, soviel ich mich erinnere, nie einen Dienst erwiesen, und meinetwegen hätte ganz Amerika bis zum Ende der Zeiten in der verlassenen Meereseinsamkeit verbleiben können, aus der es von neugierigen, habsüchtigen und eroberungslustigen Menschen ganz unnützerweise gezogen worden ist. Aber zu welchem Danke bin ich nicht dem sinnreichen Manne verpflichtet, der in seinem menschenfreundlichen Trachten den Sessel erdacht hat, auf dem ich mich in diesem Augenblick befinde, und der sich, genau wie der Prospektus es besagt, „allen Stellungen und Lagen des menschlichen Körpers anschmiegt“. Ich fühle, daß ich mich, dank diesem Sessel, sicherlich bald wieder ganz wohl befinden werde.

Ich sitze am Fenster. Mein Sessel ist zum bequemen Arbeitsbureau geworden: vor mir auf einem zierlichen Tischchen liegen Papier und Feder, auf einem Stuhle daneben Bilder, Bücher und andere hübsche Sachen, und so kann ich, je nachdem es mir beliebt, lesen oder schreiben, ohne daß ich etwas anderes als meinen rechten Arm zu bewegen habe; oder wenn es mir paßt, zum Fenster hinaussehen und beobachten, was draußen vorgeht.

Der Tag ist trübe. Die graue, nebelschwere Luft ist in den tiefhängenden farblosen Himmel hineingewachsen und bildet mit diesem ein formloses Ganze: geheimnisvoll verschwommen, furchtbar, grenzenlos — wie die Ewigkeit!

Soeben ritt ein junger Soldat vorüber mit hoher, breiter Brust, kräftigen, langen Gliedmaßen, blondem Haar, blauen Augen und heller, gesunder Gesichtsfarbe — ein richtiger Germane. Sein Pferd war ein mächtiges braunes Tier, das die schwere Last auf seinem breiten Rücken tänzelnd trug. Vor meinem Fenster glitt es auf dem glatten Pflaster aus und war einen Augenblick in Gefahr zu stürzen. Aber der Reiter riß den Gaul mit Zügel und Schenkeln zusammen; er bäumte sich in kurzen stoßenden Sätzen unter dem schweren Druck, der auf seine Flanken und sein Maul ausgeübt wurde: die Funken stoben unter den schlagenden, stampfenden Hufen; aber das Tier fühlte bald, daß es seinen Meister gefunden hatte, und nachdem es den Kopf noch einigemal zornig hin- und hergeworfen hatte, ging es gebändigt weiter. Roß und Reiter ein Bild trotziger Kraft!

Ja, wer so gesund und stark wäre wie jener junge Reitersmann! — Ich fühle mich doch recht schwach und elend.

Franz, der mir heute früh etwas vorgeweint hat — früher wäre ich immer so gut und freundlich gewesen und seit einiger Zeit so streng und mißtrauisch geworden —, behauptet, ich müsse einen Arzt um Rat fragen. „Schön,“ habe ich gesagt, „rufen Sie den Doktor.“ Ich wollte Ruhe haben. Franz ist davongelaufen, als gelte es, mir das Leben zu retten.

Gestern ließ Frau von N. anfragen, wie es mir ginge. Die Dreistigkeit der Menschen ist unglaublich. Erst haben sie mich zu ermorden versucht, und nun, nachdem ihnen dies nicht gelungen ist, erkundigen sie sich nach meinem Befinden. Ich weiß nicht, was Franz seinem Kollegen Friedrich bestellt haben mag; wenn er meine Antwort auf die Anfrage wiedergegeben hat, so werden die Leute ihre Freude daran gehabt haben. Was ich übrigens köstlich finde, ist, daß die alte N. ihre Tochter zu küssen glaubt, wenn sie die diebische Person mit Antonies Augen an ihr Herz drückt, die jetzt unter ihrem Dache haust und sich für ihre Tochter ausgiebt. Wer mag sie eigentlich sein? Ich habe Antonie verschiedenemal danach gefragt, aber sie giebt mir keine Antwort. Sie küßt mich und dann vergesse ich alles, alles. Nur daß sie mich liebt, das weiß ich, und daß ich ihr mein ganzes Herz gegeben habe.

Sie kommt nun jeden Abend, sobald es im Hause still geworden ist und ich Franz entfernt habe. Ich weiß nicht, wie die Zeit hingeht, ich weiß auch nicht, wann sie mich verläßt. Sie nimmt mich in ihre weichen Arme und wiegt mich und singt dazu — unverständliche fremde Worte, die nicht enden —, und dann schlafe ich ein. Wenn ich erwache, so ist sie gegangen. Dann suche ich das Bett auf, aber ich finde dort keine Ruhe mehr. Schmerzen und Kälte plagen mich. Heute früh hatte ich Schüttelfrost. Das ist etwas sehr Unangenehmes. Aber Furcht kenne ich nicht mehr, gar nicht mehr!

Ein Wagen hält vor der Thür. — Der Doktor ...

* *
*

Eine Stunde später.

Das ist eine sehr komische Geschichte. So böse habe ich meinen guten alten Doktor noch gar nicht gesehen. Das Hübscheste war, wie er Franz ausschalt. Einen leichtsinnigen, pflichtvergessenen Menschen nannte er ihn. Warum er nicht schon vor acht Tagen zu ihm gekommen wäre! Der dumme Kerl plinste und plärrte und wollte sich entschuldigen, aber der Doktor ließ ihn gar nicht zu Worte kommen und wies ihm die Thür. Nun sieht der gute Franz einmal, daß doch auch noch andere Menschen als ich mit ihm unzufrieden sind.

Es scheint nämlich, daß die Wunde an meiner Hand vernachlässigt worden ist. Sie sieht in der That abscheulich aus. Ich mag gar nicht davon sprechen oder daran denken.

Der Doktor ist sofort zu Frau von N. gefahren, um das Messer zu untersuchen, mit dem mich die falsche Antonie zu ermorden versucht hat. Ich würde die Schmerzen, die ich auszustehen habe, gern ertragen, wenn ich sicher sein könnte, daß die Elende der verdienten Strafe nicht entginge. Sie hat mich vergiften wollen. Der Doktor hat das Wort Pyämie nicht ausgesprochen, aber ich habe es auf seinem bleichen Gesichte gelesen.

Ich bin neugierig, wie sich die Sache entwickeln wird.

O die Schmerzen und die Kälte!

* *
*

26. Januar.

Heute sind sie zu zweien gekommen, mein Doktor und ein Professor. Die Blicke, welche die beiden Auguren untereinander austauschten, haben mich höchlich amüsiert, und ich habe für sie gelacht.

„Nun,“ sagte ich, „lieber Doktor, müssen die Finger herunter? Oder vielleicht die Hand? Oder der Arm? Oder die ganze linke Seite? Genieren Sie sich nicht! Nur an mein Herz dürfen Sie nicht kommen, das habe ich fortgegeben.“

Der Doktor antwortete mir gar nicht.

„Was ist an zwei Fingern gelegen!“ fuhr ich fort. „Ich habe deren zehn. Da bleiben mir immer noch acht. Das

ist mehr, als ich gebrauche. Oder an einem Arme? Ich würde doch immer noch einen übrig behalten. Es ist ein lächerliches Vorurteil, daß der Mensch zwei Hände und zwei Arme haben soll, um glücklich zu sein. Die Einäugigen sind zufriedene Leute, sagt ein französisches Sprichwort. Die Einarmigen auch. Das sage ich."

Wenn ich nur die kranke Hand erst los wäre! Die Schmerzen, die sie mir verursacht, sind oft kaum noch zu ertragen.

* *
*

Es riecht in meiner Wohnung wie in einem Hospital. Man hat desinfiziert. Im Nebenzimmer ist ein sauberer Tisch gedeckt, auf dem die Sache vor sich gehen soll. Es freut mich. Es ist Zeit. Die Schmerzen sind unsagbar. Und dann die eisige Kälte, der furchtbare Frost! Huh! Ich muß auch wieder hübscher werden, sonst könnte Antonie aufhören, mich zu lieben. Schrecklich sehe ich aus: aufgedunsen, blutlos, grün und gelb. Wenn ich mich nur erinnern könnte, was sie mir gestern abend gesagt hat. Aber das ist unmöglich. Sie spricht eine ganz merkwürdige Sprache. Ich verstehe jedes Wort, solange sie spricht, aber gleich darauf habe ich alles wieder vergessen.

* *
*

Nun, mein alter Waldmann! Du siehst mich ja so traurig an. Bin ich denn so krank? Thut dir dein armer Herr leid?

In einer Viertelstunde kommt der Doktor wieder. Ich soll nur ruhig sein. Ich würde keine Schmerzen haben. — Ich bin ganz ruhig. Ich hätte mir die Sache gern angesehen; aber er sagt, ich müßte mich chloroformieren lassen. Man wird mir eine Maske vorlegen ...

* *
*

In der zeitlosen Ewigkeit.

Der menschliche Geist kann nicht fassen, was nun ist, und die menschliche Sprache hat keinen Ausdruck dafür. Eine unüberbrückbare Kluft liegt zwischen dem Vergangenen und dem Werden, denn nun giebt es keine Zeit mehr. Alles was war, ist verschwunden im grenzenlosen Abgrund des Nichtsein, und was besteht, besteht einzig durch mich — Gebilde meines Willens und Wollens. Schöpfer meiner Welt, dich verehre ich — mich!

* *
*

Ein anderes Mal.

Daß sie ein Vampyr war, das wußte ich, schon als ich noch für einen Menschen galt. Mein Blut war es, das ihre Lippen rötete, ihre Brust erwärmte, ihren Atem erglühen machte. Aber sie wollte mein Herz — mein Herz wollte sie! Furchtbar war das Ringen, denn sie hatte Dämonengewalt. Verstümmelt ging ich siegreich aus dem Kampfe hervor. — Ich fühle dein Pochen, mein Herz, o mein Herz, du mein geliebtes Herz!

* *
*

Zur Stunde des Sirius.

Menschenzeitliches Gewürm umringt mich und glotzt mich mit blöden Augen an. Einige von ihnen nähern sich mir, kommen bis in mein stilles Gemach, darunter ein weißhaariges altes Geschöpf, dessen milde Freundlichkeit meinen Zorn ob seiner Zudringlichkeit entwaffnet. Er bietet mir Speise und Trank — als ob ich dessen bedürfte! Doch ich willfahre dem thörichten Begehren, um nicht in meiner göttlichen Einsamkeit gestört zu werden. — Aber nun verschwindet! Ich kenne euch nicht, will euch nicht kennen. Fort mit euch aus der maßlosen Ewigkeit in die enge Zeitlichkeit! Allein — allein stehe ich da — unnahbar, furchtbar. — Ich ziehe mich zurück, seinbewußt. — Der Vorhang fällt.

* *
*

Si vales, bene est; ego valeo!



Vom Schlosse Kronenburg.

Von

Walter Schwarz.

Mit krausen, aber schlank aufstrebenden Türmen über einem hohen, giebelreichen Dache ragt Schloß Kronenburg, ein holländischer Renaissancebau aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, in das nordische Meer hinaus. Links ihm zu Füßen bergen sich die weißen Häuser von Helsingör unter dunkle Baummassen, während auf seiner anderen Seite das schmale Sundthor sich hier nach der Nordsee hin öffnet, deren Horizontlinie scharf gegen den klaren Himmel abschneidet. Silberweiß leuchtende Segel sind blitzenden Sternchen gleich über die dunkelblaue Wasserfläche hingestreut. Hinter dem Schlosse die schwedische Küste, ein schmaler lichtgrüner Streifen, der so nahe gerückt erscheint, daß man die Fenster an den kleinen Häusern zählen könnte, bis weiterhin duftblaue Berge in zartgezeichneten Linien am Meeresrande aufsteigen.

Selbst im sonnigen Tagesschein ernst und von einem schwermütigen Etwas umwebt, blickt Kronenburg, die letzte Feste an Seelands nördlichster Spitze, einem grauen Steinfels ähnlich, über diese blühende Schönheit hinweg, und sein malerisches Gemäuer weiß uns von allerlei Bedeutungsvollem, Sagenhaftem zu erzählen.

Hierher ward gefangen die unglückliche Königin von Dänemark Karoline Mathilde geführt, deren Schicksal sich verhängnisvoll dem des allmächtigen Ministers Struensee verknüpfte. Sie war eine englische Prinzeß, eine Schwester Georgs III. Ihr Gemahl, Christian VII., König von Dänemark, verfiel, wie es hieß, zufolge von Gift, das seine ränkevolle Stiefmutter Juliane Marie, eine

braunschweigische Prinzeß, ihm schon in seiner Kindheit beigebracht, in Geistesschwäche. Sein geliebter Günstling und Minister, Graf Friedrich Struensee, regierte Dänemark und war bestrebt, in den edelsten Absichten vielleicht, aber in zu rascher Willkür, gesetzlos nur den eigenen Wünschen folgend, dem Lande Freiheiten zu schenken, die zu würdigen das Volk die nötige Reife noch nicht in sich trug. Der Adel und das Militär, die sich in ihren alten Vorrechten beeinträchtigt sahen und denen von vornherein der fremde Emporkömmling — Struensee war von deutscher Abkunft, der Sohn eines Landgeistlichen, ursprünglich Mediziner und Leibarzt des Königs gewesen — ein Dorn im Auge war, verschworen sich gegen ihn im Bündnis mit der verwitweten Königin Juliane Marie, die nicht nur den Minister, sondern auch die junge in Schönheit und Anmut blühende Karoline Mathilde, der sie beim Regierungsantritt ihres Stiefsohnes nur mit innerstem Widerstreben den ersten Platz im Lande eingeräumt hatte, glühend haßte. Man zwang den schwachen König nach langem Intrigieren, endlich einen schmachvollen Verhaftsbefehl gegen seine eigene Gemahlin wie gegen seinen Minister zu unterzeichnen, indem man beide des Hochverrates und eines unter ihnen bestehenden Liebesverhältnisses beschuldigte. Inwieweit letzteres auf Wahrheit begründet, darüber haben sich die Schleier nie ganz gelüftet — Mathilde ward 1772 nach Kronenburg gebracht, um später nach Celle, das damals noch englisch war, überführt zu werden, wo sie, von ihrem Gemahle geschieden, nach dreijähriger Gefangenschaft starb, während das Haupt ihres Freundes unter dem Beile des Henkers gefallen war. Ihr Sohn hat als Friedrich VI. 1784 den Thron Dänemarks bestiegen.

In vielen dänischen Schlössern finden sich Bildnisse dieser unglücklichen Königin ebensowohl, wie Juliane Maries, in deren Zügen sich Hinterlist und Härte deutlich genug aussprechen. Die hohe, runde Stirn, eine stark in die Länge gezogene Nase, ein herber, spöttischer Zug um schmal zusammengepreßte Lippen lassen von ihrem Äußeren wenig vertrauensvoll auf ihr Inneres schließen. Auf einem kleinen Ölgemälde von Erichsen indessen in der königlichen Galerie zu Kopenhagen erblicken wir die verwitwete Regentin in ganzer Figur, in ihrem Gemache stehend, mit einer reichen, weißen Spitzentoilette angethan, die zu dem weißen Haar und der altersbleichen Gesichtsfarbe sehr fein gestimmt ist. Die Königin erscheint, wenn auch hier nicht eben sympathisch, doch vornehm und bedeutend, wie sie es denn wohl auch gewesen sein mag.

Mit einem still rührenden Zuge von Güte und Trauer dagegen blicken uns die Bildnisse Karoline Mathildes an. Auf Schloß Rosenborg in Kopenhagen besonders befinden sich von ihr einige auch recht gut gemalte. Über dem jugendblühenden Antlitz liegt der Schmelz rosiger Zartheit und Anmut. Die volle Unterlippe des freundlich lächelnden Mundes ist etwas vorgeschoben, das Auge groß und hell. Aber trotz aller Rosen, Diamanten und Perlen, mit denen geschmückt man die junge Königin dargestellt hat, scheint sich in der leicht nach vorn geneigten Haltung des reizvollen Kopfes, in dem von Wehmut etwas verschleierten Blick schon etwas wie Tragik anzudeuten. Es ist, als beuge sich dies blonde Haupt einem Schicksal, welches, ob verschuldet oder nicht, mit erbarmungsloser Härte über diese Fürstin hereinbrechen sollte.

Auf Schloß Kronenburg zeigt man, von einem großen, luftigen Saal, in dessen weißgetünchte Wände dunkle Gemälde eingelassen sind, durch eine schwere eichene Thür geschieden, das kleine, enge Gemach, in dem man die Königin gefangen gehalten hat. Es ist ein sechseckiges Turmzimmerchen, von einer niedrig herabreichenden Decke bedrückt, die man ebensowohl wie die Wände ringsherum mit den Armen erreichen zu können meint. Sechs schmale Fenster freilich gönnen nach den verschiedenen Seiten des Turmes hin einen freien Ausblick über das Meer mit seiner Bran-

dung hinweg in weite, unbegrenzte Ferne. Ach, vielleicht drückte diese freie Umschau nur einen Stachel mehr in das Herz der armen Gefangenen! Dort schwellte ein günstiger Wind die Segel der Schiffe, die nach ihrer Heimat fuhren, nach ihrem freien England — und sie schmachtete hier gefesselt in dem engen Raume, einer Krone beraubt, ihres Purpurs entkleidet, vom Gatten und den Kindern getrennt — getrennt von dem Freunde, der ihr troftreich beigestanden hatte in allen Prüfungen und Demütigungen, die sie auf jenem schmerzensreichen Throne erdulden sollte.

Mag böse Nachrede die Beziehungen Mathildes zu dem Günstlinge ihres Gemahls verdächtigt haben, da schließlich über solche nichts Festes erwiesen worden ist, bleibt es erquicklicher, sich einer edleren Auffassung anzuschließen, wie der Dichter Michael Beer sie uns in seinem Trauerspiel „Struensee“ vor Augen führt. Dort treten uns die Gestalten der Königin sowohl wie des Ministers, menschlich bewegt zwar allerdings, aber rein von niederer Schuld entgegen. Daß ein geistiges Band sie vereinte, daß Englands freie Tochter den großgedachten Intentionen des kühnen Neuerers ein höheres Verständnis entgegenbrachte als der in alten Vorurteilen befangene dänische Adel — daß dem geistesschwachen Gatten gegenüber dieser seltene, selbstgemachte Mann ihr Bewunderung abzwang und er in ihr einen Engel des Lichtes erblickte, den er mit stolzer Kraft gegen das Mißtrauen der Nation und gegen die Ränke einer verbrecherischen Schwiegermutter zu verteidigen suchte — war das so unnatürlich und mußte es durchaus Sünde sein?

Auch Michael Beers Dichtung stellt es außer Zweifel, daß Struensee und Mathilde sich geliebt haben. Aber kein unreiner Hauch weht da heran. Das Trauerspiel zeigt uns die Königin im Glanze weiblichster Anmut und Würde — den Minister hochbegabt und selbstlos. In der entscheidenden Stunde wirkt besonders sein Todesmut erhebend.

Im kulturhistorischen Museum zu Lübeck werden ein Paar kleine, alte Frauenschuhe aufbewahrt, welche die Königin Karoline Mathilde auf dem Maskenballe getragen haben soll, an dessen Schlusse sie verhaftet wurde. Es sind zwar — auch sie mochte verkleidet erschienen sein — bäuerische Schuhe, aber von Seide gefertigt, mit feiner Stickerei und zierlich hohen Absätzen versehen. In diesen Schuhen ist die arme holde Königin vom Thron hinunter in ihr Elend gestiegen.

Und noch ein anderes, ungleich berühmteres Trauerspiel hat gleichfalls das alte Schloß bei Helsingör zu seiner Bühne erwählt — Hamlet! Wir wissen, daß Shakespeare seine größte Tragödie hier spielen läßt. Hinter diesen mächtigen Mauern, in diesen königlichen Sälen und geheimnisvollen Gängen hier, vielleicht auch hinausblickend über jene Meeresweite, auf der dann schließlich von Norweg her der junge Fortinbras herankam, die ihm rechtskräftig zufallenden Ländereien wieder in Besitz zu nehmen — hat der große Brite seinen schwermutsvollen Dänenprinzen träumen, trauern und zu Grunde gehen lassen. Hier hat er ihm die große Frage über „Sein oder Nichtsein“ auf die Lippen gelegt. Über diese Terrasse hin läßt er das Gespenst des gemordeten Vaters schleichen; aus jenen unterirdischen Gewölben, die uns feuchte Moderluft entgegenhauchen, hat der ruhelose Geist den trübsinnigen Sohn zur Rache aufgerufen. Beschränkt die Erinnerung an Karoline Mathilde sich auf das eine enge Turmzimmerchen dort oben, so scheint dagegen dem Hamletspiel das ganze altersgraue Schloß in seiner vornehmen Melancholie den stimmungsvollsten Schauplatz unterzubreiten. Wenn in heller Mondnacht die scharfen Schatten dieser Türme und Zinnen sich auf den weiten Schloßhof zeichnen, wenn fahle Nebel über dem Wasser aufsteigen und der einsame Schritt der Wache über die steinernen Platten unter jenen Bogengängen hallt, dann treten leicht vor eine nur etwas bewegliche Phantasie all die Gestalten, die der Dichter in diese Scenerie hineingezaubert hat: der

in düsterem Zwiespalt mit sich selber ringende Königssohn neben den verbrecherischen Eltern; Horatio, Laertes, die zarte, am Herzen getroffene Ophelia, der schwatzhafte Polonius und in den dunklen Tiefen des Schlosses, unstät umherirrend, der fabelhafte Geist, dessen „Schwört! schwört!“ dumpf und schauerlich zu den Lebenden heraustönt.

Nichts vermag einem Platze mehr anziehenden Zauber zu verleihen, wie wenn ein Stück Historie auf seinem Boden gespielt, oder der Dichter solchen beseelt hat mit den unsterblichen Schöpfungen seines Genius. Das läßt auch Schloß Kronenburg uns empfinden.

In seiner nächsten Umgebung, nach dem freundlichen Badeort Marienlyst zu, wird Hamlets Grab gezeigt, wobei indessen der Fabel vielleicht mehr Recht wie der Wahrheit einzuräumen ist.

In den Tiefen des Schlosses aber haust der Sage nach noch ein anderer Geist außer dem Hamlets, und zwar ist er stillerer, friedlicherer Art. Andersen, der dänische Märchendichter, erzählt uns von Holger Danske, dem alten Schutzgeist seines Vaterlandes, der seit mehr denn tausend Jahren im untersten Gewölbe von Kronenburg schlummert, der Zeit harrend, da Dänemark seines rettenden Armes bedürfen wird. Genau wie Kaiser Rotbart im Kyffhäuser, sitzt Holger Danske an seinem steinernen Tische, in den sein langer Bart hineingewachsen ist. Er ist in Eisen und Stahl gekleidet. Alljährlich besucht ihn am Weihnachtsabend ein Engel, der ihm berichtet, wie es um Dänemark steht. Wenn Gefahr im Anzuge ist, wird er sich erheben, der Tisch wird auseinanderbersten, wenn er den Bart zurückzieht, und der Alte wird dreinschlagen, daß man's in aller Welten Ländern hört. Er ist Dänemarks guter Geist. Die Seefahrer lassen sein Bild schnitzen und befestigen es an die Gallionen ihrer Schiffe, mit denen sie den Ocean durchkreuzen. Holger Danske, heißt es, beschütze sie vor Wind und Wellen und bereite ihnen eine glückliche Heimkehr. Auf diesen Darstellungen führt er ein Schwert in der Rechten und stützt die Linke auf Dänemarks Wappenschild. Gar anmutig weiß Andersen uns die Herzen und die Löwen in diesem alten Wappen zu deuten, wie er denn überhaupt mit warmem Heimatgefühl sein Dänemark zu verherrlichen versteht. Die Poesie seiner Märchen aber, wie lokal sie auch gefärbt sein mögen, gehört nicht seinem Vaterlande allein an. Wir alle können sie mitgenießen, haben uns alle die Herzen mit rühren lassen von seinem „häßlichen jungen Entlein“, seinem „standhaften Zinnsoldaten“, seiner „kleinen Seejungfrau“ und haben gelacht über sein „Liebespaar“, seinen „Schweinehirten“, während seine größeren Dichtungen sich nicht minder Anerkennung erwarben.

Im Parke von Rosenborg steht nun sein Denkmal, wie er, ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien, die Rechte erzählend erhebt, den Blick nach oben gerichtet, als kämen ihm im Momente selber erst von dort Gedanken und Phantasien. An den Seiten des Sockels, auf welchem er sitzt, sind die Störche und die Schwäne angebracht, von denen er uns mit so besonders poetischem Naturgefühl erzählt. Dänemark darf stolz sein auf diesen liebenswertesten Dichter. Auch du hast deinen Barden in ihm gefunden, alter märchenhafter Holger Danske, in deinem grabesstillen Kellergewölbe zu Schloß Kronenburg.





Litterarische Notizen.

Das Schaffen des gefeierten Lyrikers und Romanschriftstellers Oskar v. Redwitz bildet einen wohlthuenden, interessanten Gegensatz zu den Produkten der meisten gegenwärtigen deutschen Erzähler. Während in unserer modernen belletristischen Litteratur in erschreckendem Maße das Bestreben überhand nimmt, durch ausgeklügelte, komplizierte Probleme, durch seltsame, exotische Scenerien, durch eine von Frankreich herübergekommene, auf den Sinnenkitzel berechnete pikante Seelenmalerei zu wirken und dadurch das Grundelement einheimischer Poesie zu zerstören, bewegt sich Oskar v. Redwitz im vollbewußten Kontrast stets auf dem Boden des Vaterlands und schildert nur deutsche Charaktere und ist vor allem darauf bedacht, die Vorzüge deutscher Eigenart im feingeschliffenen Spiegel echter Dichtung aufleuchten zu lassen. In seinem neuesten Buche: **Hymen** (Berlin, Wilhelm Hertz) gewinnt des Dichters Achtung vor deutschem Frauenleben und Lieben einen glänzenden und rührenden Ausdruck. Ein dem Naturell nach grundverschiedenes Ehepaar wird uns vorgeführt: Werner von Goos und Irene von Klinger-Welletz. Trotz des Abmahnens der Eltern folgte das junge Mädchen seiner leidenschaftlichen Neigung und reichte Werner ihre Hand. Die Befürchtungen der Eltern gingen in traurige Erfüllung. Werner, von den Seinigen grenzenlos verzogen und verhätschelt, galt in der Jugendzeit als ein Genie in musikalischer Hinsicht. Er, der nie etwas Rechtes lernte, besaß auch nicht die Energie, sein Talent auszubilden, und blieb stets ein Musikdilettant. Bald wurde er der Tonkunst überdrüssig und redete sich und seinem jungen Weibchen ein, daß er zum großen Dichter berufen sei. Auch diese Hoffnung erwies sich als grobe Täuschung. Da er weder Wissen noch Ernst besaß, um sich der Pflege seines Landgutes zu widmen, versank er vollends in Müßiggang und gab sich nur mehr ebenso verschwenderischen wie thörichten Allüren hin. Daß darunter das Glück der jungen Ehe litt, ist selbstverständlich. Aber den Launen ihres Gatten setzte Irene Geduld entgegen, die engelhafte Geduld eines liebenden Weibes. Selbst als sich Werner als treulos und als pflichtvergessener Gemahl zeigte, verzieh sie ihm und widmete sich liebenden Herzens der Erziehung ihrer Kinder. Mit unendlich vielen charakteristischen Zügen stattet Redwitz die Schilderung dieser unseligen Ehe aus, die Gestalten treten klar und deutlich vor uns. — Wohl wird sich Werner sehr oft bewußt, daß sein Leben ein verfehltes sei, daß er sein Weib betrüge und seine Kinder vernachlässige, doch der grenzenlose Leichtsinn, der sein Wesen ergriffen, läßt ihn zu keiner Umkehr kommen. Schließlich ergiebt er sich dem Trunk, will sich von seiner Frau trennen, um eine junge Dame, die Tochter einer raffinierten und abenteuernden Person, zu heiraten; bevor er noch diesen verhängnisvollen Schritt thut, wird er wahnsinnig und stirbt in den Armen seines Weibes, das ihm, dem reuigen Sünder, liebevoll verziehen hat. Der Roman bietet ein furchtbares Beispiel verkehrter Erziehung; in erschreckender Naturtreue entwirft Redwitz das Bild eines haltlosen, leichtsinnigen Mannes, aber nicht minder bewährt sich die Gestaltungskraft des Dichters bei der holdseligen Frauengestalt, deren heldenhafte Treue und innige Liebe das ganze Buch wundersam durchstrahlt. „Hymen“ wird ein auserlesener Genuß der deutschen Frauenwelt werden, denn das Buch ist von Anfang bis zu Ende ein lauthallendes Hoheslied deutscher Frauentugend. Mögen auch manche Kritiker behaupten, daß der Roman in seiner durchwegs idealen Anlage und Ausführung altfränkisch anmute — das beste Kriterium eines guten Buches ist dessen reine Wirkung auf unbefangene Seelen, und solchen wird der neueste Roman von Redwitz stets nur ein Gegenstand der Erquickung und Erhebung sein.

Spitzen. Roman von Paul Lindau. Zwei Bände. (Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.) —

In dem zweiten der Berliner Romane von Lindau, welcher „Arme Mädchen“ betitelt ist, bildet eine der wirksamsten Episoden die Geschichte eines jungen eleganten Herrn, der in die Lage kommt, um die gesellschaftliche Moral aufrecht zu erhalten, mit der idealen Moral vollständig zu brechen. Derselbe Gegensatz, mit der ganzen Fülle der Lindau zu Gebote stehenden Erzählergabe weiter ausgeführt, bildet den Inhalt des vorliegenden spannenden und ungemein geistvollen Romans, dessen Titel sich auf eine alte berühmte Brabanter Spitze bezieht, die in der Entwicklung der Handlung eine wichtige Rolle spielt. Nebenbei läßt der Titel aber auch eine Deutung auf die Spitzen der Gesellschaft zu, in welchen sich der vorerwähnte Konflikt entwickelt. Lindau hatte selbstverständlich nicht die Absicht, die seinem Roman zu Grunde liegende echt moderne Frage im Princip zu lösen, er beleuchtet sie sehr geschickt von allen Seiten und läßt dann den speciellen Fall seiner Erfindung in tragischer Weise ausklingen. Derjenige Teil der Handlung, welcher in der vornehmen Gesellschaft vorgeht, könnte in jeder größeren Residenzstadt spielen, aber die Verzweigungen nach dem Gaunertum hin und die Schilderung, wie die Kriminalpolizei ihres Amtes waltet, ist ausschließlich berlinisch und von Lindau ganz ausgezeichnet beobachtet. Das Buch, das eine Menge wahrhaft glänzender Einzelheiten enthält, ist also nicht nur ein fesselndes und unterhaltendes Werk, sondern auch als Glied des zusammenhängenden Cyklus „Berlin“ unzweifelhaft von kulturhistorischem Werte.

Die Versuchung des Pescara. Historische Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Erste bis dritte Auflage. (Leipzig, H. Haessel, 1888.) — In wenigen Monaten drei Auflagen! Eine historische Novelle, die weder zur Zeit der Völkerwanderung, noch im alten Ägypten spielt! Ein ungewöhnlicher Erfolg! Man sieht also, daß auch in Deutschland das Gute gekauft wird, freilich unter der Voraussetzung, daß das Gute autoritativ, womöglich von Behörden, oder doch wenigstens von Professoren als solches anerkannt sei. Nun, Konrad Ferdinand Meyer ist anerkannt, er gilt uns fast bereits als Klassiker, und wenn wir dieses Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung nehmen, in der es sich lediglich auf das „klassische“ Altertum bezog, so ist Konrad Ferdinand Meyer vielleicht der einzige, gewiß aber doch der unzweifelhafteste Klassiker unter den gegenwärtigen deutschen Poeten. Man hat dasselbe mit anderen Worten ausdrücken wollen, als man sagte, K. F. Meyer sei ein Künstler, aber kein Dichter. Eine solche Gegenüberstellung von Künstler und Dichter ist freilich nur erlaubt, wenn man sich von beiden Begriffen sehr viel hinwegdenkt; sie läßt sich vielleicht am besten dadurch ersetzen, daß man K. F. Meyer einen Plastiker nennt. Nichts anderes als das ist er, ein Plastiker ersten Ranges. Seine Figuren sind wie aus Marmor gemeißelt, streng, haarscharf genau, ohne leuchtende Farbe, kalt, aber ganz und tadellos in jeder Linie. „Die Versuchung des Pescara“ behandelt wieder einen großen historischen Stoff, eine Episode aus den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I., deren Preis die blühende Italia war. Die Zeitstimmung ist wieder wunderbar getroffen, die von hochgesteigerter Kultur und von sittlicher Fäulnis in gleichem Maße geschwängerte Atmosphäre an den Höfen der kleinen italienischen Tyrannen sieht man über dem Buche fast so leiblich zittern wie die gasdurchflutete Luft auf den Kaffeehausstudien Menzels. Meyers historischer Stil ist der der vollkommenen Objektivität und der olympischen künstlerischen Ruhe. Dieser Stil herrscht in der nämlichen Vollendung in der „Versuchung des Pescara“, dem Werk des Sechzigers und anerkannten Meisters, wie in „Jürg Jenatsch“, dem Werke des fünfzigjährigen Anfängers. So reiht sich das neueste Buch Meyers vollhaltig den Kleinodien der deutschen Litteratur an, welche den Titel tragen: K. F. Meyers gesammelte Werke.

Runensteine. Roman von Wilh. Jensen. (Leipzig, Elischers Nachfolger.) — Eine reiche, mächtig quellende Phantasie ist Jensens hauptsächlichstes litterarisches Merkmal, eine Phantasie, die oft die Maße des Wirklichen vergißt und ganze farbig belebte Welten in die Luft zaubert. Im Laufe der Jahre hat sich Jensens Temperament beruhigt, seine Farben sind milder, seine Stimmung ist wehmütig geworden. Die Entfernung von der wirklichen Welt, das Eingesponnensein in der Schwarzwälder Siedelei hat Jensens Phantasie keine neuen befruchtenden Keime hinzugeführt; sie muß ihre Nahrung allein aus der inneren Anschauung des Dichters saugen, welche ganz die eines am nebligen Meeresstrande emporgewachsenen Nordlandsohnes ist. So lagert sich denn über Jensens neuesten Werken eine wogende Nebelmasse, in der Gedanken und Gefühle zu einem unbestimmten Chaos verschwimmen. Nirgends tritt diese Entwickelung des Dichters klarer ins Licht als in seinem neuesten Roman „Runensteine“. Diese Runensteine sind Mäler menschlichen Gemüts. Sie sind Allegorien für Personen, Gefühle, Weltanschauungen, kurz, ein wenig für alles. Drei Gruppen von Gemütszuständen stellt Jensen einander gegenüber: die kalte, starre Heiligkeit, kalt und starr wie Sterngefunkel in Winternacht, die Gemütsrichtung nach dem Himmel, die ekstatische Entrücktheit, der nichts auf Erden Interesse noch gar Sympathie einflößt — das stumpfe tierische Hinbrüten, das

nichts kennt als essen, trinken und schlafen — die wehmütige Lebensfreude endlich, die auf den Himmel verzichtet und im Hinblick auf die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens unendliches Mitleid mit den mitleidenden Erdgeborenen empfindet. Jensen schaut Vertreter dieser drei Richtungen, der Richtung auf die Ewigkeit, die Nichtigkeit und die Flüchtigkeit des Lebens im Traum wie im Wachen. Im Traum in übermenschlicher Gestalt, als Nornen auf Runensteinen am brandenden Nordseestrand; im Wachen als seltsame nebelumflossene Menschen auf dem Nebeleiland Juist in der friesischen Nordsee. Die Idee ist interessant, ja sogar tiefsinnig zu nennen; aber die Ausführung, die Verfleischlichung der Idee in lebenden Menschen zeigt all den Nachteil, welchen Weltentfremdung der Phantasie eines Dichters zufügen muß. Die Figuren verschwimmen gleichfalls im Nebel, und Jensen ist in diesem Buche fast mehr Lyriker als Epiker. Seine Naturbilder von der Nordsee sind in mystische Dämmerung getaucht und greifen wie mit magischen Tönen ans Herz. Nur eine Figur entwindet sich mit sicheren Umrissen aus dem wallenden Brodem von dumpfer Stimmung und wehvoll-klingendem Stil: die kleine Freda, eine keusche, reine nordische Magd, eine friesische Nausikaa, in der ein Lieblingsproblem Jensens, die keusche Nacktheit, wieder einmal meisterlich behandelt ist. Und wieder ist Jensens Sprache voll alten Zaubers, wenn auch düsterer und verhaltener denn je; wie mit dunkelnachtenden Schwingen breitet sie sich über der Handlung aus, die in müder Monotonie auf einem kleinen vergessenen Fleckchen Erde sich abspielt.

Meister Timpe. Roman von Max Kretzer. (Berlin, S. Fischers Verlag.) — Ein Berliner Roman, ein wirklicher Berliner und daneben socialer Roman. Kretzer hat hier mehr als einen verlorenen Versuch geleistet, er hat das Gebiet, wonach er strebte, wirklich betreten und auf ihm festen Fuß gefaßt. Dieses Gebiet ist das des realistischen Romans aus dem kleinbürgerlichen und Arbeiterleben Berlins. Der Drechslermeister Timpe, welcher, ein Sinnbild des kleinen Handwerkertums, an dem Großbetrieb zu Grunde geht — eine Parallelaktion zu Zolas „Au bonheur des dames", an welchen sich übrigens Kretzer mit der naiven Entschlossenheit des bewußten Schülers anlehnt —, dieser Drechslermeister Timpe ist mit seinen Gesellen mit einer großen Sachkenntnis, einer respekteinflößenden Beobachtungsschärfe, einer Treffsicherheit des Ausdruckes und endlich — ganz anders, glücklicherweise, als der Kodex der Naturalisten es vorschreibt — mit so viel Herz geschildert, daß wir ihn mit allzeit unveränderter Anteilnahme auf dem Wege vom altbegründeten Wohlstand abwärts ins Verderben folgen. Aus der Sphäre der Drechslerwerkstätte jedoch hat sich Kretzer nicht erhoben. Wenn er uns in das Haus des Großfabrikanten führt, giebt er Verzeichnungen. Kretzer, der erst ganz langsam ein lesbares Deutsch zu schreiben gelernt hat, besitzt den Sinn für die Erfassung des gebildeten modernen Individuums leider auch nicht in der Keimanlage, so außerordentlich sein Sinn für die Erscheinungen aus dem sogenannten „Volke" entwickelt ist. Das ist die große Klippe, an welcher der Künstler wie der Schriftsteller fortfahrend sich lebensgefährlich verletzen.

Der Bergrat. Roman von Sophie Junghans. Vier Bände. (Berlin, Emil Dominik.) — Wir lernen im Beginn dieser Erzählung zwei junge Leute kennen, wovon der eine, Schüler des Polytechnikums und Sohn eines Schneiders, sofort uns als tüchtig angelegter junger Mann entgegentritt, während der andere, Gymnasiast und Sohn eines Medizinalrats, als windiger Patron mit gefälliger Außenseite erkannt wird. Ferner ist eine Schauspielerfamilie da, die aus Gutherzigkeit ein scheinbar elternloses Kind zu sich genommen hat, welches später als die legitime aber unebenbürtige Tochter eines Grafen sich entpuppt. Infolge eines Schülerkampfes hat sich der Sohn des Schneiders mit seinem Vater entzweit und geht in die weite Welt. Inzwischen war der Gymnasiast in Geldverlegenheit und bestiehlt den Geldschrank des Schneidermeisters, wobei der Verdacht jenes Diebstahls auf dem entflohenen Sohn sitzen bleibt. Nun entwickeln sich die Lebensschicksale weiter. Der Schneidersohn wird ein tüchtiger Bergwerksbeamter und kommt mit seinem Feinde wiederholt in ernste Konflikte, bei welchen schließlich auch die inzwischen legitimierte Tochter des Grafen eine wichtige Rolle spielt. Als endlich der ehemalige Gymnasiast seinen Gegner dadurch zu stürzen sucht, daß er im Verein mit anderen schlechten Subjekten ein großartiges Werk zum Schutze gegen Überschwemmungen zu vernichten trachtet, wird er entlarvt und alles kommt zu erwünschtem Schlusse. Das Buch ist in Bezug auf die darin geschilderten Seelenzustände sehr anzuerkennen, wenn auch die berührten praktischen Verhältnisse nicht immer der Wirklichkeit entsprechen mögen.

In ihrer letzten Erzählung **Josias** (Leipzig, Ernst Keil) hat Fanny Lewald im Gegensatz zu ihrer sonst so klaren Weltanschauung ein hochromantisches Thema variiert: die unerlöschliche Liebe eines Mannes, der sein ganzes Leben hindurch einem Jugendtraum treu bleibt. Abgesehen von diesem nicht eben originellen Grundthema, welches übrigens bei der Frauenwelt stets beliebt bleibt, weist die

Erzählung alle Vorzüge der welterfahrenen und ihrer Ziele klar bewußten Schriftstellerin auf.

Einen tiefen, ethischen Hintergrund besitzt der neueste Roman **Flittergold** von Fedor v. Zobeltitz (Jena, Hermann Costenoble), der zumeist in Offizierskreisen spielt. Spannende Handlung, genaue Kenntnis der Finanz- und Militärkreise, treffliche Charakteristik sind die Hauptvorzüge des Buches. Der Roman gipfelt in der Pointe, daß Reichtum, sociale Stellung im Grunde nur hinfällige, äußerliche Dinge sind, die nichts mit dem echten Glück zu thun haben, und daß Zufriedenheit mit dem Schicksal, vor allem aber treue Liebe den Menschen allein wahrhaft glücklich machen könne.

* * *

Johannes Trojan zeigt sich in seinem neuesten Buche: **Von Strand und Heide** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag) als der alte Meister kurzer landschaftlicher Skizzen und humoristischer Stimmungsbilder; in seiner Art ist er eine litterarische Specialität von besonderem künstlerischem Werte. Seinen Arbeiten fehlt die glänzende Farbe, fehlt oft Handlung und lebende Staffage, und doch steht alles, was er schildert, so plastisch, so farbenvoll, so reich bewegt vor unseren Augen, als arbeitete er mit dem größten dichterischen Apparate. Wie er diese erstaunliche Wirkung zu stande bringt, ist sein Geheimnis, und wenige von den Lebenden sind befähigt, in diesem Genre mit ihm wetteifern zu können. Es wäre nutzlos, einige Skizzen aus dem vorliegenden Bande zu nennen, die als besonders gelungen zu betrachten sind. Sämtliche Aufsätze tragen das Gepräge ihres Urhebers und sind für diejenigen Leser, die den Nerv für solche köstliche Miniaturblüten deutschen Humors und moderner Darstellungskunst haben, besondere litterarische Leckerbissen. Auch Vergleiche mit anderen Dichtern sind überflüssig, selbst der so naheliegende mit Adalbert Stifter. Trojan ist eben eine litterarische Individualität, die allerdings eine gewisse Wahlverwandtschaft mit anderen Dichtern hat, dennoch aber streng für sich allein betrachtet und genossen werden soll.

* * *

Von der Verlagsbuchhandlung Gebr. Henninger in Heilbronn gingen uns zwei neue Bände des wertvollen Unternehmens **Deutsche Litteraturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts**, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert, zu: „Die Maitresse“, Lustspiel von K. G. Lessing, dem Bruder von G. E. Lessing, Eugen Wolf fügte dem Werkchen eine fleißige und orientierende Einleitung bei; ferner Heinrich Heines „Buch der Lieder“ nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften. Auf eine nähere Anzeige dieser meisterhaften textkritischen Ausgabe können wir uns an dieser Stelle nicht einlassen, wir verweisen nur kurz auf die treffliche Analyse des Inhalts der Heineschen Jugendgedichte und den nicht minder wertvollen Abschnitt über die Darstellungsmittel in Heines Jugendgedichten. Abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werte wird diese Ausgabe auch den Laien interessieren. — Im selben Verlag erschien auch **Faust von Goethe.** Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung, herausgegeben von K. J. Schröer. (II. Teil. Zweite durchaus revidierte Auflage.) Auch diese tüchtige und mit größtem Fleiße ausgearbeitete Ausgabe verdient unsere vollständige Anerkennung.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



